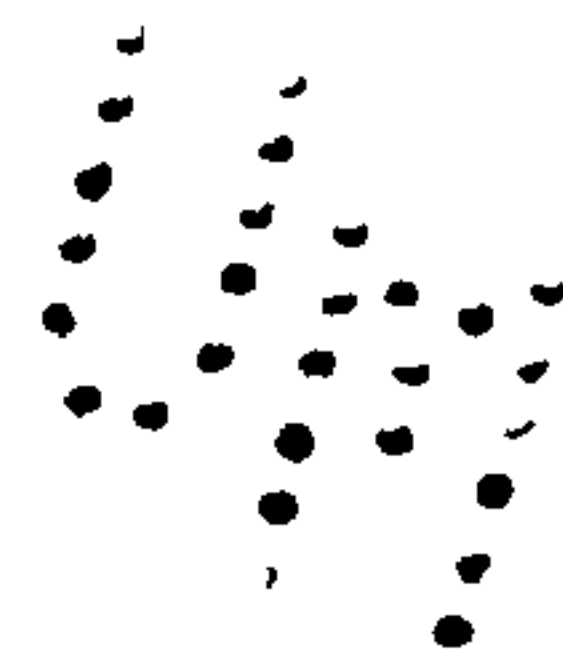


# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Hünfundsiebenzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1911.

Rec. Hist.

Harraes

1. 23. 31

23211

# Inhalt.

Abrüstung f. Afustische Wolke.		Fremdenlegion, die . . . . .	16
Aehrenthal . . . . .	256	Fremdwörter . . . . .	265
Altien f. Instrumente der Spekulation.		Fürst Bülow f. Sonnenwende.	
Afustische Wolke . . . . .	35	Fürsten . . . . .	127
Autoritäten . . . . .	91	Fürstenberg, Fürst f. Fürsten.	
v. Bethmann-Hollweg f. Afustische Wolke, f. a. Pyrrhus von Hohenfinow, f. a. Sonnenwende.		Gaffron f. Totengericht, f. a. Sonnenwende.	
Bismarck und Elsaß-Lothringen f. Pyrrhus.		Gedichte von Goethe . . . . .	198
Blumentage . . . . .	317	Georg, König von Griechenland f. Regalia.	
Börse, die f. Instrumente der Spekulation.		Glaube und Heimath . . . . .	169
Bouwmeester f. Theater.		Goethe f. Faust, f. a. Gedichte, f. a. Theater . . .	161
Brief an den Römer f. Sonnenwende.		Goldaktien f. Sparer und Spieler.	
Briefe, zwei . . . . .	130	Guilbert, Mette f. Theater.	
Buch, das, der Liebe . . . . .	424	Hendel-Donnersmard f. Fürsten.	
Burbach f. Saar und Mosel.		Hotelhypothek, die . . . . .	231
Darmstädter Bank f. Schweigegeld.		Jagow f. Moriz und Rina.	
Deutsche Politik . . . . .	203	Instrumente der Spekulation .	365
Deutsches Wesen . . . . .	19	Judic f. Theater.	
f. a. Briefe . . . . .	130	Kaiser v. Oesterreich f. Regalia.	
Diplomatie f. Deutsche Politik.		Kanzlerrede f. Afustische Wolke.	
Eligiere des Teufels . . . . .	75	Kathedersozialismus und Wissenschaft . . . . .	358
Elsaß-Lothringen f. Moriz und Rina, f. a. Orient und Occident.		Korsu, Ausgrabungen auf f. Regalia.	
Elsaß-Lothringische Verfassung f. Pyrrhus.		Kreditgenossenschaften f. Schuldner und Schieber.	
Enea Silvio . . . . .	282	Kronprinz Friedrich Wilhelm f. Regalia.	
Faust . . . . .	101	Kwilecki wider Kwilecki f. Totengericht.	
Fernweh . . . . .	197	Landschaft und Volkscharakter	292
Frankreich f. Orient und Occident.		Legendarium . . . . .	403
		Ludwig der Zweite . . . . .	369



Luftschiffbau Zeppelin f.		Schöffen f. Ueberschöffe.	
Sonnenwende.		Schönherr, Karl f. Glaube	
Magharen und Lombarden . .	96	und Heimath.	
Margueritentage f. Blumen-		Schuldner und Schieber . . .	32
tage.		Schweigegeld . . . . .	258
Marokko f. Deutsche Poli-		Selbstanzeigen . . . . .	81, 144, 329
tik, f. a. Orient und		Silberne Hochzeit . . . . .	261
Occident, f. a. Regalia.		Skoda-Aktien f. Sparer	
Memoiren des Chevalier Gra-		und Spieler.	
mont, die . . . . .	321	Sonnenwende . . . . .	335
Monopolhotel f. Hotel hypo-		Sparer und Spieler . . . . .	194
thek.		Spekulation f. Instrumente.	
Moriz und Rina . . . . .	1	Staatsmannschaft f. Deutsche	
Mosel f. Saar.		Politik.	
Muley Abd ul Hafid f. Re-		Stahl- und Eisenwerke f.	
galia.		Saar und Mosel.	
Delmoral . . . . .	332	Standard-Oil Co. f. Stand-	
Orient und Occident . . . . .	235	ardtrust, f. a. Trustpro-	
Petroleumtrust f. Delmoral.		zesse.	
Platen . . . . .	187	Standardtrust, der . . . . .	297
Politik f. Deutsche.		Stumm f. Saar und Mosel.	
Portugiesische Emissionen f.		Südbahn, Oesterreichische f.	
Schweigegeld.		Magharen.	
Posen f. Briefe . . . . .	132	Terrain- und Bau-Aktienge-	
Prusse cane?, La . . . . .	423	sellchaft f. Fürsten.	
Pyrrhus von Hohenfinow . .	301	Theater . . . . .	150
Quiproquo . . . . .	287	Thyssen f. Saar und Mosel.	
Regalia . . . . .	135	Totengericht . . . . .	269
Reichsversicherung . . . . .	227	f. a. Sonnenwende.	
Reichsversicherungordnung f.		Trustprozesse . . . . .	145
Sonnenwende.		Ueberschöffe, der . . . . .	69
Reinhardt, Max f. Theater .	150	Verlaine, Paul . . . . .	125
Res Publica . . . . .	45	Volksscharakter f. Landschaft.	
Richtshofen wider Gaffron f.		Wahlbeeinflussung . . . . .	336
Totengericht, f. a. Son-		de Wendel f. Saar und	
nenwende.		Mosel.	
Rings um die Sphinx . . . .	183	Wetterzeichen . . . . .	431
Röchling f. Saar und		Wiederkunft, die ewige . . .	384
Mosel.		Wort, daß . . . . .	83
Rockefeller f. Standard-		Wörterbuch der Philosophie f.	
trust.		Res Publica.	
Saar und Mosel . . . . .	60, 86	Zeppelin f. Sonnenwende.	





Berlin, den 1. April 1911.

## Moriz und Rina.

Kressin, Laetare 1911.

Citoyen Jesaia!

Stimmt's noch? Weissaget, aus röthlich schimmerndem Herzen, der liebe Herr Bruder annoch im Unionflub von Jerusalem an der Spree? Keinen Dunst. Auch nicht, ob immer noch Alles für das Volk, Alles durch das Volk; und ähnliche Bijouterie. „Freuet Euch mit Jerusalem und seid fröhlich über sie, Alle, die Ihr sie lieb habet; freuet Euch mit ihr, Alle, die Ihr über sie traurig gewesen seid.“ Darüber und über die wunderbare Speisung am vierten Fastensonntag hat der gute Baetsche heute gepredigt (ein Bißchen klapperig, aber mit dem alten Feuer, das Deinem mißtrauischen Spürsinn aus Wendenblut zu kommen schien). Aufrufe zu frommer Freude finden mich nie taub. Nur weiß jegliches Thierchen gern, woraus es sich sein Plaisirchen machen soll. Worüber kann, darf, muß ich mich freuen? (Im Allgemeinen, versteht sich; über Häuslich-Familiäres später oder gar nicht.) Laetare: ist leicht gesagt. Seit drei Tagen brennt's lichterloh in mir. „Die von der Regierung für das Reichsland vorgeschlagene Verfassungsreform bringt dem Deutschen Reich eine ganz außerordentliche Schwächung des preussischen Einflusses. Nach solcher Schwächung aber könnte die deutsche Zukunft kein Glück verheissen.“ Vieles haben wir erlebt; bis in diesen März (Omen?) nicht solche Sätze aus dem Landtag



unserer alten Monarchie gehört. Wenn ich aus der Tonart piff und, fast mit der Demuth der Madame Stauffacher, die klugen Männer, die manchmal die Zuhörerinnen zu dulden geruheten, fragte, ob denn ganz vergessen sei, wodurch Preußen sich selbst und das „herrliche Reich“ groß gemacht habe, und ob man geduldig warten wolle, bis wir in den Sumpf süddeutscher Zuchtlosigkeit geschlittert seien, dann hieß ich die rasende Borussin oder die liebenswürdige Idealpatriotin (zu Deutsch: verdrehte Schraube) und wurde, trotz weißem Scheitel, als kindische Schwägerin verhöhnt. Jetzt habt Ihr die Bescherung. Ernst Henckell ist kein Rindskopf. Hat auch sicher nicht den Wunsch, dem armen Hollweg, mit dem er das Staatsgeschäft ja nun einmal ins Reine bringen muß, noch mehr Kummer zu bereiten. Und sprach, wie festgestellt ist (man hat schließlich noch seine tuyaux), unter dem Druck der ganzen Fraktion, insbesondere der Befestigten des Herrenhauses: Alles in heller Wuth. Nicht ohne Grund. Preußen verschenkt Bundesrathsstimmen, die nur gegen Preußen gültig werden können! So weit sind wir nun; heruntergekommen (pflegte Bismarck zu sagen) und wissen selber nicht, wie. Senke für zwei Minuten gefälligst die werthen Augen- deckel und stelle Dir vor. Die besten Preußen, Alle, die sich in beiden Häusern des Landtages konservativ (ohne oder mit Freiheitschnörkel) nennen, erklären: Du, Königliche Staatsregierung, opferst wichtige preußische Interessen, schwächst Preußens Machtstellung im Reich, bringst Preußens Zukunft in Gefahr. Rein Pappenstiel, scheint mir. Jedenfalls: noch nicht dagewesen; selbst unter Caprivi-Montecuccoli nicht. Keiner hätte es für möglich gehalten. Und auf dem Kalenderblatt steht, wie zum Spott: Laetare!

„An den Brüsten ihres Trostes sollet Ihr saugen und satt werden.“ Könnte ich nur! Aber der einzige Trost (von der schwächsten Sorte) ist, daß der Schlag mich nicht ganz unvorbereitet traf. Erstens: überhaupt keine Rosabrillette; zweitens: durch den Jungen während seiner meher Zeit auf dem Laufenden gehalten. Tolle Zustände. Wie hieß doch der stramme Herr, der seiner russischen Gebieterin auf ihren Lustreisen (Grinsen bei so ernstem Anlaß verboten) Theaterdörfer und Opernseligkeit vorschwindelte? Auch chez nous nicht ausgestorben. Urville, sagten im Kasino die Aeltern, ist ein Nationalunglück. G. M. braucht Sonne; fühlt sich, leiblich und seelisch, nur in der Sonne wohl. Daher Korfu: Uni-



zum der ins Ausland verlegten Residenz. Daher die Scheu, ihm Unerquickliches zu melden. Was herauskommt, hat Südwestafrika gelehrt; und wird Lothringen lehren. Um jeden Preis sollte gezeigt werden, daß die Französlinge uns ralliirt und die Massen zufrieden sind. Nur keine Hiobsposten! Alles sucht sich den ersten Familien anzubiedern, auch wenn sie ihre unfreundliche Gesinnung gegen das Reich nicht verbergen. Kerndeutsche haben's viel schwerer. Mancher hat im Uerger schon gesagt, er werde, um von den Behörden gute Behandlung zu erreichen, sich in Frankreich naturalisiren lassen und nach der Rückkehr die Muttersprache mit welschen Brocken spicken. Jeder Franzos wird so behutsam wie ein rohes Trinkei angefaßt. Folge: Vive la France! Warum nicht? Die Preußen haben ja aufgehört, Krazbürsten zu sein, an denen der Frechste sich nicht reiben mag, und schießen noch lange nicht, wenn der Machtkißel halbwüchsige Burschen zu Beschimpfungen treibt. Der Knall könnte so unliebsam empfunden werden wie bei einer meßer Uebung vor S. M. die Fortsetzung des Feuers, als die Artilleristen das Haltsignal nicht gehört hatten (und, trotzdem sieß bei der Windrichtung nicht hören konnten, ins Loch mußten). Nur von kleiner Krazbalgerei darf die Rede sein. Damit der Allerhöchste Herr glaube, die Bevölkerung plansche in Wonne. „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt!“ Immer wieder die alte Täuschung. Weißt selbst wohl besser Bescheid. Und weil in Straßburg und Metz Alles so wunderschön friedlich ist und Aufhegerei nicht mehr vorkommt, müssen diese braven Menschen natürlich eine „freiheitliche Verfassung“ erhalten. Wer widerspricht, ist von vorgestern. Preußen darf nicht kleinlich sein, sagt der Ministerpräsident. Dessen europäische Redensarten nicht einen Buchstaben von Heydebrands Warnung wegradiren. Daß Bismarck uns Braunschweig und Elsaß-Lothringen, weil die Kronprinzessin die Regentenposten ihrem zweiten Sohn und (für's Erste) ihrem Fritz zugedacht hatte, nicht schlucken ließ, hat Deine Schwester (donnemals in traurem Verein mit Dir) immer bedauert. Wenn er jetzt aber sähe, was da angebändelt wird, würde er viel wilder reden als Heydebrand. Fehlt nur noch der lüneburger Welfenthron mit der Aussicht auf Hannover. (Ist, übrigens, wahr, daß auf Bismarck's Schreibtisch, wenn sein soi-disant Nachfolger Abgeordnete, Zeitungsmenschen und andere Judengenossen füttert,



Biergläser, Teller und Aschenbecher stehen und das Zimmer, in dem doch Einiges geschehen ist, als Kneip- und Qualmraum benutzt wird? Der lange Dietrich schwört drauf; behauptet, unter Lenbachs Bild erörtern zu haben, ob man dieses würdigste Nationalmuseum nicht sperren solle, statt es zur Schwemme machen zu lassen.) Oft ist mir, als sei mindestens ein Jahrhundert vergangen, seit der Einzige fort ist. Raum noch wiederzuerkennen. Und der Fünfte fällt mir von Quartal zu Quartal lästiger auf die Nerven. Für Musterknaben war schon im kurzen Kleid nicht zu haben. Was will der Mann eigentlich? Glaubt er sich im Ernst für den Posten passend? Ich finde mich nicht mehr zurecht.

Nirgend; weder drinnen noch draußen. Im Landtag werden Männer von Rang und Verdienst geschimpft, daß sich Einem beim Lesen die letzten Haare sträuben, und Stunden lang niederträchtige Reden gehalten, deren sich selbst ein Herr Virchow geschämt hätte. Die Minister, die gegen diesen Unfug auftrumpfen müßten, thun, als könnten sie nur weiterleben, wenn sie für hübsch liberal gehalten werden. Im Landwirthschaftsath, wo die Leute sich doch nicht seit vorigem Donnerstag mit Viehzucht und Moor-  
kultur beschäftigen, erzählt S. M. von den cadiner Leistungen und flicht Fähnrichsanekdoten ein, die nicht gerade primeurs sind (nicht nur Adolf, als Landwehrmajor, außer sich über den Witz von Zebubullen und Stabsoffizier); und in jedem Kreisblatt steht dann, diese sonderbaren Sätze seien aus einem Manuscript abgelesen worden. Denke Dir den alten Kaiser oder auch nur Franz Joseph in solcher Situation! Heute wundert sich bei uns kaum noch Einer darüber. Wird aber Luitpold, der Wittelsbacher, der das Reich nicht wollte, überlaut verherrlicht, so wagen sich wieder allerlei spitzige Vergleiche ans Licht. Der Kronprinz, dessen indische Reise (dringender Wunsch, das Kriegsschiff weiß angestrichen zu sehen; Löwenjagdbilder; Pestmotiv zur Absage an die Ostasiaten) recht mißbehaglich wurde, plötzlich nach Langfuhr versetzt, wo es für eine schwächliche Frau ein Bißchen rauh ist; sonnenklar, daß es Klatsch ohne Ende giebt. In vollem Ernst wird gefragt, ob nicht Zeit wäre, die lieben jüdischen Mitbürger, die doch (weiß Gott!) schon vor den feinsten Schüsseln sitzen, zu Offizieren, Staatssekretären, Ministern zu ernennen: und Keiner hat den Muth, so unverschämte Hoffnungen mit dem Kommißstiefel totzutreten. Wohin soll denn



die Reise noch gehen? Riderlen, lese ich immer, sei Nummer Eins („Bismarck's bester Schüler“: hast Du Worte?) und im Auswärtigen Alles in schönster Ordnung. Zu merken ist noch nicht viel. Wenn S. M. einen Hof besucht oder besuchen will, wird da schnell in die Zeitung gesetzt: „Keine politische Bedeutung“. Wien und London; ganz wie früher. Schmeckt mir gar nicht. Der Schwabe sollte dann wenigstens dafür sorgen, daß bei uns keine Freudenfeuer abgebrannt werden. (Dein Schwager: „Ein Müßiger müßte mal ausrechnen, wie oft in den letzten drei Jahren der Dreibund befestigt und das Verhältniß zu England gebessert worden ist“. In einer seiner helleren Stunden.) Die Bagdadbahn, dachte ich nach allem Gerede, hätten wir längst in der Tasche; nun wird nachgezahlt und verzichtet. Trotzdem als Sieg frisiert und ins Schaufenster gestellt. Darauf versteht sich Riderlen-Waechter (den nur flüchtig, als Herberts linke Hand, mal gesehen habe). Im Personalgeschäft wohl noch stärker als poor Bülow. Muß allen Ecken flingt sein Lob. Ist so wichtig; hat keine Nerven; wird sich nie fürchten; ist bei S. M. wieder obenauf; hat Disziplin zurückgebracht und unseren Gesandten die Berichtsentiments abgeknöpft. Jede Woche schafft neue Glorie. (Für Mühlberg konnte er sich, als es über die Gesandtschaft am Vatikan herging, etwas fester ins Zeug legen; gab sich so erhaben, daß Mühlchens empfindliche Haut gejuckt haben wird.) Wenn nur was greifbar würde und man nicht aus der Marschallzeit wüßte, wo und wie solche Lobgesänge entstehen. Unser-eins möchte ja so gern anerkennen; keinen sehnlicheren Wunsch. Werde aber das Gefühl nicht los, daß wir noch lange nicht über den steilsten Berg sind. Rußland? Wer glaubt, daß man uns da heute liebt, mag Thee mit Konfiture für ein kräftigendes Nahrungsmittel halten. (Adolfs Siedepunkt. „Nichtsnutziger Brauch, jetzt von ‚Potsdam‘ zu reden, wie man sonst von Roßbach, Trafalgar, Sedan sprach; als ob im Neuen Palais die Weltgeschichte einen Ruck bekommen hätte. Nichts dahinter. Soll der liebe Nachbar uns vielleicht rempeln? Muß froh sein, wenn wir ihn verschnausen lassen und die kurländischen Wünsche überhören.“ Siehst ihn von Weitem in Rage?) In mir kaum noch Hoffnung auf Anschluß; zu alt. Um die Zeit zu vertreiben, liest man sein Blättchen. Versteht aber nicht mehr, was vorgeht. Der p. t. Stolypin wird Dienstag vor die Thür gesetzt und Freitag wieder hereingeholt: die Greisin sieht



den Grund nicht ein. Zwölf Duzend Artikel über Revolution in Mexiko und Mobilmachung in den Vereinigten Staaten: nicht die blasseste Ahnung, was da im Gang ist. Verkalkung oder Aehnliches? Nett ist's nicht, einsam und ohne Zuspruch zu altern.

Einsam bin ich, ohne Preziosas Herzenstrost; und dieser Winter hat sich nicht in die Kleider gesetzt. Zuerst der choc, als der Junge wirklich den Rock des Königs auszog. War nicht zu halten. Krieg wird nicht geführt, und wenn's Nachenschläge regnet; keine Lust, eine Maschine zu bedienen, die nie zur Leistung kommt. Wimmern? Liegt mir nicht. Aber die langen Nächte hatten es in sich. Civil, Beamter einer Aktiengesellschaft, unsichere Zukunft; und das dumpfe Vorgefühl, daß es mit „Liebe“ zusammenhänge und eines Tages für eine Schwiegertochter von fremder Art der Segen erbeten wird. Hatte mir's anders geträumt. Seine Briefe sind ja viel fröhlicher. Riesenarbeit, die ihn interessirt, und Lust am neuen Leben. Wenn's nur dauert! Sicher, sagt sein Vater; schon das Bewußtsein, nicht mehr wehrlos in die Hand irgend-eines Vorgesetzten gegeben zu sein, ist einem tüchtigen Kerl unbezahlbar. Dann kam die Enttäuschung bei Mieke, dem Sorgenkind; weil mein Herr Gemahl wieder mit argem Zipperlein auf der (zu oft begossenen) Nase lag, konnte ich nicht vom Haus fort; und wäre vor Angst umgekommen, wenn Deine Lotte sich nicht aufgeopfert hätte wie die zärtlichste Mutter. (Wußtest nie, was Du an ihr hast; und wirst's, da gegen Altern versichert bist, niemals wissen.) Drei dunkle Monate; im Gemüth und am Himmel kein Sonnenstrahl. Braun und feucht, windig und schmutzig, Tag vor Tag: Ihr freiwillig Entwurzelten ahnt nicht, wie schwer sich's in solcher Zeit hier lebt. Bei Euch ist Theater, Konzert, anregender Verkehr, bequeme Heizung und Beleuchtung, buntes Straßenbild, an jeder Ecke ein Auto. Hier? Nichts. Wird man eingeladen, ist schon die Karrerei für Mensch und Thier eine Qual; muß man selbst Gäste bewirthen, so stöhnt man noch lauter. Vom Präsidenten bis zum Pastor gute Preußen von anständiger Gesinnung. Haben uns aber so wenig mitzutheilen wie wir ihnen; und bis der Wein laut wird, bleibt's steif. Dietrich, der zu den Hoffesten in Berlin gewesen war, wurde schon zum Erlebniß. Wer ihn kennt, fühlt, was damit gesagt ist. Held des Monats. Auch überstanden. Und jetzt grünt alles niedrige Gesträuch, Schneeglocken und Pri-



meln läuten den Frühling ins Pommernland, vorgestern schien eine maienhaft warme Sonne; und ich muß mich sputen, damit Eure Osterfiste pünktlich eintrifft. Ein Glück, daß es mit den alten Knochen noch leidlich geht. Ohne ein Bißchen Freude gedeiht aber die Christenseele nicht. Wenn Ueberschuß: bitte darum. Vielleicht blickt der Staats- und Lebemann aus hellerem Auge auf den Weltlauf als Eine, die draußen sucht, was sie im Heim nicht hat. (Soll keine Nachtragssklage über Adolf sein, der sich auf seine Art bemüht und in Sanftmuth neben mir, nicht allzu dicht, haust. Daß sich das Herz nicht zum Herzen findet, ist schließlich nicht nur seine Schuld.) Die Beschränkung auf Postskripta zu Lottchens Briefen braucht ja nicht ewig zu währen. Ist denn gar kein Vergnügen mehr, der unwissenden Schwester ein Licht anzustecken? Die erfährt nichts, flüstern die Kreißspitzen; der große Bruder hat sie in den Silberschrank geschlossen. Muß sogar schweigen, wenn gefragt wird, ob in Berlin die Frauenzimmer jetzt wirklich das Haremshemd tragen und ob unser Jagow, auf den noch rechnete, auf unfauberem Weg ertappt worden sei. (Ein Thema für Euer Liebden!) Hör' ich sie niemals wieder? Müßte mich drein schicken; wie in jedes unverdiente Schicksal. Und Dir, dem Sohn unserer Mutter, bleiben, was ich im Flügelfleid war: Deine treue, zu versöhnliche Rina.

Berlin, Gideon 1911.

Mein Engel! Letzte Allfruna!

Bin weder Citonen noch Prophet. Auch mit verdorbenem Magen nicht zu Revolutionen gestimmt; und, wenns durchaus sein soll, eher als dem Seelen- und Leibarzt des Königs Hiskias noch dem Deuterojesaias ähnlich, der immer auf seines Volkes Karte setzte und von dem Glauben an die Befchrung des Chrus niemals abzuschrecken war. Eher; immerhin bleiben beträchtliche Unterschiede (die ohne Gram verzeichne). Du aber warst stets mein guter Engel, an versöhnlicher Milde und Treue noch firnenhoch über der Selbstanzeige, und bist, als Seherin, den Nordostgermanen unentbehrlich. Duster waren fast alle, vor und nach dem General Varus; und Dich kleidets. Voilà. Darum bringt selbst die unmuthigste Epistel (und die vom vierten Fastensonntag hatte den dicksten Trauerrand, dessen mich erinnern kann) dem Empfänger



reine Freude. Quittire mit gehorsamstem Dank. Anklage wegen wachsender Schreibfaulheit ist begründet. Aber kommt man hier denn zu Althem, sobald die verehrlichen Standesgenossen zu wimmeln anfangen? Stellst Dir den Betrieb vergnüglicher vor, als er ist. Nach der siebenten Tischdame (Du ahnst es nicht!) habe ich Lotens Grippe vorgeschützt und auf sämtliche Rehrücken verzichtet. Die Nahen und Fernen aber, die irgendwas Oeffentliches oder Geheimen beplaudern wollten, nicht abzuwehren vermocht. Dazu die Verwaltung der Klitsche, eines schlecht rentirenden Stadthauses und der paar Dreier, die mir, außer der Ehre und dem greisenden Haupt, geblieben sind; erweitertes Herz und verengtes Gesichtsfeld; alles kleine und größere Gebrechen, daß ein so miserabler Winter über alte Menschen verhängt. Entschuldigt? Abgemacht. Bitte aber, zu gefälliger Kenntniß zu nehmen, daß Ihr zwischen Weihnacht und Ostern künftig nicht in ländlicher Verschollenheit geduldet werdet. Wozu denn? Philemon will Baucis, Baucis will Philemon in Watte packen. Darf nicht länger sein. Der Mann der besten Christin hat ein Heidengeld verdient und Euer Kleinzeug ist versorgt. Lottka bereitet ein Nest, in dem Ihr Berlin ertragen könnt. Und wenn die Außenwelt keine Freude mehr bietet, fliehen wir aus dem braunen Brei in die Ekstasen eines Montechristosafates, den der herbste Tropfen hinunterspült. Ernsthafte Sorgen habt Ihr nicht. Beide, trotz Gicht und Migraine, noch prachtvoll in Form. Mieke wieder ganz auf dem Damm, die Rücken rund und rosig, der Mann entschlossen, bis mindestens 1914 der Marine die Treue zu halten. Der Stammhalter gar scheint sich bei Essen wie ein eben mündig gesprochener Gott in Frankreich zu fühlen. Um Den ist mir nicht bang. Siehst ihn noch als jungen Industriedirektor mit flozigem Einkommen und einem Divisionärorden. Der bringt Dir auch nie ein Mädel, daß, nach genauer Betrachtung, mißfällt. Hat ja das schönste Glücksspiel vor Augen gehabt. Wenn Ihr Zwei, die noch beim Ruß am Liebsten die Borsten zeigt, nicht so idyllenhaft in einander vernarrt wäret, hieltet Ihr in der pommerschen Einsamkeit längst nicht aus. Solches Eden giebt's heutzutage ja kaum zum zweiten Mal.

Doch der Liebe reine Flamme füllt Rinas Herz nicht aus. Daß schlägt zwar nicht, wie Posaß, der ganzen Menschheit, um so heißer aber den Erbländen des rothen und des schwarzen Ad-



lers. Und möchte die Kammerwände sprengen, wenn ihm Preußen in Gefahr scheint. Neben Dir könnte man unsere Herrenhausjunfer für Großdeutsche halten. Davon nach Neun (Gideon behält sein Kalenderschwert noch vier Stunden). Zuerst die Quisquilien; sonst wird was vergessen und die Wolfsschlucht verschlingt das Scheusal. Der Hosenrock hat eben so gerissene Manager wie der Rosenkavalier. Nulla dies sine linea (Adolf kennt den älteren Plinius wie den Kurzzettel; was viel sagen will). Wird aber auch nicht länger leben; vielleicht noch früher sterben. Madame Paquin, Großmacht ersten Ranges, ist dagegen. Und selbst die Geschäftsdamen (Bismarck), die in Monte jetzt darin auf den Kundenfang gehen, werden bald merken, daß sie dem Weibsbild seinen stärksten Reiz nehmen. Ich meine: dem Bild des angezogenen Weibes. Ahnen lassen, mesdames; ohne Phantasie giebt's keine großen Geschäfte. Die Frauen in Pluderhosen, die Männer in der Toga: Das werden wir nicht erleben; leider nicht einmal, daß unsere langweilige und unbequeme Plättwäsche wieder durch Jabot und Spitzenmanchette ersetzt wird. Wenn darauf bestehst, sende gern jupe-culotte (schwarzweiß, versteht sich: alte Liebe und neue Mode vermählen sich da) sammt Turban und hohen Stiefeln. Für den Weg über den Hühnerhof besonders geeignet. Aber halten wird sich nicht. Der Gegenstoß muß bald von den Leuten kommen, die sich durch die Unfertigung von Unterröcken redlich nährten; und zerlegt am Ende auch das Futteralkleid up to date. Aus Modeberichten (bitte: nur aus Modeberichten) weiß ich, daß schon jetzt unter der engen Stoffhülse ein kombinirtes Tricot getragen wird; weiter nichts. Geraschel von Leinwand und Gefnister von Seide: war einmal. Unsereinen genirt's leider nicht mehr; man wundert sich höchstens über die Mütter, die fünfzehnjährige Mädchen in solchem topographischen Anzug auf der Straße ausstellen. Ein geübtes Schneiderauge hat nach einer Umkreisung die nöthigsten Maße. So kann's, unter dem wechselnden Mond, nicht bleiben. Aus dem Engsten geht's rasch wieder ins Weitere. Glaube mich deshalb ermächtigt, die Lenztollette allen Schrullen so fern zu halten wie jedes Gewand seit dem Tode der Krinoline. Deines Jagow brauchst Dich nicht zu schämen; ungeschickt, doch weder Bösewicht noch überführter Lüstling. Eine kluge Schauspielerin hat während einer Theaterprobe, der er als Censor beiwohnte, mit ihm über Literatur und Lustschiffahrt,



Reisen und Reiten geplaudert. Er möchte das Gespräch, dessen Timbre ihm neu war, fortsetzen und fragt die Dame, in einem respektvollen Brief, ob er sie an einem dienstfreien Nachmittag besuchen dürfe. Aus diesem Brief wurden von Interessirten zwei Schlüsse gezogen. Erster: der Schreiber habe eine „unlautere Unnäherung“ (so nennt's der ehrbare Bürger) gesucht. Zweiter: er habe seine Amtsmacht als Vehikel benutzt, um ans Ziel zu gelangen. Der Verdacht ist, nach beiden Seiten, unbegründet. Wenn der Polizeipräsident von Berlin eine reise und bekannte Schauspielerin fragt, ob sie ihm erlaube, am hellen Tag in ihrer Wohnung ein angefangenes Gespräch fortzusetzen, kann die Dame rund Nein sagen, aber nicht behaupten, daß ihr Unanständiges zugebracht worden sei; sonst klettert sie von ihrem Thronchen zu den kleinen Theatermädchen hinab, deren Reiz nicht im Spirituellen gesucht wird. Die Freunde des Mannes sind ganz sicher, daß er, den man als stockdummen Junker verschrien hat, nur in den ungewohnten Glitter dieses Plaudertalentes zurückkehren wollte. Richtig oder falsch: mit Jagows Erklärung, daß er nicht daran gedacht habe, der Ehre der Dame zu nah zu treten, war die Sache aus, wenn nicht ein Gegenbeweis erbracht wurde. Die Ungeschicklichkeit sehe ich in der Berufung auf das Censoramit. Etwas täppisch; offenbar aber von der guten Absicht eingegeben, dem Besuch jeden Schein des galanten Abenteuers abzustreifen. Eine hoch bezahlte Schauspielerin, die sich hingiebt, damit der Censor (der zwei Instanzen über sich hat) ihrem Theater nicht etwa irgendwann ein Stück verbiete: Das gehört auf die Hintertreppe. Muthest mir natürlich nicht zu, den Schwaden aufzuriethen, der um die Geschichte gemacht worden ist. Schon zu viel. Der Mann, der in ärgerlicher Weise an seinen Vorgänger Zedlik (sechziger Jahre) zu erinnern anfing, schien mir und vielen ruhigen Leuten für eine so exponirte Stellung noch nicht tauglich und seine Abschiebung wurde im Februar ernsthaft erwogen. Jetzt hat er mit löblichem Anstand geschwiegen; und dadurch mehr Anerkennung erworben als je durch Rednerci. Ihm hat der Lärm genügt; bleibt er nun still im Schatten seines Amtes, dann ist fürs Erste Alles in Ordnung. Public opinion hat für den Ungeschuldigten entschieden. Schade, daß man dem im Felt munteren Madai und dem armen Richthofen nicht mehr erzählen kann, welche Tugendpostulate heute ein Polizeipräsident zu erfüllen hat.



Komm! Hebe Dich zu höheren Sphären! (Schon um den zweiten Fausttheil hier, in einer szenisch noch nie erreichten Darstellung, zu sehen, mußt Du schleunig à Berlin.) Langen Aufenthalt kann ich freilich nicht versprechen. Den alten Herrn Luitpold muß selbst Dein Preußenherz gelten lassen. Daß er unseren Primat 1870 nicht wollte (wer denn außer denen, die dadurch zu wachsen hofften?), ist kein Grund zur Verurtheilung. Ein einfacher, stiller, freundlicher Herr, den der rötheste und der schwärzeste Bayer gern als Regenten sieht und ohne dessen Taft und bescheidene Würde nicht Alles so glatt gegangen wäre. Dabei zuerst von Ludwigs Anhängern gehaßt und später noch als Rübezahl verspottet. Hohes Greisenalter: bester Schutz Regirender. Siehe Wilhelm, Victoria, Franz Joseph, Luitpold; überall der selbe Stimmungswechsel. Wenn Nicolai bis Siebenzig aushält, jauchzt ihm Rußland zu. Sein Stolzpin braucht Dein Gemüth nicht zu belasten. Ob er geht oder bleibt, ist für uns Jacke wie Hose. Der Mann hat reine Hände und kaltes Blut; stiehlt nicht und läßt sich nicht einschüchtern. In diesem Klima nicht wenig. Was drüber hinauslangt, ist Schmeichelei. Witte, Durnowo, Trepow hatten ihn losgeeist. Das Freudengeschrei der Polen, denen seine Gemeindeordnung die Uebermacht entreißt, und der Demokraten zeigte dem Zaren, daß Kokowzew (der viel stärkere Kopf) den Feinden des Absolutismus das kleinere Uebel scheint. Folge: Stolzpin wurde zurückgerufen. Seine Faust hat, ohne unnöthige Brutalität, Ruhe gestiftet. Aber die großen Reichsprobleme sind noch ungelöst und Balten und Finen die Lebensbedingungen nicht erleichtert. Kann nur unterschreiben, was Cure vereinte Weißheit de moribus Ruthenorum (Gehns Buch steht in der fressiner Schloßbibliothek) von sich gab. Warum aber soll der Kronprinz, dem Asien nicht gut that, nicht zu den langfuhrer Husaren? Viel gesünder als Potsdam; viel lehrreicher als Breslau und Hannover. Eine arme Ostprovinz und eine Brigade, die sich, trotz üppigem Kasernement, nach einer Decke von mittlerer Länge strecken muß. Schöner Laubwald, Orgelschloß von Oliva (daß ja nicht nur an Frieden for ever und drei Tage zu mahnen braucht), Strand bei Brösen und Zoppot: Lunge und Bronchien haben da nichts auszusetzen. Kein Grund zu Unzufriedenheit. In der Zeit des Regimentsskommandos ist das Meiste zu lernen; Mannschaft und Offizieren der Zahn zu fühlen. Immer potsdamer



Luft, sans souci mit Heiligem See, allerfeinsten Hunden und Armbändern: da wächst auch für Prinzen nichts. Laß daß gläubige Herze also frohlocken, verstopfe die Ohren gegen Hofflatsch; und sieh nicht, in Fieberträumen, Israel in die Generalität einrücken. So schnell schießen die Preußen nicht. Dieser Wechsel wird seit Jahrzehnten präsentiert. Für den einzelnen Juden, dem, nach guter Führung, die Epaulette gewweigert werden, recht schmerzhaft. Aber für die res publica des Heeres auch eine schwierige Sache. Die Reichsten wären vornan; und wer das knappe Leben des Linienlieutenants kennt, kann sich vorstellen, wie der Herr Kamerad mit zwanzig Mille Zulage in der kleinen Garnison wirken würde. Staune nur, daß den Drängern nicht Einer antwortet: „Nicht Israeliten werden abgelehnt (nehmen ja getaufte), sondern Nicht-Christen; auch Urgermanen, die aus der Landeskirche getreten sind; Alle, die ihren Zug nicht in die Kirche einer Christenkonfession führen können. Für die wichtigsten Vertrauensstellungen fordert der Staat eingetragenes Christenthum. Wenn Ihr nicht gegen diese Mauer anrennt, hat's keinen Zweck. Unter das Rubrum Judenfrage darf der alte Rechtsstreit nicht kommen.“ Noch brennt's nicht. Doch, ohne den kleinsten Fegen von Antisemitismus, ganz mit ReINETTE d'accord in der Meinung, daß Sem bei uns nicht mehr darbt. Finanz, Presse, Industrieprovinzen, Handel, Theater: weit genug hat er's gebracht. Titel, Orden, Hoffähigkeit, Excellenzen bei Tisch; Alles, was Menschenbegehr. Offiziere und hohe Staatsbeamte: Daß gäbe hier noch böses Blut. Der Volkswille ist dagegen. Nicht zu ändern. Kehrt vor Eures Nachbars Thür! Die mit Ach und die mit Krach liberalen Fraktionen lassen keinen Ungetauften ein; und könnten aus dieser Kiste doch bestes Kaliber in Fülle haben.

Weiter; genau nach der Schnur. Von den Parlamentarierabenden wird allerlei Wunderliches erzählt. War nicht dort; also nichts Gewisses. Wenn Bismarck's Schreibtisch Sammelplatz für Neigen und Stummel war, sicher nur betäubender Zufall. Abstand von Bülow's signorialer Haltung natürlich weit (wie Antwort eines nach dem Unterschied Gefragten beweist: „Bei Bethman giebt's Serviettenringe“). Rein Unglück; nicht mehr scheinen wollen, als man ist: erstes Kulturzeichen. Und ich kenne eine Borussin, die schäumt, wenn nicht Alles deutsch, schlicht und von Snobgeschmack frei ist. Jeder soll leben, wie es ihm behagt; und ein Kanzler hat nicht nöthig,



die Gäste mit Caviar zu locken. Was nun? Reichsland. Die Rutsche hat sich gründlich verfahren. Zweierlei unsagbar. Erstens, daß so große Sachen angefangen werden, ehe man die Hauptparteien am Halfter hat. Zweitens, daß den Elsäßern und (besonders) den Lothringern auf Preußens Kosten Wohlthat aufgedrängt werden soll. Nach vierzig Jahren konnte man ihnen Allerlei geben; Volksvertretung und (sondershausener) Bundesrathsstimmen. Aber nur, wenn sie laut und feierlich erklärten: Damit sind wir zufrieden; mehr fordern wir nicht von dem Deutschen Reich, dem wir uns froh und stolz von heute an zurechnen. Sonst? Nicht einen Happen. Nach solcher Erklärung mußten die Franzosen Keugeld zahlen und die Hez- hunde zurückpfeifen Jetzt pfaucht Alles. Sogar der Landesauschuß verlangt Zwage. Danach mußte man den Kram leise aufgeben. Daß man's nicht thut, verräth unsachliche Motive, auf die Dein Geschätz- tes hinweist. In einem unzufriedenen Grenzland ein Parlament, daß als Abschlagssrate genommen wird: wir könnten Niedlicheß erleben. Und das Kunststück mit den Stimmen, die im Bundesrath nur gegen Preußen Geltung erlangen, mißfällt nicht bloß dem lo- dernden Heydebrand. Trotzdem (kann mir nicht helfen) kam die Märzschlacht mir nicht ganz ernsthaft vor. Mit einer Regierung, die Preußens „historische Machtstellung“ schwächt, läßt der halbwegs Anständige sich überhaupt nicht mehr auf Geschäfte ein. Einer, die man nur warnen will, kann man's, bei so intimen Beziehungen, unter vier Augen sagen. Auch war Bethmann merkwürdig gut vor- bereitet; und kam doch erst verspätet ins Haus. Improvisator ist er nicht; und Heydebrand zu wohlerzogen, um ihn aus dem Hinter- halt, ohne Ansage der Fehde, zu überfallen. Dein Instinkt hat nicht geirrt; ist's buchstäblich zu nehmen, dann ungefähr das Tollste, was seit der Deklarantenzeit vor den Tisch des Hauses kam. Aber irgend- wo stimmt's nicht. Habe den Eindruck, daß jetzt, nach Uebereinkunft, jeder mögliche Anlaß zu dem Beweis ausgenützt wird, daß Deine Parteigenossen weder mit der Regierung noch mit dem Centrum stets bande à part machen; daß sie, unter gewissen Umständen, noch immer sehr eßlig werden können. Erster Streich: Modernisteneid; zweiter: Reichslandesverfassung. Dem Centrum schadet's nicht, der Regierung bringt es ehrenvollen Gewinn und die Herren Junker's können trüßig fragen: „Sind wir schwarz? Sind wir gouvernemental?“ Gegen die Umsturzpartei und für Preußens ungeschmälerte



Macht: so, denkt man, wird die Wahlparole vor der schlimmsten Niederlage bewahren. Und jedes Mandat, daß die Konservativen retten, ist auch ein Werthzuwachs für Regierung und Centrum. Fällt Deinem Scharfblick nicht auf, daß Dinge, die sich im Rauchzimmer ruhig bereden ließen, vor versammeltem Kriegsvolk mit der Streitart behandelt werden? Unsere bis ins Aschgraue harmlosen Liberalen sind von jedem Zauber zu fangen. Selig, wenn sie von konservativer Fronde schwagen können. Raum hat Bethmann dem „ungekrönten König“ (Du meine Güte!) Hennebrand höflich widersprochen: im Nu ist er ein im Herzen grundliberaler Mann, der das „schwarzblaue Joch“ (das Wort entfärbt mir die Zunge) als treuer Reichsdiener abgeschüttelt hat. Kann er Besseres wünschen? Weder er noch einer der Compagnons. Wenn der Humor ausreicht, müssen sie fröhliche Fasten haben; und eine Kinderlust an der Wiederholung des billigen und einträglichen Späßes.

Beweise giebt's nicht; aber Gedanken sind zollfrei. Und ich wiederhole: Mit einer Regierung, die Preußen in die Binsen schleift, hätte ein anständiger Politiker ausgespielt. Abwarten. Am Ende aller Enden ist die reichsländische Frage eine zur internationalen Politik gehörige. Zeigen wir uns da stark, so können wir uns in Straßburg und Metz manche Dummheit gestatten. Den Diktatparagraphen hätte ich auch nicht behalten; unser Unglück war, daß wir ihn in der Zeit deutscher Schwäche und Abstinenz fallen ließen. Ob's morgen besser wird? Riederlen möchte noch nicht vermöbeln; noch weniger verhimmeln, wie die Leute, die Holstein, den Lehrer, bis ins Grab gescholten haben und den Schüler nun als ein Weltwunder preisen. Macht's ihm Freude: meinetwegen. Er ist rompu au métier, eiskalt bis in die Herzgrube, muthig und bauernschlau. In anständiger Haltung passiv bleiben: Das leistet, mit fast fünf Millionen Bayonnettes hinter sich, jeder nicht ganz Schlaffe. Kann ja aber noch kommen. Wichtig ist er; famos die Andeutung, daß er Frankreich hindern werde, Marokko für sich zu nehmen. Anno 1911; ganz der Alte: aller Schwarzkünste kundig. Wie weit er sieht? Darüber schaffen die Artikelchen der von ihm zugelassenen Journalisten und Exdiplomätschen keine Gewißheit. Auch nicht die Maßke pfiffigen Gleichmuthes und die Versicherung, daß Nervosität ihm ein unbekannter Zustand sei. Am Himmel ist geschäftige Bewegung. Hat Lehrenthal sich zurückgezogen, damit Pallavicini



ohne hypothetische Belastung mit den Russen verhandeln könne? Soll Centralamerika merken, daß es von Washington aus kontrollirt und, im Nothfall, mit Waffengewalt zur Raison gebracht wird? Welche Grenzen sind dem anglo-amerikanischen Bündniß vorbedacht? Siehst: Fragen genug; und in Berlin nicht mehr Klarheit als östlich von der Elbe. An manchen Stellen weniger; sonst würde über den Rasuß Taft-Grey, der weltgeschichtlich werden kann, doch ein Bißchen mehr geschrieben und gedruckt als über eine Stichwahl, eine Sonderangelegenheit der katholischen Kirchengemeinde, eine nach Freisinn duftende Rede des guten Bethmann.

Gut ist er; gebildet, redlich, gewissenhaft etc. pp. Aber: ich kann nicht mehr mit. Immer wieder habe mir einen Stoß gegeben und manchmal geglaubt, der Mann werde eines Tages die Furcht enttäuschen. Vor den Landwirthten sprach er höchst vernünftig (seine beste Leistung) und auch das über die vatikanische Politik Gesagte ließ sich noch hören. Wo gehandelt werden mußte, saß auf dem Stuhl des Kanzlers ein Beamter aus dem Jahr einer Mittelernte. Und eine Nation, die von Kraft und Wohlstand an allen Gliedern strotzt, kam draußen nicht zu Ertrag, drinnen nicht zu Ruhe. Ich kann nicht mehr mit. Daß Trara seiner vieler Stapellaufrede, mit Wilhelm dem Großen und den umfließenden Träumen deutscher Größe, mit dem lieben Gott, der über Wind und Wetter gebietet, und dem über den Streit der Zeiterhabenen Kaiser, der die deutsche Flotte schuf: so hat noch nie ein Kanzler gesprochen; selbst der in der Front erzogene Caprivi nicht. Und am nächsten Tag, mit dem Charakter eines Generalmajors, in der Debatte über Elsaß-Lothringen: „Preußen hat bei der Errichtung des Reiches nicht das geringste Opfer gebracht. Preußen kann seine Stellung im Reich nur wahren, wenn es bereit ist, Opfer zu bringen.“ Unglaublich; aber wahr. Wenn nur ein Junke staatsmännischer Erkenntniß in diesem Kopf lebte, wären solche Sätze nicht über seine Lippen gekommen. Mir wurde, als habe der Magen sich vor Schreck umgedreht. Und ich soll glauben, hundert altpreußische Männer hätten ruhig zugehört, wenns bei dem Kampf nicht um Mandate gegangen wäre? Dann müßten wir einpacken. Wollen aber nicht. Nur: deutlich aussprechen, was wir empfinden. Nach gethaner Arbeit. Gute Nacht, Liebste. Der Frühling kommt. Auch Deinem getrosten

Moriß.





## Die Fremdenlegion.

**D**ie Offiziere und Unteroffiziere der französischen Fremdenlegion, von der in den letzten Wochen so oft die Rede war, sind ehrenwerthe Männer, die, in fast permanenten kleinen Kriegen gegen die unruhigen afrikanischen oder (in Tongking) asiatischen Grenzstämme, unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen Mannschaften zu kommandiren haben, die nicht leicht zu behandeln sind und von denen man nicht behaupten kann, daß sie sämmtlich ehrenhafte Leute seien; denn unter ihnen sind auch Deserteure und Verbrecher aller Art. In die Fremdenlegion wird nämlich, wie in Frankreich allgemein bekannt ist, jeder körperlich diensttaugliche junge Mann aufgenommen, der sich meldet oder anwerben läßt. Nach irgendwelchen Ausweispapieren wird nicht gefragt. Der Legionär kann sich jeden beliebigen Vor- und Zunamen beilegen; Niemand kümmert sich darum, ob er zur Führung dieses Namens berechtigt ist und ob er wegen eines Verbrechens verfolgt wird. Sobald die körperliche Brauchbarkeit festgestellt ist, wird der Angeworbene nach Saida oder Sidi-bel-Abbes geschickt. Mancher erinnert sich wohl noch des in Deutschland vorbestraften Gärtnergehilfen aus der Provinz Posen, der sich in der Fremdenlegion den Namen eines Grafen Rode angemacht hatte und dann durch eine von ihm angezettelte Meuterei die Aufmerksamkeit auf seine werthe Person lenkte.

Der zur Fremdenlegion Angeworbene muß sich zur Kapitulaton auf fünf Jahre verpflichten. Er erhält als Sold täglich nur einen Sous. Das sind fünf Centimes, also vier deutsche Pfennige. Nach fünf Dienstjahren erhöht sich der Sold auf zwölf Centimes. Das ist ein nach unseren Begriffen elender Lohn.

Daß in so gemischter Gesellschaft eiserne Mannszucht herrschen muß, ist klar. Das französische Militärstrafgesetzbuch ist ja auch strenger als das deutsche. Und während in Deutschland die Strafgewalt erst beim Hauptmann und Compagniechef anfängt, haben in der französischen Armee schon die Lieutenants und Unteroffiziere Strafgewalt. Die Sergeanten können ihre Untergebenen mit Kasernenarrest bestrafen. Auch die Adjutanten vom Dienst können Arreststrafen verhängen, die in der Kaserne verbüßt werden. (Die adjutants zählen zu den Unteroffizieren; sie sind eine Zwischenstufe zwischen Feldwebel und Lieutenant. Ich wollte, wir hätten diese zweckmäßige und nützliche Zwischenstufe auch.)

Daß der Bildungsgrad französischer Unteroffiziere höher sei als der deutscher, kann man nicht behaupten. Die französische Armee hat solchen Mangel an Kapitulanten, daß viele Mannschaften



während der Ableistung ihrer gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit zu Sergeanten ernannt werden. Nach Alledem wird man begreifen, daß der französische Soldat viel öfter mit Arrest bestraft wird als der deutsche. Auch pflegt der Strafvollzug strenger zu sein.

Daß der Legionärdienst in Afrika und Tongking nicht leicht sein kann, liegt in der Natur der Verhältnisse; anstrengende Kriegsmärsche bei ungünstigem Klima sind nicht selten. Die Sterblichkeit ist deshalb in der Fremdenlegion höher als in der Armee der Heimath (und auch da noch höher als in unserem Heer).

Fast alle deutschen Deserteure, die so unflug waren, über die französische Grenze zu entweichen, und alle diensttauglichen Elsässer und Lothringer, die nach Frankreich gehen, um sich dem deutschen Militärdienst zu entziehen, werden in Frankreich mit sanfter Ueberredung der Fremdenlegion zugeführt. Daß ein deutscher Deserteur es dort zum Unteroffizier bringt, ist eine Ausnahme. Die meisten bereuen bald, daß sie gerade nach Frankreich desertirt sind. Viele versuchen in ihrer Verzweiflung eine zweite Desertion; fast immer werden sie dann schon in Afrika gefaßt und streng bestraft.

Die deutschen Behörden müßten die in Elsaß-Lothringen lebenden oder verkehrenden ehemaligen Legionäre überwachen lassen, durch deren Verherrlichung ihrer alten Truppe schon mancher junge Reichsangehörige direkt oder indirekt verführt worden ist, aus der Heimath zu fliehen. Noch im günstigsten Fall zwingt ihn die Legion zu schwererem Dienst, als er ihn zu Haus durchzumachen gehabt hätte. Jeder deutsche Offizier, Reserveoffizier oder aus dem Dienst entlassene Offizier, der nach Frankreich kommt, wird dort von der Sûreté Générale in manchmal lächerlich minutiöser Weise beobachtet. Die Sûreté Générale ist eine Behörde, an deren Spitze ein mit großen Vollmachten ausgerüsteter höherer Beamter aus dem Ministerium des Innern steht; ihre auch im Ausland zahlreichen Organe haben erstens die Verbrecher zu ermitteln, zweitens bestrafte Leute und Fremde zu überwachen. Die Sûreté beschäftigt sich aber mehr mit den Fremden als mit den Verbrechern. Oft genug bleiben in Frankreich Verbrechen ungesühnt; und wer „Paris bei Nacht“ kennt, weiß, wie frech dort die Verbrecher auftreten.

Die Fremdenlegion besteht aus zwei Regimentern von je sechs Bataillonen (von vier Compagnien) und zwei Depot-Compagnien; sie hat einen Effectivstand von über zehntausend Mann; zum größeren Theil sind es im Ausland geborene Männer. Diese Truppe kann Frankreich in Algerien nicht entbehren; denn es hat schon im Mutterland nicht Rekruten genug, um die Cadres der Armee jährlich aufzufüllen.



Die Zahl der Todesfälle übersteigt in Frankreich die Zahl der Geburten. Die Einwohnerzahl würde schon jetzt merklich abnehmen, wenn nicht alljährlich viele Belgier, Italiener und Schweizer nach Frankreich einwanderten und frisches Blut in die heimische Rasse brächten. Die Naturalisation Fremder wird mit allen möglichen Mitteln erleichtert.

Auch die Zahl der diensttauglichen Rekruten sinkt in Frankreich von Jahr zu Jahr, obwohl dort die Anforderungen an die Tauglichkeit geringer sind als bei uns. In wenigen Jahren schon wird der Rekrutenmangel Frankreich zwingen, den Effectivstand seines Heeres herabzusetzen.

Viele Franzosen leben noch immer in der abergläubigen Angst vor einer deutschen Invasion. Die Minderheit der Vernünftigen rath leise, die Hoffnung auf eine Revanche für Sedan aufzugeben; doch kein französischer Staatsmann wird diesen Rath laut auszusprechen wagen: er würde auf der Straße und in der Presse Verräther geschimpft. Und weil auch die Heeresleitung mit der Revanche rechnet, glaubt sie, kein Bataillon der heimischen Armee für die Dauer nach Algerien verlegen zu können. Man darf eben niemals vergessen, daß die Mehrheit der Franzosen noch heute den Gedanken hegt, an dem Sieger von 1870 bald einmal Rache nehmen und die verlorenen Provinzen zurückerobern zu können. So lange dieser Gedanke lebt, wird auch die Fremdenlegion fortbestehen. Sie ist ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Söldnerheere. Achtzehntes Jahrhundert. In unseren Tagen wirkt sie wie ein rückständiges Gebild. Das scheinen die Franzosen nicht zu merken. Die sind überhaupt, trotz allem politischen Radikalismus, viel konservativer, als sie selbst ahnen oder gar zugeben. Man könnte sie die Chinesen Europas nennen.

Daß in deutschen Zeitungen die Fremdenlegion, in deren Reihen viele Tausende Deutscher für den Ruhm Frankreichs gefallen sind, gepriesen werden konnte, ist bedauerlich. Die Verfasser solcher Artikel haben deren mögliche Folgen wohl nicht ernsthaft bedacht. Denn ich kann nicht glauben, daß ein Deutscher seine Nationalität völlig vergessen und Reichsangehörige zum Eintritt in die Armee eines Volkes verlocken könne, dessen Mehrheit auf einen Rachekrieg gegen Deutschland hofft und dessen ganze Politik seit vierzig Jahren von dieser Hoffnung, wie von einer fixen Idee, in ihren großen Zügen bestimmt wird. Wenn gegen den Versuch, der Fremdenlegion aus Deutschland Zuzug zu schaffen, bei uns endlich einmal ernsthaft protestirt wird, so können vernünftige und patriotische Franzosen darin kein ihnen angethanes Unrecht sehen.

Baron Heinrich von Puttkamer, Generalmajor a.D.



## Deutsches Wesen.

**S**uizot fand in der Civilisation zweier europäischen Länder einen Mangel an Einheitlichkeit: in Italien haben die Männer des Gedankens und die Männer der That niemals zusammengewirkt und in Deutschland sei die geistige Entwicklung der Verfeinerung der Sitten stets weit vorausgeeilt; durch die Roheit und Brutalität seiner Sitten sei Deutschland Jahrhunderte lang in Europa berüchtigt gewesen. Jahrzehnte danach behauptete Stoffel, der berliner französische Militärattaché unter Louis Napoleon, daß in Deutschland sittliche Tüchtigkeit und mangelnde Feinheit der Sitten neben einander beständen; und nach unseren großen politischen Erfolgen begannen die Engländer, unsere Formen und Manieren an der britischen Elle zu messen und für minderwerthig zu erklären. Verwandte Urtheile, die an unseren gewaltigen wirthschaftlichen Aufschwung anknüpfen, werden in neuester Zeit lauter oder leiser ausgesprochen. Der patriotische Deutsche, der sich Reuleaux' niederschmetternder Kritik unserer Leistungen auf der Weltausstellung in Philadelphia und ihrer segensreichen Wirkungen erinnert, betrachtet solche Sittenzeugnisse als Ansporn zu weiteren Fortschritten; fortgeschritten müssen wir doch wohl sein, denn das europäische Urtheil über uns war einst noch viel ungünstiger; man sprach uns auch den Geist ab; und an unserem Geist zweifelt heute Niemand mehr. Intelligenz und Intellektualität sind in keinem Lande Europas so verbreitet wie in Deutschland. Jeder wird es, wie ich glaube, bestätigen, der andere Länder gründlich kennen gelernt hat.

Geneigt, leidenschaftlos das Berechtigte in den Anklagen vom Unberechtigten zu sondern, wird der Deutsche bedenken, daß über ein im Herzen Europas wohnendes Volk, das auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben ist, schon nach arithmetischen Regeln mehr Unersfreuliches geredet wird als über ein abgeschlossenes oder gar durch Meer und Gebirge von anderen getrenntes, zumal alle unsere Nachbarn uns aus politischen oder wirthschaftlichen Gründen hassen oder fürchten und einige von ihnen eine bemerkenswerthe Anlage besitzen, böses Blut gegen uns zu machen: daher müssen unsere Fehler und Schwächen in doppelter und dreifacher Größe den Zeitgenossen in der Fremde vorgeführt werden. Doch er wird sich auch nicht verhehlen, daß aus keinem anderen europäischen Lande so viele Menschen wie aus Deutschland in alle Nachbarreiche wandern, um sich dort niederzulassen oder längere Zeit aufzuhalten; in weniger angesehenen Berufen treten sie mit den Einheimischen in Wettbewerb und nicht selten werden sie von harten Schicksalsschlägen getroffen. An diese Wanderer denken unsere Zeitungen nicht, wenn sie stolz behaupten, daß Deutschland alle seine Kinder ernähren könne, ja, daß es Hunderttausende von Fremden zu beschäftigen vermöge. Sie haben nur die überseeischen Auswanderer im Auge, die über größere Mittel verfügen und die den fremden Reichthum schaffen helfen. Wenn selbst diese höhere Schicht



die spöttische Geringschätzung roher und dünnhastiger Manneß erregte, die sich nicht auf ihre Ahnen zu besinnen vermochten, wenn das Ansehen Deutschlands mit dem Nachlassen dieser Einwanderung gewachsen ist: brauchen wir uns da zu wundern, daß die Amerer, die manchmal die Furcht vor dem Strafrichter oder der Oeffentlichen Meinung aus der Heimath trieb, die regelmäßig nur die Fahrt bis zur Hauptstadt des nächsten fremden Landes erschwingen können, die dort den Eingeborenen, wie es heißt, das Brot vor dem Munde wegnehmen, die mitunter in die größte Noth gerathen, zuweilen mit dem Strafrichter zusammenstoßen und der Prostitution so viele Opfer liefern, brauchen wir uns zu wundern, daß sie nicht dazu beitragen, unser Ansehen im Ausland zu mehren? Auf eine dieser Schichten muß die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt werden: auf die deutschen Kellner. In England haben sie den einheimischen Kellner zurückgedrängt, in manchen Gasthöfen ganz verdrängt; wir finden sie in Massen in Paris, in Italien, vereinzelt selbst im inneren Frankreich; in einem weniger bekannten Badeort, der nur von Franzosen, einigen Elßässern und Belgiern besucht wird, erzählte mir die Besitzerin eines großen Hotels, sie beschäftige neben einem deutschen Koch und einem deutschen Zuckerbäcker noch zwei deutsche Kellner. Dem Engländer beweist ihre große Zahl (abgesehen von den zahlreichen Dienstmädchen, Kindermädchen in England, Paris, Amerika) deutsche Minderwerthigkeit: der Deutsche habe mehr Anlage zum Bedienten als andere Völker. Wie man es sich auch erklären möge: gewiß ist, daß der Kellner großen sittlichen Versuchungen ausgesetzt ist; und die Art seiner Kriminalität behandeln kriminologische Werke. Wenig bekannt ist, daß man dem deutschen Bummler im Orient und im Occident begegnet. Ein so fleißiges Volk wie das deutsche ist in Egypten ständig durch abgerissene Bettler vertreten und ein so musikalisches Land wie das unsere sendet nach England Jahr vor Jahr Schaaren von Straßenmusikanten, die selbst der Elemente der Harmonik unfundig sind.

Der Deutsche wird dem Kleinen, das man an uns aussetzt, keine übertriebene Bedeutung beilegen, etwa der Beschuldigung unappetitlichen Essens, das in anderen Ländern so oft zu beobachten ist wie bei uns; oder daß es Leute gebe, die am Kaffeetisch aus der gemeinsamen Brotschüssel, ohne der an ihren Fingern haftenden Mikroben zu gedenken, ein halbes Duzend Brötchen hervorholten und befühlten, ehe sie sich für eins entschieden; oder der Thatsache, daß deutsche Barbieri an den im Gesicht ihres Opfers hantirenden Fingern den Schaum abwischen; oder der doch nur in wenigen Gesellschaftsschichten herrschenden Anschauung, daß der elegant Gefleidete eines unzuverlässigen Charakters verdächtig sei; oder der Thorheit von Hunderten junger Deutschen, die sich aus Eitelkeit den Klemmer auf die Nase setzen und so wirklich allmählich kurzsichtig werden (ob auch einmal Schwerhörigkeit und Hörrohr als Zeichen sozialer Distinktion gelten werden?); oder der schlechten Gewohnheit vieler Deutschen, in den Speisehäusern,



nachdem sie gegessen haben, den später Kommenden den Dampf ihrer Cigarren entgegenzupassen. Es ist wahr, daß bei uns öfter gegessen wird als anderswo, aber meist doch nur deshalb, weil die deutsche Hausfrau ihren zahlreichen Angehörigen keine einzige wirklich substantielle Mahlzeit vorsetzt oder vorsetzen kann. Ganz unbegründet ist die Behauptung, daß die Deutschen auf der Reise sparsamer leben als andere Völker. Kein Land schickt mehr Reisende, die auf eine bestimmte kleine Summe angewiesen sind, über die Grenze als England, kein Land hat mehr Reisende aufzuweisen, deren Nebenausgaben sehr beträchtlich sind, als Deutschland. Und was soll mit der Anklage bewiesen werden, daß die Deutschen in italienischen Restaurationen angetroffen werden, da man in ihnen doch auch Franzosen, Engländer, Amerikaner sieht? Es giebt vornehme, theure Speisehäuser in Florenz, Rom, Neapel, in denen sich selten ein Italiener blicken läßt, es giebt andere in Mailand, Venedig, Turin, in denen man mindestens eben so theuer lebt wie im Gasthof, und dann ist bekanntlich das mit einer Restauration verbundene Hotel oder das Hotel Garni die nationale Form des italienischen Gasthofes, so daß man, mag man dort wohnen oder nicht, in den selben Räumen speisen wird; in Bologna, Mantua, Parma, Lucca, Pistoja, Modena, Aquila und manchen anderen Städten kann man sich davon überzeugen. Uebrigens besuchen manche Deutsche, die nicht in Italien ansässig sind, die italienischen Speisehäuser, um eine Gelegenheit zu haben, Italienisch zu sprechen, da die Besitzer, Hoteldirektoren, Sekretäre, Oberkellner, Kellner, Dienstmädchen der großen internationalen Häuser sehr oft Deutsche, Schweizer, Oesterreicher sind. In acht Tagen hat man in Frankreich und Spanien mehr Gelegenheit, Französisch oder Spanisch zu sprechen, als in acht Wochen in Italien Italienisch. Solcher Kindersturentadel erklärt es nicht, weshalb die Deutschen, die auf so vielen Gebieten den anderen Völkern überlegen sind und „an der Spitze der Civilisation marschiren“, gesellschaftlich manchmal nicht für voll gelten. Suchen wir den Gründen nachzugehen, indem wir uns an oft Beobachtetes und Bewiesenes halten und uns nicht von unbestimmten Empfindungen und Phantasien beherrschen lassen. Auch darf nicht das Wesen eines anderen Volkes den Maßstab unserer Beurtheilung abgeben (ein Fehler, dem viele Deutsche zuneigen), weil jedes andere europäische Volk so gut wie das deutsche seine großen Fehler und Schwächen hat (man erinnere sich der Kritik, die Bulwer und Thackeray an ihren Landsleuten geübt haben). Unser Maßstab muß sein: ein allgemein menschliches Ideal, das jedes Volk in seiner besonderen Weise zu verwirklichen hat und von dem jedes sich in seiner Weise entfernt.

Die Fremden haben darin Recht, daß in keinem anderen Lande das gesellschaftliche Leben so völlig mit Essen und Trinken steht und fällt wie in Deutschland. In einigen Schichten ist das Hauswesen darauf zugeschnitten, daß man mehrere Tage der Woche Coupers, Diners und Bälle mitmacht, ja, es giebt Eltern, die mit ihren er-



wachsenden Töchtern fast Tag vor Tag von Haus zu Haus wandern, während die unerwachsenen Kinder vernachlässigt werden. Das gilt hauptsächlich für Norddeutschland. Wären diese Sitten auf die reichen und müßigen Klassen beschränkt, dann könnten sich die Sozialpolitiker darüber freuen, daß sie mit solchem Ernst ihre Uebersflüssigkeit beweisen und auf ihre Beseitigung hinarbeiten; leider aber ermöglichen es Garfüchen und das Tischzeug leihende Tafelbeder selbst den unteren Schichten der norddeutschen Mittelklassen, Gesellschaften zu geben. Daß Konzerte und Theater in kleinen und mittleren Städten unter diesen eine grobe materialistische Gesinnung bekundenden Gewohnheiten in empfindlicher Weise leiden müssen, ist ohne Beweis sicher. Sollte es den norddeutschen Gemeinden nicht möglich sein, auf Gesellschaften hohe Luxussteuern zu legen und sich, wenn sie den Deklarationszwang einführten, damit eine ergiebige Finanzquelle zu eröffnen? Die Gesinnung der Meisten, die vor der Langeweile deutscher Gesellschaften die Flucht ergreifen, ist nicht weniger materiell, denn sie streben dem Wirthshaus zu. Ich glaube nicht, daß es heute noch ein anderes Land von gleicher Kulturhöhe wie Deutschland giebt, in dem die Erziehung zum Trunk ein Glied in der Erziehung gebildeter junger Männer bildet, die Widerstandsfähigkeit gegen große Mengen Alkohol als eine rühmenswerthe Eigenschaft gilt, kein Land, in dem der Frühschoppen sowohl zu den täglichen Gewohnheiten wie zu den Hauptnummern großer Festprogramme gehört, kein Land, in dem man mit solchem Behagen in der durch Bier-, Speise- und Tabakdünste verpesteten Luft athmet. Diese Sitten sind es, die von Franzosen, Engländern, Amerikanern, Italienern immer wieder zum Beweise unserer Roheit benutzt werden. Als bei dem Gardaseestreit die ‚Italie‘ das schwerste Geschütz gegen uns auffuhr, da schleuderte sie uns Worte entgegen, wie ‚empiffrements‘, ‚lampées‘ und ‚relents de tabagie‘.

Vor Jahren kehrte ich an einem Sonntag aus dem mittleren Frankreich nach Deutschland zurück. An den Bahnhöfen hatte ich viel Volk gesehen, aber nirgendwo hatte man sich unbescheiden benommen. Inzwischen brach der Abend herein. Plötzlich erscholl von einer Station her wildes Schreien, Johlen und Pfeifen einer vorwärts drängenden und tobenden Menge. Das Räthsel löste sich leicht. Wir hatten die Grenze überschritten und waren an einem Ausflugort vor Mex angelangt. Ich war wieder im Lande der Dichter und Denker. Mit einem der Morgenschiffe fuhr ich vor einigen Jahren von Biebrich nach Koblenz. In der Ersten Klasse fand sich eine Gesellschaft erwachsener Männer und Frauen zusammen, die schon bald zu zechen und patriotische Lieder zu singen begannen. Es wurde auch ein Lied gebrüllt, bei dem die eine bunte Reihe bildenden, an einander gepreßten Herren und Damen einander kräftig in die Seiten stießen. Bald war die ganze Gesellschaft angeheitert. Rings herum stand ein Haufe Ausländer, die die deutschen Sitten aufmerksam betrachteten. Ich konnte nicht umhin, ein Wort der Kritik zu vernehmen; es war



der Naturgeschichte entlehnt. In diesem Fall konnte man noch zur Entschuldigung anführen, daß auf deutschen Flußschiffen (sei es von Ewinemünde nach Stettin oder von Köln nach Mainz) immerfort zum Essen und Trinken in einer selbst von Deutschen mißbilligten Weise von den Kellnern angeregt wird. In dem folgenden Fall fällt auch diese Entschuldigung fort. An einem prachtvollen Märzsonntag des Jahres 1908 fuhr ich von Genua nach Spezia in einem durchgehenden Eisenbahnwagen, der von einer internationalen Gesellschaft vollgepfropft war. Während die Reisenden an den Fenstern des Ganges standen, um die entzückende Aussicht zu genießen, hörten sie plötzlich, wie aus einem Wagen Zweiter Klasse, in dem die Flasche rund ging, mit lauter Stimme gebrüllte deutsche Studentenlieder drangen. Die im Gange stehenden Deutschen schämten sich; von den Ausländern habe ich kein mißbilligendes Wort gehört, aber die mit geringschätzigem Lächeln in mehreren Sprachen geäußerten Worte: „Es sind Deutsche“ waren beleidigender, als alle der Zoologie entnommenen Bezeichnungen gewesen wären. Ich hörte die Vermuthung äußern, es seien deutsche Kellner; in Rapallo stiegen sie aus. Glaubt man nicht, daß ein halbes Duzend solcher Flegel vernichten kann, was Hunderte gebildeter Deutschen an Achtung für ihre Nation erworben haben?

Die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß allen Germanen eine starke Neigung innewohnt, viel Lärm zu machen; selbst französische Kinder sind ruhiger und gesitteter als deutsche. Der Germane hat eben, wie die englische Sprache es sinnig ausdrückt, überquellende ‚animal spirits‘. Auf gemeinsamem germanischen Boden bewegen wir uns auch, wenn wir die Stellung des Deutschen zur „Sittlichkeit“ einer Betrachtung unterziehen. Bekanntlich versteht der Deutsche unter „Sittlichkeit“ geschlechtliche Sittlichkeit. Daß die Sittlichkeit noch viele andere Provinzen hat, muß ihm umständlich bewiesen werden. Er ist sehr geneigt, sich selbst Schritte vom Wege zu gestatten, aber er sieht mit grenzenloser Verachtung auf seine Nachbarn herab, die das Selbe thun, und er sucht die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die „Sittlichkeit“ im Lande der Germanen unendlich höher stehe als unter anderen Völkern. Zwar berichten die Zeitungen von Zeit zu Zeit über Thatfachen, die den Glauben an die ungeheure germanische „Sittlichkeit“ erschüttern könnten. Man denke an den „Jungfrauentribut im modernen Babylon“, an die Begebenheiten in einem amerikanischen Senderloin, an den Verkehr zwischen Chinesen und Amerikanerinnen, an die zahlreichen galanten und ungalanten Abenteuer im Deutschen Reich. Dennoch verstoßen die Germanen von Zeit zu Zeit einen Menschen wegen seiner „Unsittlichkeit“ aus ihrer reinen Nähe, wie es Macaulay so amüsant am Fall Byron vordemonstrirt hat. Ja, man hat wohl gelegentlich eine Reise in romanische Länder damit erklärt, daß deren „Unsittlichkeit“ den Wanderer mächtig angezogen habe, während der Vorurtheillose aus Allem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, den Schluß gezogen haben muß, daß Deutschland,



um es kaufmännisch auszudrücken, alle gangbaren Sorten dieser Branche ganz tabellos liefert. Die Romanen beginnen, den Spieß umzudrehen. Die alte Muthmaßung, wir seien in puncto puncti nicht aufrichtig, ist für sie zur Gewißheit geworden. Sie verstehen es wenigstens, so hört man wohl, das Weib vor der Ehe rein zu bewahren, während auf die deutschen Heuchler zuzutreffen beginne, was Heinrich Heine von einem östlichen Nachbarvolk gesungen habe.

Allzu oft überschreitet die Neugier des Deutschen das durch seine Interessen gebotene Maß. In den von Deutschen besuchten Gasthöfen werden Hausdiener, Portiers, Zimmermädchen ausgefragt, die Fremdenbücher studirt, die Fremdentafeln inspizirt, um zu wissen, wer Dieser ist, was Jener, woher ein Dritter.

Daß den Klatsch, die üble Nachrede, selbst die Verleumdung zu pflegen, auch die „besten“ Gesellschaftskreise nicht verschmähen, ist so gerichtsnotorisch, daß ich mich darauf beschränken darf, einige der Quellen bloßzulegen, aus denen der kostbare Unterhaltungsvorrath immer wieder ergänzt wird. Eine heißt Mangel an Verschwiegenheit. Zwar giebt es auch bei uns viele taktvolle Menschen, die ohne Mahnung klug bedenken, wie viel von dem Unvertrauten sie weitergeben dürfen; verbreiteter ist aber die Spezies mit kurzem Gedärm; ja, nicht gerade selten stößt man auf Exemplare einer Unterart, die die dringende Bitte um Geheimhaltung für eine noch dringendere Aufforderung um möglichst rasche und vielseitige Publikation ansieht. Besonders Fingerglück verleitet den Naturforscher wohl zu der Theorie, daß der deutsche Mann und das deutsche Weib, wenn sie das Gelöbniß der Verschwiegenheit in besonders feierlicher Form ablegen, durch eine reservatio mentalis den besten Freund und die beste Freundin ausnehmen. Wer in einem größeren deutschen Beamtenkollegium gesessen hat, weiß, wie schwer es ist, die Kenntniß der Beschlüsse und Verhandlungen geheim zu halten, besonders vor den Gattinnen der Beamten. Ich war gar nicht erstaunt, als mir ein Berufener Folgendes erzählte. Ein deutsches Ministerkollegium war darüber entrüstet, daß seine Verhandlungen stets am folgenden Tag in einer deutschen Zeitung zu lesen waren; bei einer wichtigen Frage traf es alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln (Absperrung des Berathungszimmers, kein Protokoll, gegenseitiges Schweigeversprechen); am folgenden Morgen stand in der selben Zeitung ein besonders eingehender Bericht über die geheimnißvolle Sitzung. In Deutschland erfährt man ohne Mühe die Namen der Verfasser anonymen Bücher und Aufsätze, in England streitet man bis auf den heutigen Tag darüber, wer die Juniusbriefe geschrieben hat. (Glaubt man, daß ich schmutzige Wäsche vor dem Ausland gewaschen habe? Gott bewahre! Ein Engländer hat schon vor vielen Jahren berichtet, die Erholung der göttinger Professoren bestehe in den Urtheilen, die ihre Gattinnen ihnen über die Mitlebenden zutragen, und in New York heißt es, den deutschen Kaufleuten falle das Schmuggeln schwerer als den Kaufleuten anderer Nationen, weil die Zollbeamten wissen: Die halten ja doch nicht dicht.)



Eine andere Quelle bildet das fast krankhafte Interesse, welches das deutsche Gemüth allem Persönlichen und Kleinlichen entgegenbringt. Eine junge Dame aus den besten Kreisen, die in einer Sommerfrische gesehen hatte, daß ich mit einem Herrn sprach, richtete an mich über ihn mehrere Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Als ich ihr darauf sagte, daß ich nie Fragen über ihre persönliche Verhältnisse an andere Leute stelle, sah sie mich mit einem Blick an, der deutlich verrieth, sie halte mich für einen Narren. Wenn sich aus diesen häßlichen Instinkten ein sicheres psychologisches Urtheil entwickelte, würde man in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts die Wege der Vorsehung preisen. Thatsächlich sieht unser Landsmann am Menschen gewöhnlich nur das Kleine und Aeußerliche; selten sucht er, um sein Wesen zu verstehen, seine beherrschenden Triebe, seine beherrschende Begabung, den Einfluß seiner Lebensschicksale zu erkennen; er ist zu geneigt, ihn in einige allgemeine Rubriken einzuordnen und die ihr entsprechenden Gattungseigenschaften zu entdecken. Die Urtheile, die man über Andere gehört hat, werden zu wenig geprüft, berichtigt, ergänzt, so daß die Bilder, die sich der Deutsche von fremden Menschen macht, oft mehr Vogelscheuchen als lebenden Wesen gleichen. Unsere Novellen und Romane sind ja auch seltener durch die psychologische Begabung ihrer Verfasser als durch andere Vorzüge bemerkenswerth.

Diese Anlagen werden dadurch entwickelt, daß die normale deutsche Individualität sich wenig selbst genügt und daß ihr der edle Stolz fehlt, der es unter seiner Würde hält, Andere, mehr als geboten, zu beachten. Je unselbständiger sie ist, um so mehr sucht sie an Andere Anschluß. Ein Raupenzug scheint ein Individuum zu bilden, so fest klebt der Mund der Folgenden am After der Vorantriehenden; Kinder auf einer Bank drängen sich nach der Mitte zu, fest an einander. Auf der Straße wird man selten einen Deutschen allein sehen; mindestens sind es zwei, oft drei und mehr, manchmal ganze Rudel. Er hat ein nie ganz gestilltes Sehnen nach Gesellschaft: Fröhshoppen, Dämmerhoppen, Souper, Diner, Kaffeekränzchen, Theestunde. (Man nennt Das „sozial“ sein.) Die Unterhaltung macht oft Schwierigkeiten. Man kann auch nicht immer sachsimpeln oder ‚talk shop‘, nicht immer Billard oder Skat spielen (obwohl diese beiden Arten des Zeittotschlagens die für den Nebenmenschen ungefährlichsten sind). Weiter sind wenige deutsche Politiker; wenn sie über die Zeitereignisse sprechen, wiederholen sie gewöhnlich nur ihre Zeitung; da gedeihen die köstlichen Gespräche, die der Kladderadatsch für künftige Jahrhunderte aufbewahrt hat. Witz und Bonhomie gehören zu den Gaben, die die Natur nicht verschwenderisch über unsere Gaue ausgestreut hat. So bleiben manchmal nur die Unrenperei der Anwesenden oder die Kritik der Abwesenden. Wie oft kann man es in Herrengesellschaften erleben, daß, wenn der Wein, der vornehme Schnaps und das Bier die anfangs kalten und ernstesten Menschen aufgethaut



haben, auf uralte, gepfefferte Anekdoten Münchhausiaden folgen und endlich Geschichten von einer besonders unerleuchteten Person erzählt werden, die zum Theil stilisirt, zum Theil erfunden, zum Theil von anderen Personen auf sie übertragen sind, so daß sich die Anwesenden, auch ohne viel Intelligenz zu besitzen, sehr intelligent vorkommen können. Der Wein muß viel Spiritus enthalten (abgesehen von Weinkennern) und der Witz grotesk, handgreiflich sein, denn das deutsche Gemüth liebt das Verbe. Aehnlichen Neigungen folgend, behandelt das deutsche Weib in seinen Kaffee- und Theegesellschaften neben den Preisen der Lebensmittel, guten Bezugsquellen und Toiletten die Psychologie der Dienstboten, Kinder und anderer Menschen. Ein der Brandung oder einer fernen Schlacht ähnliches Geräusch dringt an Dein Ohr, wenn Du in ein Haus trittst, wo der Schauplatz eines solchen Gelages ist, denn alle Damen sprechen zugleich, hören aber doch Alles, was gesprochen wird; manchmal hören sie noch mehr.

Die Beschäftigung mit dem Nebenmenschen weist so viele unerfreuliche Züge auf, weil die durchschnittliche deutsche Natur, wie die germanische überhaupt, kalt, düsterhaft und hochmüthig ist. Ob man, wie der Engländer, mit hochgezogenen Augenbrauen verächtlich auf die Anderen, insbesondere den „foreigner“ herabsieht, zehnmal so viel Energie, Arbeitskraft, „pluck“ und so weiter trotz unaufhörlichen Mißerfolgen zu haben behauptet; ob man, wie der Amerikaner, fremde Nationen unter slavischer Bevormundung sieht, obwohl er selbst unter der Bevormundung von Wirepullers und Bosses steht und ein geistreicher Bürger der Union die amerikanische Demokratie genannt hat: die Herrschaft des Volkes für das Volk zum Nutzen der Senatoren; oder ob man endlich, wie der Deutsche, nicht aufhört, sich über seine Nachbarn lustig zu machen: Das trifft nur die Formen dieser unsittlichen Denkart. Der frühere Korrespondent der Kölnischen Zeitung glaubte, sie („die ironische Ruppigkeit der Gesinnung“) besonders oft in Berlin zu entdecken. Selbst die Ausländerei des Deutschen ist eine Aeußerungsweise seines Hochmuthes. Findet man bei Jemand Bescheidenheit, natürliches Wohlwollen, uninteressirte Anhänglichkeit, Wärme des Gemüthes, einen über die normale Klugheit hinausgehenden Schwung des Wesens, dann liegt die Vermuthung nah, daß es kein Germane pur sang ist. Das Interesse, das man den Mitmenschen entgegenbringt, ist sehr oft kritischer Natur. Man freut sich mehr über einen Fehler, den man an ihm entdeckt, als über Tugenden, die man widerwillig anerkennen muß. Man ist weniger geneigt, den Bekannten durch die Erfüllung eines unausgesprochenen Wunsches zu erfreuen, als ihm Etwas anzuthun, wovon man sicher weiß, daß es ihn ärgern wird. Von Fremden und von Deutschen ist gar nicht selten bemerkt worden, daß Rücksichtslosigkeit, die offene und noch mehr versteckte Gehässigkeit und Härte spezifisch deutsche Untugenden sind und Zart Sinn, Großmuth und Ritterlichkeit selten angetroffen werden. Die feige und gehässige Neigung, den Unbeliebten Spitznamen zu geben,



besonders solche, die einen wirklichen oder angedichteten geistigen oder sittlichen Mangel zur allgemeinen und dauernden Kenntniß bringen sollen, gedeiht unter einem von Natur wenig geistreichen Volk besonders gut. Ich erinnere mich einer Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern, in der ein junger Jurist von dem Uebelwollen der Menge verfolgt wurde; sein Verbrechen bestand darin, daß er sich stets sehr elegant kleidete und eine stolze Miene zur Schau trug. Die Unbeliebtheit von Menschen, die, ihre eigenen Wege gehend, sich Keinem aufdrängen, Keinen belästigen und verletzen, ist ein eigenthümlicher Zug des deutschen Dünkels. Das Wort „Bene vixit qui bene latuit“ gilt nicht für Deutschland.

Sowohl die Neigung zum Persönlichen und Kleinlichen wie die Kälte des Gemüthes machen das Handeln aus Affekt selten, die utilitaristische Gesinnung häufig, weshalb ein unreflektirter feuriger Patriotismus, den die umgebenden Völker so hoch schätzen, nicht recht reifen will. Es ist des Nachdenkens werth, daß, wenn ein Deutscher ein starkes Nationalgefühl bekundet, er entweder aus dem Westen stammt, wie der Freiherr vom Stein, oder aus dem Osten, wie Heinrich von Treitschke, oder daß sein Blut neue Auffrischungen aus der Fremde aufweist, wie das Theodors Körner. Diese kühle Gesinnung bringt dann immer wieder Handlungen hervor, die gerecht sein sollen, aber dem deutschen Namen zum Schaden gereichen. Nur zwei milde Thatfachen! Vor etwa zwanzig Jahren wurde dem Ausstellungsausschuß in Köln ein belgischer Schulatlas unterbreitet, der Frankreich zwei große Karten und mehrere kleine widmete, England auf einer abthat und für Deutschland nicht einmal eine ganze Karte übrig hatte; es mußte sich mit Oesterreich-Ungarn in eine theilen. Da nun ein Land, wie Belgien, aus wirthschaftlichen und anthropologischen Gründen doch gewiß eben so viele Beziehungen zu Deutschland wie zu Frankreich hat, so war der Atlas eins der zahlreichen, klug ersonnenen Mittel französischer Geschicklichkeit, um Belgien Frankreich innerlich anzugliedern. Trotzdem wurde er prämiirt. In San Martino di Castrozza (Tirol) kämpfen italienische und deutsche Gasthöfe um die Kundschaft. Die Alldeutschen Blätter forderten vor einigen Jahren die Deutschen auf, die deutschen Gasthöfe zu besuchen. Die Italiener klagten beweglich über diese Ungerechtigkeit: und Deutsche aus den besten Kreisen bevorzugten aus Gründen der Gerechtigkeit das italienische Hôtel des Alpes, ja, sie ließen sich sogar vom Wirth bereden, in einem großen, zu Aller Einsicht offen liegenden Buch ihre Entrüstung schriftlich niederzulegen. Und wie handelten die Italiener? Zur selben Zeit erschien ein „Acque e Monti“ betiteltes Werkchen, das über die italienischen Bäder und Sommerfrischen gut unterrichtet. Darin wird auch San Martino di Castrozza erwähnt, aber der Verfasser nennt nur die beiden italienischen Gasthöfe: 1. Hôtel des Alpes, 2. Albergo Rosetta. Es ist kein Zufall, denn er dankt in der Vorrede der „Società Concorso Forestieri di Trentino, che ci fornì l'elenco degli alberghi del Trentino“.



Daß die Feinheiten des Patriotismus zu den ungewürdigten Delikatessen gehören, versteht sich von selbst. Es soll vorgekommen sein, daß Deutsche in der Fremde sich Ausländern zur Bekämpfung eines Landsmannes verbündet haben, ohne daß ein Interesse dazu trieb.

Die Erklärung ist nun nicht mehr schwer, weshalb die Sacklosigkeit (nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler Deutschen) unser Nationalübel ist. Aber einige Einschränkungen müssen wir doch machen. Wenigstens im Norden werden Sacklosigkeiten nicht vorkommen, wenn ein deutlich erkennbares Unterordnungsverhältniß vorliegt; hierfür hat der Norddeutsche einen ausgeprägten Sinn: für das dem Stand, dem Rang zukommende Verhalten. Dagegen fehlt uns oft der Sack, wenn das angemessene Betragen Phantasie, Zart-sinn, Mitgefühl voraussetzt. Belehrend sind die „scherzhaften“ Reden, die an Polterabenden und bei anderen Festen in Norddeutschland auf die Hauptpersonen gehalten werden. Mangelnden Witz und mangelnde Liebe ersetzt der Redner gern durch bittere Unzänglichkeiten. In einer Gesellschaft war eine vierzigjährige Dame, der ein exemplarisches Leben und ein herrliches Temperament eine Schönheit gewahrt hatte, die alle jüngere Weiblichkeit überstrahlte, weshalb sie von den Herren umflattert wurde. Obgleich sie deren Huldigungen weder hervorrief noch ermuthigte, sondern gelassen und freundlich abwehrte, konnten es sich zwei jüngere Damen nicht versagen, ihr Alter zum Gegenstand einer Reflexion zu machen. Die Dame, die in einem vielgegebenen Lustspiel die Aufmerksamkeit eines Herrn auf sich zu ziehen sucht, indem sie ihm immer wieder ins Gesicht lacht, die Frau, die in einem anderen Lustspiel immer horcht (also stiehlt), die Herren, die in einem berühmten Roman ihre adelige Art dadurch bekunden, daß sie den Leuten unangenehme Bemerkungen ins Gesicht schleudern, die norddeutschen Gutsbesitzer, die bei der ersten Bekanntschaft den Neuling von seiner Kleinheit zu überzeugen suchen: Das sind norddeutsche Erscheinungen.

Wie sollte in dieser Luft der „respect humain“ fortkommen? Er offenbart sich vor Allem darin, daß unser Stolz uns abhält, uns in Dinge zu mischen, die uns nicht angehen. Von den Holländern des siebenzehnten Jahrhunderts wird gerühmt, daß sie sich streng auf ihre Sphäre beschränkten; und der gebildete Engländer handelt gern nach der Ueberzeugung „That is not my business!“ (weshalb das Leben in England so angenehm ist). Als ich einmal diese schöne Freiheit in einer deutschen Gesellschaft rühmte, sah ich deutlich, daß ich nicht verstanden wurde. Die Sitte von Berlin M (nicht mit Berlin W zu verwechseln) war ihr offenbar congenialer. Denn zu den deutschen Gepflogenheiten gehört es, ohne daß ein persönliches, politisches oder gesellschaftliches Interesse es verlangte, den Menschen unter die dauernde polizeiliche Aufsicht seiner Mitmenschen zu stellen, in seinen intimsten Angelegenheiten herumzuschneüffeln, ihn zu meistern, ihn zu „bemoralisiren“ (Frau Uja). Selbst im Kleinsten macht sich dieser Zug geltend. Zwei Leute fallen in einem Lokal durch ihre Erscheinung auf oder sie



lassen sich ein üppiges Mahl auftragen; sofort verstummt das Geräusch an den Nebentischen, man horcht, man schaut, man macht Bemerkungen oder beurtheilt die Vorgänge durch Geberden oder unartifisirte Laute. Der respect humain offenbart sich zweitens darin, daß wir allen Menschen, hoch oder niedrig, ob sie zu uns in einem Verhältniß stehen oder nicht, Rücksicht, Takt, Höflichkeit schulden. In Paris war an einem heißen Sommertag eine alte Zeitungverkäuferin in ihrem Häuschen eingeschlafen; Jeder trat still heran, nahm seine Zeitung, legte das Geld geräuschlos hin, um sie nicht zu wecken. Ob Das bei uns vorkommen könnte? Ich bezweifle, daß sich der Vorgang bei uns so abspielen würde. Einige würden ihr einen Pöffen zu spielen suchen, Andere sich von ihrem Gerechtigkeitsinn zu einer lauten Mißbilligung hinreißen lassen, denn, wer Zeitungen verkaufe, habe die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, munter zu sein. In der londoner City giebt es Restaurationen ohne Bedienung und Aufsicht; man nimmt sich selbst die Speisen, giebt beim Fortgehen an, was man verzehrt hat, und zahlt nach eigenen Angaben. Ein Deutscher, dem die Vortheile dieser Einrichtung einleuchteten, eröffnete in seiner Heimath eine Wirthschaft nach den selben Grundsätzen: vier Wochen später mußte er sie wieder schließen. Jeder deutsche Hotelbesitzer, der eine Bibliothek zur Verfügung seiner Gäste hält, klagt darüber, es komme immer wieder vor, daß Bücher mitgenommen und nicht zurückgeschickt werden. Man würde sehr irren, wenn man solche Handlungen als Diebstahl betrachtete; sie sind meistens Aeußerungen jenes Mangels an Achtung der fremden Persönlichkeit, des Mangels an Selbstbewußtsein und Stolz. (Wohl gemerkt: der Germane ist hochmüthig, aber er ist nicht stolz.) Solche Handlungen gehen aus den selben Instinkten hervor, die die deutsche Jugend Häuser beschmuken, Läden und Fenster beschädigen, ekelhafte Gegenstände an den Griffen der Hausflingeln befestigen läßt und die sie abends reizen, erleuchtete Fenster zur Zielscheibe für Schneebälle zu wählen. Deutsche Lehrer, die sich in England daran gewöhnt hatten, ihren Schülern die Aufsicht möglichst wenig fühlbar zu machen, versuchten, nach Deutschland zurückgekehrt, ihre Schüler als junge Gentlemen zu behandeln; hier betrachtete man sie als große Dummköpfe, weshalb sie erbarmungslos hintergangen wurden. In einem kleinen Schriftchen hat ein deutscher, nach England ausgewandeter Bergmann uns darüber belehrt, wie viel höflicher, rücksichtvoller der Arbeiter dort behandelt werde als bei uns. Unter den deutschen Unternehmern und Beamten, selbst Hausfrauen, trifft man gar nicht selten Leute, die sich den General in einer von Gogols phantastischen Geschichten („Der Mantel“) zum Muster genommen haben könnten. Brüllen, grobes Anfahren, Schimpfen scheinen Manchen die wichtigsten Attribute ihrer Würde zu sein; der Mangel an Selbstbeherrschung, der uns charakterisirt, wirkt natürlich mit. Im psychologischen Konnex damit steht, daß wir gut daran thun, mit erhobener Stimme (so daß uns Alle hören können) grob zu werden,



wenn man uns verletzt hat, denn sonst glaubt man nicht, daß wir uns beleidigt fühlen; wir müssen uns Bonaparte zum Muster nehmen. Auch wenn wir in Gesellschaften geladen sind, dürfen wir in schärfster Weise angreifen und losdonnern. Eine Szene wie die von Konrad Ferdinand Meyer im Anfang einer seiner Novellen beschriebene könnte sich noch heute, nach vierhundert Jahren, in Deutschland ereignen; der „respect humain“, der auf Andere Rücksicht nimmt, ist keineswegs ein allgemein geschätztes Gut. Wie oft kommt es vor, daß den höheren Ständen angehörige Individuen beider Geschlechter im Speisehaus, im Theater, beim Vorübergehen auf der Straße sich ganz ungenirt durch Worte, Blicke und Geberden über ihre Nachbarn unterhalten, wobei sie fingiren, daß, was nicht protokolirt und zeugeneidlich festgestellt sei, stets abgeleugnet werden könne. Gar Mancher versteht uns nicht einmal, wenn wir mehr „respect humain“ fordern. Er hält uns für eitel und wird von nun an unseren Titel öfter nennen und seinen Hut noch tiefer abnehmen: das Benehmen, das wir wünschen, erscheint ihm nicht natürlich.

Dafür besitzen wir die großen prunkvollen Formen. Hätten wir doch mehr Manieren und weniger Formen! Was die französischen Tanzmeister unseren Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert beigebracht haben, Das wird von uns treu bewahrt. Andere Völker haben den pompösen Formalismus aufgegeben; bei uns blüht er noch: tiefe Verbeugungen, bedientenhaftes Grüßen, ein nie ruhendes Vorstellen, das eine Uebertragung des militärischen Meldens auf das bürgerliche Leben darstellt. Jemand war in eine Gesellschaft aufgenommen worden; als er ihre Räume zum ersten Mal betrat, fand er ein Duzend Herren an einem langen Tisch vor. Er setzte sich an einen anderen Tisch, weil er glaubte, unhöflich zu handeln, wenn er sich ohne Aufforderung näherte. Sie hielten ihn für anmaßend und hochmüthig; er hätte herantreten und sich vorstellen sollen. Auch den in einigen Beamtenkreisen Norddeutschlands herrschenden Zwang, Familienbesuche zu machen und anzunehmen, ohne jede Erkundigung, ob das aktive oder passive Verhalten den Betheiligten erwünscht ist, halte ich für einen Brauch, der ursprünglich aus Offizierkreisen stammt, dann durch Beamte und Reserveoffiziere auf Schichten mit anderen Lebensbedingungen übergegangen ist. Dieser deutsche Formalismus beherbergt eben wenig Freiheit; meist noch wenig Sinn. Ueber die Bedeutung der großen Ceremonie, die bei uns das Essen abschließt, bin ich verschiedene Male von Fremden gefragt worden. Um die Ehre des Vaterlandes zu retten, habe ich geflunkert, während eines großen Sterbens hätten die Zusammensitzenden nicht gewußt, ob sie sich beim nächsten Mahle wiedersehen würden; da habe man beim Aufstehen unter Händeschütteln gesagt: Gesegnet sei diese Mahlzeit! Und dieser Gebrauch habe sich erhalten.

Wenn ich alles Dies überdenke, dann wundere ich mich nicht, daß wir das Unsere so schwer behaupten und keine Eroberungen machen.



Eine derbe, nüchterne, reflektirte Natur, die nicht durch Gemüthswärme gemildert noch durch vornehme Lebensauffassung geadelt wird, hat einen schweren Stand im Ringen der Völker. Aber läßt es sich nicht ändern? Sind wir nicht, wie auch die Amerikaner unter unseren Kritikern gern zugestehen, „a progressive nation“? Sind nicht verschiedene Erscheinungen die Wirkungen bestimmter sozialer Faktoren und ist nicht das Wissen eine wichtige Helferkraft bei der sittlichen Erziehung? Läßt sich nicht Vieles erklären aus der harten Form der Unfreiheit, die im Osten herrschte, aus der, mild gesagt, rauhen, feineren Empfindungen wenig förderlichen Disziplin des deutschen Heeres, dem ein großer Theil des Beamtenthums angehört hat und durch das ein sehr beträchtlicher Theil der männlichen Bevölkerung hindurchgeht, aus dem Geist unserer Polizei, die „Alles wissen will“ und Jedem die Wohnung eines Jeden für fünfundzwanzig Pfennige nachweist, aus dem lange dauernden Mangel an einem kräftigen öffentlichen Leben, aus dem Einfluß des Kunst und Wissenschaft wenig pflegenden preussischen Adels, der die slavischen Formen der Geselligkeit, die auf den ostelbischen Gütern herrschten, durch seine dem Heer und dem Beamtenthum angehörenden Mitglieder in andere Klassen und Provinzen trug? Wer aber soll der Lehrmeister sein? Das deutsche Weib? Ich bin einer seiner größten Bewunderer und habe die Ueberzeugung ausgesprochen, daß seine aufopferungsvolle Hingabe als Mutter und Hausfrau eine der wichtigsten Ursachen des wirthschaftlichen deutschen Aufschwunges ist. Aber haben selbst alle gebildeten Frauen die geistige Höhe erflommen, um Gesetzgeberinnen neuer Lebensformen zu werden? Und wenn in ihnen das Ideal verfeinerter Sitte lebendig sein sollte: haben sie den Einfluß, ihm den Sinn der Männer zu unterwerfen? Oder sollen die deutschen Schriftsteller das Szepter schwingen? Wie haben die englischen Schriftsteller, besonders die Roman-dichter, seit dem achtzehnten Jahrhundert an der Erziehung ihres Volkes gearbeitet! Aber der Blick des deutschen Schriftstellers ist nicht auf England, eher noch auf Paris, gerichtet; und strebt er nicht mehr nach Größe und Schönheit der Form als nach edlem Gehalt?

Wer aber auch den Hebel ansetzen wird: er hat zu zeigen, wie wir einen höheren Stand der Genüsse, eine höhere Achtung der Persönlichkeit und einer lauterer Freiheit zu erringen vermögen. Wie soll die politische Freiheit bei uns blühen, wenn die Freiheit nicht in unseren Sitten wohnt? Jedes Individuum ohne gesellschaftliche und politische Gründe betasten, meistern, in die Schablone zwingen, sein Selbstgefühl und seinen Stolz dämpfen: Das ist demokratisch. Jedes Individuum achten, sein Selbstgefühl steigern, ihm jede Freiheit lassen, die mit der Freiheit der Anderen bestehen kann: Das ist liberal. Wir sind Demokraten und der Liberalismus scheint bei uns dem Untergang geweiht; unser Liberalismus ist in seinem innersten Kern gewöhnlich Demokratismus. Professor Wilhelm Hasbach.





## Schuldner und Schieber.

Wie es mit dem Kredit im Großen zu halten ist, darüber herrscht Klarheit. Die Banken kennen den Weg, der zur Vermehrung der Debitoren führt. Aber die Beziehungen der Finanz zur Wirthschaft beschränken sich ja nicht auf den Kontokorrentverkehr. Die industriellen Schuldverschreibungen sind das Mittel, Kontokorrentschulden in fundirte Anleihen zu verwandeln. Bietet der Effektenmarkt die Möglichkeit, neue Werthpapiere zu günstigen Bedingungen unterzubringen, so vollzieht sich die Metamorphose der Bankschuld und dann heißt es, die neue Emission habe den Zweck, die Verpflichtungen gegen die Kredit gebenden Banken, ganz oder zum Theil, zu tilgen. Im Grunde handelt sich um einen Wechsel in der Beschaffenheit des Kreditors. Die Rolle der Bank übernimmt der Käufer der Obligation. Das Risiko, das ein Gläubiger zu tragen hatte, wird auf viele vertheilt. Dem Debitor verbilligt sich der Kredit; denn die Verzinsung der Schuldverschreibungen ist im Allgemeinen niedriger als der Aufwand für die Bankschuld. Die Industrie-Obligation ist ein erprobtes Instrument; wer sie zu beseitigen wünscht, um die Staatspapiere von lästiger Konkurrenz zu befreien, Der sieht in ihr nur das Werthpapier, nicht aber die Vermittlerin zwischen Industrie und Kapital. Die Industrie wäre auf die baren Mittel der Banken angewiesen, wenn ihnen die Möglichkeit, Kredit in Effekten umzusetzen, verkürzt würde. Und sie könnten die Wünsche nach ausreichender Unterstützung des Mittelstandes und des Kleingewerbes dann nicht mehr erfüllen. Daß die Kreditinstitute sich diesen Wünschen nicht versagen, wird durch die Aufdeckung manches Mißgeschickes bewiesen. Gesellschaften oder Einzelunternehmer, die mit kleinem Betriebskapital arbeiten, werden von angesehenen Banken mit Summen, die in die Hunderttausende gehen, gefördert. Und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß Handwerker durch freundliches Zureden ihrer „Bankverbindung“ zu Fabrikanten werden, nur damit das Finanzinstitut einen neuen Kunden bekommt. Ein dauerhafter Kontokorrent- und Wechselkredit hilft auf der neuen Bahn vorwärts, bis eines Tages ein Hinderniß nicht mehr genommen werden kann. Da in der Provinz die Bankgeschäfte sich um die Kunden reißen, ist's leicht, statt einer Bankverbindung deren mehrere zu haben; und meist weiß der eine Kreditor vom anderen nichts. So kann der Kunde aus verschiedenen Quellen schöpfen, ohne seine Sicherheit zu vervielfältigen. Die Garantien (Buchforderungen, Waaren, Effekten), die vielleicht für ein Engagement ausreichen, sind ungenügend zur Sicherung von drei oder vier Forderungen. Kommt es zur Insolvenz, so sehen die Banken, daß sie geprellt wurden. Hätten sie gewußt, daß ihr Kunde schon anderswo Bankkredit in Anspruch genommen hatte, so wären sie vorsichtiger gewesen. Die Diskretion, die der ehrliche Schuldner wie der Schieber fordern muß, erschwert die so laut verlangte Besserung des Kreditwesens. Oeffentlichkeit? Unmöglich.



Der Preussischen Centralgenossenschaftskasse, die als Centrale des Kreditgeschäftes musterhaft organisirt ist, hat man vorgeworfen, daß sie die Beziehungen zu der Landwirthschaftlichen Centraldarlehenskasse (dem Verband der Raiffeisengenossenschaften) gelöst habe. Das geschah aber nur, weil man über gewisse Prinzipienfragen uneinig war. Die Genossenschaften sind eine Ergänzung der Aktienbanken. Sie sollen im Bereich des gewerblichen Lebens die kleinen Behälter füllen, denen die Wirthschaft wichtige Aufgaben stellt. Handwerker und Kleinkaufmann finden bei der Kreditgenossenschaft eher Bedingungen, die zu ihren Vermögensverhältnissen passen, als bei den Banken. Aber auch in den Reihen der Genossenschaften hat die Tendenz des „Großkapitals“ schon Unheil angerichtet. Man bekämpft die Uebermacht der Haute Banque als einer Vernichterin der Kreditquellen des „gewerblichen Mittelstandes“ und des Kleinbürgers; scheut sich aber nicht, seine Geschäfte nach dem Vorbild der Großfinanz zu machen. Einzelne Kreditgenossenschaften sind in unbequeme Lage gerathen, weil sie Kunden Beträge kreditirt hatten, die hoch über die Summe der Mitgliedereguthaben hinausgingen. Das Geld solcher Genossenschaften ist nicht bestimmt, großstädtische Hypotheken- und Grundstücksgeschäfte zu ermöglichen; es darf nicht auf eine Karte gesetzt werden. Wenn die 17000 Kreditgenossenschaften, die im Deutschen Reich arbeiten, nach einem bestimmten Programm handelten, das Paradenummern ausschließt, müßte für den „Kredit des kleinen Mannes“ leidlich gesorgt sein.

Man wollte das Prinzip einer Versicherung gegen Gefahren und Unfälle mit dem Wesen des Kredits in Verbindung bringen und versuchen, ob man die hier bestehenden Risiken zur Grundlage eines Versicherungsgeschäftes machen könne. So entstand die Kreditversicherung; beträchtliche Erfolge sind da noch nicht sichtbar. Nun ist ein neuer Versuch gemacht worden, das Problem zu lösen. Zwei Stuttgarter Versicherungsanstalten, der Allgemeine Deutsche Versicherungsverein a. G. und die Stuttgarter Mit- und Rückversicherungsgesellschaft, gründeten den Deutschen Kreditversicherungsverband auf Gegenseitigkeit. Die Veranstalter haben dafür gesorgt, daß ihr Unternehmen nicht schon in den Anfängen durch übergroße Risiken erstickt werde. Sie vertheilten die Garantie auf mehrere Institute und ermöglichten dadurch eine Klassirung des zu versichernden Materials, die besonders im Kreditwesen nicht zu umgehen ist. Neun Institute gehören zu dem neuen Concern; jedes Mitglied hat also nur einen kleinen Theil des Risikos zu tragen. Die zu versichernden Kunden werden in sechs Gefahrenklassen getheilt, für die Prämien von verschiedener Höhe zu zahlen sind. Um den Kunden selbst Gelegenheit zu geben, ihren Werth glaubhaft zu machen, ermöglicht der Kreditversicherungsverband ihnen den Beitritt, und zwar durch das Medium einer „Haftpflichtversicherung aus Auskunftsertheilung“. Er versichert den Schuldner gegen die Folgen, die eine von ihm selbst erteilte Auskunft für ihn haben könnte. Bewußt falsche Angaben (bei denen also ein dolus nachweisbar ist) kommen für die Haft-



pflcht nicht in Frage. Sind beide Kontrahenten Mitglieder des Versicherungsverbandes, so können sie sich leicht über die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit verständigen. Der Kreditgeber hat eine gewisse Garantie für die Richtigkeit der ihm gemachten Angaben und der Schuldner ist vor schädlichen Folgen falscher Auskünfte dadurch geschützt, daß der Versicherungsverein die geschäftlichen Verhältnisse kennen gelernt hat. Diese Versicherung darf natürlich nicht als Mittel zur Erlangung von Kredit, sondern nur als Stütze des Kreditwesens angesehen werden. Der Deutsche Kreditversicherungsverband ist keine Bank, die ihren Kunden Geld vorstreckt. Löblich ist, daß seine Statuten die Ausschaltung eines Massenrisikos ermöglichen. Und der ganze Versuch ist besser vorbereitet als die Experimente, die wir bisher sahen.

Durch die Beschränkung der Heimlichkeit, heißt es oft, ließen sich die Bedingungen des Kreditwesens bessern. Kann man aber die Ehrlichkeit zur öffentlichen Einrichtung machen, der sich Jeder bedienen muß? Das Verlangen, sich an dem übermächtigen Gläubiger zu rächen, ist so stark, daß dagegen der Wunsch, „Schiebungen“ zu hindern, nicht viel vermag. Geschoben muß werden: sonst macht das ganze Geschäft keinen Spaß mehr. Der Schuldner ist nicht nur ein Faktor („Zähler“ ist er nicht immer) in der Rechnung, sondern auch ein führendes Individuum. Und er fühlt keine Liebe zu dem Gläubiger, in dem er den beatus possidens sieht. Gegen die finanzielle Uebermacht soll die „Gerissenheit“ helfen. Was ist wider so böses Trachten zu thun? Der Versuch, den Mißbrauch des Sicherungskaufes und der Sicherungübereignung zu verhindern, ist in letzter Zeit vom „Verband der Vereine für Kreditreform“ wieder aufgenommen worden. Sicherungskauf und Sicherungübereignung sind Pfandgeschäfte, bei denen die verpfändete Sache im Besitz des Schuldners bleibt, damit er sein Geschäft fortführen kann. Waarenlager, Maschinen, Vieh, Getreide können, zur Erlangung eines kurzen Kredites, einem Geldgeber übereignet werden, ohne daß Der sofort von seinem Recht auf diese Gegenstände Gebrauch machen darf. Durch den unredlichen Geschäftsverkehr ist die „Sicherungübereignung“ zur Plage geworden. Der „Schieber“ kann sein Inventar der Ehefrau, einem Verwandten oder Freund „verschreiben“: auf Grund eines angeblich oder wirklich bestehenden Schuldverhältnisses. Und in solchen Vertrag können sogar Gegenstände aufgenommen werden, die dem Schuldner noch nicht geliefert worden sind. Auf diese Weise werden die anderen Gläubiger, die dem Schieber Waaren- oder Barkredit gewähren, getäuscht, da sie nicht wissen, daß Lager und Einrichtung schon verpfändet sind. Gegen Mißbrauch dieser Art haben einzelne Handelskammern gesetzliche Hilfe verlangt; sie wünschen eine Registrirungspflicht, deren Einschränkung bei soliden Geschäften erlaubt sein soll. Die Giltigkeit würde dann von der Eintragung in das öffentliche Register abhängen, das Jeder durchforschen kann. Also wieder ein neues Rezept. Aber das Kreditproblem wird, fürchte ich, auch diesen Kurversuch überleben. L a d o n.





Berlin, den 8. April 1911.

## Akustische Wolke.

Die Rede, in der, am dreißigsten Märztag, der Kanzler des Deutschen Reiches zu erklären versucht hat, warum er an die Wirksamkeit internationaler Abrüstungsverträge und Schiedsgerichte nicht glaube, hatte neben dem sachlichen offenbar noch einen persönlichen Zweck. Ihre Tonart, die, als Produkt einer schmal scheinenden Brust, überraschen mußte, war durch den Wunsch bestimmt, sich aus dem hemmenden Gehäus einer Legende endlich zu lösen. Der Legende, die den Kanzler für eine betrachtsame, in sehn-süchtiger Pein nach den Firnen philosophischer Blickweite langende Natur ausgiebt; für einen in Nirwana, nicht in Sansara heimischen Mann grauer Theorie, der die gemeine Wirklichkeit nicht aus nüch-ternem Auge zu sehen, zu den von ihr mitdrängender Hast geheischten Entschlüssen sich nicht aufzuraffen vermöge. Für einen Intellektual-menschen, der alle Seiten jedes Dinges erkennen möchte, dem Ruf zu rascher That mit tausend Bedenken, tausend durchdachten Ein-wänden antwortet, an der Sauberkeit des Weges und der Be-förderungsmittel Allerlei aussetzen hat, ohne den Beifall seines bedächtigen Gewissens nicht athmen mag und stets (nach Goethes Wort) „zwischen zween Empfindungen schwebt, gern beide ver-einigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.“ Philosoph und Privatdozent, Oberlehrer und Gouvernante: all diese Spott-



namen sind in sein Ohr gedrungen; und mußten schließlich selbst dem Schoß eines Zauderers den Wunsch entbinden, als den unter des Lebens goldenem Baum erwachsenen Mann harter Realität sich vor den Landsleuten aufzurecken. Solches Schauspiel ist unserm Blick nicht neu. Wir sahen den General von Caprivi, weil er als kurzsichtiger Troupier und frömmelnder Militärbureaukrat ohne Schöpfergedanken verschrien worden war, gegen die Mehrheit der Kameraden die Kürzung der Dienstzeit, gegen die Standesgenossen die Abkehr vom Schutzoll verfechten. Wir sahen den Fürsten zu Hohenlohe, weil er zu weich und norddeutschem Wesen zu fremd gefunden worden war, sich für eine „Umsturzvorlage“ einsetzen, die aus dem dunkelsten Winkel pommerschen Vorurtheils stammte. Sahen den Fürsten von Bülow, weil er in den Ruf eines glatten, sanften, den Römern der Soutane allzu nah verwandten Schönredners gekommen war, ins Eisenkleid des zornigen Teutonen schlüpfen und Franzosen, Centrum, Polen mit fuchtelnder Faust bedrohen. Weil Herr von Bethmann nicht länger als Rom's frommer Knecht Fridolin gelten wollte, rügte er, im Warnerton eines milden Erziehers, den Irrthum vatikanischer Politik. Weil der Schein über seinem Haupt waltender Junkertyrannis ihm lästig ward, forderte er von Preußen die Bereitschaft, der inneren Reichseinheit beträchtliche Opfer zu bringen. Weil er nicht das Stigma des Trämers, eines im Astenstaub dem Leben fernem, tragen will, wendet er sich schroff vom Bilde der neuen Utopia. Wähntet Ihr, er werde Kant citiren und Euch in den „süßen Traum“ von ewigem Frieden zu lullen trachten? Ihr irrtet. Der große Immanuel rief: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden.“ Er forderte in den Definitivartikeln den Föderalismus freier Staaten, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Nichts für einen Royalisten, der's schneller als Bismarck, als Bülow sogar bis zum Generalmajor gebracht hat. Träumer? Die Andern sind's, die Zünftigen, denen der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes als Weltfremdling und der Diplomatie Unkundiger konfrontirt wird. Die Grey, Birrel, Knor, die von Wehrmachtcontingentirung und Schiedsverträgen schwätzen und mit ihren bunten Wortnezen den Völkern das Gesichtsfeld verhängen. Ein fester Griff: und das



Gespinnst zerfällt in werthlose Fäden; und daß frei gewordene Augen sieht die straffe Gestalt des Realpolitikers, dessen wohlthätige Grausamkeit gefährliche Täuschung von den Hirnen riß. Plaudite! So wünschtet Ihr Euch ja den Kanzler. Stark und stolz, ohne Sentimentalität und Selbsttrugsucht; den unbeugsamen, unbeirrbaren Wahrer nationaler Macht. Ihr habt ihn. Daß solcher persönliche Wunsch am politischen Geschäft des allein Verantwortlichen mitwirkt, darf kein Verständiger tadeln. Der Kanzler braucht Autorität, drinnen und draußen; kann nur im Besitz ungeschmälerten Ansehens dem Reich Nützliches leisten. Mit welchen Mitteln er, auf welchem Weg sich erwirbt und erhält, ist seine Sache. Wir müssen froh sein, wenn das große Gefühl über ihn gekommen ist, daß seine Pflichten von denen des gemeinen Menschen abgehen; „daß Der, dessen Werk es ist, ein großes Ganzes zu übersehen, zu regiren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben.“ Wenn er einsehen gelernt hat, daß ihm das ungeheure Glück, für fünfundsechzig Millionen deutscher Menschen sprechen und handeln zu dürfen, auch ungemeine Pflichten aufbürdet; vor allen anderen die zu schnellem, nicht scheu dem Bedürfniß der Stunde ausbiegendem Entschluß. Dürfen wir froh sein?

Völlige Unkenntniß akustischer Wirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt (entwaffnet: müßte man in einer Abrüstungsdebatte sagen). In der schon lang scheinenden Geschichte bethmännischer Kanzlerschaft wimmelt es von Beispielen. „Beide Regirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten.“ Das wird munter ausgesprochen, als der Zar aus Potsdam heimgereist ist. Folge? Rußland muß sich, in London und in Paris, mit der Betheuerung sputen, daß es seine Pflichten unter allen Umständen erfüllen wird. Die Vettern Stolypin und Sasonow werden verdächtigt, deutschem Anspruch allzu willfährig zu sein, und Zwolskij's versprengte Freunde können ihrer Weisheit letzten Schluß wieder an den Hof bringen. Ist Deutschland gegen russische Mitwirkung an einem Angriffskrieg der Westmächte fortan gesichert, dann entwerthet sich ihm das austro-deutsche Bündniß, dessen einziger Zweck die Abwehr russischer Aggression ist, und



Oesterreich darf die Zeit zur Sonderverständigung nicht versäumen. Graf Lehrenthal geht auf Urlaub und für den Markgrafen Pallavicini, der ihn vertritt, wird in Petersburg ein neuer, nicht von der Erinnerung an die Wunde des bösnischen Haders belasteter Botschafter das Wort führen. „Preußen hat bei der Errichtung des Reiches nicht das geringste Opfer gebracht und kann seine Stellung im Reich nur wahren, wenn es bereit ist, Opfer zu bringen.“ Alle Gegner Preußens werden sich diesen Satz eines preußischen Ministerpräsidenten merken. Jetzt stehen wir vor dem lehrreichsten Beispiel. Am zehnten Dezember 1910 erzählt Herr von Bethmann im Reichstag, zwischen Großbritannien und Deutschland habe ein vertrauensvoller und zwangloser Gedankenaustausch begonnen. „Die Pourparlers waren von freundschaftlichem Geist getragen.“ Deutsche und Briten vereine der Wunsch, in ihrer Rüstung jede Rivalität zu meiden. Am dreizehnten März 1911 antwortet Sir Edward Grey. So artig, wie je ein englischer Minister sprach. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Dezemberrede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit lautem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt den Nutzen internationaler Schiedsgerichte und läßt die Hörer ahnen, daß über ein anglo-amerikanisches Bündniß verhandelt wird. Dieses Bündniß, das zunächst in der unauffälligen Form eines Schiedsvertrages ans Licht kommen soll, wird von Jubelhören begrüßt. Der Lord Mayor von London organisiert die Begeisterung. Zu den in der Albert Hall lauschenden Massen spricht, am neunundzwanzigsten März, der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und Herr Asquith, der Premierminister, erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Am nächsten Tag redet der deutsche Kanzler. Er wird, dachte man, Herrn Grey danken, sich zu jeder würdigen Verhandlung bereit erklären, einiges Nette über den werdenden Schiedsvertrag sagen und Rant citiren. „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrun-



gen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen stünden.“ Prüfung des von 1795 bis 1911 für Völkerrecht und Staatsvernunft Erreichten. So (ungefähr) hatte man es erwartet. Und ward durch die zwischen Ironie und Härte wechselnde Tonart jäh überrascht. Folge? Lord Roberts und Herr Delcassé preisen die Rede, die England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an der Themse, Nawa, Seine, ihren Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Liberale Partei Englands ist verstimmt und hört von den Konservativen, daß ein Wahn sie geäfft habe. „Baut Dreadnoughts und schafft Euch ein Landheer, das Einfallsversuche abwehren kann. Das Deutsche Reich will keine Verständigung; will seine Seewehr kräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle anderen Völker lechzen nach Frieden. Der Störenfried wohnt, der Erzfeind, in Berlin.“ Des Kanzlers Werk.

War es nöthig? Das eifernde Mühen, durch offiziöse Nachträge die Wirkung der Rede abzuschwächen, zeigt, daß sie unwillkommen war; nicht der Absicht des Redners entsprach. Der lernt sich in die Schallgesetze nicht schicken. Was er sagte, hatten hundert Redner und Schreiber dem Erdfreis gekündet. Nicht das winzigste Reimchen eigenen Denkwillens guckte, nahen Lenz verheißend, aus den versandeten Rasenflächen dieser Gemeinplätze. Dennoch: just in dieser Stunde durfte der Geschäftsführer des Deutschen Reiches nicht so reden. Vierzig Jahre deutscher Politik, meinte er, haben erwiesen, daß wir nirgendes Händel suchen. Abrüstung? Ein schöner Gedanke. Aber die edlen Schwärmer haben noch keine brauchbare Formel gefunden. Nirgendes. Kriege werden nicht mehr von den Kabinetten, sondern nur noch vom Volkinteresse und von der Oeffentlichen Meinung bewirkt. (Alexejew!) Verträge der Regirungen genügen also nicht. Wer die Großmächte zur Abrüstung bestimmen will, muß zuerst eine Rangordnung schaffen, mit der alle zufrieden sind. England fordert für sich das Recht auf eine Flotte, deren Stärke von keiner möglichen Koalition überboten werden kann. Ist dieser Ranganspruch, den kein Verständiger tadeln darf, mit den Wünschen anderer Großmächte vereinbar? Jede Nation will die Machtstellung, die ihr die Ge-



sammtsumme ihrer Kräfte anweist. Keine will auf die diesen Kräften erreichbaren Wehrmittel verzichten. Wer schreibt den Rang, die Machtrelation vor? Wer schlichtet entstehenden Streit und bürgt den zur Abrüstung Bereiten dafür, daß ihr Nachbar sich gewissenhaft an das Vereinbarte hält und nicht im stillen Dunkel Heer und Flotte vergrößert? Auf eine zulängliche Kontrolle ist nicht zu hoffen. Napoleon selbst, dessen Kontrollmittel kein Kaiser und keine Republik je wieder erlangen wird, hat Preußen nicht an heimlicher Vervielfachung seiner Armee zu hindern vermocht. „So lange die Staaten Staaten, die Menschen Menschen bleiben, ist das Problem der Abrüstung unlösbar.“ Großbritannien und Deutschland können über ihre Flottenbaupläne Nachrichten austauschen und einander dadurch vor Ueberraschungen schützen. Wer mehr erhofft, wiegt sich in holden Träumen. Schiedsverträge werden nur da gehalten, wo sie die Ehre und die Selbständigkeit der Völker unberührt lassen. Noch gilt der Satz, daß der Schwache des Starken Beute wird. Ein Volk, das für seine Rüstung nicht mehr so viel ausgeben will oder kann, daß es sich in der Welt durchzusetzen vermag, sinkt in die Rolle eines Statisten, der thatlos den im Drama handelnden Personen zusieht. Kann, vor so rauher Wirklichkeit, Deutschland eine Minute lang zweifeln? Nur seine Stärke sichert ihm den Frieden. Freinach Vegetius: „Quid desiderat pacem, praeparet bellum.“ Auch jedem anderen Satz wäre leicht ein Vater oder Pathe zu finden. Jeder sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich; wie eines fühlen Rechners Rede, nicht eines Feindes. Doch nicht auf Tauris nur spricht man vergebens viel, um zu versagen. Britannias Ohr hörte von Allem nur das schroffe Nein, daß ihren Vorschlag von der Schwelle wies. War's nöthig?

Die Wehrmacht fremder Staaten, sagt Herr von Bethmann, ist unkontrollirbar; „denken Sie doch an den klassischen Fall des von Napoleon niedergeworfenen Preußenstaates!“ Die Mehrheit des Reichstages schien an die Beweisraft dieses Falles zu glauben. Wie steht's damit? In dem Vertrag, den Prinz Wilhelm am achten September 1808 in Paris unterschrieb, hatte Napoleon den Preußenkönig verpflichtet, zehn Jahre lang nicht mehr als zweiundvierzigtausend Mann unter den Waffen zu halten und keine Miliz aufzustellen. Stein, den die in diesem Vertrag für die Zahlung der Entschädigungssumme vorgeschriebenen Fristen cm-



pörten, nahm die Wehrmachtbegrenzung gelassen hin. Nur dreißigtausend Mann standen, nach dem tilfiter Friedensschluß, noch unter Preußens Fahnen. Gneisenau hielt nicht viel von großen stehenden Heeren. Nur das Aufgebot der Volksmassen konnte die Befreiung vom Korzenjoch bringen. „Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu vertheidigen Thron und Herd“: so rief der Ostpreuße Bohnen. Und Ernst Moriz Arndt wetterte: „Wer mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling ausgestoßen oder vertilgt werden. Der Volksgeist muß Einrichtungen schaffen, die nicht geradezu soldatisch sind, aber das Volk so wehrhaft und kriegerisch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere abschneiden und dadurch eine unendliche Last von seinem Rücken wälzen kann. Neben und außer der Landwehr besteht der Landsturm; er umfaßt alle waffenfähigen Männer ohne Unterschied des Alters und Standes und gebraucht Alles, was Waffe heißt und wodurch man Bedränger ausroden kann; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann.“ Schon hatte die Reorganisation des Heeres, die Vorbereitung allgemeiner Wehrpflicht begonnen. Hatte Blücher seinen lieben Scharnhorst gebeten, „vor einer Nationalarmee zu sorgen; Niemand auf der Welt muß eximirt sein; es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat.“ Hatte der von dem alten Helden so zärtlich ermahnte Niedersachse geschrieben, alle Bewohner des Staates seien dessen geborne Vertheidiger. In der Volksschule, knirschte Gneisenau, muß den Knaben der militärische Geist eingepflanzt werden: dann hängt der Spartanerlorber uns bald nicht mehr zu hoch. Solche Stimmung zeugte in den schmäählich Besiegten den Willen zu nationaler Macht. In der Vendée hatte Bonaparte die Gefahr eines Volksaufstandes fürchten gelernt. Da er die Durchführung der von Scharnhorst seit dem Juli 1807 entworfenen Landwehrpläne nicht duldete, blieb nur ein Mittel: die beschleunigte Ausbildung der Mannschaft. Der größte Theil der Eingezogenen wurde nach ein paar Monaten beurlaubt: und als der Sturm losbrach, konnte Scharnhorst hundertfünfzigtausend nothdürftig ausgebildete Soldaten ins Feld schicken. Napoleon hatte nichts gemerkt; trotz seinem



Mißtrauen von dem Krümpersystem nichts geahnt noch von seinen Spähern erfahren, daß die preußischen Bataillone stärker waren, als sie bei sichtbarem Felddienst schienen. Er rannte durch die Welt, sah sich im Osten mit der Goldbinde des Basileus geschmückt, von Indiens Völkern umhuldigt, als den Herrn dreier Erdtheile, und hatte wenig Muße, sich um Preußen ernstlich zu kümmern. Weil er getäuscht werden konnte, der ferne Allumfasser, soll noch heute die Täuschung des nahen Nachbars unvermeidlich sein? Weil im alten, finsternen Preußen hunderttausend Dienstpflichtigen hinter hohen Kasernenmauern die einfachsten Handgriffe eingedrillt werden konnten, soll jetzt ein für die Maße moderner Kriegsführung beträchtlicher Rüstungtheil der Spürsucht verborgen bleiben? Mit Krümpern möchte kein Feldherr morgen sein Heer belasten. Große Neuformationen aber, Geschüßanschaffungen und Marinebauten sind in der Welt der Telegraphen und Zeitungen, Rodakß und Militärbevollmächtigten kaum lange zu verheimlichen. Daß unser schnellstes Kriegsschiff, der „Von der Tann“, auf hoher See jeden Zerstörer einzuholen vermag, ist in der englischen Presse erwähnt worden, ehe wirs wußten. Will Deutschland alle Schlachtschiffe bei Wilhelmshaven sammeln, weil die strategische Stellung es fordert und die taktische Schulung in der Nordsee wichtiger ist als im Binnenwasser der Ostsee? Ist die Meldung richtig, daß die älteren, ungeschützten, aber schnell fahrenden Kreuzer auf den Auslandstationen verwendet werden sollen? Dann geschieht's in der Absicht, die Panzerkreuzer heimzurufen und im Kriegsfall, nach japanischem Muster, in die Gefechtslinie zu rücken. Und dringt der Rath durch, die kleinen, schnellen, modernen Kreuzer für den Aufklärungsdienst in der Nordsee freizumachen, dann ist erwiesen, daß Deutschland mit der Möglichkeit eines nahen Konfliktes rechnet. Solche Fragen werden von Briten täglich erörtert. Die Kurzsicht mag sich einbilden, ein Bretterzaun schütze das Werstgeheimniß. Der deutsche und der britische Admiralstab haben einander nicht allzu viel Neues mitzutheilen; und die Aufgabe der vom Patriotendrang ins Spionenamts Getriebenen ist meist nur, die Angaben bezahlter Späher an Ort und Stelle nachzuprüfen. Die Wehrmacht fremder Staaten ist unkontrollirbar? Und welchen Vortheil verheißt dann der Nachrichtenaustausch, von dem der Reichsfanzler eine wesentliche Besserung des Verhältnisses erwartet?



Wenn England sein Bauprogramm in Berlin vorlegen läßt, sind wir vor Ueberraschung sicher. Wenn wir uns in einem festen Vertrag mit England über die Zahl, Armirung und Leistungsfähigkeit neuer Kriegsschiffe einigen, bleibt die Gefahr, daß eine Macht die andere heimlich zu überbieten suche. Im ersten Fall genügt die Kontrolle; im zweiten ist sie unzulänglich und kann nur Mißtrauen und Feindschaft stiften. „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“

Die mächtigste Industriegesellschaft kann ihren Bankier nicht hindern, sich am Finanzgeschäft ihres Konkurrenten heimlichen Gewinn zu sichern. Das stärkste Syndikat ist nicht gegen jede List eines Mitgliedes geschützt. Sind feste Bankverbindungen und Syndikate deshalb werthlos? Herr von Bethmann mußte die Frage bejahen. Ein Vertrag, der die Wehrmacht zweier Länder begrenzt, scheint ihm unnützlich, weil er umgangen, gebrochen werden könnte. Sieht er irgendeinen Vertrag, ein Gesetz, dem diese Gefahr unter allen Umständen fern bleiben muß? Das Buch der Geschichte bietet dem Blick „klassische Fälle“, deren Beweisraft die des Septembervertrages vom Jahr 1808 übertrifft. Der Kanzler braucht nicht in die Ferne zu schweifen. Wenn er die Bestimmungen der Allgerassakte, nur ihre Rechtsvoraussetzungen der Wirklichkeit vergleicht, muß jeder Zweifel ihm schwinden. Er trägt die Verantwortung, die Manche gewichtiger dünken mag als ein Schemen. Er zählt, mit gefurchter Stirn, alle Bedenken auf, die gegen ein anglo-deutsches Flottenabkommen sprechen, und hofft, Britannien werde sich mit der Zuversicht trösten, daß die Steigerung deutscher Wehrmacht nur den Zweck habe, dem Reich des Friedens freundliche Gewohnheit zu wahren. Noch ist's nicht gelungen. „Deutschland wartet, bis seine Dreadnoughts (und die Oesterreichs) fertig sind, schwenkt in zwischen Tag vor Tag die Friedensfahne: und überfällt uns, wenn die Relation ihm günstig und unsere alternde Armada entwerthet ist, mit Forderungen, die dem Inselreich Krieg oder Demüthigung aufzwingen.“ Das ist drüben Oeffentliche Meinung. Wäre Deutschland mit seinem Besitzstand zufrieden, dann, sagt der Peer von England und der Mann auf der Straße, würde es Grens Vorschlag gern annehmen. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat ihn unannehmbar genannt; jede Hoffnung auf einen Vertrag, der die Streitkräfte zweier Mächte bindet, utopisch. Das entscheidende Wort ist gesprochen worden. Dürfen wir froh sein?



Wir müssen ernst sein. Ernsthafter als eine Rednerversammlung empfinden, daß dieses unauslöschliche Wort nur von dem Willen diktiert sein dürfte, im Nothfall Blut und Gut der Nation für das Streben einzusetzen, dem es Ausdruck gab. Der Ostermond fand das Verhältniß der großen Germanenvölker nicht, wie es noch unter dem Winterhimmel gewesen war. Ein Antrag ist abgelehnt worden. Herr von Bethmann konnte sagen: „Wir werden uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals ein obligatorisches Schiedsgericht anerkennen. Doch gern jeden Vertrag abschließen, der uns nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten.“ Er hat gesagt: „Eine Verständigung über die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.“ Muß auf diesem Wort stehen, auch wenn eine Koalition ihn davon abzudrängen sucht. Und kann sich von der Verantwortlichkeit nicht dadurch entlasten, daß er sein Gesinde ausschellen läßt, so sei es gar nicht gemeint gewesen. Unkenntniß der Schallgesetze schützt nicht vor der Strafe, die dem zu laut, zu schroff Redenden dräut. (Der vierte Kanzler hat's erfahren, als er eine Rede mit einer Pointe gepunkt hatte, die den Britenstolz verletzte.) Wenn Professoren und Pastoren, Stadtverordnete und Zeitungsmacher nun den Lords und Gentlemen des Vereinigten Königreiches noch die Brüderschaft anbieten, werden sie nicht in fröhlichen Augen die Antwort lesen. England muß, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den alten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Feldmarschall Roberts und Sir Charles Vereker können die Hände reiben: ihrem Wunsch dämmert die Erfüllung. Herr Delcassé hat im Marineministerium besser lohnende Arbeit als einst am Quai d'Orsay. Und Herr von Tirpitz kann ein neues Bauprogramm besinnen. Fromme Schwärmer träumen von Völkersyndikaten. Ein waches Volk, das nicht von der Weide weggebissen sein will, traut dem Nachbarn nicht über den Weg und schmiedet sich die härteste Rüstung, die sein Leib fortzuschleppen vermag. So will's Herr von Bethmann, den die Thorheit für einen thatscheuen Philosophen hielt und der sich als Realpolitiker entpuppt hat. Er sehntet Ihr so nicht den Kanzler? Dieser hat über Nacht wollen gelernt. Wartet nur: wenn draußen das Gegreiß über die Last anhebt, die unnöthig und kaum noch zu tragen sei, dröhnt von seiner Lippe die Ründung des deutschen Glückes, daß in solchem Panzer erkämpft werden kann... Oder aus Magisternöthen der Schrei: Die arge Welt hat mich mißverstanden!



## Res Publica. \*)

In allen europäischen Kultursprachen ist das Wort Republik, so weit die Gemeinsprache in Frage kommt, zu einer Bezeichnung geworden, die eigentlich genau nur den Gegensatz zur Monarchie ausdrückt. Horcht man genauer auf den Sinn, so hat aber das universal-sprachliche Wort Republik doch wieder einen völlig verschiedenen Inhalt, je nachdem ein Franzose vorübergehend von seiner bestehenden, von seiner vergangenen oder etwa einmal wieder von seiner künftigen Republik spricht, oder je nachdem ein Deutscher von den Zielen der alten Achtundvierziger oder von den Zielen der

---

\*) Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ (es erscheint bei Georg Müller in München; ungefähr zwanzig Hefte von je vier Bogen, deren jedes anderthalb Mark kostet) wird nun bald als Gesamtleistung zu wägen sein. Vielleicht bringt uns noch dieses Frühjahr die beiden Bände. Werden wir dann ein leises Erdbeben spüren? Wird man, wie nach der „Kritik der Sprache“, unmuthig schweigen? Oder mit hochgezogenen Brauen erklären, daß da ein „immerhin achtbares“ Stück erkenntnistheoretischer Arbeit geliefert worden sei? Den Zünftigen kanns freilich kein Ergötzen sein, zu sehen, wie die philosophische Terminologie gezaust, gefurcht und auf weiten Strecken umgepflügt wird. Uns Anderen ist's ein großes Schauspiel. Im freisten Sinn des Wortes: Erkenntnistheorie. Eine starke Hand klopft die Wände der alten Weisheitstempel, die Flächen und Ranten der Wortgötzen ab und lehrt das Ohr endlich merken, wo Hohlräume sind und wo Werg, Lumpen, abgetragene Gewandreste in die Höhlung gestopft wurden. Wer die Hefte nicht nur bestellt, sondern auch gelesen hat, steht staunend schon vor dieser Arbeitsleistung eines Einzelnen. Denkt an den Dictionnaire historique et critique des Wundermannes Pierre Bayle und freut sich, daß die besten Stücke dieser Riesensammlung so menschenverständlich, schlicht, klar und lustig geschrieben sind wie Montaignes Essais. Noch einmal muß ich, ehe das Buch ans Licht kommt, die Aufmerksamkeit ernstest Deutscher auf diese merkwürdigen und ergreifenden „Lieferungen“ zu lenken versuchen. Die Abhandlung über die Res Publica scheint mir ein Juwel der Sammlung. Und gerade sie (von der hier nur ein großes Bruchstück gegeben werden kann) ist besonders geeignet zu dem Beweis, daß dieser Skeptiker nicht langweilt noch, wie behauptet wurde, uns die Freude am Wort mordet; daß er, mit dem Ton Eines, der über Herzenssachen der Menschheit spricht, die Prüfung abstrahirter Begriffe und am Begriffsspalier gezogener Worte uns zum Erlebnis macht. Wie viele Ehrendoktoren sind im letzten Lustrum aus dem Nichts ins deutsche Land geboren worden! Zu Mauthner hat keine Fakultät sich bekannt. Sollen wir uns ärgern? Er hats nicht nöthig.



gegenwärtigen Sozialdemokratie redet. Oder wenn ein Konservativer das selbe Wort gebraucht. Zu besonderen Parteibezeichnungen wurden die entsprechenden Worte (Republikaner) in England und Amerika. Viel feiner ist der Unterschied, den Bismarck macht, wenn er im Eingangssatz seiner „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt, er habe die Schule verlassen, „wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei“. Mit seinem wunderbaren Sprachgefühl entdeckt Bismarck da, daß noch kein Republikaner sein muß (praktisch, aktiv, agitatorisch), wer die Republik (theoretisch) für die vernünftigste Staatsform hält. Der Grund für diesen Unterschied liegt meines Erachtens darin, daß Republikaner viel jüngeren Ursprungs ist, von Republik erst zu einer Zeit abgeleitet, als Republik bereits den Sinn eines nicht monarchisch regierten Staates erhalten hatte. Die ältere Bedeutung von Republik findet man gelegentlich noch in historischen Werken, höchst selten in der Umgangssprache, wie, zum Beispiel, in der französischen Redensart: *c'est une petite république que votre château*.

In der Bedeutung Staat gehört *res publica* der gebildeten lateinischen Sprache an. Wörtlich übersetzt, heißt es: die öffentlichen Angelegenheiten. Cicero stellt sie geradezu den *rebus domesticis ac familiaribus* gegenüber. Er gebraucht das Wort bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl. In der Mehrzahl ist es noch ein gemeinsprachlicher Ausdruck wie unser „öffentliche Angelegenheiten“; in der Einzahl wird es zum prägnanten Terminus für das gemeine Wesen, das Gemeinwesen oder den Staat. Merkwürdig ist, daß Cicero den späteren Bedeutungswandel des Wortes schon vorwegnimmt, da er sagt, nur, wo das Volk Antheil an der Regierung nehme, sei die *res publica* eine wirkliche *res populi*; wobei zu beachten bleibt, daß *publicus* von *populus* abzuleiten ist.

Die lateinische Sprache des Mittelalters hat sich auf diese Etymologie nicht besonnen. *Res publica* ist das Gemeinwesen oder der Staat. Die Stadtgebiete Italiens sind Republiken, ohne Rücksicht auf ihre Regierungsform. Eine Nuance kommt später hinzu; monarchisch regierte Staaten, wie Venedig, Genua, auch Polen, werden Republiken genannt; man denkt dabei unklar an einen Gegensatz zu Erbmonarchien. *Res publica* bezeichnet so sehr den Staat als solchen, daß Du Cange es sogar in seinem Wörterbuch des mittelalterlichen Latein mit *Fiskus* übersetzen kann. Wieder ist zu beachten, daß *fiscus* noch bei Cicero so viel wie Staatskasse heißt, bei Tacitus bereits so viel wie kaiserlicher Schatz oder auch Civilliste. Im Wort *fiscus* also die Gegenbewegung.



Erst im sechzehnten Jahrhundert besannen sich einige Staatslehrer, die nicht von dem legitimistischen Luther, sondern von Calvin ausgingen, des etymologischen Winkes, daß publicus von populus abzuleiten sei. Sie sind unter dem Namen der Monarchomachen die Begründer der neuen Demokratie geworden. Der Bedeutungswandel des europäischen Wortes Republik knüpfte aber nicht eigentlich an ihre Forderungen an und auch nicht an die Staatslehre von Hobbes, sondern an Wirklichkeiten, an die Begründung und Existenz von monarchomachischen Staaten, von Republiken im neueren Sinn des Wortes. An der Wende zum siebzehnten Jahrhundert setzten die niederländischen Provinzen ihre Unabhängigkeit von der spanischen Monarchie durch. Fünfzig Jahre später wurde in England der König geköpft und Cromwell stellte sich an die Spitze des Staates. In beiden Fällen keine Republik nach der modernen staatsrechtlichen Schablone. In den Niederlanden wie in England religiöse, also theokratische Nebenströmungen. Dazu in den Niederlanden der Einfluß erblicher Statthalterschaften, in England die fast monarchische Stellung Cromwells. Es müßte noch genauer untersucht werden, wie groß der Gebrauch war, den die feierlichen Staatsakte vom Wort Republik machten. Jedenfalls hatte es auf die europäischen Völker einen mächtigen Einfluß, daß die Niederlande und England gerade in ihrer monarchenlosen Zeit trotz allen Staatsumwälzungen aufblühten. Und der Bedeutungswandel des Wortes Republik vollzieht sich. Schon im großen Wörterbuch Bayles ist gelegentlich von der Republik (Das heißt: vom Freistaat) als von der vortheilhafteren Regierungsform die Rede. Der Souverain in einer Republik sei niemals zu jung und niemals zu alt; daß Königthum verursache ungleich größere Kosten als die Republik. In den entsprechenden Artikeln der Encyclopédie ist endlich die alte Bedeutung so gut wie vergessen und die kurze Definition lautet: *République, forme de gouvernement, dans lequel le peuple en corps, ou seulement une partie du peuple, a la souveraine puissance.*“ Republikaner heißt der Bürger einer Republik; man nennt so aber auch Menschen, die für diese Regierungsform begeistert sind. Republikaner im Sinn von Bürger einer Republik (Rousseau nennt sich *citoyen de Genève*) ist mehr ein konkreter Begriff; Republikaner im Sinn von Anhänger einer Idee kommt von der Abstraktion her, gehört der Umgangssprache aber erst durch den konkreten Begriff an.

Für Deutschland mußte noch der ungeheure Eindruck der großen Französischen Revolution hinzukommen, um den Bedeutungswandel von Republik ganz zu entscheiden. Es wäre ein Umweg,



sollte auch der Einfluß von dem Freiheitkrieg Amerikas untersucht werden.

In Frankreich, wo die Revolution (der Scherz stammt von Hegel) Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf stellte, wurde schlangweg die Theorie, wie sie sich von den Monarchomachen über Montesquieu zu Rousseau entwickelt hatte, für einige Jahre Wirklichkeit. Die Sprache versuchte, rasch zu folgen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß das Dogma vom klassischen Alterthum auf der Höhe seiner Geltung stand. Römische Trachten, Möbel und Sitten wurden wohl oder übel nachgeahmt; römische Worte konnten fast unverändert eingeführt werden. Den Bedeutungswandel bemerkte man nicht immer.

Am zweiundzwanzigsten September 1792 wurde das Königthum abgeschafft und die République Française eingeführt. Einfach, römisch: République Française. Der französische Staat (Freistaat). Vom selben Tag sollte die kurzlebige republikanische Aera datiren, der republikanische Kalender. Das Adjektiv hat einen radikaleren Klang als das Substantiv. Die fünfte Auflage des Dictionnaire der Französischen Akademie (von 1814) kann schon republikanischen Geist, ein republikanisches System, republikanische Maximen verzeichnen. In den parlamentarischen Reden wird das Wort république unzählige Male gebraucht. In vielerlei Bedeutung, wenn man genau hinhört: Staat, Idealstaat, französische Wirklichkeit, Ideal der französischen Republik. Aber der Bedeutungswandel von Staat zu Freistaat vollzieht sich doch, an der wirklichen Geschichte, so vollständig, daß man endlich für Staat ein neues Wort braucht; man bildet es durch Lehnübersetzung: res publica wird, weil république etwas Neues bedeutet, fast archaisch durch chose publique wiedergegeben. Danton, Robespierre und die Girondisten sprechen von der chose publique.

Eindeutig und international im Sinn von Staat ohne Monarchen ist Republik erst durch die Realität der Französischen Republik geworden. In Deutschland war der Sprachgebrauch noch kurz vorher unsicher. Adelung (1777) giebt den Begriff „bürgerliche Gesellschaft, in welcher die höchste Gewalt Mehreren anvertraut ist“ (Republikaner, nur Einwohner einer solchen Republik, noch nicht auch Anhänger); Das sei die engere und gewöhnlichere Bedeutung. Im weitesten Sinn, lehrt Adelung schwerfällig, bedeute die Republik den bürgerlichen Stand, kurz und systemlos: den Staat. Wie Adelung Recht hatte, den Sprachgebrauch nicht festzulegen, eine Unsicherheit zu behaupten, Das sieht man deutlich aus der Anwendung des Wortes Republik in Schillers republikani-



ischem Trauerspiel „Fiesko“ (1783). Wenn man unsere Schauspieler die Phrasen schreien hört, könnte man vergessen, daß die Französische Republik erst neun Jahre später geschaffen wurde. Eben so, wenn Karl Moor (1781) ruft: „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ (Also ist mit den antiken Staaten der Begriff der ausschweifenden Lebenslust, der Genußfreiheit verbunden; sonst wäre Nonnenkloster kein Gegensatz.) Bei Schiller ist aber damals der Begriff Republik noch nicht eindeutig. Bald denkt er an den Freistaat, besonders im Gebrauch der abgeleiteten Worte republikanisch und Republikaner; doch nicht völlig bewußt. Republikanisches Trauerspiel heißt halb ein Trauerspiel, das in einer Republik spielt, halb eins, das republikanische Gesinnungen erweckt. Im Personenverzeichnis heißen die Mitglieder der Verschwörung Mißvergnügte, nicht Republikaner. Wenn Gianettino von Lumpenrepublikanern und einem republikanischen Hunde spricht, so meint er nur unklar den Anhänger einer Partei, eigentlich noch den niedrigen Bürger. Schiller will die italienischen Stadtrepubliken zeichnen, schießt aber immer wieder nach Rom und Sparta. Sparta war ein kleines Königreich. Da der „Fiesko“ in Mannheim nicht recht gefiel, schrieb Schiller (am fünften Mai 1784): „Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut.“ Wenige Jahre später hätte er Frankreich citirt und bei dem Worte Republik selbst an etwas Greifbares gedacht. Republik war auch für Schiller ein klingender, aber ein halbleerer Name. Oft im „Fiesko“ steht es offenbar noch im alten Sinn für Staat. So, wenn sich der Mohr einen Sklaven der Republik nennt. So, wenn dem Gianettino vorgeworfen wird, daß er das Wappen der Republik an der Rutsche führe. So, wenn Gianettinos Agent ruft: „Die ganze Republik ist in Wallung.“ Sehr hübsch wird Das sichtbar, da Fiesko sagt: „Republiken wollen sie stürzen, können einer Meße nicht schweigen“; und: „Haare und Republiken verwirren die Männer so gern.“ Die Republik im neuen Sinn gründet man; die Republik im alten Sinn stürzt, verwirrt man. Einmal stellt freilich Fiesko in einem Monologe den Republikaner Fiesko dem Herzog Fiesko gegenüber; da ist es aber wieder das abgeleitete Wort oder nur: der Staatsbürger.

Es gehört vielleicht mit zur Geschichte des Wortes Republik, daß es heute, unter der Herrschaft sozialistischer Wortwerthe, Etwas von dem Zauberklang seines letzten Bedeutungswandels verloren hat. Der Bürger der République Française nennt sich stolz, nach



seiner Gesinnung, Republikaner oder nach seinen Rechten citoyen. Das erwähnte Wörterbuch der Französischen Akademie von 1814 giebt in seinem beachtenswerthen „Supplément contenant les mots nouveaux en usage depuis la révolution“ für citoyen die Erklärung, es bezeichne alle Franzosen und in anderen Freistaaten die Leute, die sich der Rechte eines citoyen erfreuen. (Muster einer schlechten Definition.) Für Weiber sei es ein bloßer Titel. Unter der Julimonarchie kam man von dem revolutionären Wort ab; bourgeois kam auf, das noch kurz vorher besonders nur den Arbeitgeber gegenüber dem Arbeiter bezeichnet hatte, den wohlhabenden Mittelstand, daneben den Bürgerlichen gegenüber dem Adligen. Im Adjektiv bourgeois hatte es schon den Beigeschmack spießbürgerlich. Und heute ruft Bebel verächtlich dem Genossen (vor hundert Jahren hätte er citoyen gesagt) Jaurès zu, die Französische Republik sei nur eine Bourgeois-Republik, also keine, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen wären.

Man achte auf die Bewegung der Begriffe. Sie entspricht recht gut dem Schema Hegels; nur erfolgt die Bewegung nicht in der Vernunft, sondern in den Worten der Sprache. Unter der liberalen Monarchie, welche dem Mittelstande, dem Spießbürger, viele politische Rechte verleiht, veraltet das Wort citoyen, das jedem Staatsbürger alle Rechte verheißen hat. Der bourgeois macht aus Frankreich wieder eine Republik, nach Besiegung des Proletariates eine Republik des Mittelstandes. Nun fängt der deutsche Sozialismus an, das Wort Republik zu verachten, und nennt die französische Staatsform eine Bourgeois-Republik. Der Niedergang des Dogmas vom klassischen Alterthum kann Das nicht bewirkt haben; denn die Verbindung mit res publica ist im Sprachgeist abgerissen, Republik bedeutet in der Gemeinsprache nur noch den unmonarchischen Staat. Aber Republik hat seinen suggestiven Werth verloren und der Idealstaat der Zukunft wird, wenn er einst wirklich werden sollte, nicht sicher den Namen Republik annehmen.

---

Bis mir der Gegenbeweis erbracht ist, glaube ich daran, daß unser gemein gar nichts Anderes ist als das lateinische communis oder doch Verdrängung eines deutschen Wortes durch das lateinische. Die Aehnlichkeiten im edlen und im heruntergekommenen Gebrauch des Wortes (französisch commun, englisch common) haben schon oft auf die Vermuthung eines gleichen Ursprungs geführt.

Communes sind ursprünglich Leute, die sich innerhalb gemeinsamer Schutzwehren, moenia, ansiedelten; der Begriffskern ist das Verhältniß des einzelnen Gemeindegürgers zum Ganzen; ob mu-



nia und munera damit zusammenhängt, scheint mir unsicher; daß gemein mit communis zusammenhängt, ist gewiß, unentwirrbar der Zusammenhang mit mein in Meineid. Der allgemeinste Sinn in historischer Zeit ist: allgemein; wer ein deutsches Ohr hat und all noch als verstärkende Vorsilbe empfinden kann, wie es denn früher auch getrennt geschrieben wurde, kann die alte Sprache noch heraushören. „Gemeiner Mangel ist ein allgemeines Band“ (U3). Unerfreulich der höchst unfönigliche Witz in Schillers Maria Stuart: „Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit zu sein, als die gemeine sein für Alle.“ (Ich mache gleich hier darauf aufmerksam, daß der gegenwärtig durchgedrungene verächtliche Sinn bei jeder Unterstreichung von je her mitspielt; man denke an Hamlets Wort gegen die Mutter: Es ist gemein, It is common.) Im Sinn der Allgemeinheit wird das Wort gebraucht vom Tode, der Alle trifft, der gemeine Tod, die gemeine Sucht. Von der Universität als der gemeinen Schule, vom katholischen Glauben als dem gemeinen Glauben, auch wohl fast wie ein Eigennamen ohne Artikel, von gemeiner Christenheit, gemeiner Kirche, aber auch vom gemeinen Bann und gemeinem Konzil, gemeinem Gebet. Veraltet: gemeiner Brauch (common fashion) und gemeiner Friede (Landfriede); als terminus technicus der Juristen: gemeines Recht, heute wieder üblich oder doch vor Kurzem als Gegensatz zu den Partikularrechten; ebenso ist gemeine Sprache („daß mich Beide, Ober- und Niederländer verstehen mügen“ Luther) neuerdings terminus technicus der Sprachwissenschaft geworden, Gemeinsprache, im Gegensatz zu den Mundarten, während einst gemeine Sprache, lingua vulgaris, wie anfangs auch in Italien, die Volkssprache im Gegensatz zum vornehmen Latein war. In der Anwendung auf Weiber überwiegt wohl der Begriff der Gemeinsamkeit gegen den der Gemeinheit, trotz unserem anderen Sprachgefühl. „Eine beschlafene Dirne... ist große Fahr dabei, daß sie gar gemein werde“ sagt Luther einmal; und für unser Sprachgefühl noch seltsamer: „Ist Das nicht ein jämmerlich Ding, daß wir Christen unter uns sollen halten feine gemeine Frauenhäuser?“ Der Abstieg des Wortes wird sich in regelmäßigen Stufen nicht verfolgen lassen. Gemeine Leute waren ursprünglich Unparteiische, Leute, auf die sich die streitenden Parteien gemeinsam vertrugen; dann wirklich pluralisch als die Schiedsrichter oder Richter, die das Recht finden, was sich aber mit der richtenden Gemeinde verquickt; irgendein Zusammenhang mit Gemeinsinn und Vergleichen steckt dann in der weiteren Ausbildung dieses gemein als unparteiisch oder nicht „verwandt“. Nun wurde dieses Adjektiv von Menschen auch auf Einrichtungen übertragen;



Rechte, Gesetze, auch Spielregeln müssen gemein, nämlich parteilos sein. Wer nun als hoher Herr so gemein ist wie Gesetze und Rechte sein sollen, *commun et igual*, Der ist in ganz Deutschland ein gemeiner Herr im Sinn von Herablassung, Leutsäligkeit. In diesem Sinn, noch bis zu Kant („es ist unter der Regierung Würde, sich mit dem Volke gemein zu machen“) entstand die Redensart „sich gemein machen“, zu leutsällig, zu familiär sein.

Heruntergekommen ist das Wort wohl schon früh; ich möchte glauben, in Folge und als Begleitererscheinung der großen politischen Umgestaltungen. Die gemeinen Leute waren einst die souveraine Gemeinde; als der Landesherr souverainer, absoluter Fürst geworden war, drückte er die gemeinen Leute, womit doch auch die Rathsverammlung, also Etwas wie das Haus der Gemeinen bezeichnet worden war, im Gegensatz zu Fürsten und Herren oder im Gegensatz zu Beamten, zur *quantité négligeable* der schlechten (auch schlecht war erst so heruntergekommen) Bauern herunter. Sehr früh wurden schon im Schachspiel die Bauern die gemeinen Leute genannt. Der gemeine Mann, ursprünglich der Mann mit Gemeindefrechten, noch im Bauernkriege die gesamte Bauernschaft, wurde mit dem Aufkommen des absoluten Fürstenthums der Unterthan, so weit er ohne Macht, also ohne Recht war: der arme Mann ohne Adel, ohne Geld, ohne Weihe, ohne Bildung, besonders auch ohne Offiziersrang oder Unteroffiziersrang, a common soldier, einst noch gemeiner Kriegsknecht im Sinn von „Heer, die Offiziere eingeschlossen“, jetzt aber gar ohne Substantiv, ein Gemeiner. So sinkt gemeines Volk vom Ausdruck des staatsbildenden Ganzen zum Ausdruck für den staatsgefährlichen Pöbel hinunter und erst in revolutionären Zeiten wird wieder auf den gemeinen Mann gehört.

Als nun das Wort so heruntergekommen war, wurde die alltägliche, durchschnittliche Art des Denkens, ja, sogar der gesunde Menschenverstand, common sense, verächtlich gefunden gegenüber der hohen Art philosophischen Denkens; und es ist eine schöne Vermuthung Hildebrands, daß wir das Wort in seinem jetzigen tief verächtlichen Sinn mit durch Schillers hohen Schwung haben, der gemein im Sinn von niedrig aus Kant übernommen und ganz persönlich in seinem ästhetischen und dichterischen Sprachgebrauch ausgebildet hatte. „Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht; ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht; die gemeine Deutlichkeit der Dinge.“ Da ist es nun wirklich sehr merkwürdig, daß, wie eben Hildebrand bemerkt, Goethe jedesmal, wenn er von Schiller spricht, ihn erhaben über das Gemeine nennt,



nicht nur in den berühmten Worten des Epilog: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bündigt, das Gemeine.“ Wer sein Sprachohr fein genug abgestimmt hat, kann nun unser verächtliches gemein, das noch für Adellung kaum etwas Schlimmeres als das Gewöhnliche bedeutete, in schillerischem Bedeutungswandel = niedrig vernehmen, trotzdem Schiller das Wort eigentlich noch in Adellungs Sinn zu gebrauchen vermeinte, aber unbewußt, durch den Aufschwung seiner Seele, das Gewöhnliche zum ganz Niedrigen umprägte.

... Aus der Zeit vor dem Niedergang des Wortes die Doppelbildung Gemeine, Gemeinde, communio, Kommune. Noch heute Zusammensetzungen wie Kommunalverwaltung = Gemeindeverwaltung. Das deutsche Wort ist jetzt im Aufstiege. Das Deutsche Wörterbuch vermuthet richtig deutschen Einfluß im Geschlecht: la commune. Die Verwendung war einst überaus reich. Luther: „Gemeinschaft (im Abendmahl) heißt das gemeine Gut, daß viel theilhaftig sind und genießen ... denn gemein Ding heißet, daß viel im gemein genießen, als gemeine Born, gemeine Gassen, gemeine Acker, Wiesen, Holz, Feuer.“ Gegensatz dazu privatus, eigen, individuell; also gemein = publicus, schon bei Notker; Gemeinshreiber notarius publicus (Luther). Gemeingeist wohl Lehnübersetzung nach englisch public spirit. Davon endlich Lehnübersetzung von res publica: gemeinnütze, gemein Gut, das gemeine Wesen (nur getrennt noch bei Adellung), endlich Gemeinwesen (erst seit Wieland?). Aus gemein Gut bildet sich Gemeinwohl = res publica im Sinn von salut public, Dieß wohl wieder erst von common weal, public interest. Der Sprachgebrauch folgt immer den Revolutionen nach. Deutsche Pedanterie bildet: das gemeine Beste.

Noch genauer an res publica lehnt sich an: die gemeine Sache (Schiller im Tell mehrfach), auch ohne Artikel Gemeine Sach. Die Bedeutung: was Alle angeht, quod omnes interest, tritt oft sehr deutlich hervor; gemeiner Rath schon im Nibelungenlied; gemeine Versammlung (Luther) wie unser Generalversammlung.

---

Wie immer wird zum Hauptwort einer Wissenschaft genommen, was vorher seinen Inhalt verloren hat. Das leerste Wort, das brauchbarste. Wie ein Kürbiß zur Flasche wird, nachdem der natürliche Inhalt herausgenommen ist.

Griechenland kannte den Territorialstaat nicht, πολις war Stadt und Staat, die Bürgergemeinde, το κοινον. Eben so in Rom civitas. Το κοινον wurde übersetzt mit res publica. Es ist aber nicht wahr, daß res publica auf diejenigen Staaten eingeschränkt wurde, welche vom Volk gewählte Magistrate besaßen.



Den Staatsbegriff hätten Griechen und Römer gehabt, wenn Jemand danach gefragt hätte; aber Niemand fragte, weder nach anderen Staaten noch nach dem Staat im Allgemeinen. Status findet man im späteren Latein, status rei publicae bei Ulpianus, sogar Status Romanus bei Aurelius Victor und in einem Brief Julians bei Ammianus, fast mit römisches Staat zu übersetzen, aber doch mit der Nuance Zustand, Stand.

Wie unter dem römischen Weltreich das Verhältniß der unterworfenen Staaten oder Provinzen niemals staatsrechtlich festgelegt wurde, wie es den Herren der Welt genügte, daß die besiegten Menschen, nicht die Territorien dem römischen Imperium gehorchten, so wurde die Fiktion eines Imperiums im Mittelalter festgehalten durch das Römische Reich Deutscher Nation. Beachtenswerth, wie dann nach einer Unterbrechung von einem halben Jahrtausend Einer, der sich wieder zum Herrn der Welt machte, auch das Wort imperium hervorholte, sein Reich empire, sich selbst empereur nannte und Staatsrecht Staatsrecht sein ließ. Der Staatsbegriff kam aber auf, als etwa im vierzehnten Jahrhundert die Fiktion des Römischen Reiches Deutscher Nation für die Stadtherrschaften Italiens nicht mehr aufrecht zu erhalten war. In Italien hatte sich das Wort stato für den politischen Zustand ausgebildet. Dante: tra tirannia si vive e stato franco. Man bezeichnete mit stato bald die Organisation der Herrschaft, bald die herrschenden Stände, den herrschenden Stand. Zum Terminus gestempelt wurde das Wort durch den ersten Satz des „Principe“ von Macchiavelli: Tutti gli stati sono . . . . o repubbliche o principati. Aber noch etwa hundert Jahre lang werden die Ausdrücke stato und repubblica durcheinander gebraucht, eben so état und république. Shakespeare ist state schon geläufig. In Deutschland führt sich Staat am Spätesten ein, weil hier Lateinisch am Längsten die Sprache der Wissenschaft war und die Sache klassisch nur res publica hieß. Erst im achtzehnten Jahrhundert spricht man hier von einem Staatsrecht, früher jus publicum, erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts macht das allgemeine Landrecht den Staatsbegriff offiziell.

Doch auch nachher noch erbt sich der alte Sprachgebrauch fort. In Preußen hießen die Provinzen oder Landschaften mit besonderer Verfassung, wie in den Niederlanden, Staaten. „Gesetzsammlung für die königlich preussischen Staaten“ ist heute noch offizieller Titel. Und das Patent, mit dem Franz der Zweite 1804 den österreichischen Staat begründete, spricht von unseren Königreichen und anderen Staaten.

So jung das Wort ist: es trägt doch schon den Todeskeim in



sich. Innerhalb eines Staates ist der Staatsbegriff überflüssig. Man spricht nur in Uebergangszeiten von staatsrechtlichen Fragen; sonst von innerer Politik. Und wo das Staatsrecht allein von Bedeutung wäre, in den Beziehungen zwischen verschiedenen Staaten, in internationalen Beziehungen, da spricht man von Völkerrecht, von einem *jus gentium*, nicht von einem *jus publicum*. Nicht zu übersehen wäre dabei, daß im Wort Völkerrecht sich doch, zuerst sprachlich und unabsichtlich, die Sehnsucht nach einem Recht der Völker ausspricht, einem noch ungeschriebenen Recht, *de lege ferenda*. Außerste Heuchelei steckt hinter manchen Anträgen der Staaten zu Gunsten eines Völkerrechtes: jede Macht möchte die besseren Waffen des Gegners verbieten. Die Monarchomachen zogen eben so aus dem ursprünglichen Sinn von *res publica* ihre Schlüsse in *tyrannos*. Eine höchste Ausbildung erlangte dieser Begriff, der so streng wieder aus den Silben *res publica* abstrahirt wurde, während der Großen Revolution im *salut public: salus rei publicae suprema lex*. Spielt aber schon bald nach Macchiavelli (Botero 1583) als *ragione di stato*, *raison d'état*, Staatsraison eine bewußt anarchische und unchristliche Rolle. (Heuchlerisch war auch der Anti-Macchiavell Friedrichs von Preußen.)

Aber auch in den Kreisen, die allein Geschichte machen können, wird vom Staat eigentlich nur noch verlegen gesprochen wie von einem *pudendum*. Minister, die zu dienen haben, heißen Staatsminister; aber der Titel *secrétaire d'état* hatte sich im siebenzehnten Jahrhundert für *secrétaire du roi* eingeführt, als in ehrlich absolutistischen Zeiten die Bedeutung des Staates betont werden sollte. In Deutschland gar heißt *Etat* fast nur noch das Budget; *Etatredner* sind Redner über Geldfragen. Unsere ungern konstitutionellen Fürsten und ihre wirklichen Vertreter, die Gesandten, sprechen vom Staat eben so selten wie vom Parlament; dafür von: *potentia*, *puissance*, *power*, Macht. Man könnte diesen Sprachgebrauch fast ehrlich nennen.

Wie groß die Heuchelei ist, die zwischen den Staaten und in den Einzelstaaten mit dem Worte Recht getrieben wird, wo von Machtfragen allein die Rede sein sollte, Das erhellt schon daraus, daß ein Bismarck sich einmal dagegen verwahren zu müssen glaubte, die Regel oder das geflügelte Wort „Macht geht vor Recht“ gesprochen zu haben; aber bereits Luther hatte den Satz, daß Gewalt über Recht gehe, als ein gemein Sprichwort angeführt; und Spinoza als Staatsrechtslehrer (im Politischen Traktat) begründet das Naturrecht ganz unbefangen damit, daß Jeder nur so viel Recht hat, wie er Macht besitzt.



Man lese in Mengers „Neuer Staatslehre“ die vorzügliche Darstellung des Verhältnisses zwischen den einzelnen Gruppen der Staatsbürger, wie es sich entwickelt hat, und man wird beinahe wie einen Haß eines modernen Staatsrechtlers gegen den Staat heraus hören. Allerdings redet Menger noch von Zwecken der Menschheit, denkt also doch wohl an eine Bestimmung der Menschheit; aber von dieser Vorstellung aus kommt er zu dem Urtheil: „Die Staaten als solche haben gar keinen Zweck, sondern nur ihre Machthaber.“ Das Streben der obersten Staatsleiter richte sich regelmäßig auf Macht und Glanz; Mengers Ausfall gegen den offiziellen Patriotismus hängt damit zusammen, daß er das Interesse der einzelnen Gruppen an des Staates Macht und Glanz richtig einschätzt. Er erkennt deutlich, daß die alte theokratische Staatslehre, die ja als eine Phrase von den konservativen Parteien immer noch gepredigt wird, zu Grunde liegt, wenn heute noch angesehene Staatslehrer dem Staat Etwas wie eine selbständige Persönlichkeit zuschreiben. Bis zu einer sprachkritischen Analyse des Staatsbegriffes ist Menger trotzdem nicht vorge drungen; er ist aber Skeptiker genug, um die Verschiedenheit der einzelnen Staatsformen nicht gerade feierlich zu nehmen; er prophezeit, der volksthümliche Arbeitstaat der Zukunft werde bei den Romanen eine republikanische, bei den Germanen eine monarchische Form annehmen.

Will man ein deutliches Bild erhalten von der Worthuchelei, die überall von Rechtsfragen redet, wo es sich einzig und allein um Machtfragen handelt, so betrachte man einmal die Stellung der Parlamente zu den vollziehenden Machthabern und zu dem wählenden Volk. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß dem Ringen der Parlamente um die Macht bei den besten Parlamentariern ein Rechtsgefühl zu Grunde liegt, eine Sehnsucht nach einem Idealstaat, in dem immer die res publica, das Gemeinwohl, zu entscheiden hätte; aber nur äußerst selten wird im Parlament selbst zugestanden, daß der politische Kampf ein Kampf um die Macht sei. Der begabte oder gar geniale Politiker, der nur reden darf, nicht aber an der Errichtung eines neuen Staatsgebäudes mit schaffen, ist die tragische Gestalt unserer konstitutionellen Staaten, nicht nur Preußen-Deutschlands; ich verweise darauf, wie Maximilian Harden („Röpfe“) das Tragische in der Gestalt Eugen Richters dargestellt hat. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß kleinere Parteihäupter, die niemals zu der Macht gelangen, für die von ihnen verteidigten Rechte durch die That einzutreten, tragikomische oder gar komische Persönlichkeiten sind.

Nicht ganz so schlimm steht es um die wissenschaftlichen Staats-



rechtslehrer, weil Diese ihre Kraft nicht in elenden Verhandlungen mit den Machthabern und mit dem Volk aufreiben müssen, weil sie, wenn eine geistige Kraft da ist, diese Kraft zur Kritik der Verhältnisse und zur Aufrüttelung einer neuen Sehnsucht verwenden können. Hat ein solcher Staatsrechtslehrer erst eine Schule gegründet (ich denke eher an Rousseau oder Marx als an eine Schule im Hörsaal), so ist er selbst ein Machtfaktor geworden, ein Staat im Staate, mit dessen Vertretern die herrschenden Machthaber paktiren müssen wie mit den Vertretern anderer Mächte.

Die Gelehrten jedoch, die das Staatsrecht nur systematisch oder historisch darstellen wie andere Fächer auch, dürfen nicht glauben, daß sie irgendeine lebendige Macht bedeuten. Eben so wenig wie jemals ein Klassifikator das Reich der Organismen durch seine geistige Arbeit vermehrt hat. Ganz besonders aber ist es falsch, wenn theoretische Staatsrechtslehrer sich auf die Theorien berufen, die ein großer Staatsmann, ein genialer Staatsgeschäftsmann gelegentlich im Kampf um die Macht ausgesprochen hat. Man studire einmal die „Grundzüge einer Allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck“, die Rosin gründlich und mit musterhaftem juristischen Scharfsinn zusammengestellt hat. Eine allgemeine Staatslehre ist aus der Geschäftsführung eines Staatsmannes eben so wenig zu abstrahiren wie eine brauchbare Mechanik aus der Partie eines Billardspielers; jeder Stoß des Spielers beruht auf der Kenntniß mechanischer Gesetze, jeder Zug des Staatsmannes auf der Kenntniß psychologischer Thatsachen: aber Keiner von Beiden will eine neue Theorie aufstellen oder sich zu einer alten bekennen.

Man vergegenwärtige sich die Lebensarbeit Bismarcks. Er hat sich mit wachsender Bewußtheit und wachsender Kraft die Aufgabe gestellt: den Wunsch seines Königs nach einem mächtigeren Preußen mit seiner eigenen Sehnsucht nach einem einigen Deutschland zu verbinden. Mit wachsender Bewußtheit und mit wachsender Größe gelingt es ihm, die für eine solche Aufgabe nöthige Macht in seiner Person zu sammeln. Um diese Macht zu haben, muß er mit allen Mitteln der Psychologie die entgegenstehenden Widerstände nieder kämpfen: die Widerstände bei der militärfeindlichen Volkspartei, aber auch die Widerstände beim König und bei dessen Umgebung, die Widerstände bei den adeligen Großgrundbesitzern und bei der Katholischen Kirche. Auch wenn Bismarck nicht so oft seine Verachtung gegen wissenschaftliche Theorien in der Politik ausgesprochen hätte, müßte sich aus der geschilderten Sachlage ergeben, daß Bismarck unaufhörlich um seine Macht zu



kämpfen hatte und in jedem Augenblick des Kampfes die vorhandenen Staatstheorien als Mittel gebrauchte, wie andere psychologische Mittel auch, für seinen einzigen Zweck; und dieser einzige Zweck war nur darum groß und heiligte nur darum alle Mittel, weil die Einigung Deutschlands eine Bedingung der deutschen res publica war, eine Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt der deutschen Landsleute. Bismarck wurde in seinen Reden und in seinen Erinnerungsschriften oft genug zum ersten politischen Magister Germaniae; aber man thut ihm gewiß nicht Unrecht, wenn man behauptet: die meisten Aeußerungen aus der Zeit der Kämpfe um seine Macht sind Kompromisse, sind Forderungen des Tages. Die wichtigsten theoretischen Fragen (das Verhältniß zur Kirche, die Staatsform) behandelt er gelegentlich, als ob sie Stellungen der Bälle auf dem Billard wären. „Politik ist keine exakte Wissenschaft.“

So gilt das grimmige Wort, das Hobbes über den Naturzustand der Menschen, über den Zustand vor Entstehung der Staatensysteme gesprochen hatte, erst recht für das Verhältniß der Parteien zu den Systemen eines Staatsrechtes: bellum omnium contra omnes. Der Staatsmann haßt und verachtet die Staatsrechtslehrer; Diese bekämpfen den Staatsmann, so lange er am Werk ist, und setzen sich erst historisch mit ihm auseinander, wie sie sich mit Napoleon erst historisch auseinandergesetzt haben; und die Hauptmasse des Volkes haßt den Staatsmann, die gelehrten Staatsrechtslehrer und (trotzdem die Liebe zur Heimath vorhanden ist) den Staat.

Das gemeine Volk fragt weder den Staatsmann noch den Gelehrten noch den Staat nach Theorien, nach Gründen. Es wäre entsetzlich für die Heimath, die wir Alle lieben, wenn erst das gemeine Volk den eigenen Machthabern gegenüber so empfinden würde, wie Kleist dem fremden Bedrucker gegenüber, wenn es sich in einer Revolution, die doch einfach und eigentlich die Anpassung an neue Verhältnisse sein sollte, den wilden Kriegsruf zu eigen machte:

„Schlagt ihn tot! Das Weltgericht  
Fragt Euch nach den Gründen nicht!“

Woher dieser Haß, der von Niemand geleugnet werden kann, welcher sehen will, was ist? Der Hauptgrund dürfte darin zu suchen sein, daß der Staat seinem Wesen nach nur ein nothwendiges Uebel ist, ein Mittel der allgemeinen Wohlfahrt, daß aber dieser Staat eben so personifizirt worden ist wie die weiteren Mittel des Staates, wie Heer und Polizei, und daß man alle diese „Persönlichkeiten“ und einige andere dazu, weil man sie zu Personen gemacht hatte, für Selbstzwecke hielt. Der Staat sollte nur da mit



seinen Machtmitteln eintreten, wo er unentbehrlich ist; aber er sieht in seinen Machtmitteln einen Zweck an sich und möchte darum überall herrschen.

Man achte auf die Geschichte des Wortes Polizei, daß vom griechischen πολιτεία (res publica) herkommt; bis ins siebenzehnte Jahrhundert verstand man unter Polizei entweder den Staat selbst oder die innere Einrichtung eines Staates; dann gewann das Wort immer mehr die Bedeutung einer Aufsicht über das Leben der Staatsbürger und ist heute, trotzdem die Macht der Polizei gesetzlich geregelt ist, beim niederen Volke die meist gehaßte Vertretung des Staates. Der Mann aus dem Volk lernt den Staat aktiv durch seine Dienstpflicht, passiv durch die Polizei kennen. Der Mann aus dem Volk weiß nicht, daß die Rechte und Gesetze, denen er in Familien-, Eigenthums-, Straf- und Kirchen-Angelegenheiten gehorcht, eine sehr langsame Geschichte von Jahrtausenden gehabt haben, er weiß nicht, daß die Gesetze und die Rechte des oben allmächtigen Staates und der unten allmächtigen Polizei erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit um die Anerkennung ihrer Macht ringen; aber der Mann aus dem Volk ahnt, daß der Staat der Polizei eine Macht gegeben hat, die auf keinem alten Herkommen beruht, und sieht im Staate den Polizeistaat.

Dieser Polizeistaat kann nun, selbst wenn er wollte, bei der ungeheuren Ausdehnung der Staatsterritorien nicht mehr individualisiren, kann nicht patriarchalisch sein; er muß normalisiren, schablonisiren. Das religiöse, das politische Genie würde heute beim ersten Auftreten ins Loch gesteckt werden. Die Polizei würde heute keinen Jesus dulden, nicht einmal einen Heiligen Franziskus. Zum Schutz der Mittelmäßigkeit muß die Polizei das Außerordentliche vernichten. Man denke nur an die Schule, die dieses Polizeistaates würdig ist. Die Mittelmäßigkeit wird abgerichtet, dem Genie werden Klöße zwischen die Füße geworfen. Wo ist der Staat, der (über das Recht auf Arbeit hinaus, das eine schwierige Frage ist) sich die Aufgabe stellen würde: jedem Arbeiterkind und jedem Häuslerkind durch einen Schulunterricht, der nicht dem väterlichen Vermögen, sondern den persönlichen Anlagen des Kindes gemäß sein müßte, eine den Anlagen entsprechende Arbeitsmöglichkeit zu gewähren?

Nicht darin ist der Hauptgrund der Abkehr vom Staat zu suchen, daß unsere Monarchien nicht die Staatsform von Republiken erhalten haben, sondern darin, daß Monarchien und Republiken nicht mehr zu wissen scheinen, trotz Alledem, was in der Noth für den Vierten Stand geschehen ist: Der Staat ist ein Summenwort für die Mittel, die der res publica nützlich sind.

Meersburg.

F r i k M a u t h n e r.





## Saar und Mosel.

Bei uns weiß man wenig von dem deutschen Südwesten. Man denke nur an die Ausweisung der Herren de Wendel! Ich will gar nicht davon sprechen, daß unsere Politik vierzig Jahre „après“ noch nicht verstanden hat, die Herren de Wendel für Deutschland zu gewinnen; unsere Politik ist in der Assimilirung fremder Nationen niemals stark gewesen. Aber unglaublich ist, daß man die Chef einer Firma, deren Name in der ganzen Welt mit Achtung genannt wird, wie lästige Ausländer behandelt hat. Die Herren de Wendel mußten einige Tage lang ihre Werke von Joeuf aus leiten. Mit Automobilen wurde die Verbindung nach Hagingen hergestellt, bis man in Straßburg endlich begriff, was man vertapert hatte. Dabei sind die De Wendels in Wirklichkeit deutschen Ursprungs. Johann Martin von Wendel, aus einer alten deutschen Offiziersfamilie, hat die Firma begründet. Sein Großvater, wie die Spaeters, aus Koblenz gebürtig, war Oberst in einem Kroatenregiment Kaiser Ferdinands. Johann Martin von Wendel erwarb 1705 das Eisenwerk Hagingen in dem damals noch deutschen Lothringen. Sein Sohn Karl entwickelte das Werk weiter; er erwarb und gründete noch andere Werke in dem Revier. Als er, 1784, starb, war Lothringen französisch geworden. Karls Witwe, bekannt als Madame d'Hagange, führte die Werke mit überraschender Sachkenntniß weiter. Von ihren Söhnen war Ignaz der älteste und bedeutendste; er gehörte zu den Gründern der heute so berühmten Kreuzot-Werke. In der Revolution wurde auch die Familie De Wendel „verdächtig“. Ignaz flüchtete nach Deutschland, wo er 1795 in Ilmenau starb, Madame d'Hagange hielt aber furchtlos in den Stürmen der Revolution aus und vertheidigte den Familienbesitz mit großer Energie. Auch die Revolution mußte Rücksicht auf das Werk Hagingen nehmen, weil es ihren Armeen Kriegsmaterial lieferte. Aber schließlich wurde das Werk doch Staatseigenthum und dann verkauft. Der Käufer aber ging schnell zu Grunde; und nun wurde das Werk abermals zum Verkauf gestellt. Inzwischen war Napoleon emporgekommen. Er gestattete den Emigranten, in die Heimath zurückzukehren. So konnten auch die Söhne von Ignaz, Charles und François Wendel, wie sie unter der Revolution heißen mußten, bei der Versteigerung des Werkes mitbieten. Sie erstanden das Werk. Das war im Jahr 1803. François de Wendel ist der Schöpfer der Größe des Hauses. Er hat 1811 auch das staatliche Werk Moheuvre gekauft, so daß die Firma De Wendel, wie Krupp, jetzt vor einem Jubiläum steht.

François de Wendel hat als einfacher Arbeiter in England den Buddelprozeß studirt und ihn dann auch herübergebracht. Nach ihm heißt die Firma Les Petits-Fils de François de Wendel. In den achtziger Jahren hat die Firma das Werk Joeuf gegründet. Sie hat weitaus den stärksten Erzbesitz im Minetterevier und außerdem die Kohlenzeche Klein-Rosseln, die etwa anderthalb Millionen Sonnen Kohle im Jahr



fördert. Sie hat auch eine holländische Kohlenzeche erworben und dabei mit der Deutschen Bank eine Obligationenanleihe von 16 Millionen Mark abgeschlossen. In großen elsässischen Finanzinstituten haben die Wendels ein ansehnliches Interesse. Schon durch den Abschluß der Anleihe mit der Deutschen Bank kam zum Ausdruck, daß die Firma den Blick mehr nach Deutschland richtet. Sie hat aber auch in Nordwestfalen eine Kohlenzeche errichtet und im Direktor Pastor einen deutschen Betriebsleiter gewonnen; selbst eine solche Firma kann vor der überlegen voranmarschirenden deutschen Industrie die Augen nicht schließen. Sie bekam den Wandel der Zeiten ja auch stark zu fühlen. Die neuen Werke, die im Revier aufkamen, zogen große Arbeitermassen an und trieben dadurch die Löhne in die Höhe. Stinnes und Thyssen haben die Saar- und Mosel-Bergwerksgesellschaft auf die Höhe gebracht; daneben ist die Internationale Kohlen-Bergwerksgesellschaft entstanden, Alles in Konkurrenz mit den Wendels. Ihnen kommen an Alter die Röchlings nah.

Die Röchlings stammen aus dem westfälischen Ort Wickede. Sie müssen aber schon früh nach der Saar ausgewandert sein; denn schon aus dem Jahr 1761 wird uns berichtet, daß der Kammermeister Johann Gottfried Röchling, im Dienste des Herzogs von Nassau-Saarbrücken, Versuche unternommen habe, Saarkohle zu verkoken. Die industriell-kaufmännische Größe des Hauses Röchling wurde aber von dem im vorigen Jahr verstorbenen Karl Röchling begründet. Er war 1827 als Sohn eines Geheimen Sanitätstathes geboren, hat sich in jungen Jahren im Ausland umgesehen und trat dann als Theilhaber in das Kohlen- und Bankgeschäft C. Schmidtborn in Saarbrücken. Die Verbindung von Kohlen- und Bankgeschäft ist alt, wie die Verbindung von Bank und Getreidehandel. Vor wenigen Jahren noch hat eins der ältesten Bank- und Kohlengeschäfte von Westfalen, die Firma Mühlenbeck, ihr Bankgeschäft an die Deutsche Nationalbank abgetreten. Aus der Firma C. Schmidtborn ist nachher die Firma Gebrüder Röchling hervorgegangen, ähnlich wie in Koblenz aus der Firma Wirth die Firma Carl Spaeter entstanden ist. Karl Röchling hat in den fünfziger Jahren zusammen mit der Firma Halbh die Hochofenanlage Pont-à-Mousson begründet, die später durch eine große Gießerei erweitert wurde. Die Gußröhren von Pont-à-Mousson haben der deutschen Industrie schon viel zu schaffen gemacht. Da die Czechen die Deutschen gern ärgern, kaufen sie mit Vorliebe Röhren aus Pont-à-Mousson. Die Politik war es auch, welche die Röchlings aus dem Ort trieb. Unter Boulanger kam in Frankreich der Gedanke auf, daß man die Röhren für Gas- und Wasserleitungen nur von einheimischen Firmen beziehen dürfe. Da mußten sich die Röchlings zurückziehen. In neuester Zeit aber sind die Beziehungen zu Frankreich wieder aufgenommen worden und die Röchlings arbeiten an verschiedenen Stellen mit Franzosen zusammen. Sie besitzen nun mit den Acéries de Longwy die Zeche Carl Alexander bei Aachen und das Erzbergwerk



Valleroy an der deutschen Grenze. In Frankreich haben die Röchlings eine Konzession für die immer wichtiger werdenden kieseligen Erze.

In ähnlicher Weise sind auch andere deutsche Montanindustrielle an Frankreich interessirt. Die Burbacher Hütte hat in Belleville, Thyssen in Jouaville und Batilly, Stumm in Conflans große Erzkonzessionen und Gelsenkirchen ist an Aubrives und Pierremont theiligt. Klöckner hat zusammen mit Hoesch und Phoenix das große Erzbergwerk Jarny gegründet und für Kneuttingen hat er die bedeutende Erzkonzession Murville erworben. Drahtseilbahnen von Meilenlänge sollen die französischen Erze herüberbringen; aber die Behörden fürchten, man könnte in den Erzwagen Etwas herüberschmuggeln, vielleicht Champagner, und machen deshalb noch Schwierigkeiten. Thyssen, Krupp und Gelsenkirchen haben sich mit Franzosen und Belgiern zusammengethan, um riesige Erzlager in Algerien zu erschließen. Französische Eisenwerke, wie Longwy und Pont-à-Mousson, haben jetzt dem Schweizer Bergwerksverein Kohlenfelder abgekauft. Franzosen finden wir mit Deutschen auch sonst bei Kohlen-Unternehmungen, so bei Friedrich Heinrich auf dem linken Rheinufer und in Lothringen bei der Internationalen Kohlenbergwerksgesellschaft. Auch in Kali und Zink bethätigt sich französisches Kapital auf deutschem Boden.

Diese ganze Entwicklung hat Karl Röchling miterlebt. Rheinaufwärts und abwärts, bis nach Mailand und Glasgow, hat er Niederlassungen errichtet. In dem Haus der Röchlings wurden die Deutschen Solvay-Werke gegründet. Interessant sind die Umstände, die Karl Röchling in die Eisenindustrie brachten. Er ging vom Roß aus. Zusammen mit der Firma Halbh gründete er die Roßhofenanlage Altenwald, die dann in den Alleinbesitz der Firma Gebrüder Röchling überging und später ein Bestandtheil der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke wurde. Als in den siebziger Jahren die schwere Krisis über die deutsche Eisenindustrie hereinbrach, ging es natürlich auch mit dem Roß nicht. Röchling entschloß sich, den Roß selbst zu verwenden. Dazu brauchte er ein Eisenwerk. Die waren damals billig zu haben. Vor den Thoren von Saarbrücken, in Völklingen, lag ein Eisenwerk. Das war 1874 gegründet worden, mußte aber 1878 stillgelegt werden. Dieses Werk wurde von Röchling bei der Liquidation billig aus der Masse erworben. Völklingen wurde nun als Puddel- und Schweiß-eisenwerk ausgebaut. Zuerst wurden Träger gewalzt, weil die Firma diesen Artikel im Handel brauchte, ihn aber von den Werken nicht bekommen konnte. Bald machte sich die Firma auch in Roheisen unabhängig. Im Jahr 1883 wurde der erste Hochofen in Betrieb gesetzt. Karl Röchling war an der Saar der Erste, der Nebenprodukte aus dem Roß gewann. So kam Völklingen Schritt vor Schritt tiefer in die Eisensabrikation. In 1890 wurde das Thomasstahlwerk gebaut. Dann wurde die Fabrikation von Stabeisen, Oberbaumaterial, Draht und, in Konkurrenz mit Thyssen, auch von Bandeisen aufgenommen. Im Jahr 1900 wurde die Karlschütte bei Diedenhofen gebaut, mit deren Gasen



für die sechs Kilometer davon liegenden Erzgruben elektrische Kraft erzeugt wird. Karl Röchling erkannte früh die Bedeutung des Erzplateaus von Brieg und sicherte seiner Firma einen Theil davon. In ihm war eine erstaunliche Lebenskraft. Noch an seinem Todestage hat er, fast vierundachtzig Jahre alt, das gewohnte Schwimmbad genommen.

Er hat vierzehn Kinder hinterlassen. Das sind aber noch nicht alle Röchlings; es soll ihrer sechszundfünfzig geben und alle sind weise vertheilt. Zwei sitzen in Völklingen als Leiter des Hauptwerkes. Das sind die Herren Hermann, der Techniker, und Louis, der Kaufmann. Ihr Bruder Robert ist der Leiter der Karlschütte. Röchlings sitzen in Saarbrücken, in Mannheim, Duisburg, Basel, Berlin. Eine starke Stellung haben sie auch in der Kaliindustrie. Hermann Röchling ist da der Vertreter der Familie. Die Gewerkschaft Hohenzollern mit ihrem Tochterwerke Meimershausen, die Adler-Kaliwerke und die Halleschen Kaliwerke gehören zum Concern Röchling, der da auch mit der Internationalen Bohrgesellschaft zusammenarbeitet. Ein Röchling ist Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses. Dort und draußen kämpft er seit einem Vierteljahrhundert mit Eifer und Sachkenntniß für die Kanalisation von Saar und Mosel. Auch in dem Deutsch-Französischen Wirthschaftsverein sehen wir ihn auftreten.

Die Macht der Röchlings im Südwesten ist groß. Verwandt mit ihnen sind die Vopelius, die das maßgebende Interesse an der Glasindustrie des Saarreviers besitzen. Durch ihre alten Beziehungen zur Industrie beherrschen die Röchlings, zusammen mit einigen anderen Bankhäusern von Tradition, auch das südwestdeutsche Bankgeschäft. Das Haupt der Familie Röchling ist heute der Kommerzienrath Louis Röchling. Mittelgroß. Auf den breiten Schultern sitzt ein Kopf, den man nicht vergessen kann; halb Rockefeller, halb Pastor. Glatt rasirt. Mächtige Glaze. Brille. Eine stahlharte Natur. Realpolitiker. Hat die unverwüßliche Lebens- und Schaffenskraft von dem alten Herrn geerbt, aber auch die Fähigkeiten und die Schlichtheit des Auftretens. Louis Röchling ist nicht nur der Vorsitzende des Walzdrahtverbandes, sondern auch der Leiter des Stahlverbandes. Stahlverbandspapst haben ihn die Leute getauft; aber seine Meisterschaft in der Führung der Verhandlungen wird von Keinem bezweifelt.

Röchlings Eisen- und Stahlwerke gehören zu den Saar-Werken. Da giebt es im Ganzen vier Hauptwerke: Röchling, Stumm, Burbach und Dillingen. Eigenthümlich ist den Saar-Werken die Tradition. Das Eisengewerbe an der Saar geht, wie das im Siegerlande, Jahrhunderte zurück. Es hat keinen Zweck, Einzelheiten aus der älteren Geschichte der Saarindustrie auszuframen. Eigentlich kann man heute ja auch keine Industrie nennen, wenn, zum Beispiel, noch im Jahr 1764 ein Hochofen in vierundzwanzig Stunden eine einzige Tonne Roheisen herausbrachte. Aber wenn man liest, wie Generationen hart gearbeitet haben, um ihre Werke vorwärtszubringen, dann bekommt man Respekt und versteht auch, daß in der Saarindustrie ein ganz an-



derer Ton herrscht als am Niederrhein. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als etwa Stinnes und Stumm. Stinnes ist das jüngste Reiz von einem alten Stamm, aber ein Reiz, das sich früh losgetrennt hat und nun selbst mächtige Triebe ausstrahlte. Unzweifelhaft ein tüchtiger Kerl, der aber nicht die leiseste Ehrfurcht vor Tradition hat. Ein Mann, der nur seine Interessen kennt und rücksichtslos Alles über den Haufen rennt; sogar dem ehrwürdigsten aller Fisci, dem Saarkohlen-Fiskus, eine vernichtende Konkurrenz bereitet. Industrieller Rendant, spekulativer Finanzmann, Promotor, durch und durch Amerikaner, Demokrat, ohne Neigung, im öffentlichen Interesse zu wirken. Dagegen die Stumms ein altes Industriegeschlecht, dessen Glieder sich vielfach öffentlich bethätigt haben. Stramm Reichspartei! Der alte Freiherr einer der tapfersten Vorkämpfer der bismärckischen Wirthschaftspolitik. Andere Mitglieder der Familie in der hohen Diplomatie thätig. Auch ein fleißiges Geschlecht; aber stets im Rahmen des Ganzen seine Interessen verfolgend. Stumm war, der, ohne sein Interesse zu bedenken, erwirkt hat, daß Bismarck die Saar-Gruben nicht verkaufte.

Die Eisenindustrie an der Saar beruhte auf dem rothen Thoneisenstein und dem Holzreichtum des Gebirges. Merkwürdig: oben quälte man sich mit Holzkohlen und unter der Erde schlummerten unermessliche Schätze von Steinkohlen. Das Saarkohlengebiet ist durch den Frieden von 1815 aus französischem Besitz an Preußen gekommen; ein Glied der Familie Stumm, der später so bekannte Oberbergrath Boeding, hat die Ueberführung an Preußen bewirkt. Gut ein halbes Jahrhundert später hat Deutschland wieder in einem Friedensschlusse mit Frankreich überhaupt die wichtigste Grundlage seiner modernen Eisenindustrie, die Minette von Lothringen, erworben; und wieder war ein Stumm dabei thätig. Die Geologen haben die Grenze gezogen, sagte nachher einmal eine Franzose von dem frankfurter Friedensvertrag. Inzwischen hatte sich die Saarindustrie entwickelt. Freilich: ihre alten Grundlagen, die einheimischen Erze und Wälder, waren zusammengeschrunpft. Es bedurfte mächtiger Anstrengungen, um da eine Eisenindustrie zu halten. Für das Holz fand man endlich Ersatz in den Kohlen; aber die Arbeit von Generationen war nöthig gewesen, bis man aus der Saarkohle einen einigermaßen geeigneten Roß herzustellen verstand. Die Erze mußten aus immer weiterer Ferne herangeholt werden. Die Dillingerhütte kaufte 1845 ein Hochofenwerk an der Lahn und bezog von dort einen großen Theil ihres Roheisens. Die Stumms holten die Erze von der Lahn. Das ging auf die Dauer nicht; wegen der Frachten und wegen des Massenbedarfes. So kam man dazu, Minette zu verhütten. Sämmtliche Saarwerke haben im Laufe der Zeit ausgedehnte Erzkonzessionen in Lothringen-Luxemburg erworben. Anfangs bezogen die Hütten ihren Roß von dem Fiskus. De Wendels und die Burbacher Hütte machten sich zuerst von dem fiskalischen Monopol frei. Sie bauten eigene Roßöfen. Dann folgten Dillingen und



die Stumms. Ein neuer Fortschritt war es, als die Saarwerke dazu übergingen, Hochofenwerke auf der Minette selbst zu errichten. Auch hier war Burbach an der Spitze: durch die Erbauung des Werkes in Esch. Dann folgten Dillingen mit dem Hochofenwerk Redingen in Luxemburg, die Stumms mit Uedingen und die Röhlings mit der Karlschütte. In dieser Zeit wurde auch der Uebergang vom Schweiß-eisen zum Flußeisen bewirkt; in den Jahren 1889 bis 1896 ging im Saarrevier die Zahl der Puddelöfen von 202 auf 44 zurück. Schließlich machten sich die Werke für die Hochöfen auf der Minette auch von dem Saarfiskus unabhängig, indem sie den Koks von Rheinland-Westfalen, vielfach aus eigenen Zechen und Kokereien, bezogen. Der Martinbetrieb ist im Saarrevier seltener als anderswo, weil der Schrott zu theuer ist.

Wenn die Firma Stumm demnächst ihr zweihundertjähriges Jubiläum begeht, sind es genau hundert Jahre her, seit sie sich den maßgebenden Einfluß auf die Dillinger Hüttenwerke verschaffte. Das war ein Theil der Arrondirungspolitik der Firma; Fusionen in der alten Zeit. Als von England das Puddelverfahren herüberkam, haben die Stumms das erste Puddel- und Walzwerk im Revier gebaut. Sie haben auch die erste Eisenbahnschiene an der Saar gewalzt. Aber als Ferdinand von Stumm, 1858, an die Spitze des Werkes trat, lieferte jeder Hochofen doch erst 15 Tonnen pro Tag und die gesammte Jahresproduktion des Werkes stellte sich auf 14000 Tonnen. Aus diesem kleinen Betrieb hat der Freiherr von Stumm eins der ersten Hüttenwerke Deutschlands gemacht. Er hat für die Hütte das Erzproblem gelöst; rasch einen riesigen Erzbefitz in Lothringen-Luxemburg zusammengebracht; die Hütte in Koks unabhängig gemacht. Stumm war einer der ersten deutschen Eisenindustriellen, die den Thomasprozeß übernahmen. Mit dem Stahlwerk entwickelten sich die Walzwerke und natürlich auch die Hochöfen. In Neunkirchen kam die erste deutsche Drilling-Reversirmaschine in Betrieb. Als der Freiherr von Stumm ins Grab sank, stellten seine Werke im Jahre 286 400 Tonnen Roheisen her.

Seitdem ist ein Jahrzehnt ins Land gegangen. Welch eine Fülle gewaltiger industrieller Ereignisse hat sich in diesem kurzen Zeitraum zusammengedrängt! Thyssen ist aufgekomen und die Gründung des Stahlverbandes enthüllte der staunenden Welt, daß er eigentlich der Stahlkönig von Deutschland sei. Nun begann die Aera der Trustbildungen. Phoenix, Gelsenkirchen, Deutsch-Lux schossen auf. Klöckner und Stinnes traten in den Vordergrund. Krupp wurde als die größte Aktiengesellschaft Deutschlands gegründet und griff weiter aus. Großbanken und Großindustrie verbündeten sich einander. Auf technischem Gebiete traten Gasmotor, Turbine und elektrischer Antrieb ihren Siegeszug an. Deutschlands Montanindustrie wurde die erste der Welt.

Stumms Werke sind auch in dieser Zeit nicht unthätig geblieben. Zilliken, der erste Generaldirektor, hat sofort nach dem Tode des Freiherrn unter Aufwendung von Millionen Modernisirungsarbeiten auf



den Hütten begonnen. Insbesondere wurde der elektrische Antrieb eingeführt und eine große Zeche in Westfalen erworben. Ihm folgten als Geschäftsleiter die Herren Müller (Kaufmann) und Turl (Techniker). Pflege der Verfeinerung und Verringerung der Selbstkosten ist ihr Streben. Manche gute Neuerung wurde im Transportwesen geschaffen. Der Umbau der Hochöfen ist fast beendet. Das Stahlwerk kann sich sehen lassen. Eine durchgreifende Modernisirung ist jetzt beim Walzwerk im Gang. Da wird mit der Menge kleiner Straßen aufgeräumt; an ihre Stelle kommen große, leistungsfähige Anlagen. Ein Techniker aus der Schule von Dillinger leitet diese Arbeiten. Die Werke sind jetzt eine G. m. b. H. Ihre Theilhaber sind: Der Wirkliche Geheim Rath Ferdinand Freiherr von Stumm, früher Botschafter in Madrid, die vier Erben des Freiherrn von Stumm-Halberg, vertreten durch den Generallieutenant z. D. von Schubert, Rittmeister Hugo von Stumm, Rittmeister Fritz von Stumm und Botschastrath Wilhelm von Stumm. Den Vorsitz im Aufsichtsrath führt Ferdinand von Stumm. Seine Tochter Maria, eine Jugendfreundin der Kronprinzessin Caecilie, hat sich jetzt mit dem Prinzen Hermann von Hatzfeldt-Wilburg verlobt. Trotzdem die Herren von Stumm in der Gesellschaft eine große Rolle spielen, haben sie stets Zeit für die Werke. Ferdinand von Stumm ist, wie Herr von Krupp-Bohlen, auch schon zu den Sitzungen des Stahlverbandes gekommen.

In engen Beziehungen zu den Stumm-Werken stehen die Dillinger Hüttenwerke und die Halberger Hütte. Diese bekannte Hütte liegt dicht bei Saarbrücken hinter dem Halberg. Das Werk gehört zu den führenden Hochofengießereien Deutschlands. Das will besagen, daß es eigene Hochöfen hat und das darin erblasene Roheisen in riesigen Gießereien selbst weiterverarbeitet. Man findet darin alle denkbaren Gußwaaren, von den Artikeln für Wasserleitung und Kanalisation bis zu den gußeisernen Töpfen und Bratpfannen. Die Hütte hat fünf Hochöfen, eigene Kokerei und ihr Jahresverwand stellt sich auf etwa 100 000 Tonnen Gußwaaren. Im Verwaltungsgebäude findet man eine Art Museum von alten Gußsachen, darunter auch ein Abflußrohr aus den berühmten Wasserwerken von Versailles. Das Rohr ist sehr gut erhalten; nur die schmiedeeisernen Nieten mußten mehrfach erneuert werden: ein lehrreicher Beitrag zu dem Kapitel Gußrohr und Schmiederohr. Direktor Müller hat jetzt eine neue Methode, Hochofengase zu reinigen, ausgedacht, zur selben Zeit wie Direktor Bian in Dommelingen. Ich erwähne Das zum Beweise dafür, daß man heute auf den Werken Tag und Nacht darüber sinnt, wie die Herstellungskosten verringert werden können. Der Kaufmann drängt den Techniker, immer billiger zu arbeiten; denn durchgreifende Preiserhöhungen sind in Eisen heute nicht mehr zu erreichen.

In Dillingen stand schon zur Zeit des Roi Soleil ein Hochofen. Wie De Wendels, so hat auch Dillingen in alter Zeit Kriegs- und Friedensmaterial hergestellt. Heute sind die Dillinger Hüttenwerke ein



großer gemischter Betrieb, wie er an der Saar heimisch ist. Der Roß wird (in 180 Oefen) aus Saarkohle hergestellt. Das Werk hat Erze in Luxemburg-Lothringen. Es hat in Dillingen zwei Hochöfen mit Schräg-Aufzügen (den einzigen im Revier), ferner seit 1898 ein Hochofenwerk in Redingen, weiter in Dillingen ein Thomas-Werk, ein altes Martin-Werk mit sechs kleinen Oefen und ein sehr stattliches neues Martin-Werk mit drei Oefen und dazu natürlich große Walzwerksanlagen. Träger werden in Dillingen nicht gemacht, wohl aber Eisenbahnmateriale und vor Allem Blech. In Blechen steht Dillingen im Stahlverbande direkt hinter Thyssen und Phoenix. Es giebt zwei Feinblechwerke, ein neues und ein altes. Zu dem alten Grobblechwerk wird jetzt ein modernes gebaut. Die Hochofenanlage wird um zwei neue Oefen verstärkt. Platz ist reichlich da, während man sonst im Saarrevier etwas beengt ist; die Bauern fordern Riesenpreise für das Land. Die redinger Hochöfen werden wohl stillgelegt werden, wenn die Hochöfen in Dillingen, die man hauptsächlich wegen der Gase baut, fertig sind.

Dillingen hat in seiner Fabrikation zwei Spezialitäten: Panzerplatten und Weißblech. Die Panzerplatten werden nach den Patenten Krupps hergestellt. Wenn man die Mammuthcoquillen für die Blöcke sieht, bekommt man noch mehr Angst vor den Panzerplatten. An sich werden sie wie gewöhnliche Grobbleche ausgewalzt. Aber natürlich ist der Stahl, der in Martin-Oefen hergestellt wird, durch entsprechende Zusätze so widerstandsfähig gemacht, daß er von den stärksten Schiffsgrenaten auch nicht einmal geritzt wird. Aber sehen kann Niemand, wie diese Fabrikation vor sich geht. Um die Platten vor neugierigen Augen zu bewahren, werden sie, da sie ja nicht in der Westentasche weggebracht werden können, in Tücher eingehüllt; der Fachmann könnte doch aus der Form der Bleche seine Schlüsse auf die Schiffskonstruktion ziehen. Die Fabrikation von Panzerplatten hat manche Ähnlichkeit mit der Waffenfabrikation und dem Bau von Kriegsschiffen. Die Werke müssen nämlich überaus kostspielige Anlagen mit den modernsten Einrichtungen stets bereit halten, um sofort arbeiten und schnell liefern zu können; aber wenn die Aufträge erledigt sind, stehen die Betriebe still. Solche Schwankungen vertheuern natürlich die Fabrikation. Auch bei der Herstellung von Weißblech wird das Geheimniß sorgsam behütet; aber man kann dem äußeren Gange der Fabrikation doch wenigstens folgen. Der ist an sich sehr einfach. Die Bleche werden im Dampf sehr dünn ausgewalzt, vielfach gereinigt und kommen in ein Zinnbad, werden genau sortirt, in Kisten verpackt und dann an die Konservenindustrie verschickt. Aber die Bedeutung liegt in den Geheimnissen der Fabrikation, die man von außen natürlich nicht erkennen kann. Es giebt in Deutschland nur etwa ein halbes Duzend Werke, die Weißblech fabriziren; dazu gehören De Wendel, Phoenix und die Rasselsteiner Gewerkschaft. Neuerdings bauen Van der Hyphen-Wissen ein Weißblechwerk im Siegerlande.

Die Dillinger Hüttenwerke haben sich einen leitenden Einfluß



auch auf die Aktiengesellschaft Méguin gesichert. In den Werkstätten von Méguin werden Bleche weiter verarbeitet. In Rohlenwäichen hat diese Gesellschaft ein Weltgeschäft. Die Werkstätten liegen auf der anderen Seite des Bahnhofes von Dillingen. Wie bei Dillingen, so giebt es auch bei Méguin einen Bloß französischer Aktionäre. Man trifft auf den Dillinger Werken auch noch alte gut erhaltene Gebäude mit der Aufschrift laminoirs; freilich sind jetzt keine Walzwerksanlagen mehr darin. Berühmt ist in Fachkreisen das Verwaltungsgebäude der Dillinger Hüttenwerke. Außerlich schlicht, birgt es im Innern Räume, die in ihrer gediegenen Vornehmheit ihresgleichen in der Montanindustrie nicht mehr haben.

Auch die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke sind ein moderner gemischter Betrieb: Hochöfen, großes Stahl- und Walzwerk, ausgedehnter Erzbesitz in Lothringen, Kokereien, in denen Saarkohle verkokt wird, umfangreicher Kohlenfelderbesitz in Lothringen, am Niederrhein und in Westfalen. Weltberühmt ist Röchlings Elektrostaahl-Ofen. Man kennt heute viele Methoden, Stahl durch Elektrizität herzustellen. Diese Methoden lassen sich in zwei große Systeme einteilen: Lichtbogen-Ofen und Induktion-Ofen. Unter den Lichtbogen-Ofen stehen die Systeme Héroult, Girod und Stassano an der Spitze, unter den Induktion-Ofen die Systeme Kjellin und Röchling-Rodenhauser, die sich neuerdings in der Gesellschaft für Elektrostaahl-Anlagen vereinigt haben. Die Bedeutung des elektrischen Verfahrens besteht darin, daß das aus den Hochöfen oder aus dem Konverter kommende Roheisen raffinirt und dadurch ein besonders reines, gleichmäßiges Material hergestellt wird. Der Elektrostaahl ist hochwerthig, aber noch theuer in der Fabrikation. Der Induktion-Ofen ist die Ausführung eines an sich sehr einfachen Gedankens, den wir Alle auf der Schule in der Physikstunde gelernt, den wir aber meist auch prompt wieder vergessen haben. Hermann Röchling hat diesen Gedanken nicht vergessen, sondern praktisch durchgearbeitet und dabei sein Verfahren, Elektrostaahl herzustellen, erfunden. Die Röchlings haben aus Elektrostaahl auch schon Eisenbahnschienen hergestellt und abgeliefert.

Beachtung verdient bei den Röchlings noch die Kohlenfrage. Die Gesellschaft hat einen viel besprochenen Kokslieferungsvertrag mit dem Eschweiler Bergwerksverein. Danach liefert Eschweiler, das wegen seiner großen Mengen Feinkohlen viel Koks machen muß, an die Karls- hütte Koks zu einem Preis, der sich im Wesentlichen nach den Roheisenpreisen richtet. Der Vertrag bietet dem Eschweiler Bergwerksverein eine sichere Abnahme von Koks, was namentlich für schlechte Zeiten nicht zu unterschätzen ist. Eschweiler liefert Koks auch an Düdelingen. Nun scheint es, daß der Vertrag mit den Röchlings nicht erneuert werden wird; denn die Röchlings sind mit großem Eifer dabei, ihre Kohlenfelder im aachener Revier aufzuschließen. Die Schachtanlage dort geht sehr flott vorwärts. Röchlings machen jetzt etwa 700 000 Tonnen Roheisen im Jahr, wovon sie einen Theil verkaufen.

Dr. Georg Sichert.





Berlin, den 15. April 1911.

## Der Ueberschöffe.

Gott sei Dank: wir haben ihn! Der Reichstag hat ihn uns glücklich auf die Beine gestellt: den „Ueberschöffen“, den Schöffen der Berufungsinstanz. Der Entwurf der Regierung hatte sich mit der Schöffenstrasskammer begnügt, die freilich schon eine kleine Ausdehnung der Laienrechtsprechung bedeutet; die Reichstagsmehrheit aber sprach: Siehe, ich beschere Euch den Ueberschöffen. Denn Dieser erst verkörpert den juristischen Laienverstand in der zweiten Potenz. Man sage dagegen nicht, daß ein Laie doch gar keinen Juristenverstand haben könne. Denn es steht geschrieben: Trachtet am Ersten nach der Gerechtigkeit, so wird Euch Alles zufallen. Und die Mehrheit fiel dem Berufungsschöffen zu. Etliche aber zweifelten. Und sie meinten: Wohl mag ein Schöff, dafern er geweckten Sinnes ist und frisch und unbefangen, zur ersten Aufklärung und Beurtheilung der Sache helfen und können solche Schöffen gar das Salz der Gerichtswisheit sein. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Und muß es nicht dumm werden, wenn man den Schöffen fragt, ob ein Urtheil mit Recht gescholten ist, da er doch das Recht, nach dem es gesprochen worden, nicht kennt? Werden alsdann nicht gar noch Leute da sein, die den Ueberschöffen dumm machen wollen, so er es nicht schon ist? Und wie macht man es, um aus dem Schöffen den Ueberschöffen zu züchten? Ist nicht der Eine schier so vollkommen wie der Andere, also daß es keine Steigerung mehr giebt?



Das klingt, aus der Sprache der Niejsche-Bibel in die des Heerdenlebens übertragen, etwas anders. Um die Berufung in Strassachen ist es an sich schon ein heißes Ding, weil das Urtheil ganz auf den Feststellungen der Hauptverhandlung beruht. Was einmal festgestellt ist, Das läßt sich selten noch einmal besser oder auch nur eben so gut feststellen; denn neues Material giebt es meist nicht, und was es doch davon giebt, taugt meist nicht, da es nachträglich zurechtgemacht ist. Auch das alte Material aber ist lückenhafter und unzuverlässiger geworden: wichtige Zeugen sind vielleicht weggefallen, anderen hat sich die Erinnerung verwischt. Denn das Gedächtniß ist eine schlechte Vorrathskammer, in der Vielerlei schnell verdirbt. So kommt es, daß die Verhandlung manchmal ein verschwommenes Bild ergiebt, wo das erste Urtheil ganz klare und anschauliche Darstellungen enthält, und daß oft gerade die Hauptzeugen ganz versagen. Daß dafür der Angeklagte desto gewickelter zu sein pflegt, kann kaum als Ersatz gelten; auch nicht, daß „seinen“ Zeugen meist weniger entfällt als wieder einfällt. Nur unverwüßlicher Optimismus kann von der zweiten Verhandlung eine zuverlässigere thatsächliche Feststellung erwarten. Ein Theaterstück „klappt“ um so besser, je öfter es aufgeführt wird, aber eine mehrfach vorgeführte Beweisaufnahme ganz sicher nicht.

Wenn man trotzdem ein Rechtsmittel giebt, das unendliche Umstände und Kosten mit sich bringt und durch Verzögerung des Endurtheils die gerade in Strassachen so nöthige Energie der Rechtspflege lähmt, so thut man Das natürlich in der Hoffnung auf ein besseres Urtheil; und wenn man ein solches von einer Wiederholung der thatsächlichen Feststellung in der Regel nicht erwarten kann, so müssen die Vorzüge der Zweiten Instanz wohl anderswo gesucht werden. Sie liegen in der Qualität der Berufungsrichter, denen man eine bessere Beweismwürdigung und eine richtigere Anwendung des Strafgesetzes auf deren Ergebnisse, unter Umständen auch eine gerechtere und einheitlichere Strafbemessung zutraut; sie sollen zugleich Kritiker und Urtheilsfinder sein. Daneben muß ihre gehobene Stellung ihrem Spruch von vorn herein ein höheres Ansehen geben, da im Leben und also auch in der Rechtsprechung nun einmal manche Dinge schwer ins Gewicht fallen, die eigentlich Imponderabilien sind. Das Alles läßt sich mit Berufsrichtern, bei ihrer hierarchischen Gliederung, der fortschreitenden Ausbildung in ihrem Beruf und der ständigen Kontrolle ihrer Leistungen, erreichen (wie denn auch das Rechtsmittel dieser Kontrolle liebsteß Rind ist und recht eigentlich ein Erzeugniß der Beamtenhierarchie).

Und nun zurück zu unserem Schöffen, dem der Reichstag die



Rolle des Ueberschöffen auf den geplagten Leib schreiben will. Zunächst muß er sich die Frage vorlegen: „Wie werde ich Ueberschöffe?“ Aber die Antwort lautet wunderbar einfach: Durch Zufall! Denn der Reichstag stellt keine besonderen Anforderungen an die Schöffen der Zweiten Instanz; sie werden aus den selben Listen genommen, vertheilt und ausgelost wie andere auch. Ein „ausgesuchtes“ Material will man gar nicht. Das widerspräche dem demokratischen Grundgedanken des Laienrichterthums. Uebrigens wäre eine Zuchtwahl und Auslese der Stärkeren hier schwerlich ausführbar. Also man wird „höherer“ Richter, ohne daß man ein „besserer“ zu sein braucht; ein originelles Novum. Wie verhält sich nun aber der Ueberschöffe, um dennoch ein höheres Ansehen zu haben, um eine bessere Beweiswürdigung und richtigere, namentlich einheitlichere Strafbemessung zu bethätigen, — von der korrekteren Rechtsanwendung erst gar nicht zu reden? Wie zeigt er, daß er ein wirklicher Ueberschöffe ist? Soll er sich als „blonde Bestie“ fühlen und im ungezähmten Willen zur Macht Alles umwerfen, was die Vorderinstanz festgestellt hat? Er soll ja nicht nur Etwas machen: er soll Etwas besser machen. Leider besteht nur zu sehr die Gefahr, daß er es viel, viel schlechter macht als sein Kollege in der Unterinstanz. Sieht er sich doch einer unendlich schwierigeren Aufgabe gegenüber. In der Unterinstanz überwiegt die Beweisfrage und der Thatbestand tritt zum ersten Mal an ein Gericht heran, er ist sozusagen noch jungfräulich; hier kann auch der einfache gesunde Menschenverstand zu seinem Recht kommen. Sobald aber einmal ein Urtheil gefällt ist und dann angegriffen wird, tritt das Moment der Kritik in den Vordergrund. Nachzuprüfen sind zunächst die Ergebnisse der Beweisaufnahme (nur zu diesem Zweck wird sie ja wiederholt) und deren Werthung. Der wäre ein schlechter Berufungsrichter, der, zum Beispiel, einen flagranten Widerspruch zwischen den Aussagen Erster und Zweiter Instanz unbeachtet ließe oder einen vom Vorderrichter für unglaubwürdig erklärten Zeugen unbesehen für voll nähme. Nachzuprüfen sind ferner die Rechtsanwendung, die oft sogar in erster Linie angegriffen wird, die Strafbemessung, die prozessuale Rechtsbeständigkeit des früheren Verfahrens und noch manches Andere. Das ist eine gar heikle Thätigkeit, zumal wenn nur gegen Theile des Urtheils oder wenn von beiden Seiten, vielleicht auch gegen verschiedene Theile der Entscheidung, Berufung eingelegt ist und die Aussonderung des Stoffes der Anfechtung, das Verbot der reformatio in pejus und Aehnliches mehr, noch besondere Schwierigkeiten macht. Der Jurist muß hier oft sein ganzes Judiz zusammen-



nehmen; und nicht jeder Jurist taugt überhaupt für die höhere Instanz (weßhalb auch keineswegs jeder hineingelassen wird). Den Laien aber setzt man nach einer Zufallsauswahl ohne Weiteres hinein. Ihm, der noch nie einen Zeugen vernommen hat, dem schon das einfache Verständniß einer Verhandlung oft die größten Schwierigkeiten bereitet, der die elementarsten Verfahrensgrundsätze nicht kennt, von den anzuwendenden Rechtsvorschriften und den Grundsätzen einer gleichmäßigen Strafbemessung keine Ahnung hat und nur zu seiner Ausbildung fünfmal im Jahr auf einen Richterstuhl gesetzt wird, ihm muthet man die Korrektur einer erstrichterlichen Entscheidung zu, für die mancher erfahrene Amtsrichter nicht qualifizirt erachtet wird. Er soll über die Rüge falscher Rechtsanwendung entscheiden, während er über das angewendete Recht selbst erst belehrt werden muß. Wer macht da wohl in Wirklichkeit die Entscheidung? Und verstärkt es die Rechtsgarantien, wenn sie von zwei (statt von fünf) Berufsrichtern gemacht oder suggerirt wird?

Aber hören wir, wie die Reichstagsmehrheit ihre Forderung begründet. Wenn man uns die Laienstrassammer giebt, muß man uns auch den Berufungsenat mit Schöffen geben. Wo der Mantel fällt, muß auch der Herzog fallen. Das erfordert die Konsequenz, denn Eins hängt am Anderen. „Das erfordert die Konsequenz“: so ungefähr sagte der Teufel auch, als man ihm den kleinen Finger bot und er gleich die ganze Hand nehmen wollte. Nur war die Logik des Höllenfürsten (dem ja nicht umsonst ein *advocatus diaboli* zur Seite steht) immer noch um ein gutes Theil überzeugender als die der Reichsboten. Diese wußten sich nämlich in der Debatte nur dadurch zu helfen, daß sie die Erste und die Zweite Instanz einfach für gleichartig erklärten, weil beide „thatssächlicher Natur“ (keine reinen Rechtsprüfungsinstanzen) seien. Nun leben wir freilich in der Zeit der allgemeinen Gleichmacherei, alle Stände und Klassen sollen gleichgemacht werden, Gelernte und Ungelernte, Zünftige und Pfscher, Kluge und Dumme, ja, selbst Männer und Frauen. Wahrscheinlich ist Das auch eine „Konsequenz“, etwa die des Grundsatzes, daß alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind. Aber daß niedere und höhere Instanz das Selbe sei: diese Entdeckung blieb der parlamentarischen Weisheit vorbehalten. Der Berufungsrichter hat danach also genau die selben Aufgaben wie der erste Richter; ihn geht auch gar nicht an, daß die Sache schon einmal entschieden ist. Man läßt sie eben zweimal entscheiden, weil „doppelt besser hält“; und das zweite Urtheil gilt nicht, weil es das höhere und bessere, sondern einfach, weil es das letzte ist. Denn



einmal ist feinmal. O Blüthe einer gesunden und praktischen Rechtsentwicklung, um die uns alle anderen Kulturvölker beneiden werden! „Ja,“ sagen die Reichsboten, „die ganze Beweisaufnahme wird doch in der Berufungsinstanz wiederholt und das Verfahren in der Hauptverhandlung verläuft in den selben Formen wie in der Ersten Instanz.“ Also weil ein Haus in allen Stockwerken nach dem selben Grundriß gebaut ist, ist es ganz gleich, ob man im Unter- oder im Obergeschoß wohnt? Weil das Berufungsurtheil auf den selben thatsächlichen Fundamenten ruhen muß wie das angefochtene, ist es ihm gleichwerthig, weder zuverlässiger noch schwerer zu finden und zu begründen? Und keinem dieser Logiker ist der Gedanke gekommen, daß die eigene Information des Berufungsrichters nur vorgesehen ist, damit die ihm zugetraute bessere Beurtheilung nicht durch eine weniger gute Kenntniß des Thatsächlichen und der Personen paralysirt wird, daß aber seine eigentliche Thätigkeit, die Kritik des Vorderurtheils, erst beginnt, wenn diese Voraussetzung erfüllt ist. Wer so die wesentlichste Aufgabe der Oberinstanz ausschaltet, Der mag freilich leicht zu der „Konsequenz“ kommen, daß der Laie hier eben so gut am Platz ist wie dort, und er muß überhaupt beide Instanzen als gleich behandeln.

Das hat denn auch die Reichstagsmehrheit gründlich besorgt. Man sehe sich nur ihre Besetzungsvorschläge an. Für die Erste Instanz zwei Richter und drei Schöffen, für die Zweite wieder zwei Richter und drei Schöffen. Der einzige Unterschied ist also vielleicht, daß in der Ersten Instanz mehr die Schneider vertreten waren, die Jedem Etwas ans Zeug flicken, in der Zweiten mehr die Schuster, die Alles über einen Leisten schlagen; oder daß in der Ersten Instanz mehr die Prinzipale zur Geltung kamen, in der Zweiten, als Ueberschöffen, mehr ihre Commis oder Kontordienen. Vielleicht sitzen auch, was eben so zeitgemäß wäre, in der Ersten Instanz die Väter, in der Zweiten die Söhne. Das Alles hängt genau so vom Zufall ab wie der Umstand, wer seine Sache besser macht; es ist aber auch ganz gleich, denn Recht behält doch stets, wer sie zuletzt macht. Das also ist die langersehnte Berufung. Das versteht der Reichstag unter einer Reform. Wahrhaftig: sie sieht einem „Versuch mit untauglichen Mitteln“ sehr ähnlich und müßte eigentlich vom Reichsgericht für strafbar erklärt werden. Macht es doch fast den Eindruck, als ob der ganze vielumstrittene Berufungsgedanke durch diese Ausgestaltung ad absurdum geführt werden sollte. Denn darüber sind selbst die eifrigsten Verfechter dieses Rechtsmittels einig, daß eine Berufungsinstanz ohne wesentlich verstärkte Rechtsgarantien nicht nur keinen Werth ha-



ben, sondern sogar eine äußerst bedenkliche Verschlechterung der Strafrechtspflege bedeuten würde. Ein Appell von einer Laienmehrheit an die andere: ist Das wirklich noch eine Appellation? Credat Judaeus Apella! Und ein Senat, in den zwei höhere Berufsrichter zur Kritik der unteren Judikatur und zur Sicherung einer einheitlichen Rechtspflege berufen werden, sich aber dabei von einer beliebig zusammengesetzten und beständig wechselnden Schöffenschaft überstimmen lassen und ihre Hauptkraft auf die Belehrung dieser ungeschulten Mitkritiker verwenden müssen, — ist dieser Senat wirklich eine Bereicherung unseres Justizorganismus? Dann ist auch eine Mißgeburt mit einem Wasserkopf und drei Beinen als ein erfreulicher Familienzuwachs zu begrüßen.

Noch sind wir ja nicht so weit. Nicht die Stadtväter nur sind meist gescheitert, sobald sie einmal das Rathhaus eine Weile hinter sich haben: man kann die selbe Hoffnung wohl auch von den Reichsboten hegen und eine dritte Lesung erwarten, die höher über der zweiten steht als das beschlossene Berufungsgericht über dem der Ersten Instanz. Dann erweist sich dieser übereilte Mehrheitbeschuß vielleicht doch nur als einen Pyrrhussieg, der mit Elephanten errungen wurde, und die Invasion der Laienbrüder in das Gebiet der Berufung nimmt ein Ende. Man gebe dem Schöffen, was des Schöffen ist oder doch sein kann: nämlich die Mitwirkung bei der ersten Aufklärung und Beurtheilung eines Straffalles. Je mehr er sich dabei bewährt, um so kleiner wird der Theil seiner Urtheile sein, die mit Erfolg angefochten werden. Aber man dränge ihm nicht die Rolle eines Urtheilskritikers und Oberrichters auf, nach der er sich, wenn er wirklich einsichtig ist, wahrhaftig nicht sehnen wird; seine Verantwortung ist ohnehin groß genug. Man lasse dem Juristen, was des Juristen ist, und schaffe als Berufungsenat ein einheitliches Kollegium von fünf über dem erstinstanzlichen Niveau stehenden rechtserfahrenen Berufsrichtern, nicht ein Mißprodukt aus Vertretern ständiger Juristenpraxis und laienhafter Gelegenheitkritik, eine Kreuzung von Biber und Ente. Fort mit dem Ueberschöffen! Er wird nie ein gesundes Organ im Körper der Justitia sein, sondern nur ein Ueberbein an ihrem Fuß; und wer sie damit beglücken will, Der weiß nicht, wo sie der Schuh drückt.

Otto Reinhold.





## Elixiere des Teufels.

Er. Hoch- und Wohlgeboren Herrn Kaspar von Menthin-Grodenberg,  
Geheimem Archivarius zu Berlin.

Sobald ich die Feder ergreife und Ihnen, verehrter und viellieber Vetter, ein Brieflein zu senden gewillt bin, bemerke ich mit Erstaunen und nicht geringem Unwillen, daß ich noch gänzlich influenzirt werde von dem wunderlichen Buch des Herrn Kammergerichtsrathes Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, welches mir Ihre liebe Frau zur Ergötzung und Erbauung auf meine Wanderung mitgab. Ihre gute Gemahlin, der ich fürder das beste Wohlergehen wünsche und der ich mich recht ernstlich zu empfehlen bitte, hat mit besagtem Büchlein wohl erheblich zu reicher Abwechslung während müßiger Stunden beigetragen; allein ich kann doch nicht so mild und günstig von diesem Werk des mir sonst theuren Autors sprechen. Diesethalben wappnen Sie sich mit Lammesgeduld, bester Vetter, und vergessen Sie nicht, daß mir die sublimе Schulung Ihres Geistes gänzlich abgeht und ich wohl vergeblich nach einer gefälligen Form suchen werde.

Nie werde ich eines gespenstischen Unbehagens ledig, wenn ich, der eigenen Grausamkeit folgend, ein Totes oder Lebendiges in seine Bestandtheile zerlege. Scheint es mir doch fast, als säße der gute Hoffmann selbst mir gegenüber und schaute mich mit seinen großen Augen so recht herzbeweglich an. Es ist nämlich um die Dämmerzeit und alle Gegenstände verschwinden schon leicht in den Nebeln dieser Stunde. Und thue ich Ihnen, lieber Vetter, kund und zu wissen, daß, seit die Geschichte des Bruders Medardus in meiner Kammer liegt, gar mancherlei Seltsames passirt ist, wie, daß in der Nacht die Thüren gingen und am Morgen weit offen standen, gleichwohl doch der Schlüssel zweimal im Schloß umgedreht war. Und der Herr sei über uns alle Zeit! Am Morgen fehlte mir denn auch aus der Lade eine erkleckliche Summe Geldes in so und so vielen Goldgulden. Ein gewöhnlicher Dieb kann Dies aber nicht gewesen sein. Denn er ließ doch die Hälfte des Geldes in der Lade. Was uns höchst eigen und widernatürlich erscheint und welches Geschehniß zu allerlei tiefsinnigen und erbaulichen Gedanken Anlaß giebt. Ich glaube aber, daß an Allem Ihr Buch die Schuld hat, Herr Vetter, insbesondere die erschreckend lebendigen Zeichnungen, so darinnen enthalten sind, daß ich, so oft ich sie betrachte, meine, diese beweglichen schwarzweißen Gestalten habe der gespenstische Maler, über den man in der Geschichte lesen kann, eigenhändig aufß Papier geworfen und sie kämen am Ende nachts hervor und begingen die Missethaten des Medardus. Diesethalben erhalten Sie auch unverzüglich das Buch zurück. Ich komme jedoch von meiner Rede ab, die ich Ihnen über die „Elixiere des Teufels“ halten wollte oder vielmehr die ich Herrn Ernst Theodor Amadeus Hoffmann vorschwären muß. Denn je dunkler es wird, je stiller um mich herum, desto leibhafter wird mir das Bild des Verfassers, dem ich wohl in irgendeiner anderen Welt schon begegnet sein muß. Ganz deutlich sehe ich Sie, mein ver-



ehrter Herr Kammergerichtsrath, sehe Ihr schauerlich spöttisches Lächeln, wie es Ihnen eben so eigen ist; halb tiefsinnig wie das Lächeln eines alten, vertrockneten Philosophen, der jenseits aller Grenzen des Humores steht, halb wie das eines Kobolde, dem keinerlei Ding auf Erden und über ihr etwas Anderes wecken kann denn ein höhnisches Zucken um die blassen Mundwinkel. Nein, man kann es nicht einmal mit dem Ausdruck „Lächeln“ belegen, dieweil es eben so spukhaft ist wie die spizen Nasen, die aus alten Dosen schnupfen, die schwarzen Gestrümpfe, die, je nach der Stelle, auf welche sie fixirt werden, dem Antlitz seine Physiognomie verleihen oder nehmen, und die rothen oder grauen Perücken, die bald voll unziemlicher Jovialität an den Plafond geworfen, bald voll Furiosität mit Füßen getreten werden und endlich steif und würdevoll, mit spizen Zöpfchen, auf den Köpfen ihrer jeweiligen Besitzer prangen. All Dies sind Attribute, ohne die man sich nun einmal das tolle Gesindel, das Ihrem verehrten Haupt entspringt, nicht vorstellen kann. Ja, die Attribute sind es überhaupt, die Ihren Gestalten Leben verleihen. Daß sie die letzte Geberde, dem abgesondertsten Endeffekt aller Emotionen schildern, birgt das Spukhafte. Das Wesen des Schattenhaften. Daß nun diese Emotionen nie Problemen, sondern stets Leidenschaften entspringen, birgt, durch die Brille eines Konturenzeichners gesehen, das Lächerliche, das in seiner grotesken Realität das Moment des Schaurigen noch erhöht.

In Ihren Märchen knisterte, sprühte und leuchtete es; goldene Fluthen thürmten Welle auf Welle und altbekannte, gleichgiltige Orte wurden zu Tanzplätzen wunderlicher Geister. Schwarze Rater, würdige Konrektoren, ehrsame Bürgerstöchter, bewegliche Außknacker und steife Räte: Alle trafen sie sich in den Irrgärten, in die sie von unsichtbarer Hand verzaubert wurden. Das lachte, psaulte, predigte, koste und hüpfte in tollem Reigen zu süßer ferner Musik. Und über Berge und durch graue Nebel kamen Stimmen, die Alles wieder verjagten. Verschwunden, zerstoßen, verdampft. Noch ein letztes Gelächter und dann der bürre Morgenwind, der durch die Straßen segt. Aus Träumen entstanden, zum Traum geworden.

So waren Sie mir ein heilig wunderbares Spiel von Licht und Schatten, von Ton und Farbe, lieber Hoffmann, und ich hatte meine Lust daran, wie als Kind, wenn meine Eltern mich auf die bunte Wiese vor das Stadtthor führten.

Nun kamen die „Elixiere des Teufels“; und über die will ich jezo reden.

Märchen sind keine Probleme und es gehören auch keine in sie hinein. Man wird mir entgegen, daß Märchen oft solche Arten von Produktionen sind, in denen die Märchenform angenommen und als Symbol für die abgründigsten Fragen verwendet wird. Ich habe darauf zu erwidern, daß es vollkommen absurd ist, eine Anleihe, wie Dies ein Symbol stets ist, die lediglich zur Vereinfachung oder Veranschaulichung eines Gedankens oder eines Vorganges dient, bei einem Gebiet zu machen, in dem absolute poetische Freiheit Voraussetzung



und Phantasie Selbstzweck ist. Abgesehen davon, daß Anleihen stets von Armuth zeugen (im konkreten Fall Armuth an zugehöriger Form), ist es unzulässig, Theorie oder Problem in das Gewand von Räthseln zu kleiden. Wenn Sie der Idee des Dualismus die Gestalt eines Gespenstes verleihen, verliert das Problem sein wahres Gebiet und das Gespenst wird nur zu einer leblosen Fiktion. Indem ein Märchen zu einem Symbole wird, hört es auf, Märchen zu sein.

Sie haben in den „Elixieren des Teufels“ Ihren Gespenstern das heilige Gewand angezogen und sie mit Fleisch und Blut ausgestattet. Das kleidet nicht. Das will nicht sitzen. Das ist an allen Ecken zu kurz und zu eng und die löbliche tiefe Idee paßt nur schlecht als Vorwand für den Mummenschanz. Im willkürlichen Zauberland der Phantasie möchte man gar leicht mit einem gewichtigen Philosophen vergleichen, der schlecht maskirt auf ein Fest kommt, die ungezwungene Laune der Anderen stört und doch nicht recht ernst genommen werden kann. Uns, lieber Hoffmann, raunt heimlich eine Stimme zu: „Weßhalb gehen Sie so in die Tiefe? Es ist ja im Grunde kein Werk, das mir so sehr am Herzen liegt, gefällt es auch Manchen.“ Aber wo Sie heute gefallen, da werden Sie in hundert Jahren einregistriert und vielleicht, nach dem Los aller Poeten, falsch einregistriert. Da wird man die „Elixiere des Teufels“ vielleicht Ihr reißtes Buch nennen und Vorredner werden Ihnen Namen geben wie: „Romantischer Spätling“ oder was dergleichen Merkzeichen mehr sind. Sie zucken zusammen? Sie wollen das blutige Messer Ihres Bruders Medardus zücken? Heiliger Nepomuk! Dann hätten Sie einstampfen müssen. Nun ist es zu spät. Ueberlassen die Dichter der Nachwelt die Auswahl, so können sie sicher sein, daß ihre Jugendeseleien immer auf's Neue verlegt werden und, was ihnen vom geringsten Werth war, zum höchsten Ruhm gelangt. Ist man von optimistischer Anlage, kann man auf diese Manier zum Glauben an den objektiven Werth der Dinge kommen.

Ich schweife ab und ist mir doch die Hauptsache zu sagen noch übrig geblieben. Ich komme zu den Kardinalfehlern, die allerdings ihre Spuren weiter ausstrecken als über dieses eine Buch.

In einer Novelle, die ich gelegentlich irgendwo las, sagten Sie ohngefähr Folgendes: „Warum soll es dem Dichter nicht vergönnt sein, gleich allen übrigen Empfindungen auch die des Entsetzens, der Furcht und des Grauens zu erregen?“ Ich gebe Ihnen dies Recht vollkommen zu, da ich glaube, daß jedes Aufwühlen auf gutem Boden fördernd wirken kann. Jedoch ist es mit dem bloßen Willen, bestimmte Regungen zu wecken, nicht gethan. Wir erblicken in der künstlerischen Auslösung des Grauens die gleiche Gesetzmäßigkeit wie in der Auslösung jeder anderen Wirkung.

Man nimmt den Märchen das Geheimnißvolle, wenn man, um sie schaurig zu gestalten, zu den Schrecken des Lebens greift. Phantast, Psychologe und Schauerromancier sind Charaktere, die einander ausschließen. Der Phantast braucht den Effekt des Unergründlichen und sucht es deshalb zu vermehren. Der Psychologe trachtet, alle Räthsel



auf ein Minimum zu reduzieren, und der Effekt ist nur ein unfreiwillig hervorgerufener, der etwa darin besteht, daß nach allem Durchbringen doch noch ein Unergründliches zurückbleibt. Der Schauerromancier steht der Phantasie gleich fern wie der Psychologie. Seine Effekte sind die des Schreckens. Er hat also die Rolle eines Totenschädels oder eines weißen Lakens. Er ist vollkommen gegenständlich. Das unbedingte Erforderniß für alle Drei ist Konsequenz. Wie der Psychologe stets empirisch ist, muß der Phantast stets logisch sein. Denn die Logik ist seine einzige und mächtige Waffe im Kampf mit dem Leser. Der Phantast kann seine Welt, wo und wann er will, bauen; wenn die Quadern richtig in einander gefüget sind, wird sie sich in überzeugendster Weise offenbaren. Er darf aber bei diesem Bau nicht vergessen, daß eine Fiktion niemals die Wirklichkeit als Argument anführen darf und somit auch auf ihre Schrecken als Wirkung verzichten muß, ansonsten Dies ein Verstoß gegen die Logik ist und so eine Vernichtung des Effektes bedeutet. Auf der Basis der Psychologie verlieren natürliche Vorgänge ihre Schrecken; auf der Basis der Phantasie vermindern sie, da sie unorganisch wirken, das Grauen. Bei der Erzielung des primitiven Effektes ist sowohl die Ergründung als die Logik überflüssig und von Uebel, da jedes Erklärende oder Einheitliche den gewünschten Stoß vermindert. Eine grauenhafte Thatsache kann, ohne zu überzeugen, Entsetzen erregen; nur muß der Boden, auf dem sie sich ereignet, der der Wirklichkeit sein. Auch möchte ich statuiren, daß die Wirkung desto stärker sein dürfte, je gleichgiltiger und materieller die Dinge in Erscheinung treten, die dem Schrecken vorausgehen. Diese Erfahrung wird zum Theil dadurch erklärt, daß von jedem beliebigen Gedanken zu jeder beliebigen Handlung eine intellektuelle Verbindung leitet. Ein Gespräch über abstrakte Dinge kann durch den grauenhaftesten Vorgang noch eine gleichsinnige Erweiterung erfahren. Die Vorgänge des täglichen Lebens und die Beschäftigung mit ihnen werden durch einen außergewöhnlichen Vorgang im selben Rahmen völlig erdrückt. Auch kann man als Zweites wohl annehmen, daß eine plötzliche Ausschaltung geistiger Faktoren, in dem Augenblick, in welchem das Grauen einsetzen soll, dem Leser oder Zuschauer mehr Nervenkraft verleiht und so die Wirkung erschwert. Und nun zu Ihnen, mein lieber Herr Kammergerichtsrath!

Sie sind, glaube ich, als Greis geboren und werden dereinst als Kind eingegraben werden. Das Loos aller Dichter? O nein: so ist es nicht gemeint. Als Sie in der Wiege lagen, müssen Sie die welken Runzeln des Alters im Antlitz gehabt haben und die Berechnung des Schauerromanciers in der Seele. Sie operiren mit Psychologie und verschmähen dabei nicht die Mittel eines Großen. Oder: Sie haben eine gottbegnadete Phantasie und greifen zu Mitteln! Wir sind keine Kinder, daß wir uns vor blutigen Messern, Vorhängen, Wahnwitzigen, Vermummten und Katakomben entsetzen sollten. Ja, man macht sogar einen großen Fehler, wenn man zur Bezeichnung eines ungebildeten Geschmacks das Wort „kindlich“ wählt. Auch bei Kindern können wir



ein durch natürliche Veranlagung gegebenes, feines und sicheres Gefühl für das wahrhaft Künstlerische beobachten, wenn wir untersuchen, auf welche Arten des Gespenstlichen und Furchtbaren sie am Stärksten reagiren. Ich kann mich lebhaft erinnern, daß ich als Kind den tiefsten Eindruck durch ein Märchen empfang, das seltsam, traumhaft eine Art kindlichen Pantheismus in mir erweckte. Es spielte über den Moorflächen einer namenlosen Gegend; der Nebel war das Haar der Moornixe, und wenn sie es zwischen ihren silbernen Händen austrang, dann regnete es einen dunklen Tag lang. Irrlichte und Kobolde waren ihr Hofstaat und kein Wort in dem langen Märchen mahnte an die Wirklichkeit. Ueber Allem lag nur die tieftraurige Stimmung der weiten schwarzen Fläche und des fallenden Nebels. Durch die Belebung unbekannter Orte mit unirdischen Gestalten, die aber aus vorzüglichster und tiefster Naturbetrachtung (und nur aus ihr heraus) entstehen konnten, wurde die Vorstellungskraft des Mädchens gehoben und das Märchen, das weit im Moor in starrer Einsamkeit spielte, gehörte viele Jahre zu den unheimlichsten und stärksten Impressionen des jungen Gemüthes. Dagegen weiß ich ein heiteres, wenn auch etwas rohes Beispiel von anderer Geschmacksrichtung in einem Knaben zu nennen, der mit beredtem Entzücken meiner Kleinen ein Buch pries, das über alle Begriffe schön und gruselnd sein sollte, dieweil darinnen ein Mann aus einem Mägdlein Würstchen zubereitet.

Es ist vielleicht etwas leichtsinnig, die Wirkungen vorherzujagen zu wollen, die Ihre Bücher, lieber Hoffmann, bei den verschiedenen Nationen haben dürften. Und wenn ich den schüchternen Versuch einer Unwissenden mache, so ist es mehr, um meine Auffassung Ihrer Werke klarzumachen, als in der Zuversicht, mit meinen Hypothesen Recht zu behalten. In dem Land, in dem Pantomimen und Akte des Schreckens herrschen, in Frankreich, werden Sie sicher auf die Gemüther Einfluß haben. Das Unvorhergesehene ist beim gallischen Geist des Erfolges gewiß. Die „Elixiere des Teufels“ dürften in Frankreich mit dem größten Beifall aufgenommen werden. Aber nicht die „geheimnißvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden“ sind es, die wie ein ferner Duft aus manchen Blättern der nachgelassenen Papiere des Mönches wehen, nicht Pietro Belcampo, die einzige Gestalt, die, von ihrem Genie beseelt, aus den Seiten heraushüpft, mit seinem unheimlichen Lachen, seiner spukhaften Akrobatik und seinen wunderlichen Grimassen, ein kleiner, hagerer Narr, mit übermenschlichen Kräften und unsinnigen Wahrheiten, der das irdische Geschäft des Frisirens durch seine Attituden zu einer Hymne des Grotesken macht, ein Gespenst, das Einem in heller Mittagsstunde jeden Augenblick entgegentänzen kann; weder das verschleierte zarte Lächeln uralter Heiligenbilder noch der barocke Interpret langathmiger Weisheiten wird es sein, der den Erfolg in Frankreich sichert. Zur Würdigung Belcampos gehört, wie zum Beschwören von Geistern, Geduld.

Die englischen Phantasten sind unheimlich, aber auch unwiderlegbar wie die Mathematik. Sie beweisen wie ein Rechenexempel. Ihre



Phantasien tragen den eisernen Stempel der Logik und die Konsequenz der Durchführung ist so überzeugend, daß man Erklärungen sucht und vergißt, daß der erste Schritt in der Luft anfang. Mit tiefem Empfinden für das Harmonische begabt, wird ein Engländer die „Elixiere“ als ein unwahres Buch erfassen. „Fancy sick“, wird er sagen und wird es nicht schauerlich finden, weil es ihn nicht überzeugen kann, vielleicht auch, weil es ihm nicht ein Jota einer grotesken Theorie gönnt. Der Engländer ist furchtlos und läßt sich nicht verblüffen. Sein Hirn ist eine Festung, die sich nur den Problemen des Unheimlichen ergiebt. Für den berausenden Brodem, der, wie ein Extrakt alles Geheimnißvollen, aus ihrem „goldenen Topf“ steigt, wird er keine Nase haben.

Ueber eben diesen Brodem schüttelt heute gar Mancher in unserem lieben Vaterlande den Kopf. Die sentimental Moralisten werden in den „Elixieren“ finden, daß Sie den Fluch des bösen Reimes schildern wollten und daß es kein fürtrefflicheres Mittel gab als das, alle Gräueltthaten, die auf der Welt geschehen können, recht anschaulich vor die Seelen des sündigen Lesers zu führen. Die pedantischen Moralisten aber werden die Kobolde der Weinkeller im allzu Grassen sehen und dem ausschweifenden Poeten ein Ende mit Schrecken prophezeien. Doch wozu weiter den bösen Stimmen lauschen? Wir wollen zum Schluß bei der eigenen Meinung verweilen und, während die Schatten immer tiefer sinken, ein freundlich Wort finden. Wir, lieber Kammergerichtsrath, sind Ihnen von ganzem Herzen befreundet. Aber: wollen Sie uns nur nichts lehren! Wollen Sie uns Märchen erzählen und Ihre bunten Sächelchen, Ihre kostbaren Teppiche vor unseren gierigen Blicken ausbreiten. Zeigen Sie uns Ihre Phiolen und Büchsen, Ihre Zauberfästchen und schillernden Gläschen, öffnen Sie Ihr ganzes, tolles, hüpfendes, ficherndes Laboratorium unseren neugierigen Blicken und klappen Sie, wie ein alter, weiser Zauberer und Raritätenhändler, im spannendsten Augenblick mit schadenfrohem Grinsen die Thür wieder zu. Uns soll es recht sein. Wecken Sie alle Neugierden und alle Aengste und machen Sie uns zu Narren Ihrer Laune; aber thun Sie es so, daß wir glauben und uns fürchten können und wegen der Enttäuschungen nicht zürnen, weil uns die Täuschungen amüsirt haben.

Lieber Vetter, eben versicherte ich Mariannen zum dritten Mal, daß ich sofort käme, um am Abendessen theilzunehmen, und diesmal muß ich Wort halten. Habe ich doch eine Rede gehalten, wie sie dem faltigsten Mentor Ehre einlegen würde.

Ach, ich sehe Sie schalkhaft lachen und mit dem Finger drohen: „Theuerste Base, kleiner Schelm, hätten Sie das Entgegengesetzte zu sagen sich vorgenommen, würden Sie etwa nicht eben so schön argumentirt haben?“

Lieber Vetter, es ist ein gar mißliches Ding um Kunsttheorien. Ich will kein Trozkopf sein. Nehmen Sie, wie es meine Art im Ganzen ist, sowohl beim Gardinen- als beim anderweitigen Predigen, als Logik der Phantasie.

Leben Sie wohl!

Henriette Riemann.



## Selbstanzeigen.

**Brevier für Weltleute** von Oscar A. H. Schmitz. Georg Müller in München. 3 Mark.

Die Philosophie unserer Zeit hat aufgehört, Weltweisheit zu sein, und ist dadurch für weltliche Menschen unfruchtbar, ja, bedeutungslos geworden. Die Weltweisheit hat aufgehört, philosophisch zu sein, und ist dadurch zur flachen Routine gewöhnlicher Streber herabgesunken. In dem Buch soll das leichte Thema der Mode und der gesellschaftlichen Sitte mit der Philosophie der Form in Verbindung gebracht, bei der Erörterung des Sittengesetzes niemals die Buntheit der Welt und das Fließende der menschlichen Natur aus dem Auge gelassen werden. Eine unglückliche Denkrichtung unserer Zeit hat alle Gebiete des weltlichen Lebens, Kunst, Bühne, Gesellschaft, Sitten, die Fragen der Frau, in ein Netz von Abstraktionen verwebt. Um seine Knoten zu entwirren, bedarf es manchmal der selben Werkzeuge, die sie geknüpft haben. Nur mit dem Rüstzeug der Logik bewaffnet, kann man Irrthümern der Unlogik erfolgreich entgegentreten. Wenn der Leser an einigen Stellen dieses Buches auf Dialektik oder Analyse zu stoßen meint, so vertraue er dem Versprechen des Verfassers, der ihn nicht in die Wüsten der Abstraktion verlocken, sondern vielmehr aus den ästhetisch und ethisch zerschwachten Fragen der Zeit in eine heitere Weltlichkeit zurückführen will. Unsere Epoche hat, nach fernen Horizonten lüstern, die Insel der Weltlichkeit verlassen. Viele sind des Hinausschwimmens müde und halten sich nun, verzweifelt die Fluthen tretend, mühsam über Wasser. Die ersehnten Horizonte sind noch so fern wie einst und mancher Blick sehnt sich nach dem verlassenen Grün der Weltlichkeit zurück. Die logischen Bemühungen dieses Buches sind nichts Anderes als die paar Schwimmbewegungen, die das verlassene Eiland wieder erreichen wollen.

Oscar A. H. Schmitz.

**Lexikon des Arbeitsrechtes.** Gustav Fischer in Jena. 3,60 Mark.

Als mir die Idee kam, das in Deutschland geltende Recht der Arbeit lexikalisch zu fassen, wollte ich ein Handbüchlein schaffen, das für den Juristen die verstreuten Quellen zu einem See zusammenführen, aber zugleich dem praktischen Interessenten des Arbeitsrechtes, dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ein ihnen verständlicher praktischer Rathgeber, der wissenschaftlich unbedingt zuverlässig ist, sein sollte. Das Lexikon soll alle Rechtsbeziehungen zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer umfassen, also nicht nur Arbeiterrecht, sondern eben so Arbeitgeberrecht, unter möglichster Abwägung der objektiven Anforderungen der Gerechtigkeit. Der energische und erfahrene, viele Gebiete sachkundig beherrschende Stadtrath Dr. Luppe in Frankfurt war uns Allen dabei ein hochgeschätzter Berather; als Ersatzmann war für die Artikel über Sozialversicherung der auf diesem Gebiet als Fachmann thätige frankfurter Magistratsassessor Dr. Hog eingetreten; und Dr. Claus in Berlin, ein verdientes Mitglied des Bureau für



Sozialpolitik und langjähriger Gewerberichter, schöpfte aus reichem Born theoretischer Kenntniß und praktischer Erfahrung.

Jena.

Dr. Alexander Elster.

**Thieß und Peter.** Roman. Verlag Desterheld & Co. in Berlin.

Was ich geben wollte, ist: die Geschichte des inneren Verlaufes einer Freundschaft bis zum schmerzlichen, aus ihr selbst geborenen und deshalb nothwendigen Ende. Thieß und Peter treffen in einer Erziehungsanstalt zusammen. Thieß, ein kräftiger, in jedem Sinn früh entwickelter Knabe, gewinnt sich den kleinen Peter, ein zartes, sich gern hingebendes Kind, aus dem Gefühlszwang heraus, für den wir (zur Bezeichnung, nicht zur Erklärung) nur das Wort Liebe haben, nach harten Kämpfen gegen die Kameraden. Hand in Hand betreten Beide die Bahn, auf der sie zu Persönlichkeiten werden können. Thieß bestimmt den Weg, Peter folgt. Anfangs mit heller, reich belohnter Freude, mit wundervoller Willigkeit; dann, weil er bisher gefolgt ist: gleichmüthig, ruhig, ergeben, stumpf; zuletzt unter Schmerzen und Aufbäumen. So kommen sie an die bittere Lebenswende, an die Stätte, wo der Weg den Einen dorthin, den Anderen hierhin weist. Was sie besaßen, ist ihnen aber zu lieb geworden, als daß sie es einfach hingeben könnten, ist so sehr ein Theil ihres Selbst, daß die Trennung, so unvermeidlich sie ist, nur unter argen Schmerzen erfolgen kann. Noch einmal kommen sie dann, nach harten Kämpfen, in Trauer und bitterlicher Scham zu einander. Im Mannesalter segnet sie das Verstehen. „Der Morgen findet Jeden stark zu seinem Werke“: mit diesem Satz ist der Weg, der vom Jünglingsglauben an die Möglichkeit einer Zweieinheit bis zur Erkenntniß der großen, Werk heischenden Manneseinsamkeit führt, abgeschlossen.

Hamburg.

Hans Frank.

**Der thönerne Gott.** Roman. E. W. Bonseß & Co. in München.

Ich wollte die Handlung zu einer kleinen Novelle formen, die ein artiges, aber nicht eben tiefes Aperçu Stendhals zu belichten bestimmt war. Aber während des Schreibens gewann ich die Menschen der Novelle zu lieb, als daß ich sie, flüchtig gestaltet, ziehen lassen mochte. So modellirte ich sie zu Ende und schaute, ein Wenig bekümmert, zu, wie das Mißverhältniß zwischen der roh gezimmerten Handlung und ihren liebevoll auscifelirten Trägern immer größer ward. Jetzt, weil meine Gestalten ihnen zu greifbar wurden, schreien sie in München, mein Buch sei ein Schlüsselroman, und suchen die Menschen, für die ich eine literarische Formel gefunden habe, wieder zu materialisiren. Ich kann hier nicht umständlich darlegen, warum der Dichter ein Recht hat, Menschen und Dinge der Wirklichkeit zu portraitiren, wofern seine Schilderung nur Kunst ist. Den Freunden, die bedenkliche Gesichter machen und Skandal fürchten, rufe ich zu, was Heine in einem ähnlichen Fall geantwortet hat: Aber ist's nicht schön ausgedrückt?

München.

Lion Feuchtwanger.



## Das Wort.

Als der Teufel noch ein kleiner Knabe und auch sein Schwänzchen noch kurz war, nahm ihn seine Großmutter oft auf den Schoß, zeigte ihm das wundervolle Bilderbuch der Welt und erzählte ihm seine Märchen daraus; aber nur, was wirklich geschehen war oder in Zukunft noch geschehen mußte.

„Schau, Kleiner: das Alles wirst Du einmal von mir erben“, sagte sie zärtlich.

„Wann wird Das sein, Großmutter?“

„Wenn ich gestorben bin.“

„Wann wirst Du denn sterben, Großmutter?“ fragte er mit gierigem Blick.

„Wenn ich mich differenzire, mein Bub.“

„Dif—fe—ren—zi—re.“ Ein fremdes und schwieriges Wort. Aber der kleine Teufel verstand dessen Bedeutung trotzdem; eben weil er der kleine Teufel, das altflügste und begabteste Kind der Welt war.

Man hatte ihm auch nie Etwas vorenthalten und ihn früh über Alles aufgeklärt. Nur Eins gab es, womit seine alte Amme und seine Großmutter ihn einzuschüchtern vermochten: den lieben Herrgott; mit Dem drohten sie ihm, wie man anderen Kindern mit dem bösen Teufel droht. Aus dem Bilderbuch der Welt lernte er lesen und denken; und es zeigte schon manchen dunklen Fleck von der Berührung seiner eifrigen Fingerchen. Als er nun wieder einmal eine neue Seite daraus gelernt hatte und so gut auswendig wußte, daß er auf keine Frage die richtige Antwort schuldig blieb, da bettelte er um ein neues Märchen; zur Belohnung.

„Ein neues Weltmärchen, Großmutter! Aber eins, bei dem ich nicht im Voraus weiß, was kommen wird“, sagte er mit schmeicheln-dem Stimmchen und wedelte schon vor Vergnügen mit dem Schwanz.

„Ja, mein Engel“ (wie alle Großmütter nannte auch diese ihr teuflisches Enkelkind am Liebsten Engel); „doch Du darfst mich nicht mit so vielen krausen Fragen unterbrechen wie gewöhnlich. Sonst verliere ich den Faden und Das ist gerade für mich immer sehr verhängnisvoll.“

„Wegen des Dif—fe—ren—zirens?“ fragte das Teufelchen.

„Richtig verstanden, mein Engel. Nun aber aufgepaßt. Es waren einmal (so fangen die Menschen ihre Märchen immer an), als Du noch ein Säugling warst und den anderen Säuglingen nur darin voraus, daß vor Deinem gewaltigen Schreien der liebe Herrgott selbst sich die Ohren zuhalten mußte, zwei Menschen, die einander furchtbar und unaussprechlich liebten.“

„Liebten?“ fragte das Teufelchen und spitzte die Ohren. „Was heißt Das?“

„Ja, die Liebe mußte Dir eigentlich fremd bleiben; so recht wirst Du sie nie erfassen. Aber um Dir einen ungefähren Begriff von der



Sache zu geben: die Liebe der Menschen ist so Etwas wie die Anziehung zwischen den Sternen oder den Planeten, und wenns im Anfang auch den Schein anderer Wirkung hat, so ist's schließlich doch das Selbe: Alles bleibt beim Alten und Jeder auf seinem Platz. Aber da hast Du schon wieder mit der Fragerlei angefangen. Höre hübsch zu! Denn der Herrgott liebt nicht, daß kleine Teufel so viel fragen.“

Da versteckte der Kleine rasch seinen Kopf in den Schoß der Großmutter und preßte fest die Lippen auf einander.

Sie fuhr fort: „Diese zwei Menschen besaßen zwei Gärten, die fast so schön waren wie das Paradies. Da wuchsen die köstlichsten Früchte und die herrlichsten Blumen, die lieblichsten Vögel sangen, die Sonne schien heller als anderswo und statt der Thautropfen blitzen echte Demanten, die Mutter Nacht aus ihren schwarzen Locken löste. Und überall sprangen und rieselten kleine silberweiße Quellen, in denen die Musik der Sphären rauschte.“

„Die Musik der Sphären?“ Das Teufelchen zitterte ein Bißchen. „Was ist Das?“

„Daß Dich der liebe Herrgott hole, Dich wißbegierigen Bengel! Diesmal will ich's noch sagen. Die Musik der Sphären: Das ist der große Chor, in den Du bei Deiner Geburt so plötzlich und so laut hineingeschrien hast, daß er seitdem nie so recht den alten Klang wiedererlangt hat. Und dafür sollst Du büßen, wenn Du groß bist, armer Engel!“ Und sie strich ihm zärtlich das glatte Köpfchen und fühlte verstoßen nach, wie weit es mit den Hörnern gediehen war; wie andere Großmütter mit den ersten Zähnen thun.

„Nun aber wieder zu den Gärten. Zwischen beiden floß ein tiefer, breiter, reißender Strom, den Keiner durchschwimmen konnte. Die beiden Menschen, die einander so furchtbar liebten wie die Sterne, wurden darob sehr traurig. Eins hätte dem Anderen gar zu gern gezeigt, worauf es so stolz war: die Blumen und Früchte und Vögel und Quellen. Beide saßen am Ufer, schauten zu einander hinüber und weinten bitterlich. Doch die Liebe ist schöpferisch. . . .“

„Wie der Herrgott?“ Die Stimme klang gepreßt; aber das Teufelchen konnte das Fragen nicht lassen.

„Ja; und so, wie Du es einmal sein wirst. Und so ersannen die zwei Menschen bald. . . . Nun, rathe mal: Was ersannen sie?“

„Kinderspiel“, sagte der Kleine stolz. „Das ist doch leicht zu raten. Sie ersannen eine Brücke, die über den tiefen Strom führen könnte.“

„Sehr gut, mein Kind. Das thaten sie wirklich. Sie fingen an, eine Brücke zu bauen, Jedes an seinem Ende; in der Mitte wollten sie sich treffen und einander dann die Gärten zeigen. Nun aber lebten zur selben Zeit, vom selben Strom getrennt, zwei andere Menschen, die einander furchtbar haßten; und auch sie saßen am Ufer und weinten bitterlich: aber aus Wuth und Verzweiflung. Denn auch von ihnen besaß Jedes einen Garten. Aber diese Gärten waren verwahrloßt und verwildert, giftige Schlangen und Kröten hausten darin und



Unkraut wuchs in einer Wirrnitz von Steinen und Schlamm. Und Eins wollte zum Anderen hinüber, um ihm mit dem Häßlichen und Gefährlichen in seinem Garten recht weh zu thun. Und auch diese beiden Menschen fingen an, den Strom zu überbrücken.

Lange währte es, bis die Brücken fertig waren. So lange! Du warst inzwischen schon mächtig gewachsen und ich fing an, Dich mit dem Bilderbuch der Welt zu unterhalten. Endlich wars so weit; und ein schönes Stück Arbeit war damit vollbracht. Die beiden Brücken stehen noch und ich denke, die Pfeiler halten für die Ewigkeit, wenn nur der Boden manchmal erneuert wird.“

„Darf ich auch über die Brücken gehen, wenn ich erwachsen bin, Großmutter?“

„Ob Du darfst? Mir ist, als hätten sie die Brücken nur für Dich ersonnen. Du wirst auch der rechte Baumeister sein und ausbessern, wo es nöthig ist“, meinte sie grinsend. „Über das Märchen ist noch nicht aus. Das Hübscheste kommt erst. Die Brückenbauer fanden allmählich überall Nachfolger; und bald schwangen sich über den reißenden Strom Tausende von Brücken, große und kleine, plumpe und zierliche, leichte und schwere. Das Bedürfniß der ersten beiden Paare, einander die Dinge recht nah zu zeigen, schien den Menschen allgemein geworden zu sein. Bald sah man vor lauter Brücken kaum noch den breiten Strom zwischen den Ufern; obwohl der wirbelte und brauste und unerforschlich tief war wie zuvor.“

Aber die Brücken erwiesen sich, trotz ihrer augenscheinlichen Festigkeit und trotz dem schönen und kräftigen Schwung ihrer Bogen, als unzuverlässiges Zauberzeug: ein räthselvoller Spuk schien mit im Spiel zu sein. Denn sobald nun der Eine für den Anderen die Brücke geschlagen hatte, auf der er hinüberschreiten sollte, führte sie ihn immer in die Irre. Er landete zwar irgendwo, aber dort sah Alles ganz anders aus als in dem Garten, den man ihm zeigen wollte: die Vögel sangen andere Lieder, die Sonne schien weniger hell, die Quellen rauschten nicht und die Blumen dufteten schwächlich und sad. Und dann war der Besitzer des schönen Gartens betrübt und ärgerlich, weil der Andere so gleichgiltig vorbeiging und kaum mit kalten Augen seine Schätze streifte, während er offenbar nur an seinen eigenen Garten dachte. Und das Selbe geschah, wo es sich um ganz andere Dinge als paradiesisch schöne Gärten handelte. Die Brücke führte immer seitab, und Der sie beschritt, sah ganz Anderes, als er erwartet hatte.

Oft schienen auf der selben Brücke Zwei zusammen nach dem selben Ziel zu streben; aber sobald ihr Fuß den festen Boden suchte, waren sie wie in verschiedenen Gegenden der Welt und dann hörten sie plötzlich lauter denn je das gewaltige Brausen des Stromes unter den Brücken, wie ein zorniges Toben und einen wilden Hohn. Und Viele gab es, die schlugen Purzelbaum auf der Brücke und trieben allerlei Possen. Das half aber zu gar nichts. Andere wieder schritten unsicher und täppisch, glitschten und rutschten und kamen auch nicht ans Ziel.



Manche fielen sogar in den tiefen Strom und ertranken jämmerlich. Viele rannten nur immer zwischen den Ufern hin und her; denn das Land, nach dem sie hinstrebten, löste sich ihnen in Nebel auf. Es war, als trenne der gewaltige Strom, der ohne Rast dumpf dahinbrauste, noch, wie zuvor, zwei Ufer; als sei er nie überbrückt gewesen. Vielleicht wollte er den schmählichen Versuch rächen, ihn zu verdecken und zu ersticken. Er schlug gegen die Pfeiler, daß auch die festesten erbeben. Und oft schwemmt er den Brückenboden weg und die Menschen schauen in seine Tiefen und Strudel: und ihnen schwindelt. Und hier und da sitzen wieder Zwei am Ufer, schauen betrübt zu einander hinüber und weinen bitterlich: denn sie wagen sich nicht über die mit Verrätherlächeln lockenden Brücken. Du aber, Enkelchen mein, wirst mit Lust und Eifer daran weiter bauen, gleißend und prunkvoll sie mit bunt schillernden Farben ausstatten, die weithin leuchten, wirst neue Bauarten ersinnen und seltsam verschlungene und verschnörkelte Bogen.“

Das Teufelchen hatte schon seit einer Weile ein Zeigefingerchen in den Mund gesteckt, nach Kinderart finster und angestrengt die Brauen gerunzelt; und fragte nun mit seinem schrillen Stimmchen: „Großmutter, warum haben die dummen Menschen denn den Strom nicht einfach trocken gelegt? Dann brauchten sie ja gar keine Zauberbrücken!“

„Pst! Mein Engel, sage Das nicht so laut! Sie können es nicht: weil unser großer Herr ihn selbst mit seinen Händen gegraben und auf den goldenen Grund in der Tiefe des Stromes ein Geheimniß niedergelegt hat, das kein Mensch schauen kann. Aber damit Du es für später wissest, will ich Dir sagen, wie die bösen Brücken heißen, die sie für einander gebaut haben. Worte heißen sie. Merke Dir.“

Dann setzte sie den kleinen Teufel vorsichtig auf den Boden, gab ihm einen Kuß und hieß ihn spielen gehen.

„Worte“, wiederholte er leise. Und er hat sich gemerkt.

Amsterdam.

Dr. Emma Sanders.



## Saar und Mosel. \*)

Heute ist Deutschland schon so kapitalstark, daß es fremde Länder erschließen hilft. Wie wir jetzt im Ausland Industrien gründen, so haben Das vor zwei Menschenaltern und noch früher bei uns die Engländer, Franzosen und Belgier gethan. Die Anfänge der Hibernia gehen auf einen Iren, die Gelsenkirchens auf einen Franzosen zurück. Die

\*) G. „Zukunft“ vom achten April 1911.



Familie Van der Hyphen ist aus Belgien gekommen und hat zusammen mit Charlier die Wagonfabrik van der Hyphen-Charlier und nachher die Räderfabrik gegründet, woraus später die Vereinigten Stahlwerke Van der Hyphen und Wessener Bergwerke wurden. Die Gewerkschaft Kaiser Friedrich ist eine belgische Gründung, eben so wie der heute so mächtige Lothringer Hüttenverein. Magérh, der mit Adolf Rirdorf den Aachener Hüttenverein auf die Höhe brachte, war ein geborener Belgier. Belgien hatte schon 71 Hochöfen, als wir noch ganz kleine Leute waren. Belgisches und englisches Roheisen herrschte in Deutschland.

Der Roheisenzoll warf das belgische Roheisen bald aus Deutschland heraus. Nun entschlossen sich die Belgier, mit dem ihnen eigenen feinen Erwerbsinn, damals schon zu thun, was heute allgemeine Praxis geworden ist. Wird die Einfuhr durch Zollmauern unmöglich, dann baut man in dem „geschützten“ Land selbst neue Fabriken. Die Belgier beschloßen also, ein Hüttenwerk in dem Gebiete des Zollvereins zu bauen. Das war der Anfang der Burbacher Hütte. Die Erze lagen in Luxemburg, aber die Hütte wurde der Kohle wegen bei Saarbrücken angelegt. Eine Verbindung von Minette und saarbrücker Roß hatten, nebenbei bemerkt, ursprünglich auch die Lothringer Eisenwerke. Noch war damals die Zeit, wo der Saarkohlenfiskus neue industrielle Ansiedelungen dadurch begünstigte, daß er ihnen Vorzugpreise bewilligte. Freilich war es damals, 1856, nicht leicht, eine Million Francs aufzubringen; aber es gelang. Berühmt waren schon früh die Träger von Burbach. Sie gingen, als die Laura solche Profile noch nicht herstellte, bis nach der Ostsee. Heute reklamirt Oberschlesien mit Recht den Osten für sich. Damals aber hielt die größte berliner Eisenhandlung, Ravené, ein eigenes Lager von burbacher Trägern. Einen großen Schritt weiter hat in neuerer Zeit Deutsch-Lux die Trägerfabrikation durch die nun so bekannt gewordenen Greh-Träger gebracht; aber es dauerte nicht lange: da erschien auch Burbach mit einem breitflanschigen Träger auf dem Markt. Mit zwei Hochöfen fing Burbach vor fünfundsünfzig Jahren an. Das Werk hat heute große Erzkonzessionen in Lothringen-Luxemburg, acht Hochöfen, die täglich 1150 Tonnen Roheisen herstellen; dazu natürlich Stahl- und Walzwerk, Martinwerk, vollste Ausnutzung der Hochofen- und Roßgase durch Elektrizität, elektrische Stahlföfen und ähnliche Anlagen.

Eine Spezialität in unserer Montanindustrie ist die Gesellschaft wegen ihrer Finanzen geworden. Sie hat eine an Entbehrung reiche Jugend durchgemacht. Anfangs wollte es gar nicht recht gehen; aber der kleine Kreis von Hauptaktionären hielt aus. Sie wollten nicht Dividenden, sondern ein leistungsfähiges Werk. Sie zogen deshalb nur wenig oder gar nichts heraus, sondern steckten Alles wieder in die Betriebe. Alle Erweiterungen und Anschaffungen wurden aus den Ueberschüssen bestritten. Nachdem diese Politik der Sparsamkeit Jahrzehnte lang betrieben worden war, machten sich ihre Folgen bemerkbar. Nun konnten Riesendividenden ausgeschüttet und daneben noch große Ab-



schreibungen und Rückstellungen vorgenommen werden. Die Burbacher Hütte ist heute die bestrentirende Montangesellschaft Deutschlands. Die Bilanz spricht Bände. Im Geschäftsjahr 1909/10 wurde bei einem Aktienkapital von 4,8 Millionen ein Bruttogewinn von 5,4 Millionen herausgewirthschaftet. Die Reserven betragen etwa 16 Millionen. Die Anlagen stehen mit 19,5 Millionen zu Buch (bei 306 000 Tonnen Fertigfabrikaten). Auf die Sonne Stahl kommt also ein Betrag, der ohne Beispiel ist. Diese Erfolge sind das Werk einiger Männer, die das Unternehmen Jahrzehnte lang geleitet haben. Generaldirektor Flamm, Victor Tesch und August Metz. Victor Tesch war die treibende Kraft. Von Beruf Rechtsanwalt, zweimal Justizminister in Belgien, besonders groß aber als Finanzmann und Industrieller. Ein unermüdlicher Arbeiter ganz im Stil unserer Industriefürsten, eine Herrennatur wie sie und von altväterischer Sparsamkeit. Noch heute wird erzählt, wie er einen Aktionär, der in der Generalversammlung eine höhere Dividende forderte, so lange durchdringend anblickte, bis der Gierschlund betroffen den Saal verließ.

Große Verdienste um die Burbacher Hütte hat aber auch die Firma Metz & Co. Der Begründer dieser Firma ist August Metz. Er hat sehr klein angefangen. Um die Mitte der dreißiger Jahre pachtete er die kleinen Holzkohlenöfen in Verburg. Dann bildete er mit seinen Brüdern die Firma A. Metz & Cie. Wie ein Roman liest sich die Geschichte, daß Metz mit der Hilfe seines treuen Jagdhüters die Minette von Esch entdeckt und in aller Stille Erzterrains zusammengekauft hat; er bekam den Hektar noch für 70 Francs, weil der Boden ja landwirthschaftlich unfruchtbar war. Nachdem sich Metz Erzfelder gesichert hatte, holte er 1845 von der Regierung die Konzession für den ersten und bald darauf für den zweiten Hochofen in Esch oder Dommeldingen bei Luxemburg nach. Damit war für die neuzeitliche Eisenindustrie Luxemburgs der Grund gelegt. Im Jahr 1857 errichtete die Firma den dritten Hochofen; später auch eine Gießerei mit Konstruktionswerkstätten; Rohlen und Roß kamen vom Saarrevier. Im Jahr 1865 wurde die Firma Metz & Cie. in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien umgewandelt. Sie ist in Deutschland als Escher Hüttenverein oder Dommeldingen bekannt, über dessen Erwerbung auch Gelsenkirchen im vorigen Jahr verhandelt hat. 1870 vereinigten sich Metz & Cie. mit der Burbacher Hütte, um ein gemeinsames Hochofenwerk mit vier Oefen an der Esch zu bauen. Der Leiter der Firma Metz & Cie., J. Norbert Metz, hat dann zusammen mit Victor Tesch 1882 den Düdelinger Eisenhütten-Aktienverein mit 9 Millionen Francs gegründet. Mit der Erbauung von drei Hochofen wurde begonnen; aber schon sehr bald entwickelte sich das Werk zu einem großen gemischten Betrieb, dem ersten in der luxemburger Eisenindustrie. Düdelingen hat das ganze Aktienkapital zurückgezahlt. Seit der Nefte von Metz, Herr Le Gallais, der auch eine Metz geheirathet hat, in das Haus eintrat, heißt es Le Gallais-Metz et Cie. Chef ist jetzt Herr Norbert Le Gallais.



Dommeldingen hat den Uebergang zum gemischten Betrieb durch Errichtung einer Elektrostahlanlage ermöglicht. Der elektrische Strom wird hier durch Hochofengase erzeugt, die nach dem System Bian gereinigt werden. Die Gesellschaft hat beträchtliche Summen für Versuche mit dem Elektrostahlverfahren aufgewendet. 1909 wurde das Stahlwerk in Betrieb genommen; es umfaßt vier Ofen Röchling-Rodenhauser. Dazu gehört eine Stahlformgießerei, wo sehr komplizierte Stücke gegossen werden, mit Bearbeitungwerkstätten und einem Hammerwerk. Formstücke von 200 Gramm bis zu 10 Tonnen werden hergestellt. Aber Dommeldingen hat kein eigenes Walzwerk, sondern sich zur Verarbeitung seines Elektro-Halbzeuges mit einem reinen Walzwerk verbündet. Jetzt haben sich auch die Burbacher Hütte und der Eicher Hüttenverein zusammengethan, um ihr gemeinsames Hochofenwerk Esch durch ein Thomasstahlwerk zu erweitern und das Ganze in eine neue Gesellschaft Société des Forges et Aciéries d'Esch mit 12 Millionen Mark Aktienkapital und 8 Millionen Mark Obligationen einzubringen.

Zwischen Lothringen und Luxemburg liegt die Lothringer Walzengießerei in Busendorf, die den Südwesten und Frankreich mit Walzen versorgt und neuerdings nach Frankreich gegangen ist.

So ziehen sich dicke Fäden zwischen der Saar, Lothringen und Luxemburg bis nach Frankreich hinüber. In Deutschland begegnet man vielfach der Ansicht, das Saarrevier sei im Absterben begriffen. Richtig ist, daß sich die Saar-Werke in keiner einfachen Situation befinden. Die Erze müssen von Lothringen-Luxemburg herangeholt werden. Der Koks ist theuer, rissig und brüchig. Ein Theil des Roheisens muß aus Lothringen-Luxemburg herangeschafft und dann umgeschmolzen werden. Die Werke haben also Unsummen für Frachten auszugeben und können nicht so schnell vorwärts wie der Niederrhein. Sie haben aber auch eine schmalere Finanzbasis als die niederrheinischen Werke, denn sie sind meist im Familienbesitz und haben den Weg an die Börse und auf den Geldmärkte nicht so gesucht oder gefunden. Was sie bauen, bestreiten sie aus eigenen Mitteln. Mehrmals war davon die Rede, daß Stumm und Röchling in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden sollen. Diese Gerüchte sind unzutreffend. Aber die Saar-Werke sind nicht unthätig. Kommt man nach einer Weile in das Revier, so sieht man immer wieder Fortschritte. Der Durchführung der Trustidee stehen zunächst die Bedenken entgegen, die in den Familientraditionen liegen. Doch ist eine Form der Organisation denkbar, die das Beste und für die Saar-Werke Brauchbare aus der Trustidee herausholen könnte. Die Werke müßten ihre Fabrikation auf einander abstimmen und konzentriren. Für die Arbeit könnte eine Vertheilungsstelle geschaffen werden, die dem Revier sicher große Vortheile bringen würde (wie man ja auch in Oberschlesien gesehen hat). Bei der Begründung des Stahlverbandes sind die Saar-Werke schon als „Frankfurter Gruppe“ geschlossen aufgetreten.



Seit ich zum letzten Mal hier das Wort hatte, haben sich die Verhältnisse in der deutschen Montanindustrie genau so entwickelt, wie ich damals angedeutet hatte. Rirdorf, Thyssen, Klöckner und Stinnes, Phoenix, Gutehoffnungshütte herrschen und entscheiden. Die „reinen“ Werke kommen daneben nicht mehr in Betracht. Es gab eine Zeit, da die großen Männer die reinen Werke niederstampfen wollten. Diese Tendenzen sind nicht mehr modern. Jetzt werden die reinen Werke aufgekauft oder durch Interessengemeinschaft angegliedert. Die Großen wollen möglichst weit in die Verfeinerung eindringen: Das ist die Parole von Ost bis West. Seit Hösch das Verfeinerungswerk in Hohenlimburg erworben und Rirdorf die Röhrenwerke angegliedert hat, baut man nicht mehr neue Verfeinerungswerke. Man will rasch und ohne Kinderkrankheiten in die Verfeinerung kommen und deshalb übernimmt man die bestehenden Werke. Das schmiedeeiserne Rohr und der Walzdraht waren bis jetzt die Artikel, auf die sich diese Verschmelzungen erstreckten; das schmiedeeiserne Rohr das schlechteste und der Walzdraht das beste Geschäft der Zeit. Mehrfach hat sich die Organisation so gestaltet, daß die schwere Fabrikation im Südwesten und die Verfeinerung im Westen liegt. Die Brücke zwischen dem Südwesten und Rheinland-Westfalen ist geschlagen. Was der alte Herr Spaeter so früh und so lange vergebens gepredigt hat, beginnt, sich zu verwirklichen: der Südwesten und Rheinland-Westfalen schließen sich enger aneinander. Je mehr aber die großen Herren des Westens im Südwesten Fuß fassen, um so näher rückt auch die Ausführung der Kanalisation von Saar und Mosel. Die Opposition gegen die Moselkanalisierung war überhaupt kein Ruhmesblatt in der Geschichte der rheinisch-westfälischen Montanindustrie.

In der älteren Generation unserer Eisenindustrie überwiegt noch die Partei, welche die Eisenzölle für ein Noli me tangere hält. Aber ich glaube, daß der Umschlag schneller kommen wird, als man annimmt. Carnegie hat in Amerika das kühne Wort gesprochen, daß man die Eisenzölle ermäßigen könne und müsse. Deutschland wird auch seine Carnegies auftreten sehen. Stumm, Servaes und Mez hatten das Recht und die Pflicht, Eisenzölle zu fordern, denn unsere Eisenindustrie war damals schwach. Heute aber arbeitet sie mit so niedrigen Herstellungskosten, daß sie ohne Bedenken nach und nach die alte Rüstung ablegen kann. Die heutige Eisenindustrie ist ein Kämpfer von gewaltigem Wuchs; sie kann frei auf den Weltmarkt treten und mit jedem anderen Lande den Wettbewerb wagen. Darin liegt das eigentliche Zukunftsproblem unserer Eisenindustrie. Die Kämpfe um die Verlängerung der Verbände sind daneben Kinderspiel.

Dr. G e o r g T i s c h e r t.





## Autoritäten. \*)

Als Boggendorf 1839 einen Aufsatz über Daguerres Erfindung der Photographie brachte, rechtfertigte er die Veröffentlichung mit den folgenden Worten: „Bei dem allgemeinen und, man kann wohl sagen, übertriebenen Interesse, das die Anzeige von Herrn Daguerres Entdeckung im Publikum gefunden hat. . . .“ Das Publikum hat oft mehr Verständniß für das Neue bewiesen als die Hochgelahrten.

»»

Das Telephon, die Erfindung des Autodidakten Philipp Reis, wurde zwar in wissenschaftlichen Werken, ja, sogar in populären Schriften erwähnt. Das hinderte aber nicht, daß es allmählich in Vergessenheit gerieth. Und zwar so gründlich, daß die mit Unterstützung der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Geschichte der Technologie“ von Karl Kraus (München 1872) weder den Namen des Erfinders Reis noch die von ihm geprägte Bezeichnung Telephon anführt. Erst als Graham Bell, der den Apparat verbesserte, auch die Idee für sich in Anspruch nahm, erinnerte man sich in Deutschland des ursprünglichen Erfinders.

»»

Die „Edinburgh Review“ forderte das Publikum auf, Thomas Grah in eine Zwangsjacke zu stecken, weil er Eisenbahnen plane.

»»

Ein so großer Gelehrter wie Sir Humphry Davy lachte über die Vorstellung, daß London einmal mit Gas beleuchtet werden solle.

»»

Die Französische Akademie der Wissenschaften verspottete den großen Astronomen Arago, als er nur das Verlangen stellte, über das Projekt eines elektrischen Telegraphen eine Diskussion zu eröffnen.

»»

Als Stephenson vorschlug, Lokomotiven auf der Liverpool- und Manchestereisenbahn zu benutzen, führten gelehrte Männer den Beweis, daß es unmöglich sei, zwölf englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Eine andere hohe wissenschaftliche Autorität erklärte es für eben so unmöglich, daß Meeresdampfer jemals den Atlantischen Ozean durchkreuzen könnten.

»»

Als die Gasbeleuchtung der Straßen eingeführt werden sollte, eiferte die Kölner Zeitung (am dreiundzwanzigsten April 1828) aus theologischen Gründen dagegen. Es sei unzulässig, die von Gott dunkel geschaffene Nacht zu erhellen.

»»

Helmholtz erklärte im Jahre 1872 als Mitglied einer vom preußi-

---

\*) Proben aus dem Zweiten Band der „Kultur-Kuriosa“, der bei Albert Langen erscheint (Preis 3½ Mark). Der Erste Band hat im vorigen Jahr viele Leser (und sogar viele Käufer) gefunden.



ischen Staat eingesetzten Kommission zur Prüfung aeronautischer Fragen für nicht wahrscheinlich, daß der Mensch, auch durch den allgerichstesten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigene Muskelkraft zu bewegen hätte, jemals sein eigenes Gewicht in die Höhe heben und dort erhalten könne.

»»

Leopold Auenbrugger (1722 bis 1809), Arzt in Wien, erfand die Perkussionmethode, über deren Unentbehrlichkeit zur physikalischen Untersuchung des Körpers Niemand im Zweifel ist. Und zwar fand er nicht durch Zufall diese großartige Erleichterung der Diagnose, sondern durch Nachdenken und Experiment, dabei ganz unvorbereitet und ohne jegliche Andeutung früherer Beobachter. Er veröffentlichte seine Erfindung im Jahr 1761 in Wien nach siebenjähriger Vorarbeit unter dem Titel „*Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi*“. Es handelt sich hier um einen der ersten und glänzendsten Triumphe der anatomischen Forschung und der Gedanke liegt nah, Daß sei auch von den Zeitgenossen erkannt worden. Wer aber das Verhalten der Kunst und Autoritäten dem Neuen gegenüber kennt, wird es weniger erstaunlich finden, daß nur ein einziger Arzt (Stoll) den Werth der Untersuchungsmethode durch Perkussion, wenn auch nicht ihrem vollen Umfang nach, erkannt und sie geübt hat. Van Swieten und De Haën schenken Auenbruggers großer Leistung keine Aufmerksamkeit. Von einigen Seiten wurde die Entdeckung lächerlich gemacht, von anderen mißverstanden. So schrieb Vogel, daß dieses Inventum mit besserem Recht novum antiquum als novum hätte benannt werden können, da es nichts Anderes als die von Hippokrates geübte Suffusion sei. Es ist ja eine beliebte Methode, das Neue zunächst als schlecht abzulehnen, dann den Nachweis zu erbringen, daß es überhaupt nicht neu ist. Leute, deren Sitzorgane in umgekehrtem Verhältniß zu den Denkorganen entwickelt sind, werden auch stets Anflänge in irgendeinem alten Schmöcker finden. Vogel war jedenfalls vorsichtig, als er das hohe Alter einer Erfindung festzustellen versuchte, bevor deren Werth anerkannt worden war. Bezeichnend ist das Urtheil des berühmten Haller (Göttingische gelehrte Anzeigen 1762, Seite 1013). „Alle dergleichen Vorschläge verdienen zwar nicht, auf der Stelle angenommen, aber mit Achtung gehört zu werden.“ Nur keine Eile! Da die wenigen günstigen Urtheile keine Beachtung fanden, gerieth Auenbruggers Erfindung und Schrift in völlige Vergessenheit, bis der große pariser Arzt Corvisart ihr den ihr gebührenden Platz in der praktischen Heilkunde sicherte. Im Jahr 1808, also ein Jahr vor des genialen Erfinders Tode, aber siebenundvierzig Jahre nach ihrer Veröffentlichung, gab er unter dem Titel „*Nouvelle méthode pour reconnaître les maladies internes de la poitrine par la percussio de cette cavité*“ eine Uebersetzung des Werkes heraus, deren Vorwort bewies, daß er als Erster die Bedeutung dieser Erfindung für das Heil der Kranken vollkommen gewürdigt hatte.

»»



Die Dialectical Society in London veranstaltete im Jahr 1869 zur Erforschung der „okkulten Phänomene“ viele Sitzungen, an denen unter anderen bedeutenden Männern auch Alfred Russel Wallace theilnahm. Die Resultate (Tischrücken, Klopfen, Bewegung von Gegenständen ohne Kontakt und Aehnliches) waren so erstaunlich, daß mehrere Mitglieder der Gesellschaft sich weigerten, die Schlüsse anzuerkennen, es sei denn, der Chemiker Crookes habe sie nachgeprüft. Der berühmte Gelehrte unterzog sich dieser Aufgabe mit dem Erfolg, daß er die erstaunlichsten Beobachtungen der Dialectical Society nicht nur bestätigen, sondern sogar ergänzen konnte. So gelang es, zum Beispiel, eine Ziehharmonika ohne Berührung zum Spielen zu bringen, Gewichtsveränderungen von Körpern zu erzielen, Tische und Stühle, ja, menschliche Körper ohne Berührung in die Höhe zu heben und so weiter. Hatte früher Crookes' Erklärung, er wolle sich der Nachprüfung unterziehen, das Entzücken aller Kritiker geweckt, so schlug die Stimmung plötzlich ins Gegentheil um, als die Hoffnungen, der Gelehrte werde ein neues Zeugniß zu Gunsten ihrer Ansichten bringen, sich nicht erfüllten. Die Königl. Gesellschaft in London aber, deren Mitglied Crookes ist und die seine Betheiligung an den okkulten Forschungen gebilligt hatte, so lange sie annehmen konnte, es handle sich um Schwindel, nahm seine Schrift nicht an, als er den Bekennermuth bewies, Das zu bestätigen, was er gesehen hatte. Professor Stokes, der Sekretär der Gesellschaft, weigerte sich, sich mit diesem Gegenstand zu befassen und auch nur den Titel unter den akademischen Publikationen einzutragen. Es war die genaue Wiederholung Dessen, was an der Akademie in Paris im Jahre 1853 den Versuchen des Grafen Gasparin gegenüber geschehen war und was die londoner Gesellschaft einst Franklin's Blitzableiter gegenüber gethan hatte.

»»

Lord Lister, der Vater der modernen Wundbehandlung, der zuerst die Desinfektion der Wunde, dann aller mit der Wunde in Berührung kommenden Gegenstände anwandte und empfahl, hatte zwar in Deutschland größeren Erfolg als in seinem Vaterland, aber auch bei uns wurde seine großartige Entdeckung von einigen bedeutenden Chirurgen skeptisch aufgenommen. Und doch wütheten damals Phämie (Eiterfieber), Septichämie (Blutvergiftung), Wundrose, Hospitalbrand, Lymphgefäß- und Venenentzündung in entsetzlicher Weise. In Nußbaum's Krankenhaus verfielen diesen Infektionen alle komplizirten Brüche, fast alle Amputationen. 1872 kam dazu der Hospitalbrand, der sich bis 1874 so vermehrte, daß 80 Prozent aller Wunden und Geschwüre von ihm ergriffen, vielfach Knochen abgestoßen, Gefäße angefressen wurden: bei Menschen, die vielleicht wegen eines entzündeten Fingers, einer Schrunde am Kopf oder einer anderen Kleinigkeit ins Spital kamen. „Eine wirklich glatte Heilung hat man vor dem Jahr 1875 auf dieser Klinik nie gesehen.“ Wie durch Zauber verschwand das Alles durch Lister's große, von Nußbaum in ihrer Tragweite erkannte Erfindung.

»»



Der Pfarrer J. J. Esper (1742 bis 1810) hatte in den gailenreuther Höhlen der Fränkischen Schweiz zwischen den Resten vorweltlicher Thiere auch Menschenknochen entdeckt und die Fundgeschichte 1774 veröffentlicht. In seinem Werk „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen“, das sich durch heute noch vollkommen brauchbare Abbildungen der von ihm entdeckten diluvialen Höhlenthier auszeichnet, hatte er, ganz im Sinn der modernen Wissenschaft, argumentirt: Der Mensch, dessen Reste mit denen der diluvialen Säugethiere im Höhlenschlamm begraben wurden, muß auch mit diesen Thieren gelebt haben, er war also Zeuge der „großen Fluth“. Daß sein Fund falsch gedeutet wurde, war des großen Cuvier (1769 bis 1832) Schuld. Er erkannte zwar die wissenschaftliche Richtigkeit des Fundes an, aber für den diluvialen Menschen war in seinem Weltssystem kein Raum. Seine bis vor wenigen Jahrzehnten in der Wissenschaft herrschende Katastrophentheorie nahm gewaltige Erdrevolutionen an, die die organischen Schöpfungen der vorausgehenden geologischen Periode vollkommen vernichteten, so daß durch Neuschöpfung sich nach jeder solchen Revolution die Erde neu bevölkern mußte. Da sei undenkbar, daß der Mensch, der Periode des Alluviums angehörig, die Katastrophe, die vor fünf- bis zehntausend Jahren das Diluvium mit Mammuth, Elephant, Nashorn und so weiter vernichtete, überdauert habe. Cuviers Autorität wurde noch gestützt durch die der Bibel, deren Sintfluthsage er eine wissenschaftliche Stütze gewährte. Deshalb wurde dieser Katastrophentheorie besonders in England, „wo theologische Vorurtheile von je her die geologischen Anschauungen beeinflussten“, gehuldigt. Sie erschwerte Darwin und Huxley den Sieg der Evolutionstheorie, die uns heute beherrscht. Ohne Cuvier würde man ohne Zweifel den Homo diluvii testis, den Diluvialmenschen, weiter gesucht haben, wie Scheuchzer (1672 bis 1733) ihn ja bereits gefunden zu haben glaubte. Allerdings erkannte Cuvier in der Versteinerung, die Scheuchzer in einem vortrefflichen Kupfer publicirte und mit dem schönen Vers: „Betrübtes Bein-Gerüst von einem alten Sündner, erweiche Stein und Herz der neuen Bosheit-Rinder“ zierte, statt eines Kindes einen 1 Meter langen Wassermolch.

Abraham Gottlob Werner (1750 bis 1817), hervorragender Mineraloge und Vater der Geognosie, stellte die „neptunische Lehre“ auf: die Hypothese, daß der Ozean der Quell aller Bildungen der Erde sei und jede neue Gestaltung im Mineralreich sich aus dem Wasser bilde. Sein Schüler Voigt bestritt Das, besonders mit Rücksicht auf den Basalt, erlitt aber durch Werners Autorität eine Niederlage. Erst nach seinem Tode siegte Buchs und Humboldts Vulkantheorie.

Als Piazzi 1801 die Entdeckung des ersten Planetoiden Ceres machte, wies sie Hegel (De orbitis planetarum, Jena 1801) aus philosophischen Gründen zurück.

Bekanntlich ist heute noch nicht der Kampf zwischen Lamarck's-



muß und Darwinismus völlig entschieden. Da ist es nicht nur erstaunlich, daß Lamarck's „Philosophie zoologique“, obwohl sie in einem naturphilosophischen Zeitalter erschien, fast unbeachtet blieb, sondern mehr noch des großen Darwin Urtheil über dieses hervorragende Werk. Er nennt die Philosophie zoologique ein werthloses Buch, dem er nicht eine Thatfache und nicht eine Idee entnommen habe. Mit diesem widersinnigen Buch habe Lamarck der Abstammungslehre nur geschadet.

»

Karl Maria von Weber, der Komponist des „Freischütz“, schrieb als Dreiundzwanzigjähriger über Beethoven: „Die feurige, ja, beinahe unglaubliche Erfindungsgabe, die ihn beseelt, ist von einer solchen Verwirrung in Anordnung seiner Ideen begleitet, daß nur seine früheren Kompositionen mich ansprechen, die letzten hingegen mir nur ein verworrenes Chaos, ein unverständliches Ringen nach Neuem sind, aus denen einzelne himmlische Genieblitze hervorleuchten, die zeigen, wie groß er sein könnte, wenn er seine üppige Phantasie zügeln wollte.“

»

Im Oktoberheft des „Sachsenfreundes“, einer vielgelesenen Monatschrift, standen 1832, ein Halbjahr nach Goethes Tode, die Sätze: „Unser Goethe ist vergessen, wie zu erwarten war, zu erwarten nicht der Unempfänglichkeit halber, welche die Weimaraner für achtbare Erscheinungen hätten, sondern seiner eigenen Individualität wegen. Der Mensch fühlt sich nur vom Menschlichen angezogen, so lange er es hat, und sieht ihm trauernd nach, wenns ihm entzogen wird. Menschliches aber hatte Goethe nicht, wie Alle wissen, die ihn näher kannten und nicht, wie eine Handvoll hiesiger Goethemane, mit Blindheit über ihn geschlagen sind. Er fühlte und litt mit keinem menschlichen Wesen außer ihm und die großen Interessen der Menschheit waren ihm völlig fremd, insofern nicht etwa im Gefolge derselben die aristokratischen Gesellschaftsverhältnisse bedroht waren, an denen sein Herz hing. Er war eine in sich abgeschlossene Marmorstatue, in welcher nur das große Talent wohnte, die Welterscheinungen, die sich an und in ihr abspiegelten, mit der objektiven Anschaulichkeit und Vollenbung wiederzugeben. Einen Eindruck brachten sie aber nicht auf ihn hervor. Denn dazu gehört das Medium des Gemüthes; und das hatte Goethe nicht. Darum kamen seine Ansichten und Maximen, wenn sie ihm einmal über die weniger bewachte Lippe fuhren, dem gemüthvollen Menschen fast schauerlich vor und man hatte Mühe, sich von der ihm innewohnenden Selbstsucht und Härte einen angemessenen Begriff zu machen. Nie that er Einem wohl, der ihm nicht persönlich dienstfertig dafür wurde, und für Wohlthaten wußte er seinen größten Gönnern nicht Dank. Seine Werke, nun ja, sie werden ihn überleben, nämlich die sechs bis acht Bände, in die eine kritische Hand einmal die Weizenkörner sammelt, welche in vierzig und mehr Bänden voll Spreu enthalten sind. Diese Spreu wird aber vergessen werden. Die Nemesis wird auch hier ihr Amt verwalten, wie sie es in Hinsicht seiner häuslichen Verhältnisse that.“

München.

Max Remmerich.



## Magharen und Lombarden.

Frankreich hat, wie mit den Türken, nun auch mit den Magharen seinen Finanzfrieden gemacht. Seit der Ablehnung der großen ungarischen Anleihe (die, in den Grundfragen erledigt, schließlich unterblieb, weil die französische Regierung entwürdigende Bedingungen gestellt hatte) war zwischen der Haltung des französischen Publikums und den Wünschen der Minister ein Unterschied fühlbar. Dort die Sympathie des nach höherer Verzinsung lechzenden Kapitalisten; hier der Groll gekränkter Milliardenreichtümer. Der „unergründliche Reichtum“ Frankreichs, von dem wir jetzt merkwürdig oft hören, hat das Bewußtsein der politischen Macht gekräftigt. Und das Temperament der Minister des Auswärtigen und der Finanzen brachte die materielle Ueberlegenheit bald höflich, bald mit rauher Härte zum Verständniß der Kreditsucher. Ungarische Papiere sind in Paris schon eine ganze Weile nicht zur Börsencote gekommen; bei den Zinssuchern aber beliebt geblieben. Nun ist ein sichtbarer Erfolg zu verzeichnen, der unter Pichon und Klotz nicht möglich gewesen wäre: ein französisches Bankenkonsortium, dem die größten Häuser angehören, übernahm eine Anleihe der Stadt Budapest (im Betrag von 100 Millionen Kronen) nach einer Konkurrenz mit zwei ungarischen Gruppen. Die französische Offerte bot die besten Bedingungen und wurde angenommen. Daß die cote bewilligt wird, scheint sicher, weil das führende Institut, der Crédit Lyonnais, wenn die Herren Cruppi und Caillaux der Zulassung widerstrebten, sich um die Ungarwerthe nicht gerissen hätte. Die entente cordiale zwischen Paris und Pest ist also erreicht; und die deutschen Effektenmarktreiniger müssen ihren Nationalstolz wieder zügeln. Frankreich ist beneidenswerth: es hat keinen Shadow.

Auch einen moralischen Sieg haben die Magharen erstritten. Den budapester Animirbankiers, den Herren Max Neumann, Ludwig Basch, Ignaz Herzfelder und Genossen, wird es nun doch an den Kragen gehen. Seit mehr als zwei Jahren wird ein Kampf gegen diese „Kommissionäre“ geführt, die nicht nur ihren Landsleuten, sondern auch dem deutschen Publikum gefährliche Rathgeber gewesen sind und vor denen ich hier mehrmals warnte. Der Staatsanwalt Dr. Simkó hatte eine überzeugende Anklageschrift ausgearbeitet; trotzdem beschloß der Anklagesenat die Einstellung des Verfahrens. Die Beschwerde gegen diesen Beschluß hatte Erfolg: die Königliche Tafel in Budapest eröffnete das Hauptverfahren. Die Verhandlung wird das Treiben der budapester Bauernfänger in nütliches Licht rücken.

Die Ungarn hatten noch einen dritten Strauß auszusechten. Sie sollten den Franzosen die Zechen der Oesterreichischen Südbahn bezahlen. Hunderte französischer Millionen sind in diese bedauernswerthe aller Eisenbahnen gesteckt worden; und das französische Kapital möchte à tout prix dem ständigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ein Ende machen. So versuchte man es mit einem Druck auf Ungarn,



um die magharische Stimme in Wien für sich zu verwerthen. Aus Budapest sollte ein „Dringlichkeitsantrag“ an die österreichische Regierung gehen, die, aus Wohlwollen für die in Paris boykottirten ungarischen Emissionen, endlich die „unwiderruflich letzte“ Sanirung der Südbahn bewirken müsse. Die Herren in Wien aber blieben kühl bis ans Herz. Warum sollten sie sich erhitzen? Selbst wenn die Bahn in Konkurs käme, könnte der Staat nur gewinnen. Doch auch diese Sorge ist den Ungarn (die nur den privaten Charakter der Südbahn erhalten möchten, um nicht in drückende Abhängigkeit von österreichischen Staatsbahnen zu gerathen) genommen worden. Ein neues Sanirungsprogramm ward entworfen; und die französische Regierung kann nicht mehr behaupten, daß die Wünsche der von ihr unterstützten Prioritätäre der Südbahn in Wien noch immer dilatorisch behandelt werden.

Sanirung der Südbahn: der Glaube an die frohe Botschaft will sich noch nicht einstellen. Durch eine verkehrte und tendenziös zugespitzte Finanztechnik wurde die Südbahngesellschaft künstlich überkapitalisirt. Die Struktur der amerikanischen Eisenbahngesellschaften, die ja auch manchen papiernen Träger zeigt, ist immerhin noch viel solider als der Aufbau der Südbahn. Ihr Schicksal gehört schon der Geschichte an (die erste Konzession stammt aus dem Jahr 1856); jetzt gilt's, zu retten, was noch zu retten ist, damit die Bahn das Ende ihres Privilegs (1968) erlebe. Kommt's nicht bald zu einer erfolgreichen Kur, so wird die Welt das Schauspiel eines Milliardenbankrotts sehen, wie er kaum je erlebt wurde. Das Haus Rothschild, zu dessen Gründungen die Südbahn gehört, hat der Gesellschaft nur wenig vom Glanz seines Namens abgegeben. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn die Geschichte der Südbahn nicht in Paris gemacht worden wäre. Die berühmten dreiprozentigen Obligationen, die den wesentlichen Faktor im Südbahnerempel bilden, sind zum größten Theil in Frankreich untergebracht. Und das französische Kapital, dem die Natur, neben der nationalen Würde, gallischen Witz und feltische Schlaueit geschenkt hat, bedient sich dieser drei Eigenschaften im Verkehr mit der Südbahn. Die französischen Obligationäre haben ihr gerüttelt Maß von Schuld an dem Luderleben, das die größte Privatbahn Oesterreichs geführt hat. Das Streckennetz der Südbahn umspannt mit seinen 3200 Kilometern die wichtigsten Verkehrsstraßen der österreichisch-ungarischen Länder. Der Weg nach Italien, die uralte Brennerstraße, trägt die Gleise der Südbahn; diese Bahn verbindet die habsburgische Monarchie der Meeresküste und öffnet Ungarn die Straßen nach dem Westen. Die österreichischen Alpenländer sind das Reich der Südbahn, die ihr graues Elend auch durch die schönsten Brunnräume der Natur schleppt. Nach Italien reichen die ältesten Beziehungen der Gesellschaft. Die lombardisch-venezianischen Eisenbahnen, die später an Italien verkauft wurden, waren ihr erster Besitz. Damals hieß die Firma: „Südbösterreichisch-Lombardische und Centralitalienische Eisenbahngesellschaft“. Die italienischen Linien wurden durch einen in



Basel abgeschlossenen Vertrag, dem später ein staatliches Abkommen folgte, an die italienische Regierung verkauft. Die Gegenleistung brachte die noch heute werthvollste Garantie der Obligationen: die italienische Annuität, die bis 1954 je 29½, von da bis 1968 jährlich 12¾ Millionen Francs beträgt. Durch diesen Verkauf wurde die Südbahn Gläubigerin des italienischen Staates. Das ist eine der Schwierigkeiten, die der Verstaatlichung im Wege stehen. Träte der Staat an die Stelle der privaten Unternehmer, so würde er (wenn das Schuldverhältniß unverändert bliebe) die Rolle des Gläubigers übernehmen; und ein solches Verhältniß ist zwischen zwei Großmächten nicht gut denkbar. Italien konnte einen Ausweg finden: die Ablösung der Annuität durch Staatsschuldverschreibungen. Das wäre aber nicht ohne beträchtliche Vermehrung der Staatsschuld gegangen; und dazu hatte die italienische Regierung keine Lust. Sie ist zu einem Grade wirthschaftlicher Konsolidierung gelangt, der die Wahl des 3½prozentigen Rententhpus bei den letzten Emissionen ermöglichte: und will von dieser Staatsfinanzhöhe nicht vor Europas lachendem Auge herunterklettern.

Schlecht finanziert, mit ungeheuren Ausgaben belastet, vom Staat im Stich gelassen und manchmal ohne Rücksicht bedrängt: wie konnte da die Südbahngesellschaft gedeihen? Das Anlagekapital beträgt etwa 2600 Millionen Kronen. Und diese Riesensumme hat, an Zinsen und Amortisation, im Durchschnitt des Halbjahrhunderts, nicht viel mehr als 2 Prozent gebracht. Die Aktiensumme von 357 Millionen Kronen ist seit dem Jahr 1901 dividendenlos; aber schon seit 1881 war die Dividende im Durchschnitt nicht höher als 1 Prozent gewesen. Nur elfmal sind Dividenden zwischen 5 und 8 Prozent gegeben worden. Der Kurswerth der Aktien ist nominell; man könnte sagen, daß das Papier keinen Werth mehr habe. Das Kontingent der dreiprozentigen Obligationen bildet einen Posten von 1,80 Milliarden; 136 Millionen vierprozentige und 107 Millionen fünfprozentige Schuldverschreibungen sind vorhanden. Die Coupons sämtlicher Obligationen sind nur zweimal nicht eingelöst worden; in den Jahren 1877 und 1880 wurde allerdings eine Beschneidung der Zinsen der dreiprozentigen Prioritäten vorgenommen, die seitdem in Geltung blieb. Daß diese Manipulation eine gewisse innere Berechtigung hatte, ist durch das rein spekulative Wesen des wichtigsten Effektenorgans der Gesellschaft nachzuweisen. Von dem Nominalbetrag der Obligationen ist nämlich nur die Hälfte wirklich eingezahlt worden. Die andere Hälfte sollte das Ugio für die kommenden Geschlechter sichern. Die Papiere wurden zu unglaublich niedrigen Kursen emittirt; mußten aber zum Nominalwerth von 500 Francs für das Stück eingelöst werden. Da ist's kein Wunder, daß im Ganzen von 2100 Millionen Francs nicht mehr als 275 Millionen getilgt worden sind und daß von 4338099 Stück dreiprozentiger Obligationen noch 3784000 Stück der Einlösung harren. Ob sie je zu anständiger Amortisation kommen werden? Das hängt zunächst jetzt von dem Erfolg des neuen Sanirungsversuches ab.



Man muß der Südbahn die Möglichkeit schaffen, wieder kreditfähig zu werden; undenkbar ist, daß sie die Riesenausgaben für Verbesserungen des technischen Betriebes, zur Ergänzung der Lokomotiven und des Wagenparks, für das Auswechseln der Schienen und das Legen zweiter Gleise, für das Personal, dessen Besoldung ein immer schwierigeres Problem wird, dauernd aus den Einnahmen decken kann. Der Weg der Effektenemission ist der Südbahngesellschaft verschlossen. Wer soll ein Papier dieses Unternehmens kaufen, dem keine Kur zur Gesundheit verhelfen konnte? Hätte die österreichische Regierung sich bereit erklärt, für eine neue Anleihe der Südbahn die Bürgschaft zu übernehmen, so wäre es möglich gewesen, eine Emission durchzudrücken. Aber der Staat lehnte diese Zumuthung ab, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er dem „Privatkapital ein Geschenk“ mache. Das hätte ihm der Reichsrath nicht verziehen. Das Großkapital wirkt auf die gewählten Vertreter des Volkes überall gleich, mögen sie bei Wallot an der Spree oder bei Hansen am Ring versammelt sein. Nirgends dürfte ein Minister wagen, sich für das Wohl der „privilegirten Ausbeuter“ einzusetzen. War im Oesterreichischen Reichsrath von der Südbahn die Rede, so endete der Spruch mit dem bekannten *Ceterum censeo*. Das hieß hier: Verstaatlichung oder Zwangsverwaltung. Und mußte den Ressortminister abschrecken.

So bleibt nur die Selbsthilfe; die Versuche scheiterten bisher an der Thatsache, daß vier Fünftel der Südbahnwerthe im Ausland (besonders viele in Frankreich) liegen. Auch Deutschland verfügt über einen Besitz von etwa einer halben Milliarde. In das Schicksal der Südbahn sind also vier europäische Großmächte verwickelt. Da ist's schwer, alle Betheiligten unter einen Hut zu bringen. Die deutschen Aktionäre haben, im Gegensatz zu den französischen Obligationären, sich stets bemüht, eine Sanirung der Südbahn zu ermöglichen. Ihr Einfluß war aber nicht stark genug, um die Wirkungen der französischen „Kontrolle“ abzuschwächen. Bekannt ist, welche Widerstände überwunden werden mußten, bevor das Finanzprogramm des Jahres 1903 zu Stande kam. Damals wiegte man sich in der Hoffnung, daß es möglich sein werde, von 1910 ab wieder Dividenden zu geben. Doch es kam anders: die Südbahn konnte schon nach kurzer Zeit die Verpflichtungen nicht mehr halten, die ihr das neue Abkommen auferlegt hatte. Die Unterbilanzen, die man beseitigt zu haben glaubte, stellten sich wieder ein; und die Tilgung der Obligationen mußte im Jahr 1907 aufhören. Die Last der Betriebsausgaben, die jeder Berechnung und jedes Voranschlages spottete, hat den Finanzplan von 1903 erdrückt. Man hatte für Neuinvestitionen im Jahr 6 Millionen Kronen vorgesehen; in Wirklichkeit mußten mehr als 100 Millionen ausgegeben werden. Das alte Lied. Die Bedürfnisse, denen die Autorität der Staatshoheit nachhilft, wachsen und saugen dem Körper das Mark aus den Knochen. Dann baut der Staat Konkurrenzlinien (die Sauererbahn), für die er von der unglücklichen Privatgesellschaft natürlich



besondere Schonung fordert. Man kann ihm nicht einmal Unrecht geben. Er sorgt für sich und sein Prestige als Eisenbahnunternehmer. Leicht ist's ihm ja ohnehin nicht geworden, die Verstaatlichung seiner Eisenbahnen durchzuführen (die allerdings so lange „hinkend“ ist, wie die Südbahn nicht zum Netz der staatlichen Linien gehört). Wird der jüngste Vorschlag einer neuen Hausordnung endlich der ersehnte Tref-fer sein? Den Verwaltungsrath der Südbahn hat im vorigen Jahr ein Pairsschub ergänzt. Als Vertreter der deutschen Gruppe trat Direktor von Gwinner von der Deutschen Bank ein; und die Oesterreichische Kreditanstalt entsandte ihren Generaldirektor Dr. Spitzmüller. Außerdem trat Sektionschef Dr. von Weeber als Führer an die Spitze der Direktion; und Professor Dr. Landesberger wurde in den Verwaltungsrath gewählt. Die neuen Männer haben das neue Programm ausgearbeitet, von dem man hofft, daß es das letzte sein könne. Jedenfalls ist es der erste offizielle Vorschlag der Gesamtregierung. Das verleiht ihm Nachdruck und Autorität; aber noch nicht die Garantie des Erfolges. Der hängt an dem Willen des französischen Komitees. Den Angelpunkt des neuen Programms bildet die „Kapitalisirung“ der italienischen Annuität. Die Summen, die Italien jährlich an die Südbahn zu zahlen hat, sollen zur Grundlage einer Anleihe von 750 Millionen Francs gemacht werden und der Verzinsung dieser (dreiprozentigen) Anleihe die Garantie geben, wie sie bisher die Sicherheit für die alten Obligationen bildeten. Mit Hilfe des neuen Kapitals werden 525 Millionen den Besitzern der Schuldverschreibungen zurückgezahlt und andere Verpflichtungen getilgt, so daß etwa 150 Millionen übrig bleiben, die der Gesellschaft für die nächsten Jahre die Mittel zur Bestreitung der Investitionen bieten würden. Voraussetzung dieser Transaktion ist: die Zustimmung der italienischen Regierung und die Möglichkeit, die neuen Effekten unterzubringen. Wird es dem Finanzkonsortium, bei aller Stärke seiner konzentrirten Macht (Crédit Lyonnais, Rothschild, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Oesterreichische Kreditanstalt) gelingen, die neuen Obligationen populär zu machen? Man darf nicht vergessen, daß der Theil der alten dreiprozentigen Prioritäten, der nicht umgetauscht wird, die werthvolle Bürgschaft der italienischen Annuität verliert. Ferner wird verlangt, daß die Besitzer der dreiprozentigen Schuldverschreibungen sich mit einer Kürzung des Nominalbetrages ihrer Stücke von 500 auf 325 Francs einverstanden erklären. Das ist kein Verlust, sondern nur die Entziehung eines Gewinnes; denn die Obligationäre haben für ihre Titres niemals mehr als 300 Francs bezahlt. Sie müssen sich zu dem „Opfer“ entschließen; denn die Verhältnisse der Südbahn drängen zu einer Entscheidung, die schließlich auch der Konkurs sein kann. Die Heilung eines so kranken Körpers ist ohne schmerzhaftere Operation nicht mehr denkbar. Hoffentlich beeilt man sich; und zeigt der grande nation, daß der Respekt vor ihr die österreichische Regierung nicht hindern würde, den Bankerot der Südbahn Ereigniß werden zu lassen. L a b o n.





Berlin, den 22. April 1911.

## Faust.

Christ ist erstanden!  
Selig der Liebende,  
Der die betrübende,  
Heilsam' und übende  
Prüfung bestanden.

Der tröstliche Gesang, der einst, um Grabeß Nacht, von Engelslippen klang, gab, vor dem lauschenden Ohr einer kleinen Schaar Wacher, einem neuen Bunde Gewißheit; gebard der jungen Christenheit, die gestern den edelsten Menschen beweinte, in dämmernder Morgenfrühe den Gott. Gewißheit einem neuen Bunde: diese Zuversicht reist auch aus Goethes frömmstem Gedicht, daß in einer Osternacht beginnt, in eine Himmelfahrt ausflingt und, hundert Jahre nach seiner Geburt, der deutschen Menschheit ein Evangelium werden mußte. Gab es ihr einen Gott? Den ersten Christengott, dem die Erde erquickenden Geruch dampft, der sie als Menschenheimath, nicht als Läuterungstätte nur, väterlich und wie ihr Sohn doch liebt. Den vom Asiatengift nicht im Mark angefränkelten Gott der That, dem die Starken die liebsten Kinder sind und der dem wirkenden Schöpfergeist Alles verzeiht. Weil er die Menschheit will; weil seine Erde ihm nicht nur Rekruten für den Himmel drillen, sondern aus eigenem Lebensrecht, als eine von Menschenhand gefügte Wunderwelt, von den unergründlich, unbegreiflich hohen Werken des Ewigen zeugen soll, der Wirkung,



nicht Unbetung, heischt und nicht in seiner umwölkten Hofhaltung den Zweck alles Strebens und Waltens sieht; und weil sein über die Brudersphären hinschweifender, die Erde wie einen Glaspokal durchdringender Blick seit Aeonen erkannt hat, daß mehr als alles unfruchtbar fromme Gewimmel der Händefalter und Gebetstammler, die in scheuer Reine zaghaft dem ungesäuberten, nie zu säubernden Sprühstrom des Lebens fern bleiben, der Menschheit ein bedenkenlos Thätiger nützt, der durch Schlick und Lavageröll, durch Rothgebirge und Blutlachen sich den Pfad bahnt und, ohne in ängstlichem Schwindel stets um sein kleines Erdenglück und seine große Himmelsseligkeit zu bangen, der gepferchten Gattung neuen Wohnraum erobert. Diesen Gott gebär den Deutschen Goethes Gedicht; nur dieser Gott germanischen Christenglaubens konnte aus Wirrniß den Doktor Faust in die Klarheit führen. Was er nicht sollte, ward, von des Sinai Höhe her, dem Menschen eingeschärft. Nicht andere Götter haben neben dem Einen, den Moses sah; dieses einen Gottes, des einzigen, Namen nicht unnützlich nennen; den Feiertag nicht durch Arbeit entweihen; nicht töten, ehebrechen, stehlen, Unwahres als wahr bezeugen, des Nächsten Haus, Weib und Habe begehren. Zehn Gebote? Verbote. Mindestens sieben hat Faust mißachtet. Im Sehnen nach anderen Göttern gelangt und dem Herrn des Kirchenhimmels geflücht; unzüchtig gelebt und den Ring einer Ehe gebrochen; des Nächsten Haus und Habe begehrt und Tod auf den steilen Weg gesät, der aus engem Thal auf freien Gipfel trug. Der jedes Gelüst bei den Haaren ergriff, wird dennoch erlöst. Nicht, wie Hiob, als ein reuig von dem Gletscher seines Stolzes Herabgestiegener an den Gnadenborn zugelassen. Nein: als ein im Stolz Erstarkter, im rastlosen Drang seines Stolzes zum nützlichen Schöpfer Gewordener in die Glorie erhöht. Nicht demüthiges Gebet ist auf der Lippe des gewaltigen, aus blindem Auge Pflicht und Recht des Menschenwesens klar erschauenden Greises; nicht in feigem Gewinsel flammert der vom Tod Umwitterte sich an die dem Herzen greifbare Hülle uralten Wahnes. „Laßt uns läuten, knieen, beten und dem alten Gott vertraun“: so ziemt einem Philemon, dessen bescheidenes Leben der Menschheit nie eine des Samens harrende Furche zog und der in seiner hellsten Stunde schlotternd nur schöpferisches Vollbringen zu bewundern vermag. „Verdammtes Läuten! Allzu schändlich ver-



wundet, wie ein türkischer Schuß. Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet, sich über Wolken Seinesgleichen dichtet! Er stehe fest und sehe hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!“ So tönt aus Faustens Mund. Schon hat die Sorge ihn angehaucht; schon spürte ihres Bruders dürre Hand am Strang seiner Mannheit. Doch deren Klöppel darf kein fremder Wille bewegen. In alte Wahnbezirke zurück? Niemals. Vorwärts in neue Wohnbezirke! Nicht Göttern nur ward die Macht, paradiesisches Glück zu bereiten. Auch der starke Mensch kann, der das Meer zurücktreten hieß. Ist er nicht wie Gott? Nicht in Aeonen, ahnt er, schwindet die Spur seiner Erdentage. Einen Hochmüthigen hätte ihn der Gott des Sinai, der Gott der syrischen Bergpredigt gescholten; und hart gestraft. Denn aus Hochmuth kann, wie mit Tobias, Salomo, Sirach alle Frommen empfanden, nur Urgeß entstehen. Dieser Greis ist nicht arm an Geist noch in Leid des Trostes bedürftig, nicht sanft noch barmherzig, nicht friedfertig noch vom Hunger nach Gerechtigkeit durchwühlt. Wie ward ihm das Erdreich? Aus welchem Recht darf ihm das Himmelreich werden? Aus dem Recht Eines, der die Erde reicher zurückließ, bewohnbarer, als sie vor ihm gewesen war. Ein neuer Christus ist erstanden. Der sieht anders aus als der römische und der wittenbergische. Der hält sich bei Verboten und Nierenprüfung nicht lange auf. Der weiß, daß am Tag jeder Schöpfung, jeder winzigsten Lebensgeburt Blut und Unrathsrinnsal zu riechen war. Der frönt die Frucht verheißende That und fragt nicht aus engbrüstigem Schöffeneifer, ob des Thäters Kleid und Kelle, Spaten und Schwert blank geblieben ist. Eine Jungfer geschwängert und einen braven Kerl über den Haufen gestochen, den dünnen Ehe-reiß des Menelaoß zerbrochen und die Nothhütte zweier Alten verbrannt? Ohne Schuld und Fehl ist keine, war auch diese betrübende, heilsam übende Prüfung nicht zu bestehen. Der Menschheit, deren Lebensrecht dieser neue Gott so freudig wie der Titan des Aischylos bejaht, hat Faust mehr geleistet als ein ganzer Troß sanftmüthig Frommer, die nur die Lippen, nicht die Arme regen und in unbespritztem Kleid hoher Wunder warten. Rief Zeus nicht den Rebellen, der sich trotzig gegen ihn gewandt und den die härteste Prüfung nicht gebändigt hatte, in die Wonnen des Olympoß



zurück, auf daß er mit seines Geistes Kraft den Gott-Vater schirme, mit seiner Erkenntniß Tiefe in den Abgrund tauche, der Himmel und Erde zu trennen droht? Prometheus half dem Sohn des Kronos auf den Weltenthron, gab, wider den Willen des großen Menschenverächters, den Menschen das wärmende, hellende Feuer, feuchte aus zerhackter, blutender Brust am Strythenfels und wußte, welche Samenmischung der Himmelsherrscher zu fürchten habe. Zeus rief ihn, damit der rathlos Thronende nicht, all in seiner Göttlichkeit, Unheil zeuge und sich die Menschheit für immer entfremde. Auch der deutsche Prometheus gab seiner Welt einen starken Gott; gab einem neuen Bunde Gewißheit und verrückte die Grenzen des Menschenvermögens. Ein Phosphoros ist er; wie der aischylische Held. Und das Gottesauge, das er Menschenblicken entschleiert hat, winkt ihn aus seiner Sünden Fülle auf die reinste Höhe. Als den Waffner der Menschheit. Weh dem Gott, der Diesem das Himmelsthor sperren hieße! Dieser schuf ihn. Dieser kann ihm die Andacht des Erdgethieres wahren. Was ist ein Himmel, den kein Sehnen sucht? Nur vom Menschenglauben lebt Gott.

„Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht habe. Als ob ich Das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle: Das wäre zur Noth Etwas. Das ist aber keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei: Das ist zwar ein wirksamer, Manches erklärender, guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im Besonderen zu Grunde liegt. Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannichfaches Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht habe, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen! Als Poet war es nicht meine Art, nach der Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Wollte ich als Poet einmal irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte. Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine



„Wahlverwandtschaften“. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden sei. Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfäßlicher eine poetische Produktion, desto besser.“ In dem Jahr, das die klassisch-romantische Phantasmagorie, das Helena-Zwischenspiel, ans Licht brachte, sprach Goethe diese Sätze. Ein Achtundsiebenziger. Der konnte nicht mehr empfinden, wie der Jüngling empfunden hatte. Der war in der Stimmung, die das Gedicht „Abschied“ sang. „Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühls, wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?“ Der Knittel-Faust ist ihm eine kümmerliche, barbarische Frage; in eine höhere, hellere, leidenschaftlosere Welt langt der ungebrochene, auf alles Titanische aber von stillen Firnen herniederlächelnde Greisenwille, der „mit Bangigkeit“ nur der Tragoedie den Schluß schuf und nach langem Athemzug, selbst ein vom Uebel Erlöster nun, den Freunden zuruft: „Und so geschlossen sei der Barbareien beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien!“ Was wußte Der noch von der „Idee“, deren erstem Keim in Gottfrieds Stadt einst die bunten Primeln des Gedichtes entsproßten? Von dem Sturmgebrauß, das keine Wette Gottes mit Satanas entfesselt und dessen Aufruhr kein Pakt mit dem Teufel gesänftigt hatte? Wollte er davon noch wissen? Hatte nicht schon der Alternde sich bemüht, diese Idee mit Stumpf und Stiel aus dem Gedächtniß zu jäten? Drei Jahrzehnte waren vergangen, seit er an Schiller über den Faustplan, „der eigentlich nur eine Idee ist“, schrieb, von dem Freund, vor der Abreise nach Italien, die Darstellung und Deutung des alten Traumes erbat und aus Jena die Antwort kam: „Ihre Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. Wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde.“ Der Rath trifft mit Goethes Vorsätzen und Plänen „recht gut zusammen; es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk, zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt.“ Diese Possen: Das klingt anders als noch die Stanzas der „Zueignung“. Das längst entwöhnte Sehnen nach je-



nem stillen, ernstesten Geisterreich will sich nicht wieder einstellen. Wo aus trübem Auge Thräne den Thränen folgte und das strenge Herz in Milde weichte, da schmunzelt der heitere Blick jetzt über dem bequemen Entschluß, die Pöffen anmuthig und unterhaltend zu machen und zu sorgen, daß sie „Etwas denken lassen.“ Dreißig Jahre ist's her. Lohnt es wirklich noch, daß Faustrecht zu wahren? In einem Brief Carlyles (vom dreißigsten August 1827) liest Goethe den Wunsch: „Faust müßte so dargestellt werden, daß er nicht nur über den Bösen, sondern auch über sich selbst triumphirte. Er müßte in den Himmel kommen, der Böse in seinen Abgrund zurückkehren.“ So schreibt der Schotte, in dem der greise Dichter „eine moralische Macht von großer Bedeutung“ ahnt. Aus der selben Zeit stammt der Spott über die wunderlichen Leute, die in dem Gedicht nach einer Idee schnüffeln. Und da abermals vier Jahre verronnen sind, weist Goethe seinen Eckermann auf die Worte der Engel, die, in der höheren Atmosphäre, Faustens Unsterbliches tragen. „In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Dieses steht mit unserer religiösen Vorstellung, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade selig werden, durchaus in Harmonie. Der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, war sehr schwer zu machen und ich hätte mich, bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, leicht im Wagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte“. Aus dem Grab der gemordeten, vom Kindesmörder verleugneten Idee erblühen poetische Intentionen, die eine zitternde Hand ans Spalier kirchlicher Glaubensvorstellung bindet. Der trotzig einst aufgeredete Mythos duckt sich ins Mysterienspiel. Hast Du nicht Alles selbst vollendet, heilig glühend Herz? Prometheus, der aus zerrissener, umfetteter Brust so stolze Worte holte, stieg als Schützer des mächtigsten Gottes, als von der kümmernden Majestät ersehnter Helfer und Held auf den Olymp. Faust wird gnädig geduldet. Für Faust bittet ein Weib; erfleht von einem Weibe ihm Einlaß.

Das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan. Nach dem männlichsten



Erleben in einen Weiberhimmel, den Weihrauch, Salböl, schmeichelhafter Odem durchduftet und von dessen Wolkenwänden fein männlicher Laut widerhallt. Wohin schwand der Himmel der Heerschaaren, der muthig in schauervolle Nacht und blizendes Verheeren blickenden Erzengel, des großen Herrn, der das Werdende, im Wirken Ewige mehr als den schlaffen Gebetshauch liebt? Wohin der Himmel thätiger Männer? In seinem Bereich konnte, wie über dem Lande Uz einst, in dem Hiob's sieben Söhne mit ihren drei Schwestern in Wohlleben praxten, der Herr zum Satan sprechen: „Kennst Du meinen Knecht?“ Konnte der schlimme Schalk, die Spottgeburt aus Dreck und Feuer, mit schriller Stimme sich in den Chor des Gefindes drängen, mit dem Ruhm seiner Muhme prahlen und in geller Vorfreude der Sonne auf ihrem Donnergang zurufen, bald werde sie einen Menschen Staub fressen sehen. In diesem Himmel gab es keine scharfumrissenen christlichkirchlichen Figuren und Vorstellungen. Einen Gott, der mit dem Teufel selbst menschlich sprach, um eines Menschen Seele mit ihm wettete, die Göttersöhne zur Freude an lebendig reicher Schöne aufrief und in dem Allverneiner noch den fecken Reizer und kräftigen Wirker ehrte. Wo blieb der Alte, den Mephistopheles von Zeit zu Zeit gern sieht? Wo der Urgewaltige, dessen Unblick den Engeln Stärke giebt? „Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab und führ' ihn, kannst Du ihn erfassen, auf Deinem Wege mit herab; und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt: Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ So hatte der Gott des „Prologs im Himmel“ gesprochen. Starb er seinen Welten? Starb, nach so kurzem Leben, der neue Christengott, dem die Erde nicht nur Läuterungstätte, dem sie väterlich und doch mit Sohnesinbrunst auch geliebte Menschenwerkstatt war, Acker und Kampfgefeld kräftig gezeugter, Kräftiges zeugender Männer? In dem Himmel, der sich Faustens Unsterblichem aufthut, ist für diesen Herrgott der That, dem die Starken die liebsten Kinder sind, kein Raum; kann höchstens der Greis mit dünnem Silberhaar, der schwache Alte ohne Mark, den Ibsens Brand auf dem Wolfenthron eines ergrauenden Geschlechtes schaute, in irgendeinem Ausgedingstübchen hausen. „Höchste Herrscherin der Welt“ ist Maria; „die Himmelkönigin im Sternenzranze; Jungfrau, rein im schönsten Sinn, Mutter, Ehrenwürdig,



uns erwählte Königin, Göttern ebenbürtig.“ Ihr jauchzen die heiligen Anachoreten, singen die seligen Knaben, neigen und beugen im Reuechor sich die Büsserinnen. Keines Panzer's Stahl, keines Schwertes Schneide blizt durch Wolfenfegen. Zärtlich flimmern, wie feuchte Augen, die verblassenden Sterne, im rosigen Abglanz des ersten Sonnenleuchtens schweben die Morgenwölkchen durch der Tannen schwanfendes Haar und in den Bergschluchten unter dem Aethergewölbe schleichen die Löwen selbst, „stumm-freundlich“ um fromme Beter. Keines Mannes Stimme, keines nicht in Ekstase entmannen, ertönt, keiner männischen That wird gedacht. Nur als Abbild des Göttlichen hat hier Menschliches Werth, nur als Gleichniß; erst auf dieser Höhe reißt das unzulängliche Erdgewächs in die Vollendung. Und des Mannesthat kündenden, Mannesthat, nach eines Jünglings Entschluß, mit dem Griff führen Trostes über die Nebel sittsamen Bedenkens hebenden Gedichtes letztes Wort lautet: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“

---

Goethes armer Teufel wird mit nicht geringerer Urglist gepreßt als Shakespeares reicher Jude von Venedig. Den hemmt der Spruch: Dein Pfund Menschenfleisch sollst Du haben; darfst aber dem Antonio, dem Du es, nah der Herzkammer, aus der Brust schneidest, kein Blutströpflein nehmen. Ergeht's dem Neffen der Schlange viel besser? Die Firma, mit der er sein Termingeschäft abschloß, scheint sich aufgelöst zu haben und ihre Rechtsnachfolger handeln, als die Stunde zur Ultimoabrechnung tagt, nach ganz anderen Grundsätzen. Damals hieß es: Kannst Du den Doctor Faust in die Enge Deines Verneinungsdranges zwingen, von seinem Urquell ihn so weit abziehen, daß alles Entstandene und Entstehende ihn nur der Vernichtung noch werth dünkt und er auf der Erde nichts Nützliches, nichts seinen Erdentag Ueberlebendes leistet, dann, Erschalt, ist seine Seele Dein. Jetzt heißt es: Wie groß er auch gesündigt habe: gnädige Himmelsliebe kann ihn, der im Streben sich mühte und für den die entführte Magd vor dem Thron aller Magdschaft bittet, aus unreinen Banden erlösen und in die Klarheit heben. Das wußte Mephistos Schlaupf, seit ihn die Höllenamme zum ersten Mal mit dem Rubinkamm gestriegelt hatte. Darauf hätte er sich nie eingelassen; niemals, als Weltmann von Kultur und Erfahrung, mit frommen Jungfern Geschäfte ge-



macht. Er darf sich betrogen fühlen: und hätte doch, auch wenn die alte Firma noch bestünde, vor jedem Richterstuhl seine Wette verloren. Was der große Herr voraussah, ist ja geschehen; Alles. Der Menschheit hat Faust mehr geleistet als ein ganzer Troß sanftmüthig Frommer; die Erde reicher zurückgelassen, bewohnbarer, als sie vor ihm gewesen war. Und Alles hat, wie des Prometheus, sein heilig glühendes Herz selbst vollendet. Alles Unvergängliche. Hat etwa Mephistopheles ihm Helenen in den brünstig nach ihr tastenden Arm gelegt? Nein. Das Blut konnte der Teufel dem Gesellen higen, daß es, wie einer Helena, jedem Weib entgegenpochte: doch von seinem Urquell her haftet in ihm die Ahnung des rechten Weges und in Gretchens Schoß ergießt sich, was einer Lustdirne zugewünscht war. Zu einem Helena-Schemen konnte des Chaos wunderlicher Sohn die Straße zeigen, den Schlüssel zu dem Reich der Mütter leihen, die alles Seins Urbilder bewachen. Doch aus ewig leerer Ferne, in deren Nichts er das All zu finden wähnte, bringt Faust nur einen pythischen Dreifuß, den die erste Flamme wie Zunder zerfrißt, und einen holden, spukhaft buhlenden Schatten ans Licht. Die echte Helena, in deren prangender Weibheit er den Brand seines Mannesdurstes fühlen, seinen himmelan taumelnden Wünschen ein Kind zeugen kann, muß er selbst aus Persephoneias finsterem Reich sich auf seine Erde holen. Die liebste aus der Sibyllengilde, des Asclepios wohlthätig milde Tochter Manto, lernt ihn lieben, weil er Unmögliches begehrt. Durch seine verstellte, verrauchte Studirstube geht der Weg zu den Tummelfeldern der Gespenster aus Hellaß; und Homunkulus, seines Schülers Retortengebild, wird auf diesem Pfade der Führer. Seine Kreatur ist, von der er abhängt, nicht Mephistos. Wo zwischen Pompejus und Caesar einst der Streit, ob Rom Freistaat sein oder von einem Kaiser beherrscht werden solle, ausgekämpft wurde, hat der nordische Teufel keine Macht. Und als Faust von Heroinen kommt, aus der Erkenntniß, daß nicht der Ruhm, daß nur die That des Strebens werth ist, da erwächst seinem Hirn, nicht teuflischem Rathe, der Plan, der seit aberhundert Jahren zwecklosen Kraft unbändiger Elemente einen Zweck zu setzen, der wüsten Strecke widerlichem Gebiet die Möglichkeit der Menschenhäufung, Menschennahrung abzutrogen. Wohl äffen und trügen ihn die Höllenfinder: treiben Seeraub statt der Handelsschiffahrt, die ihnen anbefohlen war,



brennen und morden, wo sie großmüthigen Landtausch anbieten sollten, schaufeln, statt des Grabens, der das Sumpfwasser des Pestpfuhles abziehen soll, ihrem Gebieter das Grab. Immer war das Trugland ihr Reich; mit Trugmünze zahlten sie, im Kriegslager des Kaisers wie in Auerbachs Keller, und Trugbildern entriegelte ihr härtiger Schlüssel die Thür. Im Größten aber können sie nichts verrichten. Hätte er nie doch sich ihnen verlobt! „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, stünd' ich, Natur, vor Dir ein Mann allein, da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.“ Dann wäre seiner Menschenkraft alles Gelungene zu danken. So stöhnt aus dem Hundertjährigen noch eines Jünglings Sehnsucht. Kein Zauberswort spricht er, da die Sorge ihn, den ihr Geächz nicht ängsten kann, blenden will. Im Innern leuchtet, hinter dem blinden Auge, helles Licht seinem wachen Geist. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände.“ Und ward hier nicht Großes vollendet? Wo die salzige Zunge unfruchtbarer Meerstöchter den öden Strand belebte, in fruchtlosem Mühen die Fluth über Dünengestrüpp, hinauf und herunter, rollte, da grünt unter Waldwipfeln jetztüppiges Moos, breiten sich Kornfelder und fette Wiesen, blüht es und duftet in Ziergarten und Hain, umarmt ein wohnliches Dörfchen des Palastes weitflächig steinerne Flanken. Dieses schuf Faust allein; aus eigener Kraft. Nie hat ein Gott zu lauterem Triumph Grund gehabt als der große Herr, der sich zur Wette mit dem Erzschem herabließ. Doch Keiner weckt den über der Postille Entschlafenen. Und dem Faustus, dem der Vatersname schon Glück in die Wiege verhieß, öffnet, nach mühevolem, von Schöpferglück gekrönten Streben, weil ein reuiges Mägdelein für ihn bittet, die Gnade der höchsten Jungfrau den Himmel.

---

Den Himmel, den sein Traum sich gewölbt und belebt hat? Dann durfte ihn der Dichter entwölken. Nicht für eines Blickes Dauer, spricht Angelus Silesius, kann Gott ohne mich sein; die Minute, die mich vergehen sah, sieht ihn den Geist aufgeben. Nur vom Menschenglauben lebt Gott; und wie dieser Glaube sie träumt, ist Gottes Wohnstatt. Daß die im Männerhimmel vereinbarte Wette im Weiberhimmel zum Austrag kommt, wäre dem Kunstverstand begreiflich und einem Gefühlsverlangen sogar die höchste



Erfüllung, wenn Faust diesen Himmel geträumt hätte, je erträumt haben könnte. Den Himmel der jüngeren und der vollendeteren Engel, der marianischen, ekstatischen, seraphischen Wolkenschleiermacher? Wo sein Gretchen in die Gemeinschaft der großen Sünderinnen erniedert wird, der Lustbirnen von Magdala und Samaria und der egyptischen Meze, die, als Betschwester, ihres letzten Willens Wort in den Wüsten sand malte? Wo das schlichte, noch im irren Glackern des Mutterwahnes keusche Kind, allzu witzig, ins Kleid englischen Jubels travestirt, was seines Herzens Noth einst zur Schmerzenreichen aufschrie? Wo nur „das Begnadigungsrecht des alten Herrn“ (der dieser Hauptverhandlung vielleicht fernbleibt, weil er, der Kontrahent der Wette, als befangener Richter abgelehnt werden könnte) des Höllenrachsens Riefen geschlossen hält? Niemals. Der an dem morschen Kirchlein sich und an des Glöckchens Klang früh und spät ärgert, vor dem Traumgespinnst und umgarnenden Uberglauben sich zu hüten trachtet, auf freiem Grund sich mit freiem Volke sieht und, wie ein gottlos fröhlicher Waidmann, des Lebens Lust nur recht genießt, wenn er, wie Schillers Tell, jeden Tag sich aufs Neue erbeutet, dieser Faust konnte diesen Himmel nicht träumen. Greisenbequemlichkeit hat ihn geschaffen. Die auf Carlhles Philisterrath hört, die „Idee“, Wurzel und Wipfel des Ganzen, vergessen hat, in der Posse, die anmuthig unterhalten soll, den schlechtesten Vers, den leersten gemächlich stehen läßt und an das würdige Pergament der Bibel wie an einen Krückstock sich klammert. Ziel Keinem noch auf, wie im letzten Theil des Gedichtes sich die Hinweise auf das Heilige Buch häufen? Aus dem Zweiten Buch Samuelis kommen die drei Gewaltigen; aus Jesaias Prophezeiung die Namen Raubebold und Eilebeute. Auf den Epheserbrief, der im Harnisch Gottes gegen die listigen Anläufe des Teufels und aller Fürsten der Finsterniß zu kämpfen rath, auf den hohen Berg, von dessen Gipfel, nach der Erzählung des Matthaeus, Satanas dem Heiland die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, auf die zween losen Buben, die Naboth, weil er seinen Weinberg dem König Ahab geweigert hatte, vor die Stadt führten und steinigten, wird der Blick gewendet. Daß er sich in das Dämmern gewöhne und im Jungfrauenhimmel rasch heimisch werde? Erkannst nicht; hat das Staunen noch nicht verlernt. Und auch das Ohr erinnert sich zu gut noch



der Strophen, die, einem Feuerstrom gleich, von der Lippe der Erzengel flossen, um jetzt blutlose Nothgebilde fromm bewundern zu können. Hört die verzückten Anachoreten, die seligen Knaben:

Ewiger Wonnebrand,  
Glühendes Liebeband,  
Siedender Schmerz der Brust,  
Schäumende Götterlust.  
Pfeile, durchdringet mich,  
Lanzen, bezwinget mich,  
Reulen, zerschmettert mich,  
Blitze, durchwettert mich!  
Daß ja das Nichtige  
Alles verflüchtige,  
Glänze der Dauerstern,  
Ewiger Liebe Kern.

Freudig empfangen wir  
Diesen im Puppenstand;  
Also erlangen wir  
Englisches Unterpfand.  
Löset die Flocken los,  
Die ihn umgeben!  
Schon ist er schön und groß  
Von heiligem Leben.

Er überwächst uns schon  
An mächtigen Gliedern,  
Wird treuer Pflege Lohn  
Reichlich erwidern.  
Wir wurden früh entfernt  
Von Lebechören;  
Doch Dieser hat gelernt,  
Er wird uns lehren.

Schlechte Verse, schwache Gedichte hat Goethe in jedem Lebensalter gemacht; in jedem so unsäglich schwache, daß der Goethefremde, dem man sie vorläse, schwören würde, einen von hemmungloser Reimwuth befallenen Stümper zu hören. Der Fall ist einzig im Reich aller Künste; auch des Ohres Erinnerung an Beethovens mißlungene Lieder kann ihn nicht erklären. Der stärkste Sprachschöpfer der Deutschen, ein Dichter, dessen tausendtönigem Munde die schönsten und die bedeutsamsten Schälle entströmten und der, was in Orient und Occident das Seltenste ist, Mannes-



lyrisch, Greisenlyrisch sogar von köstlichstem Edelgehalt und persönlichstem Rhythmus seiner Menschheit gab, sinkt in die billige Puschkunst der nach einander ähnlichen Tonbildern Schnüffeln- den und wadet mit innigem Behagen durch das versumpfte Weide- land der absatzfüchtigen Reimergilbe. Ließ er sich lächelnd gehen und fand, in einem Monadenbewußtsein, zwischen kindlicher De- muth und höchstem Wirkerstolz, sein Ergözen in der steten Mög- lichkeit, Gedichte zu machen, „deren Motiv gleich Null ist und die nur durch klingende Verse eine Existenz vorspiegeln“? Kannte er den Drang nicht, immer das Beste zu bieten, was die Gunst der Stunde eben gestattete? War er nur stark, wenn in ihm, aus ihm der Dämon schuf, und schrumpfte, wenn dieser Gewaltige ohne Lust zu neuem Werk war, wie ein Gasball nach dem Entrinnen der blähenden, hebenden Kraft? „Jede Produktivität höchster Art steht in keines Menschen Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Vergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das, übermächtig, mit ihm thut, was es will, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antrieb. Ich habe in meiner Poesie nie affektirt. Kriegslieder schrei- ben und im Zimmer sitzen: Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bidouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet.“ Selbst wenn es brannte, stellte sich aber die Produktivität höchster Art nicht immer ein; und der weise Dichter hütete sich, sie künstlich, etwa durch „die produktiv machenden Kräfte des Weines“, herbeizuzwingen. Shakespeare und Dante, Michelagnolo und Rembrandt, die Schöpfer neuer Weltvisionen, zeigen sich niemals in so armer Blöße dem Blick; kaum den Cervantes und Mozart, deren leuchtendes, lachendes Haupt manchmal, in den Schicksalsstunden Quijotes und Juans, bis in die Glorie der obersten Sphäre reicht, wäre der Anfall sol- cher Schwäche nachzuweisen. Dürfen wir klagen? Dem Unermeß- lichen, der Mahadöh und Prometheus, Mignon und den Fischer, die Braut von Korinth und die Römischen Elegien schuf, würde ein Geschwader von Nichtigkeiten verziehen. Geniologie mag eines



Tages erklären, daß auch in einem Eden des Scistes neben Wunderblüthen Unkraut aus Flugsand, aus einer Zufallsaatsprießen, neben der sieghaften Blumenkönigin ein Hälmdchen reifen konnte.

Anderem Leid tönt hier die Klage. Sie gilt nicht den ostpußig trippelnden Greisenversen, die Vischer, in der Masse des Symbolizetti-Mystifizinski, mit pedantischer Stiftsblustigkeit parodirt hat. Auch nicht der „katholisirenden Tendenz“, die den Tübinger und heute noch manchen lutherischen Eiferer ärgert. In seinem letzten Lebensjahr hat Goethe mit andächtig bebender Stimme von Luther gesprochen, dem „wir zu danken haben, daß wir an die Quelle zurückkehren und das Christenthum in seiner Reinheit fassen können“. Hat er den Maurschwamm an der Katholischen Kirche aus hellem Auge gesehen. „Gar viel Dummes ist in den Sagen der Kirche. Aber sie will herrschen: und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen.“ Sollte er über Gretchen und Frau Marthe, über dem praelatisch prassenden Kaiser einen unmöblirten Protestantenhimmel aufthun? Ein vom Bibelglauben gebauter Himmel konnte es sein; einer, der dießseits von Katholizismus und Protestantismus ist und dessen ehern dröhnendes Gewölbe den künftigen Spalt nicht ahnen läßt. Daß uns der neue Gott, dem wir jauchzten, und mit ihm der deutsche Titan, den die Schöpferthat entsündigt, genommen, daß der Faustus, der reulos starb, nun doch, wie Hiob, als ein demüthig Bereuender von Jungfrauengnade in den Himmel zugelassen ward: diesem Leid trauert die Klage nach. Der Alternende, dem nur „Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung“ waren, den „die unerträgliche Stärke und Natürlichkeit der Prosaszenen“ längst verdroß und alles Urkräftige barbarisch fragenhaft dünkte, hat die menschliche Majestät des Gedichtes, grausam wie seit den Consulatsagen des Lucius Brutus selten ein Vater, geköpft. Ganz unaussprechlich gespannt, hatte ihm Schiller im März 1801 aus Jena geschrieben, sind hier die Philosophen auf Ihren Faust. Da, antwortete Goethe schalkhaft wie sein Mephisto im Magistertalar, habe ich mich freilich zusammenzunehmen. Mußten aber die Philosophen, als sich endlich der Schleier hob, nach allen Seligkeiten der Theilbetrachtung von dem Ganzen nicht doch enttäuscht sein? Eine Kraft, die immer das Böse will, schafft immer das Gute: der halbgöttliche Einfall wird mit weltweisem Witz ausgeführt und



den Zuschauern demonstriert; doch die Demonstration leuchtet nicht in nie zuvor erhellte Abgründe hinab. „Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“: diesen letzten Schluß faustischer Weißheit hatte schon der allzu gern ins Allgemeine schweifende Schütze Tell, auf der Jagd nach Gamsen und Aphorismen, gefunden. Jeden, der strebend sich mühte und den reine Liebe zärtlich der Gnade empfiehlt, kann die Gottheit erlösen: „Da ist für mich nichts Neues zu erfahren. Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.“ Nicht Junker Bolland nur spräche so. Die jenaischen Philosophen wußten wohl (von dem Kollegen Schiller) Einiges über Goethes Glauben an die Entelechia alles organisch Gewordenen, also auch menschlicher Seelenkraft; hatten wohl auch allerlei von ihm über Naturwissenschaft Geschriebenes schon gelesen. „Ungebeten und ungewarnt nimmt die Natur uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer; und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie hüllt den Menschen in Dumpsheit ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, trüg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf. Die Menschen sind alle in ihr und sie ist in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihr widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nah. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie hat mich hereingestellt; sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Alles ist ihre Schuld. Alles ist ihr Verdienst.“ Diese hymnischen Sätze (aus dem Jahr 1782), in deren Nähe Zarathustra mit Platin gepanzerte Reden wie starr glänzende Stechpalmen neben einem bis ins feinste Blattgeäder lebendigen Eichbaum wirken, klingen anders als das Gestammel der Himmels-

König Transkription.



hofftheologen und Heerschaarrefruten. Kommen aus anderen Tiefen; und wären nicht unwerth, von eines Buddhas Lippe sich ins Menschenthal zu ergießen. Wohin schwand der Phosphor, den unser Jubel, wie junge Lenzlust das erste grüne Kei, umflammt hielt? Wo bist Du, Faust, des Stimme uns erlang? Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte? Wo die große Entelechie, die, „ein Stück der Ewigkeit“, ins alte, immer erneute All fortwirken sollte? Unser Sehnen sucht sie vergebens. Was, als ein Mögliches, in dem mächtigen Individuum lag, ward nicht verwirklicht. Unser Auge hatte gehofft, das Ewig-Männliche, Männlich-Ewige, die über den Grenzstrich zwischen Gut und Böse wegschreitende, ihrer Lenden Saft wegspritzende Zeugerkraft, gottähnlich werden zu sehen. In Thürmers Wonne zu schauen, wie Natur, in freundlichem Spiel, mit dem Menscheng Geist schaltet und ihn, den sie hereingestellt hat, auf moosigem oder steinigem Pfad wieder herausführt. Doch: „Natur und Geist? So spricht man nicht zu Christen!“ Und zu Christen soll jetzt, aus scharf umrissenen kirchlichen Vorstellungen, gesprochen werden. Goethe hat Friedrich den Großen erlebt, der ihm zwar mehr durch Geheiß und Verbot als durch die That die Meinung zu beherrschen schien, der aber, mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unreflexiven Vorstellungart, die Welthandel nach seinem Sinn zwang. Er hat Bonaparte gesehen, in ihm die „Produktivität der Thaten“ bewundert und gesagt: „Das war ein Kerl, dem wir nicht nachmachen können. Er war in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung: weshalb auch sein Geschick so glänzend war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht nach ihm nicht sehen wird.“ Einem, der Solches erblickt und empfunden hat, war der Muth zur Krönung der aus Blutlachen und Rothwällen geborenen Mannesthat zuzutrauen. Aber der Alternde studirt den Spinoza und die Bibel noch stärkerer Judeingeister durchaus; und lernt das kühle Glück der Beschränkung. „Wohl geziemt es dem Menschen, ein Unersforschliches anzunehmen; seinem Forschen aber hat er keine Grenze zu setzen. Denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil steht und ihm Manches zu verheimlichen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, weil er, wenn auch nicht durch sie durch, doch über sie hinaus denken kann.“ So hoch flog einst die Meinung. Nun aber geht es weise, geht bedächtig. „Denn mit Göttern soll



sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgendß haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde.“ Grenzen der Menschheit? „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben.“ Auch über Bonapartes granitenem Leib ist das Sternlicht fahl geworden; auch er, der, im Kampf gegen den österreichischen Marschall Alvinczy, fünf Tage lang nicht zu Ruhe, nicht aus den Reitstiefeln gekommen und aus Polen, nach hastigen Nachtmärschen, so frisch in den Staatsrath heimgekehrt war, als habe er behaglich in seinem Bett geschlafen, konnte sich nach der Flucht aus Moskau nur für Stunden noch im Sattel halten. Meinen Werther, seufzt Goethe, habe ich auch nicht zum zweiten Mal gemacht; „die göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend im Bunde finden“. Daß sie nicht fortwährte, bis Faustens Schicksal erfüllt war, daß sie verglomm, ehe der Gott der That, den des Gedichtes Anfang zuverheißen schien, ins Weltrichteramt wuchs: diesem Leid tönt die Klage.

Die Professoren der Philosophie haben sich, wenn sie den Mangel, den Himmelswechsel, überhaupt gemerkt hatten, in Jena und anderswo schnell getröstet. Das Faustgedicht wurde ihrem Verständlerthum der Lieblingplatz. Wie ein Erbgut, das den Enkeln noch zinsen soll, haben sie es durchfurcht, mit scharfkantigem Pflugschar durchstöbert und im Werth zu steigern gesucht. Jedes Symbol und jede Allegorie ward gründlich erflärt; jeder Schatzandeutung gierig nachgegraben. Was wir unter dem Homunkulus und dem Erdgeist, unter dem Knaben-Wagenlenker und dem Euphorion uns zu denken haben, was Victoria und Galatea, die Töchter des Phorkys und die Kraniche des Jbylos, Daktyle und Lamien, Psyllen und Marsen bedeuten, warum dem Dichter der Neptunismus näher als der Vulkanismus war: das Alles (und vieles Andere) wissen wir jetzt ganz genau; besitzen es, Schwarz auf Weiß, und könnenß aus der Pygmäenschule getrost nach Haus tragen. Daß auf weiten Strecken des Gedichtes, in flacher Steppe und auf manchem Gipfel, der Magisterdünkel mitleidlos verhöhnt wird, hat die Magister nicht abgeschreckt. Des Professors Wagner mag, als eines Gelehrten von Rang und Ruf, die Zunft sich rühmen. Mephisto in dem von Motten benagten Salar, als



Kritiker der Fakultäten und ihrer Zauberkünste, mußte dem zur Gilde Gehörigen ein schlimmes Uergerniß sein. Und daß nur ein konstruirtes, nicht aus Menschenamen entstandenes Phiolenmenschlein, das keiner Wirklichkeit vom Nabel entbunden, in der Geburtsstunde keiner Zeit vermählt ward, die Vorstellungswelt alter Griechen rekonstruiren könne, klang den Antiquaren gewiß nicht lieblich ins Ohr. Doch selbstloser Eifer läßt sich durch Kränkung nicht lähmen. War das Gefild der Spüle abgegrast, so ging's, im Heerdentrab, auf die von den Parallelstellen eingezäunte Weide. Im geliebten Deutsch des Doctors Faust ist der johannische Logos, der am Anfang war, die That: und in der That sucht der hundertjährige Strandherrscher dann Erlösung. In einer Phiole verehrt Faust Menschenwitz und Kunst, von ihrer Gunsterhoffter in seinem Leben das letzte Heil: und in einer Phiole wird seinem neuen Leben der Trost gebraut, der Führer ins Land der Sehnsucht gebaden. Zu des Geistes Flügeln hatte er körperliche sich gewünscht: und der selbe ilarische Drang ins Höchste stürzt seinen Sohn, das Kind deutschen Forschergeistes und hellenischer Schönheit, jäh in die Tiefe. In der Herentüche und im Trugreich der Mütter lockt das Bild weiblicher Leibespracht ihn in Wollust. Helena sollte, wie Gretchen, dem Zappelnden, unersättlich Klebenden Unheil werden: und zieht ihn, wie Gretchen, hinan. Schüler und Bakkalaureus, klassische und romantische Walpurgisnacht, Prolog und Epilog im Himmel. Hier ist ein Wunder: glaubet nur! Glaubet nur, daß dieser Parallelismus mit so mächtigen Fangarmen die Gemüther packt wie, in unserer Zeit Geschichte, die Erinnerung, daß Nikolai Alexandrowitsch die von Japanerhand seinem Antlitz eingeritzte Narbe trug, ehe Japanerhände in den fischen Körper seines Reiches Wunden rissen. Glaubet nur, daß dieser Dichtung Tiefe unermesslich ist, keiner irgendwo geschaffenen vergleichlich. Die berühmtesten Professoren fordern, daß Ihr's glaubt.

Unermesslich tief und von dem Senfblei solcher Lotzen dennoch ermessen? Ob es in seinem mit Salg gefüllten Hohlraum aus dem umnebelten Meer Sand oder Muscheln heraufbringt: nicht mit allzu fester Zuversicht dürft Ihr ihm trauen. Der große Geist läßt sich die Geheimnisse, die er wollte, nicht am hellen Alltag von Daktylen rauben. Und wo die Lotleine der Däumlinge lang genug war, gab's eine biß ans Erdherz klassende Tiefe da unten nicht zu ermessen. Weh Jedem, der träumt, statt zu schaffen, und



dem Erkenntnißtrieb die Willenskraft opfert. Heil Jedem, der, statt sich auf's Faulbett zu räkeln, in rastlosem Streben das Gut der Menschheit zu mehren trachtet. Weh den Vulkankindern, aus denen zerstörender Haß in schreckenden Garben auflodert. Heil den Neptun sprossen, die der Liebe heitere Geberde lernten und, während aeolischer Dünste Knallkraft nur des Bodens Kräfte zu sprengen und krumm zu buckeln vermochte, im Feuchten Lebendiges entstehen ließen. Dringt der von Uberglauben unbeirrte Blick nicht bis auf den Grund solcher Tiefe? Und muß Shakespeares Schatten geschmäht werden, damit Goethes Sonne heller strahle? Macbeth, Hamlet, Prospero führte der Lebensweg nicht an seichtere Wasser als Faust. Der sie schuf, war göttlichem Schöpfervermögen näher als der kunstreichste Schmied des kleinen Ringes, der unser Leben begrenzen soll. Goethe hat's gefühlt. Als die Brüder Schlegel dem „Weimaraner und Weltbürger“, der ihnen zu groß geworden war, das schwächig feine Talent Tiedes entgegenstellten, sprach er: „Sie sind im Irrthum. Das kann ich gerade heraus sagen: denn ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinausblicke und das ich zu verehren habe“. Ohne Shakespeare, den in aller Zeit Einzigen, dessen erdgeistiges Wesen in den Begriff der Unermeßlichkeit paßt, wäre auch das Faustgedicht nicht geworden, was es ward. Ariel und sein Elfenchor, das Elementarleben der beiden Walpurgisnächte, die Erinnerung an Herrn Peter Squenz stammen aus dem lustigen Reich des Sommernachtsstraumes; das Lemurenlied, die Spiegelung des bleich angefränkelten Grüblers im Wesen des thatfrohen Willensmenschen, die Benutzung des Hoffchauspieles als eines Handlungsmotors, Gretchens (unnöthiger, literarisch erkünstelter) Wahnsinn und unsauberer Sang: das Alles wurde, sammt den Stichelönen höfischen Geplauders, dem Land Hamlets entlehnt. Ist nicht aller Geniewunder höchstes, daß der in einem Inselwinkel des sechzehnten Jahrhunderts erwachsene Romoediant, der keine Wissenschaft von der Natur, kaum eine durch den Puritanerqu沿海 blinkende Ahnung der Humaniora hatte, aus Schmöfern und Schnurren, aus dem schlechtesten oder im Gebrauch verschlissenen Stoff eine Welt schaffen konnte, aus der, nach zwei Jahrhunderten, Deutschlands kultivirtester Geist, der Mann, der vor Geoffroy in die geheimste



Werkstatt Gottes zu blicken wagte, in sein Monumentalgebäude sich den Hausrath lieb? Shakespeares Dramen, sprich er, „sind keine Gedichte; man glaubt, vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens haust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert“. Vergleicht die Gestalten. Mit Hamlet liebt und haßt, höhnt und erschauert der an Weggeist Uermste und Reichste; Faust entfremdet sich, mit erkältendem Odem, früh jedem Gemüth. Macbeth ist von der Natur, der er, wie das Berggestrüpp und die Mauer-  
schwalbe, mit jeder Faser angehört, ganz in Dumpsheit gehüllt; Faust bleibt noch als Nordmännerhäuptling und Strandstatthalter ein Stubengelehrter. Um Richard und Jago ist echterer Schwefelstank als um den Fürsten der goethischen Hölle. Oberon hat rötheres Blut und heißeren Rausch als Euphorion in seinem tollsten Wirbel. Vergleicht die Welten, ihrer Zonen Bewohnbarkeit. Helenens Sparta bleibt Spuk, ihr Urfadien eines Maskenspiels Schauplatz; das Rom Caesars und Coriolans drängt sich, wie ein stämmig Lebendes, vor das urkundliche Bild der Historie.

Drückt solche Wägung das Werk unseres Dichters hinab? Auf Goethes Wage lag es unter leichtem Gewicht. „Meine Helena mag nun ihre Schicksale erleben! An dem Ganzen werden die Philologen zu thun finden. Und doch ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen. Der erste Theil erfordert die ersten Künstler der Tragoedie; nachher, im Theil der Oper, müssen die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, sondern sie muß von zwei großen Künstlerinnen gespielt werden; denn es ist ein seltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragische Künstlerin von hinlänglicher Bedeutung ist . . . Der Komponist, der sich daran machte, müßte einer sein, der, wie Meyerbeer, lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen verbinde. Das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin . . . Bei einer solchen Komposition kommt es nur darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien; als ein Ganzes bleibt es immer inkommensurabel, lockt aber eben deshalb, gleich einem unaufge-



lösten Problem, die Menschen immer wieder zu neuer Betrachtung. Da die Konzeption alt ist und ich seit fünfzig Jahren darüber nachdenke, hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Auscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Der mythologischen Figuren, die sich zudrängen, ist eine Unzahl; aber ich hüte mich streng und nehme nur solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Der Homunkulus wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe: Der würde sich gewiß gut aus der Affaire ziehen. Bei dem Karneval wäre auf den Elephanten, da in Paris schon einer auf die Bühne gekommen ist und eine völlige Rolle gespielt hat, wohl zu rechnen. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt.“ Das halt nicht, als würde von dem tiefsten Mysticismus einer Menschheit geredet. Daß die Scheu vor raumloser, zeitloser Tiefe dem zweiten Theil des Gedichtes so lange die Gnadenpforte der Schaubühne sperrte, war das Werk eiferner Philologen, die ihr Museum dem Haufen nicht gönnten. Was war der Theaterfaust, den sie ihren Landsleuten zu profaner Kurzweil ließen? Ein ins Uebermenschliche stehender, ins Untermenschliche sinkender Magister, der ein liebes Kernmädchen in Kindsnöth und Schmach, Verbrechen und Wahnsinn treibt und drum vom Teufel geholt wird. („Her zu mir!“ schreit Mephisto am Schluß; und „verschwindet mit Faust“: wie der naive Zuschauer annehmen muß, in die Hölle.) Soll den zweiten Theil nun ein Mystagoge verdunkeln? Goethe hat es nicht gewollt. Wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, meinte er, wird mit dieser breiteren, höheren, helleren, leidenschaftloseren Welt nichts anzufangen wissen. Aber er wollte Sängern und Tänzerinnen, Bauchredner und Thiere darin auftreten lassen, hoffte, daß die Franzosen, mit ihrem flinken Theatersinn, ein saftiges Stück herausschneiden würden, freute sich des Einfalles, Mephisto, in der Hofnarrenrolle, zum Erfinder des Papiergeldes zu machen, als eines, der, in der Frühzeit preussischer Tresorscheine, das Drama einem Hauptinteresse des Tages verband, und empfahl dem Direktor, der es aufführe, Prospekte und Maschinen nicht zu schonen, Sonne, Mond und Sterne zu verschwenden, an Wasser, Feuer, Felsenwänden, Vögeln und anderem Gethier nicht zu sparen. Gar so gewichtig wie den Verwesern seines Erbes schien ihm wohl nicht. Und gar so schwer brauchen auch wir es jetzt nicht zu nehmen.



Als eine „Revue“ (wie man heute sagt); freilich eine der sublimsten Art, deren Entelechie nicht in der Fleischfarbe hüpfender, stampfender Mädchenbeine wirkenden Ausdruck findet. Eine Rückschau, aus heiterem Herzensgrund, auf die ganze geistige Habe eines Zeitalters; auf seine Philosophie, sein Naturwissen, seines Staates und seiner Kirche Erleben, seinen Abhang in die Antike. Stunden lang darf man Faustens Schicksal vergessen; soll man? Der Dichter hat, über sein Hauptgeschäft und über vielfachen Nebenbetrieb, Allerlei noch zu sagen; will sich vom Herzen plaudern und stöhnen: und frizelt, mit oft schon zitternder Hand, um polymythische Bildchen. Ob wir alle aus seinem Sinn zu deuten wissen, ist nicht wichtig; wenn wir nur ungefähr ahnen, was er meint, wo er spotten, wo in Andacht bewundern will, ist er zufrieden. Die Commère läutert sich aus thessalischem Hurenram und höfisch verschnürter Aeffinnengeilheit, durch die Flammen der Griechheit hin (wo die Frauen, gewöhnt an Männerliebe, nicht Wählerinnen sind und lieber als dem kalten Tod schwarzborstigen Faunen über die schwellenden Glieder das Vollrecht gewähren), ins Ewig-Weibliche der sündig Gewordenen. Compère ist Mephistopheles; in mancherlei Gewand und Maske: Schalksnarr, Zoilo-Thersites, Geist, Professor, Quacksalber, Phorkyas, Flottenstabchef, Lemurenoberst. Ein Fäserchen seines Wesens ist auch in dem Homunkel, der ihn seinen Better nennt (und, um zu zeigen, daß er, der nicht entstand, wirklich ist und Wirkung zu erlangen vermag, ins Handeln, in dessen Schein mindestens, in Bewegung, drängt). Teufel, Satanas, Luzifer, des großen Himmelsherrn im Ursprung ebenbürtiger Widerpart war Mephistonie; schien er kaum wohl den Milchbärten und Mosthirnen, die er so gern über die Spinnenfaden der Tantenweisheit stolpern ließ. Um ihn ist kein Brodem aus stinkendem Unterweltrachen; nur seinen Geistreichthum würde der Hörer, dem er nicht mit Namen und Herkunft vorgestellt ward, höllisch nennen. Ein Weltmann ist er, der Alles erlebt und schrecklich viel gelesen hat. Ein Raisonneur (von der kaltflugen Gattung, die Goethes Werk nie lange entbehren mochte), dem sich immer was Weises oder Schlaues, Spizes oder Hartes, Lustiges oder Schauerliches über die Zunge schlängelt. Die aalglatte, froschfühle, ehrfurchtlose ratio, die, wo kein fünffüßiges Drudenzeichen sie schreckt, mit scharfem Rattenzahn Alles beknabbert und im Himmel noch, vor Gottes Thron, sich vernünftig nur wundert, daß der alte Herr



gegen sie nicht sein Hausrecht wahr. Seine Gesellen sogar fröhnen dem Wortwitz („Flottenfest“, „flottes Fest“) und ähneln in keinem Wesenszug ehrlichen Finsternißgeistern. Und als der Dichter den Pseudo-Satanaß in helle Verzweiflung foppen und ihm die hohe Seele, die er sich verpfändet wähnt, wegpaschen läßt, da noch bleibt Mephisto der Witzbold, der die Höfensucht des Genies mit gefeilten Pointen bespöttelt, der müde, von allen ohne Deckel servirten Lustschüsseln übersättigte Herr Baron, den nur der Reiz, mit Engeln sich päderastisch zu paaren, in Brunst fignelfann. „Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt den ausgepichten Teufel an. Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding der Klugersfahrne sich beschäftigt, so ist fürwahr die Thorheit nicht gering, die seiner sich am Schluß bemächtigt.“ Und nicht geringer das Staunen über den nordischen Teufel, der in der Stunde, da ihm der große, einzige Schatz schon in die Mäster duftet, das Auge an appetitliche Räder heftet und den nah gehofften Sieg über den gewaltigen Feind epigrammatisch verschwagt.

Eine Revue, in der, zwischen Sphinxen, am Peneios von altbritischem Bühnenspiel gesprochen, in Arkadien, von Dienerinnen des Sparterkönigs Menelaos, dem Lord Byron („denn wir glauben, Dich zu kennen“, Euphorion) ein Trauerhymnos angestimmt wird. In der Thales und Anaxagoras reden, als hätten sie Lamarck, Humboldt, Cuvier gelesen, und Helena von dem Mann aus kimmerischer Nacht die Kunst des Reimverses lernt. Die dennoch, auch in schwächeren, schwer verständlichen Theilen, auf der Bühne wirkt. Weil ein starker Dichter sie schuf? Weil ein gemeines Theatertalent ihre bunten Bilder fürs Augenmaß des Brettergerüsts zusammengefügt und aus der Magierlaterne den rechten Lichtschein auf sie geworfen hat. Die Menge, die der Director in seine Bude winkte, die „bei hellem Tage, schon vor Bier, mit Stößen sich bis an die Kasse sicht und, wie in Hungerstoth um Brot an Bäckerthüren, um ein Billet sich fast die Hälse bricht“, bekümmert sich nicht um Faustens Sterbliches und Unsterbliches. Freut sich des Mummenschanzes und Flammengaukelspiels, der Sirenen und Lamien, der knotig derben und gertenhaft schlanken Spruchweisheit, die über Pharsalos hin wettert und flüstert, um die Felsbuchten des Aegaeischen Meeres faust und kost. Undächtig lauscht sie Helena's feierlich vornehmem Strophenschritt; fettet, mit



goldener Fesselschnur, ihr Herz an das Loß der Nemesisstochter. Und ermüdet erstmählich, wenn die aufgepolsterte Herrlichkeit der buhlend dem Mittelalter gesellten Antike dem öden Strand weicht, auf dem Faust sich auswirken, erblinden, verathmen soll. Ob die Zeit den Greiß in den Sand streckt, ob die Chrysalide des Falterß, der so jämmerlich geirrt, so muthig durch Wirbelstürme inß Fruchtzeugende Sonnenlicht gestrebt hat, von Kirchenengeln in ihren Himmel gehoben wird: der Menge macht solcher Zweifel daß Sceiengehäuß nicht mehr warm. Alle Quellen der Sprache haben gesprudelt, alleß Lebens farbiger Abglanz ist in die knöcherne Augenhöhle gesickert, der ganze Geistesbesiß einer Menschheit gemustert worden. Unverlierbare Bilder waren; ewig wählrende Worte. Ein in Leidenschaft Befangener, dann ein nach langer Erfahrung Gelassener hat als Daseinsdeuter des Amtes gewaltet. In schier unüberblickbarem Zug istß vorübergewimmelt: Kaiser und Kleinbürger, Krieger und Bauer, die in mühsamer Sauberkeit heimische Haustochter neben der losen Trulle, hinter dem rülpsenden Bierbauch der Mann von vielen Graden. Alle Stände schien, jedes Geschlechtes und Alters wandelnde Blüthenstände, daß Leinwandthor auszuspeien. Und Jeder kündete, fast Jeder in eigenen Lauten, die frohe Botschaft: Für den Menschen, des Menschen Sohn, nur ward diese Welt! Jedes wichtige Wort kam aus Erlebniß; und jedes rief aus träger Rast in nütliches Handeln, aus trockenem Grüblersinnen an die rastlos bespülte Küste des hoch hinauffluthenden Lebens. Deutschland war in dem Gedicht, wie in keinem je der ganze Bezirk einer Volkheit. Aus Nebelträumen konnte den Deutschen in die Klarheit helfen. Wo aber war der Phosphoros? Wo der Waffner der Menschheit und (um ein Kleines nur über ihm) wo der vom Asiatengift nicht im Mark angefränkelte Gott der That? Die Majestät des Gedichtes, daß allen Menschenbesißes hehrster sein konnte, fester Hort in kosmischem Gedräng, ward entfrönt; auf dem Markt enthauptet. Der Dichter wuchß nicht in die Glorie, in die er sich recken durfte. Siegte nicht da, wo mit dem Saft der Palme der Dichter zum Heiland gesalbt worden wäre.

Ließ er, die Seinen,  
Schmachtend uns hier zurüd?  
Ach! Wir beweinen,  
Meister, Dein Glück!





## Paul Verlaine.

Nachdichtungen von Ernst Rosmer.

II. \*)

## Ermattung.

**D**aß der sanften Süße mehr hienieden,  
 Geliebte, mir das Fieber des Entzückens  
 Zu sänftigen, Kraft, siehst Du, des Entrückens  
 In holdest hingegebnem Schwesterfrieden.

Sei schmachtend, schläfre mich mit Zärtlichkeiten,  
 Gleich Deinen Seufzern, wiege mich mit Blicken,  
 Laß Wollustkrampf und gieriges Umiricken,  
 Nicht werth den langen Kuß, selbst den entweiheten.

Gestehst Du mir aus Deiner goldnen Brust:  
 Horch! Wieder stößt ins Horn die wilde Lust —  
 Laß schmettern sie aus ihrem Dirnenerze!  
 Und Stirn an Stirn . . . und Hand in Hand . . . und sprichst  
 Mir tausend Schwüre, die Du morgen brichst,  
 Wir weinen bis zum Tag — treuloses Herze!



## Auf dem Spaziergang.

Der blasse Himmel und die hageren Bäume,  
 Sie lächeln unsern lichten Kleidern zu,  
 Die flatternd, ungezwungen, ohne Ruh',  
 Wie Flügel hinter uns, wie lustige Träume.

Bescheidner Wasserspiegel, windgekräuselt,  
 Im niedern Laubengang blinkt schattenschwach  
 Das Licht der Sonne durch das Blätterdach,  
 Erlöschend, bläulich um uns hergesäuselt.

Betrüger und Kokette, gleich berückend,  
 Zärtliche Herzen, die kein Schwur vermählt,  
 Geliebte, die von Liebenden gequält.  
 So plaudern wir, bezaubernd und entzückend.

Unmerklich wohl versetzt das schöne Händchen  
 Rasch einen Backensreich; man tauscht ihn ein  
 Für einen Kuß: wie darf es anders sein!  
 Ein Kuß aufs letzte, kleinste Fingerendchen.

Und wie die That schon wild und übermüthig,  
 Wird man bestraft mit einem bösen Blick,  
 Nimmt ihn auch halb der süße Mund zurück,  
 Indem er schmollt, nicht so empört als gütig.

---

\*) G. „Zukunft“ vom 25 März 1911.



## Die Zukunft.

## Herbstlied.

Wie schluchzend bang  
Dein Geigenfang,  
O Herbstlichkeit.  
Verwundend schwebt  
Ins Herz, das bebt,  
Eintönigkeit.

Beflemmt und zag,  
Wenn Stundenschlag  
Dringt ins Allein.  
Wie fühl' ich weit  
Die alte Zeit!  
Ich denk' und wein'.

Dahinzugehn,  
Vom Windeswehn  
Entführt und matt,  
Dahin und dort,  
Kein Ruheort —  
Ein totes Blatt.



## Schlaf.

Schlaf! Tiefe Nacht  
Sanft auf mich ein,  
Hoffnung und Macht,  
Schlaf! Schlafet ein!

Gedächtnißberaubt,  
Erblindeter Blick,  
für Alles ertaubt —  
O elend Geschick.

Wer wiegt mich wohl,  
Wer schaukelt mich ein  
Im Kellerhohl?  
Schlaf ein! Schlaf ein!



## Weib und Kaze.

Nestt sich und spielt mit ihrem Kätzchen,  
Entzückend ist es anzuschauen,  
Die weiße Hand, das weiße Tätzchen,  
Sich haschend in der Schatten Blaun.

Sie birgt — die Schurkin! — hold verschmitzet  
Im Daumenhandschuh, schwarz genetzt,  
Die Nägel, deren Achat blizet,  
Die glänzend, messerscharf gewetzt.

Und auch die Andre spielt die Süße  
Und zieht die scharfen Krallen ein.  
Das sind des Teufels Liebesgrüße!  
Schwirrt, funkelt durch das seidne Zimmer  
Luftig Gelächter und der Schein  
Vier grüner Fünfkchen — Phosphorstimmer!





## Fürsten.

Wenn man das bare Geld nur in Fächer zu legen hätte, um es fruchtbar zu machen, brauchte man weder Gesetze noch Statuten und niemals würde man Klagen darüber hören, daß der eine Faktor vom anderen gedrückt werde. Unsere Wirklichkeit aber drängt das Kapital zur Konzentration und die Folge ist ein ewiger Krieg zwischen großen und kleinen Kapitalisten. Der tobt besonders heftig im Aktienbereich; und da (nur da) wird dem großen Kapitalbesitz manchmal zugemuthet, dem kleineren einen Theil seiner Rechte abzutreten. Daß er es nicht thut, ist begreiflich. Wenn, zum Beispiel, Fürst Henschel-Donnersmard irgend eine Aktion beginnt, die auf die eigene Persönlichkeit zugeschnitten scheint, so wird der Widerspruch der misera plebs dagegen nicht viel bewirken und alle Klagen über die Existenz solcher Riesen sind zwecklos. Guido Henschel ist ein Industriemann größten Kalibers. Er hat zwei deutschen Syndikaten die Stirn geboten und eins von ihnen (das hüsseldorfer Roheisensyndikat) sogar zu Fall gebracht, obwohl er, als Outsider, allein stand. Majorität oder Minorität: wo er steht, ist immer „oben“. Und nun soll er schuldig geworden sein, weil er die Konsequenzen aus der Größe seines Besitzes zog? Der Eisensfürst hat zwei Zwingburgen in deutschen Landen: das Eisenwerk Kraft an der Ostseeküste und die Niederrheinische Hütte im Rheinland. Von diesen beiden Festen aus führte er Krieg gegen die Kartelle, bis er sich schließlich, als treuer Mann des Ostens, dem ober-schlesischen Roheisensyndikat anschloß. Nach der Ballistik kommt die Taktik. Auf die Auseinandersetzung mit den Syndikaten folgt die feinere Arbeit. Das Küstenwerk ist Donnersmard's Schöpfung; die Hütte am Rhein hat er erst viele Jahre nach ihrem Entstehen seiner Herrschaft unterthan. Ein starker Antheil am Aktienkapital bot die Möglichkeit, im Westen einen Vorposten zu schaffen und einen aussichtreichen Kampf vorzubereiten. Das Kraftwerk ist ein leistungsfähiges Unternehmen von guter Rentabilität; die Niederrheinische Hütte mußte sanirt werden und ist seit dem Jahr 1905 ohne Dividende geblieben. Ihre Aktien wurden bis 1908 an der berliner Börse notirt, nach der Reorganisation aber nicht mehr zugelassen. Fürst Henschel hat viel Geld in die Hütte gesteckt, um die Modernisirung des ganzen Betriebes zu ermöglichen. Der Kredit, den er gewährte, stieg auf 10 bis 11 Millionen und wurde dem Fürsten mit 5 Prozent verzinst. Er ist also nicht nur Großaktionär, sondern auch Hauptgläubiger der Gesellschaft; also ihr stärkster Mann.

Nun wurde der Antrag gestellt, das Eisenwerk Kraft solle sein Aktienkapital (um 11) auf 18 Millionen erhöhen, um die Niederrheinische Hütte zu übernehmen. Da Fürst Henschel in dieser Sache Partei ist, sagte man, das Programm der Fusion solle nur ihm Vortheil bringen. Wenn das Eisenwerk Kraft sich die Niederrheinische Hütte angliedert, bekommt Fürst Henschel für seine Buchforderung Aktien, die einen ansehnlichen Börsenwerth haben (die Kraftaktie wurde vor sechs



Jahren von der Dresdener Bank an die berliner Börse gebracht. Kurs: 163 Prozent; heute: 221). Liegt ihm nicht daran, alle neuen Aktien zu behalten, so kann er einen Theil der Stücke gegen bares Geld verkaufen. Voraussetzung des vollen Erfolges ist die Haltbarkeit der Werthbasis der Kraftaktien. Das Stammkapital des Unternehmens hat bei 7 Millionen guten Ertrag geliefert; wird es bei 18 Millionen so bleiben? 12 Prozent Dividende auf 7 Millionen sind 840 000 Mark; auf 18 Millionen aber sind es 2,16 Millionen. Der Gewinn muß sich also verdreifachen, um nicht von dem verstärkten Unlagekapital erdrückt zu werden. Der Gegenpart des Großaktionärs Henschel-Donnersmard steht dem Plan unbefangen gegenüber. Er sieht die Sache als Geschäft an sich, gelöst von jedem persönlichen Engagement. Wird ihm der Besitz der Niederrheinischen Hütte keine süße Dividendenhoffnung knicken? Die Verwalter sagen, dem Kraftwerk werde es im Bund mit der Hütte leichter sein, die alten Dividenden zu verdienen, als ohne sie; und man habe stets an eine Fusion gedacht. Auch sei eine nützliche Ergänzung der Absatzgebiete zu beachten: das Kraftwerk liege für den Versand nach dem östlichen England, nach den Balkanstaaten und Rußland günstig, während die Niederrheinische Hütte Westeuropa bequem bearbeiten könne. Damit wird eine Binzenweisheit zum neuen Dogma erhoben: den territorialen Machtbereich beider Werke kannte man längst; und da über beiden Gesellschaften die selbe starke Hand waltet, wäre eine Kombination der Absatzwege auch ohne Verschmelzung beider Körper möglich gewesen. Ganz überzeugend hat also dieses Motiv nicht gewirkt. Immerhin ist's freundlich, daß überhaupt Etwas „erklärt“ wurde; die Sache konnte kürzer abgemacht werden, da der Großaktionär das entscheidende Wort zu sprechen hat. Henschel ist am Niederrhein und im Kraftwerk der stärkste Geldgeber. Magern die Dividenden, wegen zu schwerer Belastung mit verzinzbarem Kapital, ab, so hat der Großaktionär beträchtlicheren Schaden als der Kleine, der auf einer Aktie sitzt. Da Henschels Verhältniß zu den beiden Montangesellschaften allgemein bekannt war, mußte Jeder, der Aktien dieser Gesellschaften kaufte, mit der Macht des Fürsten rechnen. Wer davor zitterte, konnte andere Aktien kaufen. Wer's nicht that, darf sich heute nicht als Opferlammchen dem öffentlichen Beileid empfehlen.

Vom Trustringen zum Fürstentrustring, über den bald noch Mancherlei zu sagen sein wird. Heute sei nur erwähnt, daß an seinen Pfeilern, der Handels-Vereinigung und der Deutschen Palästina-Bank, die Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft lehnt, die der Mittelpunkt einer Gemeinde von Debitoren ist. Dazu gehört die bekannte Baufirma Boskau & Knauer, die W. Wertheim G. m. b. H. und das Passagekaufhaus. Diese Engagements, die aus der Gewährung von Krediten stammen, sind so groß, daß sie das eigentliche Wesen des Unternehmens, der Terrain-Gesellschaft, verdunkelt haben. Die wichtigsten Etappen in der Entwicklung der Gesellschaft, deren Ursprung bekanntlich auf Karl Neuburger zurückweist, werden durch die Ueber-



nahme der Boßwau & Knauer G. m. b. H. und durch den Erwerb der am Seltowkanal gelegenen Terrains des Fürsten Fürstenberg markirt. Mit Boßwau & Knauer kam das Passagekaufhaus und mit ihm die Firma W. Wertheim in den Kreis der Terrain- und Baugesellschaft. Die Uebernahme des Grundbesizes erzwang eine rasche Vermehrung des Aktienkapitals (18 Millionen), leitete aber auch einen baren Betrag von  $5\frac{1}{4}$  Millionen Mark in die Kassen der Gesellschaft. Die Aktien, die Fürst Fürstenberg für seine Terrains erhalten hatte, sollten erst nach Jahren zur Dividende berechtigt sein. Um diese Bedingung aufzuheben und die Gleichstellung mit den anderen Aktien schnell herbeizuführen, hatte Seine Durchlaucht die  $5\frac{1}{4}$  Millionen gezahlt. Ein Grundkapital von 18 Millionen sollte verzinst werden; im Vorjahr waren nur  $10\frac{1}{2}$  Millionen an der vollen Dividende betheiligt gewesen. Daß die Gesellschaft, die, außer dem Stammkapital, eine Obligationenschuld von 20 Millionen mit sich schleppt, nicht satt zu kriegen ist, hat sie ihren „Engagements“ zu danken. Und die Folge dieses raschen Austrocknens, das sonst gerade bei Baugesellschaften kein Fehler wäre, ist ein Verdorren der Dividende. Für 1909 waren 10 Prozent gezahlt worden; im letzten Jahr aber gab es keine Dividende. Ein Gewinnsaldo von 2 Millionen Mark wird stolz einer besonderen Reserve überwiesen, damit die Liquidität nicht noch mehr leide. Daß die Gesellschaft sich entschloß, das Odium der Dividendenlosigkeit auf sich zu nehmen, war klug. Bei dem Umfang des Kreditorenkontos konnte die Entscheidung freilich kaum anders ausfallen; die Auszahlung einer Dividende hätte ja nur die Bankschulden vermehrt. Daß die Banken (Palästina-Bank, Deutsche Bank) von der Lebensenergie der Berliner Terrain- und Baugesellschaft nicht gerade entzückt sind, darf man wohl annehmen. Der Posten „Kreditoren“ beträgt  $15\frac{1}{2}$  Millionen und hat sich im Lauf des vergangenen Jahres um fast 7 Millionen erhöht. Noch schwerer liegt die Last auf der anderen Seite, wo die Debitoren mit  $21\frac{1}{2}$  Millionen ausgewiesen sind. W. Wertheim und Boßwau & Knauer haben neue große Kredite erhalten und das Passagekaufhaus ist mit einer Hypothek von 1 Million Mark belastet worden. Die Gesellschaft hat aber außerdem für die Verwerthung ihrer Terrains zu sorgen, die mit etwa 16 Millionen Mark zu Buch stehen. Der leicht verkäufliche Besitz hat sich natürlich sehr verringert. Die Grundstücke in Steglitz sind rasch weggegangen. Die Zukunft aber hängt an dem Komplex in Zehlendorf, den Fürst Fürstenberg der Gesellschaft verkauft hat. Von diesem Block konnte noch kein Stück losgeschlagen werden. Auch in diesem Fall hat es sich um die Verwandlung eines festen Engagements in beweglichen Aktienbesitz gehandelt; und Aktionäre, die mit dieser Angelegenheit nichts zu thun hatten, wurden durch den nicht zu beugenden Willen eines Mächtigeren in sie verstrickt.

„Wenn Fürsten reden, haben die Diener zu schweigen.“ Die ausgleichende Gerechtigkeit sorgt aber dafür, daß auch die Bäume der fürstlichen Großaktionäre nicht in den Himmel wachsen. Der Concern,



zu dem die Berliner Terrain- und Baugesellschaft gehört, arbeitet mit großen Mitteln; diese Thätigkeit äußert sich jedoch nicht nur im Aufbau neuer Vermögen, sondern auch in der Ausbreitung von kostspieligen Engagements. Dabei wird, wenn es nicht anders geht, auch einmal das Faustrecht geübt. Der Fürstenconcern ist an den Kaliwerken Friedrichshall interessirt und ihm lag daran, diese Gesellschaft mit einem anderen Kaliwerk (Garstedt) zu vereinen. Das erste Angebot wurde abgelehnt; und der Fürstentrust, vertreten durch die Deutsche Palästina Bank, zog seine Offerte zurück. Man ließ ein paar Monate ins Land gehen und machte einen neuen Versuch. Und siehe da: beim zweiten Mal glückte es. Die Fusion wurde durchgedrückt, nachdem ein Opponent seinen Widerstand aufgegeben hatte. So konnte der Fürstenconcern seine Majorität zu voller Wirkung bringen. Aber die „unabhängigen“ Aktionäre sind mit der Majorisirung nicht zufrieden. Was sie über das Verfahren der siegreichen Gruppe in der Generalversammlung sagten, war von Schmeicheltworten weit entfernt. Sie protestirten gegen den Plan und geben damit den ordentlichen Gerichten Gelegenheit, den Streitfall zu entscheiden. Ein Großaktionär hat den Ausschlag gegeben. Auch Aktienbesitzer werden sich nach und nach also in die Anerkennung der Thatsache finden müssen, daß der Große im Erdenstreit mehr als der Kleine vermag. L a d o n.



## Zwei Briefe.

1. Ueber den Aufsatz, den Professor Hasbach neulich hier, unter dem Titel „Deutsches Wesen“, veröffentlicht und dessen rückhaltloses und, wie mir scheint, nützliches, an mancher Stelle freilich recht hartes Urtheil einzelne empfindsame Seelen in Ost und West geärgert hat, schrieb mir aus dem Rheinland eine deutsche Frau:

Sie nehmen ja manchmal Briefe aus dem Leserkreis auf; deshalb möchte ich, seit Jahren eine getreue Leserin, Hasbachs anregendem Artikel über „Deutsches Wesen“ ein paar ergänzende, aber auch ein paar widersprechende Bemerkungen nachsenden, die der Herr Professor mir nicht verargen wird. Die Begriffe „nationale Fehler, nationale Tugenden“ lassen sich kaum mit allgemeiner Giltigkeit prägen. Eine Nation besteht aus Schwachen und Starken, Trägen und Fleißigen, Dummen und Klugen. Eine gewisse Einheit wird erzielt durch Erziehungsmethode und Berufsmehrheit. Die Ackerbau treibende Bevölkerung zeigt andere Merkmale als die industrielle; andere Gedankenwege als der Poet, der Erfinder geht der Lehrer, der Richter. Einige besonders oft bemerkbare Eigenschaften lassen sich immerhin festnageln; doch scheint mir, daß bei solchem Versuch Professor Hasbach hier und da zu hart verfuhr. Daß der Deutsche, wie sein Vorfahr, eine hohe Werth-



Schätzung für Eß- und Trinkgelage und eine große Beharrlichkeit dabei zeigt, ist eine nicht wegzuleugnende Thatfache. Streit- und Händelsucht werden dann besonders sichtbar; grobes, herrschsüchtiges Wesen, wie es der alte Rittersmann hatte, und Willkür gegen den Schwachen zeigen sich oft. Der Deutsche ist leicht brutal, nicht, um weh zu thun, sondern aus Unbedachtsamkeit. Das dicke Fell, das auf seinem Leib nicht selten einer recht empfindsamen Haut gewichen ist, setzt er beim lieben Nächsten voraus; namentlich bei dem Untergebenen. Darin haben Sie Recht, Herr Professor: uns fehlt der respect humain. Nirgends wird so zwecklos, so unvernünftig gegen fremdes Eigenthum gesündigt, so mitleidlos Schwäche und Mißbildung verhöhnt, so albern gefoppt wie von deutschen jungen und alten Kindern. Daß aber zu unseren nationalen Eigenthümlichkeiten ein oberflächliches und engherziges Urtheilen gehören soll (siehe die Sätze: „Unser Landsmann sieht gewöhnlich nur das Kleine und Aeußerliche“ und „Die Bilder, die sich der Deutsche von fremden Menschen macht, gleichen oft mehr Bogelscheuchen als lebenden Wesen“): Das will mir nicht einleuchten. Die Lecture französischer und italienischer, auch englischer Zeitungen lehrt, daß dieser Tadel Andere leichter trifft als uns. Auch sehe ich nicht eine deutsche, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft darin, daß „der am Anderen entdeckte Fehler mehr erfreut als die entdeckte, widerwillig anzuerkennende Tugend“. Vor zweitausend Jahren schon tadelte Jesus solche Splitterrichterei. „Aalt, dünnelhaft und hochmüthig“ sollen wir sein? Solches wirft uns das Ausland nicht vor. Professor Hasbach erzählt selbst, daß unsere „Bedientennatur“ gescholten werde, weil so viele Deutsche als Kellner und Dienstboten zu sehen sind. Die Fähigkeit, schnell fremde Sprachen zu lernen, Erwerbsinn und Unternehmungslust treiben freilich viel deutsche Jugend ins Ausland; aber man kann nicht sagen, daß sie im Allgemeinen (einzelne Ausschreitungen kommen auch anderswo vor) dem deutschen Namen Schande macht. Oder soll ihr stets reger Dienstleister tadelnswerth sein? Daß der Deutsche gern patriotische Lieder singt, nicht so willig aber zu patriotischem Handeln bereit ist, muß leider zugegeben werden. Doch nachdrücklich auch betont, daß in der Armee, trotz mancher kritischen Regung, ein von Herzen kommender Eifer für Beruf und Vaterland lebt. Patriotische Regung braucht im Sinn des Deutschen, eben weil er nicht leicht in Affect geräth, einen weithin erkennbaren Anlaß. Daß nahe und fernes Ausland jede Gelegenheit wahrnimmt, um Deutschland eine „scheinheilige“ Sittlichkeit vorzuwerfen, ist bekannt. Von den reisenden deutschen Hochzeitpärchen leben leider viele in dem Wahn, daß man auf klassischem Boden sich ungenirt öffentlich küssen und anhimmeln dürfe, und liefern die ganze Nation durch solches Gebaren dem Spott der Romanen aus. Die Rüge, der Deutsche könne nicht froh sein, ohne laut zu werden, hat uns besonders oft der Rheinländer und der Bajer gebracht. Aber an der Nachäfferei fremden Wesens, fremder Gebräuche krankt wohl das ganze liebe Vaterland. Hier darf man wirk-



lich von deutschem Wesen reden. Aber man soll dem Deutschen nicht Sünden, die er mit seiner ähnlichen Klassen anderer Völker gemein hat, auf Kerbholz schreiben. Geflatscht wird überall; in der Enge mehr als auf weitem Raum. Im Ganzen sind wir gewiß nicht ärger und nicht schwerer erträglich als die Klassenmenschen anderer Nationen. Aber ich sehe auch kein Unglück und keine Gefahr darin, daß ein guter Deutscher (und dafür halte ich Hasbach) seinen Landsleuten einmal ein Bißchen derb die Wahrheit gesagt hat.

II. Diesen Versuch hat auch der Verfasser des Artikels „Posen“ gemacht; und ist darob von anders Denkenden wie ein Verräther behandelt worden. Ueber so häßliche Thorheit ist kein Wort nöthig. Daß der beamtete Mann, der den Artikel schrieb, die Verhältnisse der Provinz Posen, in der er lebt, gründlich kennt und nach bestem Gewissen der deutschen Sache zu dienen strebt, ist nicht zu bestreiten; und die Argumente, mit denen sein Urtheil widerlegt werden sollte, waren wirklich nicht sehr stark. Viele ernste Kenner des Ostens haben ihm zugestimmt. Hier soll aber auch die Stimme eines im Meinen und besonders in den Folgerungen von ihm Abweichenden gehört werden.

Sehr verehrter Herr Harben, als geborener Ostmärker und langjähriger Leser Ihrer „Zukunft“ bitte ich Sie um die Freundlichkeit, einige Gedanken über den Artikel „Posen“ zu veröffentlichen, der am vierten März hier erschien. Der Herr Verfasser ist unzweifelhaft vaterländisch gesinnt, sicher ein Beamter rechtlicher, streng preußischer Pflichterfüllung; aber wenn man den Artikel zu Ende gelesen hat, so wird ein willensstarker Leser in den hilflosen Klagen eine gewisse Seelenverwandtschaft mit dem hohen Beamten finden, der mit seiner Preußen schändenden Verfügung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ im Volk jede Regung zum Kampf für Preußens Ehre und Namen im Keim erstötete. Schwachherzige Leser aber werden ausrufen oder denken: „Wenn die Polen so übermächtig sind, gebe man den Kampf gegen sie doch lieber heute als morgen auf.“ Der Artikel war gut gemeint; auf dem steinigten Feld nationalen Kampfes aber wirkt er wie ein Angriff vom Rücken her. Alles Beobachtete ist gewiß subjektiv richtig. Vieles auch objektiv und mit dem Auge eines um das Deutschthum sorgenden Preußen gesehen. Freilich bin ich einer Beweisführung, die mit Beispielen arbeitet, nicht hold; und ich könnte dem von Gott und der Regierung verlassenen deutschen Tischler leicht ein polnisches Gegenstück finden. Den Schaden dieser zum Theil berechtigten Kritik erkenne ich darin, daß sie die Deutschen zwar über ihre Noth aufklärt, sie aber nur entmuthigt, statt sie mit praktischen Vorschlägen, klugem Rath und kräftigen Worten zu stärkerem Angriff anzufeuern. Oder sollten die am Schluß angegebenen Richtlinien etwa praktische Vorschläge sein? Da wird gerathen, die polnisch-katholische Geistlichkeit zu entnationalisiren. Das wäre eine Hauptsache. Aber wie ist, auf welchem Weg, dieses Ziel zu erreichen? Selbst die polnischen Geistlichen im Erzbisthum Posen-Gnesen durch Deutsche zu ersetzen, wäre schwer, da, wenn ich nicht irre, in jedem Bisthum nur der eigenen Diözese Angehörige ver-



wendet werden und die Polen in der Geistlichkeit Posen mindestens zwei Drittel ausmachen. Unzeitgemäß erscheint mir auch, über die Enteignung schon jetzt ein abfälliges Urtheil zu fällen, da das Gesetz doch noch gar nicht angewendet worden ist. Im heutigen Rechtsstaat dürften nicht mehr die Gewaltmittel des Deutschen Ordens zur Rettung aus der polnischen Noth gelten. Sicher nicht. Von jener mittelalterlichen Radikalkur bis zu einem Enteignungsverfahren, in dem den Polen der volle Werth ihrer Güter bezahlt wird, ist aber ein weiter Weg. Wir Deutsche leiden politisch an Gewissensüberreizung. Wright or wrong, my country, sagen die politisch geschulten Engländer; und haben ihrem Volk die halbe Erde zur Besiedlung erobert. Der russische Nachbar nimmt gerade jetzt seinen Hunderttausenden von deutschen Unterthanen in Wolhynien und Podolien das Recht, irgendwelches Land zu erwerben: und wo ist im deutschen Blätterwald nun der Sturm, der zur Zeit des Enteignungsgesetzes tobte? Japan hat ähnliche Gesetze eingeführt. Nur das Hundert-Millionenvolk der Deutschen hindert noch ein Meer von moralpolitischen Bedenken, den Polen sein Erstgeburtsrecht im eigenen Deutschen Reich als höchstes Gesetz einzuschärfen. Lieber erstickt es im zu kleinen Lande und wägt die Rechte seiner Bürger auf der Goldwage (wie im Marokkotreit, statt seiner Siedlung das letzte freie Stück Erde zu sichern). Nicht weniger als von der Ansiedlungskommission wäre für das Deutschthum von einer strengerer Erziehung der Polen in deutscher Kultur zu erhoffen. Ich stelle geradezu als erstrebenswerthes Ziel hin, daß der polnische Sohn an den Vater, der polnische Bräutigam an sein Mädchen in deutscher Sprache schreiben muß, weil er nicht die Gelegenheit hatte, Polnisch schreiben zu lernen. Damit würde den Polen Gewalt angethan? Gewiß. Zum Schutz von my country. Dabei tauschen die Polen ihre Halbkultur noch gegen gute deutsche Kultur ein, Salmi gegen Gold. Um an dieses Ziel zu kommen, gestatte die Regierung in der ganzen preußischen Ostmark nur deutsche Schulen, fordere gründlicheres Erlernen der deutschen Sprache in den Volksschulen durch Anstellung von zahlreicheren Lehrkräften, durch ansehnliche, unter die besten Schüler zu vertheilende Preise, durch Gewährung von Schulbüchereien, auch für die Dörfer, mit fesselnden Büchern völkischen Inhalts; und so weiter. Leider vergißt heute der polnische Junge in dem Zeitraum zwischen Schule und Heer alle Schulkenntnisse aus dem Gebiet der deutschen Sprache; wenn er nicht etwa zur Landarbeit nach Sachsen oder in die westfälischen Gruben geht. Doch giebt es in den Regimentern des fünften, sechsten und siebenzehnten Armeecorps so viele Polen, daß sich auch im Heer der polnische Soldat nicht gewöhnt, ausschließlich in deutscher Sprache zu denken und zu sprechen. Für die Ostmark müßte daher das preußische Kriegsministerium auf die territoriale Ergänzung verzichten und die Vertheilung der polnischen Rekruten auf verschiedene Armeecorps gründlicher durchführen. Was aus Ueberlieferung ohne Nutzen noch für die Garde besteht, kann Staatsnothwendigkeit für die Behandlung polnischer Rekruten empfehlen. Eine andere Maßregel,



die das polnische Volk an den Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnen könnte, wäre die Verpflichtung aller Beamten, nur in deutschen Lauten mit dem Publikum zu verkehren. Der Pole, der nicht Deutsch spricht oder sprechen will, möge sich einen Dolmetscher bezahlen. Dann könnte auch die Versetzung polnischer Beamten nach deutschen Gegenden strenger durchgeführt werden. Gelänge der Regierung, einen wirklich deutschen Bischof in Posen durchzudrücken, so wäre wohl zu erzielen, daß überall, wo es irgend möglich ist, deutsche Kirchenpredigt eingeführt wird. In Oberschlesien könnte es wohl schon heute gemacht werden. Wer gerade diesen Landestheil kennt, weiß, wie oft am Sonntag zu Leuten, die sonst die ganze Woche lang Deutsch reden, in polnischer Sprache geredet wird. Niemand aber wird die kühne Behauptung wagen, vor und nach der Bischofsbestätigung sei keine Möglichkeit der Beeinflussung zu finden. Die Regierung könnte auch den Stadtverwaltungen empfehlen, ihre Waisen, wenns irgend geht, im Osten erziehen zu lassen, wo sie dem schwindenden deutschen Volksbestand in Stadt und Land neue Kraft zuführen würden. Die Erziehung der Waisen in den Landstädtchen und Dörfern des Ostens wäre außerdem billiger und gesünder als im Schatten der westlichen Fabrikshöfe. Auf eine Sache möchte ich, am Schluß meines Briefes noch hinweisen, die auf den ersten Blick von geringem Werth scheint, aber im Osten einen ungeheuren Einfluß hat. Das sind die polnischen Familiennamen. Ich kenne längst verdeutschte Familien mit polnischen Namen, die dem national-polnischen Werben zum Opfer gefallen sind, sei es aus echt deutscher Liebe zum fremden Volk, sei es aus Bitterkeit, weil die Deutschen sie als halbe Polen, die Polen aber sie als Renegaten behandelten. Will heute aber ein preußischer Staatsbürger seinen jarmatischen Namen gegen einen heimisch anmuthenden deutschen tauschen, so hat er hundert Schwierigkeiten zu überwinden und Gebühren zu entrichten, als ob er für sein deutsches Gefühl besonders bestraft werden müsse. Kann sich Preußen darin nicht Ungarn zum Vorbild nehmen, wo von der Regierung die Annahme magharischer Namen gefördert (manchmal auch gefordert) wird? Gebühr fünfzig Heller. Und gerade die polnischen Namen eignen sich, wegen ihrer lautlichen Verwandtschaft mit den alten, im Osten so zahlreichen wendischen Namen, ungemein bequem zu systematischer Eindeutschung. Oft genügt schon die Weglassung der Endungen ski, iski; oder auch nur die deutsche Schreibweise. Konarski-Konar, Karpinski-Karpin, Kopcinski-Kopschin, Szymonowicz-Schihmonow, Jagowski-Jagow, Janicki-Jahn. Dann kämen wir im Osten bald zum besseren Zustand, wo deutscher Mann auch deutschen Namen hat. Alle oder fast alle von mir vorgeschlagenen Maßregeln können durchgeführt werden, ohne daß die preußischen Häuser oder der Reichstag um besondere Gesetze ersucht werden müssen; ministerielle Verfügungen genügen. Neue Geldmittel sind dafür nicht nöthig, was ebenfalls viel werth ist. Und trotzdem kann viel Arbeit geleistet werden nach dem politisch-ökonomischen Grundsatz: Größter Erfolg mit kleinstem Kraftaufwand. **E d m u n d W e r d e n b a c h.**





Berlin, den 29. April 1911.

## Regalia.

**I**n den Kaiser von Oesterreich und Apostolischen König von Ungarn: Eure Majestät dürfen ganz ruhig sein. So ruhig wie das liebe Vaterland der zwischen Maß und Memel wohnenden Deutschen. Für die nächsten vier Monate ist keine neue Bündnißbefestigung geplant; keine durch Besuche in Schönbrunn oder Ischl zu erwirkende. Eltern, Kinder und Kindesfinder bleiben den schwarzgelben Schlagbäumen fern oder schlüpfen inognito durch. Die schimmernde Wehr schläft in der Reichsrüstkammer. Man weiß hier, was Eurer Majestät Leben den Ländern der Habsburgerkrone bedeutet und wie lästig der erzwungene Verzicht auf kraftsparende Daseinsgewohnheit einem achtzigjährigen Herrn werden muß. Selbst einem, der noch auf festen Beinen steht, seine Frühstücksemmel im Sattel ißt, aus hellen Augen in neues Lenzwerden schaut und sich vom Volk nicht, wie von einem bösen Thier, absperrt. Empfang auf dem Bahnsteig, Vorstellung des Gefolges, Fahrt durch windige Straßen, Dejeuner, Diner, Soirée, Abschiedsgeleit: Das ist, namentlich bei Aprilwetter, nichts für einen fleißigen Greis, der sich nach gethaner Arbeit und fargem Imbiß ins Bett zu legen und vor der Sonne aufzustehen pflegt. Die Freude am Wiedersehen war gewiß unbeschreiblich; mit der kleinsten Bronchialbeschwerde aber zu theuer erkauft. So denken hier alle Maßgebenden. Alle wissen auch, wie ungern gerade auf



Thronen das hohe Alter zeigt, daß es sich schonen, die Vertretung der Majestät Anderen überlassen muß. Wie schwer ihm die Abwehr der Sehnsucht wird, die sich, mit der Feder, unter dem Gedanken bäumt, „auch nur die allergeringsten Umstände zu verursachen“. Antwort: „Die größte Freude; schon von der Absicht gerührt und beglückt.“ Zwischen zwei Seufzern. Erstlettert der alte Herr nicht die Bahnsteigtreppe, fürzt er nach dem Brunschmauß den Cercle, so heißt's: Der hält nicht mehr lange. Holt er sich einen Husten, so wird den fertigen Nekrologen das letzte Stück angeflücht und in allen Burgwinkeln die Frage beflüstert, über welche Bräuche und Privilegien der Donnergang des neuen Taggestirnes hinwegdröhnen werde. Ein Achtziger hat das Recht, hat als Regent die Pflicht, vor einbrechender Zärtlichkeit sich zu hüten. Die Quälerei mit der Militärstrafprozeßordnung, der Dienstsprachensache Rhuen contra Bienerth muß er, mit wunden Bronchien, dulden; auf die Wonne, Logirbesuch zu empfangen, seufzend aber verzichten. Berlin hat Takt. Und Oesterreichs stärkste Reserve nun Ruhe.

Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches: Nach der Heimkehr von fünfmonatiger Rundfahrt lassen Sie, Ihre Reise habe Ihnen einen großen persönlichen Erfolg und dem Reich beträchtlichen Gewinn gebracht. Die Nation erwartet, daß Sie von solchem officiösen Schwatz keine Silbe glauben und den dafür Verantwortlichen ernste Mißbilligung fühlen lassen. Die Reise war sicher sehr hübsch. Indien und Egypten, Rom und Wien. Daß mit der Repräsentation und dem Gefolge nicht immer Alles klappte, ist schließlich kein Unglück. Daß Herr von Treutler, nach dem Staatskalender Diplomat, Ihrem Wesenszauber vor dem Ohr britischer Schreiber Hymnen sang, die der alte Stil deutscher Hofsitte fremden Rehlen gegönnt hätte, konnten Sie nicht hindern. Eben so wenig, daß China, Japan, Siam vergebens, nach kostspieliger Vorbereitung, des Vertreters der Reichshoheit harreten. Bis zur coronation des englischen Onkels wäre die Zeit, da ein paar Wochen zur Akklimatisation an Europens launischen Frühling nöthig schienen, etwas knapp geworden. Daß aus hundert Scheinwerfern grell bestrahlte Pestgespenst konnte das Herz liebender Frauen ängsten. Graf Rex, Theobaldi gratia jetzt Botschafter und als Gastronom und Oberküchenmeister von vielen Graden berühmt, fand Peking schon im Januar so unheimlich, daß er nur die im Gesandtschaftsviertel ansässigen Landleute am Ge-



burtstag des Kaisers bei sich sehen wollte (die anderen, zuerst ein- und zuletzt ausgeladenen versammelten sich im Hotel der Schlafwagengesellschaft zum „Festmahl der Pestverdächtigen“) und auch ihnen, nach spätem Entschluß, den Unblick seiner excellenten Person nicht gönnte (weßhalb auch diese Zugelassenen nach dem Mahl bald zu den Ausgeladenen ins nahe Hotel abmarschirten). Wenn der Gesandte des Deutschen Kaisers die Gefahr so ernst nahm, durfte der Erbe des Kronrechtes ihr nicht nahen. Eure Kaiserliche Hoheit hätte die Kulifrankheit, die in allen Ländern der Gelben dießmal kaum ein Duzend Europäer getötet hat, nicht von der Erfüllung amtlicher Pflicht abgeschreckt. Als Löwenjäger und im Sweater zwischen erlegten Tigern überall konterseit und von der Furcht vor einer Armenseuche weggescheucht? Keiner hat's geglaubt. Jeder merkte das ungeschickte Management der Berliner. Nicht zu ändern. Von einem „politischen Zweck“ der Reise ließ sich nun nicht mehr reden. Der Rest war Jagdvergnügen und höfische Kurzweil. Rom und Wien: daß solche Besuche über die Abfahrtstunde hinaus fortwirken, glauben, nach allem in deutschen Landen Erlebten, nur Schulknaben noch. Persönlicher Erfolg? Dem schlanken Reiter, der im prallen Waffenrock gut zu Pferde sitzt, winkt manches Auge Beifall. Von lautem Römerjubiläum haben Sie sicher selbst nichts gemerkt; die weise urbs blieb bedächtig. Und die Wiener würden eine hübsche Frau gern grüßen, selbst wenn sie aus Ugram oder Belgrad käme. Reichsgewinn? Die davon fabeln, sind ihrer Unwahrhaftigkeit selbst bewußt. Weh dem Fürsten, der ihnen glaubt; von ihnen sich, weil er dem höchsten Ziel nah ist, kränzen läßt. „Kränze giebt es von sehr verschiedener Art: sie lassen sich oft im Spazirengehn bequem erreichen.“ Daran hat Einer gemahnt, der mit greifbarem Staatsgewinn aus Rom heimkehrte. Muß denn vor Thronenden und Thronfolgern immer geheuchelt werden? Die Leute, die mit feucht strahlendem Auge notirten, daß Sie aus Indien an einen Operettensänger eine mit eigener Hand beschriebene Ansichtskarte geschickt, auf dem Forum Romanum, neben dem bürgerlich gekleideten Italerkönig, Rock und Mütze preußischer Kürassiere getragen und die kinematographische Aufnahme Ihrer Rückkehr ins Marmorpalais, Ihrer am Thor harrenden Kinder befohlen haben, diese selben Leute werden laut murren, wenn Sie einst, als Kaiser und König, sich des Interesses, das Ihnen so lange vorgetäuscht ward, würdig finden und sich im unstreitigen



Besitz der Volksgunst wäñnen, die Tüncherkunst geschäftig vorß Kronprinzenauge pinselt. Darf man (fragte Ihres Großvaters Günstling Gustav Freitag) darüber klagen, daß ein Jahre lang an Bewunderung gewöhnter Fürst von seinem Reden und Thun, auch dem unbeträchtlichsten, die höchste Meinung erhält? Während Kaiser Friedrich siech im Charlottenburger Stadtschloß, im Neuen Palais saß, wurde sein Velester in berliner Zeitungen gerühmt, auf berliner Straßen bejubelt. Fragen Sie ihn, wie er, dem die Pein langen Kronprinzenlebens erspart blieb, heute über solche Veräucherung nie noch Bewährter denkt. Daß er Sie nach Langfuhr versetzt hat, wird Eure Kaiserliche Hoheit ihm danken lernen. Da ist Arbeit und Sammlungsmöglichkeit; ist eine Provinz zu ergründen, deren Handel verkümmert und deren Landwirthschaft nur hinter unhaltbar hohen Zollmauern gedeiht; bietet jeder Tag die Gelegenheit, der Frage nachzudenken, ob eine privilegierte Kirche nur Rechte, nicht auch Pflichten habe. Da ist Preußen; nicht neudeutscher Hofbetrieb. Und ein Jahr, in der anständig begrenzten Lebensart eines Regimentßkommandeurs, der den anderen Obersten der Totenkopfbrigade durch üppigen Haushalt weder beschämen noch in ungebührlichen Luxus verleiten will, dem König preußischer Zukunft nützlicher als ein Lustrum in Potsdam.

An Georgios den Ersten, König der Hellenen: Endlich hat Europa wieder von Ihnen gehört. Zum ersten Mal, seit Eure Majestät, um die Pension zu retten, die durch freiwillige Abdankung verwirkt worden wäre, mit dem Vertrauensmann der Kreter den schützenden Pakt schloß. Seitdem war Ruhe. Trauer nur im Kreis der Schwarmgeister, die den wurzellos ausgerodeten Glauben an einwunderthätiges Gottesgnadenthum noch einmal ins Menschengemüth pflanzen möchten. Staunend vernahm nun die Erdfeste, daß Sie Etwas verschenkt haben; zu verschenken hatten. Dem Boden Ihrer Insel Korfu sind Bildwerke entgraben worden. Vielleicht Meisterskulpturen aus den Tagen der Praxiteles und Skopas; vielleicht in Riesenmaße gestreckte Steinstümpereien. Kerkyra-Korintho: da haben Ihrere und Korinther, Athener und Sparter gehaußt; spreiteten sich die Flügel der Adler von Byzanz und des Markuslöwen. Da ist jedes Kunstwunder und jede Enttäuschung möglich. Was griechischem Boden entschauft ward, muß, nach Hellenengesetz, in Griechenland bleiben. Die aus der Tiefe des Nomos Kerkyra ans Licht gehobenen



Schätze dürfen Sie also nicht verschenken. Wollen wohl auch nicht. Nur ein Recht haben Sie weggegeben; einß, daß lästige Pflicht aufbürdet. „Dem Entgegenkommen des Königs Georg ist die erfreuliche Thatsache zu danken, daß Kaiser Wilhelm die Leitung der Ausgrabungsarbeiten übernimmt.“ Schwarz standß auf weißem Holzpapier. Und schnell folgten Artifelchen, die vergessen lehrten, daß ein Halbjahrtausend inß Weltenmeer gesunken ist, seit die Byzantiner auf Korsu herrschten. „Der Kaiser als Kunstmaecen.“ „Der Kaiser als Archæologe.“ Wie vor dem Herbststurm des Schreckensjahres 1908. Als sei Wilhelm im Nebenamt auch ein Schliemann; könne Herkunft und Werth alter Plastik mit noch größerer Treffsicherheit als unser anderer Wilhelm, Bode da Vinci, bestimmen und der Gräbertchnik neue Wege weisen. Im Korinthenreich grollte ein Häuflein. „Warum wieder Deutschen übertragen, was Hellenen mindestens eben so gut können? Muß dieser Däne, der uns, mit all seinen Sippen und Magen, noch nie genügt, nie auch nur eine Drachme eingebracht hat, uns denn immer vor dem Auge der Slavenverwandtschaft herabsetzen?“ Wir ahnten Ihr verschmitztes Lächeln. Fühlten die Ungerechtigkeit im Urtheil Ihrer Landsleute (die Herr von Riederlen, der Finder der „russischen Provinz Finland“, gewiß Unterthanen nennen würde). Daß Sie dem Schwiegervater Ihres Konstantin den Wunsch erfüllten, war höflich; und schlau. Wer die Ausgrabung leitet, muß, als Souverain, als Haupt einer Großmacht, die Kosten der Arbeit auf sich nehmen. Theilung der Lust: war ihre Lösung. Wilhelm befiehlt und bezahlt; Hellas heimst, ohne Spejen, ein. Ihrem Vorgänger Agamemnon wäre ein so königlich kluger Gedanke nie auß dem Hirn gesprungen. Endlich erkennt Europa Christians Sohn, endlich wieder. Und erwartet, über ein Kleines nun in ihrem Blättchen zu lesen, daß dem berliner Reich der grünen Sorgen und höfischen Forschungsinstitute auß der Schaar der Männer von ungemeinem Verdienst neue Senatoren erstanden sind.

Seiner Scherifischen Majestät Muley Abd ul Hafid, Sultan von Marokko: Vor drei Jahren, als Abd ul Aziz, Ihr annoch regirender Herr Bruder, in Rabat saß, sandten Sie vier braune Männer übers Meer, die allen zugänglichen Europäern betheuern sollten, daß Sie ein Freund des Friedens und der Fremden seien, deren Mitarbeit dem Scherifenreich in bessere Wirthschaft helfen könne. Daß war nöthig. Denn als Prätendent hatten Sie,



fast lauter noch als der Roghi, des Bruders Begünstigung aller Weißhäutigen getadelt und den Willen gekündet, alle nicht Mohammeds Glauben Verpflichteten aus dem Land zu jagen und keinen der mit ihnen abgeschlossenen Verträge gelten zu lassen. Die Vier wurden im berliner Auswärtigen Amt empfangen; nur von einem Vortragenden Rath freilich. Immerhin: empfangen; als Vertreter des gegen den souverainen Sultan fechtenden Rebellen von einem Beamten des Kaisers freundlich empfangen, der mit hallender Stimme versprochen hatte, dieses Sultans Souverainetät vor jedem Anschlag zu schützen. In Paris that man spröder; sah in Ihnen den Mann, der das Püppchen Abd ul Aziz vom Thron drängte. Doch Hanotaux (der vor Delcassé das internationale Geschäft geleitet hatte) schrieb: „Hasid ist unser Feind; oft aber hat ein verständiger Friedensschluß solche Feindschaft geendet. Wer mit beiden Sultanen spielt, kann einen gegen den anderen ausspielen. Wenn wir klug sind, entziehen wir den Gegnern diesen Stützpunkt.“ Und Herr Clemenceau, der seinen Pichon fest an der Leine hielt, strebte nach dem Ruhm des Pazifikators. Durch eine Note Ihrer Gesandten konnten Sie „der Regierung des großen Volkes von Frankreich“ melden, daß Sie, „mit Gottes Hilfe und nach dem Willen aller Bewohner von Marokko, den Thron der Väter bestiegen haben.“ Trotzdem Sie erst vor Mequinez, fünfzig Kilometer von Fez, standen. War Ihrem Berufsgenossen Henri Bourbon die Herrschaft über die Hauptstadt eine Messe werth, konnte der zum Hugenoten Erzogene sich, um König zu bleiben, der Römerkirche angeloben, so durften Sie, um Sultan zu werden, allerlei Bekenntniß abschwören. Die an der Berbernküste interessirten Mächte heischten von Ihnen die Anerkennung aller mit Rechtskraft geltenden Verträge und die Zusage, die Anleihen pünktlich zu verzinsen und die Europäer zu schützen. Sie versprachen Alles; und wurden als Sultan anerkannt. Der letzte Absatz der Circularnote vom vierzehnten October 1908 (der, auf Pichons Antrag, alle Signatarmächte zustimmten) belastete Sie mit der Pflicht, Ihrem entthronten Bruder eine außkömmliche Upanage zu gewähren. Alles schien in schönster Ordnung. Nur war aus dem in Glaubenshize auflodernden Musulmanen ein duldsamer Christenschützer geworden; aus dem furchtlosen Rufer zu Heiligem Krieg der milde Wahrer aller Fremdenprivilegien. Den Eingewanderten ging es unter Ihrer Regierung nicht schlechter



als unter des Bruders: und Sie hatten doch, hundertmal, geschworen, die Ungläubigen wie Giftkraut aus dem Scherifenland zu jäten. Glaubten Sie, daß Ihnen der Islam diese Wandlung je verzeihen werde? Heute sind Sie im Maghreb, besonders im Norden, mindestens so gehaßt wie Ab dul Uziz vor seinem Sturz; als ein Abtrünniger, der für irdischen Vortheil frevelnd den Väterglauben und die Freiheit der Nation hingab. Das Chaos ist wiedergekehrt. Stämme, die gestern noch, mit den besten Rif-leuten, für Sie fochten, wenden die Waffen wider Sie. Und des Bruders fast schon verschollener Name wirbt in manchen Theilen des Belad el Maghzen neuen Anhang. Zuverlässige Stützen sucht Ihr Auge vergebens. Sie waren in leidenschaftlichem Grimm gegen Frankreich erwachsen und wollten, trotz der Enttäuschung von Tanger, mit dem Deutschen Reich gehen. Als Ihrem Ruf aus Berlin kein Widerhall kam, als Deutschland die von Ihnen deutschen Männern bewilligten MinenkonzeSSIONen anfechten ließ, froh Ihre Hoffnung nach Paris zurück. Doch das eingewurzelte Mißtrauen war nicht ganz mehr auszureuten. So war's, nach dem Diplomatsieg des Grafen Saint-Aulaire, Ihrem Bruder ergangen. Und noch einmal wird Ihr Schicksal, zum dritten Mal, seinem ähnlich. Das Ministerium Clemenceau hatte, aus Furcht vor internationalem Hader und Sozialistengezeter, allzu lange gezögert, mit Geld und Truppenmacht dem Scherifenchauffeur Abd ul Uziz aus der Klemme zu helfen. Die selbe Angst hat die Ministerien Briand und Monis gehemmt: und Sie blieben im Drang. Jetzt sind französische Soldaten getölet worden. Die Republik muß sich rühren. Läßt, um sich zu Haus und draußen von der Todsünde militärischen Einbruch zu entschuldigen, Tag vor Tag neue Gräuelfunde aus Sprengen. Jez fällt morgen; ist schon von den Rebellen erobert. Der Heilige Kriegerklärt. Keines Europäers Leben noch sicher. Vom Rif bis an den Atlas Revolution. Niemand glaubt's. Doch Frankreich kann dreißigtausend Mann übers Wasser schicken. Die sollen „den Sultan aus der Noth retten“.

Herr Jean Cruppi, einst Staatsanwalt, dann Advokat, jetzt Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, ist kein Raufbold, kein Hitzkopf. Büchersammler und Kunstgenießer. Ehegefährte einer femme de lettres. Aber die Kolonialpartei, die mit Pichons betriebsamer Schwachheit nicht mehr zufrieden war, hat ihm den Einzug in das historische Haus am Quaid'Orsay erlaubt: und er



muß schleunig beweisen, daß ihr Vertrauen nicht einen Unwürdigen frönte. Dem internationalen Geschäft ist der 1855 Geborene bis vorgestern fremd geblieben. Thut nichts. Auch Herr Canaleja, Spaniens Ministerpräsident (der, wie Cruppi, aus der Advokatur kommt), versteht davon nichts; hat aber an Maura, den er, trotz dem „Klerikalismus“ des Verschrienen, hinter dem röthlichen Firmenschild schalten läßt, einen erfahrenen Berather. Wenn Herr Cruppi nach Wissenschaft langt, wird Kollege Delcassé sie ihm nicht versagen. Wie ist's mit den Spaniern? Denen giebt die Algesirasakte einen Theil der Hafenpolizei und das Recht, ihren Presidios Kriegskontrebande fernzuhalten. Denen sichert der bis in den Herbst 1919 giltige Geheimvertrag für den Fall marokkanischer Anarchie ein ansehnliches Stück des Mittelmeerlandes. Die Spanier haben sich aber auch dem franko-britischen Vertrag angeschlossen, der Frankreich das Recht verbürgt, die Wirthschaft und Verwaltung, die Finanzen und das Heerwesen Marokkos nach seinen Bedürfnissen umzugestalten und im Maghreb für Ruhe zu sorgen. Die Spanier dürfen also nicht behaupten, daß sie in Ihrem Sultanat das selbe Recht haben wie die ihm, in Algerien, benachbarte Republik. Herr Cruppi hat sicher alle zur Sache gehörigen Akten durchaus studirt und den weiten Umfang dieser Rechtszäunung schätzen gelernt. Spanien kann nur unbequem werden, wenn es sich, wider den Geist der Verträge vom Oktober 1904, dem Deutschen Reich verbündet. Daran, spricht der Mentor, ist nicht zu denken; Deutschland ist mit uns ja einig. Am neunten Februar 1909 ist in Berlin von dem Staatssekretär Freiherr von Schoen und dem Botschafter Jules Cambon ein Vertrag unterzeichnet worden, in dem die Kaiserliche Regierung sich zu dem Entschluß bekennt, die französischen Sonderinteressen, deren Wahrung nur in einem ruhigen, nicht von Unordnung verwirrten Sultanat möglich ist, fortan nicht mehr zu hemmen. Ein Vertrag, der feststellt, daß Deutschland in Marokko „ausschließlich“ Wirthschaftsinteressen habe, und Frankreich nur verpflichtet, dem deutschen Handel und Gewerbe das selbe Recht zu gewähren wie dem jeder anderen Nation. Der Abschluß dieses Vertrages (der, ohne Krisen und Schlappen, schon 1904 natürlich, von Delcassés Gnade, zu haben war) wurde beschleunigt, weil er bei Eduards Ankunft in Berlin fertig sein und das Fettherz des Ring freuen sollte. Diese höchst sachliche Erwägung trieb zum Verzicht auf



Forderungen, die von minder hastigen Verhändlern durchzusetzen gewesen wären. („Der Kaiser will, daß Alles fertig sei“, sprach ein deutscher Dichter, der längst im Sarg ruht.) Besprochen und ins Reine gebracht hat den Vertrag damals Herr von Riederlen-Waechter, der jetzt Staatssekretär ist; unterzeichnet hat ihn Baron Schoen, der das Reich und den Kaiser in Paris vertritt. Von beiden Seiten ist die loyalste Ausführung zugesichert worden. Pichons Lob der deutschen Loyalität wurde in einer Thronrede, der ersten, für die Herr von Bethmann verantwortlich war, mit artigem Dank erwidert. Deutschland hatte auf Marokko verzichtet (um dem lieben Onkel Eduard, noch vor der Galaoper, mit einer Harmonie holder Klänge das Ohr zu laben) und begnügte sich mit der offenen Thür. Meinen Sie etwa, der Reichskanzler, der allen Dingen dieser Welt von der Seite des Ethos beizukommen sucht und mit rührendem Eifer nach dem Rufe eines ehrlichen Mannes trachtet, werde sich plötzlich nun als einen Ignatiow oder Li-Hung-Tschang entpuppen? Den Cruppi und Berteaux in den Arm fallen? Die Handelsinteressen (die ja noch nicht gefährdet sind), wie Last an Mexikos Grenze, als Vorwand zu militärischem Eingriff benutzen? Via Ratibor die Spanier aufheben und der Französischen Republik zumuthen, sie solle, bevor sie ein Heer nach Marokko schicke, die Anerkennung des vom Frankfurter Frieden geschaffenen Status in unzweideutigen Worten wiederholen? In solche Hirnspinnste verstrickt ein Realpolitiker Ihres Schlages sich nicht. Seit Mostri Ihnen den Sinn des berliner Februarvertrages deutete, haben Sie nicht mehr geschwankt; nur Frankreichs Gunst noch erstrebt. Lassen Sie sich nicht von diesem Pfad abbringen! Nicht durch das Geschwätz über den „Rahmen der Algesirasakte“ (die stets so werthlos war wie alles über Makedonien Geschriebene, international Vereinbarte und die nun überholt ist) in den Irrwahn locken, in Berlin werde für Ihre Souverainetät Wirksames unternommen werden. Sind die Franzosen, trotz Casablanca und den Verlusten ihrer Militärmission, noch einmal mit stacheligem Wort einzuschüchtern: gut; sagen sie irgendwas Nettes über die Bagdadbahn: umso besser. Mehr kommt nicht heraus. Und wenn Eure Majestät Umstände macht: ihr leben noch Brüder; auch Uzi lebt; und weiß jetzt, daß er nur im abgesperrten Park Automobile lenken, nur im verriegelten Kämmerlein Eliquot trinken darf.





## Anzeigen.

**Schattenrisse.** Von Gerda von Robertus. Marquardt & Co.

Dichter sein, heißt: viele Menschen sein. Je größer die Extensität der Natur des Dichters, um so mehr wird er sich in die Naturen anderer Menschen hineinfühlen und diese aus sich gestalten. Dies ist das Gemeinsame in der Physiognomie des Dramatikers und des Epikers. Dichter sein, heißt aber auch: ein „Mensch“ sein, eine tief ausgeprägte Persönlichkeit, eine Intensität der Empfindung, welche unwillkürlich zum Laut, zum Liede wird. Dies die Physiognomie des Lyrikers. Erst die Verbindung jener Extensität und dieser Intensität ergiebt das Gesamtbild des Menschenseins und die Vollendung des Dichters. Doch dürfen wir es schon als eine Errungenschaft betrachten, wenn eine intensive Persönlichkeit uns ihr subjektivstes Ich in Formen der Kunst vermittelt. Was mir von Gerda von Robertus an novellistischer Dichtung vorlag, berechtigt mich noch nicht, an dieser Stätte auf sie hinzuweisen. Doch offenbart ihr Gedichtbuch „Schattenrisse“, wie schon das frühere: „Vom Baum des Lebens“, alle Charakteristika einer Dichterin. Es ist die starke Persönlichkeit, ist das Weib in allen seinen Phasen, was hier sein intensives Empfinden in Versen ausströmt. Diese Verse sind oft formenschön, oft überhastet; Leidenschaft hat sie hingeworfen: Dies ist der Werth und der Mangel. Kunst ist gebändigte Leidenschaft, zu Kristallen organisirtes Fluthen; und diese höhere Phase hat uns die Künstlerin noch durchaus nicht in allen Gedichten gezeigt. Aber sie hat sie uns ahnen lassen. Wir hören von ihr die zarresten, mädchenhaften Töne und den Sturm stärkster Erotik, die, selbst wenn sie Schranken des „Normalen“ sprengt, stets rein wirkt. Wir fühlen Jauchzen, Zweifeln, Verzweifeln. Wir spüren Duft der Melancholie und Sonne des Humors, sehen ein tiefes Gemüth und eine geistvolle Dame der Gesellschaft. Noch ist nicht Alles Erlebniß, aber Alles erlebt. Damit steht die Dichterin schon im Vorhof der Kunst.

Otto Borngräber.



**Die Vision der lieben Frau.** Münchener Roman. Schuster & Löffler in Berlin.

Ich habe dem genius loci der Kunststadt Ausdruck zu geben versucht und einige Hauptzüge der Lebensstragoedie des Malers Stauffer-Bern entnommen, den man, trotz der freien Behandlung, in der Physiognomie des Helden wiedererkennen kann. Doch das eigentliche Schema meines Romans ist auf den biblischen Satz gestellt: „Wer dem Leben entsagt, gewinnt das Leben“. Das bedeutet, daß alles ernste und hohe Vollbringen nur in strenger Selbstzucht und oft harter Entsagung, jedenfalls aber nur auf der Basis echter Sittlichkeit möglich ist. Viele reich begabte Künstlernaturen scheitern an ihrem überschäumenden Lebensdrang. Fast allgemein wird verkannt, daß die Kunst ein ernstes



und ſtrenges Amt iſt, eine Art von Gottesdienſt, und daher dem Künſtler eine ſtrenge Obſervanz auferlegt, wie dem Prieſter. Nun aber empfindet der Künſtler mit ſeinen feinen, dürſtenden Sinnen eine gewaltige Sehnsucht nach dieſem Leben, daß er geſtalten ſoll; und hier ereignet ſich der allzu häufige, verhängnißvolle Irrthum, daß der Künſtler ſeine heilige Sehnsucht im Lebensgenuß befriedigt, ſtatt ſie im Kunſtwerk zu geſtalten, und daß er auf dieſe Art der koſtbarſten Kraft verluſtig wird. Stauffer-Bern: da ſahen wir ſolchen tragischen Fall. Von ihm gilt, was Goethe über den genialen Chriſtian Günther ſagte: „Er wußte ſich nicht zu zähmen: und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten“. Noch ein anderes, ganz unbekanntes Beiſpiel für meine Theſe kann ich anführen. Balzac wurde eines Tages in verbüſtertem Gemüthszuſtand von einem Freund gefunden. „Wie können Sie noch fragen, was mir zugeſtoßen iſt?“ antwortete er auf die beſorgte Frage; „Ich habe ein Buch verloren!“ Was wollte der Satz ſagen? Balzac hatte eine Dame kennen gelernt, die ſein Traum wurde; ein heißer Traum, der ſich bereits verdichten, Dichtung werden wollte. Aber die Verſuchung war ſtark; Balzacs Sehnsucht fand Erfüllung: aber nicht im Kunſtwerk, ſondern im Leben. So hatte er ſein Buch verloren und damit vielleicht ein Stück Unſterblichkeit. Daß mag der Trauernde geahnt haben. Jedenfalls hat ſeine tiefe Weiſheit erkannt, daß ein Kunſtwerk die ganze pſychiſche Kraft fordert und nicht werden kann, wenn dieſe Kraft im Lebensgenuß vergeudet wird. Dieſes große und wichtige Thema iſt der eigentliche Inhalt meines Romans.

München. Joſeph Auguſt Zug.



## Truſtprozeſſe.

Das endgiltige Urtheil über die Standard Oil Company und den Tabaktruſt, die ſchon im November 1909 zum Tod verurtheilt worden waren, kommt nicht heraus. Woche auf Woche vergeht; der Supreme Court in Waſhington hat nur an jedem Montag Sitzung. Das iſt für die new yorker Börſe der dies nefastus. Telegraph und Telephon ſind belagert, wie von einer Meute, die das Wild geſtellt hat. Die Spannung läßt die Hauptleute kaum zum Geſchäft kommen. Bis die befreiende Meldung, daß wieder nichts ſei, die Lauernden ins jeeleiſche Gleichgewicht zurückbringt. Das hält dann ſieben Tage vor. Schon heißt es, der Spruch ſolle erſt im Herbſt fallen. Nicht oft hat Wallſtreet ſo geringe Tagesumſätze gehabt wie in dieſen Wochen des Wartens. Wenn es gar zu ſchlimm wird, läßt irgendein großer Mann Etwas über die Konjunktur hören. Dann klettern die Kurſe ein Stückchen in die Höhe; und Berlin freut ſich, weil New York feſt iſt.

Das Schermangeſek, dieſe Konzession an eine gar nicht amerika-



nische Auffassung vom Wesen wirtschaftlicher Kräfte, nahm sich als Behang eines moralischen Sondergewissens ganz gut aus. Aber Roosevelts undiplomatischer Uebereifer wollte den Galanteriedegen in eine tödtliche Waffe wandeln. Nun sollten die Richter mit dem neuen Flammberg fechten. Sie haben jedoch erst einen Feind zur Strecke gebracht: die Northern Securities Company; einen Riesen aus Pappe. Als Harriman und Hill sich auseinanderlegten, wurde diese Gesellschaft als Holding Company für die Bindung des Aktienbesizes der Union Pacific-Bahn gegründet. Im Jahr 1904 wurde die „Zweckgesellschaft“ als ungesetzlich aufgehoben, weil sie über die Aktien von zwei Konkurrenzbahnen gesetzt worden war und damit die Bestimmungen der Sherman-Bill über die Unverletzbarkeit des Wettbewerbes durchbrach. Die Northern Securities Company trug das Zeichen ihrer Herkunft allzu deutlich zur Schau. Sie war als Werkzeug einer spekulativen Unternehmung gedacht und ihr Verschwinden störte nur die Kreise einiger Großspekulanten. Reißt man einen Strauch aus, der noch nicht Wurzel gefaßt hat, so schadet es dem Erdreich wenig. Entfernt man aber Baumriesen mit tief reichenden Wurzeln, so bleibt eine Wunde am Leib der Erde. Die Trusts haben sich in den Boden eingesenkt. Nun sollen sie herausgerissen werden. Kann Das ohne merkbare Folgen geschehen? Undenkbar. Die Richter (die einzigen im Lande, die keine Instanz über sich haben) wissen, was ihnen das Schicksal auferlegt hat; und zögern. Nichts ist menschlicher als diese Scheu vor dem letzten Wort. Denn die beiden Korporationen, über deren Existenz entschieden werden soll, sind typische Erscheinungen des amerikanischen Wirtschaftslebens. Fallen sie, so müssen andere Trusts ihnen nach. Der riesige Stahltrust, der eine Summe von fast sieben Milliarden Mark verkörpert, ist auch eine Holding Company: der Zweckverband vieler Produktionsstätten. Unter dem Namen United States Steel Corporation sind Gesellschaften, deren selbständige Existenz den ungehinderten Wettbewerb verbürgte, zu Gliedern eines großen Concerns geworden. Die selbe Tendenz hatte der Standard Oil Company ins Leben geholfen. Der Regisseur Rockefeller ist schlechter angeschrieben als Morgan. Deshalb ist der Petroleumtrust ein bekanntes Rubrum in den Gerichtsakten (die berühmte Geldstrafe von 29 Millionen Dollars, die niemals Rechtskraft erlangte, ist noch nicht vergessen), während der Stahltrust ein noch fleckenloses Kleid trägt. Aber der Spruch des Höchsten Gerichtshofes muß gleiches Recht für Alle schaffen.

Das Urtheil gegen die Standard Oil Company (gegen die Stammgesellschaft, die als Holding Company angegriffen werden konnte, was bei einer der den Trust bildenden Produktionsfirmen nicht möglich gewesen wäre) hatte Richter Sanborn vom Bundeskreisgericht in Saint Louis Ende November 1909 mit dem Hinweis begründet, daß der Trust, durch die enorme Ausdehnung seines Geschäftes, die Ausschaltung der Konkurrenz und damit die Herrschaft über die Preise ermöglicht habe. Ein zwischenstaatlicher oder internationaler Handelsverkehr sei ohne



Keine Kontrolle nicht denkbar. Nach der Lex Sherman sei aber für die Beurtheilung der Geseglichkeit einer Kombination das Maß des Einflusses auf den Wettbewerb im Handel entscheidend. Während bei der Verurtheilung des Tabaktrusts der Richter sich klarisch an den Wortlaut des Gesetzes hielt und dadurch in einen Widerspruch zu dem geschäftlichen Gebaren des von ihm kritisirten Angeklagten gerieth (der Richter konstatierte ausdrücklich, daß die Beweisaufnahme die Annahme einer schädlichen Politik der American Tobacco Co. nicht erwiesen habe: der Trust habe die amerikanische Tabakindustrie gefördert und das Aufkommen anderer Unternehmungen nicht gehindert), kam das Urtheil gegen die Standard Oil Co. aus einer freieren Auffassung. Zugegeben wurde darin, daß Jeder, der Handel treibt, das natürliche Bestreben habe, andere Geschäftsleute auszuschließen, einen Theil des Geschäftes an sich zu ziehen und damit zu monopolisiren. Unzulässig sei das Streben, jeden Versuch dieser Art zu verbieten; nur die ungesetlichen Mittel zur Erlangung eines Monopols müßten bekämpft werden. Die ungleichartige Behandlung des Shermangesetzes zwingt, nach diesen beiden Fällen, die entscheidende Instanz, ihr Urtheil prinzipiell zu fassen. Sie muß nicht nur die besonderen Eigenschaften der beiden Trusts prüfen, sondern auch die Mängel des Gesetzes durch Interpretation ergänzen. Das hatte Taft schon in seiner „Verkündung“ gethan. Er ließ die Sherman-Bill als eine unzureichende Leistung erkennen und forderte praktisch brauchbarere Entscheidungen. Die Richter in Washington müssen nun, bei aller Freiheit der persönlichen Auffassung, ein Gesetz anwenden, dessen Mängel „gerichtsnotorisch“ sind. Das ist noch ein Grund, der ihr Zögern erklärt.

Von den neun Mitgliedern des Gerichtshofes starben zwei: der viel genannte Obergerichter Brewer, Spezialist in Trustprozessen (er gab den Ausschlag bei der Entscheidung gegen die Northern Securities Company) und der Präsident Fuller. Einer (Moody) legte sein Amt nieder. Die Verhandlung mußte vertagt werden, bis Präsident Taft die neuen Männer ernannt hatte. Er wählte Persönlichkeiten von besonderem Gewicht. Der Präsident, Chief Justice Edward Douglas White, gehört der Demokratischen Partei an. Er ist zwar Gegner der Trusts, will aber die Bundesgewalt über sie nicht anerkennen, sondern die Jurisdiktion den Staaten selbst überlassen. Damit hat er sich als Gegner Tafts bekannt; und seine Wahl zum Mitglied des Bundesgerichtshofes war wohl mehr eine Konzession an die Demokraten als der Ausdruck übereinstimmender Auffassung. Der zweite Ersatzmann, Charles Hughes, war Gouverneur von New York. Man zählt ihn zu den Spitzen der amerikanischen Jurisprudenz, obwohl er noch nicht Gelegenheit hatte, sich als Richter praktisch zu betheiligen. Der dritte unter den Nachfolgern, Richter Devanter, hat die engsten Beziehungen zu dem Prozeß, da er an dem Urtheil Erster Instanz gegen die Standard Oil Co. mitwirkte. Daß er gegen den Trust stimmt, versteht sich also von selbst. Man hält für denkbar, daß Devanter, weil er



an der ersten Entscheidung mitgewirkt hat, sich der Abstimmung enthalten wird. Die Prozeßordnung zwingt ihn aber nicht dazu.

Der vervollständigte Gerichtshof verhandelte im Januar. Die besten Anwälte vertheidigten die beiden Kapitalriesen. Man konnte alle Feinheiten der Technik und Architektur herausbringen, ohne sich mit der langweiligen Arbeit eines Gerüstbaues abgeben zu müssen; denn das Beweismaterial war zu einem Wall von zehntausend Druckseiten aufgeschichtet. So machte die Verhandlung den Eindruck einer akademischen Erörterung des Trustproblems. Wann zerreißt ein Trust die Maschen des Gesetzes? Daß sie weit genug sind, ihn durchzulassen, hat die Erfahrung gelehrt. Zunächst war festzustellen, wo die Grenze zwischen erlaubtem und gesetzwidrigem Monopol liegt; wenn der Strich gezogen war, blieb der Abstand der beiden verurtheilten Gesellschaften von der Schranke zu prüfen. Das Einfachste wäre natürlich, die Möglichkeit der Anwendung des Gesetzes und das Recht des Staates zur Einmischung in geschäftliche Angelegenheiten zu bestreiten. Aber die Richter werden sich aus dem Gebiet der Jurisdiktion kaum so weit in den Bereich der Legislative begeben, wie die Trustanwälte wünschen. Wer von den deutschen Interessen, von denen noch zu reden sein wird, absieht, Der muß sich trotzdem für die kommende Gerichtsentscheidung interessieren: weil sie endlich zeigen kann, in welchem Umfang der oft gepredigte Kreuzzug gegen die Trusts ernst gemeint, in welchem er nur als Mittel zur Agitation (heute, nach Roosevelt) gedacht ist.

Für die Eisenbahngesellschaften wird das Resultat des großen Trustprozesses von nicht geringerer Bedeutung sein als für die Industrieconcerns. Nur wenige Bahnen bilden kein „System“, haben also, neben ihrem Betrieb, nicht auch noch die Kontrolle über Konkurrenzgesellschaften. Fast hatte in seiner ersten Botschaft an die Trusts erklärt, wenn alte Beziehungen zur Erweiterung des Einflusses einer Gesellschaft auf die andere ausgenützt würden, solle jede Störung vermieden werden. Er wollte am alten Bestand nicht rütteln. Wenn der Supreme Court aber die Forderung der Sherman-Bill anerkennt, daß die Anthelle konkurrierender Gesellschaften nicht in einer Hand sein dürfen? Die Männer der Eisenbahnen glauben an ihren Stern und operiren, als sei die Sherman-Bill im Orkus und der Supreme Court auf dem Mond. In besonders geschäftiger Bewegung sind die Erben Goulds. Die richtige Verwaltung der Hinterlassenschaft des alten Gould hat Schwierigkeiten gemacht. Von Jahrs vier Söhnen, George, Edwin, Howard und Frank, ist der Älteste als ein Spekulant großen Stils bekannt. Sein Plan war, eine Brücke vom Atlantischen zum Stillen Ozean zu schlagen. Er wollte von einer Küste zur anderen eine durchgehende Linie herstellen, um die Vormacht vor sämtlichen Eisenbahngesellschaften zu erlangen. Doch seine Transaktionen, die manchmal die Börse in Althem hielten, blieben ohne Erfolg. Und das Mißverhältniß zwischen Effektenkapital und positiver Ergiebigkeit wuchs immer höher aus den uferlosen Unternehmungen der Gouldgruppe



heraus. So kam es, daß der schwere Name, den Jay Gould zurückließ, an Gewicht verlor. Schon vor Jahren hat Morgan die Sanirung einer der Gouldbahnen durchgeführt; und neulich war wieder die Rede von einer Reorganisation des Hauptstückes der Gouldmasse, der Missouri-Pacific-Bahn. Die Bankfirma Ruhn, Loeb & Co., die mit dem Standard Oil-Concern zusammengeht, hatte die Mehrheit im Aktienkapital dieser Bahn erlangt und eine Verschiebung im Gremium der Verwaltung herbeigeführt. In das Direktorium der Bahn wurden ein Vertreter des Bankhauses Ruhn Loeb und der newyorker Vertrauensmann der Deutschen Bank, Mr. Adams, gewählt. Da die Papiere der genannten Eisenbahngesellschaft in Deutschland untergebracht sind, war es wichtig, einen Vertreter deutscher Interessen im Rath der Verwaltung zu haben, zumal die Politik der Goulds die Aktionäre nicht zu rechter Ruhe kommen ließ. Raum war die neue Mischung des Direktoriums fertig: da machten die depossedirten Goulds einen kräftigen Vorstoß; und es gelang ihnen, bei der Wahl des Präsidenten die Uebermacht in der Verwaltung wieder an sich zu reißen. Das ist zunächst allerdings nur ein Manöversieg, da die Gegenpartei im Besitz der Aktienmehrheit geblieben ist. Die Gruppe Ruhn-Loeb kann also, mit Hilfe ihrer Aktien, der Gouldpartei noch sehr unangenehm werden. Fürs Erste weiß man nicht, wie sich die überrumpelten Reorganisatoren zu der neuen Aktion der Goulds stellen werden. Für die Bahn ist der plötzliche Umschwung gewiß nicht vortheilhaft, da ihre Sanirung wieder in Frage gestellt wird. Die deutschen Aktionäre sehen, daß es nicht immer bequem ist, von amerikanischen Großspekulanten abzuhängen. Das ist die Rehrseite der blinkenden Medaille.

Durch die Entscheidung des Bundesgerichts in Washington kann der Gouldbrummel eine neue Färbung bekommen; aus einem Rechenexempel eine Prinzipienfrage machen. Bestätigt die letzte Instanz den Spruch der vorigen, so wird zunächst den beiden Trusts die Verpflichtung auferlegt, sich jedes Einflusses auf die Untergesellschaften, durch Verwerthung der Aktienmehrheit, zu enthalten. Die Kombinationen von Aktien werden zum inhaltlosen Begriff; denn die Standard Oil Company selbst ist nur das Plakat für ihre 37 Produktionsgesellschaften. Da diese einzelnen Theile eines Bündels allein nicht weiterexistiren könnten, müßte eine neue Form für das alte System gefunden werden. Der Inhalt des Oiltrusts kann nicht beseitigt werden; nur seine Form. Denn die letzte Folge einer Auflösung wäre die Wiederherstellung der freien Konkurrenz und Rockefeller müßte erleben, daß Gesellschaften, deren Meister er ist, über einander herfallen. Die Aktien und Schuldverschreibungen der Standard Oil Co. leben vom Mark der Untergesellschaften. Kann der verbindende Nervenstrang zerschnitten werden? Unmöglich. Nach einer Verurtheilung der Trusts wäre eine Börsenrevolution zu fürchten. Die aber wird nicht das Wunschziel der Männer sein, die in Washington jetzt das Recht finden sollen. L a d o n.





## Theater.

In der französischen Literatur, deren kunstvoll gethürmten Prachtbau nur ein paar volksthümliche Genies durchtollen (Rabelais, Molière und Zola sind freilich darunter), giebt's eine populäre Ecke. In den Brunfsälen geht es fast immer sehr feierlich zu. Racine, der feine und weiche Zauberer, bestimmt den Ton, Empfindungen und Gedanken erscheinen säuberlich soignirt und frisirt und Gargantua, Tartufe und Gervaise werden, wie lästige Eindringlinge, mißtrauisch von der ziersamen Gesellschaft bestaunt. Hinten aber, im ältesten Theil des Gebäudes, herrscht nicht so strenge Sitte; da hüpfen die Empfindungen ungefämmt umher und die Gedanken tummeln sich in gar nicht salonfähiger Vermummung: in löcherigem Wams oder Roller, in verschlissenen Uniformstücken der Großen Armee, in den tofetten Lumpen der Alphonse und Gigolette. Das ist die Ecke der Chansons. Hier haben, von den Sagen der Troubadours und Jongleurs bis in die neueste Zeit der Meister des genre rosse, von Figueiras bis auf Bruand, starke Talente sich geräkelt, hier haben die Ahnen Bérangers und Mistrales gehaust und selbst die größten Lyriker der Franzosen, selbst Hugo und Lamartine, sind zu kurzer Rast hier manchmal eingekehrt. Den Sinn für Feierlichkeit wird man da hinten vergebens suchen. Aber aus dieser Ecke tönt seit manchem Jahrhundert das gallische Richern und der gallische Witz; und in dieser Ecke wuchsen wild einst die Wonnen, die im café-concert, im Vaudeville, in der Operette und in der opéra-comique heute die „Kulturwelt“ entzücken. Und wenn man das alte Gemäuer abreißen wollte, dann ginge ein Jammern durch diese Welt, wie eines Tages durch die lustige Stadt der frommen Pariser, als Gargantua frevelnd die Glocken von Notre-Dame geraubt hatte.

Das Gemäuer ist noch gar nicht so alt, ist jünger als Pantagruels Vater und kaum älter als die französische Klassik: und deshalb war das steinerne Bild vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Das Singen und Klingen währte nämlich schon recht lange, ehe die Maurer zu thun bekamen und den Literaturpalast aufbauen durften. Literaturen gedeihen nur hinter fest gefügten Mauern, mitunter auch in Glashäusern, bei künstlicher Hitze; aber eine dralle und derbe Volkskunst kommt, ohne zärtliche Sorge und wärmenden Wetterschuß, wohl auch im Freien fort. Die Geschichte



der französischen Chanson weiß davon zu erzählen: sie hat in den Meßbuden von Saint-Germain und Saint-Laurent vielleicht die vergnügtesten Tage gesehen. Da, unter den lustigen Zelten, erblühte die *gaya scienza*, da regten die Nachfahren der Menestrel munter die Kräfte, Tenzonen und Sirventen entstanden, Streitgedichte und Rügesänge, und der lose pariser Wind pfiff und segte neckend um die Wiege der gallischen Liederkunst. Ein Volkstkind lag in der Wiege, aber es empfing hohen und höchsten Besuch. Durch das Meßgewühl schlenderte Heinrich der Vierte mit seiner trauten Gabriele, der kleine Louis, der später der Fünfzehnte und der Nichtsnutzigste heißen sollte, trieb da arge Knabenkurzweil und Monsieur und die anderen Prinzen haschten unter den dicht belaubten Kastanienbäumen (Saint-Laurent war eine Sommermesse) nach galanten Abenteuern. Spielhaus und Singeltangel, Sportplatz und Bordell: das Alles waren diese alten Messen, die frühen und primitiven Formen der heutigen Herrlichkeit von Monte Carlo. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wurden feste Läden und Hallen gebaut, ein stattliches Meßviertel entstand, und als bald danach (1697) die Italiener aus ihrem Theaterprivileg vertrieben wurden, begann für die Meßbuden eine neue, von lustigen Kriegen und Siegen erfüllte Epoche, aus der Auguste Font in seinem hübschen Buch über Favart sehr amüsante Geschichten erzählt. Damals hatte Paris nur zwei Theater, die Oper und die Comédie Française, und es war kein Wunder, daß ein gerissener Meßgeschäftsmann auf den Gedanken kam, den beiden Mächtigen Konkurrenz zu machen. Leicht war das Unternehmen freilich nicht, denn die Beiden wehrten sich ihrer Haut und setzten Polizei und Parlament in Bewegung, um sich gegen den unlauteren Wettbewerb zu schützen. Den Meßkünstlern wurde nach und nach so ziemlich Alles verboten: sie durften keine Stücke und keine Szenen aufführen, weder sprechen noch singen; und nichts blieb ihnen erlaubt als die Pantomime. Aber der behende Witz triumphirt immer über die steife Dame Censur und schlägt ihr gern unter Schellengeflapper ein Schnippchen. Die gehezten forains wußten Rath: sie ließen die Musikanten geläufige Melodien spielen, schrieben den Text auf Pappdeckel, die an Bindfaden herabgelassen wurden, — und nun sang und johlte das liebe Publikum, während die stummen „Pantomimiker“ auf der Bühne sich streng an das Polizeiverbot hielten. Später, als in der Menge das Be-



dürfnis nach Ausstattung wuchs, mußten zwei kleine Mädchen in leichten Umorgewändern die Pappdeckel tragen. Es war eine gemeinsame Verschwörung von Komoedianten und Publikum gegen das strenge Gesetz und gegen die Privilegirten, und da ein Strauß mit der Polizei nach alter Erfahrung die Lustigkeit erhöht, mag es bei Herrn Bertrand und seinen Nachfolgern wohl recht ausgelassen zugegangen sein, wenn die Faribondaine erflang oder wenn Pierrot über sein schlimmes Weib zu jammern begann. Vielleicht war es kein rein künstlerischer und künstlerisch reiner Genuß; aber für die Volksthümlichkeit der Chansons hat diese Epoche mit ihren Massengesängen sicher sehr viel gethan und Vaudeville und opéra-comique danken den Meßvergnülichkeiten das Leben.

Dieser Ursprünge muß man sich flüchtig wenigstens erinnern, wenn man das Gebiet überblicken will, das die Chansonnierkünste sich im Lauf der Zeit erobert haben. Unser Couplet ist ein künstliches (leider nur allzu selten ein kunstvolles) Produkt; selbst die „Gigerlkönigin“ und „Ja, beim Souper erlebt man tolle Sachen“ sagten dem deutschen Volksempfinden nichts, waren ersonnene Lieder und klangen den Parisern, denen Anna Held sie vielleicht gesungen hat, nicht vertrauter als uns. Die französischen Chansons sind nicht nur mit viel feinerer Sorgfalt gearbeitet: sie sind auch ein nationaler Besitz, eine Pflanze aus gallischem Boden, die in der weiten Welt nur gewürdigt wird, weil die weite Welt von der gallischen Kunstkultur belebt worden ist. Wir haben die großen und reinen Lyriker, aber die populäre Ecke der Franzosen fehlt uns. Die französische Literatur, die „schöne“ mindestens, blieb dem Leben so ziemlich fern, bis Alexandre Dumas, der Sohn, auftrat und, als der wahrscheinlich stärkste Anreger der nachklassischen Zeit, zwischen Wirklichkeit und Dichtung die Brücke zu schlagen versuchte, die dann plastischer empfindende Künstler aus aller Herren Ländern, von Sien und Jasnaja Poljana bis nach Rom und Madrid, rüstig betraten. Die Nebenkünste aber, die von den Meßabenteuern her die Volksthümlichkeit geerbt hatten, ließen sich die feste Verbindung mit dem lebendigen Treiben ringsum niemals wieder rauben und wurden zur abgefürzten, geträllerten Chronik der Zeit. Aus den Chansons, den Vaudevilles und den Operetten könnte man, wenn uns nichts Anderes erhalten wäre, die französische Geschichte ablesen; und brauchte dabei kaum mehr Lücken zu lassen als ein gelehrter Historiker, der in den Archiven brütet.



Wie aus Favart's lächelndem Munde noch die Heiterkeit des ancien régime singt, wie Désaugier's mit plattem Spaß über den Rothen und Weißen Schrecken hinwegzutändeln versucht, wie Béranger der erste Lyriker der Demokratie wird und zugleich doch der napoleonischen Legende auf offenem Markt das Denkmal setzt und wie die Entwicklung dann weiter geht, bis zu Offenbach, Bruand und Kanroff: Das zu zeigen, wäre wohl eine verlockende Aufgabe für einen Völkerpsychologen (freilich einen ohne Bedanterie).

Aber wir haben es hier nur mit dem Theater zu thun, mit einem Theaterjahrhundert höchstens, von dem Frau Anne Judic, als sie zum ersten Mal, in leutsälicher Huld, nach Berolinum kam, ungefähr die Hälfte auf Schultern, die niemals schön waren, trug. Doch auch indem ich Dieses niederschreibe, schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe. Gehören die Künste der Judic wirklich zur Theaterkunst? Sie war mit den Jahren eine nette Theaterpielerin geworden, gewiß; aber das Beste und Eigenste, was sie zu zeigen hatte, stand mit Schauspielkunst in gar keiner Verbindung. Und ich glaube, der Einfall war am Ende nicht so übel, auf dem Umweg über die alten Messen das Wesen der Judic zu suchen (wenn auch der Reiseplan beim Rückblick dem vorwärts Strebenden wohl etwas weitläufig und verworren aussehen mag).

Kennen Sie Nana? Natürlich; wer kennt sie nicht? Dann erinnern Sie sich auch an Nana's Rivalin Rose Mignon, die in der Blonden Venus die Diana spielt und mit drei Männern in glücklichster Ehe lebt. Setzen Sie statt Mignon: Judic, statt Fauchery: Albert Millaud, statt Steiner's, des dicken Bankiers: Oppenheim, — und Sie haben die Geschichte, über die Ganzparis Jahre lang lachte. Der böse Klatsch wäre nicht der Erwähnung werth, wenn er nicht zur Erklärung des Judic-Erfolges nöthig werden könnte. Aber im furchtbaren Nanabuch ist auch noch Besseres zu finden: ein Urtheil Zola's über Rose Mignon, daß den Hauptreiz der Judic knapp bezeichnet. Diana tritt auf. Son air d'entrée, des paroles bêtes à pleurer, où elle se plaignait de Mars, qui était en train de la lâcher pour Vénus, fut chanté avec une réserve pudique, si pleine de sous-entendus égrillards, que le public s'échauffa. Das ist's: schämige Zurückhaltung, die doch das Aeußerste andeutet, ein Kinderblick und das Lächeln der erfahrenen Frau. Dazu ein volksthümliches Genre, die sauberste Technik, ein kleines, süßes Stimmchen und, als besonders scharf getrüffelter Reiz, die bekannten Privatverhältnisse



des unschuldigen Engels, der Zoten singt: unter günstigerem Gestirn ward nie ein Erfolg erstritten. Die Judic war alt und unschön geworden und den Rollen sogar, die sie früher spielen konnte, lange entwachsen; so hat sie gewagt, sich in Berlin mit einem Personal zu zeigen, dessen Erbärmlichkeit kaum zu schildern war; und sie hat trotzdem gefallen. Nicht nur, weil ein großer Name und hohe Eintrittspreise die Stimmung hoben und weil in den Liedern der dicken Dame eine ganze Volkstunsttradition mitsang und mitlachte, nein: weil sie die Soubrette für ihr Publikum war. Noch mit fünfzig Jahren; und als sie 1868 im Eldorado erschien, jung und schlank und frisch, da war sie zum Abgott der Menge geschaffen und wurde geschwind deshalb auch zum Liebling der reichen demokratisirten Gesellschaft; der Familien, die Zoten hören wollten.

Sie hatte große Vorgängerinnen in der gallischen Kunst. Virginie Déjazet lebte noch, der Gassenjunge und die Grisette von Paris, die drei Generationen entzückt hatte. Die war geistreich, hatte den fecken Ausdruck klassischer Lächerlichkeit, konnte Béranger's Lisette und Murger's Musette gleichen und von Heine als die beste Schauspielerin gefeiert werden. Aber die Lisetten und Musetten waren längst ausgestorben, die kleinen Modistinnen und Putzmacherinnen wollten nicht mehr mit armen Studenten in Mansarden hausen, sondern Geld verdienen und Karriere machen und die Zeit brach an, wo das Witzwort geprägt werden konnte, que tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes. Die Déjazet sah als Greisin in eine veränderte Welt, und als sie in ihrer Jubiläumsvorstellung, die sechzigtausend Francs brachte, die niedliche Théo auf ihrem Schoß hielt, konnte sie wehmüthige Betrachtungen über eine Zeit anstellen, die talentlose Puppenschönheiten zur Sonnenhöhe des Eintragsruhmes führte. Sie hatte in die Romanzenepoche der Restauration und in das Bürgerkönigthum gepaßt, das der rothe Regenschirm überspannte; aber das Kaiserreich rief andere Lieblinge auf die Bretter. Offenbach kam und brachte die blaguirende Aufstattungsoperette; und zur Aufstattung gehören, wie jeder Mann weiß, vor allen anderen Dingen die nackten Mädchen. Sie ließen nicht auf sich warten. Cora Pearl, Blanche d'Antigny und der Troß der anderen Huldinnen, Alle folgten der Pfeife des Rattenfängers und scharten als Trabanten sich um den neuen Stern, um Hortense Schneider. War sie wirklich die geniale Schauspielerin, die dankbares Erinnern in ihr jetzt noch



preist? Wenn man ihre Hauptrollen ansieht, die Großherzogin von Gerolstein und die Here Helena, merkt man mindestens, daß ihr musikalische und dramatische Aufgaben von Belang gestellt werden konnten. Ganz sicher aber war sie die Heldin ihrer Zeit, die Heldin des bacchantisch jauchzenden Imperialismus. Keine Spur von Scham; Hortense war für Jeden zu haben, der sie kaufen konnte, sie gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der Ausstellung und erhielt den Beinamen *passage des princes*. . . Und während sie den Prinzen von Troja umschlang und mit Potentaten *soupirte*, sang Thérésa im Alcazar die derbere Zote der *victime de l'amour* und Rochefort, der damals noch ein harmloser *Feuilletonist* war, pries in beinahe begeisterten Worten die *cantatrice pervertie*. Gute Nacht, *Déjazet*! Eine neue, herbere Art der *Blague* kam auf; man muß Heines Briefe über die französische Bühne, ihren Inhalt und Ton, in nüchterner Ruhe der *Grande Bohême Rocheforts* vergleichen, wenn man den ganzen Wechsel der Zeiten ermessen will.

In einem Reklameblatt, daß der *Figaro* vor einem *réveillon* ausgab, war das Bild der Judic neben dem Thérésas zu sehen. Ein lehrreicher Gegensatz; die Primadonna des Alcazar sieht wie eine *Kanaille* aus, mit frechem Blick und lüsternen Augen, die Diva des Eldorado wie eine Dame, die im Kloster erzogen worden ist und sich nun aus Laune herbei läßt, Gassenhauer zu singen; man könnte an Pauline Metternich denken, die berühmteste Konkurrentin der Judic. Mit diesem feinen Kopf, mit diesem immer ein Bißchen verschleierten und doch so ausdrucksvollen Auge war der Erfolg nicht schwer; aber daß er ins Unermeßliche stieg, war nur möglich, weil hier ein Neues geboten wurde. Man hatte Alles gesehen und gehört, die schönsten und die frechtesten Weiber, weiche und schrille Stimmen, strokende und zierliche Körper; man war übersättigt von Fleisch und glitzernder Brillantenpracht und man fing an, sich wieder einmal auf die Ehrbarkeit zu besinnen. Thérésa hatte mit ihrem Lied Recht behalten: *Ça ne peut pas durer comme ça*. Das Kaiserreich frachte in allen Fugen, die Bourgeoisie stieg rasch stets und rascher herauf und der Geldadel, der in seinen ersten Lebensjahren immer für Korrektheit schwärmt, fand die Tagesgenüsse gar zu anstößig. Was nun? Sollte man künftig vor feuschen Ohren nicht mehr nennen, was feusche Herzen doch nicht entbehren können? Unmöglich. Also ein neuer Reiz, ein feinerer, nie erprobter, der auch den Heuchler angenehm figeln konnte. Dirnen=



lieder mit Damenmanieren, unschuldige Mienen zu Zoten, über die alte Affen erröthen würden, Jungfräulichkeit, die Ranthaiden feil hält. Die Judic brachte diesen Reiz und schlug damit schnell alle Nebenbuhlerinnen. Sie wurde die umjubelte Grossfängerin der wohlhabenden bürgerlichen Gesellschaft, die kindhaft blickende Priesterin heimlicher Priapisten. Daß war ihr poncif; war ihr Glück.

Solcher Erfolg mußte natürlich für das Theater ausgebeutet werden. Die Judic, die als Anfängerin im Gymnase nicht aufgefallen war, wurde Schülerin der genialischen Céline Chaumont und kehrte der Bühne zurück. Man schrieb Rollen für sie; Rollen, die eigentlich nur Vorwände zu Chansons sind. Sicher die albernsten Rollen, die man im Vaudevillebereich finden kann. Wir haben sie auch in Berlin gesehen: *Niniche*, *Lili*, *La femme à Papa*. Wir haben auch andere Rollen gesehen, die Frau Judic den Parisern schwerlich vorführen würde: *Gardous Cyprienne* und die *Sylvanie des Parfum*. Daß war schlimm, denn es war ärmliche Chaumont-Kopie, geistlose, slavische Kopie, die, ohne Wahl und Urtheil, selbst die individuellen Schwächen des Vorbildes nachzuahmen versucht. Die Chaumont war schwächig und behend und hatte hastige Bewegungen, wie ein Rädchen, das immer zum Sprunge bereit ist; die Judic war dick und von behaglichem Temperament. Die Chaumont hatte eine unschöne Stimme, der sie unsagbar komische Wirkungen entlockte; die Judic hatte einen weichen und hellen Ton. Einerlei: sie hatte Cyprienne und Sylvanie von der Chaumont gesehen und segte und hastete und pfauchte nun über die Bretter und stimmte an den einstudirten Stellen ihr Organ zu Kollerlauten herab. Sie kennt die Effekte und läßt sich nach dreißig Bühnenjahren keinen entgehen; aber eine Persönlichkeit kommt nicht heraus und man merkt auf Schritt und Tritt das mühsam Erlernte und Abgeguckte. Der spaßhafte Streit, der damals in Berlin über die Frage entbrannt ist, ob man Frau Judic eine große Schauspielerin nennen dürfe, scheint mir ganz überflüssig: sie war nie eine Schauspielerin höheren Ranges, sondern hatte nur gerade genug Routine erworben, um mit dem Theaterspiel angenehm spielen zu können. Ihre Schauspielkunst war nicht viel größer als die unserer hellsten Metropolsterne; sie hatte nur die feiner geschliffene französische Technik und, was wir nicht haben und nach den Bullen der neuen Päpste nie haben dürfen: den stützenden Stab einer Tradition. Deshalb konnten unsere Spieler



und Spielerinnen, die meistens in's Blaue hinein wirthschaften und sorgfältiges Probiren für überflüssigen Luxus halten, immerhin von ihr lernen. Nur durfte man sich nicht erdreisten, sie unserer Hedwig Niemann zu vergleichen, die lachen konnte wie die Chaumont und weinen wie nur sie selbst. Die Thatsache, daß sie der alten Dame noch Beifall klatschten, lobt den Kunstgeschmack der Pariser; bei uns gilt auf locker gezimmerten Bühnen nur das hübsche Gesicht, der Bibberbusen und die theure Toilette. Doch Uebertreibung mußte uns lächerlich machen. Anna Judic hatte weder den sprühenden Witz und die derb gestaltende Kraft der Gallmeyer noch die geistreiche Grazie und den flugen Taft der Geisteringer. Sie war groß auf einem ganz kleinen Gebiet und ihre Bemühungen, dieses Reich zu erweitern, sind jedesmal fruchtlos geblieben: sie konnte die imperialistischen Operetten nicht in neues Leben erwecken und sie hat in Chaumontrollen vor Kennern stets versagt. Ihr Reich war das Couplet, die Soloszene; leise Nuancen, versteckte Andeutungen, wollüstige Eleganz, die mit Watte umwickelte Zote der gebildeten Gesellschaft: da war sie, wenn man das Genre gelten läßt, zum Entzücken und der Kontrast zwischen dem Unschuldsblick und dem allwissenden Lächeln wirkte spät noch mit dem Reiz halb schon entblätterter Herbstrosen. Soll man sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn eine so feine Dame, wider ihren Willen, nur, um die Gäste zu unterhalten, so „ruppig“ wird?

Seid reinlich bei Tage  
Und säuisch bei Nacht,  
So habt Ihr's auf Erden  
Am Weitsten gebracht.

Die Künste der Judic zeigten uns den französischen Geschmack und, da der Geschmack nur der Ausdruck des sozialen Empfindens ist, auch die französische Gesellschaft auf einer bestimmten Stufe. Die Künstlerin rüstete, als ihr zu uns zu kommen beliebte, schon zum Abschied von ihren Brettern. Die Stufe war längst überschritten. Auch der neue Reiz genügte bald nicht mehr: und nun wurde das Genre Judic vergrößert. Halbwüchsige Mädchen wurden mit der Ruthe zum Zotenfangen abgerichtet und mußten die dürstigen Aermchen und Brüstchen der vornehmen Herrenwelt präsentiren; und schließlich wurden die furchtbaren Barrisonbälge erfunden, deren Leibwäsche Jahre lang durch die (so genannte) Kulturwelt knisterte. Die Wandlung war interessant, weil sie zeigte,



daß mit immer eifrigerem Markteifer für einen alternden Geschmack gesorgt wird. Die Jugend haschte gierig nach üppigeren Formen und konnte das Nackte nicht nackt genug haben; das Alter späht nach dürrer Rindergliedern und spürt den stärksten Rißel, wenn es einen Unterhöschchenbesatz auffchimmern sieht. Inzwischen kam aber auch im Chansonreich eine „neue Richtung“ auf. Heine hatte in sentimentaler Stimmung beseufzt, daß er über die Baudevillegrißetten nicht lachen könne, weil er immer daran denken müsse, wo solche Schwänke in der Wirklichkeit enden: in den Gassen der Prostitution, in den Hospitalen von Saint-Lazare, auf den Tischen der Anatomie. Das klang 1837 wahrscheinlich sehr komisch und Niemand hätte damals geglaubt, daß aus solchen Narrenlaunen einmal ein Genre entstehen könne. Aber die Bourgeoisie wurde älter und trüberen Sinnes: und eines Tages regte sich ein neues, schwächliches, müdes und mitleidiges Geschlecht, dessen einzige Freude noch war, Werthe abzuflopfen und das Innere des Spielzeuges von gestern mit prüfendem Finger zu durchwühlen. Die sonderbaren Heiligen aus diesem Geschlecht verzichteten nicht etwa auf solchen Spielzeug, durchaus nicht; aber sie waren stets bereit, nach der Benützung heiße Thränen über das Schicksal des armen Lustobjektes zu vergießen. Sie nahmen die Dirnendienste willig an, sprachen dann aber also zu den Mißbrauchten: Ihr Uermsten endet in den Gassen, im Hospital oder auf den Tischen der Anatomie; und dieses schwarze Loß ist die Folge eines fluchwürdigen Gesellschaftszustandes. Flink fanden sich Dichter für diese Decadencegefühle, Eckendichter natürlich, die das große Mitleiden der Dickens und Dostojewskij für den Kleinverkehr aushöferten, die sozialistische Weltstimmung kam hinzu: und das Genre Nette Guilbert wurde Mode. Gute Nacht, Judic! Die schöne Anna war noch im ersten Speck der Trost der Greise gewesen, der alten Herren und der alten Gesellschaft, aber sie war selbst nun veraltet, war wirklich die femme à papa geworden, der Liebling der mählich abdankenden Generation. Eine fluge Sängerin, ganz einfach gekleidet, ohne Schmuck, manchmal auch als darbende Proletarierin verpuppt, die mit vollendeter Kunst und mit wehmüthig nasalem Ton den Jammer der Prostituirten und ihrer Zuhälter singt: Das war neu, war gräßlich „zeitgemäß“, die liebe Zote fehlte bei Nette auch nicht und ganz besonders prickelte noch der Gedanke, daß die schluchzende Künstlerin mit Hunderttausenden auf dem Goldminenmarkt enga-



girt war. Der Kapitalist, der vor Kapitalisten über die irdische Noth der Elenden und über das Weh der schwachen Geschöpfe, die er für seine Lüste doch braucht und weiter zu brauchen entschlossen ist, bittere Zähren vergießt: Das war das vor Jahrhundertßschluß letzte Bild aus der populären Ecke der französischen Literatur. In neue Ferne wies es, weit weg von Bertrand und seiner lustigen Bande. Wo einst die Messe von Saint-Laurent abgehalten wurde, ragen jetzt die Gebäude der Ostbahn empor. Wenn heute Heinrich der Vierte mit seiner Trauten wieder des Wegeß käme, würde er sich über Autos, Telephondrähte und Aeroplane vielleicht weniger wundern als über den Geschmackswechsel seiner Pariser, die Beifall brüllten, weil eine hübsche Spekulantin ihnen den bourgeois Herrlichkeit drohenden Untergang sang.

...Das wurde vor fünfzehn Jahren geschrieben; als die Judic zum ersten Mal auf einer berliner Bühne das Lied von den im cabinet particulier verspeisten Krebsen gesungen hatte. Seitdem war Neues über sie nicht zu berichten. Als ernste und komische alte Frau mit weißem Scheitel ist sie noch in ein paar Schauspielen aufgetreten und von den Pariser mit der Herzlichkeit begrüßt worden, die aus zärtlichem Gedächtniß kommt. „Die hätten Sie unter der Präsidentschaft des Marschalls sehen sollen! Davon können Sie sich heute keine Vorstellung mehr machen. Aber ist sie nicht noch sehr nett und, auf ihre Art, liebenswürdig? Mich erinnert sie ein Bißchen an die Pierson, die ja eine ähnliche Entwicklung hatte; ganz leise freilich nur. Die Sprechkunst der Sozietärin aus Molières Haus lernt sie wohl nie mehr.“ Eine Persönlichkeit wurde nicht fühlbar. Schauspielerin war die Judic eben stets nur „im übertragenen Wirkenskreis“ (wie die Oesterreicher sagen). Nun ist sie tot. Frau Guilbert, ihre Erbin, lebt noch; muß ihre Künste aber lange schon exportiren und wird höchstens noch von braven Leuten bewundert, die das gallische Richern, den gallischen Witz nur in der qualité d'exportation kennen lernten. Nach ihr war Polaire der Liebling Lutetiens geworden. Ein langer, schmaler Leib, wie eines Rennpferdes, ohne allzu weibliche Ausbuchtungen. Ein ins Hieratisch-Allyrische zurechtgemachter Kopf, in dessen steinerner Ruhe zwei düstere Augen brennen. Ueber einem Munde, der, ohne je in Scham zu zucken, die grausesten Zoten erzählt. Polaire konnte Willys Claudine sein und mit Blicken, die sich an schwächtigen Mädchenhüften festzusaugen schienen, vom Kult



sapphischer Priesterinnen berichten. Konnte die Hymnen und Rituallieder der Perverſion ſingen. Jetzt? Noch immer iſt Pariß die einzige Stadt, in der jedes Theaterspiel und jedes beuglant ſelbſt dem Verwöhnten Genuß bereitet, mögen die Stücke und Lieder noch ſo albern oder von roher Mache ſein. Doch daß Frauenformat, in dem auf Brettern der Schelmengeiſt und der Weſenßduft, die hölliſche Anmuth und die himmliſche Frechheit einer ganzen Raſſe ſich verkörperte, ſcheint fürß Erſte außgeſtorben zu ſein. Perſönlichkeit wird, auch hier, durch Organisation erſetzt; ein Regiment von Schenkeln, ein Geſchwader von Brüſten aufgeboten, wo einſt der Erzfeind mit zwei Uermchen, zwei Achſelhaarbüſcheln ſiegte. Und auf den feiſten Boulevardeß wird Bayernbier getrunken.

Da wir gerade beim Erinnern ſind: Der Niederländer Louiße Bouwmeester, der am Sonntag Quasimodogeniti im Hoffſchauspielhaus den Shylock geſpielt hat, war ein Tragoede und Tragikomoede von hohem Wuchße. Ein ganzer Kerl, in dem ein reichlich apanagirter Dämon lebte und der ſich nicht nur in Holland (neben Van Zuylen, dem Bernhard Baumeiſter der Niederlande) ſehen laſſen konnte. Ein Autolykuß, deſſen Liſtenreichthum, deſſen behende Schamloſigkeit und verwegene Beſtialität kein Deutſcher in unſerer Zeit erreicht hat. Der beſte Richard (der Dritte; der Held deß wundervoll intimen, nur in ſeiner Intimität mächtigen Werkes, daß ein andachtloße lungernder cabotin jetzt, mit dem Heroenmuth eineß zur Proſtitution ſeiner Mutter Entſchloſſenen, in den Dunſtfreiße der Pferdeäpfel gezerrt hat). Ungelißächſiſcher alße Roſſiße, der in dieſer Rolle den Weg in den Mythoße germaniſcher Menſchheit nicht ſo leicht fand wie alße Macbeth. Männlicher alße der ewige Knabe Rainz, der daße Ungeheuer zum boßhaft ſtichehenden Zwerg, den Tiger zum Luchße verpfuſchte; von ganz anderer Wucht. Der Holländer konnte den Schlachtruß gegen Richmond nicht in ſo rein und hell ſchmetterndem Ton blaſen wie Poſſart (dem im höchſten Sinn nur dieſe Szene gelang). Doch er entblökte die tieſſten Wurzeln, auß denen die Wuth wider Natur und Menſchengeſchlecht dem vierten Sohn Richardße Plantagenet durch den verkrüppelten Rumpf inße Hirn geſtiegen war. Ganz einſam ſchritt er, alße Herzog von Gloſter, alße König, durch ſeiner Heimath rauchende, blutende Bezirke. Keinem ähnlich. Keinem durch daße dünnſte Fäſerchen verbunden noch gar verwandt. Wie ein Wüſtenthier, in müßſam verhaltener Gier unruhig ſchnuppernd, durch eine dunkle



Dorfstraße schleicht, in deren Hütten ihm nur Feinde schlafen; im Dämmergrau sich dann zum Sprunge duckt und dem ersten Wachen, dem harmlos schlendernden Schulkind, mit den Branken die Fleischhülle des in schönem Ebenmaß prunkenden Knochenbaues zerlegt. Und Herr Bouwmeester war immer einfach, in der Rüstung, im Rokel so schlicht menschlich wie im Frack (den er, seiner Schwester, der hiezig Sarah nachstrebenden Medrouw Trenkel, zu Liebe, auch für pariser Spektakel manchmal anzog). Einfach noch auf den steilsten Graten der Tragik; ehe ein berliner Klüngel der Narrenwelt eingeredet hatte, er habe, sub auspiciis zweier im Rezensentenamt nicht fortzupäppelnden Philologen, den Pfad zu „natürlichem“ Spiel gefunden. Schade, daß dieses ernste Talent aus dem Tulpenländchen so spät nach Europa kam. Ein Greis, der um Beifall buhlen muß. Hier ward ein Weltruhm verloren.

Hat Goethe wirklich, wie Du vor acht Tagen behauptetest, in jedem Lebensalter so unsäglich schwache Gedichte gemacht, daß der Goethefremde, dem man sie vorläse, schwören würde, einen von hemmungloser Reimwuth befallenen Stümper zu hören? In tiefsten Schreckens Tonfarbe kommt aus manchem Mund, manchem Brief die Frage. Prüft, antworte ich, die Fülle leidiger Beweisstücke; ich kann nur spärliche Proben vorlegen.

#### V o m B e r g e.

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,  
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!  
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,  
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

#### L i e b e w i d e r W i l l e n.

Ich weiß es wohl und spotte viel:  
Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!  
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,  
Den David und den Alexander;  
Sie sind ja Forcen mit einander  
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,  
Mit misanthropischem Gesicht,  
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!  
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!  
Allein es sitzt zu tief im Herzen  
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.



## Die Zukunft.

## F r i d e r i f e.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.  
 Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele  
 Und sie ist nun von Herzen mein.  
 Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;  
 Nun laß auch morgen sein wie heute  
 Und lehr' mich ihrer würdig sein!

## M ä d c h e n w ü n s c h e.

O fände für mich  
 Ein Bräutigam sich!  
 Wie schön ist's nicht da!  
 Man nennt uns Mama;  
 Da braucht man zum Nähen  
 Zur Schul' nicht zu gehen;  
 Da kann man befehlen,  
 Hat Mägde, darf schmälen;  
 Man wählt sich die Kleider  
 Nach Gusto der Schneider;  
 Da läßt man spaziren,  
 Auf Bälle sich führen  
 Und fragt nicht erst lange  
 Papa und Mama.

## D e r S c h ä f e r.

Es war ein fauler Schäfer,  
 Ein rechter Siebenschläfer,  
 Ihn kümmerte kein Schaf.  
 Ein Mädchen konnt' ihn fassen,  
 Da war der Tropf verlassen,  
 Fort Appetit und Schlaf!  
 Es trieb ihn in die Ferne,  
 Des Nachts zählt er die Sterne,  
 Er klagt' und härm't sich brav.  
 Nun, da sie ihn genommen,  
 Ist Alles wieder kommen,  
 Durst, Appetit und Schlaf.

## B l u m e n g r u ß.

Der Strauß, den ich gepflücket,  
 Grüße Dich viel tausendmal!  
 Ich habe mich oft gebücket,  
 Ach, wohl ein tausendmal,  
 Und ihn ans Herz gedrückt  
 Wie hunderttausendmal!



## Des Epimenides Erwachen.

So rissen wir uns rings herum  
 Von fremden Banden los!  
 Nun sind wir Deutsche wiederum,  
 Nun sind wir wieder groß.  
 So waren wir und sind es auch,  
 Das edelste Geschlecht,  
 Von biederem Sinn und reinem Hauch  
 Und in der Thaten Recht.

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst  
 Sind alle frisch und neu!  
 Wie Du Dich nun empfinden wirst,  
 Nach eignem Sinne frei!  
 Wer dann das Innere begehrt,  
 Der ist schon groß und reich;  
 Zusammen haltet Euren Werth:  
 Und Euch ist Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,  
 Des wohlvergoßnen Bluts,  
 Und freuet Euch von Jahr zu Jahr  
 Des unschätzbaren Guts!  
 Die große Stadt am großen Tag  
 Die unsre sollte sein!  
 Nach ungeheurem Doppelschlag  
 Zum zweiten Mal hinein!

Stunden lang könnte man mit solchem Versgeflimper das Ohr ärgern. Denkt, aus Eurer Entsetztheit, an Jery und Bätely, Lila, die ungleichen Hausgenossen, den Groß-Kophtha, die Aufgeregten, den Bürgergeneral, die Wette; an Erwin und Elmore, Klaudine von Villa Bella (in deren Wüste nur ein bunt blühender Strauch, Krugantino's Lied vom frechen Buben, die dürstenden Sinne labt); an lange Sandstrecken in den Wanderjahren und manches Andere. Ist's etwa nicht wahr, daß der Goethefremde, dem man so schwache Stücke vorläse, schwören würde, einen von hemmungloser Reimwuth befallenen Stümper zu hören? Einen Flachkopf, dem nichts Lebensfähiges einfällt und dessen Prosa im Trab eines trägen Rötters vorwärtskeucht? „Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit, doch was uns einigt, Das sind Worte“, sagt (in einem Paralipomenon, aber vor Mauthner) Mephistopheles. Freilich: ein Geschwader von Nichtigkeiten würde dem Unermesslichen verziehen, der Mahadöh und Prometheus, Mignon und den Fischer, die Braut von Korinth und die Römischen Ele-



gien schuf. Darf man deshalb aber nicht fragen, wie es möglich ward, daß dieses große Ingenium so oft, während der Mund weiterplauderte, so völlig verstummte? „Wenn sich lau die Lüfte füllen um den grünumschränkten Plan, süße Düfte, Nebelhüllen senkt die Dämmerung heran. Lispelt leise süßen Frieden, wiegt das Herz in Rindeßruh; und den Augen dieses Müden schließt des Tages Pforte zu.“ Schlichter schönes Naturempfinden kam nie ans Licht. Hört Uriel zu dem schwebend bewegten Kreis anmuthiger Geister warnend sprechen: „Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd, — welch Getöse bringt das Licht! Es trommetet, es posauet, Auge blinzelt und Ohr erstaunet, Unerhörtes hört sich nicht. Schlüpfet zu den Blumenkronen, tiefer, tiefer still zu wohnen, in die Felsen, unterß Laub; trifft es Euch, so seid Ihr taub.“ Brüderlich müßten alle Völker solcher Gabe sich freuen. Dann aber hagelt es, in den Mummenschanzzenen, in der Walpurgisnacht, spottschlechte Verse; spricht Lynkeus, vor seiner schönsten Strophe: „Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe, sie ziehen munter hafenein. Ein großer Rahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein.“ Dann umspeichelt uns das Himmelsgestammel. Der Unwissende mag glauben, daß Werk sei von zwei Individuen, an Wuchs und Stoff ungleichen, gewirkt. Wir kennen den einen Meister. Wissen, daß niemals ihn Ehrgeiz drängte, sich für einen Poeten zu geben, der die Poesie kommandirt; nie der Drang quälte, nur sein Bestes der Menge zu bieten. Für die war ja das Schwache noch stark genug; fast schon zu stark. Deren Beifall dem Dichter immer entbehrlich. Delectiren wollte er sich; als der größte Dilettant aller Zeiten mit Kunst und Wissenschaft sich, wann es ihm beliebte, auf seine Weise beschäftigen. Grandseigneur werden und bleiben; ein großer Herr, der die Musen zu sich kommen läßt und auf alles in Handwerksbanden Schweißende, den Ruch der Gewerbesarbeit an sich Tragende huldvoll herniederlächelt. Muß denn stets, was man von sich giebt, auch Bedeutung haben? Der Musaget ahnt den Menschen, „der von sich spricht und schreibt, wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte.“ Goethe begreift diesen Menschen; will ihm aber nicht gleichen. Will leben, statt sich in die Schwarze Küche zu schließen und, nach unendlichen Rezepten, das Widrige zusammenzugießen. Will nicht für Satans sämtliche Funkschätze einli-



teratus sein. Wenn in ihm, aus ihm der Dämon schuf, war ergewaltig; und schrumpft ins Maß des gebildeten, geistreichen Dilettanten, des Reimschmiedes gar, wenn der Urheuer nicht helfen will.

---

Den besten Köpfen sei das Stück empfohlen;  
 Der Deutsche sitzt verständig zu Gericht.  
 Gern möchten wir es wiederholen,  
 Jedoch der Beifall giebt allein Gewicht.  
 Vielleicht, daß sich was Bessres freilich fände.  
 Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht:  
 Es hat wohl Anfang, hat ein Ende,  
 Allein ein Ganzes ist es nicht.  
 Ihr Herren, seid so gut und klatscht nun in die Hände!

Diese (auch unziemlich üblen) Verse stehen, unter dem Titel „Abkündigung“, in der Reihe der Paralipomena. Es hat wohl Anfang, hat ein Ende, allein ein Ganzes ist es nicht. Drum ist nie der Versuch gelungen, für die Dauer dem Faustgedicht auf der Bühne die Heimath zu schaffen. Trotz allen Theatertalenten, die das mächtigste Hirn deutscher Menschheit bedienten, ist kein Ganzes geworden; kein Drama. Die baumeisterliche Kraft hatte schwächere Schwingen als der Poetengedanke: und so ward ein Wunderbau, von dem man hier einen überreichlich geschmückten Giebel, da eine Säulenhalle abtragen, den man um ganze Stockwerke kürzen könnte, ohne im Wesentlichen der Architektur zu schaden und den Palast unwohnlich zu machen. Dem man auch Loggien und Balcone anfließen, alles Geräum eines Wolkenfrägers aufstülpen könnte. Die Basis ist breit, das Fundament fest genug, um Umgeheures zu tragen. Doch im Drama darf nur sein, was im Drama sein muß. Und ein Drama darf nicht zwei Tagwerke verlangen. Was sich zwischen zwei Sonnenaufgängen auf einem Schaugerüst abspielt, muß in sich abgeschlossen sein. Einem, der heute ins Theater geht, soll nicht zugemuthet werden, aus Druckpapier zu wissen, was gestern auf diesen Brettern geschehen ist, und sein Gedächtniß den Boden für den Eindruck lockern zu lassen. Der Menge, die Faustum ins Leben rennen und sterben sieht, wagt man ungemaine Leistung abzufordern, weil die Suggestion (daß „tieffte“ Werk der Weltliteratur zu schauen) nachhilft und weil Alles, nach Goethes Wort, „auf dem Theater gedacht ist“. (Die Fähigkeit, Vorgang und Menschengespräch dem Bühnenbedürfniß anzupassen, ohne die Wucht, die Einheit formende Kraft des Dramatikers:



ein von Sachs bis auf Hauptmann in Deutschland nicht seltener Fall.) Trotz seinen Mängeln und Altersmalen ist noch das enthaupdete Werk uns zu lieb, als daß wirs mit zersektem Rumpf hinter der Rampe sehen möchten. Zwei Tage braucht es; muß es haben. Und jeder Versuch anderer Theilung, als der Dichter sie wollte (einer Theilung, die nicht den Irrthum schüfe, auf Faustens Erdenbahn sei Gretchen das große, die Richtung bestimmende Erlebnis), müßte mißlingen, so lange Pietät uns zärtlich umflammt hält. Doch dürfte man, dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern, das Auge flink ans gestern Geschehene erinnern. Während Faust auf blumigem Rasen Schlaf sucht, könnten seinem Traum und unserem Blick die Hauptstätten seines Erlebens vorübergleiten: die Osternacht in der Studirstube, die enge Zelle bei Mephistos Eintritt als Scholastikus, die Herenfüche, Marthens Garten, Gretchens Kerker. Die Philologen würden vielleicht über Entweihung zetern; doch die Zustimmung Goethes, der das Aufgebot aller szenischen Künste wünschte, wäre gewiß. (Und die Theaterleute sollten nicht zaudern, den Kinematographen, der ihnen ans Leben will, zu neuer Möglichkeit sich zu verbünden.)

„Das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt.“ Der Regisseur ist nun gefunden. Herr Max Reinhardt hat, als Dramaturg und Szenengestalter des Faustgedichtes, seine bis heute stärkste und reinste Leistung erreicht. Nichts Wesentliches, nichts herrlich Bedeutendes weggelassen (daß er dem Ersten Theil den Prolog im Himmel zurückgeben muß, weiß er) und aus der ehrfürchtigen Liebe, die ihn, mehr als je einen anderen Bühnenprinzipal, vor dem Werk jedes Dichters erfüllt, die Gliederung und Belichtung der im Plan ungefügen Materialmassen erstrebt. Der Osterspazirgang unter jüngerlich schmalen Birken, das öde Gegröhl in Auerbachs Keller, die wüste Geilheit der Herenzunft, die winflige Kleinstadt mit Hänschen und Gärtchen, Zwinger und Dom, die vom letzten Märzsturm umheulte Walpurgisnacht im Harz, mit den gepeitschten Wipfeln, den Abschiedschauern körnigen Eises: dem Geistesauge unverlierbare Bilder. Im Zweiten Theil gelang völlig das Schwerste: Mummenschanz und Spußfestspiel in der Kaiserpfalz, Klassische Walpurgisnacht, Helenadrama. Der Mummenschanz wirkt aus Leibern und Gewanden, aus Tönen und Farben den buntesten, feinsten Rausch, den irgendwo eine Bühne schuf. (Mephisto



müßte, nach Goethes „ursprünglichem Plan“, vor der Geister-  
 szene, während der Pagen und die Hofräulein ihn konsultiren,  
 „Fausts Gestalt annehmen“; von dem häßlichen Narren würde  
 das Hofgesinde nicht Rath erbitten.) Die zwischen Entzückung  
 und Grauen schwankende, schwebende Traumstimmung der zwei-  
 ten Walpurgisnacht wirkte sich, aller Mythenwunder voll, bis  
 ins Letzte, den mächtig holden Galateenzauber, wie ein Erlebba-  
 res aus. Und was in Sparta und in Arkadien an chorischer Kunst,  
 an Polychromie des Tons und der Gruppen geschaffen ward, sichert  
 allein schon dem Schöpfer den Kranz. Den ersten Sonnenaufgang  
 wünschte ich gewaltiger, der Beschreibung Uriels getreuer; und der  
 farbige Abglanz müßte sichtbar werden. Den Sturz Euphorions  
 (dessen ephebischem Zeugerwillen auch die zu Knabenrollengeschick-  
 teste Frau nicht die Zunge lösen kann) muß unser Auge miterle-  
 ben; darf ihn nicht nur ahnen. Wagner und Mephistopheles am  
 Homunkelherd: von ungefähr gelang hier ein Rembrandt. Ist spä-  
 ter, nach dem arkadischen Bild, die Kraft des Gestalters erlahmt?  
 Wird dem noch jungen Herrn Reinhardt schwer, sich in die Rie-  
 senmaße der Tragoedie zu rechen? Meisterlich war noch die Ab-  
 stimmung der grauen Weiber. („Es ziehen die Wolken, es schwin-  
 den die Sterne. Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne, da  
 kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod.“) Schon von der Phi-  
 lemonszene an aber, die ein Idyll an abgründiger Klust sein müßte,  
 blieb Alles ein Bißchen klein und matt; stellte das Schaudern,  
 der Menschheit bestes Theil, sich nicht mehr ein. Die drei Gewal-  
 tigen hätte kein Auge einem Geisterheer zugebracht; auf Meilen-  
 stiefeln mußten sie durch das Gewölk stampfen. Aus einer Wolke  
 (zu der Helenens Gewand ward) muß Faust auf den Felsgipfel  
 treten. Wie ein Fürst am Strand wohnen. Die Halme des Korn-  
 feldes, daß er dem Dünen sand abrang, will ich vom fühlen Un-  
 hauch des Abendwindes bewegt sehen und, während der Tod her-  
 anschleicht, das Sensengeräusch heimziehender Schnitter hören.  
 Mit unerschöpfter Kraft, als ein greiser Titan, muß Faust, im  
 Drang eines hohen, unbeugsamen Willens, seine Schaar zu neuem  
 Kampf gegen das feindliche Element anfeuern. Die Engel wollen  
 wir herniederschweben (nicht in Reihe und Glied marschiren), den  
 Höllenrachen auflassen, daß Schwefelgeflacker in mild strahlende  
 Flamme gewandelt sehen. Und Mephisto darf nicht thun, als durch-  
 wühle ihn Menschenschmerz. Selbst der alte Satansmeister, froh-



locken die jüngeren Engel, war von spitzer Pein durchdrungen. Mephistos Schlußreden sind ironische Paraphrasen einer Teufelspein, wie Menschen empfinden sich sie vorstellt; ins Bestialische sollen sie, nicht ins Menschliche klingen. Dieser ganze Erzschalt ist ja keine Gestalt; ist eines Raisonneurs durchsichtige Hülle und der Mund des Dichters, der auch darin einzig blieb, daß er, nach dem geistvollsten, im Weltgetriebe abgewekten Wort, den schlichtesten Naturlaut edler Einfalt und viehischer Sinnengier fand.

Nur auf Utopiens Bühnen, wo jeder Lampenputzer ein Garriq ist, wird nicht, an jedem Abend, das Unzulängliche Ereigniß. Sie dürfen, lieber Reinhardt, dieser Leistung sich redlich freuen. Spieler wachsen auch Ihnen nicht auf der flachen Hand. Daß Sie den besten Mephisto, Homunkulus, Chiron, die beste Panthalis und Mater Gloriosa, eine Helena mit echtem Weibeszreiz (und einem Donatellohals) haben, ist schließlich nur ein Glückszufall. Auch Ihnen muß Organisation die Persönlichkeit ersetzen. Doch der Jugendmuth, der Ihnen durch das Gestrüpp der Faustwelt half, die Phantasiefülle, aus der Sie dem Gedicht den Körper wirkten, verdient jedes Kunstsuchers ernststen Dank. Sie hatten ein gutes Jahr; ein köstliches, das Mühe und Arbeit war. Daß Hunderttausende Oedipus einem Schicksal unterliegen und Faust es besiegen sahen, ist Ihr Werk; kein kleines Dem, der aus dem beschränkten Kreis unserer Bühnenbarbareien betrachtet. Ob Vorurtheil Sie noch länger als „Ausstatter“ schmäh, Sie, weil Ihr Sehnen dem Thebanerkönig die Arena, die bizzende Berührung umringender Massen zurückgab, in die ekle Gemeinschaft von Cirkusmimifern stößt oder der „Sensationsucht“ beschuldigt, weil Sie (auf meinen Rath) den zweiten Fausttheil, der eine sechsstündige Spieldauer braucht, um fünf Uhr beginnen ließen und so das Besondere, Festliche des Unternehmens schon den Kartenkäufern einschärften: einerlei. In faustischem Streben haben Sie sich bemüht. Ihrer Erdentage Spur wird aus der Geschichte des deutschen Theaters nicht schwinden. Die That ist Alles, nichts der Ruhm. Und wenn Sie im Herbst, nach neuer Arbeit, die manche Lücke zu füllen hat, den Doktor wieder auf's Gerüst schicken, dann, hoffe ich, lassen Sie getrost seinen Gesellen die Worte sprechen:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh;  
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube:  
Der größte König schließt die Augen zu  
Und jeder Hund beißt gleich seine Grube.





Berlin, den 6. Mai 1911.

## Glaube und Heimath.

**Z**ehn Jahre sind vergangen, seit wir den Namen Karl Schönherr zum ersten Mal hörten. Tiroler, hieß es; „jetzt Arzt in Wien. Und ein Poet von urwüchsiger Kraft.“ Felix Austria freute sich der Hoffnung, daß ihr, nach seinen Stadtherren, nun auch wieder ein starker Bauerndichter erstehen werde. Eine „Tragoedie braver Leute“ hatte Herr Schönherr sein einaktiges Drama „Die Bildschnitzer“ genannt. Auch auf das größer gedachte Werk, das diesem Drama folgte, würde die Bezeichnung passen. In den fünf Akten des „Sonntag“ lernen wir keinen schlechten Kerl kennen; lauter brave Leute. Wir sind wieder im österreichischen Tirol, in der Heimath des Dichters. Da lebt, in einem Wallfahrtdorf, der Rosnerbauer mit Frau und Mutter. Denen ist's schlecht gegangen. Um Lichtmeß hat eine Schneelawine ihr Häuschen nebst Stall und Vieh in den Abgrund gerissen und den Vater, der im Altentheil saß, getötet. Doch das tapfere Paar ließ sich vom Schicksal nicht umwehen. Der Bauer hat sein letztes Stück Wald der Gemeinde verkauft und will von dem Erlös die Baukosten der neuen Hütte zahlen. Er und sein Weib arbeiten von früh bis spät und dürfen hoffen, dem Kind, das sie erwarten, ein schmales Behagen zu schaffen. Härter hat's die Mutter getroffen. Ihr Trost ist der zweite Junge, der Hans. Dem hat der alte Dorfpfarrer ein Gemeindestipendium ausgemirkt. Und jetzt hat der Hans in der



Stadt daß Abiturentenexamen löblich bestanden und soll ins Priesterseminar; so Gott will, wird die Mutter ihn noch als Geistlichen sehen. An diese Hoffnung klammert sich das fromme Weiblein, daß sich auf der Kommode ein Hausaltärchen aus Pappe und Goldpapier errichtet hat, und ahnt nicht, daß der Hans in der Stadt dem Kinderglauben entfremdet ward. Wilde Reden hat er gehört, schlimme Mären von Pfassengräueln; und die Lust am geistlichen Wesen haben Hunger und Schulschinderei ihm ausgetrieben. Noch wagt er das schwere Bekenntniß nicht, will der Mutter, die so viel Leid erlebt hat, nicht des letzten Wunsches Erfüllung rauben; im Innersten aber ist er entschlossen, nicht Priester zu werden. Nun fügt sich, daß am selben Sonnwendtag, der ihn zu kurzer Ferienrast in die Heimath führt, Pfassenfeinde ins Dorf kommen, Radikale, die durch das Land ziehen, um die Unzufriedenen aus träger Ruhe zu scheuchen und eine neue Zeit vorzubereiten. Den Führer des Jugendfähnleins, den Jungreithmair, kennt Hans aus der Stadt. Ein starker, harter Geselle, der Weib und Kind daheim betteln läßt und sich als Apostel fühlt, als Diener gottloser Wahrhaftigkeit, die den zagen Menschen das Heil bringen soll. Die Feigen und Lauen will er rütteln, bis ihnen der Muth wächst, und das Sonnwendfeuer soll das leuchtende Zeichen sein, daß die Schwachen aus krummen Gäßchen und niedrer Gewöhnung auf die Höhe ruft. Doch die fromme Gemeinde wehrt sich gegen den Feind ihres Glaubens; kein Fleckchen giebt der Gemeinderath für das Sonnwendfeuer frei und keinen Mann, so schwört der Dorsthrann, darf der Aufwiegler uns verführen. Zwischen den beiden Fanatismen steht schwankend Hans Rosner. Er hat die Fremden auf seine Bergwiese geführt und schleppt zu ihrem Sonnwendfeuer selbst Reisig herbei. Da fällt ihn der Bruder mit Bitten an. Wenn Hans nicht Priester wird, muß die Familie das Stipendium zurückzahlen und das Kind des Rosnerbauers wird heimlos geboren werden. Daran soll Hans denken; auch an die Mutter, die der Schlag töten kann, und an Alles, was das gequälte Paar schon gelitten hat. Hin und her wird der arme Junge gezerrt. Mit den Freien möchte er gehen, den rüstigen Befreiern, die zum Kampf gegen Priesterdruck und Hörigkeit rufen, und seinen Leuten doch, die so viel für ihn thaten, das Schwerste ersparen. Als Jungreithmair ihn einen Feigling nennt, der einer



großen Sache nichts opfern wolle, wallt des Knaben Blut auf: er ist nicht feig, er wird bleiben; mag sein Entschluß die Seinen noch so hart treffen. In sinnloser Wuth erschlägt ihn der Bruder. Die Kofnerin hält sich stramm; sie wird ihr Kind aufziehen und warten, bis der Mann die Strafe abgebußt hat. Die Mutter steht thränenlos an der Bahre des Jungen, den der Aeltere ihr gemordet hat, und merkt kaum, daß die Gendarmen den Mörder fortführen. Nicht mit Menschen hadert sie: nur mit Gott; mit ihrem Gott, dem sie ein Leben lang treu gedient und der ihr Vertrauen so arg getäuscht hat. Den Mann zuerst und nun beide Kinder nahm er ihr. Langsam räumt sie, auf wankenden Beinen, den ganzen Altarschmuck ab: den frischen Rosmarinstrauß, die künstlichen Blumenstöcke, die Messingleuchter mit den Wachskerzen, das Spizentuch, das den Pappaltar deckte. Dann löscht sie das Dellichtlein im rothen Umpelglas, „setzt sich nah dem geplünderten Altärchen auf einen Stuhl, stützt die zitterigen Hände auf den Krückstock und starrt mit weit offenen, grauen Augen stumpf vor sich hin.“ Das ist das Ende . . . Lauter brave Leute sahen wir, Leute, die sich im Recht wähnten und um ihren Glauben rangen. Das kleine Bild eines eng begrenzten Kulturkampfes hat Perspektive; es ist das Werk eines starken, männlichen Talentes. Die Tragoedie eines greisen Menschenfindes, das die absterbenden Wurzeln stöhnend vom alten Glauben löst. Man soll (sagte ich damals) den Namen Anzengrubers nicht unnützlich im Munde führen, Herrn Schönherr nicht dem einzigen großen Dramatiker vergleichen, der seit Hebbels Tod im deutschen Sprachgebiet lebte. „Noch fehlt dem Tiroler die Größe und Freiheit der Weltauffassung, noch sieht man seinen Menschen nicht so tief ins Herz wie denen des Meisters Ludwig und seinem Pathos hat der Humor sich noch nicht gefellt. Aber er kann viel, erfühlt, wo in der Heuchelkultur unserer Tage die schmerzlichsten Konflikte zu finden sind, und gestaltet sie aus dem Temperament eines in keiner Schule verkümmerten Dramatikers. Er ist eine Hoffnung, der nicht nur Oesterreich sich freuen darf.“

So durfte man vor neun Jahren von dem Tiroler sprechen. Seine Dialektgedichte und Marterln waren kaum über den Heimathbezirk hinausgedrungen; seine Dramen hatten ihm Achtung erworben, sich auf der Bühne aber nicht durchgesetzt. Er war eine Hoffnung. Blieb eine, als sein Schauspiel „Erde“ erschienen war.



Ein Stück sauberer Arbeit. Bauern, die an der Scholle kleben, von der Scholle schwerer als von Eltern und Kindern scheiden. Ein Alter, dessen Tod von Erbenungeduld Tag vor Tag erhofft wird und der die Willenssehne doch von dem längst verarmten Leben nicht lösen mag; der sich zu verjüngen scheint, da ihm schon der Sarg gezimmert ist. Sauber und tüchtig; nur ohne den Reiz einer neuen Vision. Reste von Zolaß, von Anzengruberß Tafel waren mitverbacken und mancher Gang schmeckte nach der Küche deß Herrgottschneiderß. Alles war für die Fernwirkung vom Schau- gerüst bossirt und in der Farbe dem Rampenlicht eingestimmt. Daß durften nur Leute tadeln, die dem Theater daß ihm Unent- behrliche nicht gewähren, die Form, aus der es seit der Hochzeit deß alten Hellas zu Menschen spricht, in kalt erkünsteltem Unge- stüm sprengen wollen. „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein- für allemal daß Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an daß Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber daß Glas! Wemß nicht gegeben wird, Der wirdß nicht erjagen; es ist, wie der geheimniß- volle Stein der Alchemisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühl- bad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunder- bar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können. Wer für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Gla nz leinwand und Glittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als waß sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinwand, durch Puppen vor Kindern ausführen läßt.“ So lautet Goetheß Rath; derb und deutlich. Muß man Einem, der im Theater wirken will, in Deutschland denn immer vorwerfen, daß er sich den Gesetzen deß Theaterß anzupassen strebt? Daß er, der hunderttausend Ohren Verständ- liches sagen, hunderttausend Herzen in schnelleren Puls hizen möchte, dem Sonderbedürfniß verwöhnter Seelen nicht nach- fragt? Den Feinen und Feinsten winkt anderer Genuß; auß einem Buch, einem Bild leuchtet alle Herrlichkeit deß Himmels und der Erde ihnen ins Antlitz. Sie brauchen nicht ins Theater zu gehen. Gehen ja auch nicht in Volksversammlungen. Dürfen sie deßhalb leugnen, daß auf der Agora oder in einem von Tausenden besetz- ten Saal der Redner anders sprechen, andere Mittel zur Wirk-



ung wählen muß als im Kämmerlein vor vier, fünf Menschen, die den ganzen Umkreis seiner Voraussetzungen abgeschritten und sich in seines Denkens Gehäus eingefühlt haben? Lasset dem Theater, was des Theaters ist und bleiben muß, und begrabt den Wahn, ein Unternehmen, daß in einem Monat mindestens sechzigtausend Mark auffrißt, könne je Aestheten und Snobs das Gelobte Land werden. Den Wahn, an dem ein beträchtlicher Theil unseres Theaterelends hängt. Sind die *biblia pauperum* unschmackhaft und werthlos, weil des Feinschmeckers Zunge sie nicht wie einen Lederbissen betastet? Wärs nicht ein dummer Fehler, die für einen Thronsaal bestimmte Deckenfreske so zu malen wie ein Bildchen, daß der Bourgeois sich in die Wohnstube hängt? Wer den Zweck will, muß, nach wie vor Busenbaum, auch die Mittel wollen, durch die der Zweck zu erwirken ist. Fähigkeit zur Unterscheidung der Zwecke: das Erste Gebot im Lehrbuch der Kritik; danach kommt die Prüfung der Mittel: waren sie nothwendig, nützlich, für den Zweck besser geeignete zu finden? Jedes kritische Mühen wird sinnlos, wird, weil es Wirrniß schafft, schädlich, wenn es den Zweck des zu wägenden Werkes außer Acht gelassen und den eigenen Wunsch, wie einem Vater ein Bankertkindchen, dem Schöpfer untergeschoben hat. Daß geschieht jeden Tag („in gewissen Antichambren, wo man nicht zu sondern wußte Mäusedreck von Coriandern“). Herr Schönherr hat's erlebt. Daß er den kleinen Besitz zusammenhält, daß ringsum Erraffbare nicht hochmüthig verschmäht und, da er von der Bühne herab die Masse zwingen möchte, dem Bühnengesetz in Demuth gehorcht, wird ihm als Todsünde wider den Heiligen Geist einer Kunst angemerkt, die sein Streben gar nicht suchte. Daß sein Drama „Glaube und Heimath“ der Menge gefällt, der's gefallen sollte, reizt die Feinen (oder sich fein Dünkeln) in helle Wuth. Daß Gefeis ist thöricht. Herr Omnes hat oft schon viel schlechtere Stücke gekrönt (Beispiele: Rabensteinerin; Strandfinder). Weil ihm der Duft des *Coriandrum* nicht kräftig genug ist, braucht man nicht Alles, was ihm behagt, für Mäusedreck zu halten.

„Die Tragoedie eines Volkes“ nennt der Tiroler sein Schauspiel; er konnte es, wie sein erstes, eine Tragoedie braver Leute nennen. Alle, die auf die Bretter treten, sind brav; Jeder ist's freilich auf seine besondere Weise. Tirol in der Zeit der Gegenreformation. Die Zeitangabe ist etwas unbestimmt; die Gegenrefor-



mation hatte schon unter Karl dem Fünften begonnen und seit 1563 sorgten die ingolstädter Jesuiten dafür, daß im deutschen Süden die Protestanten aus ihrer Heimath gejagt wurden. Gemeint ist wohl die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Ferdinand der Zweite trägt die Römerkrone der Deutschen Kaiser. Wallenstein's Ferdinand, den die Jesuiten in Ingolstadt erzogen haben und der im zweiten Jahr seiner Regierung am Weißen Berg bei Prag die Böhmen schlug. Ein Schicksalsmann nicht nur für Oesterreich und Ungarn, sondern für das ganze Werden deutscher Volkheit. („Ohne die Schlacht am Weißen Berg wäre Alles anders gekommen“, seufzte Bismarck in einer schlaflosen Nacht.) Den lutherischen Glauben hat ihn schon seine Mutter, Marie von Bayern, hassen gelehrt. Unerbittlich, sagt Professor Loesche, der Geschichtschreiber des österreichischen Protestantismus, war er gegen alle Ketzerei; mehr Mönch als Staatsmann; Einer, der nur in und von Heiligengeschichten lebte, der Mutter Gottes die Vertilgung aller Abtrünnigen zugeschworen hatte und lieber mit blutendem Leib Betteln als in seinem Reich Ketzerei dulden wollte. Ein ehrlich Gläubiger, dessen Fanatismus aus einer Gewissenspflicht erwachsen war und der mit den von seinen Bütteln gepeinigten Menschen litt. „Die Unkatholischen irren, wenn sie meinen, daß ich ihnen Feind sei; wenn ich sie nicht also liebte, wäre ich nicht um sie besorgt und ließe sie irren. Gott ist mein Zeuge: sie sind mir so lieb, daß ich, um ihrer Seele das Heil zu schaffen, mein Leben ließe. Wenn ich wüßte, daß mein Tod sie dem wahren Glauben wiedergeben könne, böte ich gern noch in dieser Stunde dem Nachrichter meinen Hals.“ So hat er gesprochen; so fromm (der Kaiser, den Schiller in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges „voll Urglist und Verstellung“ nannte) bis ans Ende seines Lebens gefühlt. Mit Schwert und Feuer hat er in den Erblanden das Reich der Heiligen Jungfrau wiederherzustellen gestrebt. Das Edikt vom Jahr 1629 zwingt die Protestanten, alles seit der Reformation erworbene Kirchengut herauszugeben. Kaiserlicher Befehl fordert, daß alle Ketzerei, Männer und Weiber, nach kurzer Aufgebotsfrist das Land verlassen, und schärft den aus Hütte und Hof Getriebenen die Strafe durch das Verbot, unmündige Kinder mit auf die schwere Wanderschaft zu nehmen. Die Großen ins Elend, die Kleinen zu Jesu Jüngern in die Lehre. So will es der Kaiser; will es (glaubt



er) Sanfta Maria. Wer das Reherthum abschwört, darf bleiben. Konnte ein Kaiser, der sich in der Macht halten wollte, anders handeln? Muß man, um dieses Handeln zu bemäkeln, heute noch, wie in Schiller's Tagen, zwinfernd an die Thatsache erinnern, daß Ferdinand aus Loretto und Rom den Muth zu solchem Entschluß heimbrachte? Durfte er, in der Spur Maximilians des Zweiten, seines Oheims, als den milden Dulder der neuen Lehre sich dem Urtheil später Humanisten empfehlen? Die Gegenreformation, sagt Lamprecht, „bedeutet in Oesterreich Stabilirung der Monarchie, des Absolutismus und bis auf einen gewissen Grad auch des Centralismus. Daß Lutherthum hatte sich in den deutsch-österreichischen Ländern nicht minder rasch verbreitet als sonst in Gebieten deutscher Zunge. Seinem Einfluß fielen zuerst die Bergleute der Alpenländer anheim; dann folgten die adeligen Stände, die Bürger und schließlich auch die Bauern. Die Stände, an sich schon in gewissem Sinn die Antipoden der Dynastie, wurden jetzt, unter der allgemeinen Sympathie der Bevölkerungen, die Träger der evangelischen Bewegung. Der Bestand und die Bekämpfung der lutherischen Lehre wurde zum Prüfstein des Machtverhältnisses zwischen Fürsten und Ständen. Schon durch die innere Lage ihrer Länder wurden die österreichischen Herrscher der Ablehnung der Reformation zugedrängt.“ Sie hätten, wenn sie duldsam gewesen wären, gegen die organisirte Römerkirche zu kämpfen gehabt und in diesem Kampf die wichtigsten Theile des Adels aus der Gefolgschaft verloren. Oesterreich wäre heute vielleicht nicht so slavisch gefärbt; doch gewiß nicht der centralisirte Habsburgerstaat mit fester, von Heiligen und Rittern bewachter Grundmauer. Ferdinand durfte nicht wehleidig zaudern. In dem Majestätbrief, der ihn als König von Böhmen band, prangte zwar die Zusicherung, „daß Niemand, weder von den höheren Ständen noch aus den Städten, Märkten oder vom Bauernvolk, sei es durch seine Obrigkeit oder andere geistliche und weltliche Standespersonen, von seiner Religion abgewendet und zu der Gegentheils Religion mit Gewalt oder einiger anderer erdachten Weis' gedrungen werden dürfe.“ Doch der König, der Kaiser Ferdinand zerschnitt, nach der prager Schlacht, mit eigener Hand den Majestätbrief und verbrannte das Siegel. Knirschend scheint Schiller das Gerücht ins Buch seiner Geschichte zu tragen. Alle protestantischen Prediger, schreibt



er, wurden des Landes verwiesen. „Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die religiösen Privilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution; und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu tagiren.“ Ohne Pathos und wüthenden Hohn sagt, hundert Jahre danach, Lamprecht: „Während des Dreißigjährigen Krieges ist Ferdinand dem Zweiten gelungen, das Lutherthum an Donau, Moldau und Elbe und das mit ihm vereinte Selbständigkeitsstreben der einzelnen Länder zu unterdrücken.“ Obß dabei grausamer zuring, als nöthig war? Eine Schulfrage für Kinder, die in einem Aufsatz den Segen der Gewissensfreiheit zu preisen haben. Die Tragoedie eines Volkes? Die Tiroler sind lustige Leute geblieben; die Zeitgenossen Hofers und Speckbachers so fröhlich und stämmig wie die Ahnen, die Philippine Welser als Frau eines Erzherzogs leiden und siegen sahen. Auch als der karge Staat mit seinen Söhnen zu geizen begann und, in sanfteren Jahrhunderten, das Bekenntniß zu Luther, zur augßburgischen Glaubenssagung nicht mehr in Martyrien riß, hat Tirol dem Römerbischof die Treue gehalten. Nur ein winziges Häuflein lutherisch oder helvetisch Reformirter lebt im Bergland (3000 unter 850 000 Katholiken); und wenn Franz Joseph das Drama des Herrn Schönherr sähe, könnte er fragen, ob es sich wirklich auf dem Boden abspiele, dessen Volk, just vor fünfzig Jahren, sich so zäh gegen das Februarpatent sträubte, weil darin den Protestanten das selbe Recht wie den Katholiken verheißen ward. Ein Glaube, der so völlig, wie ein Unkraut mit Stiel und Stumpf, auszujäten war und auch unter hellerer Sonne nicht nachwuchs, konnte aus diesem Erdreich nie ins Breite sprießen. Vor dem Schöppenstuhl der Geschichte hat Ferdinand Recht behalten.

Titel, Gattungsname und Zeitangabe zwingen, vor dem gedruckten Buch, in solche Betrachtung. Dem harmlos im Theater Sitzenden bleibt sie fern. Wenn er merkt (was zu merken nicht leicht ist), daß er sich im siebenzehnten Jahrhundert glauben soll, wird er auch zu überzeugen sein, daß er eines Volkes Untergang werden sieht, und nicht fragen, ob das schöne Land, daß er, mit Rundreiseheft und Rucksack, im vorigen Hochsommer durchklettert hat, unter Mariens Sohn, Mariens frommem Ritter denn wirklich entvölkert ward. Spannung ersehnt er; und kann sie hier finden.



Peter Rott, der ledige Sohn eines angesehenen Hofbesizers, ist lutherisch geworden und hat, auf Kaisers Befehl, die Heimath verlassen. Ernstlich scheint dem Exulanten (so nennt das in der Priesterschule erzogene Volk diese Verbannten) kein Sippenherz nachzutrauern. Der Vater ist steinalt und von Wassersucht geplagt (wie sein Kaiser Ferdinand im sechsten Lebensjahrzehnt). Daß Römer und Reformirte mit einander raufen, ist ihm nicht neu; schon als kleiner Knabe hat er's gesehen. Als Achtziger hat er nur noch zwei Wünsche: daß Wasser loszuwerden, damit er wieder schnaufen könne, und früh genug zu erfahren, daß die Knochenhand durch den Sumpf nach seinem Herzbeutel tastet. Dann nämlich soll des Mundes letzter Hauch künden, daß auch er sich dem neuen Glauben verlobt hat; erst dann: weil einem Greis nicht der Entschluß zuzumuthen ist, von der Scholle zu scheiden, die Urahnen Frucht trug. (Ein alter Bauer, der sich das Erdenglück durch lautes Bekenntniß zu Rom, die Himmelsseligkeit durch das Bekenntniß zu Wittenberg und Augsburg erlisten will: so wirige Wendungen sind auf unserem Theater wirksam.) Sein Ueltester, Christoph Rott, schwankt noch. Alles Lutherische muß aus dem Land. Soll er Fremden den Hof lassen, auf dem die Rotts seit fünfhundert Jahren sitzen? Der in Kirchenfrommheit eingefriedeten Frau, die ihm in Gluth und Schnee eine willige Gehilfin war, den schlimmsten Schmerz anthun und dem Buben, den sie ihm gebar, das Beispiel arger Kezerei geben? Er kann's nicht. Birgt lieber die Lutherbibel unter die aus dem Boden gelöste Diele und holt sie nur hervor, wenn kein Späherauge zu fürchten ist. Dennoch weiß er: „Glaube ist Gottes sache“. Peter hat's gesagt, als er die Kezerei abschwören sollte; mit den Nägeln sich in die Thürpfosten gefraßt, mit den Zähnen sich eingebissen und doch das Wort nicht gesprochen, daß die kaiserlichen Soldaten von ihm heißten. Muthig ist er, nach schwerem Abschiedskampf, in die weite Welt gewandert; vielleicht mit dem tröstenden Exulantenlied auf der Lippe, dessen Schlußvers lautet: „Nun will ich fort in Gottes Nam! Alles ist mir genommen; doch weiß ich schon: die Himmelskron' werd' ich einmal bekommen“. Ein halbes Jahr ist's her. Da, in der Abenddämmerung, steht er wieder im Rahmen der Thür; entfleischt, zerlumpt, ohne Schuhe. Im Dunkel hat er, des ziellosen Wanderns müde, sich heimgestohlen und fleht nun um Essen und Unterstand.



Fleht vergebens. Der Vater klammert sich in Todesangst an das Verbot, einen „Rückkehrer“ zu herbergen oder zu speisen. Und auch Christoph läßt den Bruder ungesättigt in finstere Fernen zurückfrieren. (Hat der Wohlhabende nicht beim ersten Abschied dem Verbannten einen Zehrpfennig zugesteckt und den Weg in ein Land gewiesen, wo er sicher in seinem Glauben wohnen und mit dem Pflugchar einen Acker zerkrumen kann? Kühle Vernunft, die solche Fragen stellt, hat in Schauspielhäusern zu schweigen.) So geht's Einem da draußen. Zwar steht geschrieben, daß die Heuchler, die Mundchristen, Alle, die nach beiden Seiten hinken, wie wurmstichiges Obst vom Baum der Gnade abfallen werden. Aber dem Lebenden droht nähere Gefahr. Schon stampft des Kaisers Reiter in die Stube; ein wilder, von Schweiß und Blut dampfender Kerl, dessen Seele dem ersten Blick so verschrammt und vernarbt scheint wie sein Antlitz. Ferdinands popularisches Abbild. Ein Goldherz, das der Heiligen Jungfrau gehört und leuchtend sich allem ihr Unterthänigen öffnet. Den letzten Brocken und Fleischkecken den Frommen spendet; dem der Kirche reuig Wiederkehrenden froh die ganze zusammengesparte Habe, Thaler auf Thaler, hinwirft. Wider die Keger ohne Erbarmen aber mit Säbel und Lanze, mit Pech und Feuer wüthet. (An solcher Mischung von Rohem und Zartem, von sublime und grotesque hätte Victor Hugo sich innig gefreut. Auf unseren Brettern gefällt sie noch heute. Ein blutrünstiger Reiter, der die Untergebenen Fanghunde, einen Rathsschreiber Federfuchß, trogige Rnaben verdamnte Wildfäßen und alle Lutherischen Teufelsgeschmeiß nennt, Tage lang durch rothen Menschensaft watet, des Schwertes Spitze in die Brust schwacher Weiber bohrt und dem das Herz doch nicht durch die kleinste Schwiele gehärtet ist: ein Prachtferl, den das Parquet und die Galerie lieben muß. An dessen Möglichkeit Beide, zwischen Acht und Elf, auch ohne die überfluge Erwähnung der Sage glauben würden, er sei aus reichem Adelshaus und habe als Jüngling die Mönchskutte getragen.) Christoph Rott sieht ihn an der Leiche des lutherischen Weibes, das unter dem Streich des inbrünstigen Lummels zusammenank und das im Tod noch die Bibel mit starren Fingern gegen die Henkerspranke vertheidigt. Solcher Unblick giebt auch dem Schwachen Stärke. Auf den breitesten Blutfleck der Bibel, die er der Toten entwand, drückt Christopher



die Schwurhand und bekennt sich laut zur unveränderten Augsburger Konfession. Uebermorgen muß er aus dem Land. „Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein, es ist Dir auch so gegangen. Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein: mach's, Herr, nach Deinem Verlangen!“ Ungefähr so ist auch dieses Erulanten Stimmung. Seine Frau geht mit ihm; trotzdem ihr im alten Glauben warm und wohl ist. Sein Vater bleibt; will auf dem Rothhof sterben und läßt den neuen Besitzer, der für das Anwesen mit Vieh und Hausrath zwölfhundert Thaler bezahlt, verpflichten, den Altbauer in seiner Kammer zu dulden, bis der Totenfarren ihn holt. In ein reinliches Grab, wie es dem Sohn eines reichen Geschlechtes ziemt? Nein: vom Leichenbrett weg auf den Schindanger. So will's der Reiter; nur solches Grab gönnt er den Rehern. Der Alte hat sich verrechnet. Das listig bis ans Ende aufgesparte Bekenntniß brächte ihn neben die verreckten Hunde. Jetzt schreit er's heraus: „Bin ein evangelischer Christ!“ Und kann den Tag kaum erwarten, dessen erstes Licht ihm, unter des Sohnes Obhut, forthelfen soll; nur in ein gebührieliches Grab noch, daß fremde Erde deckt. Eine zweite Ueerraschung harret, die schmerzlichste, des armen Christoph. Er wußte nicht, daß er seinen Jungen nicht mitnehmen dürfe. (Daß er's nicht wußte, ist, da der Reher'schub bald achtzig Jahre währt, seltsam. Aber vom Theaterrecht gestattet. „So geh' ich heut von meinem Haus; die Kinder muß ich lassen. Mein Gott, Das treibt mir Thränen aus, zu wandern ferne Straßen.“ Das hat ein Erulantenlied, in dem diese Strophe steht, mag aus dem Salzburgerland erst später über die Tauern gedrungen sein.) Nun muß auch die Frau bleiben; als Mutter den kleinen Dick'schädel betreuen. Der aber will nicht; für keine Paradieseswonne von Weiberkitteln gewärmt sein. Springt, da des Reiters's Tage nach ihm hascht, in den Mühlbach; wird von dem großen Schaufelrad gepackt und als Leiche vom Vater dem Strudel entrissen. Soll Christoph den Reiter töten? Schon kniet er auf seiner Brust, schwingt über seinem Haupte die Holzart. Doch Jesus verbot den Totschlag; befahl, dem grimmigsten Feind zu verzeihen. In's Auge kann Christoph dem Eisenharten, der ihm das Liebste nahm, nicht schauen. Mit abgewandtem Gesicht streckt er ihm die Hand hin; des Menschenbruders's. Dann, da er den Druck von Manne'sfingern gespürt hat, zieht er, nun doch mit der Frau, mit dem toten Sohn und dem sterbenden



Water, aus der Heimath ins Unbekannte. Der Reiter zerbricht mit hastigem Fußtritt sein Schwert und sinkt, selbst ein gebrochener Mann, auf die Erde, die er mit Reherblutströmen gedüngt hat.

Wieder, wie im „Sonntag“, ein wortlos pantomimischer Schluß. Diesmal bedeutet das Symbolon nicht die Abkehr von dem Gott, der einer Seele gläubiges Vertrauen getäuscht hat; soll bedeuten, daß reinste Menschlichkeit den Glaubensspalt überwächst und unter Todfeinden noch Frieden stiftet. Der von Rotts Christensinn bezungene Reiter wird nie wieder, seiner Jungfrau zur Ehre, Reher in die Pfanne hauen. Wirklich: nie wieder? Der Bauernköpfe wie Halme gemäht, Mütter geschlachtet, saugende Kinder ihnen roh vom zärtlich umpatschten Brustborn gerissen hat? Hinter dem Dörfer qualmen und Blutlachen in Fäulniß zum Himmel stinken? Den hat, plötzlich, eines Abtrünnlings fromme Grimasse gelähmt und dem Mariendienst, wie er ihn verstand, für immer entfremdet? Fromm waren ja auch die Anderen, die seines Eifers Sichel aus der Wurzel schnitt; in Evangelienanstmuth lebende Christen, die ohne Fluch von dem Peiniger schieden, mochte er noch so sehr den in Schwefelfarbe gepanzerten Reitern gleichen, die Johannes, der Theologe, auf Feuerrossen mit Löwenhäuptern und Schlangenschwänzen durch das Gewölk sausen und den dritten Theil aller Menschen vernichten sah. Der Rampenreiter, den wir zu kennen glaubten, der eben erst eines toten Weibes gekrampfte Finger zu brechen suchte, hätte gepfaucht: „Recht geschieht der Teufelsbrut! In der ekelsten Pfüße soll sie, neben räudigen Hunden, verröcheln. Halte, Heilige Jungfrau, Deinem Kindlein die Augen zu, daß der grause Unblick es nicht erschrecke!“ Längst aber sind wir im Reich des Zufalls und haben, im Weihrauch des Wunderglaubens, schon das Wundern verlernt. Der alte Rott konnte im Schreck über den Friedhofbann sterben und den von Bauernschlauheit allzu lange zurückgehaltenen Bekenntnißdrang mit in die kalte Grube nehmen. Konnte vom grassen Elend des zweiten Sohnes, den er noch einmal mit Büchsenkolben aus der Heimath gepeitscht sieht, im Tiefsten erschüttert und der Greisen selbstsucht entwurzelt werden. Die lutherische Frau brauchte nicht sterbend aus dem Nachbargeschoß in Rotts Stube zu wandern und in Christophs Seele den Bekenntermuth zu wecken. Die Rottin konnte sich von dem ungläubigen Christophoros scheiden und dem Sohn den Erbhof retten. Und ist dieses Sohnes Tod, eines bäuerischen



Euphorionß, etwa die nothwendige Frucht des Baumesß, aus dessen Saft den Lutherischen das Verhängniß reifte? Dieses auf alle Höhen strebende, in alle Tiefen lugende Troßköpfchen, das für die Großmutter wie für den Reiter des Kaisers ein Schimpfswort bereit hat, wäre unter irgendein Mühlrad gerathen, auch wenn kein wiener Edikt die Eltern vom Herd gejagt hätte. Wie der „wildfrische Bub“ (den der Vater Zuchtstierl oder Spaz nennt) vor unseren Blick springt, kann Alles aus ihm werden: ein Mönch oder ein Rutenfeind, Christophß oder des Reitersß Nachwuchs, Leid und Labfal den Eltern. Und das selbe Zufallsgesetz gilt für alle Figuren, die, bedächtig oder in Hast, um den Rothhof kribbeln.

Figuren. Das Menschlichste ist ihnen fern: die Buntheit des Empfindens, die Polyphonie des Wollens. Jeder scheint, wie einer Schallplatte, eine Melodie eingerichtet; eine nur, die nach jeder Kurbeldrehung ertönt. Jede hat, wie Wagnersß Mechanikermenschheit, ihr Leitmotiv, das sie von den Schachtelgefährten unterscheidet. Der Englbauer ist von der Fixen Idee besessen, daß seine Söhne dem Leib der Mutter schon als Hofbesitzer entschlüpfen müssen; drum kauft er, auch für ungeborene, für noch nicht gezeugte, was ringsum zu haben ist. Kennwort: „Als Bagabund darf mir kein Kind in die Welt! Bin der Englbauer!“ Der Unteregger (dessen verhärmtess Urbild sich von Unzengrubersß Kreuzelschreibern wegstahl) denkt bei Tag und bei Nacht nur der Einsamkeit, die ihn erwartet, da sein Weib, das bissiger als ein Kettenhund ist, nicht mit ihm in die Fremde will. Kennwort: „Soll sie alle Tag' drei Schüsseln auf mein Schädel zerhaun; wenn i nur was bei mir hab', döß mich an daheim derinnert!“ Dem Sandperger ist die Frau nicht so fest ans Herz gewachsen wie die Scholle; er will lieber auf seinem Hof in die Hölle verdammt als draußen selig gesprochen sein. Kennwort: „Noch bin i Bauer! Noch schlaf' i auf eigen Grund!“ Der Rottin istß nur um den Mann und den Buben; „unser Dreispann darf nit auseinander.“ Ihre Mutter fühlt sich als Gluckhenne, die sich mit warmer Federdecke über die Küchlein breitet. Der Schreiber hat nur seine Lauspässe, der Schuster nur Sohlen und Nägel im Kopf. Ein Vagantenpaar, das aus dem Zillerthal des josephinischen Liederspieles kommen könnte, sagt uns immer wieder, daß es kein Vaterland hat, aber ein Kinderland sucht, und lenkt, immer wieder, mit unwandelbar wetterfestem Tändelruf („Trapperl, streck' Dich! Wolf, buck' Dich!“) die Blicke auf sein Gefosß.



Daß all dieß Homunkel auch einmal Anderes ertrachten, etwa an Essen und Trinken frei denken könne, ist kaum zu glauben. Noch schwerer, daß über ihm, dem mosenenthalische Sentimentalität aus allen Poren schwißt, sich der Himmel Ferdinands und seines Friedländer's wölbe. Gute Rasse, noble Wurzeln, quecksilberner Bub, freipirte Hunde: sprach im siebenzehnten Jahrhundert so der tiroler Bauer? Klagte, daß er, in ewigem Nebel, seines Erlebens Sinn nicht zu deuten wisse? Verglich sich einem Baum, der blüht, wenn er blühen muß, und mahnte die Frau, sich schmiegsam in des Kindes Eigensinn zu schicken? Doch vielleicht sind wir gar nicht in der Zeit Trauttmannsdorffs und der Kirchengutsrestitution; vielleicht schon unter dem Krummstab Firmians, des tiroler Grafen, der, als Erzbischof, dreißigtausend Protestanten aus des Kaisers Salzammer über Oesterreichs Grenze trieb (und einem deutschen Dichter damit die erste Anregung zu dem Epos von Hermann und Dorothea gab). 1621 oder 1731? Wir haben keine Gewißheit. Brauchen, im Theater, auch keine. Da wickelt sich Alles schnell ab; bleibt Alles dem Auge faßbar deutlich. Die Figur scheint ein Mensch; daß Mißgeschick einzelner Querköpfe eines Volkes Tragoedie.

Querköpfe nennt sie der Leser, der sie, in eines Zimmers Stille, seiner Hirnschale konfrontirt und nicht ahnen lernt, wie in diesen flug verdumpften Menschengehäusen ein neuer Glaube wachsen konnte, der, wie Epheugeschling, des alten Glaubens ehrwürdigen Stamm entkräftet und Schollenfleber freien Willens aus der Heimath scheucht. Ein Schaugerüstglaube ist's, blinder Leser, und eine Theaterheimath. Hinter diesen bemalten Leinwänden haust kein Gesinde; auf diesem Rotthof hat nie eine Kuh gefalbt noch ein Bauer je Dung in die Krume getragen. Dem Theater ist Herr Schönherr noch eine Hoffnung; nur ihm, trotz manchem kräftigen Wort, mancher balladesthen Seelendämmerstimmung, wenn er, statt die verstaubte Form mit edelstem Stoff zu füllen und, abermals nach Goethes Rath, „das Bestmögliche hervorzubringen“, in bequemer Gewöhnung die aufgesparten Bleibsel seines Wesenssaftes in die Form tröpfeln läßt. Grillparzerpreis, Bauernfeldpreis, bald, nach fast gellend lautem Lob aus dem Mund eines Kaisers, dessen Urtheil stets am Stoff eines Kunstgebildes hängt, wohl auch Schillerpreis: wird der ins Alter nüchterner Weisheit gereifte Tiroler merken, daß er vom Ufer groß scheint, weil unter seinem schwächsten Werk eine gewaltige Welle verbrandet?



## Rings um die Sphinx.

Am Ural, erzählt der berühmte Romancier Dmitrij Merešchkowski, sitzen an einem langen Tisch bärtige, wetterharte Männer. Alexander Dobrolubow, der typische russische Intellektualist, der jeglichen Reichtum von sich schleuderte und in Noth und Armuth sein Leben fristet, ein Leben, das der Befehrung von Nichtgläubigen gewidmet ist, lehrt und predigt das neue Heil. An dem langen Tisch sitzen die „Brüder“ und schweigen. Einst haben sie gejohlt und gesungen, einst haben sie in lauten Worten inbrünstig gebetet. Nun sitzen sie still, schweigsam und lassen die Köpfe hängen. Merešchkowski malt diese Szene mit meisterhaften Strichen. Da sitzen Leute, die alle Wege zum Heil durchquert hatten, die von den sozialen Höhen in die tiefsten Niederungen der Volksseele herabgestiegen sind, die von Auferstehung träumten, von Verschmelzung des nationalen Bewußtseins mit ekstatischem Innenleben, und sitzen doch endlich traurig und matt und lassen die Köpfe hängen. Sie haben fast schon aufgehört, zu hoffen.

In diesem symbolischen Bilde spiegelt sich der gegenwärtige Zustand der russischen Intelligenz, die nach langer, sehr langer Verträumtheit sich doch endlich vor einigen Jahren zur That aufgerafft hat und nun, nach kurzen Lichtmomenten, wieder dem Schlaf entgegenieht. Als 1905 die Revolution ausbrach, konnte man glauben, die russische Intelligenz rüttelte an den Fesseln und morgen begünne ein neues Leben. Doch kurz war der Wahn. Die Reaktion, verkörpert in Kriegsgerichten und Hunderten am Galgen zappelnden politischen Verbrechern, feierte bald darauf in Rußland wahre Triumphe. Der Schatten des Fortschritts, der sich auf die sarmatische Ebene gelegt hatte, ließ sich aber nicht mehr fortscheuchen. Er spukt sowohl in den Vorstellungen der Bedrücker als auch in den Köpfen der Bedrückten. Er ist unsichtbar und doch überall zu spüren. Daher die Krisis, die in der Elite des russischen Volkes, in den Reihen der intellektuell Reifen ausgebrochen ist.

Dieser Krisis der russischen Intelligenz hat der Abgeordnete Ladislaus Jablonowski ein tief durchdachtes Buch gewidmet. Es führt den vielsagenden Titel: „Rings um die Sphinx.“ Der geistige Organismus des russischen Mittelstandes wird darin zerfasert. Mit seinem psychologischen Spürsinn dringt Jablonowski in die tiefsten, entlegensten Winkel der russischen Volksseele und entblößt die eiternden Wunden ans Tageslicht. Nach der Eruption der That, nach hoffnungschweren Monden folgen Zeiten der Schwer-



fälligkeit und Ungewißheit. In allen Sphären des Lebens läßt sich diese Krisis feststellen: in der Politik und in der Wissenschaft, in der Kunst und in der Literatur. Da sieht man überall die typischen Merkmale kritischer Zustände: ein leidenschaftliches Verdammen des Hergebrachten und Fortbestehenden und ein rasches, unbedachtes Hineingleiten in „neue Gleise“. In knappen Worten zeichnet Jablonowski den Zustand der jetzigen Intelligenz: sie verfällt in die Ekstase des Selbstkasteiens und beichtet demüthig ihre Sündenschuld. Man merkt: diese Leute möchten Etwas, lechzen nach Rettung und Auferstehung, aber je mehr sie Dies wollen, desto tiefer ergreift sie das Gefühl der Hoffnungslosigkeit; ihr Bewußtsein ist eigentlich das eines Verzweifelten und sie bahnen sich neue Wege wie Leute, die den Ausgangspunkt, den Ort ihres Abmarsches aus dem Gesichtskreis verloren haben.

Noch nie sammelte sich in den Herzen der russischen Gebildeten so viel Pessimismus wie jetzt. Selbst die schmerzhaftesten Enttäuschungen aus der Zeit der tiefsten Reaktion der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vermochten nicht solche pessimistischen Aeußerungen zu zeitigen. Einer der tiefsten Denker des modernen Rußlands, der Verkünder des „mystischen Anarchismus“ Wjenczyslaw Iwanow, sagt (in Abhandlungen über die „Russische Idee“) seine Ansichten über seine Mitbrüder in Worte, die wie Grabgesänge anmuthen: „Unsere Freiheitbewegung war eine kraftlose Anstrengung, Etwas zu erlangen und Etwas endgiltig zu lösen; wir wollten uns selbst finden und selbständig erklären; wir wollten kosmisch werden und uns auf ein leuchtendes Niveau erheben. Es gelüstete uns, frei zu sein und nach eigenem Gutdünkel über die Probleme der Welt und der Nation zu entscheiden, ein neues religiöses Bewußtsein zu begründen. Aber wir haben nichts entschieden und nichts endgiltig begründet, und wie vor Jahren braust ein Chaos in unserem geistigen Ich, das wiederum Invasionen unserer Feinde ausgeht.“ Nur einen Ausweg sieht der „mystische Anarchist“ Iwanow aus dieser Sackgasse, in die sich die russische Intelligenz verrannte: „Die freie und totale Annahme des Erlösers, als einer einzigen, allumfassenden Basis unseres geistigen und physischen Lebens.“ Wieder die alte Losung: Zurück zu Jesus!

Wie viele russische Ideologen haben bereits diesen Weg zurückgelegt! Und sind von einer Sackgasse in die andere gelangt. Das weiß Iwanow. Er weiß, daß der Ausweg, den er vorschlägt, höchstens dem Individuum frommt, daß in seiner besonderen geistigen Struktur zwei Begriffe vereinigen kann: Mystik und Anarchismus. Das „Fünklein Gottes in der Menschenseele“ (wie das



Mittelalter die mystischen Triebe nannte) ist Gnade des Individuums und kann nie zum Allgemeinbegriff herabgedrückt werden.

Die Masse läßt sich mit einem visionären Bilde und einem abstrakten Begriff nicht abthun. Das soziale Gewissen der Masse wird aufgereizt und beunruhigt durch die „spezifisch russischen Probleme“: das Verhältniß des Individuums zur Allgemeinheit, der Kultur zum Instinkt, der Intelligenz zum Volke, der Welt zu Gott, des Geschlechts zur Sünde, des Lebens zum Tode, der Freiheit zur Nothwendigkeit. Doch was hilft's? Keins dieser „russischen Probleme“ kann sachlich erwogen und verständlich erklärt werden. „Unsere edelsten, anziehendsten Bestrebungen zeigen einen Selbstvernichtungswahn, als ob wir heimlich im Bann irgendeiner dionysischen Macht stünden, der jedes Zersafern und Zerseßen eine Wonne bereitet.“

Diesen verzagenden und in einen übermächtigen Pessimismus auartenden Stimmen gesellt sich eine Publikation, die den Titel „Wegweiser („Wiechi“) trägt. Eine Sammelschrift der heutigen russischen Intelligenz, eine Generalbeichte und Generalabrechnung. Als Verfasser zeichnen die bekanntesten Intellektuellen Rußlands, die bewußten Pioniere der Auferstehung. Wir finden darunter Namen von bestem Klang wie Strume, Bulhakow, Ispojew, Berdiajew, Ristiafowski. Auch sie stellen den eigenthümlichen kritischen Zustand der russischen Intelligenz fest und führen ihn auf die materiellen und moralischen Schäden zurück, mit denen die letzten Bewegungen der Revolution quittirt wurden. Die russische Intelligenz ist einfach in panischer Angst vom Kampffeld gewichen, hat sich hinter die Mauern der Reaktion verschanzt und mit einer gewissen Genugthuung den blutigen Verfolgungen der Umstürzler, der Aera blind waltender Kriegsgerichte zugeschaut. An die Stelle des Sozialpolitikers ist, wie es in Rußland immer zu geschehen pflegt, der Individualist getreten. Die Verfasser der „Wegweiser“ stellen die Thatsache fest: die russische Intelligenz zielte durchs ganze neunzehnte Jahrhundert darauf, sich politisch und sozial bethätigen zu können; als aber die günstigste Stunde kam, zog sie sich erschreckt zurück. Der ganze Reiz der sozialen Bethätigung hat sich verflüchtigt; die Intelligenz versiel wiederum in den höchst gefährlichen, krankhaften Zustand steriler Schwärmerei. Sie räumte das Feld den beiden Extremen: dem selbstherrlichen, reaktionären Beamtenthum und dem Bomben schleudernden, einstweilen aber zur Ruhe gezwungenen „unterirdischen Rußland“. Die Intelligenz, die etwa befähigt wäre, diese beiden Gegensätze zu überbrücken, hat sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen.



Mit einer an Wollust grenzenden Autokritik haben die Verfasser der „Wegweiser“ diese traurige Thatsache festgestellt. Sie geben aber in ihrem Werk noch mehr: sie trachten, die Gründe anzugeben, warum diese Flucht vor der Oeffentlichkeit sich vollzog. Da werden sie geradezu grausam: „Wir sind Krüppel, alle russischen Intelligenzler inßgesamt. Wir sind Krüppel, weil wir an einer steten Verdoppelung unseres Ich laboriren, weil wir die Fähigkeit einer natürlichen Entwicklung verloren haben, weil unser Bewußtsein nicht parallel zu unserem Willen wächst, sondern wie eine Lokomotive, die sich vom Eisenbahnzug losgemacht hat, weit hinausgerannt ist und sich in einer Leere fortbewegt.“ Mit einer wahrhaft asiatischen Freude am Grausamen wird ein faulender, den Geruch der Verwesung ausströmender Leichnam ans Licht gezogen und jeder Theil des modernden Leibes sezirt.

Die geistigen Führer Rußlands geben zu, daß sie es waren, die an dem Scheitern der Massenbewegungen, an dem Bankerot der Volksempörung schuldig sind. Sie haben dem Volk eine falsche Ideologie aufgedrängt, ein Chaos in den Köpfen entstehen lassen, eine Gährung geschaffen, die nicht zu einer Klärung der Situation führte. Immer tiefer dringen wir in die geheimnißvolle Welt des russischen Seelenlebens, und was wir hervorholen, ist das Gift, daß von einer irregeleiteten, falsch orientirten Intelligenz in das Massenleben verpflanzt wurde.

Den ungebildeten Schollenmenschen und den Intellektuellen Rußlands verbindet jetzt ein Gefühl: das der Hoffnungslosigkeit und Resignation. Selbst die Träume sind fast verträumt und überall spannt sich eine graue, öde Alltagswirklichkeit aus, eine Dämmerung: der Bauer betrinkt sich bis zur Besinnungslosigkeit und der Intellektuelle träumt von Selbstmord. Der Verfasser der „Geschichte der russischen Intelligenz“, Professor Kulikowskij, giebt für diese Stimmung eine Erklärung: „Unser Elend und unser Dünkel äußert sich darin, daß der Russe, selbst wenn er bessere Anlagen hat, im Lauf der Zeit rückfällig wird, sich mit der Wirklichkeit ausöhnt und die in der Jugend erworbenen Ideale der Ehre, des Geistes und des Denkens verliert.“

In knappen Worten ist hier Alles gesagt. Viele dem Westeuropäer unerklärliche Ereignisse des öffentlichen Lebens Rußlands werden erklärlich, wenn man die Ideologie der russischen Intelligenz kennen gelernt und sich in die unsäglich traurigen Blätter vertieft hat, auf denen die Generalbeichte „hoffnungsloser Geschlechter“, der Enkel großer Träumer, zu lesen ist.

Lemberg.

Professor Dr. Berthold Merwin.





## Platen. \*)

**Die geistige Haltung Platens.** Aus der Vorrede zu einer Neu-  
ausgabe der Gedichte des Grafen Platen. Schirmer & Mahlau  
in Frankfurt am Main.

Platens geistige Haltung darlegen, heißt: den Sieg schildern, den sein schöpferischer Wille über die Leidenschaften seines Lebens errang. Den Sieg seiner Form über den Stoff. Es kann sich also nicht darum handeln, seine Stellung zu allerlei ephemeren Problemen und Vorgängen seiner Zeit zu erörtern, sondern nur darum: das Ewige seines Lebens und Gedichtes in jene letzten Wechselbeziehungen zu rücken, die den wahren menschlichen Untergrund seiner Persönlichkeit enthüllen. Es bleibt uns damit von vorn herein erspart, sein gesamtes dichterisches Werk in diese Betrachtungen zu ziehen; hier gewinnen nur die Dichtungen eine besondere Bedeutung, die in ihrem seelischen Gehalt unverrückbar und zeitlos sind, also vor Allem die Sonette, Oden und Hymnen. Schon die Ghazelen können zum Theil ausscheiden, da sie mehr einer Möglichkeit des Könnens als einer Nothwendigkeit des Schaffens entstammen. Sie sind in erster Linie artistische Gebilde, wie ja schon aus der Thatfache hervorgeht, daß Platen sie nach persischen „Mustern“ gedichtet hat. Sein rhythmisches Gefühl war durch eine dauernde Beschäftigung mit dieser orientalischen Dichtungsgattung, die er durch Rückert kennen gelernt hatte, so sehr auf ihre klangliche und metrische Eigenthümlichkeit eingestellt, daß sich bei seiner großen sprachbildnerischen Begabung ganz unwillkürlich diese Form auf seine eigene Dichtung übertrug. Zwar steht außer Zweifel, daß einige dieser Ghazelen einen sehr hohen poetischen Werth besitzen und in ihrem fremdländischen Reiz bestrickend wirken: daß sich aber in einer für die Verhältnisse unserer Sprache so spielerisch wirkenden Form ein ursprünglich Dichterisches in ungebrochener Linie offenbare, scheint unmöglich. Das parallelistische Element der orientalischen Dichtung (wie wir es so häufig auch in den Psalmen finden) bedingt eine viel zu große Menge von Umwegen und Windungen, ehe die Seele erst zu ihrem äußersten Ausdruck gelangt, als daß es nicht dem germanischen Geist

---

\*) Neben den großen, vornehm ausgestatteten Bänden, die (bei Georg Müller) den „Briefwechsel des Grafen Platen“ ans hellste Licht bringen, erscheint eine neue Ausgabe der Gedichte Platens, denen Herr Rausch eine aus oft überschwingender Liebe quellende Vorrede gegeben hat. Daß hier veröffentlichte Fragment zeigt, daß dieser Vorredner, den die Liebe nicht völlig zu blenden vermochte, noch mancherlei Neues und neu Klingendes zu sagen weiß. Und künstlerisch Empfindende müssen sich der Wahrnehmung freuen, daß die Gestalt des seltsam begabten Grafen, gegen den Heine so häßlich gesündigt hat, auch in der Heimath endlich wieder die Beachtung findet, die ihr, als einem nicht etwa nur formalistischen Talent, noch heute, ja heute gebührt.



gefährlich erscheinen müßte. Wenn man an die gewisse primitive und eherne Haltung der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtung denkt, an die Fülle ihrer einfachen, unnuancirten Sätze und Ausdrücke, so muß man eine Form wie die der Ghasale eben wegen ihrer Dehnbarkeit als fremd empfinden, in ihren Wurzeln fremd, und sei sie mit noch so großer Kunst gemeistert. Heute ist ja auch ganz klar erkenntlich, daß Platen seine unmittelbarsten und heftigsten Bewegungen niemals ursprünglich in die Form eine Ghasale gegossen hat. Ein Blick in seine Tagebücher lehrt es. Da finden wir Verse und Strophen aller Art, in denen ein augenblickliches Erlebnis seine reinste Auslösung fand: kleine Lieder, kreuzweis gereimte jambische Vierzeiler, Blankverse, hymnisch bewegte Strophen in freien Rhythmen, mit oder ohne Reim, Sonette, Stanzas, Terzinen, sogar französische Alexandriner, aber ich entsinne mich nicht, jemals Ghaselen gefunden zu haben. Wollte man allerdings eine Studie über Platens Sprachtechnik schreiben, so würde diese Form in erster Linie eine reiche Ausbeute liefern und ohne Zweifel schon die Ansätze aufweisen, die sich später in den Oden und Hymnen zu so grandiosen Massen ausgewachsen haben.

Ganz anders verhält es sich mit der Form des Sonetts. Es ist hier eine Scheidung zu machen zwischen den vor und den nach dem Jahre 1824 gedichteten Sonetten. Die in den Jahren 1821 bis 1823 entstandenen weisen im Durchschnitt nicht die hohe Vollenbung auf, welche die späteren, vor Allem die venezianischen, kennzeichnen, sind aber in nicht geringerem Maße lebendigster Ausdruck seelischer Erlebnisse, ja, vielleicht in diesem oder jenem Fall eben beinahe zu ursprünglich, der Realität zu nah, um ganz dem etwas entfernten, perspektivischen Charakter des Sonetts gerecht zu werden. Der tiefste Unterschied zwischen Platens Ghasale und Sonett liegt darin, daß diese letzte künstlerische Form durch die Art ihrer Gesetzmäßigkeit seinem strengen, auf das Einfache gerichteten Wesen a priori verwandt war und damit schon in sich selbst eine natürliche und logische Antwort auf gewisse Tendenzen seines Geistes zu geben vermochte. Vor Allem kam sie seinem außerordentlich ausgeprägten Intellekt entgegen, insofern sie in den ihr eigenthümlichen Schlußterzinen geradezu auf eine bewußte gedankliche Betonung und Zusammenfassung schon angedeuteter Dinge hinlenkt und in einer gewissen klaren Unterstreichung eine definitive Prägung anstrebt. Das Bedürfniß Platens, sich bis in die letzten Abgründe seines Bewußtseins hinein Rechenschaft über sich selbst zu geben, fand eine künstlerische Stütze in dem Charakter des Sonetts, wie er es faßte; und es kann für Alle, die in das Wesen dichterischer Ursprünge einzudringen vermochten, keinen Zufall mehr bedeuten, daß Platen in seinen Sonetten Vollendetes geschaffen hat. Er ist überhaupt der erste deutsche Dichter, der unserer modernen Sprache das Sonett geschenkt und neugeboren hat: denn die wenigen goethischen Sonette können hier kaum als grundlegend angeführt werden (auch die Schlegels nicht, obwohl er sich „Meister“ dieser Form nannte).



Vielleicht könnte Einer versucht sein, an Shakespeare zu erinnern und ihn den ersten großen germanischen Umdeuter des romanischen Sonnettes nennen; zur Entgegnung genügt ein Hinweis auf die Thatsache, daß Shakespeare nicht die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit beibehielt, sondern jeder der beiden ersten vierzeiligen Strophen gesonderte Reimpaare verlieh.

Ehe unsere Betrachtung zu den Oden und Hymnen hinüberschweift, mag ein kurzes Wort über die mehr liedartigen Gedichte Platens gesagt werden. Deren giebt es eine Fülle, und besonders ehe der Dichter seine festeren Formen fand, lösten sich oft Augenblicksstimmungen in den kleinen Liedern aus, die in ihrem Ton manchmal auffallend an Goethes Gelegenheitgedichte erinnern. Oft entzücken uns einzelne Zeilen durch ihren wundervollen Glanz oder ihre reine Melodie, manche Versanfänge bleiben dem Ohre unvergeßlich, als Ganzes dagegen geben diese Gedichte nur selten eine durchaus einheitliche Wirkung. Es ist, als ob sich in den meisten dieser Gelegenheitgedichte alles zu Persönliche einen Ausweg gesucht hätte, um in den odischen und hymnischen Gesängen den ungeheuren Flug des weltumspannenden Gedankens und Gefühles nicht mehr in seine Enge und Bedingtheit zurückzuziehen. Fast sämtliche Oden und Hymnen sind auf italischem Boden entstanden, also in dem Lande, das dem Dichter ganz zu einer letzten Heimath geworden ist. Sie offenbaren schon in ihrer äußeren Form die tiefe Wandlung, welche sich in Platen seit seiner Niederlassung in Italien vollzog und durch die gänzliche Hingabe seines Wesens an den Geist und die Seele der Antike bedingt wurde. Nach Allem, was Platen vor seiner endgiltigen Abreise nach Italien (am dritten September 1826) in Deutschland erlebt hatte, war nur zu begreiflich, daß er das Bedürfniß fühlte, sich in eine Welt zu versenken, deren ungemessene und ewig heitere Horizonte seinem getrübten Auge endlich die Weite des Schauens gestatteten, an der er sich einzig erholen und zu erhöhtem Lebensgefühl aufschwingen konnte. Ueber das Romanische hinaus, dessen tiefster Einfluß sich in der Form seiner Sonette künstlerisch bestätigt, drang er bis hinab auf die Ursprünglichkeiten der antiken Bildungswelten: und an Pindars großartigen Rhythmen fand er das Maß und die Haltung für seine eigenen aufsteigenden Gesänge. Neben diesen Formen prägten die milderen dichterischen Gluthen diejenigen der Eklogen und Idyllen, welche ebenfalls ein vollständiges Aufgehen des Dichters in antiken Geist befunden und den ganzen Reiz ihrer frühen Vorbilder tragen. Eine Form, in der sich die ganze Schärfe und Klarheit dieses Geistes ausdrückt, ist die des Epigramms. Platens Epigramme verlangen ein Studium für sich und sind von höchstem Werth für Jeden, der die einzelnen Charakterzüge dieses Dichters studiren will. Für den Zweck dieser zusammenfassenden Betrachtung jedoch können sie ausscheiden, ohne daß dadurch das Ergebniß beeinträchtigt wird.

Platens reiferes Leben weist zwei deutlich unterschiedene Epochen



auf: die erste umfaßt die Jahre 1818 bis 1826, also die eigentlichen Studienjahre auf den Universitäten Würzburg und Erlangen, die zweite den nur selten unterbrochenen Aufenthalt in Italien bis zum Todesjahr 1835.

Der Umstand, daß Platen die militärische Laufbahn verließ (er war seit 1814 Lieutenant gewesen) und in die Freiheit des akademischen Lebens trat, war natürlich für seine menschliche und dichterische Entfaltung von größter Bedeutung. Er brachte die nothwendige Vorbedingung zu fruchtbarem künstlerischem Schaffen schon dadurch, daß er den jungen Dichter zu einer ganzen Reihe von Menschen in Beziehung setzte, die ihm zu tiefen, manche zu erschütternden Erlebnissen wurden. Der militärische Zwang hatte Platen in einen ganz bestimmten Verkehrskreis gebannt, dessen Enge er schon früh schmerzlich empfand. Seine Natur verlangte nicht nur gütiges Verstehen, sondern jenes leidenschaftliche Mittheilnehmen, für welches es keinen schöneren und reineren Namen giebt als „Liebe“. Platen wollte Liebe von seinen Freunden. Das war sein Schicksal. In Platens Leben und Entwicklung ist nichts, das sich nicht aus dieser Forderung, welche ein Walten unerforschlicher Kräfte in sein Blut gelegt hatte, erklären und deuten ließe. Und deshalb ist es Schwäche und Feigheit, wenn man zu verdecken und umgehen sucht, was aus jeder Seite seines Tagebuches in ungelöstem Schmerz an das Ohr des Lesenden heranschlägt, manchmal in sanfterer Melancholie zerfließend, manchmal bis zur Verzweiflung herabgestimmt. Platens Dulden und Siegen kann in seiner Tragik von Keinem gefaßt werden, der sich mit diesem Grundtrieb nicht abfindet als mit etwas Unabwendbarem, das über jeder Beurtheilung und Verdammung steht.

Was Platen verlangte, war das Bornehmste und Rührendste, das die um ihre tiefsten Triebe wissende Seele als Geschenk vom Leben erwarten konnte: die Schwesterliche, ebenbürtige Seele, auf deren Grund die reinen Echosstimmen einer Erlösung harrten. Er nannte diese Seele „Freund“ und sandte nach ihr alle seine Sehnsuchten aus. Er zitterte hin nach diesem Unbekannten, der doch wohl irgendwo auf sein Kommen wartete, und umkleidete flüchtig geschaute Gestalten mit allem Zauber, mit aller Zartheit und allem Adel seiner eigenen Seele. Er bangte vor einem wirklichen Zusammenschluß mit diesen Idealbildern, denn er ahnte, daß sie in nichts zerfließen und ihn mit einem Gefühl der Beschämung und Leere zurücklassen würden. Was sich hier in seinen Gedanken, in seinem Ahnungsgefühl erfüllte, lehrte ihn in späteren Jahren das Leben. Dieses grenzenlose Heimweh einer nie verstandenen und immer wieder zurückgestoßenen Seele nach Liebe birgt manchmal die Qualen halber Amnachtung, dieses immer wieder erneute Hin- und Hertasten zwischen Hoffnung und Verzweiflung ist oft athembeflemmend in seiner Schwüle und Hilflosigkeit. Und woher kommt ein Trost in diese Oede? Manchmal, auf ein paar Stunden, auf ein paar Tage lehnt das müde Haupt des Sehnsüchtigen an einer



Schulter, manchmal senkt sich ein Abend nieder, der ihn über einem gemeinsam gelesenen Buch mit dem Freund vereint (die zarte, schwärmerische Gestalt von Justus Liebig taucht flüchtig auf wie in einem sommerlichen Idyll und verschwindet wieder, Heimweh und Melancholie hinter sich lassend), aber schließlich ist es immer nur die tiefe Versenkung in die eigene Seele, welche dem Träumer, dem Kranken, Ruhe und Gleichmaß für Stunden wiederschafft. Oder eine Reise unterbricht die Monotonie dieser Schmerztage, welche sich volle acht Jahre hinziehen. Acht Jahre der kräftigsten und entwicklungsfähigsten Jugend in fruchtloser Sehnsucht nach einem gleichfühlenden Herzen, in rastloser Arbeit an der Vollendung geistiger Bildung und in zahllosen Verzichten auf Alles, was die umgebende Welt Glück und Frieden nannte: Dies war die Schule des Lebens, in welche ein Schicksal den jungen Grafen von Platen schob, als er im Jahr 1818 den Rock des Offiziers ablegte und Student wurde.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß sich in diesen Jahren der Qual und Entsagung Platens Hingabe an seinen Schmerz manchmal in Tönen äußert, die der Kenner seiner Gedichte kaum je erwarten konnte. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß es seine Tagebücher sind, seine intimsten Zwiegespräche mit sich selbst, die uns diese innere Gebrochenheit enthüllen: und es bleibt wahrlich das geringste Recht eines Leidenden, vor sich selbst seinem ganzen Gefühl freien Lauf zu lassen. Ja, die Kenntniß all dieser Angstzustände und Niederlagen vermag nur die Bewunderung für die Kraft des Geistes zu steigern, der sich schließlich hoch über sie emporshaw und selbst dem tiefsten Unglück noch einen künstlerischen Ausdruck von seltener Gehaltenheit und Klärung zu geben vermochte. Nichts in den Sonetten nennt die Stürme von Leidenschaft und Sehnsucht, die das Herz des jungen Mannes durchtobt haben: aber alle lassen mit unabweißbarer Sicherheit ahnen, daß Abgründe voll Elend und verzehrenden Kampfes hinter ihren schlichten und kurzen Zeilen verborgen sind. Besonders deutlich wird dem feineren Auge die Dunkelheit dieses Hintergrundes in den „venezianischen Sonetten“. Alle Pracht dieser Strophen, alle Begeisterung an den Schönheiten der unvergleichlichen Stadt vermögen den tiefen, gebrochenen Ton der Seele nicht zu überstimmen, der jede Melodie heraufführt und hinabgeleitet. Es ist nur noch eine körperlose Stimme, die hier zu uns spricht, ein unnennbarer Hauch, der aus der Luft über unsere Stirn sinkt. Wer Venedig erlebt hat, liebt diese Gedichte.

Platens Erlebnisse nach seiner Rückkehr aus Venedig (im Spätherbst 1824) tragen nicht mehr den Charakter der früheren. Die Tagebuchblätter werden ruhiger, gemessener, keine fremden, lockenden Bilder mehr stören die monotone Melancholie der Seele. Es ist, als ob Venedigs Schwesterliche Schwermuth den Schlag des ungestümen Herzens in ihrer großen Müdigkeit gebannt und gedämpft hätte. Nur einmal noch kreuzt flüchtig ein dunkler, sehnsüchtiger Schatten die leergewordenen Pfade: Karl-Theodor. Fruchtlos, wie immer, blieben



auch hier die Hoffnungen des Dichters, in diesem jungen Manne den Freund zu finden, um dessen Besitz er sich Jahre lang verblutet hatte. Aber die Resignation ist schon so tief in sein Wesen übergegangen, daß die Schmerztöne um die abermalige Enttäuschung nur noch gedämpft klingen können. Die Sonette, die in den Frühlingsmonaten des Jahres 1826 entstanden und an Karl-Theodor gerichtet sind, gehören zu den schönsten Platens. Alles, was in den unmittelbaren Bewegungen dieser Liebe keinen Ausdruck fand, verdichtete sich zu einem künstlerischen Erlebnis und beweist durch den vollendeten Ausdruck, den ihm ein ergriffenes Herz zu geben vermochte, daß der Sieg der Form über den Stoff bei Platen damals eigentlich schon erkämpft war. Die Fähigkeit, menschlich Unausgeglichenes durch eine Erhöhung ins Dichterische so auszugleichen, daß es wie eine reife Frucht abfällt und nicht mehr mit seiner ungehobenen Schwere die Seele belastet, ist das tiefste Kennzeichen einer ursprünglich künstlerisch veranlagten Natur. Ist dieser Sieg der bildnerischen Triebe über sämtliche Fluthungen des Lebens einmal endgültig gewonnen, so ruhen die Füße des Künstlers auf sicherem Boden. Dann hat er erkannt und weiß, daß er sein tiefstes Leben erst im Gestalten lebt und daß das Glück, von dem die Umgebenden träumen, nichts gemein hat mit dem, was er feins und das seiner Brüder nennt.

Auch Platen hat es gewußt, als sich jene acht Jahre seiner Studienzeit ihrem Ende zuneigten, und es ist kein Zufall, daß er damals aufbrach, sich eine andere Heimath zu suchen.

„O wohl mir, daß in ferne Regionen  
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande  
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,  
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen —  
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!“

Es gab nur ein Land, das für ihn seit Jahren Ziel einer tiefen und geheimen Sehnsucht war: Italien. Platens Persönlichkeit hatte sich zu einer durchaus künstlerischen ausgeprägt, als er Deutschland verließ, um es für immer mit Italien zu vertauschen. Er hatte verdient und nöthig, daß seine Natur sich nun beruhigte und in einer heiteren Umgebung die Blüthen trieb, die er selbst erhoffen durfte. Nirgends wird seine innere Beruhigung Platens deutlicher fühlbar als in den italienischen Tagebuchblättern. Es ist fast, als ob diese Seiten von einer anderen Hand geschrieben worden wären. Raum noch eine Spur verräth die früheren Leidenschaften; in kühler und gemessener Sachlichkeit berichten sie von den Eindrücken der italischen Kunst, von den vielen Reisen und Wanderungen durch das Land, vom Zusammentreffen mit diesen oder jenen Menschen, von den dichterischen



Arbeiten und Plänen. Sehr selten nur dringt noch eine innere Stimme des Herzens unmittelbar an die Oberfläche; der Kundige liest vielleicht zwischen den Zeilen manches Intime heraus: aber auch nur sehr vag. Platens unmittelbarste Sprache ist eben sein Gedicht geworden. Indem er dichtet, lebt er. Die schöpferische Kraft saugt von vorn herein alle Erlebnisse auf, welche sie zu kristallisiren vermag, und giebt erst im dichterischen Gebilde ihre einmalige, strahlende Offenbarung. Die übrigen Erlebnisse dagegen scheiden langsam aus dem tieferen Bewußtsein und vergehen an ihrer eigenen Zufälligkeit. Die rein geistigen Entflammungen und Erhebungen des Dichters nehmen während all dieser italischen Jahre in so großem Uebermaß die Aufmerksamkeit in Anspruch, daß die Frage nach den Dingen seines Herzens von selbst verstummt; und wir fühlen mit untrüglicher Gewißheit, daß nur die äußerste Entfaltung eines gewaltigen künstlerischen Willens und die unbedingte Herrschaft des Gedankens über alle Verworrenheiten des Herzens und der Sinne die Kunstwerke schaffen konnte, vor deren Größe und Reinheit wir stets in neuer Ergriffenheit verharren. Alles Peinliche, was vielleicht hier und da in uns ausgelöst wurde, wenn wir immer wieder dieses Ringen um einen liebenden Menschen und diese Abweisung sahen, verschwindet vor der souverainen Macht der Geste und Haltung, die Platen in seinen letzten sechs bis sieben Lebensjahren zur Schau trägt. Wer je die Oden „In der Neujahrsnacht“, „Lebensstimmung“, „Morgenklage“ an sich erfahren hat, wird verstehen, warum diesem Dichter hier Worte gespendet werden, die ihm ein ganzes Volk schon viel zu lange schuldig geblieben ist. Wenn er schwach war, so war er's, um zu erstarken, wenn er klein war, um groß zu sein, wenn er unfrei war, um frei zu werden. Man darf nicht übersehen, daß ihn erst die Kämpfe um sich selbst, die langen, ununterbrochenen Kämpfe um sein Menschlichstes, zu Dem gemacht haben, als was er in seinen letzten Dichtungen erscheint. Wie sich in ihm aus den allgemeinsten Anfängen unter der rastlosen Arbeit eines eisernen künstlerischen Willens das Reinste und Seltenste entwickelte: Das ist's, was für alle Zeiten dieser Gestalt den Abglanz letzter Schönheit und ergreifender Sittlichkeit verleihen wird. Es ist wie ein beständiges, gewaltiges Flügelschlagen über diesen Oden und Hymnen; aus Urzeiten rauscht es herauf und zu fernsten Zukunften hinunter, in Rhythmen, wie sie überhaupt kein deutscher Dichter vorher fand noch bis auf den heutigen Tag wiedergefunden hat. Rhythmen, die hinreißen und entflammen, hinabstürzen und emporschleudern, unheimlich dunkel zuweilen und manchmal so süß und zart, daß man sie in das Adagio der Mondscheinsonate hineinsingen möchte. Wer fragt noch nach dem Namen ihres Schöpfers? Wer mißt, wer vergleicht noch, wo aus jeder Silbe dieses Schwanengesanges die Stimme der Ewigkeit hervorflingt? Wer wägt noch die Gewalt eines schöpferischen Willens, der, ins Unendliche gesteigert, selbst verschwindet im Zusammenrauschen der Töne, die er aus verschütteten Tiefen heraufgelockt hat?

Albert Rausch.



## Sparer und Spieler.

**N**ankee, Engländer, Franzose, Deutscher: Jeder ist in seiner Beziehung zur Spekulation vom Anderen verschieden. Das liegt nicht nur in der Blutmischung. Der Industriestaat bietet dem Unternehmer andere Möglichkeiten als das Rentner- oder Agrarland. Ein Volk, das seine ökonomische Erkenntniß in einer vollendeten Spartechnik ausnützt, steht zur Spekulation anders als eins, das seine ganze Kraft zur Entwicklung der Landesindustrien aufwendet. Das Sparen ist die primitivste, die Kreditausnützung die modernste Finanzoperation. Der Sparer, dessen Disziplin besonders straff sein sollte, wird oft zum waghalsigsten Spieler; der Mann, der sein Anlagebedürfniß durch den Erwerb von Dividendenpapieren befriedigt, läßt sich nicht leicht zu wilden Ausschreitungen hinreißen. Man darf nicht glauben, daß mit diesem Satz ein interessanter Gegensatz konstruiert werden solle; diesen Kontrast zeigt uns die Wirklichkeit jeden Tag. Der Franzose häuft Geldsicht auf Geldsicht und fühlt sich unter dem Schutz seiner dreiprozentigen Rente geborgen. Er wird den Bürgern anderer Länder als Muster des sorgsamten Verwalters hingestellt: und ist trotzdem der tollste Spieler, wenn seine Phantasie sich an irgendeinem Humbug erhitzt hat. In Paris ist für jede grotesk aufgepukzte Idee Geld zu haben. Ein „Patent“ zur Belebung egyptischer Mumien könnte mühelos eine Aktiengesellschaft von zehn Millionen Francs schaffen. Neulich verkündete ein Schwindler, der sich „Bankier“ nannte, bei ihm könne man für 100 Francs täglich einen Franc Zinsen verdienen. Das wären im Jahr 365 Prozent. Wie er diese märchenhafte Fruchtbarkeit des Geldes erziele, darüber schwieg sich der schlaue Franzmann aus. Trotz dieser verdächtigen Wahrung des Geschäftsgeheimnisses glaubten ihm die Herren Rentner aufs Wort und füllten ihm die Kasse mit ihrem ersparten Geld. Das ging so flott, daß der Gauner sich mit einem „reell“ erworbenen Vermögen von einer Million aus dem Staub machen konnte. Die gläubige Rundschau trauert um ihre 365 Prozent und wartet auf den Nächsten. Daß die Prospekte des Herrn Rivier von den Zeitungen ohne Kommentar veröffentlicht wurden, gehört zum Gesamtbild. Auch der Engländer ist für jeden Börsenschwindel zu haben. Die britischen bubbles sind ja weltberühmt. Gold, Petroleum, Kupfer, Kautschuk: As you like it. Und doch ist der Engländer kein Stümper in der Kunst des Sparens. Den Nankee kennen wir fast nur als das Opfer tüchtiger money-maker; und doch gehört er einem Volk an, das sich aufs Sparen besser als die meisten Europäer versteht. Der Erfolg der neuen Postsparkasse stellt dieses Talent des Nankees über jeden Zweifel. Trotzdem: die sichtbarste Lust am Börsenspiel. Noch größeren Erfolg hat die Postsparkasse in Oesterreich erzielt; zum Theil ersetzt sie die Organisation des Depositenwesens, wie sie in Deutschland besteht. Die Bankdepositengelder sind in Oesterreich den Sparkasseneinlagen gar nicht zu vergleichen; sie bleiben tief unter den Summen, die von den deut-



ischen Finanzinstituten verwaltet werden. Daß Jemand, der 10000 Mark besitzt, dieses Geld in die Sparkasse trägt, kommt in Deutschland selten vor. In Oesterreich ist's das Alltägliche.

Die Ursachen solcher Unterschiede sind nicht schwer zu erkennen. Gesättigte oder zurückgebliebene Völker müssen sich mit dem niedrigen Zinsfuß der Rente und der Sparkasse begnügen. Die Staaten aber, deren Schwungkraft noch nicht gelähmt ist und die, durch die Verwerthung ökonomischer Möglichkeiten, den Vermögensüberschuß in gewerbliches Kapital verwandeln können, brauchen nicht so bescheiden zu sein. Im Deutschen Reich wird emsig gespart. Aber die Sparkasse interessirt nur bis zu einer gewissen Vermögensgrenze. Ist sie überschritten, so beginnt die Herrschaft der Bank; und das Geld kommt in den Blutkreislauf des Wirthschaftskörpers. Das Speculiren ist in Ländern von höherer Wirthschaftskultur selten so wüst wie im Bezirk der Sparkasse. Im April hat uns Oesterreich ein hübsches Beispiel geliefert. Die Sparer hatte plötzlich ein Wahnsinn gepackt und in den Strudel eines gefährlichen Kurswirbels getrieben. Die Aktie der Skoda-Werke war die Verführerin. Wer stolz auf die Industrie seiner Heimath ist, vergleicht die Skoda-Werke in Pilsen gern unserem Krupp. Die verglichenen Werke haben aber kaum mehr mit einander gemein als die Herstellung von Panzerplatten und Kanonen. Die österreichische Firma hat nicht viele fette Jahre erlebt. Vor sechs Jahren wurde sie von der Oesterreichischen Kreditanstalt in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; seitdem hat sie eine Sanirung durchgemacht und die Gründerin gezwungen, den Aktienbesitz in der Bilanz auf 50 Prozent des Nominalwerthes herabzusetzen. Von den 125000 Aktien sind höchstens 40000 im Verkehr. Der andere, größere Theil ist im Besitz der Kreditanstalt und des Ritters Karl von Skoda, der, als Sohn des Firmengründers, Generaldirektor der Gesellschaft ist. Seit Januar wurde der Aktienkurs in die Höhe getrieben und von den Geschäften der pilsener Werke so viel gefabelt, daß die Menge, bis hinunter zum Hausbesorger und Dienstmann, im Wachen und Träumen die Skoda-Aktie himmelan klettern sah. Skoda: dieses Zauberwort verstand der Czeche wie der Magyar, der Bosniake, Slovene, Italiener und Pole. Als bekannt geworden war, daß die Armirung von vier Dreadnoughts bei den Skoda-Werken bestellt worden sei, zweifelte Niemand mehr an einem Kurs von 500 (die Aktie war im Juni 1907 zu 135 Prozent aufgelegt worden). Auch mit dem niedrigen Bezugspreis von 165 Prozent für neue Aktien (bei einem Kurs von 320 für die alten) wurde die Begeisterung geschürt. So kletterte das Papier bis auf den Gipfel von 418 Prozent. Da verlor es plötzlich den Halt und stürzte ab. Eine Börsenpanik entstand, die an die bösesten Tage des Jahres 1878 erinnerte. Woher der erste Stoß kam, weiß Niemand. In solchen Augenblicken setzt die Besinnung aus und der geängstete Spieler stürzt Hals über Kopf ins Verderben. Wahrscheinlich hat der Ausspruch des Generaldirektors von Skoda, daß er den Kurs der Aktie für zu hoch halte,



die Vorsichtigen zu Verkäufen gedrängt. Aber kaum war Kurzschluß eingetreten, da drangen die Contremineurs mit ihren gefährlichen Werkzeugen in das Kursgebäude ein. Sie benutzten die Stockung im Haussetaumel zur Verbreitung dunkler Gerüchte. Das leichtsinnige Volk, das den Gabentempel am Schottenring beinahe gestürmt hatte, um sich die Taschen mit Kursgewinnen zu füllen, gerieth nun in Höllenangst. Die kleinen Vermittler mußten für sich selbst sorgen, um den Banken Deckung zu schaffen; und die Garantiesummen, die das Publikum bei ihnen in Beträgen bis zu hundert Kronen hinterlegt hatte, waren mit einem Schlag verloren. Der Kurs der Aktie rutschte in wenigen Tagen, nach einem ersten Sturz von 60 Prozent, auf ein Niveau, das vom Skoda-Kulm um 112 Prozent entfernt war. Da, wie ich schon erwähnte, kaum ein Drittel der Aktien im Verkehr ist, war das Unheil begrenzt und wurde rasch wieder vergessen. Bei uns, wo es Gesellschaften mit neunstelligem Anlagekapital giebt, hätte man die Proportion des „Riesenauftrages“ unter dem Winkel der Dividende gesehen und nicht geglaubt, wenn der Käufer 50 Millionen zahlt, könne der Verkäufer diese Summe voll als Gewinn buchen.

Leute, denen der Reiz der einheimischen Papiere nicht genügt, machen sich an exotische Werthe. Diese Neigung war besonders in den Tagen des Terminhandelsverbotes fühlbar. Damals war die haute saison der Goldaktie. Ganz kam sie nie aus der Mode. Die deutschen Großbanken sind an einzelnen der großen Minensyndikate (General Mining; Goerz) beteiligt: schon deshalb glaubt das Publikum an ewigen Glanz des Kasserncirkus. Doch von Zeit zu Zeit kommt ein Warnungssignal. In Bremen brach eine angesehene Baumwollfirma zusammen, weil ihr Chef in südafrikanischen Goldshares spekulirt hatte. Ein ähnliches Schicksal traf eine Bankfirma in Hildesheim. Der Reiz wirkt noch immer fort, trotzdem ernste Gründe zu Vorsicht mahnen. Die Rentabilität der Randgruben leidet unter den schwierigen Arbeiterverhältnissen und der Kostensteigerung. Die A. Goerz & Co. Ltd., der südafrikanische Vorposten der Deutschen Bank, kann ihren Aktionären für das Jahr 1910 keine Dividende geben. Das war eine Ueberraschung; trotzdem das Mißgeschick einzelner zur Goerzgruppe gehörenden Gesellschaften (Van Dyck; Roodeport Central Deep, deren Jahresgewinn von 32000 auf 8800 £ zurückging) nichts Gutes vermuthen ließ. Da 1909 aber 10 Prozent gebracht hatte, hoffte man immerhin auf eine kleine Quote. Doch die Goerz-Company schloß mit einem Verlust von 77452 £ (gegen 279040 £ Gewinn im Vorjahr). Der Kurs, der im vorigen Jahr bis auf 235 gestiegen war, fiel auf 100. Nicht sehr viel besser erging es anderen Minengesellschaften. Die General Mining (Dresdener Bank) mußte mit ihrer Dividende von 15 auf 7½ Prozent heruntergehen. Werden solche Lehren nützen? Ich zweifle. Südafrika bleibt wohl das Gelobte Land der Hoffnung.

Von dem Publikum der Effektenspielplätze unterscheidet sich der Waarenspekulant durch größere Branchenkenntniß. Die Leute, die in



Weizen, Kaffee und Zucker spekuliren, haben meist engere Beziehungen zu ihrem Gegenstand als das Heer der „Papiernen“. Wegen dieser Beherrschung des Stoffes werden sie der Volkswirthschaft gefährlicher als der Werthpapierspekulant. Der schadet meist nur sich selbst. Der Andere aber erschwert Produzenten und Konsumenten das Leben. Um den Konsumenten kümmert man sich ja kaum noch; das Bedürfniß des wirthschaftlichen Betriebskapitals entscheidet. Der Waarenspekulant kann seinen Unternehmungen sogar den Schein ökonomischer Nothwendigkeit geben. Den Patten, Jaluzot, Santa Maria, mögen sie in Weizen, Baumwolle oder Zucker gearbeitet haben, wäre allerdings der Nachweis wirthschaftlicher Berechtigung schwer geworden. Aber die Kaffeevalorisatoren geben sich für Retter des Vaterlandes aus. Die letzte Auktion von Valorisation-Kaffee (das Komitee selbst kaufte den größten Theil der angebotenen Menge zurück) hat aber gezeigt, wie schlecht die Sache steht. Trotzdem soll für Gummi eine ähnliche „Sanirung“ des Marktes versucht, der Preis künstlich gehoben werden, damit der brasilianische Gummiproduzent seine Waare nicht billig zu verkaufen braucht. Der Konsument mag sehen, wo er bleibt; ihm wird der Gummi so lange vorenthalten, bis er zu jedem Preis kaufen muß. Ob er sich die neue Diktatur gefallen läßt? E a d o n.



## Fernweh.

(Ein Nachtrag zu den männlich schönen „Deutschen Sonetten“, die der Dichter neulich bei Ernst Rowohlt erscheinen ließ.)

**S** hartes Dasein auf der deutschen Erde,  
von Musen nicht, von Künsten kaum umschmeichelt  
und, vom Verstandniß bäurisch plump gestreichelt,  
verhaßt als Fremdling bei der grauen Heerde!

Wie Glocken dumpf aus dichtem Nebel klingen,  
schallt unser Wort und Werk hier ob dem Lande;  
zergrübelt und gewogen vom Verstande,  
will es nur schwer in dürre Herzen dringen.

Man möchte mit den Wandervögeln steigen  
und dieses spröde, kalte Volk verlassen,  
in fremdem Land in unsrer Sprache schweigen,

im Reichthum der Vergangenheiten prassen  
und träumend nur den Puls der Zukunft fassen  
und geizig nichts von unserm Innern zeigen.

- Kaiserswerth.

Herbert Eulenberg





## Gedichte von Goethe.\*)

Aus dem West-östlichen Divan.

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!  
 Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,  
 Gott konnte sie nicht ganz gerade machen.  
 Willst Du sie biegen, sie bricht;  
 Läßt Du sie ruhig, sie wird noch krummer;  
 Du guter Adam, was ist denn schlimmer?  
 Behandelt die Frauen mit Nachsicht:  
 Es ist nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.

---

Das Leben ist ein Gänsepiel:  
 Je mehr man vorwärts gehet,  
 Je früher kommt man an das Ziel,  
 Wo Niemand gerne stehet.

Man sagt, die Gänse wären dumm;  
 O glaubt nur nicht den Leuten:  
 Denn eine sieht einmal sich 'rum,  
 Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt,  
 Wo Alles vorwärts drückt;  
 Wenn Einer stolpert oder fällt,  
 Keine Seele rückwärts blicket.

---

Als ich auf dem Euphrat schiffte,  
 Streifte sich der goldne Ring  
 fingerab, in Wasserflüfte,  
 Den ich jüngst von Dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröthe  
 Blißt' ins Auge durch den Baum.  
 Sag', Poete, sag', Prophet:  
 Was bedeutet dieser Traum?

Dies zu deuten, bin erbötig!  
 Hab' ich Dir nicht oft erzählt,  
 Wie der Doge von Venedig  
 Mit dem Meere sich vermählt?

So von Deinen fingergliedern  
 fiel der Ring dem Euphrat zu,  
 Ach, zu tausend Himmelsliedern,  
 Süßer Traum, begeisterst Du!

---

\*) Nachtrag zu den Aufsätzen „Faust“ und „Theater“ (Nr. 30 und 31 der „Zukunft“); zu dem dort über Goethes Dilettantismus Gesagten.



Mich, der von den Indostanen  
 Streifte bis Damaskus hin,  
 Um mit neuen Karawanen  
 Bis ans Rothe Meer zu ziehn,  
 Mich vermählst Du Deinem flusse,  
 Der Terrasse, diesem Hain;  
 Hier soll bis zum letzten Kusse  
 Dir mein Geist gewidmet sein.

---

Denn vor Gott ist Alles herrlich,  
 Eben weil er ist der Beste;  
 Und so schläft nun aller Vogel  
 In dem groß- und kleinen Neste.  
 Eule will ich Deinetwegen  
 Kauzen hier auf der Terrasse,  
 Bis ich erst des Nordgestirnes  
 Zwillingswendung wohl erpasse.  
 Und da wird es Mitternacht sein,  
 Wo Du oft zu früh ermunterst,  
 Und dann wird es eine Pracht sein,  
 Wenn das All mit mir bewunderst.  
 Zwar in diesem Duft und Garten  
 Tönet Bulbul ganze Nächte;  
 Doch Du könntest lange warten,  
 Bis die Nacht so viel vermöchte.  
 Denn in dieser Zeit der flora,  
 Wie das Griechenvolk sie nennet,\*)  
 Die Strohvitwe, die Aurora,  
 Ist in Hesperus entbrennet.  
 Sieh Dich um: sie kommt! Wie schnelle!  
 Ueber Blumenfelds Gelänge  
 Hüben hell und drüben helle,  
 Ja, die Nacht kommt ins Gedränge.

---

#### Studien.

Nachahmung der Natur  
 — Der schönen —:  
 Ich ging auch wohl auf dieser Spur;  
 Gewöhnen  
 Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,  
 Mich zu vergnügen\*\*)

---

\*) Das Griechenvolk? „Hierin irrte Goethe“, würde ein Dünker sagen.

\*\*) Sächsisch auszusprechen?



## Die Zukunft.

Allein sobald ich mündig bin,  
Es finds die Griechen!

---

Genug.  
Immer niedlich, immer heiter,  
Immer lieblich und so weiter,  
Stets natürlich, aber flug:  
Nun, Das, dächt' ich, wär' genug.

---

Rinaldo.  
Wie sie kommen!  
Wie sie schweben!  
Wie sie eilen!  
Wie sie streben!  
Und verweilen  
So beweglich,  
So verträglich.  
Das erfrischt  
Und verwischt  
Das Vergangne.  
Dir begegnet  
Das gesegnet  
Ungefangne.

Abendsegen.  
Der Segen wird gesprochen!  
Die Riesin liegt in den Wochen;  
Die Wölfe sind ausgefrohen.  
Sie liegt zwischen Eis und Nebel und Schnee,  
Tränke gern Eicheln- und Rübenkaffee,  
Wenn sie ihn nur hätte!  
Da läuft die Maus!  
Kind, geh zu Bette  
Und lösche die Lichter aus!

An Fanny Caspers.  
In einer Stadt einmal  
Auf dem Stadthaus,  
Ein großer Saal,  
Darin ein lustig Mahl.  
Unter den Gästen  
Eine artige Maus,  
Wies bei solchen Festen  
Geht im Champagner-Saus;  
Sie hatte nicht so viel getrunken  
Als Schiller, ich und Alle;  
Sie war mir aber um den Hals gesunken.



In keiner Falle  
 fing man so lieblich Mäuschen.  
 Niedlich war sie, niedlicher im Räuschchen.  
 Ich hielt sie feste, feste.  
 Wir küßten uns aufs Beste;  
 Doch wickelt sie sich heraus,  
 fort ist die Maus!  
 Die treibt sich in Osten und Süden.  
 Gott schenk' ihr Lieb' und Frieden!

An Ottilien.

Wo ich wohne,  
 Zeigt die Melone;  
 Am Paradiese  
 Zunächst der Wiese  
 Liegt ein Garten:  
 Da warten  
 Hübsche Kinder auf mich.  
 Ich aber denk' an Dich.  
 In aller Jugend und Zucht  
 Schick' ich die Frucht.

Familiengruß.

Und so sang ich oben  
 Gleich, wie billig, an,  
 Urmama zu loben,  
 Die Euch wohlgethan.  
 Dann geht meine Kunde  
 Zu der U-Mama,  
 Die zu jeder Stunde  
 Gern die Enkel sah.  
 War doch je sie grämlich  
 Gegen diese Brut?  
 Sind sie unbequemlich,  
 Ist sie wohlgemuth.  
 Mutter sei begrüßet  
 Und auch der Papa,  
 Wie Ihr auch versüßet  
 Euer Ehstands=Ja.  
 Und so wird Ulrike  
 Sticheln für und für,  
 Daß es wohl sich schicke  
 Zu der Putz-Gebühr.  
 Werden so die Knaben  
 Tag für Tage groß,  
 Wie sie leidlich haben,  
 Gehts bei ihnen los.



## Zahme Xenien.

Wie es in der Welt so geht —  
 Weiß man, was geschah?  
 Und was auf dem Papiere steht,  
 Das steht eben da.

Wie Mancher auf der Geige fiedelt,  
 Meint er, er habe sich angesiedelt;  
 Auch in natürlicher Wissenschaft,  
 Da übt er seine geringe Kraft  
 Und glaubt, auf seiner Violin  
 Ein anderer, dritter Orpheus zu sin.  
 Jeder streicht zu, versucht sein Glück:  
 Es ist zuletzt eine Katzenmusik.

Warum ich Royaliste bin?  
 Das ist sehr simpel:  
 Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,  
 frei Segel, freie Wimpel;  
 Mußt' aber Alles selber thun,  
 Konnt' Niemand fragen;  
 Der Alte Fritz wußt' auch zu thun,  
 Durst ihm Niemand was sagen.

Ihr guten Kinder,  
 Ihr armen Sünder,  
 Zupft mir am Mantel —  
 Laßt nur den Handel!  
 Ich werde wallen  
 Und laß' ihn fallen;  
 Wer ihn erwischet,  
 Der ist erfrischt.

Laßt Euch mit dem Volk nur ein,  
 Popularischen! Entschied' es,  
 Wellington und Aristides  
 Werden bald bei Seite sein.

Kennst Du das Spiel, wo man im lustigen Kreis  
 Das Pfeifchen sucht und niemals findet,  
 Weil mans dem Sucher, ohn' daß ers weiß,  
 In seines Rockes hintre Falte bindet,  
 Das heißt: an seinen Steiß?

Duzende ähnlicher Reimereien sind in der Lyrik des Einzigen zu finden. Ist's nöthig, daß die Goethe-Ausgaben sich ins Riesenmaß dehnen? Wird's endlich nicht Zeit, den zum Hügel gehäuften Schutt wegzuräumen, der Unberathenen den Weg zu den Meisterwerken sperrt.





Berlin, den 13. Mai 1911.

## Deutsche Politik.

### Diplomatie.

Hast Du Ribot gelesen? Ich meine nicht Theodule, den Physio-  
Psychologen, sondern Alexander, den man, trotzdem er aus  
der Advokatur kommt und nie in einer Gesandtschaft gearbeitet  
hat, einen Diplomaten nennen darf. Im Senat sprach er neulich  
über Internationales: Bosnien, Tripleentente und Verwandtes.  
Der Mann ähnelt nicht einmal von Weitem einem Titanen. Acht-  
barer Mittelwuchs. Das franko-russische Bündniß, das unter  
seiner Procura entstand, war ihm, so zu sagen, in die Hand ge-  
wachsen. Schon der erste Nikolaus hatte, wie Tocqueville bezeugt,  
für den Fall erstarkender deutscher Reichsgewalt daran gedacht.  
Bismarcks ganze Politik war dann von der Furcht vor dieser Mög-  
lichkeit determinirt („cauchemar des coalitions“, nach Schumalows  
Ausdruck; Ahnung, daß entweder Nikolais oder Raunikens  
Bündnißidee wieder aufleben und die anfällige Jugend des nach  
langen Wehen durch den Kaiserschnitt ans Licht geschafften Reiches  
gefährden könne). Nach Caprivis (rectius: Holsteins) Verzicht  
auf die russo-deutsche Affekuranz, nach dem Sansibarvertrag und  
anderen Folgen der in Narwa-Spala erlebten kaiserlichen Ent-  
täuschung war der Drang von Ost und West nicht mehr aufzu-  
halten. Ribot, dem Freycinet und Loubet das Auswärtige an-  
vertraut hatten, brauchte nur eine für Moskowiternasen parfu-  
mirte Mischung von Energie und Takt. Immerhin hat er ein paar



Jahre lang im Maschinenraum gefessen und weiß, wie eine Turbine innen ausſieht. Sein common sense reicht nicht biß an die Gipfel der Majestät, die man den großen Dichtern der Staatskunst, Shakespeare und Bißmarck, nachgerühmt hat; deckt aber daß Alltagsbedürfniß. Und der Neunundſechzigjährige hat die guten Manieren einer entſchwindenden Zeit. Er iſt fein für die Galerie unter erkünſteltem Lächeln ſchwigender Heiterling, fein Feierlichkeitträger, deſſen Leichenbittermiene die Grazien abſchreckt. In ſeinen Reden, die nicht blinken und der Menſchheit Schnitzel kräuſeln, bringt er die Pointen, ohne ſie dick zu unterſtreichen, zu ſtarker Geltung. Ungeſähr wie auf der anderen Bühne Coquelin und Hartmann. So hat erß auch dießmal gemacht. Wodurch, fragt er, iſt die nach der öſterreichiſchen Annexion überall fühlbare Kriß in eine Lyß gemildert worden? (Fühlbar, ſage ich, wurde ſie damals. Latent währte ſie ſchon lange. Auch ohne die Annexion wäre die Wuth gegen den Verbündeten deß Deutſchen Reiches, daß eingefeſſelt werden ſollte, irgendwo explodirt.) Die Antwort deß alten Herrn lautet: Durch die Erklärung Rußlands und Frankreichs, einen Krieg unter allen Umſtänden vermeiden zu wollen; nicht durch Deutſchlands von Pourtalès in Petersburg verkündeten Entſchluß, dem Bündnißfall nicht auszubiegen. (Dieſer Entſchluß war durch daß einfachſte Pflichtgefühl eben ſo wie durch daß deutſche Intereſſe geboten; man ſollte deßhalb nicht ſo laut damit prahlen.) Die Gefahr war weggewiſcht, alß Clemenceau in Böhmen dem King Edward geſagt hatte: Wir machen nicht mit. Rußland konnte nicht, Frankreich wollte nicht; mit dem Reſt, der dann noch blieb, wäre Oeſterreich-Ungarn, nach der (leider etwas verſpäteten) Sicherung der ſtrategiſchen Linie, auch ohne „ſchimmernde Wehr“ fertig geworden. Ribot deutet an, daß er anders alß Clemenceau gehandelt hätte. Dummköpfe haben ihn mißverſtanden. Er wollte nicht ſagen: Ich wäre für den Krieg geweſen. Sondern: Ich hätte nicht vor Aller Ohren bekannt, daß ich keinen Krieg führen werde. Distinguendum eſt. Er erzählt dann, waß ihm ſein Freund Gardou über den Werth der Inſzenirung in der Politik vorgeplaudert hat, fixelt den Lachmußkel ſeiner Hörer mit der Erinnerung an die neu-deutſche Neigung inß Theatraliſche, deren einſtweilen letztes Symptom in Potsdam ſichtbar geworden ſei, und fordert die Landſleute auf, ſich durch die Blendkünſte der mise-en-scène nicht verblüffen zu



lassen. Erst in diesem Zusammenhang wird der Zweck der Rede ganz deutlich. Ihr Sinn ist: eine Diplomatie, die ausposaunt, daß hinter ihr statt der starken Bataillone (bei denen, nach dem Wort unseres Alten Frixen, der liebe Herrgott ist) Friedensputten mit Paußbäckchen stehen, entwaffnet sich selbst und kann auf die Länge mit den buntesten Theatermitteln und den fecksten Bluff nichts Beträchtliches erreichen. Der Diplomat muß mindestens die Möglichkeit des letzten Mittels durchschimmern lassen; vielleicht genügt sie schon zur Einschüchterung des Gegners, der empfindliche Nerven hat oder die Blutprobe nicht wagen darf. Daß solche alte, nie veraltende Wahrheit wieder einmal ausgesprochen wird, unter dem drohenden Auge der Pazifisten (deren Unduldsamkeit die sämtlicher Römerorden fast noch übertrifft) ist, in this weak piping time of peace, eine Wonne. Und der Grund, daß ich die Rede Eurer Liebden zu gefälliger Beachtung empfahl.

Denn sie streift den archimedischen Punkt, ohne dessen Festigkeit Du auch das winzige Stückchen Welt, das jetzt Deiner Obhut anvertraut ist, nicht in Bewegung bringen wirst. Du bist gesund, reich, aus gutem Haus, ein kluger Mensch mit ordentlich gepacktem Schulsack. Da kann Etwas werden. Aber ich rathe Dir, so ernsthaft pathetisch und aus der Fülle solcher Erfahrung wie Carlo Moor, als er dem böhmischen Edelmann vom Räubermetier abrieth: Dienen niemals einer Regierung, die nicht gestern bewiesen hat und morgen sicher beweisen wird, daß sie tapfer ist und selbst vor dem anrückenden Birnamwald nicht ins Mausloch kriecht. Und vereintest Du der visionären Schöpferkraft Bismarcks den Listenreichthum und die gewissenlose Schmiegsamkeit eines Li-Hung-Tschang: Du könntest dennoch nichts erwirken. Siehe Bismarck unter Schleinitz; den Dämon der flachen, muthlosen Routine untergeben. Der Ertrag? Wundervolle Feuilletons in Briefform; sonst nichts. Die Regierung, die Du vertrittst, muß Etwas wollen und zäh bei dem Trachten bleiben. Daß ihr nöthig oder auch nur nützlich scheint. Will sie nichts, so bist Du überflüssig und thust besser, auf der heimischen Scholle Deinen Rohl zu bauen. Weicht sie vor einer fuchtelnden Faust zurück, so kannst Du nichts erreichen, ärgerst Dir ein Gallenfieber an, verdirbst den künftigen Kindern die Nerven und wirst den lieben Kollegen zur komischen Stichblattfigur. Glaube mir und mache Dich eilig fort! „Selbst in Berlin kenne ich nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, in dem das Ge-



fühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer auswärtigen Politik die Rede ist. Können Sie mir ein Ziel nennen, das sie sich vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf wenige Monate hinaus, gerade *rebus sic stantibus*? Weiß man, was man eigentlich will? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker; und doch traut uns eigentlich Niemand. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist.“ Das schrieb Bismarck aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach. Er blieb im Dienst, weil das Ende des schwachen Regimes abzusehen war und weil ihn später Roons Soldatenhand am Pflichtzipfel hielt. Aber nicht jeder Irrlichtelirer muß lebend noch einer Regentschaft den Platz räumen; und nicht auf jeden Friedrich Wilhelm folgt ein treuer und furchtloser Mann. Bedenke, ehe Du eine Aktion anfängst, wie das Ende sein kann oder sein muß, und thue den ersten Schritt nur, wenn Du gewiß bist, daß Deinem Willen der letzte frei sein wird. Bleibt Dir irgendein Zweifel: sei steif; rege Dich nicht.

Gieb Dich auch nicht dazu her, eine Politik zu treiben, die vom Hof oder von der Amtscentrale aus nur widerwillig geduldet oder der gar, bei schlechtem Wetter, von dort aus entgegengearbeitet wird. Du sollst das Bindeglied zwischen zwei Höfen, zwei Staatsämtern sein. Stimmen Deine eigenen Leute nicht mit Dir überein, streben sie in eine andere Himmelsrichtung, so ist all Deine Mühe umsonst. Man läßt Dich Berichte diktiren, Menschen fördern, tuyaux aufstöbern: und verhandelt inzwischen, ohne Dir anzudeuten, mit Deinem Gegenspieler, dem Vertreter des Reiches, in dem Du beglaubigt bist. Wenn Dir beim Diplomatenempfang auch nur ein einziges Mal gesagt worden ist, Dein Minister, König, Kaiser, Präsident sehe, wie er selbst ausgesprochen habe, die schwebende Sache anders, als Dein Vortrag oder *aide-mémoire* sie darstelle, kannst Du die Koffer packen. Mußt sie packen, wenn Selbstachtung und Wirkenzmöglichkeit Dir Bedürfnis ist. Der Chef oder Souverain hat natürlich mehr spezifisches Gewicht als Du in Deinem Gesandtenfräcken. Setzt sich Einer von ihnen auf die andere Schmalkante des Brettes, daß Du auf die Erde biegen möchtest, so wippt Du in die Höhe und die Fremden lachen über Deine strampelnden Beine. Wird Dir (wie neulich dem pariser Landen von Riderlen) barsch zugerufen, Du sollest nur Thatsachen



berichten, doch nicht Vorschläge machen, weil Folgerung und Vorschlag der Centrale vorbehalten bleiben müsse, so wirf dem Minister den Kram vor die Füße. Er hat das Recht, hat sogar die Pflicht, dumme Vorschläge zu tadeln; ist aber kurzfristig oder eitel, in jedem Fall also hypothekarisch zu hoch belastet, wenn er grundsätzlich von Einem, der den für den Augenblick wichtigen Personen und Dingen näher ist als er, Rath oder Anregung ablehnt. Der Nimbus unseres Berufes ist in den letzten Jahrzehnten ja arg verblaßt. Die jungen Amüsirsekretäre finden es schon wichtig, in Gesellschaft zu erwähnen, daß sie als Diplomaten einfältigen Sinnes seien und um die Zubilligung mildernder Umstände bitten. Wie früher in den feudalsten Garderegimentern: „Wegen Uradels der Schriftsprache unfundig.“ Niedlich, aber blamabel. Wenn Diplomatie das ernsthafte Geschäft ernsthafter Menschen bleiben soll, dürfen wir uns nicht zu Meldeapparaten einschrumpfen lassen. Ich bin nicht für überfließende Sentiments, nicht für die mühsam ertüftelten Berichte, die zum Selbstkostenpreis Programme ausbieten und gleich für Aeonen die Welt nebst umliegenden Dörfern vertheilen. Noch weniger für die Uebermittlung von Salongemunkel und Jour schwag. Als Bülow, im ersten Gesandteneifer, aus Bukarest berichtet hatte, was von rumänischen Globetrotters an Urtheilen über französische Zustände aus Paris mitgebracht worden war, schrieb Münster (der, ehe er alt wurde und seine Schläfchen durch Schoens Zauberkunststücke maskiren ließ, recht scharf beißen konnte), die „Eindrücke eines flüchtigen Beobachters an der Unteren Donau“ seien für ihn, der an der Seine wache, ohne beträchtlichen Werth. Er hatte Recht. In der Werkstatt soll selbst ein Hans Sachs bei seinem Leisten bleiben. Wenn der wiener Botschafter in den Berichten an die Centrale zu beweisen strebt, daß der petersburger Kollege ein Esel ist oder den Gaul am Schwanz aufzäumt, muß der Denunzirte sich seiner Haut wehren. Nur: il y a la manière, sagt, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Lavedans famoser Prinz d'Aurec. Daß dem Minister (bei uns dem Staatssekretär, der kein Gramm Verantwortlichkeit hat und nach oben so wehrlos ist wie nach unten, Vortragender Rath und, im Nothfall, Sündenböckchen des Kanzlers) zugemuthet wird, ein paar Seiten mehr zu lesen, als just nothwendig wäre, ist schließlich kein Unglück. Viel schlimmer, wenn die bescheidenste Anregung, die nützlich werden könnte, von der Angst, zu Haus zu mißfallen, unterdrückt wird.



Ergiebt der Drusch auf der Tenne nur ein Duzend vermahlbarer Körner: besser als nichts. Laß Dich nicht unter's Hasenpanier scheuchen! Rede im Bericht, wie Dir der Schnabel gewachsen ist.

Nicht nur über den Hof und die Ministerialsphäre; wohl zu merken: nicht nur. Der Nachwuchs hält alle Hof- und Personal diplomatie für vieux jeu und erzählt den Undächtigen, daß er, statt Prinzessinnen bradenburgisch anzuschmachten und Ministerfrauen den Brillat oder Poiret zu kommentiren, mit Industriellen und Kaufleuten verkehre, „die das Wetter machen“, und so die innere Struktur des Landes genau kennen lerne. Wenn man's so hört, möchte's leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Bei Industrie und Bank ist die Erzellenz ja im höchsten Kurs; der halbwegs ansehnlich betitelte Diplomat wird an den Haaren zu Diner's und Routs geschleppt und Madame Snob strahlt, wenn sie austrumpfen kann: „Wir hatten drei Botschafter!“ (Erbleicht freilich, wenn die Nachbarin eiusdem farinae ihr eine Königliche Hoheit, einen Feldmarschall oder Kardinal als zu ihrem Dunstkreis gehörig unter die Nase halten kann.) Aber der Typus homo sapiens comm., von dem man da zu lernen beflissen ist, will sehr gründlich studirt sein. Gerade die fräftigsten Exemplare sind ganz apolitisch, sehen die Welt nur aus ihrem Geschäftswinkel, umflammern mit ihren Wünschen nur den rauchenden Schornstein und schwören im glorreichen Sommer der Hochkonjunktur darauf, daß ein winter of discontent nie mehr anbrechen könne. Bismarck wurde wild, wenn er laß, Gerson Bleichröder habe ihn „berathen“. „Selten sogar finanziell. Als ich die Ordre zum Verkauf meiner russischen Papiere gab, kam er ganz verstört nach Warzin. Und in der Politik war dieser höchst gescheite Mensch eigentlich immer auf der falschen Seite, bis Paul Hatzfeldt oder ein anderer Getreuer ihn sanft in die Klarheit führte.“ Ohne ein reichliches Maß mißtrauischer Skepsis kann Unser ein's da höllisch hereinfallen. Das Auge der Geschäftsleute ist anders, zu anderem Zweck eingestellt. Ergo: Dieses thun und Jenes nicht lassen. Daß man Produktion und Konsum, Leistung- und Absatzfähigkeit, Löhne, Zölle und Frachttarife des Landes, in oder mit dem man Geschäfte machen will, kennen muß, ist klar; und auch diese Welt ist dem Tüchtigen nicht stumm. Sieh Dir die wichtigsten Großgüter, Fabriken, Bergwerke, Elektrizitätscentralen, Werften, Banken nicht nur von außen an, sichere Dir den Einlaß in den Börsensaal (ein Besuch bleibt bis ans Lebens-



ende auf Deinem Kreditkonto) und versäume keine Gelegenheit zur Aussprache mit Finanzhäuptlingen und Industriekapitänen. Für Diners und andere unbesteuerte Lustbarkeit ist *suprema lex*: sich rar machen; wer als Tafelauffatz hinter allen Millionärstellern thront, wird bald nicht höher geschätzt als das goldene Stühlchen, das man vom Möbelverleiher für Stunden miethet, und kommt leicht in den Verdacht, daß auch er für Tarpreise zu haben ist. Das Beste, was Du wissen kannst, wirst Du noch heute aber fast immer aus der Region der herrschenden Mächte holen. Ob Ihre Hoheit einen verdorbenen Magen oder einen neuen Kammerherrn (mitübertragenem Wirkungsbereich) hat, ist ja gleichgültig. Wichtiger schon, welche finanzielle oder politische Großmacht Seiner Hoheit die Spiel- oder Termingeschäftsschulden bezahlt hat. Und manchmal entscheidend, ob Serenissimus noch *sous le charme* einer bestimmten Diplomatenfrau ist, die nach langer Circulation in ihres Busens Tiefe (und Breite) die Wissenschaft einer ganzen Handelsabtheilung gespeichert hat. Vor Allem: lernt die Weiber führen! Woher ein Minister sein Eheglück bezogen hat und wo er Ergänzung sucht, ist niemals belanglos. Dem armen Abd ul Hamid sind trotz seinem starken und ausgefühlten Gehirn Albanien's Damen gefährlicher geworden als weiland Herrn Mephisto die thessalischen Hegeren. Da muß man Bescheid wissen. Jedes Fädchen festhalten. Eines Tages ist es zu brauchen. Fehlt's, so ist im Stuckwerk Deiner Berichte eine fahle Stelle, für die kein anderes Garn paßt und die des Betrachters Vertrauen mindert.

Wie man die Fädchen findet? Im Diplomatenexamen hat's Keiner gelernt. Unsere Vorbildung ist ja zum Weinen dürstig; noch schlechter als die der Kriminalisten, die vor der brennenden Wirklichkeit mit ihrem dünnen Fuß nichts anzufangen wissen und die Verantwortung deshalb am Liebsten auf Kollegien oder Laien abwälzen. Staatswissenschaft mit Völkerrecht und anderer Alchemie; dann das Attachement an eine Gesandtschaft, deren Kopf eine Autorität in Saucen und Westen, im Handwerk aber ein protegirter Stümper ist. Tanz, Liebschaften, Sport und Kunstspielerei; alles Amtliche stets von dem Wunsch bestimmt, in der Centrale den Ruf eines „netten Kerls“ zu erwerben. Kennt der Baccalaureus Belgrad ein Bißchen, so wird er nach Tanger verfrachtet; hat er da an der Scherifenflasche, die nicht mehr im Mindesten stinkt, geschnüffelt: Abfahrt nach Peking oder Rio. Wer's ohne sichtbaren



Gehirnschwund aushält und nicht mit beiden Beinen in eine Hofschüssel tritt, wird vor dem Abend aller Tage Erster Sekretär und kann sich, nach neuen, unkombinirbaren Rundreisen, als Vertreter des kranken oder abwesenden Missionchefs irgendwo in die Sonne setzen. Ist er bequem, berichtet also in omnibus, wie es zu Haus gewünscht wird, giebt dem lebenden Inventar der Centrale den ersehnten Zucker zu essen und bringt in den Ferien einen Anekdotenhort heim, so wird er bei der nächsten Vakanz „berücksichtigt“ und avancirt zum Reichsvertreter. Vertritt nun ein Reich von fünfundsechzig Millionen Menschen, von dem er mit Bewußtsein weniger gesehen hat als von den Zufallsstätten seiner Sekretärsthätigkeit. Daß wird immer vergessen. Gründliche Erforschung des fremden Landes ist wünschenswerth, gründliche Kenntniß der Heimath aber ganz unentbehrlich; Kenntniß, die der Student und Assessor sich gar nicht schaffen kann. Hic haeret aqua. Gleich hinter der Quelle. Erfunde mal, was die Botschafter von Industrie, Technik, Handel ihres Landes wissen. Kein Wunder, daß Outsider (Bismarck war eigentlich auch einer) wie D'Israeli, Rhodes, Eduard, der kleine Delcassé und der lange Marschall mehr geleistet haben als ein Duzend Zünftiger und daß in den Vereinigten Staaten, wo man mit Kaufleuten und Technikern als politischen Agenten guten Erfolg gehabt hat, ernstlich erwogen wurde, ob man nicht Kornelius Vanderbilt auf Hillß berliner Platz schicken solle. Als einziges Auslesemittel der Gotha, unzulängliche, alle modernen Mächte als *quantités négligeables* behandelnde Vorbildung: was kann da herauskommen? Daß Material ist ja nicht so schlecht, wie Einer, der die öden Artikel der früh oder spät pensionirten Herren liest (in unserem Kontingent ist Henking fast der Einzige, der mit der Feder Etwas zu sagen hat), annehmen mußte, und unter den Jüngeren sind sehr fähige Leute. Zeitgemäße Erziehung würde aber ein viel besseres Maschinenpersonal liefern. Mit dem System, auf dem wir schlafen, käme eine Aktiengesellschaft nie in die Seligkeit einer Dividende. Was hier und da noch erlangt wird, ist dem Menschenverstand und der Menschenkenntniß Einzelner zu danken. Und im Besitz dieser Eigenschaften wird man auch Fädchenfinder. Für die Mimicry, die Bülow empfahl, bin ich nicht; ein Gesandter, der sich in das Sittenkleid des fremden Landes verummmt, gestern Japaner war und morgen Nankee wird, täuscht bald kaum noch den Neuling und kommt rasch um



seine Reputation. (Daß ce cher Bernard von allen guten Geistern geflohen war, als er das Alfibiadesrezept an die Marktmauer flehte, weiß er selbst längst.) Nein: der Diplomat soll auch in der Fremde seine Landesfarbe bewahren. Sich als Fremden fühlen; also, versteht sich, die Zunge im Zaum halten und nicht in einem Wikfeuerwerk glänzen, dessen Kosten am Zahltag die Heimath zu tragen hat. Ob er, wie Hugo Radolin von sich rühmte, in einer Republik Royalisten und Kommunisten an seinem Eßtisch sieht, ist nicht entscheidend; die Hauptsache: was er aus den Menschen und Daten macht, die seinem Auge vorüberziehen. Er kann stockstill im dunkelsten Hintergrund lauern und sich als ungeselliges Thier verschreien lassen: und dennoch alles ihm und seinem Land Nöthige erfahren (Methode Cambon). Er kann die Rorkzieher-taktik wählen, sich in den dichtesten Schwarm stürzen und, mit dem treuen Blick eines guten Kindes, Jedem das letzte Geheimniß entlocken, ohne selbst je eine greifbare, dem Gedächtniß haftbare Meinung über die Lippe zu schicken (Methode Nicolson). As you like it. Jeder nach dem Maß persönlicher Mittel. Wenn nur ein Profit für das Land herauspringt, dem man dienen will.

Und mit aller Kraft dienen muß; mag's Einen (siehe abermals Bismarck's Briefe an Schleinitz) noch so schlecht bezahlen. Ich nannte zwei Methoden; und könnte zehn andere nennen. Eine aber ist ganz unwirksam geworden; die von Chlodwig Hohenlohe in den Programmsatz gefaßt: „Immer einen guten schwarzen Rock anhaben und immer den Mund halten!“ Damit käme selbst ein Reichsfürst heutzutage nicht weit. Königswürde und Botschafter-rang sind keine Sinekuren mehr. Das Land fordert gebieterisch das Aufgebot aller Kräfte. Und diesem Land gehört Unser einß mit Haut und Haar. Nicht, notabene, der Kolonie der Landleute. Deren Interesse deckt sich nicht immer mit dem der Heimath; und der Diplomat, der sich allzu zärtlich der Landmannschaft anbietet, muß Gründe zu solchem Streben nach guter Censur haben. Bleibe nicht in Dein Museum gebannt und zeige Dich, wenn Du ins Licht trittst, nicht steif. Jedem gewaschenen Menschen muß Du erreichbar sein; spätestens in drei Tagen. Daß kannst Du, wenn Du Dir den Kleinram der Bureaukratie vom Hals hältst. Daß ein Botschafter halbe Tage opfern muß, um für irgendeinen Heerdenhammel einen Kronenorden vierter Güte zu erwirken, die Deforation eines räudigen Schafes durch ellenlange Berichte abzu-



wehren oder dem Herrn Theaterintendanten für sein nächstes spanisches, persisches, assyrisches Stück Bühnenskizzen und Kostümfigurinen zu besorgen, ist eine Uffenschande. Weigere Dich! Ueber die Vorarbeit und Courierleistung für Monarchenreisen (milde Erpressung der Einladung, Preßmassage, Anwerbung der zuverlässigsten Claque) brauchst Du, als unabhängiger Mann, nicht hinauszugehen. Leistest dem Land einen Dienst, wenn Du Quisquilien nicht an Dich lässest und für die Verminderung des Schreibwerkes Prämien aussetzest. Dann bleibt Dir Zeit, zu leben, Menschen zu sehen, dem hungrigen Geist Futter in die Krippe nachzuschütten und so nebenbei auch die Gesuche der ehrenwerthen Kolonialen entgegenzunehmen. Kolonialdiplomaten im üblen Wortsinne, Vertrauensmann jedes Sangesbruders und Geschäftspatrioten darfst Du nicht werden. „Dein Ohr leih' Jedem, Wenigen Deine Stimme; nimm Rath von Allen, aber spar' Dein Urtheil.“

Womit ich denn in die Weisheit des würdigen Herrn Polonius entgleist bin (in dem sich ja, nach Goethes Meinung, Leere und Bedeutsamkeit, die Kennzeichen des Witzblattdiplomaten, zum Entzücken vereinten). Daß Feld ist gar zu weit und ich konnte nur die paar Hälmdchen ausrupfen, die am Weg standen. Gertrudens Oberstkämmerer war übrigens wirklich nicht dumm; und Du darfst mich nicht wie eine Wasserschloßratte behandeln, wenn ich aus seiner Hinterlassenschaft noch drei Verse lüfte. „Die Kleidung kostbar, wieß Dein Beutel kann, doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt.“ Ein sehr wichtiger Rath. Den Luxus der „persönlichen Geschmaßnote“ darfst Du auf solchem Posten Dir nicht gestatten. Mußt immer in der Mode nobler Gesellschaft bleiben; in der vorletzten wirst Du noch besser als in der letzten aufgehoben sein. Sieh gut aus (aber nicht wie Maran oder Alexander, wenn sie Gesandte spielen) und hüte Dich, dem sehr wackeren Kollegen ähnlich zu werden, dem der Kontrast zwischen der Rolle, die ihm an einem Ultimatumstag aufgebürdet ward, und den Mängeln seiner windstiefschwankenden Körperlichkeit den Spott aller bösen Nachbarn zugezogen hat. Und der dritte Vers aus dem Evangelium Polonii? „Dies über Alles: Sei Dir selbst getreu!“ Dann wird, da Du ein muthiges Herz und einen klaren Kopf hast, von Deinen Mühen mehr bleiben als die Erinnerung an einen soignirten Herrn, bei dem man aß wie bei Gambettas Gattin in Frankreich, der eine Weile auch mit allerlei Hofuspokus die Zuschauer ver-



blüffte, in den Schicksalsstunden seiner Nation sich aber, im Schutze des Dunkels, auf Filzsohlen aus der Schußlinie schleichen mußte.

### Staatsmannschaft.

Pleners Memoirenband hast Du wohl schon durchblättert. Sonst: er lohnt; sehr geschickte und manchmal wunderhübsch plastische Darstellung. Nicht gerade heiter stimmt die Wahrnehmung, mit welcher wissenschaftlichen und weltlichen Vorbildung damals Einer ins Parlament ging; was er zuvor gesehen, erlebt, studirt hatte. Im österreichischen Reichsrath haben sie noch jetzt kultivirte Leute; im Herrenhaus mindestens ein Duzend guter Exemplare. Wir? Sieh Dir die Artikel an, die von den Spitzreitern aus Reichstag und Landtag in unsere Welt geschmettert werden. Ueber Gesetze und Detailfragen oft recht verständig; über hohe Politik und alles von fern mit Kulturproblemen Zusammenhängende so armselig, daß man nur die Redakteure bewundert, die solches Zeug, immer wieder, aufzutischen wagen. Tief unter der Durchschnittsleistung der besseren Parteijournalisten (von der die Häuptlinge ja, als Redner und Schreiber, leben). Bülow pflegte zu fragen, welchen Theil ihrer Diäten die Herren denn für die Aufnahme dieser insipiden Machwerke hingeben müssen, und heuchelte, sehr nett, ungläubiges Staunen, wenn er die Antwort erhielt, daß der Quark noch über den Alltagsstarif hinaus honorirt werde. Gelesen wirds eben so wenig wie der Bericht über die Verhandlungen der Hohen Häuser. Das preußische Haus der Herren hatte vor Ostern den Nord, Röller, Wedel, Gwinner, Ropp ein paar leidliche Tage zu danken (die zeigten, was ein Reichsoberhaus, die Vertretung von Intelligenz und Erfahrung, uns sein könnte). Mehr als Spezialkenntniß und Plaudertalent aber eigentlich nur Nord von Wartenburg, dem auch prompt vorgeworfen wurde, daß er „akademisch“ geredet habe. Jedesmal, wenn ein Erwählter halbwegs wie ein gebildeter Mensch sprach. Ernst Plener ist ein Kaliber, das uns fehlt. Allerliebste, wie er die Diplomaten zeichnet, mit denen er in Paris und London zu thun hat. Den trinkhaften Hompesch, der beim Rothspohn Kalnoßy in die Katholikenlehre nimmt, und den spanischen Beau, der auf dem Kamin die Photographien seiner zwölf „einzigen Geliebten“ stehen hat. Lange ist's her. Beust war noch Minister und die Albert Hall wurde eröffnet. Da konnte man mit Personalzetteln und der Allüre des Vielgeliebten Geschäfte



machen. Unter die Haut geht mir der Eindruck, daß vor der Reichszeit auch unser Außendienst besser war, als er heute ist. Robert Golz, den Plener als Preussischen Gesandten in Paris fand, war, mit all seinen bösen Fehlern, eine andere Nummer als unsere letzten Botschafter; und hatte Paul Hagfeldt, Radowiz, Loë (als Militärattaché) und die erträglichen Metierkenner Solms und Saurma. Eine so anständige Zusammensetzung wird nicht mehr leicht zu finden sein. Ein wahrer Segen, daß man auch anderswo keine leuchtenden Bilder herausstecken kann. In Paris sitzen die Ramponirten, mit denen es zu Haus nicht länger ging; in London ist, seit Soveral zuerst seinen Eduard und dann das Manuelchen verloren hat, nur Paul Cambon noch wirklich stark, dessen Bruder in Berlin, wo außer dem tüchtigen Szöghenyi auch fast nur Mittelwaare ist und Rußland kaum mitzählt, Alles übertragt; in Wien spielt die enge Interessengemeinschaft Cartwright-Crozier un jeu très serré, noch ohne sichtbaren Erfolg, aber mit Chancen für die Zukunft; und in Petersburg müßte, da Kornphäen fehlen, unser Kurz, namentlich in der Gesellschaft, von Rechtes wegen höher sein. Je weiter Du dann ostwärts kommst (am Goldenen Horn wetteifert der Franzose jetzt mit Marshall an Betriebsamkeit und Ubiquität), desto übler duftet der Braten; und auf die Frage nach der Qualität der Beglaubigten käme in mancher Residenz wohl die Antwort, die der Balkangesandte erhielt, als er den italienischen Kollegen nach der Wesensart der p. t. Minister gefragt hatte: „La mortadella di Bologna!“ (Gemisch aus Esel und Schwein.) Unsere Leute sind sauber; nur nicht immer Valeurs. Staatssekretären, die als Nullen erwiesen sind, dürfte man nicht wichtige Botschaften anvertrauen; und Köpfe wie Monts und Mumm, bei unserer Armuth, nicht feiern lassen. Aber wie soll man die Knechte loben? Kommt doch das Uergerniß von oben! Wenn wir die Frage nach der Staatsmannschaft Uehrenthalz (der als Diplomat im engeren Sinn famos war und für den ersten Theil der bosnischen Campagne reichliches Lob verdient) ausschalten: wo ist Einer, der uns an beträchtliches Maß gewöhnt hat? Der brave, fleißige und auf seine Weise fluge Rechtsanwalt Cruppi lerntz, wenn ihm Zeit bleibt, vielleicht noch und scheint wenigstens keine Angst zu haben; ist einstweilen aber ohne jede Detailkenntniß und ganz auf fremde Hilfe angewiesen. Sasonow war, schon ehe er zusammenbrach, ein kleiner, fränklicher Mann, der gar nicht wußte,



wie er zu dem potsdamer Erfolg (dafür gilt's drüben) gekommen war. San Giuliano: einer der Guirlandenwickler, die Italien in allen Formaten auf Lager hat; da sein Land nur einen gefährlichen Feind sieht, auch, so lange Franz Joseph lebt, vor ernster Schwierigkeit bewahrt. Sir Edward Grey aber ist so unzulänglich wie kaum je ein Herr des Foreign Office. Viel radikaler als selbst Lloyd George (der, wenn er nicht zu dem Mann auf der Straße spricht, höchst vernünftig sein kann und sich im Stillen lange schon um die Einigung mit dem Oberhaus bemüht); ganz wild gegen die Lords und ohne Gedanken, die dem Empire nützen könnten. Ein großer, historischer Name als Firmenschild vor einem leeren Haus. Daher die Minderung des britischen Einflusses in die Türkei (deren Herrlichkeit sacht zu Ende florirt) und die Unfähigkeit, das von Eduard Gebündelte zusammenzuhalten. Der, siehst Du, verstand sich auf's Geschäft. Der hat der Zunft noch einmal gezeigt, was der Einzelne zu leisten vermag. Natürlich hat's ein König bequemer als der von einem König Abhängige; steht aber in unbequem hellem Licht. Und auch der Gefrönte kommt nur an das Ziel, wenn er eins hat.

Da liegt's, sagt der Dänenprinz, den ich schon in der Tertia liebte. Bevor man erörtert, wie, mit welchen Mitteln und in welcher Frist, eine Aufgabe zu bewältigen ist, muß die Aufgabe klar vor dem Auge stehen; die eine, der Alles unterzuordnen ist. Warum kam Bismarck mit Golz in Konflikt? Warum saß er in der Weihnacht des Jahres 1863 Stunden lang, um dem Gesandten nach Paris zu schreiben? Nicht, weil Golz sich nicht auf die Meldung von Thatsachen beschränkte, sondern Vorschläge machte, die dem Minister nicht paßten und beim König, dem sie vorgelegt werden mußten, das Spiel erschwerten. „Berichte, die nur die ministeriellen Anschauungen widerspiegeln, erwartet Niemand. Ich vertrage jeden mir gegenüber geübten Widerspruch, sobald er aus kompetenter Quelle hervorgeht. Ihre Berichte aber nehmen die Natur ministerieller Vorträge an, die dem König die entgegengesetzte Politik von der empfehlen, welche er mit dem gesamten Conseil selbst beschlossen und seit vier Wochen befolgt hat. Eine scharfe, wenn nicht feindsälige Kritik dieses Entschlusses ist ein anderes Ministerprogramm und nicht mehr ein gesandtschaftlicher Bericht. Nützen kann solche kreuzende Auffassung nicht, aber schaden; denn sie kann Zögerungen und Unentschiedenheiten hervorrufen. Und jede Politik halte ich für besser als eine schwankende.“



Golz merkt, daß der Streit sich nicht um eine Kompetenzfrage dreht. „Wenn die Gesandten durch eine Art von Terrorismus, der gegen die Einen in zarter, freundschaftlicher Form ausgeübt, gegen Andere bis zur Drohung der Maßregelung gesteigert wird, gehindert werden, ihre Ansicht auszusprechen, wenn man sogar jeden einzelnen Gesandten im Dunkel über die Auffassung der anderen hält und hierdurch eine Konstatirung ihrer Uebereinstimmung unmöglich macht, so ist der König nicht mehr en pleine connaissance de cause. Er opfert dann leicht die Ansicht auf, zu der er ursprünglich neigte und von der er nun annimmt, daß sie nur von Dilettanten, Professoren, Kreisrichtern und anderen Revolutionären getheilt werde, während mehrere seiner eigenen Diplomaten, die er auf die wichtigsten Posten gestellt hat und die ihm daher doch einiges Vertrauen einflößen müssen, ganz der selben Ansicht sind.“ Der helle Robert weiß, daß der „verehrte Freund“ (der später nur noch als „verehrter Chef“ angesprochen wird) mitten in dem dänischen Hader nicht Lust hat, einen Rüffel auf langen Seiten zu begründen; daß Bismarck's Zorn aufgeschäumt hat, weil der pariser Gesandte die Hauptaufgabe Preußens nicht erkennen lernt. Was objektiv richtig ist, was unter anderen Umständen falsch wäre, kümmert ihn nicht; die Stunde will ihr Recht. Soll Preußen wieder Großmacht werden, soll es an die Spitze eines von Oesterreich gelösten Staatenbundes gelangen, dann muß es den Muth zu einer Politik haben, die der Kurzsicht grundfalsch scheint. Eine Aufgabe: und alle erreichbaren Mittel in ihren Dienst gestellt; drinnen und draußen; mag sich um die Heeresorganisation oder um das Wahlrecht, um den Bundestag oder um Dänemark handeln. Weil er von 1862 bis 70 durchsetzen konnte, daß für den einen Zweck alle Mittel aufgewandt wurden, hat Bismarck seinen Sieg gesichert. Heute? Die Aufgaben scheinen mir noch nicht einmal erkannt und gestellt. Wie dürfte man da an die Bewältigung denken? Kanzler oder auch nur Minister des Auswärtigen darf man aber nicht werden, wie man Hotelportier oder Bureauvorsteher wird: in der angenehmen Zuversicht, daß man behaglich leben und daß von Anderen Erworbene sich bewahren werde. Auf solche Posten gehört nur, wer Etwas will. Wer sich gesagt hat: Dieses werde ich leisten oder verschwinden. Alle Leute, die hineingehen und abwarten, was der nächste Tag bringen werde, sind im höchsten und im tiefsten Sinn unbrauchbar für diese Aemter.



Alle, die nur verwalten, im Einzelnen bessern wollen, aber nicht das neue Ufer sehen, an das sie der neue Rahn tragen soll. Velle non discitur. Werß nicht in sich hat, soll im Thal bleiben; Geheimrath, allenfalls Unterstaatssekretär. Den höchsten Sitz darf nur Einer erklettern, der oben Etwas zu suchen hat: den Weitblick auf das in Nebeln geahnte Ziel. Der sich selbst eine Aufgabe stellte.

Charity begins at home. Um die deutsche Aufgabe zu erkennen, braucht man eigentlich doch kein Herrenmeister oder Genielandkind zu sein. Seit 71 ungeheure Steigerung des Wohlstandes (durch Industrie, Technik, Handelsbetrieb aller Sorten), aber kein nennenswerther Gebietszuwachs (keiner wenigstens, der an Massensiedlung oder indische Einkünfte denken läßt). Menschenzuwachs: in jedem Jahr fast eine Million. Das stärkste Heer (wie lange noch in einer Zeit unaufhaltsamer sozialer Umpflügung, die Frankreich zwingt, auf den Uniformprunk zu verzichten, und an allen Ecken, nicht nur im Kopf des Herrn Jaurès, den Wunsch nach Milizformation austauschen sieht?). Eine Flotte, deren Dreadnoughts und schnelle Linienkreuzer Britanien Furcht einflößen. Die ganze Herrlichkeit aber zum größten Theil auf Exportmöglichkeiten gebaut, die nicht bis in den Jüngsten Tag währen können. Was uns heute noch Absatzland ist, kann übermorgen den Bedarf im eigenen Haus decken oder von billigeren, vielleicht nur näheren Lieferanten beziehen. Die Auswanderung unserer Großindustrie und die geradezu schmählichen Handelsverträge, die Länder vom Rang Portugals und Schwedens uns zumuthen durften, zeigt obendrein, wohin die Zollglorie zu führen droht. Laß Rußland sich aufraffen oder von Amerika, Belgien, Japan kaufen, laß nur einen winzigen Theil Chinas sich industrialisiren (das dazu taugliche Menschenmaterial hat): und sieh Dir die umgestülpte Europa an. Tag vor Tag wird von den Friedlichen mit der Erinnerung gekrebst, daß England unser bester Kunde ist. All right. Und wenn dem Schiedsgerichtsvertrage ein Zollbündniß folgt, dem Greater Britain ein angelsächsisches Imperium, das die Frage rasch vergessen läßt, ob in Kanada und Australien der Union Jack weht, und sich, nach der Bändigung des Japanerhochmuthes, nicht nur die Versorgung des Erdostens sichert? Um die Möglichkeiten solcher Entwicklung zu begreifen, muß man sich die Ziffern vors Auge rücken, mit denen wir nur auf der Nankeeseite zu rechnen haben. Die Vereinigten Staaten hatten unter Washington 4, haben jetzt 95 Millionen Einwohner



und werden 1940, nach nüchternem Ermessen, 160 Millionen haben. (New York allein hält, mit den Vororten, bei 7 Millionen und hat in seinem Hafen einen beträchtlich größeren Sonnenverkehr als London.) Der Nationalreichtum übersteigt die addirten Summen des großbritischen und des französischen Vermögens; das Schienennetz umspannt in Länge und Breite vierzigtausend Meilen mehr als das gesammteuropäische. Faßt Dich ein längst entwohnter Schauer? Nun bedenke schnell noch, daß Uncle Sam bald, nach der Oeffnung des Panamakanals, auf zwei Weltmeeren operiren kann und daß er, wie der mexikanische Staat beweist, Mittelamerika morgen unter sein sanftes Joch beugen will. Dann ist der Weg in den Süden frei; und einer nicht stockblinden Regierung des Britenreiches wird die Ersetzung romanischer durch angelsächsische Herrschaft nicht nur im Bezirk der quelques arpents de neige willkommen sein, auf die pariser Thorheit einst Kanada beschränkt glaubte. Die Ziffern der Produktion (Gold, Rohle, Stahl, Getreide, Baumwolle) sind heute schon so, daß dem europäischen Leser sich eine Eiskruste um die Haut legt. (Sorge dafür, daß der Chef den von Bartholomew herausgegebenen Atlas of the world's commerce anschafft. Der dürfte in keiner Botschaft fehlen. Wir haben in deutscher Sprache nichts so Vorzügliches.) Wenn Leute, die in so breiter Affiette sind, denen das blanke Gold in die Hände wächst und selbst die Aenderung des Zollsystems keine Lebensgefahr bringen kann, Leute, deren Kriegsheer den fortes milices démocratiques des Genossen Jaurès mehr ähnelt als unserer Armee, jetzt, nicht lange nach dem Antritt der spanischen Erbschaft, wieder territoriale Ausdehnung erstreben, muß auf dem alten Kontinent eigentlich auch der auf beiden Augen Blinde mit der Nase wittern, woher der Wind weht. Und der Deutsche endlich zu ahnen anfangen, vor welche Aufgabe ihn das Schicksal gestellt hat. Hier, Michel, mußt Du siegen; oder wirst von Deiner Höhe sinken.

Was er braucht, darf er nicht am Ende der langen Bank lassen. Mit all seiner Kraft und Lammsgeduld kann er weder die Rüstung noch das Zollgewicht durch ein neues Menschenalter schleppen, in dem die Rivalen sich mit leichterem Gepäck auf den Marsch machen werden. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Vierzig Jahre lang Wehrmachtskosten, deren Jahresbetrag bald anderthalb Milliarden übersteigen wird, und die stete Versicherung, daß



man den Frieden wolle, nur den Frieden, die theure Maschine also nicht in Betrieb setzen werde: Das gab noch nie einen Reim, der dem Volk traulich im Ohr haftet. Eben so wenig ist auf die Dauer mit einer Wirthschaftspolitik auszurichten, die den Abschluß uns günstiger Handelsverträge hindert, von der sich, nicht deshalb nur, der Westen und Süden sacht schon abwendet und die, so nothwendig sie in der Spanne eines Jahrhundertsdrittels war, nun unmodern zu werden beginnt. Sicherung und Weitung des Absatzes durch Schiffsgeschütze: dieser Traum konnte nicht ewig währen. Was wollen wir? Nur konserviren? Für England, das seit Gladstones Unglückszeit Egypten und den Sudan, das Transvaal und den Oranjestaat, das ganze Sansibar und das halbe Persien geschluckt, Afghanistan, Tibet und andere saftige Landstücken in seine Einflußsphäre gezogen hat, mag solches Programm genügen. Und daß selbst die vollgestopfte Dame Britannia Neues will (Versöhnung der Iren durch Homerule nach Garwins Vorschlag und, mit irischer Hilfe, Vorbereitung einer vom Freihandelsweg abbiegenden Tarifreform und einer unbeschränkten anglo-amerikanischen Interessengemeinschaft), lehren die Versammlungen, die, unter dem Patronat der höchsten Geistlichkeit und der Parteiführer aus beiden Lagern, seit Wochen täglich den Angelsachsenbund empfehlen. Auch wir müssen weiter; dürfen nicht, wie die Schoßkinder der Mama Natur, still auf unseren Stühlchen hocken. Land für die nachwachsenden Kinder und die Gewißheit, daß wir alles im eigenen Haus Produzirte mit Nutzen loswerden: da ist eine Aufgabe. Für deren Bewältigung es zu spät wird, wenn wir noch eine Weile warten. Der alle Politik, innere und äußere, ohne Zaudern und Schwanken angepaßt werden muß. Wir haben keine Zeit zu Katholikenheken und müssen den im Geist dem Papst Unterthanen die Prüfung der für Protestanten, Juden und Gottlose am Ende nicht allzu wichtigen Frage überlassen, ob sie sich durch den Antimodernisteneid und andere hispano-römische Thorheit zu schwer belastet fühlen. Wir müssen endlich einsehen, daß Michel, auch wenn er eine Ballonmütze aufsetzt oder eine rothe Nelke ins Knopfloch steckt, noch immer Michel bleibt; daß der Entschluß der Bayern und Sachsen, die organisirten Arbeiter nicht mehr, wie wilde Thiere, von der Straße zu scheuchen und ihren Ordnern das Polizistenrecht einzuräumen, höchst verständig ist; daß der Germane nicht



Revolutionen, nach romanischem Muster, macht; und die alberne Sozialistenfurcht aus den Knochen schütteln. Findet der Herr Abgeordnete Schulze-Schweiningen einen Harmlosen, der ihm den stümperhaft stilisirten Nachweis, daß der Kollege Otto Bocher ein Esel ist, abdruckt, honorirt und nach drei Tagen für den Angegriffenen das Selbe thut: meinetwegen. Aus den Parlamenten aber müßte der Rehricht verschwinden. Daß drei Viertel der Tagwerkszeit an den Versuch weggeläppert wird, die Nachbarparteien zu verdächtigen und, nur zum Beispiel, die Erbärmlichkeit einer Finanzreform zu erweisen, die nothwendig war und deren Last Keinem unerträglich ist: Das giebt's auf der weiten Welt nur bei uns. Die Nation wird's nicht dulden, wird diese Form parlamentarischen Betriebes als Verrath der Reichsinteressen erkennen, wenn sie ahnen gelernt hat, daß sie an ein lohnendes Ziel geführt werden soll und nur nach dem Aufgebot ihrer ganzen, unverzettelten Kraft dahin gelangen kann. Du weißt, daß ich leidlich saturirt und von Ehrgeiz nicht auf Eisgipfel zu locken bin. Aber schaffe mir das Vertrauen Seiner Majestät, den Ruf ins Kanzleramt mit der Sicherung vor kaiserlicher Ingerenz: und ich verspreche Dir, heute noch, für den Januar Wahlen, an denen Dein loyales Herz seine Freude erleben soll. Dieses Volk ist ja leichter als irgend ein anderes zu regiren (sonst hätte es nicht vier Lusten fruchtloser Politik so geduldig hingenommen) und lechzt nach der Gelegenheit, sich in Einmuth wieder hinter eine Fahne zu schaaren, die in neuem Kampf für nationale Güter voranwehen soll.

Das, meinst Du, sei ja geplant und auf solche Banneridee laufe das Trachten hinaus? Mancher meint's. Der Winter zog erst heran, als ich schon hörte, daß Auswärtige solle zum Pivot des Wahlaufmarsches werden; denn kein Unbefangener könne doch leugnen, daß es da besser gehe als in Bernhards Aera. Der arme Bülow hat längst wohl von dem weiland kurbessischen Oberhofmarschall Thümmel die Tugend gelernt, des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen. Ihm, der seine Aufgabe nur darin sah, das Reich über die Gefahr hinwegzubringen, mit der eindramatisches Temperament es bedrohte, und der so lange im Glanze stand, wird nun alles von Kiautschau bis Algesiras Versäumte auf's Schuldkonto gesetzt und selbst die Schiemänner, die er aus dem Dunkel zog und an seinem Tisch so oft mit Rindblende und



Komplimenten bewirthete, reden jetzt laut, wie von Altbekanntem, von seinen „Fehlern“. Schade, daß ich ihn nicht hören kann. Zum Simon und Ulceste hat er kein Talent. Wird die (nur aus unserer Luft erklärliche) Thatsache, daß die soi-disant-Politiker, die den Kanzler umwedelten, den Entlassenen meiden, nicht einmal so bitter empfinden wie Bismarck. An manchem Tag aber, wenn er die Heimathpresse durchschmaruzt hat, nicht wissen, ob er pfauchen oder freischen solle. Gerade im Internationalen hatte er, bis an den letzten Lebensabend, im Reichstag stets eine große, in der Oeffentlichen Meinung eine größere Mehrheit für sich; und nun soll Alles, was er gemacht hat, miserabel, soll er als unzuverlässig durchschaut und von Riederlen in den tiefsten Schatten gestellt worden sein. Dabei hat er den Schwaben aus der Nacht Allerhöchster Ungnade nach Berlin gelotst; mühsam beim Kaiser durchgesetzt, daß der Schüler Holsteins zur Vertretung des unbeschreiblichen Schoen berufen wurde; ihm schon damals das Staatssekretariat zugebracht und nur, als er sich noch durchsetzen zu können glaubte, den Zweifel geäußert, ob ohne ihn, nach ihm der tüchtige Mann, mit dem er gern arbeite, sich contre vent et marée halten werde. Die Prophezeiung, man werde ihm Riederlen als leuchtendes Muster hinstellen, hätte ihn aus der Fürstenwürde gefügelt. Jetzt erlebt er; liest in den Artikeln des guten Rath, der in allen Wonnen des Inspirierten planscht, sogar, daß der Herr aus Stuttgart die Disziplin zurückgebracht habe (die unter Bülow-Holstein wirklich straff genug war), und könnte, wie der alte Dumas nach der ersten Aufführung der Kameliendame, auf die Frage, ob ihm von all der Gloria denn kein Theilchen zukomme, lachend antworten: J'ai fait l'auteur, parbleu! Lachend; der Hominigestank wird ihm die Heiterkeit ja nicht ganz weggeefelt haben. Wer das Amt hat, hat auch die Clique. Das weiß er am Besten; und möchte vielleicht nur erfahren, welche Großthat seit seinem Abgang denn eigentlich vollbracht, welche ungeheure Errungenschaft eingeheimst worden sei. Das erführe ich auch gern. Potsdam? Damit kann man unter Auguren keinen Staat machen. Erstens wird seit Monaten, mit einer dem Selbstgefühl einer Großmacht schwer erträglichen Langwierigkeit, in Petersburg an dem Vertrag herumgedoktort, der für uns nicht vortheilhafter geworden ist und an dem Stolzpin sich mit dem Stolz des redlichen Mannes weidet. Zweitens war's kein Helden-



stück, mit einem militärisch schwachen, seiner Schwachheit jetzt auch bewußten und von der Pflicht zu starker Grenzwehr bedrückten Rußland, daß durch Truppenansammlung den Chinesen imponiren möchte und einen raschen Vorstoß in sein baltisches oder polnisches Gebiet nicht abwehren könnte, um den Preis des Verzichtes auf Persien und einer Bahnverbindung sich über die Bagdadtrasse und daran Hängendes zu einigen. Drittens hat die hastige Aufführung dieser „Errungenschaft“ mehr Unruhe gestiftet und (in Wien und Konstantinopel) geschadet, als sie irgendwo nützen konnte. Danach kam die Abweisung des britischen Vorschlages, den Wehrmachtumfang zu begrenzen. War das (in der Sonne zerrinnende) Gemisch aus Barschheit und Ironie, daß der Kanzler da, nach einem Konsilium mit dem Staatssekretär, über die Lippe ließ, rühmenswerth, dann verdient es das Lob jedenfalls nur als ein Ueberbleibsel des von Marschall und Kriege einst für den haager Friedensschmauß zubereiteten Böfelerichtes. Hier war ein Rhodus, auf dem sich die Springkraft erproben konnte. Stelle Dir vor, was Bismarck aus solcher Situation gemacht hätte. Auch ein Kleinerer vermochte ansehnliche Mengen von dem Boden zu ernten, auf den Grey sich so weit vorgewagt hatte. Zustimmung, Spezialvorschläge erbitten, mit artigstem Dank amendiren, an das Spalier glaubwürdiger Begeisterung stachelige Bedenken von dunkelster Föhrenfärbung ranken, sich neigen oder bäumen, vetterlich lächeln oder sorgenvoll dreinstieren, bis, in kompromittirendem Hin und Her, der Gegenkontrahent so weich und palpable geworden ist, wie man ihn haben wollte: da war viel zu erlangen. Unter allen Zünstigen eine Stimme, daß wirs täppisch gemacht und aus dem psychologischen Moment nichts herausgeschlagen haben. Von der Möglichkeit, ohne unerschwingliches oder mit nationaler Würde unvereinbares Wehrgeld einen maritim mächtigen Bundesgenossen zu finden, sind wir so weit wie je in den Tagen Bülow's. Der hat nie einen Handelsvertrag vorgelegt, der elender, für das Reich schlimmer beschämend war als der von Riederlen mit Schweden abgeschlossene (den nur ein völlig entmannter Reichstag annehmen kann); und hätte Bukarest, Sofia und das berliner Unterstaatssekretariat gewiß nicht schlechter besetzt als sein minder beweglicher Erbe. Noch sehe ich nicht, wie aus diesem Winkel ein Wahlerfolg aufblühen soll. Daß der Staats-



sekretär ein Gigant, der Geschäftsgang über alle Maßen erfreulich sei, haben die Leute, seit Marshall's Zeit, in jeder Woche gehört; ein Weilchen sogar unter Tschirschky's und Schoen's Maimond. Damit sind sie kaum noch zu fördern. „Die Karre läuft etwas flotter, weil Eduard tot ist und die Feindschaft kein von Allen geachtetes Haupt mehr hat.“ So reden sie; und scheinen mir dem von objektivem Urtheil als wahr Erkannten auf diesem Fleck ziemlich nah.

Ich vergesse Marokko und die geradezu höllisch geniale Politik, die da begonnen habe? Könnte ich's nur vergessen! Doch jedes Blatt und Blättchen erinnert an die Riesenleistung, die sich zwischen Tanger und Fez vorbereitet. Ein Gewimmel von Sachverständigen enthüllt sich dem Blick. Einer, den der Titel als „Diplomaten“ beglaubigt, redet von Muley Hafid immer als von „dem Scherifen“, als ob in dem Westsultanat nur ein edler Prophetenstämmeling hause, der das Recht auf den grünen Turban hat. (Ich werde nie begreifen lernen, warum den selben Redakteuren, die Botschafter erster Klasse täglich mit ihres Spottes Lauge bespritzen, die Leute, die in unserem Beruf nicht vorwärts kamen, abgeschoben wurden und seitdem Artikel schreiben, als Autoritäten gelten. Daß Einer für's gewählte Metier nicht taugte, erweist ihn noch nicht als Genie.) Die meisten Gutachter zeigen ähnliche Sachkunde; nur wenige mindestens das Bemühen, in Büchern und Papier an den Quell der Erkenntniß zu gelangen. Aus Rübeln, aus dicken Regentonnen wird der Niederschlag sittsamer Empörung auf die sündigen Häupter der Franzosen ausgegossen. Das sind Kerle! Die wollen die Algesirasakte zerlegen, deren vierter Artikel ihnen nur noch bis zum letzten Tag dieses Jahres das Recht giebt, von ihren Offizieren und Unteroffizieren die Polizeitruppen organisiren zu lassen. Die haben den als Generalinspekteur dieser Truppen eingesetzten schweizerischen Taschenmarsch, der fast schon so berühmt geworden war wie Offenbach's Admiral der Schweizerflotte, mit tückischer List in den Hintergrund geschoben. Die übertreiben nicht nur die Rednerei von der Nothlage des Sultans und der Gefährdung seiner Hauptstadt, sondern haben alles darüber Vorgebrachte mit der Zauberfunst eines Salonmagus aus der Luft gegriffen. Dem Sultan droht keine ernste Gefahr; Fez ist nicht von Horden umzingelt; die Europäer fühlen sich höchst behaglich; und Herr von Riederlen war in bester Form, als



er Cambon's Mittheilung, daß Ministerium der Republik habe sich zu einer Strafexpedition entschlossen, nur mit dem einen Fragewort beantwortete: „Pourquoi?“ Noch am ersten Maitag, heißt's in officiösen Depeschen, waren in Fez alle Deutschen gesund und in Sicherheit; war von Hunger'snoth (die nach französischen Berichten gedroht haben sollte) nichts zu spüren. Dann sind auch wir aber arg getäuscht worden. Schon am dritten Aprilabend laß ich eine Depesche, die von Wolff's Bureau ausgegeben worden war und meldete, die Berberstämme seien gegen Muley Hafid vereint. „Man erwartet jeden Augenblick einen Angriff auf Fez; sollte es dazu kommen, so muß die Stadt kapituliren, da es an Truppen, an Geld und an Nahrungsmitteln fehlt.“ Glaubst Du nun wirklich, daß die Pariser Alles glatt erfunden haben? Vor sechs Wochen dachte noch kein Mensch daran, ihnen für's nächste Jahr das Polizeirecht zu kürzen (wer die Nowoje Wremja und die Times liest, wird auch heute nicht annehmen, daß für solche Absicht eine Mehrheit zu haben ist). Daß Ministerium Monis war in der Kammer noch nicht warm geworden und der radikale Kriegsminister und Börsenmüller Berteaux mußte fürchten, sich mit der Verantwortung eines Feldzuges zu bepacken, der große Summen verschlingt und manches Menschenleben kosten kann. Nicht einmal die Jahreszeit war dem Unternehmen besonders günstig: in vierzehn Tagen ist die Ernte unter Dach, sind die Hauptprodukte des marokkanischen Bodens in die Häfen befördert und die kriegerischen Stämme können gegen den fremden Eroberer ins Feld rücken. Sicher hat die Kolonialpartei, die mit Pichon's betriebsamer Schwachheit nicht mehr zufrieden war, den erfahrunglosen Herrn Cruppi zur That gedrängt. Erwinnere Dich, daß die selbe Partei 1909, via Ferrer, das Ministerium Maura stürzen ließ, weil dessen kräftige Politik bis nach Taza griff, daß Thor vor der für Frankreich wichtigen Straße, die aus Algerien nach Rabat führt, über Nacht verriegeln und die französische Einfluß offene Zone Marokkos um ein Beträchtliches verengen wollte. Der starke und kluge, von Unwissenheit oder Parteisucht aber als erzreaktionär und erzklerikal verschriene Maura mußte gehen und die Franzosenfreunde Moret und Perez Caballero traten die Erbschaft an. Jetzt läßt Canaleja's sich in allen Reich'sfragen wieder von Maura berathen; ein dem gefährlichen Patrioten Verwandter, auch ein Maura, versicht in einer



gut unterkellerten Kampfschrift Spaniens gegen Frankreichs Anspruch auf Marokko: Grund genug, im Scherifenreich die Fahne der Republik wehen zu lassen. Immerhin scheint erwiesen, daß Muley Hafid selbst um französische Hilfe gebeten hat und daß der Konsul Gaillard in gutem Glauben war, als er aus Fez den Nothschrei nach Paris sandte. Nur Schwindel und Uebermuth? Blech.

Hast Du irgendwo einen Zunftgenossen aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sucht zu erobern trachten werde und von uns das Recht dazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vor's Auge gekommen. In dem accord franco-allemand vom neunten Februar 1909, dem Vertrag, der die Algesirasakte in einem den Franzosen günstigen Sinn ergänzen und interpretiren sollte (und der in aller Eile fertig gemacht werden mußte, damit der endlich in Berlin einkehrende King Edward sich seiner freue), findest Du den Satz: „Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat in Marokko nur wirtschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreich besondere politische Interessen auf diesem Boden die feste Sicherung des inneren Friedens und der Ordnung fordern, und ist entschlossen, diese Interessen nicht zu hemmen (entraver).“ Dieses Abkommen hat Riederlen mit Cambon vereinbart. So lange Worte ihren Sinn behalten und ein Diplomat, Meister oder Lehrling, Verträge zu lesen weiß, heißt Das: Wir halten uns von aller marokkanischen Politik völlig aus und sind zufrieden, wenn unsere intérêts commerciaux et industriels gewahrt werden; ist's ein unzweideutiger Verzicht auf jede Einmischung in franko-marokkanische Händel, die unsere begrenzten Interessen nicht gefährden. Sind sie gefährdet? Nein. Dürfen wir thun, als hielten wir noch bei der Algesirasakte? Nein. Kann Frankreich den inneren Frieden und die Ordnung des Sultanates sichern, wenn es an Tagen entstandenen oder nahenden Aufruhrs nicht seine Fahne zeigen und durch ein stattliches Truppenaufgebot den fehdelustigen Stämmen Angst einjagen darf? Ist ihm zuzumuthen, daß es Unsummen ausgiebt und das Leben seiner Söhne einsetzt, ohne von all diesen Opfern irgend einen Vortheil zu haben? Daß es nur für Europa arbeite, nur für die Länder, die aus und nach Marokko Waaren importiren, die Last der Ruheleistung auf sich nehme? Nein. Können gerade wir auch nur wünschen, daß es sich aus Marokko zurückziehen müsse? Nein. Das wäre der Anfang vom Ende französischer Herrschaft über Al-



gerien und Tunis. Die Republik würde genöthigt, ihre ganze Kraft auf Europa zu konzentriren; in Europa den Ersatz des neuen Prestigeverlustes zu suchen. Und so furchtsam der französische Kleinrentier sein, so zäh der Herr Abgeordnete an seinen fünfzehntausend Francs Jahreseinkunft kleben mag: für das afrikanische Kolonialreich wird Frankreich sechten, so lange es einen Mann auf den Beinen hat. Weil es muß. Weil es ohne diesen Besitz sich in der Reihe der Großmächte nicht halten könnte. Und dieses Kolonialreich ist in schwerster Lebensgefahr, wenn, nach allem seit 1904 Geschehenen, Frankreich in Marokko dem Machtgebot anderer Staaten, vor dem Auge der Islamiten, willenlos weichen muß.

Da Riederlen nicht Krieg führen will (und, wenn er es wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von der Allgeseirassakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zersekt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Aus einem anarchischen Marokko ist von Deutschen noch weniger zu holen als aus einem französischen. Die Tricolore von Tunis bis an den Senegal: Das läßt die entente cordiale mit England nicht ins Hitzige ausarten. Bismarck wußte, weshalb er wünschte, daß die Republik sich in Marokko festbeiße und für Jahrzehnte dadurch in Europa gelähmt sei. Wußte auch, warum er stets vor einer Politik warnte, die nur den Zweck habe, Andere zu ärgern, und nur das Ergebnis, uns, ohne jeden greifbaren Gewinn, unbeliebt zu machen. Riederlen möchte sein Schüler heißen (obwohl er im Sachsenwald nur mit den übelsten Prädikaten bedacht wurde). Er hat Energie, Haltung und eine reichliche Mitgift an schwäbischer Verschlagenheit und ich möchte nicht, daß er, wenn der Applaus nachläßt, sich ganz den alten Freunden Kroeher, Buch, Brandenstein zuwende, deren hyperkonservativem Einfluß ihn jetzt der Palazzo Friedlaender und ähnliches Milieu entzieht. Daß er aber mit einer (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten, seinen Chef aus der Patsche hauen und der deutschen Lebensaufgabe dienen könne, werde ich erst glauben, wenn ich es erlebt habe. Ließ, wie uns selbst die Wiener beschwören, Europa nicht wieder vor eine Entscheidung zu stellen; überlege, wie die Folgen ausfähen, wenn ein zum Frieden à outrance Entschlossener zum dritten Mal von einer Mehrheit zum Rückzug gezwungen würde; und vergiß nicht, daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt.





## Reichsversicherung.

Die Krönung seines Lebenswerkes sollte, nach dem Ausspruch des Grafen Posadowsky, die Reichsversicherungordnung sein; im Zolltarif und in den Handelsverträgen habe er das Reich in seinen wirtschaftlichen Fundamenten geschützt; Arbeitskammern und Reichsversicherungordnung sollten dem Arbeiterstand zeigen, daß er wirtschaftlich gleichberechtigt geworden sei und daß der Zolltarif ihm höhere soziale Wohlthaten zuführen lasse; dann gehe der Graf aber in Pension und überlasse die Weiterführung einem anderen Staatssekretär. So hatte Graf Posadowsky im Jahr 1906 noch seine Aufgabe sich gestellt. Er meinte damals, die Reichsversicherungordnung sei als Werk noch bedeutsamer als das Bürgerliche Gesetzbuch und stelle vor eine Aufgabe, die eigentlich nur ein Napoleon bewältigen könne; denn schließlich müsse der Knoten durchhauen werden.

Ob der sozialpolitische Staatssekretär, der seitdem ins schöne Naumburg übergesiedelt ist, die Reichsversicherungordnung, die jetzt dem Reichstag vorliegt, freudigen Herzens vertreten würde, mag sehr fraglich erscheinen. Aber auch viele Andere sahen ihre Blüthenträume nicht reifen. Einst sprach man von der „Vereinheitlichung und Verbilligung der Arbeiterversicherung“; jetzt ist sicher, daß die Verwaltungskosten künftig höher sein werden, und die Vereinheitlichung besteht im Wesentlichen darin, daß man aus sechs Gesetzen ein einziges gemacht hat, daß aber in der Praxis sofort wieder in drei Teile (Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung) zerlegt werden muß. Man konnte diese Gesetze getrennt lassen; denn das Ziel der Verschmelzung ist nicht erreicht worden. Jahre lang wurde heftig darüber gestritten, ob man alle drei Zweige der Arbeiterversicherung zusammenlegen oder sich einstweilen mit der Verschmelzung der Krankenkassen und der Invalidenversicherung begnügen solle. Für diese vorläufige Beschränkung schien auch Graf Posadowsky zu sein. Heute redet kein Mensch mehr von einer Verschmelzung. Mit diesem Ziel hat die Reform den Riesenumfang verloren, der ihr zugeschrieben worden war; „nur“ 1754 Paragraphen sind noch in sinngemäße Ordnung zu bringen. Gewiß eine große Arbeit; aber kein neuer Aufbau aller Grundmauern unserer Sozialpolitik. Nach diesem Gang der Dinge muß man die Hoffnung auf eine Verschmelzung aller Arbeiterversicherungsgesetze für Jahrzehnte, vielleicht für immer zurückstellen.

Auch wer diese Entwicklung bedauert, darf aber nicht verkennen, daß die Reichsversicherungordnung bedeutsame Fortschritte



verheißt, die dem Reich gesichert werden müssen. Reichsbehörden für Arbeiterversicherung sind nicht errichtet worden; das in hohem Ansehen stehende Reichsversicherungamt bleibt die einzige oberste Reichsbehörde (deren Thätigkeit leider durch den zähen Widerstand der Sachsen und Bayern für diese beiden Bundesstaaten eingeengt ist; sie behalten ihre Landesversicherungämter). Die ganze Organisation der Arbeiterversicherung wird an die bestehende Verwaltung angegliedert: das Versicherungamt an das Landrathsammt, das Oberversicherungamt an die Regierung; nur sitzen neben den Bureaukraten jetzt Vertreter der Versicherten und der Arbeitgeber. Im Reichstag hat eine große Mehrheit (nur die Sozialdemokraten schwärmten hierfür) selbständige Versicherungämter abgelehnt, da sie eine Vermehrung des Beamtenapparates nicht wünscht. Tausende neuer Beamtenstellen aller Art mit mindestens fünfzig Millionen Mark Jahreskosten wären nach der Errichtung selbständiger Versicherungämter nöthig geworden; ob das Verfahren dann besser geworden wäre, ist eine offene Frage. Jetzt hat man das Verfahren im Prinzip unverändert gelassen; es bleibt beim Parteistreitverfahren, das ungefähr neunzig Prozent aller Fälle glatt geregelt hat. Nur in der Unfallversicherung sind die Rechte des Arbeiters erweitert worden; während er bisher bei der ersten Rentenfestsetzung gar nicht mitsprach, wird ihm nun, durch die Einführung des Vorbescheides, ein neues Rechtsmittel gegeben. Wenn alle Berufsgenossenschaften so gut arbeiten wie, zum Beispiel, die Seeberufsgenossenschaft, dann verstummen die Klagen der Arbeiter schnell. Wir dürfen uns der Thatfache freuen, daß der Arbeiter künftig schon vor dem ersten Spruch gehört werden muß und daß ihm die Abtheilung Versicherungamt der untersten Verwaltungsbehörde dabei zur Seite steht; da kann er sich aussprechen und alle seine Klagen vorbringen. Das war über die Formalien zu sagen.

Der materielle Inhalt der neuen Ordnung bringt eine erhöhte Leistung auf allen drei Gebieten und damit auch erhöhte Lasten für den Arbeitgeber, Arbeitnehmer und das Reich. Die von den Sozialdemokraten beantragten Aenderungen hätten insgesamt mindestens eine halbe Milliarde jährlicher Mehrausgaben erfordert; die Beschlüsse der Kommission begnügen sich mit 160 bis 170 Millionen; davon trägt das Reich 30, tragen die Arbeitgeber ungefähr 65 Millionen, die Arbeitnehmer eben so viel oder etwas mehr und den Rest die Bundesstaaten. Diese Zahlen sind aus zwei Gründen nicht ganz sicher: erstens können die Krankenkassen ihre Leistungen erheblich erweitern und zweitens trägt der Arbeitgeber in Wirklichkeit mehr, als man auf dem Papier ausrechnet, da in.



der Praxis der Bauer (mindestens der Klein- und Mittelbauer) und die Dienstherrschaft die Beiträge ganz zu bezahlen haben, weil sie sonst keine Dienstboten erhalten. Von der neuen Last fällt der größere Theil auf die Landwirthschaft und das Mittel- und Kleingewerbe; die große Industrie kommt leichter weg. Nach zwei- bis dreijähriger Geltung der neuen Gesetze kommen wir zu einer täglichen Renten- und Krankengeldausgabe von drei Millionen Mark. Diese Ziffern zeigen, daß man über die Vorlage und die Beschlüsse der Kommission in puncto Leistungen nicht hinausgehen kann. Der Spott der Genossen über die niedere Hinterbliebenenversicherung ist sehr billig. Wie steht es denn mit der Kloster-Milliarde und der Arbeiterversicherung in Frankreich? Diese Gegenfrage muß gestattet sein. Die Gesamtlasten für die deutsche Industrie und das Gewerbe sind nach der Annahme dieses Gesetzes auf einer Höhe angelangt, daß nur noch die Privatbeamtenversicherung hinzutreten darf; dann aber muß Ruhe sein und die neuen Gesetze müssen sich erst einleben. Das ist auch die Auffassung der meisten Unternehmer und der ruhig urtheilenden Arbeiter.

Der Personenkreis der Versicherten wird erweitert. Fast sieben Millionen Menschen mehr werden der sozialen Versicherung unterstellt. Auf dem Gebiete der Krankenversicherung ist die Versicherungspflicht ausgedehnt worden: auf die landwirthschaftlichen Arbeiter, die Dienstboten, auf die unständig beschäftigten Arbeiter, die im Wandergewerbe Beschäftigten, die Hausgewerbe-reibenden und Heimarbeiter, Personen der Schiffsbesatzung, Handlungsgehilfen und -lehrlinge, Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, Bühnen- und Orchestermitglieder ohne Rücksicht auf den Kunstwerth der Leistungen, auf Lehrer und Erzieher an nicht öffentlichen Schulen und Anstalten, wenn der Jahresgehalt zweitausend Mark nicht übersteigt. Kleingewerbetreibende, Landwirthe, Familienangehörige des Arbeitgebers können der Versicherung freiwillig beitreten. Die Leistungen werden erhöht. Bisher wurden die Barleistungen der Krankenkassen nach dem durchschnittlichen Tagesentgelt der Klassen von Versicherten bemessen, für welche die Kassen errichtet sind, bis zu vier Mark für den Arbeitstag; die Kommission bestimmte einen Satz von fünf Mark, erhöhte also das Krankengeld. Durch das Statut kann dieser Satz auf sechs Mark erhöht und der Tagesentgelt und das Krankengeld nach der verschiedenen Lohnhöhe der Versicherten abgestuft werden. Die Krankenhilfe wird für zwanzig Wochen gewährt, auch wenn die Invalidenrente bei fortdauernder Krankheit eintritt; die Sakung aber kann die Krankenhilfe für ein volles Jahr geben. Auch die Wochen- und Familienhilfe ist aus-



gedehnt werden. Wöchnerinnen erhalten für acht Wochen Krankengeld oder Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim; Schwangerengeld und Hebammendienste können gewährt werden. Der Arztesfrage hat man keine Antwort gesucht. Das war das Vernünftigste, was man thun konnte. Kann die Kasse den Arzt nicht stellen, so zahlt sie erhöhtes Krankengeld. Leipziger Verband und Krankenkasse sind auf eine Verständigung angewiesen. Die Besetzung der Rassenstellen mit Parteilieblichen und unfähigen Leuten ist nicht mehr möglich, da Arbeitgeber und Arbeitnehmer für den selben Bewerber ja getrennt eine Mehrheit aufzuweisen haben. Der Zorn der Sozialdemokraten ist verständlich, aber nicht im allgemeinen Interesse der Arbeiterschaft begründet.

Die Unfallversicherung bringt eine Ausdehnung der Versicherungspflicht bis zu fünf Mark Einkommen. Durch Beschluß des Bundesraths kann die Unfallversicherung auf bestimmte gewerbliche Berufskrankheiten ausgedehnt werden; eben so auf kleine Unternehmer mit höchstens dreitausend Mark Einkommen oder zwei Gehilfen. Die Rente beträgt, wie bisher, bei völliger Erwerbsunfähigkeit zwei Drittel des Jahresarbeitverdienstes. Die Kommission hat jedoch eine Rentenverbesserung durchgesetzt. Während nach dem geltenden Recht nur der Verdienst bis zu fünfzehnhundert Mark voll angerechnet wird, soll er künftig bis zu achtzehnhundert Mark angerechnet werden.

Im Bereich der Invalidenversicherung tritt eine ähnliche Erweiterung der Versicherungspflicht ein wie bei der Krankenversicherung. Durch die neuen Bestimmungen über die Berechnung des Grundlohnes wird ein großer Theil der Versicherten einer höheren Klasse zugeführt und sie erhalten höhere Renten. Das Wichtigste ist die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung. Wie bei allen Sozialgesetzen, mußte auch hier klein angefangen werden. Da die Gewährung von Renten an alle Witwen 235 Millionen Mark kosten würde, werden nur die invaliden Witwen Renten erhalten. Das Reich zahlt zu jeder Rente einen Zuschuß von fünfzig, zur Waisenrente einen von fünfundzwanzig Mark.

Die Kommission hat eine mühevolle Arbeit geleistet; und (was heute entscheidend ist) sie hat eine große Mehrheit zusammengebracht, der alle bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme der Fortschrittlichen Volkspartei) angehören. Ob die Fortschrittlichen der Sozialdemokratie Vasallendienst leisten wollen, bleibt abzuwarten; einstweilen hofft man, daß der sozialpolitisch aufgeklärte Theil der Fraktion schließlich der Reform zustimmen wird.

Mathias Erzberger,  
Mitglied des Deutschen Reichstages.



## Die Hotelhypothek.

Das Geld liegt auf der Straße: in Berlin glaubt beinahe Jeder an die Wahrheit dieses Satzes. Der „Werthzuwachs“ gehört eben so zum Bilde der Stadt wie die Straße Unter den Linden. Aber um das Zugewachsene ernten zu können, muß man Millionen in den Boden gesteckt haben. Baut Geschäftshäuser, Bureaupaläste, Hotels; dann greift Ihr das Geld von der Straße. Das lehrt man an allen Ecken. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches entzückt die Fremden nicht so wie München, Wien, Paris. Aber die Zahl der Reisenden, die Geschäft und Neugier ins Zweimillionenreich an der Spree führen, ist in jeder Jahreszeit ansehnlich. (Die Reiseausstellung am Zoologischen Garten hat offenbar die Aufgabe, dem Berliner zu zeigen, wo es schöner ist als zu Haus, und dem Fremden die vortheilhaftesten „Fluchtlinien“ vor's Auge zu stellen.) Mit Hotelanlagen war also ein Geschäft zu machen. Nur durfte man nicht über die Grenze des Möglichen hinaus gehen. Erst müssen die Millionen für das Terrain aufgebracht werden; dann kommt der Prunkbau, der „allen Komfort der Neuzeit“ umfassen soll. Die Riesenkosten können nur durch großen Umsatz gedeckt werden. Der hängt aber nicht allein von der Menge der Fremden, sondern auch von der Zahl der Zimmer ab. Luxusstätten können noch so hohe Preise fordern: ihr Abschluß wird unzulänglich bleiben, wenn sie nicht eine Fülle vermietbarer Räume haben. Die äußeren Umstände, mit denen ein Hotel zu rechnen hat, müssen der Höhe des Anlagekapitals angepaßt sein. Sonst naht das Schicksal, das dem Monopolhotel beschieden war. Dessen Verwaltung mußte den Konkurs anmelden, weil sie die Hypothekenzinsen nicht mehr aufbringen konnte. In manchen Hotels thürmen sich die Hypotheken bis übers Dach. Hotelgewerbe, Hypothekenhandel, Terraingeschäft: die dichte Verbündelung dieser drei Geschäftszweige ist ein Kennzeichen der berliner Wirthschaftskultur.

Das Monopolhotel war einst der ruhende Pol in der Flucht der Projekte Adolfs Eberbach. Der träumte von einem Hoteltrust. Admiralsgartenbad, Terminushotel, Kaiserhof sollten dazu gehören. Für das Monopolhotel hatte Herr Eberbach eine Summe gezahlt (sieben Millionen), die als Liebhaberpreis, nicht als vernünftige Bewerthung anzusehen war, aber die Grundlage der späteren Finanzierung schuf. Die Aktiengesellschaft Monopolhotel hatte vom ersten Tag an ein schweres Leben; sie sollte die Hypothekenzinsen aufbringen und daneben noch einen Ueberschuß erzielen. Nicht einmal die Zinsen kamen heraus und seit einer Weile wurde nur noch die Erste Hypothek (auch nur unter besonderen Konzessionen) verzinst. Das Hotel ist mit rund 9½ Millionen beladen. Davon hat die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank 6, die Nationalbank für Deutschland (als Nachfolgerin Eberbachs) 1,30, der Papier-Hoffmann 1,75 Millionen, die Brauerei Böhrow 300 000 Mark. Die Nationalbank hat mehr als einmal die Zinsen für die Hypothek des bayerischen Institutes gezahlt und die ihr zukommen-



den Beträge gestundet. Die Nothlage der an dritter und vierter Stelle eingetragenen Posten wurde höchstens durch den Umstand gemildert, daß beide Gläubiger nicht allzu schwer an ihrem Schicksal tragen. Aber mit Zinsenstundung läßt sich auf die Dauer nicht wirthschaften. Die nicht gezahlten Summen vergrößern die Schuldenlast und verbauen den Ausweg ins Freie. Schließlich war als letzter Termin der erste Maitag gesetzt worden. Daß er kein Wunder bringen werde, war vorauszu sehen. Die schlimmen Hausgenossen Zwangsverwaltung und Subhastation haben sich eingestellt. Der dritte und vierte „Dachgast“ mag seine Forderung in den Rauchfang schreiben. Die Nationalbank aber, die mit 7,30 Millionen abschneidet, wird ihre Hypothek nicht fallen lassen. Entweder übernimmt sie selbst das Hotel für kurze Zeit oder sie findet sofort einen Käufer, der  $7\frac{1}{2}$  Millionen zahlt und den Muth hat, noch ein paar Hunderttausend Mark in das Unternehmen zu stecken, um es bis zur Eröffnung des neuen Bahnhofes Friedrichstraße durchzufüttern. Die Hoffnung auf diesen Bahnhof hat manche Sünde bewirkt; die Chance des Neubaues wurde als „leicht realisirbare“ Größe in die Rechnung eingesetzt. Doch wirds noch lange währen, bis sich auf dem Grab der alten Pepiniere das Monument eines modernen Bahnhofes erhebt. Da das Monopolhotel Aktiengesellschaft ist, so muß man, als „Nebensache“, noch den Verlust eines (allerdings schon eingeschrumpften) Aktienkapitals verzeichnen; es hatte  $2\frac{1}{2}$  Millionen betragen und wurde, zur Deckung einer Unterbilanz, auf die Hälfte verkürzt. Ob die Buchgläubiger, die nach der Bilanz vom Dezember 1909 etwa 450 000 Mark zu fordern hatten, auf irgendeine Entschädigung rechnen dürfen, ist zweifelhaft.

Das Mißverhältniß zwischen Aufwand und Rentabilität ist auch anderswo fühlbar. Das Excelsiorhotel wurde bis zum ersten Februar 1911 von der Firma Hillengaß & Eberbach betrieben, kam aber dann in die eigene Regie der Eigenthümerin, einer G. m. b. H. Es gehört zum Concern der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft, die durch die Uebernahme der Baufirma Boswau & Knauer zu diesen Hotelbeziehungen kam. Boswau & Knauer waren die Erbauer und Geldgeber des Hotels. Für sie ist eine Hypothek von rund 3 Millionen eingetragen, die also heute der Terrain- und Baugesellschaft gehört. Die Anthelle der Excelsior-Hotel-Betriebs G. m. b. H. aber sind im Besitz der Theater- und Saalbau-Aktiengesellschaft (Neues Schauspielhaus am Nollendorfplatz), deren Aktien zur Knauer-Erbmasse gehören. Auf diesem Weg ist eine zweite Verbindung zwischen dem Hotel und der Terraingesellschaft hergestellt worden. Als Eberbach auschied, begann zwischen den beiden Parteien ein Streit über die finanzielle Struktur des Hotels. Selbst Optimisten konnten nicht behaupten, daß ihm im Schatten seiner Hypotheken das Dasein leicht sei. Sechs Millionen Mark sind nicht im Handumdrehen verzinst; und der Umfang des Hotels läßt eine so stattliche Hypothekenschuld nicht vermuthen. Der Erweiterungsbau, der jetzt ausgeführt wird, soll den Er-



trag steigern. Der Ertrag eines Hotels hängt aber nicht nur vom Fremdenumsatz ab, sondern auch von der inneren Organisation und der Raumberwerthung. Prunkbauten, wie Adlon und Esplanade, sind nicht so leicht rentabel zu machen wie eine Hotelfaserne im Mittelpunkt der Stadt. Bei dem Bau und der Ausstattung des Hotels Esplanade wurde der Voranschlag um etwa  $3\frac{1}{2}$  Millionen Mark überschritten. Wie die Deutsche Hotel-Aktiengesellschaft in Hamburg, der das Hotel Esplanade gehört, im Jahr 1910 gearbeitet hat, ist noch nicht bekannt. Das erste Betriebsjahr (1909) des Hotels Esplanade hatte mit einem Verlust von 10400 Mark geschlossen. Das war, weil sich um das erste Lebensjahr handelte, nicht allzu schwer zu nehmen. Aber das zweite Jahr muß den Nachweis der Rentabilität bringen. Die Summe des der Gesellschaft investierten Kapitals ist recht groß. Die Hypothekenlast beträgt 11 Millionen und das Hotel ist mit  $15\frac{1}{2}$  Millionen bewerthet. Wenn die Hotelfkultur nicht so rasche Fortschritte gemacht hätte, wäre das Risiko der Geldgeber geringer. Aber der wohlhabende Fremde fordert heute vom Hotel den höchsten Luxus; und Berlin möchte die üppigsten Palace-Hotels überbieten.

Da in der Hotelindustrie große Kapitalien arbeiten und das Verhältniß der Unkosten zum Anlagekapital von entscheidender Bedeutung ist, sind die Vorbedingungen für einen Trust oder eine Konvention gegeben. Die könnte Zweierlei leisten: die Festsetzung von Mindestpreisen und die Organisirung des Einkaufes. Die Hotels verbrauchen solche Mengen von Lebensmitteln, daß sie eine Mitwirkung an der Preisgestaltung fordern dürfen. Eine Einkaufsgenossenschaft, die alle Hotels umfaßt, könnte die Kostensumme um ein Beträchtliches herabdrücken. An Bemühungen, irgendeinen Zusammenschluß durchzusetzen, hats nicht gefehlt. Aber die Pflicht, für das eigene Kapital zu sorgen, und die Verschiedenheit der Existenzbedingungen ließ bisher noch nicht einmal die Einigung über einen Minimalpreis gelingen. Trotzdem der Drang nach Zusammenschluß auch auf diesem Gebiet sichtbar ist. Die Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft Hotel Bristol-Centralhotel hat ihren Geschäftsbereich durch die Uebernahme des Hotels Bellevue am Potsdamer Platz erweitert. Das Hotel kostet 5 Millionen. Um die erforderliche Barsumme aufzubringen, wurde das Aktienkapital (um  $2\frac{1}{2}$ ) auf 12,30 Millionen erhöht. Bar gezahlt wurden 1,35 Millionen; 2,65 wurden als Hypotheken übernommen; 1 Million wurde gestundet. Der aus der Aktienemission (zu 178 Prozent) erlangte Betrag von  $4\frac{1}{2}$  Millionen hat also den Bedarf für die neue Erwerbung überstiegen. Der Haupttheil des Geldes war für bestimmte Bedürfnisse des Concerns (Hypothekenrückzahlungen; Betriebsausgaben) nothwendig; denn die Kosten wachsen natürlich mit dem Umfang des Geschäfts. Die Hotelbetriebsaktiengesellschaft umfaßt das Hotel Bristol, Centralhotel, Hotel und Café Bauer, die Restauration im Zoologischen Garten und das Hotel Bellevue. Die schüchterne Frage eines Aktionärs (in der Generalversammlung, die den Ankauf des Hotels am Potsdamer Platz



beschloß) nach dem Schicksal der Aktienrente bei zunehmender Breite des Anlagekapitals war durchaus am Platz; wurde aber ungern gehört. Auch der Kaiserhof (Berliner Hotelgesellschaft) hat sich durch den Erwerb und Ausbau eines Hotelgrundstückes am Stettiner Bahnhof, das 1,80 Millionen kostete, erweitert; und die Stimmung, die in der Generalversammlung zum Ausdruck kam, glänzte in den Farben von Glaube und Hoffnung. „Nun muß sich Alles, Alles wenden.“

Für jede „Idee“, die halbwegs münzbar scheint, ist in Berlin Geld zu haben. Im April wurde der Admiralspalast eröffnet, ein Riesenunternehmen, das aus der Vereinigung des Admiralsgartenbades und des Terminushotels entstand. Auch ein Stück eberbachischer Vergangenheit. Im September 1909 war die Gründung der neuen Gesellschaft durchgeführt: 4 Millionen Aktienkapital; eine mit  $4\frac{1}{2}$  Prozent verzinliche Hypothek von  $6\frac{1}{2}$ , eine hypothekarisch eingetragene fünfprozentige Obligationenanleihe von 1,60, im Ganzen also ein Betriebskapital von 12,10 Millionen. Als zur Zeichnung aufgefordert wurde, verhielt die Rechnung einen Bruttogewinn von 1,13 Million und eine Dividende von 15 Prozent. Wird der Admiralspalast, der ein großes Anlagekapital verzinsen muß, mehr Glück haben als seine Vorgänger und Nachbarn? Dem Bereich des Bahnhofes Friedrichstraße wäre zu gönnen, daß er den Ruf eines „Mordgrundes“ endlich verlöre.

Die Hotelhypothek ist zu einer Spezialität unserer Reichshauptstadt geworden. Sie kann aber, wenns so weiter geht, zu einer werden, von der man mit Schrecken spricht. Die Hotelmode scheint in Siebenmeilenstiefeln einherzustampfen. Noch vor fünfzehn Jahren wars höchst „fein“, bei den Zigeunern im Monopolhotel zu diniren; wer Glück hatte, konnte da die Otero oder die Fuller essen sehen. Dann kam Bristol an die Reihe. Jetzt pilgert Alles, was auf der Höhe sein will, in die Bellevuestraße. Wo wird die nächste Station sein? Als in Hamburg ein großes Prunkhotel eröffnet worden war, sagte ein Gast zu dem Manager: „Das muß für die älteren Hotels ja eine Katastrophe sein!“ Der Mann im Gehrock lächelte; und sprach dann: „Man muß das Beste hoffen“. In Berlin ist's schlimmer. Der Neueste kann, auf einer bestimmten Stufe, nur bestehen, wenn den um ein paar Jahre älteren Konkurrenten die Gäste entlaufen. Deshalb giebt er Unsummen für die „Aufmachung“ aus. Eine riesige Empfangshalle; prächtige Säle, in denen auch der Gast aus dem obersten Stock zwischen Marmor, Goldstuck, Sammet, Goldbrokat seinen Kaffee trinken, Briefe schreiben, mit Besuchern plaudern kann; leuchtende Livreen und die Treibhausprodukte, die der Berliner „jüdische Blumen“ nennt. Abdon an Leppigkeit des Materials, Esplanade an durchlauchtigen und excellenten Gästen zu überbieten, wird nicht leicht sein. Und am Ende werden die Banken sich überlegen, ehe sie Hotelgründern große Summen geben. Sunt certi denique fines. Und auch in einem minder erfreulichen Sinn kanns eines Tages heißen: Das Geld liegt auf der Straße. L a d o n.





Berlin, den 20. Mai 1911.

## Orient und Occident.

Am dreizehnten Maitag hat das Ministerium Moniz dem General Moinier befohlen, in beschleunigten Märschen mit seiner Kolonne nach Fez vorzurücken, die vom Sultan zum zweiten Mal erbetene Kooperation französischer mit marokkanischen Truppen zu ermöglichen und die Hauptstadt besetzt zu halten, bis die Ordnung wiederhergestellt, die Unterwerfung der rebellischen Stämme gesichert sei. An einem dreizehnten Maitag hatte, vor drei Jahren, Herr Jules Cambon nach Paris berichtet, die berliner Regierung habe den Boten des Prätendenten Muley Hafid (der in Fez und Tetuan zum Sultan ausgerufen worden war) geantwortet, sie könne für einen von den Mächten noch nicht anerkannten Sultan nicht interveniren; von der Französischen Republik also auch nicht fordern, daß sie ihre Truppen aus Marokko zurückziehe. Seit dem Spätherbst des Jahres 1908 ist Muley Hafid als Sultan anerkannt. Wie lange wird er noch in Fez thronen? Wie lange der dem Maghzen botmäßige Theil des Landes noch einen Sultan sehen? Muley Hassan hat fast einundzwanzig Jahre lang als geistliches Oberhaupt über das Heilige Land des Erdwestens geherrscht. Noch im vorletzten Jahr seiner Regierung schrieb, am einundzwanzigsten Juli 1892, Sir Charles Euan Smith, Englands Gesandter, aus Tanger an Lord Salisbury: „Auf den Sultan hat



kein europäischer Gesandter auch nur den geringsten Einfluß. Keiner wird ihn je haben. Man darf als sicher betrachten, daß der Sultan alle europäischen Gesandten unausstehlich findet und alle, ohne Ausnahme, mit der selben Gleichgiltigkeit behandelt, wennß ihm nicht gerade in den Kram paßt, einen gegen den anderen auszuspielen.“ Smith war, als Greenß Nachfolger, nach Fez geschickt worden, um einen anglo-marokkanischen Handelsvertrag vorzubereiten (der Führer seiner Escorte war der Schotte Maclean, den Raifuli 1907 in die Falle zu locken verstand); hatte in der Residenz, wo der Sultan ihn zweimal zu langer Audienz empfing, Auge und Ohr aufgethan; warnach zwei Monaten aber ohne Vertrag wieder abgereist. Nichtß zu machen. Wenn Alles zur Unterzeichnung fertig schien, schlug der Maghzen vor, ein Wort zu ändern: und die Schacherkomoedie fing von vorn an. Alte Orientalenmethode. Die Muley Hassan noch zeitgemäß fand. Draußen hielt man ihn, der Würdenträger mit Friedensbotschaft an die europäischen Höfe geschickt und dem Deutschen Reich ein Handelsabkommen bewilligt hatte, für einen verträglichen Herrn; auch in London, biß Smithß Bericht im Foreign Office eintraf. Drinnen wußte man, daß er die Christen verachte und hasse, wie der echte Mohammedaner den Rumi verachten und hassen soll. Wußte aber auch, daß seine Macht nicht weit reiche. Wenn er sie im Norden gesichert glaubte, erwies sie sich im Süden als morsch; wenn er Fez beruhigt hatte, begann in Marakesch der Aufruhr. Wer den Scherifenthron wahren wollte, mußte leben wie ein kriegerischer Kapetinger. Immer bereit sein, aufß Roß zu steigen, um einen rebellischen Stamm zu strafen, und morgen die Mahalla wieder gegen den Feind zu führen, der gestern auf Jahre hinaus besiegt schien. Muley Hassan hatß gethan. Ein Soldat. Ein Bronzekerl ohne Nerven, dem auf dem Rücken seines Pferdes so wohl war wie im Arm der heißesten Haremßfrau. Er hatte gehofft, daß Kaiserreich Marokko auß einem geographischen Begriff in eine politische Realität wandeln und als souverainer Landesherr, nicht nur als geistlicheß Oberhaupt, thronen und den Machtbereich deß Maghzen dehnen zu können. Starb aber, ehe dieseß ferne Ziel erreicht war, im Frühling 1894 auf einem Strafzug in der Gegend von Tadla.

Starb, ehe der Nachfolger bestimmt war. Daß Thronerbrecht ist im Reich der Scherifen nicht durch ein festes Gesetz geregelt.



Der Sultan, der eher ein Dalai Lama oder Papst als im Europäersinn ein Kaiser ist, darf unter seinen Söhnen zum Thronfolger Den wählen, der ihn der tauglichste dünkt; der Erbe der Baraka, des göttlichen Junkens. Auch das Volk kann, wenn es sich stark genug fühlt, mitreden und einen Marabut, einen Heiligen Mann, niedrigster Abkunft küren. Der Reinste, Weiseste, dem Gott des Korans Ergebenste soll des höchsten Priesteramtes walten. Muley Hassan hinterließ drei Söhne, an die für die Nachfolge zu denken war: Muley Mohammed, Muley Hafid, Muley Abd ul Aziz. Welcher soll Sultan sein? Der Jüngste, sprach Ba Achmed, einer der am Hof Mächtigen; und dachte dabei: Der bleibt mir am Längsten unter der Fuchtel. Den Namen des neuen Herrn mußte das Volk zugleich mit dem Tode des alten erfahren. Also wurde Muley Hassans toter Leib mit Kräutersäften gesalbt, geschminkt, aufs Pferd gebunden und, wie ein lebender, in feierlichem Zug nach Rabat geleitet, in die zwiefach ummauerte Heilige Stadt der Kaisergräber. Inzwischen war Zeit gewesen, Eilboten nach Fez zu schicken und für die Thronfolge Alles klug zu ordnen. Am siebenten Juni 1894 vernahm der Maghreb, daß Muley Hassan gestorben, Muley Abd ul Aziz Sultan geworden sei. Vernahm auch, daß der Vater selbst just diesen Sohn, das Kind einer schönen und zärtlich geliebten Tcherkessin, früh als den Erben der Baraka erkannt und für den höchsten Sitz im Belad el Maghzen außersehen habe. War er nicht sorgsamer erzogen worden als seine Brüder? Hatte der Vater ihn nicht schon durch den Namen als den Mann Gottes bezeichnet? Niemand widersprach. Regierung und Hof, Chorfas und Marabuts huldigten dem neuen Sultan und mit dem Jubelruslenzlicher Hoffnung grüßte ihn die Stimme des Volkes. Ba Achmed hatte für Alles schlaue vorgesorgt; und war als Großwesir nun der gewaltigste Mann im Scherifenreich. Die älteren Brüder des Sultans wurden eingesperrt. Der kaum Sechzehnjährige mußte vor Anschlägen geschützt werden. Ting aber bald an, gefährliche Fehler zu machen. War sein Vertrauter von England gekauft? Sir Arthur Nicolson, der 1895 Smith ablöste, setzte seine Wünsche in Fez fast immer durch. Maclean, den die Königin Victoria adelte und zum Ritter des Bathordens ernannte, bekam das Kommando der Reiterei. Ein maurischer Britengünstling, der sich aus London the most noble order of the Garter geholt hatte, wurde Generalissimus.



Als nach Faschoda die Gefahr eines franko-britischen Krieges nahe schien und die Admirale Ihrer Majestät offen von der Möglichkeit sprachen, bald in Algerien zu landen, galt Marokko als sicherer Flottenstützpunkt; von dort aus, hieß es, zünden wir in Algerien ein Feuer an, dessen Qualm die Franzosen rasch ausräuchern wird. So sah es aus, als Abd ul Uziz noch nicht vier Jahre lang auf dem Thron saß. Und bald danach ist es schlimmer geworden. Der Machtbereich des Sultans hat sich verengt, nicht erweitert. „Der Vater war ein Krieger; der Sohn ist ein Schwächling. Der Vater foppte die Fremden; der Sohn läßt sich von ihnen gängeln. Der Vater war bis zum letzten Hauch dem Propheten treu; der Sohn ist ein Nasrani (Europäer) geworden.“ In Nord und Süd hörte man's. Wo war Abd ul Uziz je an der Spitze einer Mahalla zu sehen? Nach langem Zögern schickte er wohl eine Strafexpedition gegen unbotmäßige Stämme; erwieß der Feind sich als stärker, dann gab der Sultan nach. Saß, zwischen seinen dreihundert Weibern, im Harem und war selig, wenn ihm vom Balkan oder aus der Krim neue Tänzerinnen geschickt wurden. Vergnügte sich von früh bis spät an Europäerspielzeug. Fahrrad, Mikroskop, Kinetoskop, Kinderstubeisenbahn: Das war sein Zeitvertreib. Dafür und für Weiber vergeudete er Schätze. Wer dem weichen, wollüstigen Knaben solchen Tand schaffte, konnte Alles erreichen; auch gegen das Gebot des Propheten. Deshalb herrschte nun der Fremdling im Maghreb. Ein Scheich, der gemartert und dann gefragt wurde, warum sein Berberstamm sich gegen die Regierung erhoben habe, gab die trockige Antwort: „Wir sind aufgestanden, weil der Sultan Marokko den Engländern verkauft hat.“ Das war schon um's Jahr 1900 Oeffentliche Meinung. Die Zeitstimmung schien für einen Mahdi reif. Allah mußte einen Starken schicken, der die Ungläubigen vernichtete, die Güter nach gerechter Sagung vertheilte und das Reich des Musulmanenglaubens auf festere Grundlage stellte. Noch kam er nicht. Schon aber tauchten Roghis (Prätendenten) auf. Fast sechs Jahre lang zog der Roghi Bu Hamara durchs nordöstliche Grenzland. Ich, sprach er, bin Muley Mohammed, Hassans ältester Sohn; bin dem Kerker entflohen und komme, als rechter Erbe das Reich von einem feigen Tyrannen zu erlösen. Der Maghzen wehrte sich gegen den Verdacht; zeigte, hinter Gitterstäben, Muley Mohammed einer Abgeordneten-schaar. Die sollte



dem Volk dafür bürgen, daß der Roghi nicht Hassans Velester sei. Wer aber würde Den noch erkennen? Und wer bürgt für die Bürgen? Bu Hamara hielt sich in der Gegend zwischen Fez und Udja und keiner Mahalla gelang, ihn auf Haupt zu schlagen. Die Zahl der Stämme, die ihm anhängen, stieg. Und auch im Süden kam das Land nicht mehr zu Ruhe. Damit das unheilvolle Schauspiel solcher Prätendentschaft sich nicht erneue, wird Hassans zweiter Sohn, Muley Hafid, in Freiheit gesetzt. Seit dem Jahr 1902, wo Fez zur einzigen Residenz der Alidenndynastie wurde, haust er als Statthalter des Bruders in Marakesch. Der ist dankbar, dachte der Hof. Der bricht dem Sultan niemals die Treue. So schien auch. Hafid gab sich als zuverlässigsten Lehnsmann des Sultans und versagte sich standhaft, noch nach der Ermordung Mauchamps, der Versuchung, gegen Abd ul Uziz als Thronwerber aufzutreten. Gewann, schon weil er dem Vater ähnelt, nach und nach aber unter den vom Bruder enttäuschten Mauren und Südberbern Anhang.

Auf Ba Achmed war Ben Sliman gefolgt. Der, hieß es, ist nicht, wie sein Vorgänger, mit englischem Geld gekauft; aber mit französischem. Der thut ja Alles, was der algerische Nachbar ihm vorschreibt. Dafür zeugen auch das franko-britische und das franko-spanische Abkommen. Die Deutschen sollen uns helfen? Sind Rumis wie die Anderen. Und wer weiß, ob sie zu solchem Werke Kraft genug haben? Die Paschas, Raids, Scheichs werden von Mond zu Mond selbständiger. Kaisulis Beispiel lockt Manchen in ein üppiges Brigantenleben. Algesiras sichert den Sieg der Franzosen. Was ist nun noch zu hoffen? Nichts, so lange Abd ul Uziz regirt. Der ist ja nicht einmal stark genug, einen Banditen zu zügeln. Muß ihm die Herrschaft über Tanger lassen und froh sein, wenn er da still sitzt. Als Mauchamp getötet ist, hißt Frankreich in Udja die dreifarbige Fahne. Niemand wehrt ihm. Was war Euer Schwatz von deutscher Hilfe? Eine Fantasia. Gaukelspiel ohne Bedeutung. Der Sultan schwankt und zagt, zaudert und plaudert, regt sich aber nicht kräftig. Sacht glimmt der Funke weiter. „Verrathen sind wir; verkauft. Vom Atlas bis zur Küste wird morgen, an zwei Meeren, der Fremde befehlen, wenn wirs nicht hindern.“ Da wird Casablanca beschossen und die Ruhe toter Marabut gestört: und in Wirbeln flackert die Brunst auf. Auch Muley Hafid ist nun zum Abfall bereit. In Marakesch ruft ihn der Muez-



zin nach dem Morgengebet zum Sultan aus; und nach ein paar Tagen hat sich im Südchaoß eine Mehrheit für ihn erklärt. Im Norden läuft der Name Muley Mohammed von Mund zu Mund; und Niemand vermag zu sagen, ob der angeblich noch eingekerkerte Prinz, ob der Roghi gemeint ist. Einem Zauberer (Ma el Ulinin), einem fremdenfeindlichen Pascha (Ma es Salam) strömt Gefolgschaft zu; und Raisuli spottet der Widersacher. Ueberall langt das aufgeschauchte, fanatisirte Volk nach einem Haupt, einem Heiligen Mann, der in Lebensgefahr dem Islam des Westens Führer und Retter sein könnte. Hafid scheint einstweilen der Stärkste der drei Hassanssprossen. Ein härtiger Krieger, kein fahler Weiberknecht. Ein strenggläubiger Musulmann, nicht ein Nasrani, der das geweihte Haus der Ahnen mit dem Teufelskram der Europäer verunreinigt. Sahd Ihr ihn zu Roß? Des Vaters Haltung. Aus seinem Blick strahlt die Baraka. Doch die Stammeshäupter sind im Lauf der Jahre mißtrauisch geworden. Sie wissen, daß sie von Abdul Uziz nichts zu erwarten haben; fordern von seinem Nachfolger aber die Leistungsprobe. Ist er der Mahdi, der ersehnte Meister der Schicksalsstunde, dann eint er die Stämme durch den Ruf zum Heiligen Krieg. Der nur kann die Rumis vertilgen.

Seit den Tagen, da Gordon und Ritchener gegen den Mahdi Mohammed Achmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen. Doch ein klarer Begriff gesellt sich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islam hinaus schickt. Hinaus in die Welt, die islamischer Anschauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessen Nachbarbezirk (wo kein Ungläubiger hausen, kein Thier athmen, kein Pflugchar die Scholle furchen darf), den Hedjaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Rumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden darf), und die tributpflichtigen Länder (wo der Fremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka, Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge dem Musulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder,



die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubenstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Djehad, das Werk heiligen Eifers, in der Stille, doch mit eifrigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Ausgewählten sein. Ein leiser Ruf: und die grausamste Djehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit.

Der Ruf muß von einem Imān, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Jammerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheils zu hoffen, so darf der Imān nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nützt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkaufte. Die Summe hat der Imān zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder freilassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung



verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai stehen dem Staatsschatz zu. Das letzte Fünftel der Gesamtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Meßkapilgern zufallen. Vor der Theilung werden Alle bedacht, die zwar nicht mitgefochten, sich aber um die gute Sache verdient gemacht haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er den Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besiz der Rumiß (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes wirksam scheinende Mittel.

Mulen Hafid ward berufen, weil sein thronender Bruder den Fremden zu viel Raum und Einspruchsbrecht ließ; weil er am Weihewerk des Propheten ein Verräther schien. Hafid, so hoffte man, hat den Willen und die Faust, die unabhängigen, bis heute unzähmbaren Stämme in eisernem Reif zusammenzuschmieden und die Europäer über's Meer zu jagen oder in Ghettos zu pferchen. Also will's Allah, will's sein Prophet; will's auch der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen. Was würde aus ihnen, aus dem Maghzen, den Raidß, Scheichß, Ulema, wenn Marokko Europas Kulturformen annähme? Machtlos würden sie; könnten die alte Rundschaft nicht mehr schätzen; müßten verarmen. Drum wehren sie sich; nicht nur des Glaubens wegen. Drum hat ihre Wuth sich gegen die weißen Eindringlinge gewaffnet, die einen Schienenstrang durch's Scherifenland legen, seine Wirthschaft mit dem ehrfurchtlosen Blick des Rumi kontrolliren, in den Handelsstädten die Polizeigewalt an sich reißen, in Casablanca den Hafen ausbauen wollten. Zuerst sind's regional begrenzte Unruhen, Theilaufstände, die eine kleine, vom Feuer der Schiffsgeschütze unterstützte Schaar disziplinirter Truppen niederzuzwingen vermag. Wie lange? Ein Führer, eine Fahne: und der Sturm der Djehad setzt die wirr nach verschiedener Richtung strebenden Stämme zur



Einheit zusammen. „Niemaß kommt der Tag, an dem unser Volk sich ins Joch der Fremdherrschaft fügt; eher läßt der letzte Maure sein Leben.“ Muley Hassan hatß 1884 gesagt. Auch in Mauretanien weiß heute aber die Oberschicht, daß der Heilige Krieg nicht nur gegen eine Großmacht zu führen wäre. Könnte Britanien, mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern, der Djehad müßig zusehen? Wäre nicht jede Macht gefährdet, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat? So lange die Massen nicht einem Jman gehorchen, ist für den nächsten Tag nichts Ernstes zu fürchten. Noch nicht. Abd ul Aziz lebt noch; und sein jüngerer Bruder (der, als der Vater starb, ein Säugling war, also für die Thronfolge nicht in Betracht kam) ist von Hafidß Gegnern zum Sultan ausgerufen worden. Hassans Söhne bestreiten und schwächen einander. Noch sehen die Himmelszeichen freundlich auf Frankreich herab.

... Bei Dscharf el Akdar hatte, am Fluß Isly, Bugeaud am vierzehnten August 1844 mit zehntausend Franzosen das Marokkanerheer zersprengt. Der Vertrag von Tanger kann geschlossen, die algerisch-marokkanische Grenze regulirt werden. Allmählich sichert dann das Gerücht durch, Louis Napoleon hoffe, den Maghreb seinem Kaiserreich einverleiben zu können. Mit Spanien, meinten Eugeniens Freunde, würde er fertig werden. Nicht auch mit den Briten, wenn er ihnen leiß Egypten anböte? Selbst in den Tagen von Villafranca und Zürich hat er Nordwestafrika nicht vergessen. „So lange neben uns Horden wilder Krieger in anarchischer Willfür hausen, gehört uns Algerien nicht ganz.“ Der Gedanke war richtig; eben so klug der Plan, England am Nil zu entschädigen. Nur: Palmerston wollte nicht. Dessen harter Schädel ließ den offiziellen Ausdruck solchen Wunsches gar nicht erst an sich kommen. Seit seine Briefe und die Aktenauszüge des londoner Auswärtigen Amtes veröffentlicht sind, wissen wir, wie früh und mit welcher eifernden Energie der Premier den Plan abgewehrt hat. Schon am ersten März 1857 schickt er aus Piccadilly an Lord Clarendon ins Foreign Office die Weisung: „Der Zweck der franko-britischen Verständigung, die auf der festen Grundlage sittlichen Willens ruht, ist die Abwehr ungerechter Angriffe, der Schutz des Schwachen vor dem Starken und die Wahrung des Gleichgewichtes. Wie dürften wir, ohne provoziert zu sein, Angreifer werden? Mit welchem Recht in Afrika die Theilung Polens nachahmen, Marokko den Franzosen, Tunis oder einen anderen Staat



den Italienern, Egypten den Briten zusprechen? England und Frankreich haben die Integrität des Osmanenreiches verbürgt: und sollten dem Großherrs nun Egypten entreißen? Solcher Verstoß gegen das sittliche Empfinden der Menschheit müßte jeder englischen Regierung verhängnißvoll werden. Wir wollen mit Egypten Waaren austauschen, es aber nicht regiren. Uebrigens könnte der Politiker, der Soldat und der Seemann in der Herrschaft über Egypten keinen Ersatz dafür finden, daß Frankreich in Marokko freie Hand erhielte. Die Eroberung Marokkos sah schon Louis Philippe als Ziel vor sich; seitdem ruht der Plan in den pariser Archiven und die Regierung wartet nur auf die zur Ausführung geeignete Stunde“. Am elften Oktober 1859 schreibt er an John Russell: „Der französische Kriegs- oder Marineminister hat neulich gesagt, Algerien sei nicht gesichert, so lange Frankreich nicht auf der Atlantikküste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen Algerien sichern? Offenbar nur gegen England. Frankreich wünscht sich also die Möglichkeit, uns den Eingang ins Mittelmeer zu sperren“. Bald danach erinnert er an Nelsons Wort: „Tanger kann nur im Besitz einer neutralen Macht bleiben oder muß an England fallen.“ Alle Nachfolger Palmerstons beharren in seiner Ueberzeugung. Niemals dürfen wir dulden, daß eine andere Großmacht in Marokko herrscht. Unter keinen Umständen, schreibt Sir John Drummond Hay, Britanniens Vertreter am Scharifenhof, 1885 nach Haus, darf Frankreich die Macht erlangen, die Meerenge, die Straße nach Indien zu besetzen. „Das wäre noch gefährlicher als eine französische Uebermacht im Narmelkanal. Ich stehe als Schildwache an der Meerenge und gebe mit einem Schuß das Alarmsignal, sobald ich merke, daß die Republik ihr Ziel zu erreichen trachtet. Wenn Marokko in den Besitz oder auch nur unter das Protektorat Frankreichs kommt, kann Tanger ein befestigter Kriegshafen werden, können im Osten, zwischen Tanger und Ceuta, andere armirte Häfen entstehen; dann wäre Gibraltar werthlos. Den großen Handelskanal, durch den unsere Güter in den Orient und nach Indien gehen, darf Frankreich niemals beherrschen; sonst könnte es uns eines Tages zurufen: Nec plus ultra! Nelson hat oft gesagt, daß wir Tanger haben und mit Marokko befreundet sein müssen, wenn unsere Flotte des Sieges in den südeuropäischen Gewässern sicher sein soll. Er sah voraus, daß eine Großmacht, die in Nordafrika eine feste Basis hätte, daß



Recht zur Fahrt durch die Meerengen nach ihrem Belieben regeln könnte.“ Salisbury dachte nicht anders. Der Gesandte, schrieb er, solle dem Sultan vorstellen, daß eine Verwaltungsreform ihm selbst den größten Vortheil bringen werde. „Betonen Sie aber auch, daß die Regierung Ihrer Majestät sich stets bemüht hat, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos zu wahren.“ Der Zustand verhüllter oder offener Rivalität schien unabänderlich; ein englisches Kabinet, das Frankreich in Marokko die Vorherrschaft ließe, nicht eine Woche mehr lebensfähig. Plötzlich aber wurde der Wunsch erfüllt, den Louis Napoleon fünfzig Jahre vorher gehegt hatte. Am achten April 1904 unterzeichneten Lansdowne und Delcassé die Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc, deren zweiter Artikel den Satz enthält: „Le gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, notamment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquillité dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires dont il a besoin. Il déclare qu'il n'entravera pas l'action de la France à cet effet.“ Um Gibraltar's Meerengenrecht zu schützen, wurde, im siebenten Artikel, bestimmt, daß zwischen Melilla und den Höhen, die das rechte Gebirge beherrschen, weder Befestigungen noch strategische Anlagen irgendwelcher Art gestattet seien. England am Nil, Frankreich am Atlas: Friede und Freundschaft. Sechs Monate danach erklärte Spanien seinen Beitritt zu dem franko-britischen Vertrag. Und am neunten Februar 1909 wird das franko-deutsche Abkommen unterzeichnet, das den Pariser den Satz bringt: „Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat in Marokko nur wirtschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreich's besondere politische Interessen auf diesem Boden die feste Sicherung des Friedens und der Ordnung fordern, und ist entschlossen, diese Interessen nicht zu hemmen (à ne pas entraver ces intérêts).“

Frankreich triumphirt. Das Wahre, sagt Goethe, „muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird; und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyclopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ Dieses Behagen zu zerstören, schien noch dem gelassenen Greis Pflicht. Ist ernsteste, freilich auch unbequemste, wo sich um die



Zukunft einer Volkheit handelt. Frankreich triumphirt. Die Republik, die bis ins Jahr 1890 vereinsamt war, hat heute fünf Bundesgenossen, ist den Vereinigten Staaten, der Habsburgermonarchie, dem Reich der Mandschu befremdet und von dem Nachbar im Osten mit drängender Zärtlichkeit umworben. In einem Land, wo der Opponent von heute morgen Minister sein kann, giebt er nicht gern zu, daß dem Gegner Beträchtliches gelungen ist. Tag vor Tag schreien darum die Feinde der regirenden Radikalen und Sozialisten, ein Haufe gewissenloser Verräther schleife sie dem Abgrund entgegen. Daß im Staat der Jakobiner Manches faul ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden; ebenso wenig aber, daß die internationale Stellung der Republik stärker ist, als sie jemals war. Marokko ein Engpaß? Die Eroberung des Scherifenreiches wird schwierig sein; vielleicht so lange dauern wie die Algeriens und noch größere Opfer fordern. Möglich auch, daß die Demokratie vor der Aufgabe schaudert, sich von Pazifisten und anderen schwachgemuthen Weltbeglückern hang machen läßt. Ist Frankreich noch Frankreich, dann kann die Gefahr es nicht schrecken. Und lahmt der nationale Wille nicht, dann ist der Erfolg gewiß. Araber, Mauren, Berber mögen noch so tapfer sein, noch so zäh: gegen moderne Geschütze vermögen sie nichts. Schwierigkeit und Fährniß bietet jedes große Unternehmen. Ein Reich zu erobern und ein Weltgeschäft zu beginnen, ist niemals leicht. Darf man deshalb nicht wagen? Die Franzosen konnten zu Haus bleiben. Dann sparten sie Geld und Menschen. Dann hörte ihr Land aber morgen auf, eine Großmacht zu sein. Und auch Algerien war ernstlich gefährdet. Blickt auf die Landkarte. Wer Marokko, Algerien, Tunis hat, wird eines Tages auch Tripolis haben. Lohnts, für dieses nordafrikanische Reich zu fechten? Nur ein großer Bissen war vor Europas Säulenthor noch zu holen: und Frankreich trägt ihn davon, wann es will. Braucht gar nicht zu eilen. Kann, wenn ein lenksamer Sultan zu finden ist, ruhig im Maghreb Alles lassen, wie es bisher war. Seine Macht hat es ja gezeigt. Daß war der Zweck der Brutalität von Casablanca. Was da geschehen war, ist in den Bezirken farbiger Menschen oft schon geschehen und gab keinen Grund zum Werk solcher Zerstörung. Nein: der Islam sollte aufhorchend vernehmen, daß Frankreich nach freiem Entschluß handeln und seinen Willen durchsetzen kann; daß es sich nicht auf deutschen Wink ducken müsse.



Solcher Glaube hätte die algerische Herrschaft gelockert und den Berber den Franzmann verachten gelehrt. Diese Gefahr ist überstanden. Frankreich steht am Ziel alter Wünsche. Nordafrika von Senegambien bis Tripolis und bald wohl bis Bengasi; ein großer Felsen vom Kongostaat; Madagaskar; Indochina: die Enkel der Republik werden nicht darben, nicht einem verzweyenden Volk angehören. Blut und Gold wird's kosten. Solche Anstrengung stählt die Nation. Mit den selben Argumenten, die den Franzosen seit sieben Jahren Marokko verfehlen möchten, ließ sich auch der Rath stützen, die Briten sollten nicht nach Indien marschiren.

Der Wunsch, Frankreich möge für das in Europa Verlorene jenseits von den Weltmeeren Ersatz finden, hat das Handeln des ersten Kanzlers im neuen Reich bestimmt. Madrider Konferenz: Deutschlands Vertreter erhält die Weisung, jeden Antrag des französischen Admirals Jaurès zu unterstützen. Expansion nach Tunis: Deutschland tritt für den französischen Anspruch ein. Franko-chinesischer Krieg: Deutschland vermittelt in Peking und sichert der Republik den Kampfspreis. So konnten wir's auch diesmal machen. Im April 1904 höflich hinüberryufen: „Wir gratuliren zu Marokko“; und ruhig der Entwicklung zusehen. Dann blieb die Déclaration ein würdig Pergamen, blieb zwischen den Völkern Nordwesteuropas der Schatten des Mädchens von Orleans und Frankreich mußte die Revanche weiter vertagen. Jeder britische Erfolg in Egypten, jede französische Schlappe in Marokko hätte dann, trotz Delcassé, Clemenceau, Naquet und den anderen Anglophilen, den faum entschummerten Groll wieder geweckt und den Glauben an Albions Treulosigkeit genährt. Das sollte nicht sein. Wir ruhten nicht, bis die Völker des Westens, nicht die Regierungen nur, verbündet waren, gemeinsamer Haß die alten Feinde verschwägert hatte. Können wir nicht jetzt wenigstens uns der Warnung erinnern, die Bismarck jungen und alten Diplomaten immer wieder ins Ohr rief? Lasset Euch, sprach er, nie in die Versuchung einer Politik führen, deren höchster Ertrag der Uerger anderer Mächte sein kann und die uns, ohne Etwas einzubringen, draußen nur unbeliebt macht. Seit sieben Jahren haben unsere Geschäftsleiter keinen in dem marokkanischen Handel möglichen Fehler vermieden; waren weich, wenn sie hart sein mußten, und schroff, wenn die Stunde würdige Schmiegsamkeit heischte. Der berliner Druck hat Herrn Delcassé vom Ministerplatz gedrängt und



den Schein eines Erfolges geschaffen, der dem vierten Kanzler eine Rangerhöhung eintrug. Doch das Programm überlebte den Vater: die Herren Rouvier, Bourgeois, Clemenceau, Pichon, Cruppi haben gehandelt, wie Edwards kleiner Günstling gehandelt hätte; und nur Unterschiede des Temperamentes, der Menschenkenntniß und Gewandtheit wurden sichtbar. Wir wollten nur mit dem Sultan verhandeln (der Kaiser hatte es, der Kanzler dann feierlich angekündet): und verhandelten stets mit der Regierung der Französischen Republik. Wir wollten die Souverainetät des Sultans und die Unantastbarkeit seines Gebietes wahren: und Hafid ist, wie sein Bruder, ein mannequin, dem die Pariser das just von der Mode empfohlene Kleid anziehen, und auf dem Boden seines Landes lagern vierzigtausend Franzosen, die längst wichtige Plätze besetzt haben und bald die Hauptstadt besetzen werden. Wir haben die von Rouvier (in Karlsruhe durch einen deutschen Botschaftsrath, in Berlin durch Herrn Wilhelm Bekold) angebotenen Kompensationen abgelehnt. Die Algesirasakte gilben lassen, jeden Verstoß gegen ihre Bestimmungen geduldet und uns nicht gerührt, als dem Sultan die Möglichkeit entzogen wurde, nach der Vorschrift der Akte zu handeln. Durch die politique des coups d'épingle haben wir die Franzosen geärgert, doch nicht entmuthigt. Und in dem Vertrag vom Februar 1909 (Riderlen-Cambon) den unzweideutigen Verzicht auf jede Einmischung in franko-marokkanische Händel ausgesprochen, die unsere Handelsinteressen nicht gefährden. Der politische Einsatz ist verspielt; und nur blinde Prestigesucht konnte hoffen, ihn mit Rasselworten zurückzugewinnen. Von allen Seiten kamen Abmahnungen, freundliche und unfreundliche, als wir noch einmal Frankreichs Vormarsch zu hemmen versuchten. „Deutschland hat moralisch außerordentlich viel zu verlieren. Die Anfänge der Besserung in der politischen Situation Europas würden in dem Augenblick wieder zerstört sein, da das Deutsche Reich durch seine Politik die Freunde und Bundesgenossen Frankreichs zwingen würde, in der Marokkofrage eine klare und bestimmte Haltung einzunehmen. Die Vereinbarung vom Jahr 1909 war ein Wegrücken von der Politik, die Deutschland vor der Akte von Algesiras getrieben hatte; ein Friedensschluß in aller Form. Will Deutschland zu der früher getriebenen Politik zurückkehren und damit die Erfolge seiner friedlichen diplomatischen Arbeit ernsthaft gefährden? Will es die Verantwort-



ung dafür übernehmen, eine Situation herbeizuführen, die Europa wieder in zwei Lager scheidet, wobei sich die Erscheinungen wiederholen können, die wir in Algésiras gesehen und die zu einer Verstimmung zwischen Deutschland und Italien geführt haben?“ (Neue Freie Presse.) „Die Franzosen leisten den vom Sultan erbetenen Beistand. Damit erfüllen sie eine Pflicht, die sie sich selbst, dem Sultan und Europa schuldeten. Eine schwierige und undankbare Pflicht, die an einer bestimmten Stelle übel gedeutet werden kann. Rein Unbefangener darf aber an der Aufrichtigkeit ihres Handelns zweifeln.“ (Times.) „Die Erklärungen unseres französischen Bundesgenossen waren der Gegenstand eines Meinungsaustausches zwischen der russischen und der deutschen Regierung. Die volle Uebereinstimmung, die sich dabei ergab, begrüßten wir Russen um so freudiger, als gerade jetzt zwischen Rußland und dem Deutschen Reich über Fragen des nordpersischen Eisenbahnbaues verhandelt wird. Diese komplizirten, noch im Stadium technischer Vorarbeit schwebenden Verhandlungen werden nicht schnell zu beenden sein, immerhin aber leichter vorwärts kommen, wenn die allgemeine Lage ruhig bleibt.“ (Rossija.) England sagt also: „Frankreich ist im Recht und vertritt die Interessen Europas; nur Uebelwollen kann sein Handeln mißdeuten.“ Oesterreich-Ungarn: „Ihr habt, liebe Bundesgenossen, vor zwei Jahren auf Marokko verzichtet. Bleibet dabei; und zwinget Italien, zwinget auch uns, denen der Dreibundvertrag jetzt ja nur noch die Affekuranz gegen römische Ausdehnungswünsche ist, nicht noch einmal zur Wahl zwischen den von Rußland unterstützten Westmächten und dem Deutschen Reich!“ In Rußland wagt man sich gar bis zu dreister Nöthigung vor. „Der Vertrag, den Cser Bethmann schon im Dezember 1910 den selig aufhorchenden Reichsboten angekündet hat, ist jetzt, nach fünf Monaten, noch im Stadium technischer Vorarbeit und an einen Abschluß ist nur zu denken, wenn Ihr unseren französischen Bundesgenossen keine Schwierigkeit bereitet.“ Im Dezember spricht der Kanzler: „Die Regierungen Deutschlands und Rußlands sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten.“ Der Reichstag bucht, brünstiger Bewunderung voll, diese „höchst bedeutsame Erklärung“. Seitdem wird Tag vor Tag geredet und geschrieben, als seien wir mit Rußland über alles irgendwie Wesentliche einig und nur noch For-



malien zu erledigen. Am dreizehnten Maitag aber hören wir aus Petersburg, bis zum Abschluß der „komplizierten Verhandlungen“ sei noch eine sehr weite Strecke und die russische Regierung müsse, wenn Deutschland nicht ihrer Meinung über Marokko zustimme, sich in eine dem Deutschen Reich feindliche Kombination einlassen. Mit dem stärksten Entrüstungspathos war, ein paar Tage vorher, officiosissime bestritten worden, daß Rußland auch nur versucht habe, in Berlin für Frankreichs Wünsche zu interveniren. Warum denn? Alle sind ja über den Scherisenjammer, Alle, ganz einig.

Daß wird jetzt, mit ernsthafter Miene, behauptet. Mit ehrbarer Miene geredet, als sei niemals der Gedanke aufgetaucht, die Franzosen in ihrem Handeln zu hemmen. Und nur leise noch versucht, Hispanien ins Feuer zu bringen. Vieux jeu. Als Fürst Bülow im Sommer 1905 auf Urlaub ging, bat er, noch auf dem Trittbrett des Wagens, Herrn von Holstein, mit besonderer Wachsamkeit auf Marokko zu achten. Für den Augenblick (lautete die Antwort) bleibt uns da kaum Anderes als der Versuch, die Spanier aufzuputtschen. Ob von dem Plan, den Schwachen gegen den Stärkeren zu hegen, je Ernstliches zu hoffen war, braucht uns nicht mehr zu kümmern. Im Februar 1909 hat Holstein gesagt: „Jetzt ist unter die traurige Geschichte ein dicker Strich gemacht und aus dieser Gegend nichts mehr zu holen.“ Den Blinden, die heute sein altes Rezept empfehlen, würde er einschränken, daß keine Ewigkeit das von der Minute Ausgeschlagene zurückbringt und daß Arznei, die vor drei Tagen das Leiden zu lindern vermochte, nach verspäteter Spendung den Kranken töten kann. Spanien hat auf Marokko ein „historisches“ Recht, hinter dem aber keine zulängliche Macht steht und das deshalb in der günstigsten Stunde nur zur Erlangung leidlicher Kompensation brauchbar sein wird. Via Konstantinopel wäre jetzt noch eher Etwas zu erreichen als via Madrid. Vielleicht stürmen, über die Leiche des Sultans hinweg, auf eines Imans Ruf die Muslim in den Heiligen Krieg. Von Muley Hafid hat die Hoffnung des Volkes sich längst losgefettet. Der hat in Fez einst versprochen, die Algesirasakte nicht anzuwenden, Gewerbesteuern, Zollkontrolle, Polizei abzuschaffen, keiner Anleihe und keiner Reform zuzustimmen und Christen nur noch im Judenviertel der Hafenstädte wohnen zu lassen. Weil er diese Verpflichtung auf sich nahm, hielt Graf Saint-Aulaire (wie er im Januar 1908 an Clemenceau schrieb) die Wahl für nichtig. Eine Weile hat Hafid



dann nach deutscher Hilfe gelangt; biß er erfuhr, daß die von ihm deutschen Männern gewährten Bergbaurechte in Deutschland mißachtet, französischem Einspruch geopfert wurden. Seitdem scheint er mürrisch. Kein Heer, kein Geld; und Feinde ringsum. In seinem weißen Kleid muß er, um zagenden Muth einzureden und die noch nicht völlig verglommene Kampflust anzufachen, durch die schmutzigen Gäßchen seiner von den Hahaina, den Cherarda und den Beni M'Sir bedrohten Hauptstadt stampfen. Und ist wohl schon froh, wenn in seinen verängsteten Harem die Nachtruhe einkehrt und er aus der Schaar der vier (legitimen) Scherifas und der zwölf Schönen, die ihm die alte Negerin, nach feierlicher Waschung und Salbung, ins Nebenzimmer gebettet hat, die der Geschlechtslaune süß duftende Lagergefährtin erkiesen darf. Hassans Sohn, unter den Brüdern dem Vater der ähnlichste: und hat die Rumis ins Heilige Land des Erdwestens gerufen. Auch der Ueberlebende könnte den Ausbruch der Djehad nicht hindern.

Sieben Jahre lang kauen wir nun an dieser harten Speise; und noch immer giebt's Leute, die wähnen, daß sie dem Leib des Reiches eines Tages gedeihen werde. (Sind's nicht die Selben, die heute noch, trotzdem sieben starre Luftschiffe von Wind oder Feuer vernichtet worden sind, an das System Zeppelin glauben? Wenn Deutschland diesem System nie einen Pfennig geopfert hätte, stünde es um die deutsche Luftschiffahrt nicht schlechter; wäre uns Enttäuschung und Hohn erspart und nützlicher Aviatik ein Theil des nun vergeudeten Geldes zugewandt worden.) Wenn nie eine deutsche Note über Marokko geredet hätte: uns wäre nichts verloren; und die kostbare Zeit am Ende doch besser angewandt worden. Per varios casus, per tot discrimina rerum sind wir wieder auf den Fled gelandet, auf dem wir im März 1904, nach Radolin's Gespräch mit Delcassé, waren: Anerkennung des französischen Sonderrechtes und Wahrung der deutschen Handelsinteressen. Ein großer Aufwand nutzlos ist verthan. Solche Häufung muthwillig erwirkter Niederlagen und Rückzüge wird man in der Geschichte starker Großmächte nicht leicht finden. So darf's nicht weiter gehen. Frankreich hat mit dem Scherifenreich Verträge geschlossen, die auch nach Algesiras (Artikel 123, der letzte der Alte) in Rechtskraft geblieben sind; hat in Rabat und Fez Militärmissionen, für deren Schutz es sorgen und deren Untastung es eben so rächen darf, wie das Deutsche Reich die Ermordung



deutscher Missionare an den chinesischen Borgern gerächt hat. Frankreichs Handeln ist durch Verträge (mit Marokko, Italien, England, Spanien, Deutschland) durchaus gedeckt. Seine Freunde werden ihm rathen, auch diesmal sich auf das Unerläßliche zu beschränken und den größten Theil der Truppen heimzuschicken, sobald die Sultansresidenz nicht mehr gefährdet und die Sebustraße von Fez nach Mehdija, der alten Phoinikerkolonie zwischen Rabat und Larache, gesichert ist. Doch diese Zurückhaltung kann nicht ewig währen. Ob die Republik sich entschließt, ihr nordafrikanisches Heer auf Jahrzehnte hinaus um hunderttausend Mann zu verstärken, ob sie von Landkundigen lernt, daß jeder Häuptling, jeder Träger geistlicher Würde zu kaufen ist, und ein Duzend Millionen in das Unternehmen steckt, daß im Fall langwieriger Guerilla leicht das Hundertfache dieses Betrages verschlingen könnte: eines Tages muß sie sich der Politik des Zauderns und Heuchelns entwöhnen. Muß die Lüge von der Souverainetät des Sultans (dem stets nur ein winziger Theil der Stämme gehorchte) und von der Unantastbarkeit seines Landes (daß längst an allen Ecken ange tastet und auch in der Algesirasakte wie internationales Gut behandelt worden ist) mit Gestank plagen. Soll nach jedem Schritt etwa, den die Franzosen vorwärts thun, bei uns der Lärm und die fruchtlose Diplomatenarbeit sich erneuen? Sie möchten dieses Land in ihre Herrschaftzone zwingen; nicht, weil Marokko Menschen und Erze hat, die wichtiger sind als die algerischen Uraber und die tunesischen Phosphate. Weil sie müssen. Weil neben einem nicht gebändigten Marokko, dessen wilde Reiterstämme mit wachsender Wuth die Provinz Oran bedrohen, Algerien nicht zu halten und mit dem nordwestafrikanischen Reich auch in Europa die Großmachtstellung verloren wäre. Frankreich darf nicht dulden, daß ihm auf Marokkos Boden irgendein anderer Staat den Vorrang bestreite. Werß zum Verzicht auf Marokko zwingen will, muß es an der Loire und an der Seine mit der Waffe besiegen. Daß wäre möglich; wird im Reich Wilhelms des Friedlichen aber nicht einmal ernsthaft erwogen. Also müßte Staatsmannskunst mit der zweiten Möglichkeit rechnen. Da wir Marokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, immerhin nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europäern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger wider-



strebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen? „Vor dreißig Jahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt, nach 1910 werde Britanien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien, sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommt's zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Japanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgen Marokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abyssinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr auf Europas Festland Euch wider keinen Feind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Vollen. Können wir alten Hader nicht schlichten oder ausbrennen, so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europa schrumpft in die Bedeutung eines aus Asiens Riesengeleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich. Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir, ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hizen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapital besseren Zins bringen als die Staatsrenten des warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel.“ So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu Frankreich sprechen. Die Zeit ist reif; und die Gelegenheit, da Moinier vor Jez rückt, günstig. Die Runde von einem franko-deutschen Bündniß dränge rasch ins dunkelste Babylon-



dorf und risse den tollkühnsten Raid aus stolzem Rebellenwahn. Die internationale Politik, sprach Bismarck, „ist ein flüßiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.“ Was gestern falsch war, kann heute schon richtig geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaudert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die den Feind nicht schreckt und die der Freund selbst onfair nennt. Rechtsbruch, Wortbruch wird erst nach einer gewonnenen Schlacht gnädig verziehen.

Zwischen Deutschland und Frankreich kanns nicht so bleiben, wie es ist; und ehe die Feder oder das Schwert die unvermeidliche Auseinandersetzung beendet hat, müßte jeder Wache das Wagniß scheuen, die Lebensbedingungen des Reichslandes zu ändern. Die Frage nach der Zukunft dieses mit deutschem Blut gedüngten Grenzlandes gehört in den Bezirk internationaler Politik (und dürfte nicht ohne die Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden). Die Leiter des Reichsgeschäftes sind anderer Meinung. Welcher? Das mag vom Thermometerstand abhängen. Am achtundzwanzigsten Januartag ist „nach ihrer Ansicht die Grenze Dessen erreicht, was den Reichslanden zur Zeit konzedit werden kann.“ Ein Bundesstaat mit eigenem Stimmrecht im Bundesrath kann Elsaß-Lothringen nicht werden: „weil es unmöglich ist, daß man einem Stellvertreter, einem amoviblen, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, das Recht gebe, die elsässischen Stimmen selbständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Widerspruch wäre nicht lösbar.“ Wenns kalt ist; bei erwärmter Temperatur wird der Widerspruch gelöst und das Unmögliche möglich. Am neunten März wird dem Reichsland die Stellung eines Bundesstaates und das Recht auf drei von dem Statthalter (dem amoviblen Beamten des Kaisers, der zugleich König von Preußen ist) zu instruierende Stimmen zuerkannt; und diese Stimmen sollen im Bundesrath nur gültig sein, wenn sie den preußischen, vom König instruirten widersprechen. Das war nicht die einzige, doch die traurigste Konzession, die „den Wünschen der Mehrheit“ hingeworfen wurde. In einer Angelegenheit von solcher nationalen



und internationalen Bedeutung den Grundriß gleichmüthig zu ändern: dazu war nur ein Kanzler fähig, der schon den Muth gefunden hatte, als Preuße, als beeideter preußischer Ministerpräsident vor dem Reich zu erklären, nur Preußen habe der Einung Deutschlands kein Opfer gebracht. Den plagten nur da Skrupel und Zweifel, wo sie ihm fern bleiben mußten. Um dem Erdkreis ja nicht zu hehlen, wie weit im Reichsland die deutsche Regierung noch immer von ihres Trachtens Ziel, der Versöhnung, sei, läßt er, vierzig Jahre nach dem Geburtstag des Frankfurter Friedens, der uns den Elsaß und Lothringen gab, in Straßburg den Landesausschuß schließen. Von dem Staatssekretär Baron Zorn von Bülow, dessen Vater, ein französischer deutscher Freiherr, Günstling und Kammerherr des dritten Napoleon, noch im Juli 1870 gegen Preußen im Corps Législatif tobte und „im Namen seines Vaterlandes“ den Abgeordneten Ferry und die mit ihm zu nüchterner Ruhe Mahnenden anpfauchte. Im Landesausschuß war der Wunsch nach republikanischer Verfassung hörbar geworden (der bei den Nachbarn der Eidgenossenschaft begreiflich ist und von dessen Erfüllung das Reich nicht Uergereß zu fürchten hätte als von den Hanserepubliken); hatte auch häßliche Schimpfrede die Regierenden gekränkt (denen das Talent und der Humor zum Umgang mit struppigen Gemüthern fehlt und die deshalb nicht auf so hohe Plätze taugen). Also: plötzlicher Schluß; zur Feier des Tages vor Europas lachendem Auge. Und da es mit dem Ausschuß nicht geht, soll das allgemeine Wahlrecht eine bequemere Volksvertretung schaffen? Das Reichsland sträubt sich heftig gegen den Plan der Verfassungsreform. Die Staatsminister von Röllern und Graf Posadowsky, zwei Erfahrene von grundverschiedener Geistesart, haben laut vor dem allzu flüchtig bedachten Experiment gewarnt. Soll ihr Ruf verhallen und im unzufriedenen Reichsland ein lärmsüchtiges Parlament Schwierigkeit heraufbeschwören, deren Folgen unabsehbar wären? Der Reichstag kann helfen; durch die Abweisung einer nationalen und internationalen Gefahr sich von mancher Sünde entbürden und dem verantwortlichen Kanzler die Flüche deutscher Enkel ersparen. Frankreich mit Nadelstichen ärgern, demüthigen, ohne es zu schwächen, und in der selben Stunde den listigsten Feinden Deutschlands in Landtag und Bundesrath Sitz und Stimme geben: nur blinde Thorheit konnte solche Synthese ersinnen.





## Aehrenthal.

**M**an kann aus den Zeitungen nicht klug werden, ob Aehrenthal wirklich krank war oder gefallen ist. Jedenfalls aber hat er jetzt die allgemeine Stimmung gegen sich. Er wird jetzt mit der selben Leidenschaft verhöhnt und gehaßt, wie er einst bewundert und gepriesen worden ist; und von den selben Leuten. Dieß scheint ein *Austriacum* zu sein: die Männer des höchsten Vertrauens enttäuschen am Tiefsten. Wie Benedek, der auch als Sieger gefränzt wurde, bevor er es noch sein konnte, und dem man auch niemals verzieh, daß er dann den Sieg zu seinem Kranze schuldig blieb.

Man ist gegen Aehrenthal erbittert, weil er seine Versprechungen nicht gehalten hat. Um aber gerecht zu sein: die Versprechungen, die er nicht gehalten hat, sind nicht Versprechungen, die er gemacht hat, sondern Versprechungen, die man sich von ihm gemacht hat. Es wurde gar nicht erst gefragt, als er bei seinem Antritt zum österreichischen Bismarck ausgerufen wurde. Wenn sich nun gezeigt hat, daß er kein Bismarck ist, auch kein österreichischer, so sollten sich die guten Leute lieber selbst bei der Nase nehmen als ihn. Sie finden Daß aber jetzt unbegreiflich taktlos von ihm. Er hätte den Takt haben müssen, sie damals gleich darauf aufmerksam zu machen, er sei auch nur ein regelmäßiger österreichischer Minister. Ich finde, wir verlangen zuweilen doch etwas viel.

Aehrenthal verdankte den Ruhm, der ihn empfing, der ewigen österreichischen Sehnsucht, sich wieder einmal für Etwas begeistern zu können, für eine That, für einen Mann. Die liegt in Jedem von uns immer auf der Lauer. Und sie kann sich nicht entschließen, ruhig liegen zu bleiben. Sie hängt sich an jedes Zeichen. Das Zeichen, das Aehrenthal gab, war eine Geberde. Er sprach nicht viel, er versprach gar nichts, er hatte nur die Geberde: Wir sind auch noch da! Das genügte. Nichts hört der Oesterreicher lieber, nichts will er so sehr hören; vielleicht, weil er es doch nicht glaubt, wenn er es nicht immer wieder hört. Und nun erwarteten Alle das Ereigniß. Jetzt aber sehen sie sich das Ereigniß an und finden, es sei feins. Viel Lärm um nichts.

Was läßt denn Aehrenthal zurück? Eine neue Provinz haben wir. Aber wir hatten sie schon. Wir dachten nicht daran, Bosnien wegzugeben. Niemand dachte daran, es uns wegzunehmen; nichts ist geschehen, als daß eine Thatsache rechtlich anerkannt wurde. Dafür haben wir viel bezahlt. Nicht bloß viel Geld. Wir haben es nicht nur mit den Aufregungen einer Kriegsgefahr bezahlt, mit dem Verlust der russischen und englischen Freundschaft, mit einer



Verpflichtung gegen das Deutsche Reich, unter der unsere Slaven knirschen, sondern auch mit dem feierlichen Verzicht auf den Balkan. Aehrenthal's Geberde wirkte damals so, weil Enthusiasten meinten, sie weise nach Saloniki. Inzwischen ist's davon wieder ganz still geworden. Aehrenthal wäre heute schon stolz, nur ein ehrbares Verhältniß zu Serbien finden zu können. Er findet es aber nicht.

Und dann ist noch ein Posten in der Rechnung, der uns wenig Freude macht. Auf dem moralischen Blatt nämlich. Die Engländer sagen seitdem, unsere Politik sei nicht aufrichtig. Die Russen sagen, daß wir gelogen haben. Darüber würden wir uns vielleicht zu trösten wissen. Aber im Namen Aehrenthal's sind gegen Oesterreicher, die seiner Politik unbequem waren, Fälschungen verübt worden und ohne Masaryk's Redlichkeit, Unerblichkeit und Beharrlichkeit wären durch diese Fälschungen vielleicht die Führer einer österreichischen Nation vernichtet worden. Niemand weiß, wann Aehrenthal erkannt hat, daß es Fälschungen waren. Aber man glaubt, daß österreichische Diplomaten um diese Fälschungen gewußt haben. Und Aehrenthal hat unterlassen, diese Diplomaten abzuschütteln. Dies hat im Stillen stärker gegen ihn gewirkt, als er wohl selbst bemerkt hat. Wir spielen nicht gern die Moralischen. Aber man war doch beflommen. Man sagte sich allerdings, Politik werde nicht mit Rosenöl gemacht und auch Cabour, auch der erste Napoleon habe sich manchmal die Hände beschmutzt; ja, bis zum Cesare Borgia ging das Citat in den Kaffeehäusern. Doch wurde zugegeben, daß diese Herren damit mehr erreicht haben. Zum genialen Verbrecher gehört doch, daß „es dafür steht“. Ferner gehört dazu, daß es gelingt. Endlich gehört auch dazu, daß er nicht erwischt wird. Da man fand, es sei nicht dafür gestanden und es sei nicht gelungen, ärgerte man sich, daß wir auch noch erwischt worden waren; und so behielt schließlich wieder der moralische Sinn die Oberhand.

Diese böse Stimmung gegen Aehrenthal ist ausgebrochen, da nun auch noch Peter den angekündeten Besuch abgesagt hat. Unseren Leuten gilt er für mitschuldig an dem belgrader Königsmord; und so widersprach es ihrem Gefühl, daß unserem alten Kaiser dieser Gast zugemuthet wurde. Daß sich der Gast aber dann auch noch besann und es sich wieder anders überlegte, daß der Mitschuldige der Königsmörder die Hand noch ausschlug, die Aehrenthal ihm gar nicht hätte bieten dürfen: Das war ihnen zu viel. Und so meinen sie jetzt, Dies müsse Aehrenthal's Ende sein.

Wien.

Hermann Bahr.





## Schweigegeld.

Seit den Tagen der ersten Börsenenquetekommission haben Finanz-  
 presse und Handelsredakteure nicht mehr vor dem Forum der Zei-  
 tungleser gestanden. Der wunderschöne Monat hat uns eine Wieder-  
 holung dieses Schauspiels beschert. Auf allen Zinnen wehen weiße  
 Unschuldshnen (oder Parlamentärflaggen) und das Gefühl der Zu-  
 sammengehörigkeit ist ausgeschaltet. Weiß man denn, ob der Kollege  
 im Sonnenlicht des nächsten Tages noch fleckenlos dasteht? Auf dem  
 Schinkelplatz, dicht beim Hohenzollernschloß, ruht breit und behäbig  
 das „Denkmal für die gefallenen Portugiesen“. So taufte der Börsen-  
 witz einst den Sandsteinpalast der Darmstädter Bank. Wer hätte ge-  
 glaubt, daß diese historische Heldenthat noch einmal zum Tagesgespräch  
 werden würde? Schuld daran hatte ein Notizblatt. Ein beschriebener  
 Zettel. Man kann mit Geschriebenem nicht vorsichtig genug sein.  
 Wallenstein gab nie etwas Schriftliches aus der Hand; und Fouché  
 machte sich anheischig, jedem Menschen aus drei von ihm geschriebenen  
 Worten einen Galgen zu bauen. Der Präsident des Ältestenkollegi-  
 ums der Berliner Kaufmannschaft und Stadtälteste Johannes Raempf  
 hat die Gefährlichkeit des geschriebenen Wortes unterschätzt. Auf ein  
 Blatt Papier schrieb er die Namen der Redakteure, die für ihre Mit-  
 wirkung am Siegeszug der Portugiesen honorirt worden waren. Das  
 geschah vor einem Vierteljahrhundert. Aber die Lebensdauer eines  
 gut satinirten Papiers reicht weit über eine solche Zeitspanne hinaus.  
 Die Liste der Theilnehmer an der Tafelrunde des Königs von Portu-  
 gal war in den Besitz eines Mannes gelangt, der damit eine einträg-  
 liche Emission zu veranstalten gedachte. Da das portugiesische Geschäft  
 nicht ganz dem verthänen Aufwand entsprochen hatte, konnte man  
 vielleicht spät noch Etwas von den zerflatterten Millionen zurückholen.  
 Der Epigone legte sich also auf die Chautage (die deutsche Sprache hat  
 dafür nur das unhöfliche Wort „Erpressung“) und ließ die Wächter  
 des Portugiesendenkmals wissen, daß der indiscrete Zettel für eine be-  
 stimmte, der „literarischen Leistung“ angemessene Summe zu haben sei.  
 Die Bank weigerte sich, das ihr angebotene Bezugsrecht auszuüben,  
 und fand so wenig Vergnügen an den Finanztalenten des Notizen-  
 sammlers, daß sie sein Handeln dem Staatsanwalt anzeigte. Der Er-  
 presser wurde angeklagt, zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt und  
 verlor die bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von drei Jahren.  
 Eine arge Enttäuschung für einen Mann, der auf einen „Kredit“ von  
 einer Million Mark gerechnet hatte, um, wie er sagte, ein „Unter-  
 nehmen der Volksernährungsbranche“ zu finanziren.

In der Hauptverhandlung erschien Herr Raempf als Zeuge. Er  
 war, als die Portugiesen ins deutsche Land einfielen, Direktor der  
 Darmstädter Bank, mußte also wissen, was Namen und Zahlen auf  
 dem Notizblatt zu bedeuten hatten. So sagte er denn aus, daß die ge-  
 nannten Herren Redakteure gewesen seien (vielleicht sind einzelne



noch), die „für bestimmte literarische Arbeiten Honorare erhalten und ganz regulär verdient haben“. Vor fünfundsiebenzig Jahren, als das Börsengesetz mit seinen Strafbestimmungen noch nicht in Kraft war, seien Dienste, die bei solchen Emissionen geleistet wurden, honorirt worden. Man athmete erleichtert auf: „Das war also vor einem Vierteljahrhundert. Heute giebt es solche Sitten nicht mehr“. So dachte man und wollte mit frommem Augenaufschlag zur Tagesordnung übergehen. Aber da kam ein böser Nachsatz. Nämlich: vor dem Börsengesetz standen die Leistungen „in einem auffälligen Mißverhältniß“ zur Bezahlung; heute wird das Honorar der „Leistung“ besser angepaßt. Also: honorirt (honos = die Ehre) wird nach wie vor; nur der Tarif hat sich geändert. Daß Herr Raempf ohne Zorn über eine Erfahrung sprach, an die er sich gewöhnen mußte, ist ihm nicht zu verdenken. Aber die verletzte Sittlichkeit fordert Sühnung. Mit einer „Würde, einer Höhe“, die allein schon überzeugend wirkte, wurden die käuflichen Journalisten der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Natürlich nur in absentia; denn „die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn“. Man sollte die Sache ohne Pathos behandeln und an Vischers Satz festhalten, daß sich das Moralische von selbst versteht.

Noch heute also werden von den Banken einzelnen Journalisten Bethheiligungen gewährt, die als Prämien für „besondere Leistungen“ gedacht sind. Welcher Art diese Leistungen sind, ob positiv oder negativ, ob sie durch Worte oder durch Schweigen wirken: nur Helios vermag zu sagen. Die Preise sind niedriger geworden; vielleicht, weil Angebot und Nachfrage geringer sind als in der guten alten Zeit. Möglich übrigens, daß man nicht auf bestimmte Gegenleistungen rechnet und sich nur um eine Tradition handelt, die von der einen Seite gewährt, von der anderen Seite wohlwollend geduldet wird. Vor der Frage, ob der Journalist, der einer Versuchung erliegt, oder die Bank, die ihn in Versuchung führt, schlimmerer Sünde schuldig ist, steht die andere: Sind Finanzinstitute zu moralischem Lebenswandel verpflichtet? Der Bankleiter kann sagen: „Der Absatz von Werthpapieren ist mein Geschäft. Um den Handel in Schwung zu bringen, leiste ich einen bestimmten Aufwand an Kosten. Auf dem Ausgabenkonto stehen, als eiserne Posten, auch gewisse Bethheiligungen einzelner Journalisten“. Dabei wäre nur ein wichtiger Punkt vergessen: die Banken beschenken nur vor ungesunden Emissionen die erreichbaren Redakteure; spricht das zu emittirende Werthpapier für sich selbst, so braucht man für Reklame oder Schweigen nichts wegzuworfen. Wer daran denkt, wird den lieben alten Brauch nicht mehr harmlos finden. Die Emission der portugiesischen Rente hat dem deutschen Volk sehr große Verluste gebracht. Die Leiter der Darmstädter Bank mögen geglaubt haben, dem deutschen Vermögen eine vortheilhafte Chance zu schaffen. Aber die Thatfache, daß sie die Emission durch „besondere literarische Leistungen“ fördern ließen, zeigt, mit welchen Zweifeln sie selbst auf das Geschäft blickten. Das Publikum verlor viele Millionen. Aber die Redakteure hatten ihr Honorar, das zur Leistung wirklich in einem „auf-



fälligen Mißverhältniß“ stand. Daß sich um eine der schlimmsten Emissionen aus den Annalen des deutschen Effektenhandels drehte, gab der Enthüllung noch einen besonderen Reiz.

Die Großfinanz ist so mächtig geworden, daß sie auf bezahltes Lob eigentlich verzichten könnte. Aber sie will Ruhe haben und erkaufte sie sich von Denen, die käuflich sind und zu Ruhestörung bereit scheinen. Das Emissionengeschäft hat sich ins Ungeheure gedehnt. Da giebt es natürlich Qualitätunterschiede, die man mit schlauer Kunst ausgleichen möchte. So werden die Honorare für „literarische Leistungen“ gerechtfertigt, die man im Sprachgebrauch Schweigegelder nennt. Das Börsengesetz ist der Prüfung der „Extrahonorare“ nicht ausgewichen und hat sogar eine Strafbestimmung dafür gefunden. Paragraph 89 sagt: „Wer für Mittheilungen in der Presse, durch die auf den Börsenpreis eingewirkt werden soll, Vortheile gewährt oder verspricht oder sich gewähren oder versprechen läßt, welche in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünftausend Mark bestraft. Die gleiche Strafe trifft Denjenigen, der sich für die Unterlassung von Mittheilungen der bezeichneten Art Vortheile gewähren oder versprechen läßt“. Das wesentliche Moment ist die beabsichtigte Einwirkung auf den Börsenpreis, die als Zweck der Mittheilung oder des Schweigens erkennbar sein muß. Damit sind der Auslegung Grenzen gezogen. Wird ein neues Papier unter „literarischer“ Mitwirkung herausgebracht, so will man zunächst nicht auf den Börsenpreis (den es am Tag der Subskription ja noch nicht giebt), einwirken, sondern das Publikum für die Emission erwärmen. Das Kriterium des strafbaren Vorgehens fehlt also. Ein neues Papier, das schon bei der Subskription sehr begehrt war, wird natürlich auch an der Börse gesucht sein. Aber eine Einwirkung auf den Börsenpreis könnte nur festgestellt werden, wenn die Einführung in den Bereich offizieller Notiz ohne Subskription erfolgt ist. Auch das „auffällige Mißverhältniß zur Leistung“ gehört zu den Merkmalen des Thatbestandes; und da, wie Herr Raempff aussagte, die heute gezahlten Honorare nicht mehr in solchem Mißverhältniß zur Leistung stehen, so haben die Banken sich der Gefahr einer Bestrafung entzogen. Was gegen das Gebot des Anstandes und der persönlichen Ehre verstößt, braucht nicht auch die Majestät des Gesetzes zu verletzen.

Aber man soll auch in diesem Fall nicht von einzelner Sünde auf allgemeine Verderbniß schließen. Die Bankleiter wissen meist sehr genau, wo ihr Schlüssel nicht mehr hineinpaßt, und hüten sich, vor falsche Thüren zu gehen. Und die grundlose Verdächtigung anständiger Blätter und Menschen ist nicht minder häßlich als das unanständige Handeln eines Einzelnen. Als Portugal in Deutschland finanziert wurde, war die Handelspresse erst in ihren Anfängen. Sie wuchs neben den Banken zu einer Macht empor. Daß sie es konnte, ohne durch die Kapitalriesen völlig ihrer Freiheit beraubt zu werden, ist ein unwiderleglicher Beweis für die Gesundheit ihres Organismus. L a d o n.





## Silberne Hochzeit.\*)

**F**eiertagsvorbereitungen im Haus. In die heimliche Stille ruhig dahingleitender Tage pochte die Unruhe, tönte das lärmend Geschäftige, das großen Tagen vorangeht. Morgen sollten sie ihre Silberne Hochzeit feiern, mit dem selben Pomp wie am Tag des Eheschlusses. Sollten sich nochmals vermählen, im Gotteshaus den Schwur erneuen, nochmals geloben, in Liebe und Treue und Geduld neben einander auszuharren, trotz allen Lockungen, allen Fährlichkeiten des Lebens, trotz allen Sorgen und Gebrechen, die das Alter bringen könne. Bei einander ausharren, bei bevorstehendem Siedthum, bei schmerzender langwieriger Krankheit; und wenn einst sich der Tod heranschleiche und Eins oder das Andere mitfortnehme, sollen sie auch darüber hinaus einander die Treue wahren. Und die Kinder sollen dabei stehen, die sie großgezogen, die sie versorgt, die schon aus dem warmen Nest geflogen, die schon selbst den Ernst des Lebens kennen gelernt, den sie aber noch lächelnd trugen mit der goldenen Leichtfertigkeit der Jugend. Die Kinder sollen Zeugen sein des erneuten heiligen Schwures, der nicht auf leichtbeschwingtem Glauben ruhte, sondern auf Erfahrung, den nicht glühende Hoffnung trug, sondern eine heilige, durchgeistigte Treue, feuerfest geschmiedet aus Leid und Freude des Lebens.

Das Alles hatte er den Kindern geschrieben. So wollte er seine Silberne Hochzeit feiern. Sie hatte anfangs den Kopf geschüttelt. Ceremonien waren ihr noch heute ein lästiger Zwang. Ceremonien sind das Pathos eines Gedankens, einer Idee und heilige Stunden im Leben sind uns immer wieder eine Offenbarung und der Ausdruck, den wir dafür finden, ist eine Befreiung; aber die vorgeschriebene Geberde ist so selten der Spiegel des inneren Erlebnisses, ist eine Maske, hinter der das echte Gefühl erstarrt. Und Feierstunden des Herzens kommen selten ohne Zwang; die Suggestion hat keine Macht darüber; sie löst höchstens Stimmungen aus, wehe, weiche, trauliche, ernste, aber niemals Festtagläuten der Seele. Und trotzdem hängen die Menschen daran. So hatte sie endlich seinen Bitten nachgegeben. Er war immer der Gemüthvollere gewesen; ihm waren die Familienfeste die großen Ereignisse des Lebens. Sie wollte ihn nicht um eins ärmer machen.

Das graue Seidenkleid mit der langen Schleppe und der reichen Silberstickerei hing, in weißes, weiches Linnen gehüllt, um den großen Kleiderständer. In den Ecken des weiten Speisezimmers standen duftende, feierliche Blumenarrangements, auf den Tischen Stöße von Tellern, Silber- und Tischzeug und in langen Reihen Kelche und Pokale. Die Kinder sollten mit den Nachtzügen kommen. Erst morgen wollte man einander wiedersehen, wiederfinden.

Sie saß müde und abgespannt in ihrem Zimmer und las. Aber

---

\*) Eine Probe aus dem Skizzenbuch „Im Schattenreich der Seele“, das im Frühling bei Bruno Volger in Leipzig erscheint.



ihre Gedanken hafteten nicht an dem Buch, sondern flogen darüber hinaus und die angeschlagene Melodie klang in ihrem Herzen wider, wie so oft, wie immer, wenn sie Schönes las. Sie dachte nicht an Morgen. Was war das Morgen mehr als wieder ein Kilometerstein am Wegesrand, den man aus Uebermuth oder aus einem anderen Grund befränzt? Nichts als einer mehr in der langen Reihe. Noch länger dehnen sich nun die Tage; noch ereignißloser schleichen sie hin. Denn das Leben, das sie gelebt, lag eigentlich abseits vom Leben. Ohne rechte Arbeit. Fast nie in Gesellschaft; nie Freunde oder Freundinnen, nie Hassler oder Neider, nie einen Kameraden; nichts als „Bekannte“. Ueberall fremd, immer allein mit Büchern und Gedanken. Nie ein Messen der Kräfte, nie eine schmerzliche Niederlage, von der man sich mühsam wieder aufrichtet, nie ein Triumph, der emporträgt, nie ein Zusammenprall der Meinungen, daß Gedanken aufleuchten wie helle Blitze, wie sprühende Feuergarben. Abseits; darauf angewiesen, in sich hinein zu horchen, dem Melodienreigen eigener Gefühle zu lauschen, dem Klingen weltfremder Gedanken nachzusinnen. Und das Alleinsein hatte alles Mitsfühlen getötet: mit der Welt des Einzelnen, dem Treiben des Nachbarn. Sie sah in jedem Einzelschicksal einen Theil des großen Menschheitsleides, des großen Menschheitsglüdes.

Acht Uhr. Sie schob das Buch weg und richtete heute selbst auf dem kleinen Tischchen in ihrem Zimmer das Abendbrot. Der Diener legte zwei Gedecke auf und stellte eine nicht mehr ganz volle Flasche Wein auf den Tisch. Da verkündete auch schon das laute Glockenzeichen, wie ein Alarmsignal, die Ankunft des Hausherrn.

Man besprach während des Essens noch einmal Alles für den kommenden Tag, zählte noch einmal die Gäste, erwähnte ein paar Absagen, bestimmte die Sitzordnung, die Reihenfolge der Wagen bei der Fahrt nach und von der Kirche. Oberst von Wehlen war aufgeregt. Er sprach mehr als sonst und schänkte sich mehrmals sein Glas voll.

„Helene,“ sagte er endlich, „ein schöner Tag morgen; daß wir den erleben, noch dazu jung und zukunftsfreudig! Aber laß uns jetzt für eine Stunde all den bunten Kram vergessen und Einfuhr halten. Was ich in all den Jahren Dir vielleicht an Leid zufügte, sei vergessen. Du weißt, mein Temperament geht mir noch manchmal heute durch wie ein störrisches Füllen; nie wars zu zügeln und ich habe Dich mehr als einmal verlegt, gekränkt, verwundet. Du bist so anders als ich, nicht so grobkörnig, nicht so rasch und jäh, viel feiner, viel zarter, viel vernünftiger bist Du, wie eine Figur aus Meißener Porzellan fast, so kühl und scheu, so still und verschwiegen.“

Sie lächelte müde. Lange, lange wars her, daß sie nichts mehr sagte, nur lächelte. Wie oft hatte er ähnlich gesprochen! Große Worte, die an des Lebens Klippen immer wieder zerschellen, wie alle guten Absichten. Nichts als das Wollen bleibt, immer und überall; es löst sich in Phantasien auf, in Wünsche, in Verzweiflung vielleicht, aber es reißt nicht zur großen That, ist nicht ihr stolzes, starkes, ewiges Jun-



dament. Wir sind so anders im Denken und Handeln; und zwischen uns fluthet der Strom des Lebens.

Er ging auf und ab; dann blieb er vor ihr stehen. „Hast Du mir verziehen, Helene? All die kleinen Nadelstiche, meine ich.“

„Längst, Karl, und immer wieder. Das weißt Du ja. Wozu darüber sprechen? Das sind doch nur Regenschauer, die vorübergehen. Wir haben ja auch schöne Erinnerungen; die Ankunft unseres ersten kleinen Mädchens, weißt Du, in meinem Elternhaus, in meiner liebten Mädchenstube wieder; und wie dann Klein-Harriet in dem schönen Korbwagen lag und ich noch glaubte, es sei ein Traum, ein schöner Traum, der zerrinnen müsse. So unsagbar war mir dieses Wunder, daß ich Tage lang nicht schlafen konnte und nur nach der Wiege sah, ob es Wirklichkeit sei, daß nun ein neuer Mensch daliege, der all dem Leid und all dem Glück der Welt entgegengehe. Und dann lag sie im Bett und neben ihr auch so ein kleines Mädchen; und ich war eine alte Frau geworden und merkte es kaum. . . . Erinnerungen machen alt.“

„Nein, Helene, spurlos sind all die Jahre an Dir vorübergegangen. Fast kommt mirs vor, als ob Du schöner als damals seiest. Deine Gestalt ist weicher und schmiegsamer geworden, Deine Augen blicken so warm und tief; und Deine Hände, diese wunderbar durchgeistigten Hände, die alles Leid bannen können!“ Er streichelte sie leise und scheu und ging dann wieder auf und ab. „Aber ich muß Dir Etwas sagen. Ich trags nicht länger, Helene. Wirst Du mir verzeihen können?“

Sie sah ihn angstvoll an.

„Höre mich ruhig an. Jahre ist's her, lange Jahre. Ich war jünger und heißer und Du warst immer gut ja, aber so unnahbar manchmal, so flug, so verträumt, so marmorkalt wie eine Statue. Und da habe ich Dich hintergangen, Helene. Ich habe schwer darunter gelitten und mich längst nach diesem Geständniß gesehnt. Glaube mir heute: nur Dich habe ich geliebt; alles Andere war ein Rausch meiner umnebelten Sinne.“

Frau Helene hatte sich stumm in die Sofaede gelehnt und sah vor sich hin. Betrogen? Sie verstand den Sinn des Wortes nicht. Betrogen? Der Mann hatte sie betrogen! Der einzig feste Punkt im Leben schien ihr dieses Mannes Herz, das einzig Stete in diesem Leben der Lüge, der Hast, des Vorübergleitens, des Entschwindens. . . . So lebt man mit einander Jahr um Jahr, Tag um Tag in einer Gemeinschaft, die auf Treue und Glauben aufgebaut ist, auf Wahrheit und Vertrauen, auf Liebe und Nachsicht: und trotzdem weiß Eins nicht, was des Anderen Herz bewegt, erzittern läßt, was es erdulden und erleiden muß. Leise schlichen ihr die Thränen über die Wangen. Er lag vor ihr und lehnte seinen Kopf an ihr Knie. „Helene!“

Sie fuhr zusammen. Wer weiß, ob es nicht um die selbe Zeit gewesen, wo der Fremde in ihr Leben getreten war und ein süßes Gefühl zärtlicher Wärme sie durchströmt, sie verwandelt hatte? Da entstand der furchtbare Glückshunger, der Alles in ihr aufwühlte, aufpeitschte.



Sehnsucht und Mitleid hatten mit einander gerungen, hatten den schweren, schweren Kampf ausgefochten in tausend Stunden des Jammers und der Qual: zu Gunsten des Mannes, dessen Kindern sie Mutter war. Die Pflicht hatte vor ihrem Leben getreulich Schildwache gestanden. Aber sie hatte gehungert bei seinen Liebkosungen, ihre Sinne hatten geschrien und ihre Seele war langsam verblutet. Sie hatte nicht um sich gesehen damals, Alles war ihr gleichgiltig gewesen, ohne Leben, ohne Farbe, ohne Bedeutung; nur die Nächte hatte sie durchweint in Weh und Schmerz und Verzweiflung, hatte die Worte, die sich ihr immer wieder auf die Lippen drängten, mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft zurückgepreßt, trotzdem ihr die Pflicht eiskalter Hohn schien und die Treue tausendfacher Betrug.

Und wer weiß, ob er nicht damals auch der Freiheit zustrebte, gerade wie sie, nicht auch nach Freiheit, nach Selbstbestimmungsrecht lechzte, nach der Wonne, sich ganz und restlos zu verschenken, und wer weiß, ob nicht auch ihn das Mitleid verzichten hieß, das Mitleid mit ihr?

Sie stand auf. Ging, willenlos, ans Fenster, lehnte die Stirn an das kühle Glas und sah hinaus. Ein stiller Abend, schön und hoheitvoll. Die Kirche liegt im Mondesglanz. Dunkel, feierlich streben die großen Bäume in die Höhe; nur die Kreuze leuchten und die Rießwege schimmern. Vom schwarzen Himmel senkt düster glänzendes Licht sich in die stumme Tiefe.

Sie sucht in ihrer Erinnerung. Wann war es nur? Als der kleine, blasser Junge mit den großen Augen kam und wieder ging und mit seinem traurigen Blick sie so lange, lange verfolgte, im Wachen und im Träumen?

„Helene, Du sollst Alles wissen; kein Geheimniß soll von jetzt an zwischen uns stehen; aber Deine Verzeihung brauche ich.“

„Verzeihung!“ sagt sie laut. „Verzeihung! Ein leeres Wort.“

„Laß mich Dir Alles erzählen. Vielleicht verstehst Du mich. Du begreifst ja so Vielerlei.“

Sie schüttelt den Kopf. Sie kann nicht mehr. Sie hat ihn nicht geliebt, nie. Doch daß eine Andere auf diesem Platz lag, den sie als ihr unbestrittenes Eigenthum ansah. . . Eine Andere. Die ihr vielleicht nah stand, befreundet, verwandt war? Auch dieser Anderen hatte er tausend kleine Aufmerksamkeiten erwiesen. Hatte sie gestreichelt, geküßt. Eine Andere. Nicht in einer flüchtigen Stunde, sondern viele Monate hindurch, Jahre vielleicht. In innigem Kontakt waren sie gewesen, hatten Leid und Glück mit einander getheilt, während sie litt, während sie sich sehnte, während sie sich einem Phantom opferte.

„Sprich ein Wort, Helene!“

Aber sie schwieg. Zum ersten Mal fühlte sie die Last der Jahre; die schwere Bürde all des unausgesprochenen Leids, all der geweinten und ungeweinten Thränen.

„Ich wußte nicht, daß ich Dir so wehthun würde; ich wollte nur meine Sühne.“



Sühne nennt er's. Sie sieht ihn an. Auch heute, trotz seiner Zerknirschung, das große Kind, das an Worten hängt, dem Worte heilig sind, dem des Lebens dunkeläugige Geister Worte verkörpern. Sühne nennt er's, wenn er seine Schuld auf andere Schultern abladet, damit die Bürde ihm leichter sei. Wenn er dem Schatten, der unsichtbar zwischen ihnen schwebte, Leben gab. Sühne! Als ob der Versuch, Worte, deren Klang längst verstummt, deren Sinn längst verweht ist, ins Leben zurückzurufen, nicht die größte Sünde wäre. Sünde....

Langsam weicht ihre Starrheit; sie zittert wie im Fieber und schluchzt, schluchzt so wild und leidenschaftlich wie damals, in den nun längst verflungenen Tagen, da sie von ihrem Glück Abschied nahm.

Er steht ergriffen, bewegt; dann nimmt er sie in seine Arme, streicht ihr leise und sanft über die weichen Haare mit den vereinzelt lichten Silberfäden; bis sie still wurde, ganz still.

„Aber Du warst mir immer gut und treu, auch in Gedanken, auch in Wünschen? Die haben sich niemals weggestohlen, weggeschlichen, nicht wahr, Helene? Du warst stets mein?“ Seine Hände halten ihre umflammert und er sieht ihr suchend ins Auge.

Sie lächelt mit zuckenden Lippen; und nickt.

Prag.

Marie Holzer.



## Fremdwörter.

Ein Brief an den Herausgeber.

**I**ch muß Ihnen, verehrter Herr Harden, ein deutsches Leid klagen. Raum haben wir in allen Kreisen des Volkes Liebe und Sinn für unsere Muttersprache gewonnen, halten es nicht mehr für vornehm und gelehrt, in fremde Sprache zu kleiden, was wir auf Deutsch sagen können, da ergreift weite Kreise das kalte Fieber der Angst vor jedem Fremdwort. Da ist der Schwerkverbrecher, für den ich eintreten möchte. Man fragt dieses Individuum nicht nach Herkunft und Beruf, Alter und Verdienst, sondern verweist es mit Kind und Regel des Landes, das ihm und den Seinen oft Jahrhunderte lang für treue Dienste Gastfreundschaft geboten hat und worin es heimisch geworden ist, wie im Lauf der Zeit Einwanderer zu werden pflegen, die man nur noch am dunklen Auge und am fremd klingenden Namen als nicht im Land Geborene erkennt. Die Großmacht der Erde, die Entwicklung der Dinge, hat es mit sich gebracht, daß nur noch Wenige (im Vergleich mit früheren Zeiten) Latein und Griechisch lernen, daß eine noch viel kleinere Zahl versteht und zu würdigen weiß, was diese Sprachen durch ihre Litteratur



ratur etwa Denen um Goethe und Schiller noch bedeutet haben. Diese Entwicklung der Dinge hat auch bewirkt, daß alle „Fremdwörter“ verbannt werden sollen. Jeder will der undefinirbaren, vornehmen Gilde der Gebildeten angehören; drum will er aber auch nirgendwo dem Bauer gleichen, der von vollgeschriebener Speisefarte nichts zu bestellen weiß, weil er nur essen will, was er kennt. Alles Fremde und Fremdartige soll heute in die deutsche Sprache hineingenöthigt werden. Resignirt möchte man fast dazu sagen: „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Jedes Wort hat seine Geschichte, seinen Lebenslauf, sein Werden und Wachsen. Man spricht ja geradezu von der Biographie eines Wortes (H. Diels: „Elementum“). Manches Wort, das dem Laien nichts weiter sagt, deutet dem Wissenden ganze Welten an; es birgt in seiner Prägnanz und in seiner tausendjährigen Geltung geradezu ein Stück Kulturgeschichte. Das Alles sollen wir für das kraft- und saftlose Linsenmüß der Teutomanie hergeben?

Ich greife nach nahen, nach ganz profanen Beispielen. Die Cigarrenindustrie liebt die spanischen Bezeichnungen. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Christoph Columbus in spanischem Dienst. In der Musik brauchen wir mit gutem Grunde die termini technici der Italiener, eben so vielfach im kaufmännischen Leben (adagio, allegro; conto, porto, firma). In militärischen Dingen sind wir von der französischen Terminologie abhängig. In diesem Sinn hätte sogar das Zählen „auf Englisch“ beim Tennisspiel einen Schein von Berechtigung. Und wiederum hat das gute deutsche Wort Bier in Frankreich als bière, in Italien als birra ein neues Heim gefunden. (Manchem wäre es vielleicht lieb, wenn die Franzosen und Italiener dies „Fremdwort“ verstießen.) Auf das schier endlose Gebiet der Wissenschaften sei nur hingewiesen. Tausend Begriffe lieferten uns Griechen und Römer; und gaben die Formulirung hinzu. Der stolze Bau der Wissenschaft, um den sich alle Völker und alle Zeiten mühen und plagen und der wahrlich nicht dem Thurmbau zu Babel gleicht, verlangt ein Handwerkzeug, das Allen mehr oder weniger in die Hand paßt, verlangt eine Bezeichnung und Behandlung des Materials, mit der Alle zu arbeiten verstehen. Und trotzdem wagen Unbefugte, auch in diesen wohlumfriedeten Bezirk störend und zerstörend einzudringen. Dafür nur ein Beispiel: Nicht Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie soll es künftig heißen, sondern: Zahlenlehre, Raumlehre, Gleichunglehre, Dreieckrechnung; nicht Cylinder und Pyramide, sondern: Rundsäule oder Walze und Spitzsäule. Ich mache also meine Besuche in Gehrock und Walze oder Rundsäule.



„O, wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele, seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.“ Mich muthet diese kleinliche, sinnlose Rärnerarbeit der Epigonen an wie Undankbarkeit, wie Mangel an Verständniß und Pietät für die Bauten der Könige. Nehmen wir noch einige Beispiele aus verwandter Sphäre. Der Ordinarius der Klasse eines Gymnasiums, das (nebenbei bemerkt) auch noch der Verdeutschung harrt, soll Klassenleiter heißen. Der Herr Ordinarius sollte aber doch wissen, daß *classis*, *classis* fem. ein Fremdwort ist. Das verhängnißvolle Wort *consilium abeundi*, das schon durch seinen feierlich-ernsten Klang und sein fremdes Gepräge Grauen erweckte, sehe ich auch in stiller Wehmuth scheiden. „Be-ungte“ Nachwörter suchen seine Stelle auszufüllen: Androhung der Verweisung.

Kluge Leute haben den Unterschied zwischen Fremdwort und Lehnwort erfunden, als ob nicht jedes Lehnwort einst ein echtes Fremdwort gewesen wäre und als ob nicht fast jedes Fremdwort ein Lehnwort werden könnte. Was dem Lehnwort Recht ist, sollte dem Fremdworte billig sein. Durch die Aufnahme von Wörtern aus anderen Sprachen ist die deutsche wesentlich bereichert worden. Kaiser, Papst, Staat, Kirche, Dom, Schule, Fenster, Keller, Zelle, Kerker, Riste, Januar, Februar, März, April, Post, Maschine, Köln sind einstmal's echte Fremdwörter gewesen. Wer möchte sie missen oder gar durch zwecklose Spielereien ersetzen? Warum sollen andere uns lieb gewordene, altgebräuchliche oder neue treffende Bezeichnungen dem Fanatismus engherziger und kurzsichtiger Teutonomanie zum Opfer gebracht werden? Von welchem Tag und Jahr an soll denn dieser Prozeß der Assimilirung des Fremden an's Heimische für immer verboten sein? Wird nicht oft fremd Klingendes für fremd, deutsch Klingendes für deutsch ausgegeben? Die Lächerlichkeit des Wortes Fahrkarte, dessen zweiter Bestandtheil *la carte* heißt, hat man mit Recht oft verspottet. Besondere Freude macht mir der fünf Worte vereinende Ausdruck: Schnellzugzuschlagkarte. Wer mag dieß Wortungethüm gezeugt, wer es geboren haben?

Ueber diese Dinge stritt ich einmal mit einem *Dr. iuris utriusque*. Leider versäumte ich dabei, seinen Titel anzutasten, der wohl noch lange ein *noli me tangere* bleiben wird. Statt Direktor, meinte er, solle man Leiter sagen. Ob er eine Frau Direktor Frau Leiter tituliren würde? In Lesebüchern heißt es schon statt Poesie und Prosa gebundene und ungebundene Rede; als ob wir damit die Sache und den Begriff des Poetischen und Prosaischen auch selbst gemacht hätten, gleichsam als Fabrikat einer G. m. b. H. D. R. P. Nr.... Grand prix, Brüssel 1910. Was eine Sprache



intuitiv und mit glücklichem Griff geschaffen hat, kann man nicht im Fabrikbetrieb zu Engrospreisen auch anderswo herstellen. Das schmeckt nach unlauterem Wettbewerb. Manche Wörter und Ausdrücke sind durch ihre scharfe und feine Prägung gesichert, etwa: *κτῆμα ἐς αἰ,* Majestät, Maecen, *mutatis mutandis*, Protektion, klassisch, *captatio benevolentiae*, *enfant terrible*.

Man sollte übrigens meinen, in Goethe und Schiller sei auch Gefühl für deutsches Wesen und deutsche Sprache gewesen. Bei ihnen aber merkt man nichts von der hochgradigen Nervosität, die vor jedem Fremdwort, wie vor einem Automobil auf offener Landstraße, die Flucht in den Chausseegraben der Trivialität ergreift. Seit langen Jahren wird fast jedes an sich nicht allzu werthvolle Ehongefäß und Aehnliches aus der Römerzeit sorgsam gesammelt, numerirt, registirt, exponirt, manchmal auch imitirt und immer angestaunt. Die lebendigen und Leben schaffenden Reste früherer und anderer Kulturen, die Fremdwörter, werden ohne Gnade und Barmherzigkeit, ohne Gruß und Dank auf Nimmerwiedersehen ausgewiesen. Ave, pia anima!

Wenn wir unsere Sprache so gereinigt haben, daß glaubhaft wäre, die Deutschen seien etwa im Jahr 1920 oder schon etwas früher vom Mond herab gekommen, ohne je mit anderen Völkern und älteren Kulturbewegungen Verkehr und Verbindung gehabt zu haben: was hätten wir dann erreicht? Wir hätten die zahllosen Fäden, mit denen wir als lebendige Wesen nach allen Seiten hin verknüpft sind, hinter passende und ordinäre Namen und Redensarten versteckt. Statt anzuerkennen, was wir Anderen schuldig bleiben, hätten wir uns, im Stil neuester Mode, mit schnell gekaufter, billiger Waare fed herausgeputzt. Die thatsächliche und bleibende Abhängigkeit in der Sache wird durch die zwar deutsche, aber den Dingen von Hause aus fremde Form nur verdeckt.

Mir sind Fremdwörter, die uns andere Völker gleichsam als Wiegeschenkt gebracht haben oder auch heute als neue, passende Gabe bieten, geradezu eine Mahnung, daß alle Völker, zunächst die eines weiteren Kulturkreises, im Grunde eine große Familie bilden, die das Hinstreben nach ähnlichen Zielen vereint und zusammenhält. Dem Volk, das im Kampf um unvergängliche Güter Tüchtiges geleistet hat, soll auch künftig bezeugt bleiben; daß dieses Geleistete sein geistiges Eigenthum war. Seien wir doch froh, wenn ein für die Menschheit werthvolles Gut in der sprachlichen Formulierung andeutet, woher es uns ward!

„Eine würdige Sache verfehlet Ihr; nur mit Verstande,  
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.“





Berlin, den 27. Mai 1911.

## Totengericht.

Kwilecki wider Kwilecki.

Joseph Stanislaus Adolf Graf Kwilecki kommt nicht zu Ruhe. Um dreißigsten Januar 1897 ist er, als Sohn des Grafen Zbigniew Wesierski-Kwilecki und der Gräfin Isabella, geborenen Bninska, auf dem berliner Standesamt angemeldet und später von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski getauft worden. Im November 1903 sieht er seine Eltern im moabiter Käfig der Angeklagten; sie sind beschuldigt, gegen den Paragraphen 169 des Reichsstrafgesetzbuches gesündigt zu haben. „Wer ein Kind unterschreibt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.“ Daß Merkmal gewinnsüchtiger Absicht wäre nicht weit zu suchen. Zbigniew von Wesierski ist von dem Vater seiner Mutter, dem Grafen Joseph Kwilecki, zum Erben des als Familienfideikommiß unveräußerlich festgelegten Rittergutes Wroblewo eingesetzt worden, daß nach den Grundsätzen der Majoratsordnung zu vererben ist; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Dem Schoß Isabellens



sind vier Kinder entbunden worden: ein Knabe, der früh starb, und drei Mädchen. Die Gräfin ist fünfzig Jahre alt und hat seit 1879 nicht mehr geboren. Die Ugnaten, deren Führer die Grafen Miecislaw und Hektor Kwilecki sind, dürfen also getrost auf die Herrschaft Wroblewo hoffen, die, trotzdem das Gut verwahrlost ist, noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark bringt. Haben Zbigniew und Isa ein Kind untergeschoben, dann thaten sie, um der Gräfin und deren Erben den Vermögensvorteil des Majoratsrechtes zu sichern; gewinnsüchtige Absicht und Zucht=haus bis zu zehn Jahren. Das behauptet die Anklage. Der als Graf Joseph Kwilecki angemeldete Knabe sei von dem Fräulein Caecilie Parcza in außerehelichem Geschlechtsverkehr ihrem Lieb=sten, einem österreichischen Hauptmann, zwei Tage vor der Weih=nacht des Jahres 1896 geboren und vier Wochen danach an eine von Isa auf die Rindsuche Gesandte verkauft worden. Fast elf Monate lang sitzt die Gräfin im Untersuchungsgefängniß; als, nach einer Hauptverhandlung, die sich durch den ganzen November hin=geschleppt hat, der Freispruch der Geschworenen verkündet wird, jauchzt im Saal, jubelt vor dem Gerichtshaus die Menge. Graf Hektor Kwilecki erklärt öffentlich, die Verhandlung habe auch ihn von der Unschuld des Grafenpaares und von der Echtheit des Knaben überzeugt, und bittet den Verwandten die objektiv falsche Unschulddigung ab. Doch diese Stimmung währt nicht lange. Im Bund mit den von Hektor, dem Gutsherrn auf Kwilcz, geführ=ten Ugnaten, die für das Majorat kämpfen, leitet Caecilie, die den Weichensteller Meyer geheirathet hat, einen Civilprozeß gegen den Grafen Zbigniew ein. Von dem posener Landgericht, vor dem die Gräfin beschwört, daß sie den Knaben geboren habe, wird die Klägerin abgewiesen; jetzt, nachdem Isabella gestorben ist, beim Oberlandesgericht aber die Anerkennung ihres Mutterrechtes durch. Dieses Urtheil (vom Dezember 1909) ist von einem leipzi=ger Civilsenat, dem der Reichsgerichtspräsident vorsah, jetzt auf=gehoben, die von der Ersten Instanz beschlossene Abweisung der Klage mit unbrechbarer Rechtskraft bestätigt worden. Der Wort=laut der Entscheidung, die dem Reichsgericht neues Vertrauen warb, ist noch nicht bekannt und die Angabe, sie weise den Ugnaten einen anderen Weg, auf dem die Unfechtung des Majoratsrech=tes möglich sein werde, nicht allzu gläubig hinzunehmen. In hun=



dert Blättern aber wird angekündet, der k wilczer Strategie wolle den Kampf fortsetzen; wolle Frau Meyer nun stacheln, gegen den jungen Grafen die Klage einzubringen. Noch immer ist also, nach vierzehnjährigem Hader, ungewiß, ob Joseph Stanislaus Adolf als Jüngling Kwilecki oder Meyer heißen, als Herr auf Wroblewo hausen oder in der Bahnwärterhütte zum Mann erwachsen wird. Auch für den schlimmsten Fall, liest in den von der k wilczer Partei freundlich informirten Zeitungen der mitleidige Bürger, ist für den Kleinen gesorgt; und denkt, rasch getröstet: „Gar so hart kanns dem Kerlchen dann ja nicht werden.“ Weil er nicht weiß, daß die Güte der Ugnaten für den Fall ihres Sieges dem jungen Joseph eine Jahresrente von zwölfhundert Mark ausgesetzt hat, die eines Weichenstellers Frau, nicht einen als Majoratserbe im Grafenschloß Erzogenen in die Sicherheit des Behagens locken kann.

Ich habe die Hauptverhandlung vor dem Schwurgericht miterlebt, die nicht den winzigsten haltbaren Beweis für die Schuld der Angeklagten erbracht hat, und immer für möglich gehalten, daß Isabella im Januar 1897, um das Fideikommißrecht zu retten, einen Knaben gekauft hatte, der untergeschoben werden sollte, wenns zu einer Fehlgeburt kam oder ein Mädchen an der Nabelschnur zappelte. Für möglich: nicht für erwiesen. Nicht eine Minute lang aber habe ich, seit ich den Knaben sah, bezweifelt, daß er in Isabellens Leib gezeugt worden war. Naturlist müßte lächelnd ein Wunder gewirkt haben, wenn dieses Kind, das der prüfende Blick in jedem sichtbaren Wesenszug der Mutter, der Schwester so ähnlich findet, dem Schoß einer Proletarierin entbunden worden wäre (deren älterer, auch von dem österreichischen Hauptmann gezeugter Sohn viel kleiner und rachitisch ist). Die Gerichtsarzte und ein zum Gutachten berufener Portraitmaler haben, nach gründlicher Untersuchung, befundet: Im Ganzen und in vielen Einzelheiten der Schädel- und Gesichtsbildung die auffälligste Aehnlichkeit mit Isa und deren Tochter; nicht die allergeringste mit Caecilie. Was der Hausarzt der Gräfin, Herr Dr. Rosinski aus Wronke, als Zeuge und Sachverständiger aussagte, war als psychiatrisches Gutachten nicht zu brauchen, als Leumundszeugniß vom Richter unwägbare; der Knabe, den er in der Wochenstube gefunden hatte, sah aus wie ein neugeborenes Kind (und mußte, wenn der Ankläger im Recht war, doch schon am vierzigsten Lebensstag angelangt sein),



die Mutter wie jede Wöchnerin; kein Grund zum Verdacht. Der dem Ruf nach beträchtlichste Sachverständige, der greise Professor Freund, sagte aus: „Hier fehlt die Grundlage für ein Gutachten; denn wir haben nur gehört, nicht gesehen, was vor sieben Jahren geschah. Daß Gehörte aber liefert nicht den kleinsten positiven Beweis gegen die Möglichkeit der Schwangerschaft und der Geburt.“ Diesen Beweis sollte nach dem Willen des Anklägers zunächst schon das allzu hohe Alter der Gräfin liefern. An die Zeugungsfähigkeit des Grafen wagte sich kein Zweifel. Tage lang aber wurde verhört und verhandelt, um „festzustellen“, ob eine Fünfszigjährige noch gebären könne und ob im vierten, fünften Monat der angeblichen Schwangerschaft in den Hemden der Gräfin Menstrualblutflecke gefunden worden seien. Jedes Handbuch der Gynäkologie konnte schon im Vorverfahren die nöthige Auskunft geben. Und wer als Jurist das Staatsexamen bestanden hat, sollte, ehe er sich an den Richtertisch setzt, eigentlich auch so viel Medizin gelernt haben, daß er weiß: bis zum Eintritt der Menopause kann, während der ganzen Zeitdauer der Menstrualfunktion, im befruchteten Schoß einer als gebärtüchtig erwiesenen Frau ein Kind wachsen. Die Katamenialblutungen sprachen nicht gegen, sondern für die Möglichkeit der Schwangerschaft; laut sogar noch, wenn sie wirklich bis in den fünften Monat gedauert hätten. Spiegelberg rechnet in seinem Lehrbuch der Geburthilfe das Aufhören der Menses nicht zu den sicheren Zeichen der Schwangerschaft und erwähnt „die Berichte von Weibern, die nur während der Schwangerschaft menstruiert gewesen sein sollen.“ Daß eine Frau über Fünfszig Mutter wird, ist nicht alltäglich; doch auch nicht unerhört. „Frauen von fünfzig, ja, von sechzig Jahren haben noch Kinder geboren“, sagt, in Veits Handbuch, der Gynäkologe Professor Gebhard. Barker hat von einer Achtundfünfszigjährigen berichtet, der ein Kind entbunden wurde; Depasse die Schwangerschaft einer Neunundfünfszigjährigen beschrieben. Der prager Professor Risch hat fünfhundert Frauen verschiedener Nationalität untersucht; davon kamen hundertundsechß erst nach dem fünfzigsten Lebensjahr ins klimakterische Alter und in neunundachtzig Fällen trat die Menopause zwischen dem fünfzigsten und dem fünfundfünfszigsten Lebensjahre ein; „in den nördlichen Ländern im Allgemeinen später als in den südlichen.“ Als wichtig gilt: Rasse, Vererbung, Klima,



Beginn der Pubertät, äußere Lebensverhältnisse; mit schwerer Arbeit bepackte Frauen pflegen früher ins Klimakterium zu kommen als müßige Damen. In der Voruntersuchung hatte die Amme, gegen deren Zeugniß kein Bedenken sprach, ausgesagt, daß ihrer Brust anvertraute Kind sei sicher ein neugeborenes gewesen; sie selbst habe das Würmchen von dem meconium, dem Rindspech der frühesten Lebensstunden, gesäubert und es habe erst ordentlich getrunken, als ihm von Rosinski das Zungenband gelöst worden war. Der Abgeordnete Propst von Jazdzewski, der Hunderte von Kindern getauft hatte, erklärte mit nachdrücklichster Bestimmtheit, der Knabe, dessen Leib er als Täufer betastete, könne nur ein paar Tage zuvor geboren worden sein. Doch untersucht, richtig, nach der Kunst, hatte Keiner den Kleinen; und im Schwurgerichtssaal wurde (von Juristen, nicht von Müttern) der Behauptung geglaubt, an Kopf und Händen könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor sechs Wochen geboren sei. Einerlei. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckfissen sah, für ihr Kind. Eine Freundin Isaß, Frau von Moszczewska, beschwor, daß sie dem Akt der Entbindung zugeschaut habe. (Ein Fräulein, das, als Vertreterin eines bekannten Damenschneidergeschäftes, beim Maßnehmen an der Gräfin die Schwellung des Leibesumfanges bemerkt und notirt hatte, wurde nicht vernommen.) Der Agent der Kwilczer hatte für einzelne Zeugenaussagen Summen bis zu zehntausend Rubeln angeboten. Die Wucht dieser Thatsachen überwog das Bündel wirrer Gerüchte. Die Gräfin hat Tücher um den Leib gewickelt, Schrotbeutel und Gummibäuche umgebunden und mit erheuchelter Schwangerschaft Monate lang die Erfahrensten, Mütter und Großmütter, getäuscht; sie hat aus Wroblewo in Bordeauxflaschen Schweineblut, aus Krakau eine Nabelschnur nebst Nachgeburt nach Berlin geschafft, mit schrillum Gefreisch fünfstündige Wehen markirt, vor zwei verheiratheten Frauen, vor Amme und Hausarzt die müde Wöchnerin gemimt. Das wurde behauptet. Wer glaubt's? Eine Frau, die solche Pantomimik so lange, ohne sich je zu vergessen, vor mißtrauischen Blicken durchführen könnte, müßte als Brettergestirn heller als die Bernhardt und die Gorma strahlen. Und Isa saß so ruhig und stolz auf dem schmalen Stühlchen. Ließ Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebte,



und verzog keine Miene. Einmal nur, als eine Stunde lang schon von ihren blutigen Hemden geredet worden war, rückte sie, derß nun doch zu bunt wurde, den Stuhl linkwärts und hielt die Hand vor die Augen, bis auf daß Gewäsch endlich der nächste Hebammenflatsch folgte. War fünf Minuten danach aber wieder fröhlich wie ein Mädchen beim ersten Walzer. Sie hatte den Charme, die unverwelfliche Grazie der Herzoginnen aus Rokofobüchern und bei nahe jedes Wort, daß sie sprach, war menschenverständlich und kam aus flug gewählter, von sicherem Takt gewahrter Distanz.

Nun ist sie tot; kann ihr Jungeß nicht mehr schützen. Auch Jazdzewski, ihr bester Vertheidiger, liegt längst im Grab. Ist die „thatsächliche Feststellung“ des 1896 in Wroblewo, im Januar 1897 in der berliner Kaiserin-Augusta-Straße Geschehenen heute noch möglich? Würde nicht auch ein gegen den Knaben zugelassener Prozeß gegen die Mutter geführt, der, so lange sie lebte, keine Schuld nachzuweisen war (und für die der Ehemann, weil er die Zeit der Wehen und der Entbindung nicht in Berlin verlebt hat, nicht wirksam eintreten könnte)? Müßte nicht jedes Urtheil, daß den jungen Joseph aus dem Majoratsrecht stieße, Unrecht schaffen? Langsamer noch als, nach dem plutarchischen Wort, die Mühlen der Götter mahlt das Räderwerk unserer Gerichte. Ein Mord verjährt in zwanzig, eine Kindesunterschlebung aus gewinnsüchtiger Absicht schon in fünfzehn Jahren; nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch währt die „regelmäßige Verjährungsfrist“ dreißig Jahre; und „der Anspruch aus einem familienrechtlichen Verhältniß unterliegt der Verjährung nicht, so weit er auf die Herstellung des dem Verhältniß entsprechenden Zustandes für die Zukunft gerichtet ist.“ In England hat der berühmte Streit um das Erbe Archibalds Douglass nur sieben Jahre gedauert; dann hat die Kammer der Lords entschieden, die fünfzigjährige Jane Stewart habe den Knaben Archibald geboren, nicht, wie die Agnaten behauptet und einer Instanz glaubhaft gemacht hatten, in gewinnsüchtiger Absicht untergeschoben. Die Aehnlichkeit von Mutter und Kind hat auch damals mitbestimmend auf die Urtheilsbildung gewirkt. Bei uns kann, anderthalb Jahrhunderte später, der Rechtsstreit viel länger währen. So will es Justitia. Da sind die Kwilczer, die mit allen erreichbaren Mitteln die viertausend Hektar Zbigniews an sich reißen möchten. Die Wochen lang der Hauptverhandlung zuhörten, zu-



sahen, die ihnen nah Verwandte ins Zuchthaus bringen sollte. Die trotz der Abbitte und dem Bekenntniß des Irrthums nicht ruhen und rasten. Da ist Caecilie Meyer-Barcza; dem Psychologen die wichtigste Gestalt dieser Tragikomoedie. Im Schwurgerichtssaal hat sie, im Advent 1903, nicht gewagt, zu sagen: „Der als Joseph Kwilecki ins Personenstandsregister geschmuggelte Knabe ist mein Sohn.“ Nur Etwas von Glauben gestammelt. Ist seitdem aber unermüdlich. Die Barbara in Hebbels „Demetrius“ prangt in edlerem Wesensstoff als diese unheilige Caecilie. Die hat das Kind, das sie ihrem Buhlen gebär, verkauft, sich nie mehr drum gekümmert und das Muttergefühl erst entdeckt, als wieder Geld zu verdienen war. Spricht und handelt sie wider besseres Wissen? Dann ist sie nicht unholder als manche Heldin des Bitaval. Glaubt sie selbst an ihre Mutterschaft und will wirklich ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz eines Grafenschlosses in die dumpfe Bahnwärterhütte holen? Dann dürfte der Volksmund sie ein Ungeheuer nennen. Damit erß gut habe, hat sie den Kleinen verkauft. Nun hat erß gut; ist Grafensproß, anerkannt und kann, durch Fleiß und sparsame Wirthschaft, zum steinreichen Mann werden. Aber die Mutter gönntß ihm nicht. Unterschreibt Vollmachten und läßt in ihrem Namen Prozesse führen, um den Jungen aus dem Wohlstand, der Adels Herrlichkeit zu drängen. Wo der Quell des natürlichen Gefühles vergiftet ist, sickert kein reiner Tropfen ans Licht; und in keinem Land verbürgter Rechtsnormen dürfte aus solchem Born ein Richter das Urtheil schöpfen. Rein durch Pflicht und Recht zu öffentlicher Wägung des Thatbestandes Berufener darf dulden, daß der Toten, wie erwiesene Schuld, nachgesagt werde, was gegen die Lebende in zwei Lustren nicht zu erweisen war. Reiner übersehen, mit welchen Mitteln dieser Kampf geführt worden ist; noch die Frage vergessen, ob die Gier, die ihn weiterführt, nicht, auch wenn sie ungesättigt bleibt, das Leben eines Menschen, eines schuldlosen, zerrütten könne. Isabella ist tot; und ohne Beweis der Wahrheit Tote zu beschuldigen, ist schmähhch.

#### Richt Hofen wider Gaffron.

Daß sollten auch die Leute bedenken, die mit häßlicher Rede jetzt den im Zweikampf erschossenen Maler Wilhelm von Gaffron und Oberstradam noch im Grab schänden; mit einer Nachrede,



deren Wahrheit nicht erwiesen, nicht erweislich ist. Gaffron ist von dem Freiherrn Oswald von Richthofen, einem Sohn des im Auswärtigen Amt einst zur Nachfolge Bülow's erkürten Staatssekretärs, in der Jungfernhaide erschossen worden. Den soll er bewuchert, beleidigt, von hinten feig überfallen haben. Die Gerichtsaften bieten ein anderes Bild. Gaffron, ein wohlhabender Maler und Sportsman, war dem um zwei Jahrzehnte jüngeren Lieutenant Freiherrn von Richthofen bis ins Jahr 1908 befreundet. Der Lieutenant hat drückende Schulden und bittet den Maler, ihm fünfundzwanzigtausend Mark zu leihen, die er zurückzahlen werde, sobald er seinen Plan, eine reiche Amerikanerin als Ehegefährtin zu kapern, ausgeführt habe. Gaffron will nicht; denkt vielleicht, wie Polonius, daß man mit dem Darlehen oft auch den Freund verliere. Er weist den Baron an allbekannte Pumpquellen. Die versagen sich aber dem Dürstenden. Wieder kommt Richthofen stöhnend zu Gaffron; bietet stärkere Sicherheit und höheren Zins. Er will dem Darleiher einen in Egypten angelegten Erbtheil verschreiben, den er auf ungefähr vierzigtausend Mark beziffert und der in fünf Jahren fällig wird. Unsinn, sagt Gaffron; ich bin doch kein Geldjude. Kann sich den Tag vor Tag wiederholten Bitten des bedrängten Freundes, der auch unter den angebotenen Bedingungen anderswo keine Hilfe aus der Noth findet, schließlich aber nicht entziehen und erklärt sich bereit, das Geld zu geben, wenn der Gläubiger es mit fünf Prozent verzinse und die Kosten der Sicherung übernehme. Diese Sicherung soll der egyptische Erbtheil schaffen, den Richthofen durch notariell beglaubigten Vertrag an Gaffron abtritt. Der Testamentvollstrecker bestreitet dem Lieutenant das Recht zu solchem Vertrag. Dem widersprechen auch Oswald's Brüder, die ein Vorkaufsrecht auf den cedirten Erbtheil haben und deren Einwilligung Gaffron's Anwalt deshalb erbitten mußte. Der Lieutenant, der in immer engere Klemme geräth, überredet den Maler zu einem neuen Vertrag. Im vorigen betrug die Kauffumme fünfundzwanzigtausend Mark; jetzt beträgt sie „annähernd vierzigtausend“. Mit dieser Uenderung soll der Testamentvollstrecker beschwichtigt werden. Die Brüder dürfen von dem Vertrag nichts erfahren. Mündlich wird vereinbart, daß Gaffron, wenn ihm der Erbtheil ausgezahlt worden ist, alles die Darlehenssumme nebst Zinsen und Kosten Uebersteigende dem Ba-



ron zurückgeben werde. Dazu hat er selbst sich erboten. Auf andere Art schien ihm das Geschäft schwer zu machen. Er wußte nicht, was aus den egyptischen Papieren herauskommen, wie hoch die Summe der Kosten sein werde, ob er am Auszahlungstag nicht eine Muselmanenhand schmieren müsse; und mochte sich, bei aller Freundschaft, sagen, daß es allzu unvorsichtig wäre, einem leichtsinnigen jungen Herrn den Erbtheil auszuliefern. Der hätte in fünf Jahren, statt die gesuchte Dollarprinzessin zu finden, am Ende neue Pflichten gehäuft und käme dann mit der Bitte um weitere Fristung der alten Schuld. Zuverlässige Sicherung bot nur die Cession der Erbschaft. Nach seinem Wortlaut mußte aber der Vertrag von Jedem, der die ergänzende Vereinbarung nicht kannte, in einem Herrn von Gaffron höchst ungünstigen Sinn gedeutet werden; jetzt stand ja, des Testamentvollstreckers wegen, drin, der Erbtheil sei für vierzigtausend Mark gekauft worden, während Gaffron doch nur fünfundzwanzigtausend gegeben hatte, also in den Verdacht kam, Wucherzins gefordert zu haben. Um dem Freund, dem Retter diesen Verdacht zu ersparen, verpflichtete sich Baron Richthofen, keinem Menschen von dem Vertrag, dem Geldgeschäft Etwas zu sagen; auch seinen Brüdern nicht. Diese wichtige Gewissenspflicht hat er, nach eigenem Geständniß, bald wieder abgeschüttelt.

Noch im Jahr 1908 merkt Gaffron, daß Einladungen, an die er gewöhnt worden ist, ausbleiben, daß Freunde und Tursgenossen ihn meiden oder schneiden. Er fühlt sich geächtet, von den Standesgenossen boykottirt; und erfährt, daß man ihm nachsage, er habe den kleinen Richthofen bewuchert und sich auch sonst in unsaubere Geldgeschäfte erniedert. In hellem Zorn stellt er den Baron zur Rede. Der giebt zu, „sich schmutzig benommen zu haben“, und verspricht, „daß falsche Gerücht sofort zu stoppen“. Da Gaffron eine Wirkung solchen Mühens nicht spürt, schreibt er, am elften November 1908, dem Freiherrn einen Brief, in dem er ihm neuen Versprechensbruch vorwirft. Richthofen (der aus dem aktiven Dienst inzwischen in die Reserve übergetreten ist) macht diesen Brief zum Gegenstand einer Privatklage gegen Gaffron. Vom Amtsgericht Berlin-Mitte wird die Eröffnung des Verfahrens abgelehnt, von der Neunten Strafkammer des Landgerichtes I Berlin die Beschwerde Richthofens verworfen. In dem Strafkammerbeschuß vom dreizehnten Februar 1909 heißt es:



„Der infriminirte Passus des Briefes vom elften November 1908 (,und machten dabei, wie Ihnen wohl rememberlich, die eigene Aeußerung, daß Sie persönlich sich sehr schmutzig in der Sache benommen hätten') wäre nur dann beleidigend für den Privatfläger, wenn er die Aeußerung thatsächlich nicht gethan hätte. Hierfür ist indessen weder in der Klage noch in den weiteren Schriftsätzen des Klägers ein Beweis angetreten.“ Nicht einmal angetreten; trotzdem mit der selben Motivirung schon das Amtsgericht die Klage abgewiesen hatte. Lieutenant Oswald Freiherr von Richthofen hat also nicht versucht, die Behauptung zu entkräften, er habe sein eigenes Handeln „sehr schmutzig“ genannt. Die Herausforderungen, die er Herrn von Gaffron sandte, kommen als unbestellbar zurück, da der Maler ins Ausland gegangen war und (vielleicht, um einem Zweikampf auszuweichen) keine Adresse hinterlassen hatte. In seinem letzten Brief schrieb ihm Richthofen, er sehe in ihm einen Feigling, der zu ritterlicher Satisfaction unfähig sei, und scheide ihn drum aus dem Kreis der Menschen, auf deren beleidigende Reden er zu reagiren habe; übrigens sei er in Tanger zu erreichen. Dieser Brief ist in Gaffrons Hand gelangt. Im November 1909 sind beide Herren wieder in Berlin. Am Elften, als er vom Reiten kommt, hört Gaffron von einem Rundschaffter, daß der Freiherr in das Restaurant „Traube“ gegangen sei. Ohne den Reitanzug abzulegen, fährt er von Alt-Moabit in die Leipzigerstraße; steigt aus, stellt seinen Rutscher an die Thür des Lokals und sagt zu ihm: „Bleiben Sie hier, bis ich wiederkomme, und achten Sie genau auf Daß, was ich thun werde.“ Dann tritt er (der den kleinen Reitstock in der Hand behalten hat) an Richthofens Tisch und spricht: „Sie werden sich des Briefes erinnern, den Sie mir vor Ihrer Abreise nach Afrika geschrieben haben. Darauf giebt es nur eine Antwort.“ Und schlägt ihm mit der Hand vor den Mund. Richthofen springt auf und schreit: „Schweinehund!“ Gaffron schreitet raschen Schrittes hinaus. (Daß er „geflohen“ sei und sein Rutscher den Verfolger aufgehalten habe, ist niemals festgestellt, vor dem Ohr des Lebenden niemals behauptet worden. Klingt auch nicht recht glaublich; Gaffron war ein Hüne und Baron Richthofen wird als ein schwächtiger, schwächlicher Herr geschildert, zu dessen Bändigung ein Robuster keinen Rutscher brauchte. Daß Leute, die durch einen Schlag schänden wollen, sich



bemäkelnder Vergeltung schnell, wenn sie können, entziehen, ist begreiflich: eine Prügelei müßte ja ihre Absicht vereiteln.) Der angerufene Ehrenrath des Bezirkskommandos sagt dem Baron: Trotzdem Du den Mann schriftlich für unfähig zur Satisfaction erklärt hast, mußt Du ihn jetzt fordern. Gaffron lehnt die Forderung ab; weil er einem Wortbrüchigen nicht die Waffenehre zuerkenne. Nun läßt Richthofen einen Strafantrag an die Staatsanwaltschaft bringen. Wegen thätlicher Beleidigung? Nein: wegen Hausfriedensbruchs und „Körperverletzung mittelst eines hinterlistigen Ueberfalles und eines gefährlichen Werkzeuges“ (§§ 123, 223a StGB; Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten). Das Verfahren wird vor dem Königlichen Schöffengericht Berlin-Mitte eröffnet. In der Hauptverhandlung, am zehnten Februar 1910, erklärt Richthofen, nur durch ein Mißverständnis seines Anwaltes sei die Körperverletzung und das gefährliche Werkzeug (das Reitstöckchen, das Gaffron nicht benutzt hatte) in den Strafantrag gekommen; er muß also die Schriftsätze, die Anklage und den Eröffnungsbeschluß, in denen davon die Rede war, nicht gelesen haben. Der Beschuldigte wird von der Anklage des Hausfriedensbruchs freigesprochen und nur wegen öffentlicher thätlicher Beleidigung verurtheilt. (Die Behauptung hinterlistigen Ueberfalles war nicht zu halten; nach der Reichsgerichtsentscheidung vom vierzehnten Oktober 1904 muß „der Thäter darauf ausgehen, dem Ungegriffenen die Möglichkeit zu entziehen, den Angriff wahrzunehmen und sich darauf vorzubereiten.“ Gaffron hatte sich breit vor den Tisch gepflanzt und zwei vorbereitende Sätze gesprochen, ehe er schlug.) Fünfhundert Mark Geldstrafe. „Erschwerend ist ins Gewicht gefallen, daß der Angeklagte wegen Beleidigung mit einer hohen Geldstrafe vorbestraft ist und daß es sich um eine äußerst schwere Ehrenkränkung handelt. Strafmildernd ist in Betracht gezogen worden, daß der Angeklagte durch die Annahme, sein gesellschaftlicher Ruin sei auf einen groben Vertrauensbruch und auf unrichtige Ausstreuungen des Freiherrn von Richthofen zurückzuführen, auf's Tiefste gegen den Freiherrn erbittert war; ferner, daß der Freiherr sich durch den Zuruf ‚Schweinehund‘ zum Theil bereits selbst Genugthuung verschafft hat.“ Nicht Mißhandlung, sondern thätliche Beleidigung; denn „dem Angeklagten war nicht darum zu thun, dem Nebenfläger körperlichen Schmerz, son-



dem lediglich darum, ihm eine Ehrenkränkung zu bereiten“. So „erschien die Geldstrafe als eine angemessene Sühne“.

In der Interview mit einem Redakteur des Berliner Tageblattes hat ein Bruder Oswalds, ein Legation=Secretär, nach allerlei objectiv falschen Angaben gesagt: „Wenn die Geldaffaire in Betracht gekommen wäre, so wäre sie dem Staatsanwalt übergeben worden“. Wer's liest, muß glauben, Gaffron habe es ärger als irgendein Pariser getrieben. Und (mindestens) staunen, wenn er jetzt hört, daß die Geldaffaire in Betracht gekommen ist; daß sie vor dem Ohr des Beamten der Staatsanwaltschaft, der die Anklage vertrat, ausführlich erörtert wurde. Gaffron hatte den Inhalt der mündlichen Vereinbarung angegeben und versichert, daß er nie mehr gefordert habe und behalten hätte als das ausgeliehene Geld nebst Zinsen (fünf Prozent) und Kosten. Was darauf folgte, mag der Wortlaut des amtsgerichtlichen Urtheils lehren. „Der Nebenkläger (Oswald Richthofen) hat zwar als Zeuge befundet, daß eine dahin gehende Besprechung seines Wissens nicht stattgefunden habe und er der Meinung gewesen sei, der Angeklagte habe für den Preis von fünfundzwanzigtausend Mark die Erbschaft definitiv gekauft. Das Gericht hat jedoch auf Grund der Beweisaufnahme die Ueberzeugung gewonnen, daß der Nebenkläger sich über diesen Punkt im Irrthum befunden hat. Er war zu damaliger Zeit in dem jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren und nach seiner eigenen Darlegung in kaufmännischen und juristischen Dingen ohne jede Erfahrung. Er war überdies, nach den Befundungen seines Bruders, des Oberlandesgerichtsrathes von Richthofen, in Folge des finanziellen Druckes, unter dem er stand, in einer so zerrütteten geistigen Verfassung, daß er nicht im Stande war, sichere Wahrnehmungen zu machen.“ (Dennoch scheinen ihm jetzt die Brüder alles damals Wahrgenommene blind zu glauben.) „Die Annahme liegt daher nah, daß er die ihm von dem Angeklagten gemachten Propositionen mißverstanden habe.“ (Sehr nah: da er seinen eigenen Anwalt so gröblich mißverstanden, daß er ihn im Strafantrag eine falsche Anschuldigung machen ließ.) „Gegen eine andere Auslegung der fraglichen Vorgänge spricht insbesondere der Umstand, daß dem Angeklagten von mehreren Zeugen bestätigt worden ist, er habe sich bisher völlig einwandfrei geführt und in den (übrigen vereinzelt) Fällen, in



denen er seinen Bekannten mit Geldbeträgen ausgeholfen hat, durchaus korrekt gehandelt. Auch ist die Vermögenslage des Angeklagten eine derartige, daß der Gedanke, er könne es in diesem Fall auf eine wucherische Ausbeutung des Nebenflägers abgesehen haben, einigermaßen fern liegt. Die Verhandlung hat keinen Anhalt dafür gegeben, daß der Angeklagte sich in Beziehung auf das in Rede stehende Geldgeschäft in sträflicher oder auch nur unfairer Weise benommen hat.“ Im Namen des Königs. Von Rechtes wegen.

Dieses Urtheil konnte Oswald Freiherr von Richthofen mit dem Rechtsmittel der Berufung anfechten. Er hat es nicht gethan. Hat das (für ihn doch recht unangenehme) Urtheil hingenommen und ist zu dem von Gassron beantragten Berufungstermin nicht erschienen. Gassrons Anwalt, Herr Dr. Siegfried Löwenstein (der noch jetzt mit löblichstem Muth für die Ehre seines Mandanten fight), hatte erstens beantragt, den Freiherrn von Richthofen als beeideten Zeugen über das Geldgeschäft aussagen zu lassen, und zweitens, die Strafe herabzusetzen. Der erste Antrag wurde, weil die Berufung nur von dem Angeklagten eingelegt worden war, als für das Strafmaß unerheblich, abgelehnt. Das Strafkammerurtheil sagt: „Ob das Geldgeschäft auf der Seite des Angeklagten ein wucherisches oder unfaires gewesen ist, bedurfte nicht einer bestimmten Feststellung. In dem Rahmen, in dem sich die Hauptverhandlung vor dem Berufungsgericht abgespielt hat, ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß das Geschäft diesen Charakter gehabt hat, nicht erbracht worden.“ Den zweiten Antrag brachte der Vertheidiger zur Annahme: die Geldstrafe wurde auf zweihundert Mark herabgesetzt; und im Urtheil von der Strafkammer ausgesprochen, daß Gassron durch den Vorwurf (zu dem er, nach seiner glaubhaften Versicherung, keinen Anlaß gegeben hatte), er sei zu ritterlicher Satisfaction unfähig, schwer beleidigt worden war. Zweihundert Mark, einem reichen, mit hoher Geldstrafe wegen Beleidigung vorbestraften Mann, der in einem überfüllten Restaurant einen Lieutenant, den Sohn eines Staatssekretärs, geschlagen hat: vor manchem Erfahrenen Auge wird es einer Freisprechung ähneln. Die Urtheile beweisen, wie zwei Gerichte über das Geldgeschäft dachten.

Das würde, selbst wenn Richthofens Angabe richtig wäre, keinem Geschäftsmann verdacht. Wer leiht denn auf eine Erbschaft, die „annähernd“ vierzigtausend Mark betragen soll, aus Egypten



zu holen ist und in fünf Jahren fällig wird?  $25\,000 + 5 \times 1300 = 31\,500$ ; nach Abzug der Kosten blieben, im günstigsten Fall, siebentausend Mark als Risikoprämie. Der Vermögensvortheil hätte nicht „in auffälligem Mißverhältniß“ zu der Leistung gestanden und das Wuchergesetz wäre kaum anwendbar gewesen. Immerhin hätte Gaffron, wenn in ihm das leiseste Bewußtsein einer Schuld gewesen wäre, sich wohl gehütet, die Sache ruchbar werden zu lassen. Ohé, les psychologues! Wird ein Kavalier, der in seinem Standesanspruch unziemliches Geschäft gemacht hat, zu Traube eilen und den Mann, dessen Zeugniß ihn in seiner Gesellschaftsphäre vernichten kann, durch einen Schlag zur Ausstreitung der schmutzigen Wäsche zwingen? Jedes sachliche, jedes psychologische Merkmal zeugt für Gaffron gegen den Wucherverdacht.

Oswald Freiherr von Richthofen hat ihn in dem Zweikampf, der schließlich Beiden die ultima ratio schien, erschossen; nachdem er die Cigarette weggeworfen, das Monocle aus dem Auge genommen hatte. Den Mann, der ihn aus dem biß an die Kehle steigenden Wasser zog und dessen Ruf dann durch die Unbedachtsamkeit des Geretteten vernichtet wurde. Mir scheint: Das ist genug. Die Freiherren von Richthofen mußten 1909 empfinden: Gaffron hat Oswald vor dem Schlimmsten bewahrt; wir finden sein Handeln nicht ganz fair, müssen ihn, der sich an Vereinbartes hält, ohne Zaudern aber schützen. Und sie mußten 1911 mindestens, mit Berufung auf die einem Ehrenhandel schuldige Diskretion, jede Auskunft verweigern. Das wäre flug gewesen; und würdig. Gaffron ist tot. Jedes auf die Aussage seines von Ehrengefahr vielleicht geblendeten Feindes gestützte Urtheil muß Unrecht schaffen. Und jeder Versuch, den Toten, der sich nicht wehren kann, in der Gruft zu entehren, von solidarischem Menschengefühl zurückgewiesen werden.

Nicht etwa Gutes nur soll man Toten nachsagen; doch aus gutigem Herzen stets von ihnen sprechen (bene, nicht: bonum). Den Lebenden, schrieb Voltaire in einen Brief über seinen Oedipus, schulden wir Schonung; den Toten nur Wahrheit. Ihr habt Eltern und Kinder; morgen mäht sie, mäht Euch selbst der düstere Schnitter. Darf an der Gruft der Feind, der des Lebenden Acker oder Gold beehrte, mit schrillum Wuthgeheuch das Urtheil über den Toten bestimmen? Der Unterweltherr Osiris hat, in der Halle der Wahrheit und der Lüge, vor dem Spruch immer den Toten gehört.





## Enea Silvio.

**D**arf man von einem seltsamen Lebenslauf reden, wenns ein .abenteuernder Schriftsteller bis zum Papst bringt? Vielleicht; doch in allen Zeiten ist manchmal ein unscheinbarer Anfang zu überragender Würde gediehen. Seltsam wird uns der Lebenslauf nur erscheinen, wenn das Innere seltsam orientirt ist, aus dem sich das Geschick ablöst. Das Innenleben des sienesischen Adelligen Enea Silvio Piccolomini war so seltsam, daß es eindringender Betrachtung lohnt. Nicht, weil es komplizirt, sondern, weil es von fast armer Einfachheit war. Da war eigentlich nur ein sehr kräftiger Wille zur literarischen Form. Zu der literarischen Form, die sich in seiner Zeit durchzusetzen begann. Damals hatte sich eine kleine Schaar von Männern mit dem berauschten Eifer der Bienen an das Studium, das Uebersetzen, das Aufstöbern der Werke gemacht, die das klassische Alterthum hinterlassen hatte. Das waren Dichtungen in der Art der Antike, erotische Epen, Satiren, Romoedien, Lobgedichte, historische Werke aller Art, Traktate und Gespräche; dazu viele geistvoll-giftige Schriften, die man in den politischen Kämpfen der Zeit eben brauchte. Und Briefe; Briefe, die anders waren als in jeder früheren Epoche. Vor allem durch ihre Oeffentlichkeit. Autor und Empfänger gaben Jedem, der darum bat, eine Abschrift; mochte auch Allerpersönlichstes darin stehen: die Hauptsache war doch die Eleganz der lateinischen Form. Enea Silvio giebt uns die ältesten Stadtbilder von Basel, von Wien, von Passau, die Novelle von Curnalus und Lucretia und den humorvollen Traktat über das Hofleben.\*)

In keinem dieser Humanisten aber sprach sich der Wille zu solcher literarischen, der Antike entlehnten Form so rein aus wie in Enea Silvio. Er war eigentlich sonst leer, nie ergriffen oder hingerissen; Alles schätzte er sofort nach dem Werth ab, den es für

---

\*) Einige dieser Briefe des Enea Silvio Piccolomini veröffentlichte ich in deutscher Uebersetzung in einem Bande der Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance“ bei Eugen Diederichs in Jena. (In diesen Briefen stehen kluge und feine Worte. Wien, Genua, Basel und andere Städte werden mit ungewöhnlicher literarischer Kunst geschildert und tauchen, wie sie einst waren, vor unserem Auge auf. Aber auch die Gestalt des Briefschreibers wird uns lebendig. Dieses seltsam adeligen Genußsüchtlings, dem nur das fast schon Sublime Genuß gab; dieses Humanisten, der Papst sein wollte, sein konnte und wirklich wurde. Er war im Innersten zu verfeinert, um ein Mann brutalen Handelns werden zu können, wie ers manchmal wohl ersehnte. In Siena, seiner Heimath, wird ein goldenes Rosenstöckchen gezeigt, an dem,



seine besondere Betrachtungsweise haben konnte, die sich in Allem nach altrömischem Vorbild orientirte. Seine klare Erkenntniß Dessen, was an welthistorischem Gehalt in den römischen Dichtern und Schriftstellern steckte, begnügte sich nicht damit, etwa die erotischen Abenteuer eines Kreises gleichgestimmter Freunde in einem Epos festzuhalten oder Landschaft- und Sittenbilder zu entwerfen: ihn trieb es in das Centrum des politischen Geschehens. Dort erst konnte er die Dinge sehen, die zu betrachten der Mühe werth war. Darum blieb Aeneas Silvius in Basel, als das Konzil dort sich gegen den Papst auflehnte und einen Gegenpapst wählte. Aber auch als er Gespräche und Traktate für das Konzil schrieb, war seine Ueberzeugung darin lediglich die der Form. Er verließ das Konzil und trat in die Dienste Kaiser Friedrichs des Dritten, als Sekretär, der nicht sonderlich gut gehalten war; aber er saß nun da, wo die Fäden entstanden, die dann zum Gewebe versponnen wurden. Und was er an Welterfahrung, an Geistesgegenwart und literarischer Flinkheit mitbrachte, blieb ihm zwar nur für die humanistische Kunstübung Herzenssache, konnte aber auch im diplomatischen Dienst Verwendung finden. Er reiste nach Rom mit einem diplomatischen Auftrag des Kaisers; aber er war als Mitglied der basler Kurie gebannt und verhaßt und fand schon in Siena den Abweisungsbrief des Papstes. Seine Verwandten beschworen ihn, sich dem unversöhnlichen und grausamen Papst Eugen nicht auszuliefern. Was bewog ihn, standhaft zu bleiben? Gewiß nicht seine Mission: er hatte den Auftrag, vom Papst ein neues Konzil zu fordern; dieses Verlangen konnte ihn nicht empfehlen. Das antik Schöne solcher Begegnung, die reuige Heimkehr, die Aussöhnung zweier Gegner, der Faltenwurf dieser Zusammenkunft, ihre Form: Das lockte ihn. Vielleicht wagte er nicht zu viel; seine römischen Freunde hatten ja den Papst schon bearbeitet. Immerhin drängte es ihn, seine Ueberzeugung zu beweisen, aktive Treue zu halten einer inneren Erkenntniß von Schönheit. Und er erlebte denn auch

---

wie eine Frucht, ein kostbarer Stein hängt. Dieses Kösslein hat Aeneas Sylvius der Stadt geschenkt, deren Bereich ihn ans Licht der Welt kommen sah. Ein Hildebrand oder Bonaparte hätte zu solchem Geschenk wohl nie Lust gespürt. Dieser Aeneas, der die Novelle von Eurhalius und Lukretia schuf, liebte sein Leben lang die Rarität und mochte nicht das Winzigste, Aufsätze oder andere Nippes, aus seiner Hand geben, wenns nicht vor dem prüfenden Blick jedes Kenners bestehen konnte. Ein Aesthet. Einer, der Papst geworden ist. Und als Papst nicht aufgehört hat, sich als Menschen zu fühlen. Das war im Cinquecento möglich. Daß Herr Dr. Mehl uns daran erinnert, ist allein schon lobenswerth. Doch auch seine Uebersetzerleistung verdient reichliches Lob.)



wirklich den hohen Augenblick, da er dem Papst nicht nur den Fuß, sondern Hand und Mund küssen durfte, nachdem er in einer Rede seine Irrthümer als begreiflich und entschuldbar geschildert hatte.

Diese Heimkehr nach Rom wurde reichlich belohnt. Enea Silvio hatte bisher gewiß nicht als Asket gelebt; sein Verhältniß zu den Frauen war, wie man oft an Menschen findet, die mit Fanatismus nach einem hohen inneren oder äußeren Ziel streben: er suchte nur flüchtigen Genuß bei ihnen, erklärte sie für seelenlose, falsche, unzähmbare Thierchen, blieb aber aus Scheu vor der Enthaltsamkeit im Laienstand und war mit vierzig Jahren ziemlich verlebt und leer. Ein Sohn, den er in Schottland hatte, starb früh, einen anderen, von einer Engländerin, der er in Straßburg begegnet war, empfahl er nachher in einem berühmten leichtfertigen Brief seinem Vater nach Siena. Nun verebbten in ihm Jugend und Lebenslust; brennende Gier nach sichtbarer, humanistisch auszufostender Ehre erfüllte ihn. Sein Wirken in Deutschland konnte dem Papstthum nützen und ihn selbst dann vorwärts bringen; deshalb machte er unter das Kapitel der lockeren Lebensweise einen dicken Strich. Die Stunde war schlau gewählt. Eben hatte der Kaiser vom Papst das Recht erhalten, hundert geistliche Pfründen und Stellen nach seinem Belieben zu vergeben und ein paar Bischöfe zu ernennen. Flink nahm Enea die kirchlichen Weihen: und war im nächsten Jahr Bischof von Triest. Und nun ging's immer näher an Rom heran; er wurde Bischof von Siena, wurde Kardinal. Seine literarische Thätigkeit breitete sich aus, er kannte den größten Theil Europas und war reich an Erfahrung.

Als er schließlich Papst wurde, war's der Sieg eines Prinzips: diese neue Gesinnung, dieser Wille zur Form lebte damals in Allen, die geistig arbeiteten; die vatikanische Bibliothek war gegründet und schon begann man, die griechischen Dichter zu übersetzen, die Schonung der römischen Ruinen zu fordern, auf den Besitz alter Bildwerke und Handschriften stolz zu sein. Das humanistische Ideal der Lebensauffassung verkörperte sich in Enea, der als Papst Pius der Zweite hieß. Er war dadurch zur Macht gelangt, daß er für die Formung nach altrömischem Vorbild sich eben des geeignetsten, wichtigsten Materials bemächtigt hatte, des weltpolitischen. Er mußte der Papst des Humanismus werden und konnte den Platz ausfüllen. Er herrschte. Er war aus dem Lager der Gegner des Papstthums gekommen und wußte, welche Waffen Rom gefährlich waren: er verdamnte die Konzilsidee, die sich über das Papstthum erheben wollte, verdamnte alle seine früheren Schriften, in denen er dafür gestritten hatte; suchte die päpstliche Macht über alle an-



deren Mächte hinauszuhoben. Wie er aber das Grab seiner Eltern, seine Lehrer, seine Verwandten, seinen Heimathort (dessen Namen er aus Corsignano in Pienza umwandelte) ehrte, zeigte ihn wieder als Schüler der alten Römer. Sein Naturgefühl und die Art, wie er genoß, verdankte er dem Horaz und den Idyllikern; im schattigen Hain, an der Quelle, unter Laub und Blumen empfing er Gesandtschaften und erledigte er seine Geschäfte. Er war freilich den Humanisten kein Maecenas: zunächst mußte er ja das welthistorische Substrat für die Behandlung in antiker Form schaffen. Da empfand er die Ohnmacht des rein-literarischen Wesens: vor der Gewalt der Wirklichkeit, wo sie nicht mehr zum Spiel überredet werden konnte, sondern Gefahr war und Thaten forderte, mußte es niederbrechen.

Pius betrieb in seinem sechsjährigen Pontifikat mit Eifer den Krieg gegen die Türken, die vor wenigen Jahren erst Konstantinopel erobert hatten; den zweiten Tod Homers und Platons nannte er dieses Ereigniß. So laut er zum Kreuzzug aufrief, so eifrig er Zehnten von Christen und Juden eintrieb: die europäischen Fürsten blieben theilnahmelos. Er schrieb einen Brief an den Sultan, forderte ihn in elegantem Humanistenlatein auf, Christ zu werden und sein Reich vom Papst als Geschenk anzunehmen. Sein Beispiel sollte die Welt begeistern. Er wollte vollkommen sein, was er bisher gespielt hatte; die zwingende Größe antiker Helden sollte in ihm auferstehen und die ganze Christenheit zur Bewunderung hinreißen. Er selbst wollte in den Türkenkrieg ziehen. Und hier fand die Komödie ihr Ende. Sie wirkte nicht; man applaudirte nicht. Diese Enttäuschung brach die Kraft des Papstes. Fiebernd langte er in Ancona an, schon mit dem schlechten Gefühl des abgelehnten Schauspielers. Nicht mehr als zwei Galeeren lagen im Hafen. Die Venezianer kamen mit zwölf Kriegsschiffen. Zu spät: der Papst lag im Sterben.

Um diese Zeit zogen in Rom drei junge Deutsche ein, die mit einer neuen Erfindung ihren Lebensunterhalt gewinnen wollten: mit der Buchdruckerkunst, die sie aus der mainzer Offizin der Faust und Schoeffer mitbrachten. Die klassische Bildung, die das Leben des Papstes Pius auf die Höhe geführt hatte, sollte nun Gemeingut werden. Und hierin lag in dem Augenblick, da des Papstes beweglicher, findiger Geist zur Ruhe kam, eine Beglaubigung alles Dessen, was lebendige Ueberzeugung, was Adel an ihm war. Und immer erwächst Adel aus einer Idee.

Wien.

Max Mell.



## Quiproquo.

Der regirende Herr lächelte; er beugte den Kopf herablassend ein wenig vor und sein rothes Gesicht unter den weißgepuderten Haaren sah jünger aus. „Unsere kleine Thedehoff hat eine Eroberung gemacht!“

„Ja, die Thedehoff hat eine Eroberung gemacht“, sagte die Prinzessin langsam.

„Es ist zwar nur Roture“, fuhr der Herzog fort, „aber der Zauber der Musik. . . . Nehmen Sie sich in Acht, liebe Thedehoff!“

„Der Musikus Lauthe ist ein hübscher Mann“, sagte die Hofdame; ihre Stimme schlug über.

Die Prinzessin lachte: „Ja, ja, Amélie!“ sagte sie.

Fräulein von Thedehoff sprach kein Wort. Nur ein leichtes Roth war auf ihren Wangen und ein unbestimmbares Gefühl spannte ihre Mundwinkel.

Der Herzog hatte die eine Hand in die Brust seines grünen Fracks gesteckt und war ans Fenster getreten: „Heute Abend eine Toccata von Meister Lauthe“, sagte er; „wer aber wird die Toccata sein?“ Er lachte fröhlich über seinen Witz, winkte den Damen, die aufstanden und tief einnickten, freundlich mit der Hand und verließ das Zimmer.

Ein Schweigen, so daß man eine Fliege über dem Blumentischchen summen hörte. Die Hofdame schien in ihrem geblühten Lehnstuhl eingeschlafen; die Sonne beleuchtete grell die eine Seite ihres welken Gesichtes; deutlich sah man eine Pustel schimmern, von der das Pflästerchen herabgeglitten war.

„Ich gratulire, Amélie“, sagte die Prinzessin und ihre Mundwinkel zuckten ironisch.

„Woraus schließen Hoheit, daß der . . . Herr Musikus Lauthe gerade an meiner Person solches Gefallen findet?“

„Es braucht nicht viel Esprit, Das zu entdecken. Er wird roth, er kommt aus der Contenance, wenn Sie eintreten, Amélie.“

„Wer weiß, ob ich es bin, die ihn aus der Contenance bringt?“

Die Prinzessin wechselte die Haltung, ihr Corsage knackte, die Hofdame wachte auf.

„Liebe Thieben“, sagte die Prinzessin, „wie viel Uhr ist es?“

„Mon Dieu!“ sagte die Hofdame und suchte nach ihrer Taschenuhr.

Fräulein von Thedehoff hatte das Kinn auf die Hand gestützt, ihr Ellbogen ruhte auf der Stuhllehne und sie sah verstimmt vor sich hin. Sie fuhr auf und nahm eine höflichere Haltung ein, als die Prinzessin sich wieder zu ihr wendete.

„Was meinten Sie soeben, Thedehoff?“ fragte sie herb.

„Ich . . . nichts, Hoheit!“

„Sie machen Eroberungen, Thedehoff“, wiederholte die Prinzessin bestimmt, „und Sie sollten es nicht leugnen. Es ist ja auch nichts



darán gelegen. Cela ne tire pas à conséquence; on rit de telles choses. Erlauben Sie demnach gütigst, daß auch wir darüber scherzen.“

Fräulein von Thedehoff neigte den Kopf. Die Prinzessin war aufgestanden, die Hofdame öffnete ihr die Thür; ihre Schleppe glitt noch wie etwas Lebendiges über das Parquet, als sie selbst schon im anderen Zimmer war. Frau von Thieben folgte ihr. Fräulein von Thedehoff stand knirschend, wie in ihren Reifröcken versunken. Als die Thür sich geschlossen hatte, richtete sie sich auf und seufzte; aber sogleich sah sie sich erschreckt um und trat vor den Spiegel, und da sie Thränen in ihren Augen gewahrte, befeuchtete sie ihr Tüchlein mit Eau de Cologne und wusch sich Augen und Schläfen.

... Im kleinen Musikzimmer brannten die Kerzen in den Kandelabern; die Decke über dem Flügel war zurückgeschlagen, ein Bedienter legte die Noten auf einem Tischchen zurecht und verschwand.

Der Musiker ging im Zimmer auf und ab. Robert Sigismund Lauthe war wirklich ein hübscher Mann. Er war schlank und gerade; der graue Frack, die weißen Strümpfe, die nicht kleinen, aber wohlgeformten Schuhe, Alles kleidete ihn; auch seine Hände waren groß und lebendig; sie griffen nicht ohne Nervosität nach dem Jabot und den Spitzenmanchetten und um seine Lippen spielte ein erregtes Lächeln.

Jetzt öffneten sich die Thüren; mit einem gnädigen: „Bon soir, Monsieur“ trat die Prinzessin ein, Frau von Thieben folgte. Lauthe verbeugte sich tief. Ein prüfender Blick der Prinzessin glitt über seine Person und ihr Mund schien Etwas zu sagen, obgleich sie nichts sprach. Lauthe blätterte in den Noten, bis die Prinzessin mit einem „Excusez, mon cher, er findet sich heute nicht zurecht!“ ihm das Heft aus der Hand nahm.

Ein paar Takte. „Nein, troppo presto, Hoheit!“ sagte der Lehrer, „Recommençons!“

Einige Minuten lang spielte die Prinzessin; der Lehrer forrigirte devot und leise. Frau von Thieben schlief bereits. Ein monotones Spiel. Auf einmal Stille. Die Prinzessin hatte das Spiel eingestellt. Die Hofdame wachte auf.

Die Prinzessin lächelte und spielte weiter. Frau von Thieben schlief sofort wieder ein. Mit einer Kopfbewegung wies die Prinzessin auf die Schlafende.

Ein monotones schlechtes Spiel, aber ein beständiges Flüstern zwischen Lehrer und Schülerin. „Nein, Sie machen Das nicht gut!“ Nicht der Lehrer war es, der diese Worte sprach. „Sie müssen anders sein gegen die kleine Thedehoff! Nicht so! Sie sind zu schüchtern und zu deutlich zugleich. ... Wie? ... Aber nein!“

„Wie Hoheit befehlen!“

„Wie ich befehle? Was? Befehle ich? Ja, ich befehle, Lauthe, ich befehle. ... Wo ist er, Lauthe? Träumt er?“

Wirklich: der kleine grauseidene Schuh stieß an seinen Fuß, nicht ohne Hestigkeit, dann nochmals zärtlicher; und nun schmiegte er sich innig an. „Träumt er, Lauthe? Träumt er?“



So hoch oben brannten die Kerzen, so heiß war der Juniabend; so schwül kam es aus dem Garten gehaucht wie ein Seufzen.

Wenn Andere dieß schlechte Spiel hörten: was mußten sie denken? Eine hörte es nicht, denn sie schlief. Sie schlief immer, wenn sie nicht am Spieltisch saß, und sie träumte von L'Hombre. Ihre Lippen formten das Wort „Atout“. Wieder wies die Prinzessin auf sie; und Lauthe mußte lachen.

Die Hofdame schlief mit offenem Mund; ihre breite Unterlippe hing herab, sie athmete hörbar; auf ihrer Stirn standen Schweißtropfen und die Schminke schmolz auf ihren Wangen; oben aber schmolz im leisen Zugwind das Wachs der Kerzen und Tropfen fielen auf den kunstreichen Haarbau, verflochten und erstarrten in dem gepuderten Haar; immer mehr. Einmal mußte das heiße Wachs unten ankommen und auf den weißen Hals tropfen; dann würde sie mit einem Schrei erwachen.

Wie die Kinder warteten Beide auf diesen Augenblick. Da bewegte sich die Thür und Frau von Thieben wachte auf. Fräulein von Thedehoff trat ein; ihr Blick streifte das Paar am Klavier, dann sagte sie einige leise Worte der alten Dame ins Ohr: im Spielzimmer vermißte man eine Partnerin. Die Hofdame ging unter tausend Bethuerungen und Fräulein von Thedehoff nahm ihren Platz ein.

Jetzt begann ein seltsames Trio; kein musikalisches, sondern ein seltsames Spiel fluthender und kämpfender Nervenströme. Sie kreisten um das Klavier und von ihm zurück und jeder wechselnde Ton der Musik sagte den Hörern andere Dinge. Was Fräulein von Thedehoff hörte! Sie erschien absichtlich fortzusehen; dennoch, so oft die Prinzessin ihre grauen Augen hob, mußte sie in die braunen ihres Fräuleins schauen; und jedesmal trafen sich zwei Frauenblicke, die mühsam die Hofsitte wahrten.

„Wohin blickt sie, cette petite personne?“

Eine Bewegung; es ist als ob eine Saite spränge. Robert Sigismund Lauthe greift an seine Stirn.

„Monsieur, was ist Ihnen?“

So gespannt quält sich Jeder von den Dreien, zu wissen, was die beiden Anderen wissen und denken. Und wissen doch Alle zu viel. Jetzt wird wirklich gespielt. Die Prinzessin spielt schön. Und jetzt begleitet Lauthe sie mit seinem sanften Bariton. Eine Weile: und Fräulein von Thedehoff fällt sotto voce ein. Aber in der Prinzessin wird ein Unbehagen, ihre Brust fliegt. Auf einmal springt sie auf.

„Mille fois pardon, Altesse“, sagt Lauthe, „es war mein Fehler.“

Die Prinzessin sieht ihn an; dann lächelt sie. Und da alle Drei gequält schweigen und keinen Ausweg finden, sagt sie: „Ach, ich vergaß, Papa wollte mir noch Etwas sagen. . . . Einen Augenblick, Monsieur . . .“ und sie verläßt das Zimmer.

Erst dauert das Schweigen fort. Dann treten zwei Menschen auf



einander zu, die Blicke des Einen sind strahlend, die der Anderen verzweifelt, verloren. Die weißen Wächstropfen fallen auf die Stuhllehne, zu der Lauthe getreten ist. Er führt eine Hand an seine Lippe und küßt sie heiß, dann die andere. Die beiden Arme schlingen sich um seinen Hals, ziehen ihn herab und seine Lippen küssen ihren Mund, küssen, küssen immer wieder. Da fällt ein heißer Tropfen auf die weiße Brust in dem tiefen Ausschnitt: und mit einem Schrei fährt Amélie empor. Dann lacht sie über sein Erschrecken und reibt das Wachstropflein fort; auf ihrer Brust bleibt ein linsengroßer rother Fleck. Lauthe küßt die Stelle. „Amélie! Was soll werden?“

Sie steht vorgebeugt und lauscht. „Fort!“ flüstert sie, „Fort!“

Lauthe ist am Klavier; die Prinzessin ist wieder eingetreten.

Er sitzt neben der Prinzessin, ganz Respekt, und hört zu. Dann verbessert er mit der Sicherheit des Meisters: „Nein, Das muß ganz anders klingen, Hoheit! Reconnençons!“

Er spielt vor; eine ganze Weile, dann läßt er die Tasten; er erwartet, daß die Prinzessin spiele, aber sie spielt nicht: ihre Blicke ruhen auf seinen Schultern, wo ein weißer Wächstropfen neben dem anderen, auf dem grauen Tuche sitzt. Ihre Blicke fliegen nach dem Stuhl, in dem Fräulein von Thedehoff lehnt, den Kopf vorgebeugt, die Hände im Schoß verschlungen, traumverloren, ganz in sich versunken und verschlossen. Der weiche Lusthauch zieht einen Augenblick stärker herein, krümmt die gelben Flammen und das Wachs perlt nieder auf die Stuhllehne. Das Gesicht der Prinzessin wird weißer als das Wachs.

Sie steht auf. Sie will sich beherrschen, aber ihre Blicke irren von ihm zu ihrem Fräulein und wieder zurück zu ihm.

Lauthe begreift nichts; Fräulein von Thedehoff sieht sie fragend an.

Die grauen Augen der Prinzessin sind sehr groß; dann ziehen sie sich zusammen; sie blickt auf ihren Fuß, ihren Schuh. Unwillkürlich folgt Lauthe der Richtung und auch sein Blick haftet an dem kleinen grauen Ding. Er kann nicht sehen, was für ein Lächeln um ihre Mundwinkel spielt, sonst müßte er erschrecken.

„Das Band ist aufgegangen,“ sagt die Prinzessin langsam, „Thedehoff, binden Sie es mir zu.“ Sie hebt den Fuß auf die Kante der niederen Truhe, in der die Noten verwahrt sind. Fräulein von Thedehoff bindet mit unsicheren Fingern.

„So werden Sie es nicht zu Stande bringen; und heben Sie doch erst die Schnalle auf!“

Ihre Fußspitze zeigt, und wie Fräulein von Thedehoffs Hand auf der Erde sucht, stützt sich der Fuß in dem kleinen Schuh mit dem ganzen Gewicht der schlanken Frau auf diese Hand. Amélie stößt einen Schmerzensschrei aus, viel lauter und heftiger als vorher.

„Habe ich Ihnen wehgethan?“ fragt die Prinzessin unschuldig. „Au revoir, Monsieur!“ Mit einem Kopfnicken verläßt sie das Zimmer. Fräulein von Thedehoffs Augen sind zum zweiten Mal voll von Thränen. Robert Sigismund begreift nicht, was vorgegangen ist. Was können Männer begreifen?



Er will Amélie fragen, ihr zusprechen; da öffnen sich die Flügelthüren, die hellsten Kerzen scheinen ins Zimmer, Stimmengewirr fluthet herein: er steht verlegen vor dem ganzen Hof, der durch die Gäle in die Spielzimmer strömt, und Amélie lehnt weinend an dem Klavier. Lachend zeigt die Prinzessin dem Herzog die Szene.

Lauthe fängt an, Etwas zu begreifen: er verbeugt sich sehr ungeschickt und tief vor den Herrschaften, verbeugt sich tief vor Fräulein von Thedehoff, die erschrocken aufgesprungen ist; er fühlt, daß die Stunde beendet ist, daß er im Schlosse nicht bleiben kann, und geht.

Im Vorfaal könnte er sich prügeln, daß er mit Fräulein von Thedehoff nichts besprochen hat. Wie er aus dem Schloß kam, weiß er nicht. Er geht durch die dunkeln Anlagen zum „Schwan“, aber er kann keinen Bissen essen, mit keinem Menschen reden. Er trinkt eine Flasche Wein, aber seine Erregung betäubt er nicht. Er weiß, daß etwas Verhängnißvolles geschehen ist, er weiß, daß er ein allzu erfolgreicher Musikus ist, der einer Prinzessin nicht mißfiel, er weiß, daß er eine junge Hofdame lieb hat und sie ihn. Das weiß er; begreift aber nicht, wie nun dies Alles plötzlich solchen Aspekt bekommen hat.

Er schläft wenig in dieser Nacht. Am nächsten Morgen giebt ein Hofbedienter eine Rolle mit Goldstücken für ihn ab und die Mittheilung, daß man seiner Dienste im Schloß nicht mehr bedarf. Am selben Tag erhält der Freiherr von Thedehoff ein Schreiben des Oberhofmeisteramtes, in dem er angewiesen wird, für seine Tochter um Urlaub einzukommen, und einen vertraulichen Brief eines am Hof lebenden alten Freundes, der ihm traurig mittheilt, „que cette pauvre Amélie a fait des bêtises...“

Der Musikus Robert Sigismund Lauthe war in berechtigter Verzweiflung. Wird er überhaupt noch Stunden behalten in einer Residenz, in der jedes Hofereigniß zwei Tage später in der ganzen Gesellschaft bekannt und besprochen ist? Er will bei einem Gönner im Oberhofmeisteramt vorsprechen, wird aber gar nicht vorgelassen. Da bittet er die Prinzessin um eine Audienz, beruft sich auf ihre Huld, macht Andeutungen, ja, er droht beinahe.

Am anderen Morgen, noch im Bett, wird er durch eine fremde Männerstimme geweckt. Seine Wirthin öffnet die Thür zu seinem Zimmer, ein Herr tritt ein; er trägt Sporen an den Stiefeln und eine Reitpeitsche unter dem Arm. Er ist hochgewachsen, sein Gesicht ist kalt und finster. Lauthe kennt ihn nicht, aber er empfindet, wie peinlich es ist, im Bett zu sein und zu fühlen, daß man nur mit einem Hemd bekleidet ist, wenn ein Fremder in Sporenstiefeln und mit der Reitpeitsche unterm Arm mit unfreundlichen Gesinnungen vor Einem steht.

Der Herr achtet nicht auf seine Verlegenheit; er zieht ein kleines Portefeuille aus der Brusttasche und entnimmt ihm einige Papiere.

„Hat er Das geschrieben?“ fragt er und hält Lauthe seinen Brief vor die Augen.

„Ja“, stottert Lauthe, halb verschlafen, halb erschreckend wach.



„Nun, wenn er schreiben kann, kann er wohl auch lesen“, jagt der Andere trocken. „Sieht er diesen Befehl? Er ist unterschrieben, und wenn er nicht in fünf Stunden über die Grenze ist, so wird der Befehl auch ausgefertigt werden. Nur der besonderen Gnade Seiner Hoheit hat er es zu danken, daß er nicht...“ Eine Bewegung mit der Reitpeitsche. „Und wenn er sich anderswo mit seiner Zunge unnütz machen sollte, so wird man ihn zu finden wissen. Seine Antwort?“

„Zu ... Ihrer Hoheit ... Befehl“ stotterte Lauthé wieder.

„Seiner Hoheit!“ verbesserte der Andere scharf und schritt pfeifend aus der Stube.

Lauthé machte später noch einen Versuch, auf dem Schloß des Freiherrn von Thedehoff vorgelassen zu werden. Er hat nie erzählt, wie er empfangen worden und wie er das Schloß wieder verlassen hat. Er ist später ein erfolgreicher Musiklehrer in einer der Hansestädte geworden. Im Herzen war er Jakobiner.

Halensee.

Karl Feder n.



## Landschaft und Volkscharakter.\*)

Die Landschaftserlebnisse der Massen sind nur gelegentlich, sind im Ganzen sehr eintönig, beziehen sich immer wieder auf gewisse elementare Effekte, auf Farbiges, Buntes, Glitzerndes, belustigende Formen, und namentlich die ländliche Masse, die sich täglich und stündlich mit der Natur um den Lebensunterhalt abrackert, ist sehr wenig disponirt, diese Natur als Landschaft in sich aufzunehmen. Vom Landschaftsbild kann eine einheitliche Wirkung, wie sie doch für die Gestaltung von Zügen im Volkscharakter vorausgesetzt werden müßte, nur in sehr begrenztem Maße erwartet werden, wenigstens in den gemäßigten Breiten, wo es je nach Jahreszeit und Wetter immerfort wechselt; der Landschaftscharakter aber ist eine Abstraktion, die wohl in einer begrifflich hochorganisirten Psyche Bedeutung gewinnen kann, für die vom Unmittelbaren und Momentanen erfüllte eines einfachen Menschen aber als Erlebnis kaum existirt. Das mahnt zur Vorsicht bei dem Versuch, Volkscharakterzüge aus der Landschaft herzuleiten, Die Gemüthsverfassung und die Art, wie sie sich äußert, das Temperament, und die mit ihr so eng verknüpfte Veranlagung zum praktischen Verhalten im Umgang mit dem Mitmenschen, der Charakter,

---

\*) Ein Stück aus dem dritten Theil eines Buches, das Herr Dr. Willy Hellpach, der karlsruher Privatdozent der Psychologie, unter dem Titel „Die geo-psychischen Erscheinungen, Wetter, Klima und Landschaft, in ihrem Einfluß auf's Seelenleben“ bei Wilhelm Engelmann in Leipzig herausgibt.



werden außer von der Rassen disposition von so viel stärkeren Erlebnissen des Alltages bedrängt und durch sie mitgestaltet, daß die Einflüsse der landschaftlichen Faktoren daneben nur als ganz unbeträchtig eingeschätzt werden können. Diese theoretische Ergänzung wird durch die praktischen Belege völlig gestützt.

Die Angelsachsen in ihrer einförmigen, oft von Nebel umhüllten, von einem grauen Himmel überdachten, so selten sonnigen Landschaft sind doch eins der frohmüthigsten unter den Kulturvölkern. Wie groß sind die Temperaments- und Charakterunterschiede zwischen alemannischen und bayerischen (schweizerischen und bayerisch-österreichischen) Alpenbewohnern! Man sieht daran, wie auch der Versuch, aller einfachste und allgemeinste Bestimmungsstücke des Landschaftscharakters zu verwerthen, fehlschlägt. „Berglandschaft“ mit ihrer bei aller sonstigen Verschiedenheit doch stets großen Mannichfaltigkeit der Formen und der Lichte soll die Menschen heiterer, leichtlebiger, beweglicher machen. Bei dieser Annahme wirken (außer klimatischen Faktoren) namentlich die motorischen Zügelungen mit, die das Bergleben an seine Bewohner stellt und die von je her für deren Charakter gern mitverantwortlich gemacht worden sind; aus ihrer Bewegungsgewohnheit wurde ein Bewegungsbedürfnis abgeleitet. Das leuchtet nun leicht ein; und vielleicht wäre hier in der That am Ehesten ein Einfluß übender Faktor anzuerkennen, obwohl man doch fragen muß, ob das Steigen und Absteigen für den Bergeingeborenen als landschaftliches Erlebnis gelten kann und nicht vielmehr als eine der mittelbaren Landschaftswirkungen im praktischen Lebensstil; die unbestreitbare Thatsache, daß der Bergler im Tiefland gerade auch diese Art der Bewegungsmöglichkeit vermisst, ist in dieser Richtung kein Beweisstück, da dieses Vermissten bei einfachen Menschen alle alten Lebensgewohnheiten zu betreffen pflegt und nicht als „Landschaftlichkeit“ des Empfindens ausgelegt werden kann. Aber die Bergbewohner bilden ja den Ebenenmenschen gegenüber nach ihrem Temperament gar keine einheitliche Gruppe. Die Alemannen haben weder im alpinen noch im mittleren Gebirge ihre Schwerfälligkeit und Schwerblütigkeit verloren und die Franken, die Obersachsen haben ihren leichten Sinn auch in die Ebene hinübergerettet. In Württemberg ist der Unterschied zwischen Oberland und Unterland die genaue Umkehrung der beliebten Theorie; und wenn hier die Oberländer die besonderen Träger der den „Schwab“ überhaupt und nach neueren psychiatrischen Erfahrungen mit einigem Recht zugeschriebenen melancholischen, elegischen Veranlagung sind, die in der Sentimentalität, dem ewigen Heimweh des schwäbischen Volksliedes sich stets gespiegelt hat, so zeigt sich hier besonders schön, daß nicht der Volkscharakter durch die umgebende Landschaft gestaltet wird (dann könnte man bei der schwäbischen Natur nur heitere, leicht bewegliche Menschen erwarten), sondern daß ein Volk die ihm als Erbtheil der Rasse angehörige Gemüthsgrundstimmung trotz seiner Landschaft festhält und sie sogar, in den Erzeugnissen der Volkskunst,



auf die Landschaft überträgt. Ue hnlicher Beispiele könnte man gewiß viel mehr sammeln, auch außerhalb des Beispielskreises der Bergbewohner. Hier sei nur daran erinnert, daß auch die „Tropenlandschaft“, in der Bild und Charakter viel mehr sich decken, weil die jahreszeitlichen und wetterhaften Schwankungen gering sind, keinen einheitlichen Gemüths- und Charakterzustand erzeugt hat. Nicht nur die großen Rassenkreise, die in ihr leben (der äthiopische, indianische, malayische), sondern auch dicht bei einander hausende Stämme sind als Träger ganz abweichender Charaktereigenschaften bekannt.

Doch als ein sinnlich Wahrgenommenes, in der Hauptsache Gesehenes erstreckt die Landschaft ihren Einfluß nicht nur auf die affektive Seite des seelischen Lebens und auf die psychophysische Leistungsfähigkeit, wie Wetter und Klima, sondern sie spricht unmittelbar zu unserem Vorstellungleben und damit zu dem bedeutsamen seelischen Lebenskreise, den wir gewöhnlich mit dem Wort Phantasie umspannen. Und da ist nun allerdings der Punkt, wo die Frage der Beziehung zwischen Landschaft und Volkscharakter ihr eigenes Gesicht gewinnt. Schon die Theorie läßt ahnen, daß eine farbig und formig vielfältige Landschaft der Phantasie ihrer Bewohner eine größere Fülle von Anknüpfungen und Bethätigungsobjekten bietet als eine eintönige. Und wenn wir auch sehen, daß die Ausnutzung dieser Gelegenheit hier in mehr heitere, dort in mehr düstere Färbung getaucht ist, so werden wir bei einem Rundblick kaum bestreiten können, daß in Volksitte, Volksglauben und Volkskunst die Bewohner der gegliederten Landschaften, die Hochlandsvölker, fast immer ein reicheres Phantasieleben führen als die nüchternen Bewohner der Ebenen. Hier scheint in der That eine wesentliche, ja, die eigentliche Bedeutung der Landschaft für die Ausbildung der Volkscharaktere zu liegen („Volks-Charakter“ bedeutet ja die seelische Artung eines Volkes überhaupt, sammt ihren sinnlichen, phantastischen und zum Bereich des Verstandes gehörigen Eigenschaften).

Wenn Livingstone bei den afrikaniſchen eine, je mehr er nach Norden kam, zunehmende Abſtraktheit der religiösen Vorstellungen beobachtet haben wollte, so wird man diese Angabe, von der man nicht recht weiß, ob sie mit dem Klima oder mit der Landschaft zusammenhängen soll, nicht ohne Skepsis aufnehmen dürfen. Wenn aber auch Ruken die verbreitete Meinung weitergiebt, die Bewohner der Porphyr- und Basaltterritorien zeichneten sich durch besonders auffallende Frömmigkeit aus, so handelt es sich da wohl um die Verwechslung des Gemüthszustandes Frömmigkeit mit der äußerlichen, phantastischen Bethätigung der religiösen Vorstellungen, der die Formenwelt jener geologischen Bildungen eine besondere Fülle von Reizen bietet; die Religiosität eines so wohnenden Volkes braucht nicht tiefer und echter zu sein, um in der Namengebung für die Gebilde der Landschaft ihren vielfältigen Ausdruck zu finden. Natürlich werden die Beiträge, die das einzelne Volk liefert, auch dabei nach der Stammesart verschieden groß ausfallen; daß aber im Durchschnitt der Antheil der Bergbewoh-



ner an den volksthümlichen Erzeugnissen der Phantasie größer ist als der von Tieflandsvölkern, darf als eine Regel gelten. Der Vergleich ist besonders lehrreich, wo der selbe Volksstamm Gebirge und Flachland, sei es auch eine Hochfläche, bewohnt: die Schweizer, die Bayern, die Franken, die Schlesier, auch die Niedersachsen (Harz) bieten Belege dafür. Die Gemüthsbeanlagung ist ganz wechselnd; bald in der Ebene, bald in den Bergen heiterer oder ernster. In dem Reichthum der Phantastik aber zeigen die Berge überall einen Vorrang.

Natürlich darf man das Phantasieleben eines Volkes nicht an dem Stande der „hohen Kunst“ messen. Der Versuch muß immer zu schiefen Urtheilen führen, weil die Blüthe der Hochkunst von ganz anderen Momenten noch (Stadtkultur, Besitz, geschichtlicher Situation und so weiter) abhängig ist. Die Landschaft wird auch den genialen Phantasiemenschen viel geben, oft Entscheidendes, aber sie an sich macht keine Hochkunst, wie sie Volkskunst macht; sonst wäre unsaßbar, warum die griechische Landschaft, der man so oft die hellenische Schönheitskultur hat zuschreiben wollen, diese Wirkung nur während einer so kurzen Zeitspanne geübt hat und warum heute in ihr ein Volk geriebener Geschäftsleute lebt. Auch wird man gut thun, über die feststehende Thatsache des Phantasieunterschiedes zwischen Berg- und Flachlands-menschen hinaus mit weiteren Kategorisirungen und entsprechenden Herleitungen recht zurückhaltend zu sein. Wenn ein Monograph von Labrador bei den dortigen Eskimos einen empfindlichen Farbensinn findet und ihn, dem er ausdrücklich eine angeblich geringere Farbens-tüchtigkeit der Tropenvölker gegenüberstellt, aus den starken Kon-trasten des subpolaren Lichtwechsels ableiten will, so zeigt dieser Ver-such, wie man genau das psychophysisch Gleiche aus entgegengesetzten landschaftlichen Verhältnissen erklären kann: hier soll die Farbentüch-tigkeit durch den Kontrast des zwar hellen, aber doch so spärlich-farbi-gen Polarsommers mit der dunkeln Polarnacht erzeugt sein; und bei den Mittelmeervölkern ist der malerische Sinn immer gern durch die bunt prangende Fülle ihrer ewig sonnigen Natur, die Abwesenheit eines wirklichen Winters erklärt worden. Alle solche Hypothesen sind wohlfeil; aber ihr Werth ist eben auch gering.

Von großem Interesse würde es sein, unsere Scheidung auf eine Volkscharakterentwicklung anzuwenden, die wir miterleben: die nord-amerikanische. Hier müßte sich ja zeigen, ob die phantastische Gebirgs-welt des Westens der Union ein phantasiereicheres Volk heranbildet als die Ebenen des Ostens und Südens.

Dürfen wir demnach den Einfluß der Landschaft auf Tempera-ment und Charakter eines Volkes gering, auf Sinnesleben und Phan-tasiethätigkeit aber hoch schätzen, so grenzt sich damit auch die Be-ziehung der landschaftlichen Effekte zu den Völkerschicksalen ganz von selbst ab. Natürlich giebt es keine seelische Eigenschaft, die nicht mittel-bar in irgendeinem Augenblick einmal von Belang für das Geschick einer Gemeinschaft werden könnte. Das gilt auch für den größeren



oder geringeren Reichthum an Phantasieleben, das sich in einem Volk abspielt. Diesen Verzweigungen nachzugehen, ist schon dem Historiker äußerst schwierig; hier ist es nicht meines Amtes. Unmittelbare Schicksalswendungen im Leben eines Volkes aber dürfen wir von der Landschaft her nicht erwarten; denn solche Wendungen kommen nie aus Sitte, Glauben, Kunst in ihren phantastischen Niederschlägen, sondern aus den harten, nüchternen Wirklichkeiten des Daseins her. Auch sie können Folgen der Naturumwelt sein, aber sie sind es nicht, sofern diese Umwelt im engeren Sinn „Landschaft“, sondern, sofern sie Vegetation (Ernährungsträger), Terrain (Unmöglichkeit oder Leichtigkeit, sich anzusiedeln) und Aehnliches ist. Wahrscheinlich giebt es keine noch so kleine Wanderung oder Siedelung von geschichtlicher Bedeutung, bei der die Wahl des Schauplatzes von dem Erlebniß seiner landschaftlichen Eigenschaften, vom Wohlgefallen an seinen Farben, von der Belustigung an seinen Formen, bestimmt worden wäre. Das Wort: „Hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten bauen“, entspringt immer der instinktiven oder überlegenden Erkenntniß der praktischen Zweckmäßigkeit einer Ansiedlung auf einer so charakterisirten Stelle. Auch die großen Führer solcher Völkerbewegungen, von denen gewiß mancher der stärksten Landschaftserlebnisse fähig war, werden dadurch nicht in ihrer geschichtlichen Leistung bestimmt worden sein; der Entschluß eines Feldherrn etwa, eine ihn entzückende Szenerie zu schonen, obwohl das strategische Interesse ihre Verwüstung fordert, wäre eine Schwäche, die sich mit seiner geschichtlichen Größe kaum vertrüge. Möglich, daß Solches einmal vorkommt; zu allgemeiner Bedeutung gelangt es nicht. Und in allen Beispielen, die Rakel für die Wirkung der Bodenformen auf historische Bewegungen zusammengetragen hat, wird man keins finden, das als eigentliche Landschaftswirkung zu klassifiziren wäre. Immer handelt es sich, wo nicht nur mit Metaphern gespielt wird, um praktische Bedürfnisse, um das Verlangen nach diesen oder jenen Eigenschaften der Wohnsitze, nie um das Mißfallen oder Gefallen an dem sinnlichen Wahrnehmungsbild noch um dessen seelische Folgen.

Fassen wir freilich den Begriff des Völkerschicksals innerlicher, ziehen wir in ihn auch die geistigen Erzeugnisse ein, mit denen eine Gemeinschaft ihren Beitrag zu dem Kulturschatz der Menschheit spendet, dann gewinnt der Einfluß der Landschaft wesentlich an Bedeutung. Dann darf man sagen, daß in Dem, was die Bestimmtheit eines Volkslebens durch die „Natur“, durch „Klima“ oder „Wohnsitz“ genannt wird, in zahlreichen Fällen die Eigenthümlichkeit der Landschaft von wesentlich stärkerer Bedeutung ist als die des Klimas im eigentlichen Sinn. Für Volksbrauch, Volksglauben, Volksgeschmack dürfte der Landschaftseinfluß das wichtigste geopsychologische und ein neben Stammesbegabung und sozialpsychologischen Faktoren zu beachtendes, oft vielleicht gleichwerthiges Bestimmungstück sein.

Karlsruhe.

Dr. Willy Hellpach.





## Der Standardtrust.

Der Höchste Gerichtshof in Washington hat das Urtheil über die Standard Oil Co. gesprochen und damit an der newyorker Börse nicht eine Panik, sondern eine Hausse bewirkt. Trotzdem er das vom Kreisgericht in Saint Paul gefällte Urtheil gegen den Oeltrust bestätigt hat. Ungefähr so, wie ichs neulich hier voraussagte, ist's gekommen. Eine Entscheidung, die den Trusts das Lebenslicht ausblasen würde, sei undenkbar; im schlimmsten Fall werde man die Form antasten, niemals aber die Sache treffen. Institutionen von der Art der amerikanischen Trusts stehen über der Macht von Richtersprüchen. Und die Finder des Rechtes sind in Amerika nicht tollwüthige Idealisten, die zur Rettung eines Prinzips die Welt in Trümmer gehen lassen. Mit der Verkündung des Urtheils wurde gewartet, bis die Börse in New York geschlossen war. Die Geschäftsleute sollten Zeit haben, das Urtheil zu überschauen und die Auffassung besonnener Kritiker kennen zu lernen. Diese kluge Taktik hat sich sehr gut bewährt. Das Bundeskreisgericht des Staates Missouri hatte, wie ich schon erzählte, die Standard Oil Company der Verletzung des Sherman-Gesetzes schuldig erkannt und zu sofortiger Auflösung verurtheilt. Der Richter hatte, nach einer ungemein langwierigen Beweisaufnahme, festgestellt, daß der Petroleumtrust eine unerlaubte Geschäftsmethode angewandt habe, um ein ungesetzliches Monopol zu erlangen. Deshalb sei er zu verurtheilen, sich jeder Einwirkung auf die hundertzehn Untergesellschaften zu enthalten. Das Höchste Gericht in Washington hat das Gebot der Auflösung bestätigt; aber dem Verurtheilten eine Frist von sechs Monaten gewährt, damit er sich der neuen Situation anpassen könne. Das ist der wesentliche Unterschied der beiden Urtheile. Der Unterrichter stand empört vor dem Trustungeheuer und ordnete die sofortige Abschlachtung an. Der Revisor bedachte vorsichtig die Folgen solches Urtheilspruches und läßt den Trustleuten drum Zeit, in irgendeine Ersatzuniform hineinzuwachsen. Wahrscheinlich, sagen die Vertreter des Rockefellers, die ihre Zufriedenheit mühsam verbergen, werden nun die einzelnen Gesellschaften selbständig weiterbestehen.

Shermans Antitrustbill schafft nicht einmal Klarheit darüber, ob ein Monopol an sich zulässig ist. Das neue Urtheil nennt den Oeltrust eine „ungesetzliche Verschwörung zur Unterbindung des öffentlichen Handels“. Das Gesetz verbiete Kontrakte zum Zweck der Beschränkung des Handels; und da die Standard Oil ihre Konkurrenten „zermalmt“ und den gesamten Oelhandel monopolisirt habe, sei sie gesetzwidrig. Diese Argumentation wird jedoch durch den Hinweis gemildert, daß der Begriff „restraint of trade“ (Beeinträchtigung der Konkurrenz) nicht als ein absolutes Prinzip anzusehen sei, sondern nach der Vernunft ausgelegt werden müsse. Nur wenn der Nachweis unlauterer (unreasonable) Mittel erbracht sei, könne das Gesetz zur Anwendung kommen. Die Entscheidung zieht also eine Grenze zwischen erlaubten



und ungesetzlichen Monopolen und schafft damit neues Recht; denn die Sherman-Bill kennt diese Unterscheidung nicht. Sie verbietet alle geheimen Verabredungen (conspiracies) zum Zweck eines Monopols. An die Stelle dieses starren Systems haben die Washingtoner Mugurn das halbstarre gesetzt. Sie erkennen die Existenzberechtigung der Trusts an, die nachweisen können, sich niemals unerlaubter Mittel bedient zu haben. Das Urtheil ist demnach ein Dokument zu Gunsten der „anständigen“ Trusts; und keinem wird ein Handeln, das unreasonable ist, künftig leicht nachzuweisen sein. Fraglich ist nur, ob die Richter in Washington das letzte Wort sprachen. Ihr Spruch mag sehr verständig sein und von richtiger Erkenntniß wirthschaftlicher Lebensbedingungen zeugen: er schafft neues Recht und ist als ein Uebergriff in den Bereich der Gesetzgebung zu betrachten. Das hat ein Mitglied des Gerichtshofes, Oberrichter Harlan, gesagt. Nachdem der Vorsitzende, White, die Begründung des Urtheils verlesen hatte, tadelte Harlan, daß der Geist des Gesetzes (Skeptiker sprechen der nach dem Senator John Sherman benannten Kongreßakte jeglichen Geist ab) mißachtet worden sei. Die wildesten Gegner der Trusts sind nämlich der Meinung, daß jede Verabredung, deren Zweck die Monopolisirung des Handels sei, die „Interessen des Publikums ungebührlich schädigt“, also ungesetzlich ist. Sie glauben nicht an Charakterunterschiede beim Trust und fordern die rücksichtslose Anwendung des Gesetzes. Dem Generalanwalt Widershaw wurde zugemuthet, die Häupter der Standard Oil nach Sing-Sing, ins newyorker Zuchthaus, abführen zu lassen. Eine Senatorengruppe wird zum Trustgesetz ein Amendement vorschlagen, daß jede Beschränkung des Handels, ohne Rücksicht auf die Mittel, verbietet. Dann sollen die anderen „Mergers“, der Stahltrust, die American Woolen Company, die Sugar Refining Company, der Fleischtrust, die Kombination zwischen der Union und Southern Pacific, zertrümmert werden. Denn Organisationen zum Zweck der „Effekthaltung“ (Holding Companies) sind eigentlich alle Trusts. Werden es auch bleiben; eine „Rückwärtskonzentrirung“ ist undenkbar. Und weil die Geschäftsleute wissen, daß mit ihren Millionen nicht zu spaßen ist, sehen sie in dem Urtheil gegen die Standard Oil einen Sieg des Trustgedankens. Der Rockefellertrust ist der größte und zugleich der älteste Repräsentant der Gattung (er besteht seit dreißig Jahren); ihn hat eine unbequeme Strafe getroffen. Alle Anderen thun, als seien sie frei von Schuld und Fehle. Die Verwalter der United States Steel Corporation verkünden, daß sie der Entwicklung des gegen ihre Gesellschaft eröffneten Prozeßverfahrens mit der Ruhe eines im Recht wurzelnden Gemüthes entgegensehen. Dies Kind, kein Engel ist so rein. . . . Die Trusts werden einander jetzt sicher an Sittsamkeit zu überbieten suchen.

Daß Präsident Taft ein viel zu guter Jurist ist, um an der Sherman-Bill Gefallen zu finden, habe ich hier schon gezeigt. Wenn er noch dazu kommt, die Revision der Gesetzgebung gegen die Trusts durch die Umgestaltung der Bill zu krönen, wird das Urtheil gegen die Standard Oil ihn die Möglichkeiten erkennen lehren. Die Männer



des Supreme Court haben noch über die American Tobacco Company ein Urtheil zu fällen. Auch der Tabaktrust wurde zur Liquidation verurtheilt. Aber sein Ende sollte nicht die Folge unmoralischen Lebenswandels, sondern nur die Konsequenz eines Verstoßes gegen den Wortlaut des Gesetzes sein. Diesem Trust wurde bescheinigt, daß er den Handel nicht auf illegale Weise beschränkt, sondern ihn sogar gefördert habe. Trotzdem wurde er zum Tode verurtheilt; weil der Vorderrichter sich an den Wortlaut des Gesetzes hielt. Man erwartete, daß die Entscheidung der höchsten Instanz zugleich mit dem Spruch gegen die Standard-Oil fallen werde. Das geschah nicht; das Loß des Tabaktrusts blieb in der Urne. Die Richter wollten wohl, von der Auffassung des Vormannes abweichend, einen Trennungstrich zwischen Petroleum und Tabak ziehen. Da sie nicht meinen, daß jede „Verabredung“ im Handelsverkehr unerlaubt ist, sondern von der Art der Mittel die Entscheidung abhängig machen, so müssen sie, auf Grund der für das geschäftliche Gebahren der Tobacco Company festgestellten Thatsachen, das Todesurtheil in diesem Fall aufheben und den Deliquenten *ex articulo mortis in integrum restituieren*. Das heißen Logik und richterliches Ansehen. So ist das Zögern der Richter erklärlich. Sie wollen die Erörterung des ersten Urtheils vorübergehen lassen, ehe sie mit der zweiten Nummer des neuen Programmes herauskommen.

Was aber wird aus dem verurtheilten Sünder? Welche Aenderungen kann die Standard Oil beschließen, um ihren Geschäftsbetrieb zu legalisiren? Sie darf den Handel nicht mehr unterbinden; sie muß ihr Monopol reasonable machen. Sie darf die Interessen des Publikums nicht mehr ungebührlich schädigen. Sie muß ihr Wesen also von Grund aus umwandeln. Geht Das? Und wenn es nicht geht: welchen Zweck hat dann das Urtheil? Die Herrschaft des amerikanischen Oeltrusts, die von Alaska bis Kapstadt und von San Francisco bis Stockholm reicht, ist durch ein Urtheil nicht aus der Welt zu schaffen. Das Monopol auf dem Weltmarkt kann nur durch Konkurrenten, nicht aber durch weise Richter gebrochen werden. Der Petroleumtrust darf in Wesentlichem seine Geschäftsmethode nicht ändern; sie gehört zum Wesen seiner Macht. Und diese Macht beruht auf einem ungeheuren Vermögen. Das ist ein Fels, den der Anprall der stärksten Wogen nicht zu erschüttern vermag. Der Name Standard Oil Company kann geopfert werden; was auf der Hülle der Kooperationsgenossenschaft steht, ist am Ende gleichgiltig. Dann bleiben die hundertzehn Gesellschaften, von deren Aktien der größte Theil im Besitz der Standard Oil ist. Amerikanische, deutsche, österreichische, englische Gesellschaften gehören zu diesem Concern, in dessen Gebiet Produktion und Absatz in muster-giltiger Weise geregelt sind. Der Oeltrust ist Produzent, Raffineur, Expéditeur und Verkäufer. Alle Zwischenglieder sind ausgeschaltet. Wie groß das Kapital ist, das Rockefeller beherrscht, weiß man nicht. Von der Standard Oil durfte er mit Recht sagen, es sei kein Wasser in sie gepumpt worden (weil Petroleum und Wasser sich nicht mit einander vermischen); denn das Aktienkapital des Trusts beträgt nur 100



Millionen Dollars. Die Aktien sind in festen Händen und werden an der newyorker Börse nicht offiziell notirt. Ihr Kurs im freien Verkehr wird auf 680 Prozent geschätzt. Seit Jahren werden 40 Prozent Dividende gegeben; im Ganzen sind bisher ungefähr 700 Millionen Dollars vertheilt worden. Und die „Surplusreserve“ beträgt 400 Millionen Dollars. Eine so ungeheure Kapitalmasse läßt sich nicht wegweisen. Man wird vielleicht drei oder vier neue Korporationen bilden, die nicht als holding companies erkennbar sind. Oder man läßt die 65 amerikanischen Glieder des Trusts selbständig weiterarbeiten; for show, versteht sich: die Möglichkeit eines Wettbewerbes ist ja durch die Vertheilung des Aktienbesizes ausgeschlossen. Die Majorität der Aktien bleibt das Machtmittel des Petroleumringes; und diesen Aktien könnte man das Stimmrecht nur durch eine Expropriation nehmen. Die Kontrolle, die von dem Haus Broadway 27 aus dem Weltmarkt aufgezwungen ist, bleibt bestehen, auch wenn der Kontrolleur sich sittsam mit dem Gesetz abfindet. Man möchte die Milliarde aus der Skrannei eines Einzelwillens erlösen; bedenkt aber nicht, wie imposant, im Grunde, die Unterjochung eines Riesenreiches wirthschaftlicher Kräfte unter den Geist eines Mannes ist. Weil der Absolutismus sich mit den guten Sitten eben so wenig vereint wie Del mit Wasser, sollte das kunstvoll ausgebauten Staatswesen vernichtet werden. Fiat justitia.

L a d o n.

Die Besprechung des washingtoner Urtheils bot wieder einmal die Möglichkeit, den alten Rockefeller in des Höllenspfuhles schwärzeste Tiefe zu verdammen. Merkwürdig. Der Mann lebt wie ein Asket aus der Essenersekte, hat sich nie prozig vorgeedrängt und oft, für klug bedachte Zwecke, der res publica ungeheure Summen hingegeben. Drüben sagen Leute, die ihn ein Menschenalter lang in der Nähe sahen, von ihm: „Er hat ein Delgehirn; was er denkt und trachtet, ist Del und man möchte ihm ein Sonderorgan zutrauen, das auf Meilen das Del im Erdbereich wittert. Für Anderes fehlt ihm der Sinn; auf seinem Gebiet aber ist er ein Kerl ersten Ranges. Seit Harrimans Tode der einzige Geschäftsmann größten Stils. Einer, der immer nur an die Sache denkt, nie an den Privatprofit; und sauber bis in die Seele. Dabei muß der Aermste, Reichste jeden Tag zehnmal Entschuldigung von der unbestreitbaren, unverschuldeten Thatfache erslehen, daß er auf der Welt ist“. Bei uns gehts ihm noch schlimmer. Kommt er aus der Gräuelgalerie, der Schreckenskammer gar nicht heraus. An veralteter Psychologie werden Menschen einer neuen Welt gemessen. Rockefeller war nöthig; und wer eine Nothwendigkeit wirthschaftlicher Evolution in solcher Vollkommenheit verkörpert, ist kein verächtlicher Wicht. Muß man diesen Giganten der Busineßmenschheit stets wie einen Halunken behandeln, der sich nur die Tasche füllen will? Ein Kluger aus der Milliardärschicht hat einmal gesagt: „Nennt uns, wenns Euch geschmackvoll scheint, meinetwegen Räuber; Gauner sind wir nicht“.





Berlin, den 3. Juni 1911.

## Pyrrhus von Hohenfinow.

Ein reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert; nicht das Unmögliche an sich, sondern Das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinn verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!“ Dieses Urtheil, das, in Gerlos Kreis, Wilhelm Meister über Hamlet spricht, schien noch vor ein paar Wochen dem Wohlwollenden auf Herrn Theobald von Bethmann-Hollweg zu passen, der in Preußen Ministerpräsident, im Deutschen Reich Kanzler heißt. Ein Mann, der (darüber sind Alle längst einig) auf so hohe Posten nicht taugt und sich irrend vermaß, als er sich zu solchen Gipfeln heben ließ. Doch eine, in ihrer edlen Reinheit, fast tragisch stimmende Gestalt. Er soll Kanzler sein; und kann es nicht einmal scheinen. Windet, dreht, ängstet sich; meint, Politik aus den Akten lernen zu können; bietet, wo von ihm die Blutfarbe der Entschliebung gefordert wird, die Bedenken bleichsüchtiger Ethik; blickt aus vergränten Augen auf eine Welt, gegen die er sich am Liebsten absperrern möchte, weil sie „ihn nicht versteht“. Einer, der im ersten Herbst des Amtslebens schon seinen Zweck aus dem Sinn verlor, der Unzulänglichkeit seines Vermögens bewußt ward und nie wieder froh werden kann. Den aber,



in seiner rathlos, doch redlich eifernden Schwachheit, jeder nicht vom Vorurtheil Geblendete mitleidig achten muß. Zwar zeugten einzelne Symptome gegen diese Auffassung. Mit feierlicher Umständlichkeit ließ der fünfte Kanzler nachweisen, daß er nicht von Juden abstamme; daß seine beiden ererbten Namen nicht, wie alle anderen im Bereich deutscher Sprache, durch Bindestriche zu verknüpfen seien, die zwei Familienfronten doch erst in eine sichtbare Einheit zwingen; und zankte, weil er sich von Zeitungzeichnern unähnlich, ungünstig dargestellt fand. Kleine Schwächen, dachte man; begreiflich an Einem, der für so steile Höhen nicht geboren ward und im grellen Licht nun, so nah der Sonne, unruhig blinzelt. Die Schulgenossen nannten ihn, der mit Musterleistungen in Latein und Griechisch den Großvater freute, die Gouvernante, die Abgeordneten den Oberlehrer oder Austauschprofessor. Leiß leckte, wie eine verbrandende Welle, der Menschenwunsch, im Wesen des Nächsten das Lächerliche zu entblößen, an der Gestalt, die so steif immer, unbeholfen und unbehilflich, vor dem Auge stand. Der, hieß es, schickt sich gewiß nur in ein Handeln von unanzweifelbarer Sauberkeit; hat sogar, weiß ihn nicht anständig dünkt, abgelehnt, eine Partei oder Fraktion zu pressen, je einer zu versprechen, daß er, wenn sie ihm morgen gefällig sei, übermorgen ihre Wünsche erfüllen werde. Einen fleißigen, ernsthaften, geschicthen Patrioten von bestem Willen und ohne Applausgier habe ich ihn genannt, als Steine und Schmutzklümpchen um sein graues Haupt prasselten; Einen, der in stiller Arbeit Nützlichese wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. „Ob Schöpferkraft, Augenmaß, Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen, kann heute noch Keiner sagen. Soll Spott und alberner Lungenwiz den Mann lähmen? Lasset ihm mindestens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann.“ Das war am neunzehnten Februar 1910. Schon am vierten Juni des selben Jahres war der Beweis geliefert, daß dieser brave, fleißige Mann in den Aemtern des Ministerpräsidenten und Kanzlers unmöglich ist. Zwang schmerzende Ueberzeugung, zu sprechen: „Herr von Bethmann hat die fläglichste Niederlage erlebt, die im neuen Preußen je einer Regierung beschieden ward. Eine Niederlage kann so ehrenvoll sein wie ein Sieg; die vom siebenundzwanzigsten Mai, der ein demüthigender Verzicht auf feierlich verkündete Grundsätze vorausgegangen war, konnte den Betrachter nur, je nach dem Tem-



perament, zu Trauer oder zu Hohn stimmen. Der Ministerpräsident schlägt eine Wahlreform vor und erklärt vor dem Lande: Die öffentliche Wahl ist unentbehrlich, die indirekte nicht länger haltbar. Die Mehrheit antwortet ihm: Wir sind anderer Meinung; die indirekte Wahl opfern wir nicht, wollen aber die geheime Urwahl gewähren. Er fügt sich; ist also, wie jeder politisch Mündige annehmen muß, mit seiner Mehrheit einig. Die glaubt es selbst. Konservative und Centrum sind vom alten Weg abgebogen, um der Regierung an ein Ziel zu helfen, und haben sich dabei gefährlicher Verkennung ausgesetzt. Der Ministerpräsident hat ihren Beschlüssen zugestimmt und nur die Hoffnung ausgesprochen, daß Herrenhaus werde noch ein paar (nicht wesentliche) Bestimmungen ändern. Nach langer Fahrt bei unsichtigem, bei stürmischem Wetter scheint das Schiff dem Hafen nah: da wird, wider die Abrede, plötzlich das Steuer gedreht. Bethmanns Wunsch drängt Herrn von Schorlemer zu einem Antrag, dessen Hauptzweck ist, das Wahlgesetz dem Centrum unannehmbar zu machen. Die Folge ist, daß der sechste Paragraph dieses Gesetzes (Drittelnung), den die Peers von Preußen dem bittenden Bethmann bewilligt haben, in der Zweiten Kammer barsch abgelehnt wird. Dann steht der Ministerpräsident auf und sagt, die Königliche Staatsregierung lege auf die Weiterberathung der Vorlage keinen Werth mehr. Unter dem Nachhall des Hohngelächters, das dem Geschlagenen folgte, versichert er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, daß der Ausgang der Sache just so sei, wie ihn der Weise in seines Gemüthes Ruhe erwartet hatte. Das ist der Ministerpräsident, von dem noch zu sagen bleibt, daß er das ‚Recht auf die Straße‘ zuerst geweigert, dann gewährt, durch die Weigerung Preußen, als einen dem Abgrund nahen Staat, draußen in Verruf gebracht, durch die späte Gewährung drinnen das Vertrauen in die Festigkeit staatlicher Grundsätze geschmälert hat.“ Und des Reichskanzlers Leistung? Er hat die unnöthige und in allen Ranzleien bespöttelte Reise nach Rom gemacht; in Florenz bescheiden gewartet, bis das Ministerium Luzzatti endlich gebildet war, und dem Marchese di San Giuliano, der sich in die Stadt der Medici bemüht hatte, die Ehre des ersten Besuches erwiesen. Ließ in Berlin den selben Herrn San Giuliano und den biedereren Roosevelt mit Pauken und Trompeten begrüßen; zwei Männer, die offen unsere Feinde begünstigt und alles Mögliche gethan haben, um unser Recht zu kürzen.



Ließ in einem Weißbuch französischen gegen deutschen Anspruch vertheidigen. Durch den Peterplan der Schifffahrtabgaben in den größten Bundesstaaten Verstimmung schaffen, die sich erst linderte, als Graf Lehrenthal gesagt hatte, Oesterreich-Ungarn sei für den Schifffahrtzoll nicht zu haben. Diese Erklärung und die drängende Bitte, daß gegen die Polengefahr bewilligte Recht zur Enteignung nicht anzuwenden, war Alles, was Lehrenthal nach Berlin mitbrachte. Wohin auch der Blick sich wende: das selbe Bild. „Dabei in der Regirung eine Zersahrenheit, wie sie in Bülow's schlimmster Drangzeit undenkbar gewesen wäre. Nicht eine einzige Leistung, die der Unbefangene loben könnte; nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Ueberall hört der Lauscher das selbe Urtheil: Unmöglich; auch von denen, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen. Herr von Bethmann glaubt sich auf dem richtigen Weg; er hat sich sein System bereitet und würde den Schwarmgeist eines, der ihm vom Kampf um's preußische, deutsche Dasein spräche, wohl noch härter verurtheilen als der Ahn einst, Moritz August von Bethmann-Hollweg, Bismarck's Abenteuerlust. Eine Möglichkeit bleibt ihm, seinen redlichen Beamten Sinn für den Reichsdienst zu nützen: er kann aus dem Pflichtenkreis scheiden, in dem nur der von muthigem Schöpfergeist bediente Herrnwille Starke zu wirken vermag.“

Er bleibt; natürlich. (Die Fähigkeit zur Selbsterkenntniß hätte ihm ja die Annahme so hoch seine Kraft übersteigender Aemter verboten; und 1909 war die Ablehnung immerhin leichter als 1910 der Rücktritt). Bleibt, trotzdem er außer der Erhöhung der Kron-dotation für den König von Preußen nichts, nicht das Allgeringste, erwirkt hat. Blickt noch unfroher als im ersten Herbst auf die deutsche Welt; beschuldigt alle mit seiner Amtsführung Unzufriedenen thörichter Kurzsicht; klagt, wie Goethe's humorlose Grete von Parma, über Unweisheit und Undankbarkeit; droht aber nicht, wie sie, die Würde hinzuwerfen. (Daß dürfen in Fürstenwindeln Geborene wagen; von Einem aus jungem Briefadel würde es am Ende ernst genommen.) Daß Augenmaß, Entschlußfähigkeit, Schöpferkraft nicht genügen, ist schon erwiesen; noch aber der Kontur der Gestalt unverändert. Der echte Enkel Moritz August's, der alles Geschehen und Wollen durch die Dozentenbrille sah und glaubte, mit Biedersinn und Rechtsgefühl das Staatsgeschäft treiben zu können. Ein unpolitischer Geist, der nie begreift,



um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernt; und nicht einmal im engsten Bezirk die Wirkung seines Handelns zu ermessen vermag. Ein Frommer, der gar zu gern die Allure des modernen, völlig aufgeklärten, von Standesstolz freien Mannes zeigen möchte. Noch immer von so pedantischer Ehrbarkeit wie in den Maitagen der oberbarnimer Landrathszeit, da ein Ministerialerlaß ihm den Ausruf entriß: „Ich bin doch kein Wahlagent!“ Die sittsam, in rührender Unbeholfenheit, alternde Gouvernante, der Gallensäure ins Blut gedrungen ist und die Haut und die Laune gelbbraunlich gefärbt hat. Jahre lang hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit deutscher Staatsmannschaft so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzüge merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vor's Auge gerückt, daß der Stumpfsie spürt; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Lebensleistung eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Doch er meint's so gut; hat den besten Willen zu bescheidener Hingabe an die Amtspflicht; geht still seinen Weg und hält sich, ohne je nach Applaus zu gieren, die Presse drei Schritte vom Leib. Unbegreiflich, daß gerade Diesen Bülow mit solchem Eifer empfahl, mit seinem Wesen sonst fremder Beharrlichkeit gegen andere Kandidaten vertrat. Wollte er einen Nachfolger, dessen Unfähigkeit einen dem Vorgänger günstigen Vergleich erzwang? Einen, der am Blockhaus mitgebaut hat und über die Schwachheit des Bauleiters, über die Spur läßlicher Sünde, wenn's nöthig wird, den Mantel verzeihender Liebe spreitet? Oder hat er bei der Qualifikation („Ein ruhiger Mann, nicht ungeschickt und dem Kaiser in tiefster, kritikloser Bewunderung ergeben“) nur eben ganz menschlich geirrt und den Rath, den er gab, vielleicht längst bereuen gelernt?

Wahrscheinlicher ist, daß er sich, gerade jetzt, sagt: „Mein Rath war gut; der beste, den Einer geben konnte. Ich empfahl den in den Rahmen unabänderlich gewordener Verhältnisse passenden Mann. Glanzlos: so sollte er sein. Gehorsam: so wird er von Tag zu Tag sich mehr bewähren. Er hat die hohe Civilliste erlangt, die königberger Rede (vom Instrument des Herrn), ohne den winzigsten Vorbehalt, vertheidigt, die für das Reichsland und für die Ostmark ausgesprochenen Wünsche erfüllt, das Centrum versöhnt,



die Kontingentirung der Seemacht den Engländern geweigert, früh und spät die Friedensflagge gehißt und, auf allen Gebieten, den Zustand wiederhergestellt, der vom April 1890 bis in den November 1908 die Formen und das Schicksal deutschen Nationallebens bestimmte. Einer von anderem Schlag wären nicht möglich gewesen. Im Parlament? Daß kenne ich gut genug, um zu wissen, daß es mit Jedem zufrieden ist, der ihm nicht überlegen scheint, und nur schwierig wird, wenn es sich durch Willenskraft und Schöpfervermögen genirt fühlt. Da ist nichts Ernstes zu fürchten. Die Zeit wird lehren, wie richtig mein Rath war.“ Sie hat schon gelehrt. Unter dem Wonnemond dieses Jahres müssen wir endlich erkennen, daß wir Alle uns, Angreifer und Vertheidiger, vom Wesen des fünften Kanzlers ein völlig falsches Bild gemacht haben. Wie von des zweiten einst Bismarck und seine Leute. General von Caprivi galt als ein steifer, schwerfälliger Herr, der, ohne Behendheit, auf erstarrten Grundsätzen stehe; nicht flink reden, doch, nach raschem Entschluß, soldatisch kräftig handeln könne; und niemals, um keinen Preis, keines Beifalls Gedröhn, auch nur um Fußesbreite vom Fels seiner Ueberzeugung weichen werde. Auch er kündete dem erstaunt aufhorchenden Volk, daß er die Presse nicht brauche, auf Offiziösenhilfe gern verzichte (Rottenburg fiel, da er im Reichstag hörte, vor Schreck fast in die vom Entsetzen gespreizten Arme des Grafen Mirbach) und sich alle Bereiter Oeffentlicher Meinung fern halten wolle. Während des Kampfes um Schulgesetz wurde er als hyperkonservativ und reaktionär verschrien, gehöhnt, als der Schwärzeste aller Schwarzen von modernem Dünkel geächtet. Und war dann der Gonfaloniere der Freisinnigen Vereinigung. Arbeitete mit dem stärksten Consortium der Presse und ließ die Zunge so oft und so hurtig laufen wie je in parlamentarisch regirten Ländern ein Minister; war folgsam und geschmeidig, wie, in der Furcht des Herrn, der fromme Fridolin; und fand trotzdem sogar bei den Sozialdemokraten mit seinem Gerede freundlichen Anflang. Ist er nicht edler, hehrer, von Vorurtheil freier und im Schrittmaß würdiger als sein Vorgänger? Sind die Mittel nicht reiner, die er in den Dienst keuscher Ueberzeugung stellt? Immer hörten wirs. Und hörenß seit ein paar Wochen nun wieder. Daß Herr von Bethmann den Nationalliberalen viel näher stehe als den Konservativen, habe ich hier mehr als einmal betont. Daß dieser fromme Altliberale ungeschickt sei



und als Märtyrer weltfremder Ueberzeugung enden müsse, kann heute kein Scharfsichtiger noch glauben. Der ernste, für ruhige häusliche Freuden geschaffene Mann, dessen Gaben und Gesinnungen das Glück eines redlichen Bürgers sichern würden, der mit all seinen Orden und Bändern, Titeln und Generalabzeichen aber, auf ellenhohen Socken noch, klein bleibt, hat sich zu einer Pfiffigkeit erzogen, die der Caprivi's auf's Haar ähnelt. Er ist nach der Annahme der reichsländischen Verfassung genau so weit, wie Caprivi war, als, nach der Annahme der ersten Handelsverträge, im neuen tellower Kreishaus der Kaiser sprach: „Wir verdanken dieses Ergebnis der Arbeit des Reichskanzlers. Dieser schlichte Mann hat verstanden, in zwei Jahren sich in Themata einzuarbeiten, die zu beherrschen selbst für den Eingeweihten außerordentlich schwer ist. Mit weitem politischen Blick hat er verstanden, im richtigen Augenblick unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten. Ich glaube, daß diese That, die als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist, und bin überzeugt, daß nicht nur unser Vaterland dereinst diesen Tag segnen wird.“ Das könnte heute gesprochen werden; würde, wie damals, mit dem Jubel aller nicht Konserverativen harmonisch zusammenklingen. Und die Standeserhöhung, die in der Victoriastraße angekündet wurde, kann ja auch diesmal nicht lange mehr fehlen. Hohenfinow als Grafensitz mit krönender Gloriette. Der, nach Einjährigendienst, als Generalmajor paradiert, schlägt wohl auch die neun Perlenjacken nicht aus.

Nach einer Rede des zweiten Kanzlers fragte mich Bismarck schmunzelnd: „Meinen Sie nicht, daß ich von Caprivi Autorenhonorar fordern könnte?“ Nicht in jeder Stimmung hat er den Versuch, plötzlich befohlene Entschlüsse auf seines Namens Ansehen zu stützen, so leicht hingenommen; oft auch gestöhnt: „Die Leute machen meine Politik; aber dumm.“ (Daß, rebus sic stantibus, dem sinnlosen Lärm über die potsdamer Errungenschaft dieser Seufzer gefolgt wäre, ist so sicher wie das Amen in der Kirche.) Wer ihn kannte, wird nicht eine Minute lang über die Wirkung im Zweifel sein, die auf den kleiner Eitelkeit Fernen der Versuch gemacht hätte, seinen Namen in der reichsländischen Sache als Trumpf auszuspielen. Auch darin ähnelt ja der fünfte Kanzler dem zweiten, daß er, der Zweck und Absicht bismarckischer Politik niemals begreifen lernte, sich, wo es irgend geht, auf Bismarck beruft. Im Reichs-



tag wagte Herr von Bethmann die Behauptung, die von ihm für's Reichsland vorgeschlagene Verfassung sei „die nothwendige Konsequenz der von Bismarck inaugurirten Politik“; und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ließ er gar sagen: „Der größte Werkmeister dieser Politik, Fürst Bismarck, hat schon 1879 die Gewährung von Bundesrathsstimmen als ein fünftiges wichtiges Mittel der (gemeint ist: zur) innerlichen Angliederung Elsaß-Lothringens an's Reich bezeichnet.“ Das wird in jedes Kreisblättchen nachgedruckt, von sämtlichen Parteischreibern wie unantastbare Wahrheit behandelt; und in dem ruhig seinem Geschäft nachgehenden Bürger der Glaube geweckt: Alles in Ordnung; Alles so, wie schon Bismarck es wollte und wie es nur den übermüthigen Junkern nicht in ihren Kram paßt. Ist's wahr? Im Februar 1879 haben die Abgeordneten Schneegans, North, Rad und Lorette für Elsaß-Lothringen die Vertretung im Bundesrath und einen Landtag gefordert („mit den selben Rechten, die den vertretenden Körperschaften aller anderen Bundesstaaten zustehen“). Auf Bismarck's Antwort: „Wir werden immer Alles, was wir dem Reichsland an Autonomie gewähren, unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, ob es mit der Sicherheit des Reiches auch in weniger friedlichen Zeiten, als sie im Augenblick vorhanden sind, verträglich sein wird. Es ist möglich, daß Elsaß, an sich und gesondert, schneller und fester sich konsolidiren könnte, als wenn es mit dem heterogenen Element Lothringen gekuppelt bleibt; und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, für jeden dieser beiden Landestheile eine besondere Regierung einzurichten. Sehr lebhaft beschäftigt mich die Frage, ob und unter welchen Formen es möglich sein wird, dem Reichsland, also der Landesvertretung, das Recht zu geben, daß sie hier eine konsultative Vertretung im Bundesrath hat. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß dieser Anspruch bei den Verbündeten Regierungen Anflang finden wird; obwohl Das eine große Neuerung ist: denn im Grunde liegt darin eine Theilung der Macht, die bisher der Kaiser allein, landesherrlich, mit dem Bundesrath ausübte. Ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag die Charakterisirung als eines republikanischen (wie Windthorst andeutete) verdient. Ein konsultatives Votum wird sich, ohne wirkliches Abstimmungsrecht, durch das Gewicht seiner Gründe, durch die Bedeutung und das Ansehen Dessen, der es ausspricht, im Bundesrath Geltung zu verschaffen im Stande sein.



Nicht nützlich wäre es, dem Reichsland Wohlthaten octroyiren zu wollen, die vielleicht von Niemandem im Land als solche betrachtet würden.“ So sprach Bismarck im März 1879. Nahm nicht eine Silbe von Dem zurück, was er unter anderen Worten gesagt hatte. „Alle unsere Schritte werden von der Rücksicht auf die Interessen und, vor allen Dingen, auf die Sicherheit des Reiches, seines Gebietes und seiner Grenzen geleitet werden. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des Reiches bedenklichen Boden mit einer gewissen stürmischen Eile vordrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anwesenden Abgeordneten von Elsaß-Lothringen kennen lernten, habe ich sanguinische Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in Elsaß-Lothringen bald ein constitutionelles und parlamentarisches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsinteressen auffassen, habe ich (ich bin sonst nicht schüchtern in der Politik) doch ein gewisses Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schufen, deren Majorität oder Gesamtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen würde.“ Herr von Bethmann „bedauert“, daß auf die Bedeutung des Reichslandes als eines Festungsglaciés hingewiesen wird, und deutet den Glauben an, die in diesem westlichsten Reichstheil wichtigste Aufgabe sei, Elsässern und Lothringern das Glück zu bescheren. Und Bismarck hat gesagt: „Wir haben die Länder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glaciés haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irrruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft



unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgefester Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat.“

Eines Weltmeeres Breite trennt, auch hier, den fünften vom ersten Kanzler. Bismarck weigerte dem Reichsland Vertretung und Stimmrecht im Bundesrath und sagte, die Gewährung des Stimmrechtes würde „in letzter Instanz nichts weiter sein als eine Vermehrung der preussischen Stimmen“; er will nicht, daß Elsaß-Lothringen zu einem neuen Bundesglied werde, daß, nach dem sechsten Artikel der Reichsverfassung, zum Bundesrath Bevollmächtigte ernenne. Nicht die reichsländische Regierung, sondern der Landesausschuß soll, konsultativ nur, ohne Stimmrecht, im Bundesrath vertreten sein, der dadurch zu einer „Beschwerdeinstanz gegen die Landesregierung würde“. Bethmann giebt dem Reichsland die Rechte des Bundesstaates und drei Stimmen im Bundesrath, die „nicht gezählt werden, wenn die Präsidialstimmen nur durch den Zutritt dieser Stimmen die Mehrheit für sich erlangen oder bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben würden“. Bismarck hält für undenkbar, daß im Bundesrath „preussische und elsässische Vertreter gegen einander stimmen.“ Bethmann läßt die elsässischen Stimmen nur gelten, wenn sie sich gegen Preußen wenden. Bismarck sieht in dem Reichsland zuerst und zuletzt das Glacis, von dem aus das Reich französischen Angriff abwehren kann. Bethmann bedauert, daß an diese Bestimmung des Reichslandes erinnert wird. Bismarck will nicht Wohlthaten aufdrängen, die das Reichsland „nicht als solche betrachtet“. Bethmann thut's; drückt eine Verfassungsreform durch, gegen die eine selbst der Centrumsmacht gefährliche Mehrheit im Reichsland sich bäumt. Bismarck lehnt die Zumuthung ab, auf dem reichsländischen Boden eilig vorwärts zu schreiten und für die Folgen verantwortlich zu bleiben. Bethmann scheut die Verantwortung des Stillstandes, will vorwärts schreiten und schafft das Parlament, in dem Bismarck „eine große Gefahr für den europäischen Frieden“ fürchtete. Wer, trotz Alledem, als für das neueste „Reformwerk“ Verantwortlicher sich auf Bismarck zu berufen wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Der lebende Bismarck hätte sich grimmig verbeten; hätte zürnend gefragt, wie man sich erdreisten könne, ihn für ein Handeln in Anspruch zu nehmen, daß zwar die Kaisermacht mehre, doch den Reichsbesitz mindere, dem unzufriedenen Reichsland ein aussergewöhnliches und gleichem Stimmrecht hervorgehendes Parlament gebe



und Straßburg in ein deutsches Prag oder Dublin wandle. Und hätte den Deutsch-Konservativen für ihren unbeugsamen Widerstand gegen die Verfassungsänderung gedankt, für die, nach dem Wort des Grafen Posadowsky, „vor dem deutschen Volk, vor unserer geschichtlichen Vergangenheit und politischen Zukunft“ die Regierung, trotz dem Beschluß ihrer Mehrheit, verantwortlich bleibt. Der tote Bismarck kann sich nicht wehren; und die im Hohen Hause Sitzenden finden, wenn so helle Maisonnette ihnen ins Fenster scheint, nicht mehr die zur Nachprüfung ministerieller Angabe nöthige Muße. War's nicht pfiffig, darauf zu rechnen und, während die langen Fortschrittsbeine die von bismarckischer Staatskunst gethürmten Wälle überkletterten, in den Teichen und Sümpfen Oeffentlicher Meinung mit Bismarck's Namen krebsen zu lassen? So pfiffig, wird Mancher meinen, wie der Einfall, vor der dritten Lesung der Verfassungsvorlage jedem Mitglied des Reichstages für die Herbstarbeit das gesetzlich verbürgte Recht auf siebenhundert Mark zu sichern; auf einen Sondersold, nach dessen Zusage nicht mehr, wie seit der Weihnacht so oft, zu lesen war, daß der Reichstag schnell sterben wolle und die Herbsttagung ein Verbrechen wäre.

Bismarck war ein fehlbarer Mensch, der, ohne Gefcherei, von seiner unzulänglichen Kraft, seinen schwächeren Leistungen sprach und als Motto für die Gesamtausgabe seiner Reden das Wort der Menander und Terenz wählte: *Nihil humani a me alienum puto*. Ein Gesetz, dem sein Tadel gewiß wäre, könnte dennoch nützlich wirken. Seit er über Elsaß-Lothringen sprach, hat der Rhein viel Wasser ins Meer getragen. Ist die Regierung mit den reichsländischen Vertretern zufriedener, als er's mit den Herren Simonis und Winterer war? Nein; die Blumenthal und Wetterlé (in dessen Zeitung die Deutschen den Schnaken verglichen wurden, trotzdem ihm die Frau des Statthalters, mit einem Trostbrief, Ballandenken ins Gefängniß geschickt hatte, in daß er wegen Beleidigung deutscher Landesgenossen verurtheilt worden war) sind der Regierung nicht bequemer. Sie hat gegen die Häupter eines lothringischen Sportvereins ein Strafverfahren eingeleitet und durchgeführt. In Metz erlebt, daß am hellen Tag dichte Horden, die nicht etwa nur aus Bummlern und Strolchen bestanden, vor die Hauptwache zogen und brüllend Frankreich feierten, bis daß dritte Wachaufgebot den Platz räumte. In der größten Garnisonstadt des Reiches; nach vierzigjähriger deutscher Herrschaft und zwanzigjährigem Werben



um Liebe. Und sie hat den Landesausschuß heimgeschickt, weil mit ihm nicht zu regiren, sein Schimpfkonzert nicht länger anzuhören sei. Unhaltbar ist also die Behauptung, der Stimmungswandel zwinge zur Anerkennung reichsländischer Demokratie. Bleibt zu prüfen, ob die Verfassung, als Ding an sich, gut und den Bewohnern des Reichslandes willkommen ist. Daß giebt's nun nicht mehr. Fortan nur noch ein Kaiserland; einen neuen Bundesstaat, dessen Monarch der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist. Der ernennt den Statthalter. Der Statthalter ernennt und instruiert die drei zum Bundesrath Bevollmächtigten. („Ihre Ernennung durch den Kaiserlichen Statthalter würde dazu führen, den Einfluß Preußens im Bundesrath über die Absichten der Reichsverfassung hinaus zu mehren und damit das Verhältniß Preußens zu den anderen Bundesstaaten in einer für diese Staaten ungünstigen Weise zu verschieben“: sprach Fürst Bülow am fünfzehnten März 1905. „Einem amoviblen, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, können wir nicht das Recht geben, die elsässischen Stimmen selbstständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Widerspruch wäre nicht lösbar“: sprach Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Die Stimmen der Bevollmächtigten werden ungiltig, wenn sie den preußischen in die Mehrheit hülften; können also nicht zu entscheidender Geltung kommen, da der vom Kaiser und König von Preußen abhängige Statthalter sie nicht in einem von den preußischen Wünschen abweichenden Sinn instruiren darf. („Da sie nicht anders instruirt werden können als die preußischen, wäre es eben nur eine Formsache“: Bismarck am einundzwanzigsten März 1879. „So lange der Statthalter vom König von Preußen abhängig ist, hat das Recht, im Bundesrath zu stimmen, keinen Werth“: Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Braucht Preußen, um seinen Willen im Bundesrath durchzusetzen, die Stimmen der Kaiserlandsvertreter nicht, so sind sie überflüssig; braucht es sie, so werden sie nicht mitgezählt. („Die ganze Bestimmung ist eine Ultrape ohne Inhalt, eine politische Ausflucht, die in weiten Kreisen das preußische Selbstgefühl empfindlich berührt hat“: Graf Posadowsky am elften Mai 1911.) Daß ist aus dem von Bismarck gewollten Recht zur Mitberathung in der Beschwer-



deinstanz geworden. Daß mußte daraus werden, weil „die Wünsche der Mehrheit“ Erfüllung heischten und nur ein Opfer preußischer Würde von den Bundesfürsten die Mehrung kaiserlicher Hausmacht erkaufen konnte. „Soll der Kaiser in Elsaß-Lothringen Monarch sein, dann müssen wir einen Riegel vor das Thor schieben, durch das er gegen uns Verstärkungsmannschaft in den Bundesrath zu schicken vermöchte.“ Natürlich wurde das Ding so gedreht, daß der Antrag, die Kaiserlandsstimmen des Königs von Preußen zu entwerthen, aus Preußenmund kam; sonst wäre die Demüthigung allzu fühlbar geworden. Der Landtag wird, ohne Rücksicht auf „gottgewollte Abhängigkeiten“, nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrecht gewählt („weil das Land an dieses Wahlrecht gewöhnt ist“), aber durch eine Erste Kammer ergänzt (weil das Land in seiner Geschichte nie ein Oberhaus gehabt hat). Im Landtag werden die Herren, die im Landesausschuß lästig waren, im breiten Kreis noch wilderer Genossen, deren Brust vielleicht aber mancher kaiserliche Orden ziert, wieder zu sehen sein; Nationalisten, Centrumsmänner, Sozialdemokraten lothringischer Farbe. Leistet die Erste Kammer, was von ihr erhofft wird, dann endet zwischen den beiden Häusern der Krieg niemals. Und die Zweite Kammer wird dem Statthalter das Leben sauer machen. Thut er, was Preußen will, dann umheult ihn aus dem Froschpfuhl der Chor und zieht ihn knechtseeligen Landesverratheß. Lockert er sacht das Band, das ihn an den berliner Willen knüpft, dann geht's ihm beim Kaiser, beim Kanzler schlecht. Die Mindestforderung der Landtagsmehrheit wird sein: Statthalterschaft eines bis an sein Lebensende Unabsetzbaren; Beschränkung der Beamtenauswahl auf die Schicht der in Elsaß-Lothringen Geborenen; Beseitigung der Ersten Kammer; Gleichberechtigung beider Landessprachen; ungeschmälertes Stimmrecht im Bundesrath und Instruktion der Stimmen durch ein dem Landtag verantwortliches, dem Zorn des Landtages erreichbares Ministerium, das zu dem Statthalter in dem selben Verhältniß steht wie ein britisches Cabinet zu dem King. Konflikte, Lärm, Obstruktion, wüster Zank und Schimpf, Landtagsauflösung und gehäufte Wahlkämpfe: darauf müßte Jeder gefaßt sein, der dem unzufriedenen Reichsland solche Ultrapenverfassung aufdrängt. Bundesstaat ohne vom Kaiser, von Preußen unabhängiges Oberhaupt und ohne das Recht, seine Stimme im Bundesrath zur Geltung zu bringen. Demokratisches Wahlrecht, dessen



Willensausdruck sich aber, unwirksam, an den Quadern der Peerßkammer bricht. Keine Aussicht, mit diesem ohne Liebe bedachten Rortengebilde die Zufriedenheit ruhiger Bürger zu sichern. Am sechs- und zwanzigsten Mai hat die Reichtagsmehrheit dafür gestimmt.

Dieser Maitag wird in der Lebensgeschichte des Herrn von Bethmann-Hollweg ein schlimmeres Datum sein als der sieben- und zwanzigste des vorigen Jahres, der die preußische Wahlreform in den Abgrund riß. (Auch für Caprivi's Schicksal war die Annahme der Zollfürzung wichtiger als der Sturz des Schulgesetzes.) Er hatte sich schwach gezeigt und mit demüthigendem Verzicht auf feierlich vorgetragene Grundsätze nicht einmal einen Erfolg eingehandelt; doch er stand, unsicher, zwischen einem königlichen Versprechen und seiner eigenen Rede, die, als Ueberzeugung des Ministers des Innern, ausgesprochen hatte, daß Preußens Wahlrecht für die nächsten Jahre unverändert bleiben müsse. Jetzt band ihn kein Monarchenversprechen (was in Feststimmung irgendwo verheißen ward, brauchte ihn nicht zu kümmern); saß er nicht in der Schlinge eines seinem Mund entschlüpften Wortes. Er war vor dem Entschluß ganz frei und hatte einer Frage, die in den gefährlichsten Bezirk internationaler Politik hineinreicht, die Antwort zu finden. Schritt vor Schritt ist er zurückgewichen; noch als, nach seiner Meinung, „die Grenze Dessen erreicht war, was den Reichslanden zur Zeit konzedit werden kann.“ Bundesstaat, Vollmacht zum Bundesrath, allgemeines Wahlrecht ohne Pluralstimmen: Das (und manches Andere) hat er zuerst geweigert und zuletzt gewährt. Von blasser Lippe tröpfelte ihm, in der letzten Stunde, mühsam erkünstelter Spott über die Leute, die jeden ihrem Trachten unnützlichen Kompromiß mit gerunzelter Stirn rügen. Für einen Humorlosen war's alles Mögliche. Hier aber hat es sich um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten Schwäche gehandelt. Wer hier nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Willens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtsschaffenheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann. Der Abgeordnete Hauß hat gefragt, ob die Erklärung, daß den Regierenden Etwas unannehmbar sei, nach so vielen Rückzügen noch irgendwelchen Werth habe. Herr von Oldenburg hat gesagt,



er habe für das allgemeine Wahlrecht gestimmt, weil die Regierung versichert hatte, daß sie nach der Annahme dieses Paragraphen das ganze Gesetz ablehnen werde. Und Herr Schulz, der zur Reichspartei gehörige Vicepräsident des Reichstages, rief, in weiten Kreisen des Volkes glaube man der Regierung nicht mehr, wenn sie einen Vorschlag unannehmbar nenne. Wie bei einem Ausverkauf ging es zu; wie unter Caprivi, wenn für einen Zufallswunsch Stimmen zusammengetrommelt und aus dem Reichsbesitz Handgelder vertheilt wurden. Nur an einer Stelle ist der Kanzler standhaft geblieben: die Kaisergewalt, die Hausmacht des Königs von Preußen hat er gestärkt, nicht, wie Blinde ihm vorwarfen, geschwächt; Alles heimgebracht, was Wilhelm sich wünschte. Er darf sich seiner Geschicklichkeit rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt.

Wer vor zwölf Monaten prophezeit hätte, der fünfte Kanzler werde dem Reichsland das allgemeine, gleiche, direkte, öffentliche Stimmrecht und den Rang eines Bundesstaates geben, wäre ins Narrenhaus gewiesen worden. Noch klang die Enttäuschung von Bülow's Hoffen nach, der Verzicht auf den Diktaturparagraphen werde rasch sogar die Lothringer versöhnen. Im Haus der von Preußen Abgeordneten hatte Herr von Bethmann gesagt, „der tiefste Zug deutschen Wesens“ fordere die Ungleichheit des politischen Rechtes, dessen Gleichheit „dem Reichthum und der Innerlichkeit deutscher Kultur“ unvereinbar sei. Und selbst in den Gegnern wohnte noch das Gefühl, daß dieser Mann glaube, was er sage, und nur sage, was er glaube. Heute muß selbst der Freund fragen, was dieser Ministerpräsident und Kanzler in seines Herzens Grund eigentlich glaube. Geheime Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Indirekte Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Gleiches Wahlrecht: deutscher Kultur, dem tiefsten Zug deutschen Wesens unvereinbar; er giebt's den Elsässern und Lothringern. Ohne Pluralstimmen und Proportionalvertretung, ohne Listenwahl und Verrückung der Altersgrenze: das blanke, blöde Mehrheitrecht, das zwanzigtausend Wähler ohne Vertretung läßt, wenn ihre Gegner einundzwanzigtausend Stimmzettel aufgebracht haben; das an Wahlkreisinteressen flebt, den Intelligentesten den Weg zur Mitarbeit am Staatsgeschäft sperrt und sich im Deutschen Reich nur durch die alte Lüge der Kreisgleichheit hält. Das giebt er den Männern von Mülhausen, Metz und Colmar; in dem sel-



ben Maimonat, der in der Französischen Republik demokratische Sozialisten unter Millerand für die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fechten sieht. Ahnt er wieder nicht, was er thut? Welchen neuen Groll er in Polen, Welfen, Dänen ansacht, deren Versöhnung nicht mit so sanften Mitteln erstrebt wird, obwohl sie nicht an gefährdeten Grenzen hausen? Den Gedanken, sprach Treitschke, „die Provinzen Elsaß und Lothringen in einen Staat umzuwandeln, halte ich für ganz und gar verwerflich. Jetzt, da wir hart am Werk sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, jetzt zu der noch allzu großen Staatenzahl einen neuen Staat schaffen, aus drei Departements, die niemals ein Staat waren, einen neuen bilden, an der gefährdeten Grenze einen neuen halbdeutschen Partikularismus großziehen: Das wäre ein Schlag in unser eigenes Angesicht.“ Herr von Bethmann durfte Elsäßern und Lothringern jeden Wunsch erfüllen, wenn sie dann so laut, daß man in Paris hörte, riefen: Wir sind zufrieden; fühlen uns im Reichsverband behaglich.“ Unter dieser heißen Lenzsonne sind sie so unzufrieden, daß sie dem Centrum gar, dem klügsten Tyrannen, schroff den Gehorsam kündigen. Der Kanzler hat das Feuer geschürt, daß er ersticken sollte. Besonders stolz ist er auf die Thatsache, daß die Sozialdemokratie ihm geholfen, für seine Verfassungsreform gestimmt hat. Durfte sie denn zaudern? Im Reich und im Bundesrath wird die Demokratie gestärkt. Aus allen Industriestädten winken den Genossen Mandate. Sie erobern sich einen neuen Landtag, dem der Konfliktstoff nie fehlen kann und in dem sie, unter einem ihrem Wesen wahlverwandten Präsidenten, über den Kaiser, den König von Preußen, ihr Herz ausschütten dürfen. Der Kanzler, der sich ihrer Mitarbeit am Umbau der wichtigsten Reichsfestung gefreut, daß nach ihrem Willen Gefügte als ein „nationales Werk“ gepriesen hat, kann nicht mehr sagen, wer ihnen eine Wahlstimme gebe, verrathe das Reichsinteresse. Der Mann, der den Festungsbewohnern, auch den dem Reich feindlichsten, das unbeschränkte Wahlrecht schenkte, würde ausgelacht, wenn er, mit der alten, zerfetzten Begründung, den Preußen noch weigerte.

Caprivis rettende That ist, nach dreizehnjährigem, bis in unsere Tage fortwirkenden Kampf, aus dem Buch deutscher Geschichte gestrichen worden. Was Herr von Bethmann zerstört hat, erhebt sich nicht so leicht aus den Trümmern. Aber er hat den Nachweis seiner Geschicklichkeit erbracht. Und ist fürs Erste gerettet. Ist gerichtet?





## Blumentage.

Im Jahr des Heils 1911. Blumentage und kein Ende: Margueritenfeste, Kornblumen-, Maiblumen-, Nelkenfeste. Was bedeutet's? Was ist der Sinn dieses neuen Brauches?

Ich kann mir vorstellen, daß man die Ostern und Pfingsten zu Blumenfeiern und Tagen der Spende macht. Kann mir Lenz-Willkommfeiern im Vorfrühling denken, mit Schneeglöckchen, Krokus, Anemonen, Weidenkätzchen und der zart-süßen Mandelblüthe; Blumenfeste im Mai: aller Duft der Veilchen, der Maiglöckchen und des Flieders; darüber Kastanienkerzen aufgesteckt und leuchtende Guirlanden aus Obstblüthenzweigen. Auch üppige Sommerfeste: Rothdorn und alle Hände voll weißer, gelber, rosa und rother Rosen. Duftwellen entströmen ihnen, entströmen den Lindenranken und, die heißesten, den hier und dort verstreuten Jasminsternen. Schließlich die große Begräbnißfeier der schönen Jahreszeit: mit Asters- und Georginengepränge, mit goldenem Weinlaub und dem ernstesten Einschlag der Reseden. Vorfrühling-, Maien-, Sommer- und Herbstblumentage, an denen man alle sprossenden, alle üppig erblühten und alle noch im Welken goldgetönten Sonnengaben zu Duft- und Farbenorgien häuft, bewußt umfaßt und genießt. Sei es in heidnischem Jubel, sei es in frommer Dankbarkeit; im Tanzspiel oder im Gebet. Daß könnten Feste (private, nicht öffentliche) von fein sinnvoller Prägung sein; Feste voll jauchzender Kraft und Lebensfülle: neuzeitliche Rulte uralter Herkunft und urewiger Zukunft, da Herz und Hände sich öffnen; sich heimlich, ganz heimlich zu reichem Geben aufthun.

Doch nicht solchen Festen galt der Aufruf, der so lärmend durch die Lande klang. Die Lösung war: Verkauf künstlicher Kornblumen zum Schutz der Kinder vor Mißhandlung und zur Einrichtung von Fürsorgeheimen. Verkauf von Stoff- und Papiermargueriten für Entbindungsanstalten und Wöchnerinnenpflege. Verkauf von Maiblumen, Nelken, Sternblumen zur Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit. Der Margueritentag in Plauen brachte einen Reingewinn von fünfundsechzigtausend Mark. (Ueber Bruttoeinnahme und Unkosten schweigt man.) „Nun kann das Fürsorgeheim gebaut werden, das zur Aufnahme sittlich gefährdeter Kinder bestimmt ist.“ Weil man achtzehnhundert Jungfräulein auf die Straße ließ, auf daß sie Papierblumen an den Mann brächten. Ist da keine sittliche Gefährdung? Keine Gefährdung des Geschmacks, des Taktes, der Pietät vor der Armuth und Volksnoth? „Eine Riesenarbeit brachte einen entsprechenden Erfolg, dank der Opfer-



willigkeit der plauener Bevölkerung.“ Konnte diese Bevölkerung ihre Riesenkräfte nicht würdiger verwerthen, ihre Opferwilligkeit nicht vornehmer befunden als im Margueriten-Strassenhandel?

Schon stellte ein bauener Fabrikant hunderttausend Margueriten für ähnliche Zwecke zur Verfügung. Hunderttausende Margueriten und Kornblumen in sächsischen, preussischen, württembergischen und badischen Städten. Kunstblumen, zum größten Theil von Heimarbeiterinnen in unzähligen Tag- und Nachtstunden für Sündenlöhne angefertigt. Während ihre hungernden Kleinen sich aussichtslos umhertreiben. Nun bringen die Blumen die Mittel zur Jugendfürsorge. Ein *circulus vitiosus*. Und (wir er-  
 führen es aus dem „Konfektionär“): „Die Industrie künstlicher Blumen wird durch den ganz enormen Verkauf und Verbrauch ohne Frage gehoben und zahlreichen Arbeitern ausreichende Beschäftigung gegeben.“ Also auch der Lösung des Arbeitslosenproblems dienen diese Feste. Mindestens beschäftigen sie die Arbeitslosen der höheren Gesellschaftsklassen; vergnüglich und manchmal einträglich. Und bei diesen Festen der Nächstenliebe ist ja auch der Schwindel nicht selten zu Gast.

Die Krankheit ist ansteckend. Sie kam vom Ausland und greift seuchenartig um sich.

Wo bleibt Berlin? Sein Fall kommt spät, ist aber schlimm. Ein großer, ganz großer Blumentag „für Mutter und Kind“ ist in Sicht. Im Juni wird die Metropole ihre Vormachtstellung auch auf dem Gebiet einer üblen, einer falschen, einer kulturlosen Wohlthätigkeit erweisen. Wieder stößt der „Konfektionär“ in die Po-  
 saune: Plakmusik der Regimentkapellen; Ausstattung der Schaufenster unter gebührender Verwendung der Margueriten; Fünf-Uhr-Theeß mit Vorführung neuer Moden; Festvorstellungen; fliegende Künstlertruppen. Alle Mann (bei Gefahr öffentlicher Achtung) eine papierene Margarete im Knopfloch. Offiziere, Soldaten; hat doch der oberste Kriegsherr „am Kornblumentag in Kiel ein paar Kornblumen vorn auf der Patte getragen“. Beamte, Schulkleute, Schaffner werden sich „mit der schlichten Blume schmücken“; weder „dem Cylinder des Omnibuskutschers“ noch „dem wackeren Pferdchen vor dem Wagen“ darf sie fehlen. „Wie reizend wäre es ferner (die Sache wird wieder feudaler), wenn sich die hiesigen ausländischen Kolonien in den Dienst der guten Sache stellen würden! Welch edler Wettstreit könnte hier prächtige Werthe schaffen! Man denke sich die japanische Kolonie mit ihren entzückenden Damen als Geishas in einem Theehaus, das in irgend-  
 ein Hotel eingebaut werden kann.“



Man sieht: eine „Saison“ mit allen Reizen, mitten in der sommerlichen Langeweile. Fünfzigtausend Damen mit fünf Millionen künstlicher Margueriten sollen auf die Berliner losgelassen werden; keine Rettung vor ihnen. Man flüchte sich nicht in die nächste Elektrische Bahn oder in den Omnibus, mit „dem wackeren Pferdchen“. Die Fünfzigtausend haben freie Fahrt. Sammeln außen, sammeln innen. Ein Hauptspaß; der Karneval am Rhein, dieß ehrliche Volksfest, ohne jegliche Sittlichkeitmaske, ist harmlos dagegen. „Der Tag, der unter dem Leitwort Mutter und Kind stehen soll, zeigt schon in seiner Devise das Bestreben, das Loß der Kleinen zu erleichtern, die Säuglingsfürsorge zu fördern und die Last von den Schultern mancher Armen und Bedrückten zu nehmen. Fünf Millionen künstliche Margueriten: man muß sich diese gewaltige Summe vorstellen, um sich die ganze Größe des geplanten Wohlthätigkeitsfestes vor Augen zu halten.“ Gellt uns solcher Lobgesang nicht die ganze Disharmonie zwischen Zweck und Mittel, Inhalt und Form in die Ohren?

Der Einbläser des Unternehmens ist die preußische Landescentrale für Säuglingsschutz. Ist es glaubhaft? Eine Organisation mit den vornehmsten Zielen, an deren Spitze ausgezeichnete Männer stehen. Und da werden kinematographische Darstellungen verheißen: zur Hebung des sozialen Empfindens; Vorträge: über die ethische Bedeutung der Kinderhilfstage. Hat es wirklich ethische Bedeutung, daß solche „Tage“ nöthig sein sollen, damit armen kleinen Kindern geholfen werde?

Wäre es für die Dauer unmöglich, die Mittel für die wichtigsten nationalen Aufgaben auf anderen Wegen zu beschaffen, dann ist nicht einzusehen, mit welchem Recht man die schleunige Flucht der Säuglinge aus dieser bestmöglichen aller Welten verhindert. Haben Staat und Gemeinde kein Geld zur Erhaltung gefährdeter Säuglinge, dann werden sie durch die Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit der Sünde schuldig, die schon Malthus den armen Leuten so sehr verübelte: sie vergrößern ihre Familie, ohne für ihre Kinder sorgen zu können; sie bevölkern das Land mit Paupers, mit Bettlern, mit Lumpen.

Mag man Bazare, Alpenfeste und das Gelärm kleiner Vereine für ihre Privat Zwecke hinnehmen, mögen solche Veranstaltungen, trotz unerfreulichen Begleiterscheinungen, bei plötzlich auftretenden Nothständen berechtigt sein; mögen gewisse Formen auch der mittelbaren Spenden (zum Beispiel: Künstlerkonzerte, wo der Künstler von dem Kapital seines Könnens für die Armen hergiebt) das reichlichste Lob einheimen. Blumentage für Mutter und Kind



stehen etwa auf der Höhe eines Blumentages zur Deckung des Militärhaushaltes. Denn um die Wehrkraft unseres Volkes handelt es sich in beiden Fällen.

Der Prozentsatz der Geburten fällt, wie in Frankreich und England, so auch in Deutschland. Die Furcht vor Uebervölkerung wich der Furcht vor dem Bevölkerungstillstand. Die Statistik mahnt seit mehreren Jahrzehnten, mahnt mit unwiderleglicher Beweiskraft. Daher die Hochfluth internationaler Kinderschutzbestrebungen. Die vielen verstreuten Vorschriften und Bethätigungen, die nach Vereinheitlichung rufen. Daher der neue Altar für Mutter und Kind. In Frankreich und England tragen ihn die Bronzepfeiler klug bedachter Kinderschutzgesetze. In Deutschland unterzieht man ihm Stützen aus buntem Papier.

Sehen wir einmal ab von Staat- und Gemeindepflichten. Halten wir uns an die Wohlthätigkeit. Sagen alle berliner Wohlthätigkeitsvereine Ja und Amen zu der neuen Influenza? Nein. Nicht alle. Kein Zufall ist's, daß ihr die „Centrale für private Fürsorge“ mit aller Kraft vorzubeugen sucht. Siebt doch ihr Leiter seine ganze Lebensarbeit unentgeltlich hin; die Kosten der ausgedehnten Organisation werden durch Spenden gedeckt. Diese zuständige Stelle sieht in der Wohlthätigkeit eine Frage der Erziehung: der Empfänger und besonders auch der Geber. Die müssen lernen, daß Wohlthun kein Spiel und kein Sport ist, sondern eine Pflicht.

Der Centrale für private Wohlthätigkeit schloß sich die „Wohlthätigkeitscentrale der berliner Kaufmannschaft“ an. Sie will gegen die Seuche der Bazar- und Verlosungen immun machen, die unsere Kaufleute in jedem Winter bedroht: bei Gefahr des Kundenverlustes wird ihnen Waare abverlangt, die dann im Bazar unter dem Ladenpreis verkauft oder bei der Verlosung gewonnen wird. Die Kaufleute ziehen eine unmittelbare Wohlthätigkeitssteuer vor. Auch der „Kinderrettungsverein“ ist gegen die Blumentage: „Wir feiern keine Feste, und wer ein Herz für die Armen hat, hilft uns doch.“

Große Deutsche haben von einer „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes“ gesprochen. Jetzt schickt man junge Mädchen auf die Straße, damit sie im Rosenmonat Kunstblumen (schlecht bezahlte Erzeugnisse der Frauen- und Kinderarbeit), zur Förderung des Mutter- und Jugendschutzes, den Vorübergehenden zum Kauf aufdrängen. Die Centrale für private Fürsorge ist der Friedensstörer, der Volksfeind. Dennoch: ihr Protest wird bleiben und, wenn die Epidemie ebbt, bezeugen, daß es im Jahr 1911 Fürsorgevereine gab, denen die soziale Verantwortung höher stand als der Beifall des Tages.

H e l e n e S i m o n.



## Die Memoiren des Chevalier Gramont.\*)

In Italien wurzeln die Anfänge unserer geselligen Kultur; Frankreich hat sie entwickelt. In den Palästen der Herzogin Elisabeth von Urbino, der Isabella von Este, des großen Medici begegnen wir den ersten Blüthen jener Erscheinung, die einen unentbehrlichen Reiz unseres Lebens bildet. In dieser Zeit der starren Seiden, der großmustringen, schweren Sticereien auf den Kleiderstoffen herrschte auch in Verkehr und Sitte noch eine gewisse Steifheit, die die Menschen der Zeit nicht gefühlt haben mögen, die uns aber selbst in ihren zierlichsten Werken fremd und hemmend auffällt; aber der bewußte Genuß an einem feineren geselligen Verkehr hat damals begonnen. Die Liebe zum Ausdruck, die Freude am „bel parler“, an den „motti“ und „motteggi“, an der Pointe, die Kunst der Sprache, die dem Romanen so eigen ist, hat in diesen Tagen einen Reichtum und eine Verfeinerung der Rede angebahnt, die seit dem Fall der Antike nicht mehr gekannt worden waren. Und der Antike hatte das wesentliche Zeichen unserer Geselligkeit, der freie und gleiche Verkehr der Geschlechter, gefehlt, das Mitsprechen des Weibes, das die Geselligkeit belebt und reizvoll macht, eben weil die Frau Menschen und Dinge immer anders auffaßt und ansieht als der Mann.

Vieles ändert sich in der Zeit; und nichts so schnell wie die Formen des Menschenlebens; aber wie bunt der Maskenzug der geschichtlichen Kostüme auch sein mag: unter den verschiedenen Kleidern stecken die selben Geschöpfe; und ob sie den Körper so verändern, daß zwei

---

\*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Der Chevalier von Gramont; Hamiltons Memoiren und die Geschichte“, das Herr Dr. Federn bei Georg Müller erscheinen läßt. Einem im feinsten Salonsinn reizvollen Buch, das nicht nur durch die Pracht seines Gewandes (die Ausstattung, die Fülle guter Bilder, das Satzgefüge ist jedes Lobes würdig) den Betrachter entzückt. Diesen zwei Bänden ist in solchem Kleid eine stattliche Schaar kultivirter Freunde gewiß; die, in frohem Staunen, hier die Auferstehung einer Welt sehen werden. Als Uebersetzer, Chronist, Glossator und Sammler zeitgenössischer Urtheile hat Herr Dr. Federn ungemein viel für das Werk gethan. Daß er auch als Essayist vermochte, brauchte man kaum zu betonen, wenn dieser ernste und doch oft graziöse Schriftsteller, der nobel bleibt, ohne langweilig zu werden, schon überall nach seinem Werth anerkannt wäre. Da er nicht ist, sei hier auf sein Werk hingewiesen; auf die Essays über amerikanische Literatur und vergleichende Literaturgeschichte, auf das feierlich schöne Dantebuch und die Romane „Jahre der Jugend“, „Rosa Maria“, „Die Flamme des Lebens“. Ich hoffe, daß der Gramont ihm rasch neuen Anhang wirbt. Denn dieses Buch ist innen und außen so gelungen wie die besten französischen Muster; und zeigt, wie in dem Herausgeber Talent und Kenntniß, Kultur und Darstellergabe sich gatten.



fremde Monstra einander anzustarren scheinen, wenn ein Ritter im Visir und ein eleganter Kavaliereffizier, ein Herr in der Allongeperücke, mit den Schleifen an den Schuhen und dem breiten Wammß über der mit Spizen besetzten Hose, und ein Herr in Gehrock und Cylinder einander gegenüberstehen: Carlyle sagte, man möge sie entkleiden und der Unterschied wäre dahin. Das Kosmische in unserem Schicksal, das Werden und Vergehen unserer Persönlichkeit und der Dinge um uns, Vernichtung und Zeugung, Geburt und Tod, der Wechsel der Jahreszeiten, die Umwälzung der Erde und der Völker: noch immer ist's das Selbe und noch immer Das, was die tiefste Wirkung auf unser Leben hat; und die stärksten Triebe unserer Menschlichkeit, Hunger, Liebe, Ehrgeiz, Rachsucht, Neid und Freundschaft, bleiben ewig die selben. Nur der Ausdruck ändert sich. Alle Erscheinungen zeigen zwei Gesichter: denken wir an die Verschiedenheit, die unendliche Veränderung, so überrascht uns die starre Gleichheit, die darunter zum Vorschein kommt; treten wir aber an das scheinbar so gleiche Geschöpf heran und wollen wir den Menschen fremder Zeiten als ein Wesen von unserer Art betrachten: sogleich fällt uns auf, wie unendlich weit von uns entfernt er wandelt. Die Differenzirung der Empfindungen und des Ausdrucks ist unser größter Fortschritt und unsere Gefahr: vom Wilden zum Kulturmenschen führt keine Brücke und heute kaum ist noch dem Mann des Volkes mit dem der Gesellschaft eine tiefer reichende Verständigung möglich. Aber in den selben Kreisen kultivirter Zeiten finden wir im Alterthum und noch mehr in den Jahrhunderten, die dicht hinter uns liegen, die selben Menschen, die selben Zeichen. Horaz und Goethe würden sich viel leichter verständigen, als Horaz es mit einem römischen Kärner, Goethe mit einem Bauern seiner eigenen Zeit vermochte.

Die Geschichte verändert die Moral, die Qualitäten, die treibenden Kräfte; andere Menschen treten, Einfluß übend, an die Spitze ihrer Zeitgenossen und andere Gedanken und Ideale werden mit ihnen herrschend. Die Menge läuft Denen nach, die stark genug waren, ihr neue Ideale und neue Moden, die nur verflachte und verkümmerte Ideale sind, vorzuschreiben. Andere Dinge werden erlaubt und beliebt. Andere sind modern geworden. Und trotzdem, wenn man die Themen des Gespräches und die Gegenstände des Verlangens, die mit der Zeit wechseln, ausnimmt, finden wir um Alles einen ähnlichen Rahmen gespannt, eine ähnliche Form. Und selbst die Themen des Gespräches und die Gegenstände des Verlangens: wie unzählige mögen in Folge der ewig gleichen Bedürfnisse der Menschennatur sich seit zweihundert Jahren beständig wiederholen! Wann hat man nicht über Küche, Haus und Geschäft, über Liebe und Hochzeit, über Erfolg und Ruin, über Politik und Verbrechen gesprochen, geschmäht und gescherzt? Wenn wir die „Bücher der Erinnerung“, die Memoiren öffnen, so finden wir, daß selbst die Scherze unverändert geblieben sind.

Im siebzehnten Jahrhundert gab es schlechte Straßen, schlechte



Beleuchtung, eine elende Hygiene, eine unfähige Polizei; aber wo Reichthum und Macht diese Mängel einigermaßen zu ersetzen gestatten, da waren die Lebensbedingungen Derer, die man „Gesellschaft“ nennen mag, nicht so sehr verschieden von unseren. Diese Bedingungen und die gesellschaftliche Kultur waren auf einen viel kleineren Kreis beschränkt; auf einen noch engeren war die Freiheit, die das Lebens-  
element der Gesellschaft ist. Aber in diesem Kreis war die höchste gesellschaftliche Kultur zu finden; denn das Genie war da und der Geist, Witz und Wissen, freieste und tiefste Empfindung. Und rings um das Echte lagerte sich, wie heute, die Menge der Nachahmer, die nur die Form besaßen und nicht den Geist; und die kleine Zahl der Eingeweihten lachte über sie, wie heute. Dennoch blieb die Form immer die Hauptsache; in der Gesellschaft galt stets: besser Form ohne Geist als Geist ohne Form.

Vieles konnte damals im Großen und öffentlich gethan werden, was heute nur versteckt und unter dem deckenden Schein gesetzlicher Formen möglich ist. Aber unter der glatteren Oberfläche unserer Gesellschaft wüthen die selben Leidenschaften, kämpfen die selben Triebe ihren unerfüllbaren Kampf um Erfüllung. Die Roheit, die sich damals noch fast überall hervortrug, ist auch heute nur wenig überholfen. Wo eine lebenswürdige Geselligkeit besteht, hat sie ähnliche Formen; der Salon war der selbe, auch wenn Möbel und Trachten und Lichter verschieden waren. Manche Ideen und manche Narrheiten sind durch andere ersetzt, aber die Briefe der Frau von Sévigné und ihrer Korrespondenten könnten mit sehr geringen Unterschieden heute geschrieben sein und auch wir kennen das feine Lächeln und die kleine Freude über eine gelungene Pointe in dem saltigen Gesicht und den heiteren Augen des alten Saint-Evremond. Frankreich war und ist uns auf diesem Gebiet immer weit voraus gewesen; wir finden ja noch heute in Deutschland sehr selten die wirkliche Kunst des Gespräches, den leichten und fröhlichen Geist der Geselligkeit, den Triumph der Form. Die flüchtigsten und reizvollsten Kunstwerke, die einer Konversation, in der kein Verlegendes, kein inhaltloses und kein schwerfälliges Wort gesprochen wird, sind uns fast unbekannt.

Die gebildeten Höfe Italiens fanden in Frankreich ihre Fortsetzung; um beide Königinnen von Navarra versammelten sich ähnliche Kreise, wie Urbino und Mantua sie gesehen hatten; die Valois hatten mehr Bildung und geistige Interessen, als man gewöhnlich weiß; aber die blutigen inneren Kriege, die Härten der Zeit, die Rauheit der Männer machen auch ihren Ton für uns fremd und steif, fast mittelalterlich fern. Nach dem Beginn des siebzehnten Jahrhundert ändert sich dies Alles schnell. Die Kriege der Fronde sind die letzten, bei denen die Edelleute mit ihren blauen, weißen und isabellenfarbigen Schärpen über den breiten Röcken und Harnischen, mit den strohernen oder papierenen Kokarden an den Federhüten ihre Zugehörigkeit zu den Parteien zeigen. Die Fronde ist beinahe eine pomphaste Karikatur, ein



schwächliches Nachspiel zu den Bürgerkriegen, eine halb komische Probe der Großen Revolution, die hundertundfünfzig Jahre später so furchtbar ausbricht; es ist ein spaßhafter Parteikampf, in dem man jeden Tag Frieden schließen möchte und das Schwert zieht wie Bardolph und Pistol, die es sofort wieder in die Scheide stecken; ein Intriguenpiel ahnungsloser, ehrgeiziger und eitler Herren, fast lächerlich neben dem titanischen Klassenkampf, der das politische Schicksal Englands für immer entschied. Da besteigt kein König das Blutgerüst, kein Cromwell ist zu finden mit seinen Eisenreitern, kein finsterner Ernst; ein beinahe fröhlicher Theaterkrieg wird geführt. Man muß nur die heiteren, reizenden Briefe lesen, die Bussy und seine Cousine während der Belagerung von Paris wechseln; in der Stadt fahren maskirte Damen, von ihren Lafaien begleitet, zur „Verschwörung“; der Adel beruft eine Versammlung ein, weil man vier Gräfinnen erlaubt hat, in Gegenwart der Königin auf dem Tabouret zu sitzen, Damen, denen diese Ehre nicht zukommt; über diese Frage entsteht fast schon eine neue Partei. Mademoiselle erobert Orleans mit ihren Garden und ihren Hofdamen, sie hält Reden ans Volk und der Prinz von Condé, der sie nicht leiden kann, rasirt sich ihr zur Ehre und zieht mitten in der Woche ein weißes Hemd an, um mit ihr zu speisen. Mademoiselle ist es, die die Kanonen der Bastille zu des Prinzen Gunsten spielen läßt; der Kommandant wagt nicht, sich der energischen Prinzessin zu widersetzen, und sie entscheidet den Kampf in den Straßen von Paris.

Und da der Krieg der Fronde zu Ende ist, wird es in Frankreich still. Eine lange Stille. Das Werk Richelieus ist vollendet und gereift. Der Roi-Soleil sieht einen gehorsamen, unterwürfigen Adel um sich; man kämpft nur noch an den Grenzen gegen das Reich, gegen Holland, gegen Spanien; im Innern ist Friede und Glanz und Ruhm ohnegleichen: und in Versailles, in Saint-Germain, in Paris blüht eine höfische und höfliche Gesellschaft, geschmückt mit höfischer Kunst, empor. Wie ein Hauch, wie eine Ahnung von dem feierlich heroischen Stil dieses Theaters steigt es auf, wenn man im großen Hof von Versailles steht, das von den Seitenflügeln zurückweichende, gewaltige weiße Schloß wie einen Bühnenhintergrund vor sich sieht, das Reiterstandbild des Königs in der Mitte des Hofes, seine Feldherren wie Paladine in der mit Federn geschmückten, mit Tressen besetzten Kriegstracht, ihre Marschallstäbe in den Händen, in überlebensgroßen Statuen weit um ihn gereiht, und oben auf dem Schloß die innig stolze, jauchzende Inschrift liest: „A toutes les gloires de la France!“ Was kümmert uns die Erbärmlichkeit, die Lafaienhaftigkeit und Verderbtheit der „Edelsten der Nation“, das bitterböse Ränkespiel, all die Grausamkeit und Schande, die sich hinter den Couliissen bargen? Wir haben es hier nur mit der herrlichen, üppigen gebieterischen Form zu thun. Oft sehen wir ja, daß Blüthen über Schlamm und Unrath gedeihen.

Der Göke hatte gewechselt. Wie die alten germanischen Kaiser und Herzöge sich willig oder knirschend vor Päpsten und Bischöfen be-



müthigten, so knieten hier Männer, denen es an Männlichkeit wahrhaftig nicht fehlte, vor ihrem gekrönten Gott. Das Wort „Halbgötter“ haben Mitglieder der königlichen Familie selbst von sich gebraucht und mit einem Gott wird der König von seinen schmeichelnden Hofleuten oft genug verglichen. Die tötenden Folgen dieses Götzendienstes, die Erlahmung der inneren Kräfte, die Verödung der Herzen, lagen damals noch in weiter Ferne.

Es fehlte ihnen nicht an Gaben, beinahe nie an Witz; und der Geist, wenn er ihnen nicht gefährlich wurde, stand in hohem Ansehen. Kleinere Kreise schlossen sich um den Hof oder sonderten sich von ihm und fremde Höfe ahmten seinen Glanz nach. Im Hotel der Marquise von Rambouillet war schon vorher eine stillere, zierlichere und zartere Geselligkeit entstanden; hier wurde die Sprache gereinigt, jede Fote streng verbannt. Man ging darin zu weit. Molière, Boileau, La Fontaine und Somaize verspotteten die Präziosen; und doch hat Niemand so viel für die Verfeinerung unserer täglichen Rede gethan, Niemand einen solchen Einfluß auf die Sprache der Gesellschaft gehabt wie Catherine de Vivonne, die Gattin des Marquis von Rambouillet, die, halb Italienerin, halb Französin, schon der Rasse nach die Kulturen der Zeit in sich vereinte. „Vor beinahe dreihundert Jahren“, sagt Arvede Barine, „hat Madame de Rambouillet den Salon erfunden.“ Nicht nur den Salon: auch das Speisezimmer, das Intérieur für die Geselligkeit überhaupt.

Es war einer der glücklichen Zeitabschnitte, die an der Grenze zweier Epochen liegen. Die Raufdegen staken noch nicht in den Scheiden fest, die Schärpen waren noch kaum abgelegt; und für jeden wilden, tapferen, abenteuerlustigen Kerl gab es genug zu erleben und zu thun. Kriege rasten an allen Grenzen; große Erfindungen und Entdeckungen wurden gemacht und große Persönlichkeiten gab es in Fülle. Aber die neue Gesellschaft verlangte ein neues Heldenthum. Ihr Held mußte ein Mann sein, der vom Ritter noch die Alluren hatte, der den Kanonenrauch kannte und den Degen trug; er mußte im Feld gewesen sein; aber wichtiger für ihn waren die Grazie der Erscheinung, die Kunst eleganter Kleidung, die Liebenswürdigkeit im Verkehr, die gewandte Zunge, das interessante Wort, die Geste und nicht zum Mindesten die eherne Stirn: er durfte, wie in der Schlacht, sich auch im Salon nie verblüffen lassen. Viele kamen diesem Ideal nah. Da ist der Marquis von Vardes, in der Jugend hinreißend und entzückend im Alter; der stets galante, heldenhaft tapfere, im Gespräch und in seinen Briefen unendlich affectirte Graf von Guiche, der zu Pferd, an der Spitze seiner Schwadronen, über den Rhein setzte und den ein früher Tod aus den Wirrnissen eines haltlosen Lebens riß; der eiskalte, kühne, citle Bussy-Rabutin mit der unbändigen Zunge; aber charakteristisch wie Wenige ist für die Zeit der leichtfertige Liebling seiner Chronisten Hamilton und Saint-Evremond: der Chevalier von Gramont.

Die glückliche Verbindung des Abenteurers (wir könnten fast



sagen: des Hochstaplers) mit dem wirklichen Grandseigneur, der er immer und überall bleibt, macht ihn zu einer schillernden Figur, wie es auf anderem Plan und auf andere Weise im nächsten Jahrhundert Casanova war. Vornehme Geburt, Eleganz, schlagfertiger Witz, bezau-bernde Plauderkunst, Leichtsinns, Schwindeltalent, Liebenswürdigkeit und eine nie zu verblüffende Unverschämtheit vereinten sich, diesen cadet de Gascogne zu einem immer siegreichen Helden zu machen. Auch seine Unverwundlichkeit dürfen wir nicht vergessen, des Mannes, der im Alter ewig jung blieb und in der Jugend nicht zu ermüden war. Er reitet nach Urras, schläft zwei Nächte nicht, kommt an und wird von befreundeten Offizieren gefragt, ob er ruhen möchte. „Wann hat man je gehört, daß der Chevalier von Gramont Schlaf braucht?“ erwidert er und reitet zu den Vorposten. Ein feindlicher Offizier erkennt ihn, andere kommen hinzu, man begrüßt ihn, umarmt sich, fragt, plaudert, immer neue Herren vergrößern die Gruppe und mit Staunen sehen die beiden Feldherren durch ihre Gläser ihre Armeen friedlich in der Ebene beisammen. Sie schicken Adjutanten aus und fragen, was das seltsame Schauspiel bedeute. „Der Chevalier de Gramont ist angekommen!“ wird gemeldet. Ja, dann ist Alles verständlich, jeder der beiden Heerführer, Condé wie Turenne, lädt ihn zum Frühstück ein. Ob seine Waffenthaten wirklich so großartig waren, wie sein Biograph uns erzählt? Wir wissen es nicht. Er hatte viele Feinde und nicht weniger Neider, die schlecht über ihn sprachen. Sicherer sind wir seiner Schwindeleien, beim Spiel wie in der Liebe; er brauchte immer Geld und lebte vom Spiel (und das Falschspielen galt damals für ein adeliges Vergehen, das man nicht allzu schwer nahm); er log gern und er log zum Entzücken, er erfand und betrog so witzig; er war unwiderstehlich; wenn er bei Hof ist, will jeder König ihn abends sehen.

Er ist kein Genie, wenigstens kein fruchtbares, kein La Rochefoucauld mit seinem tiefgründigen melancholischen Geist; auch kein Graf von Tréville. „Reden wie Herr von Tréville“: damit war das höchste Lob gespendet, das die Gesellschaft zu ertheilen hatte. Aber dieser elegante und vornehme Offizier konnte auch eine Arbeit über die Kirchenväter oder über den Urtext des Neuen Testaments schreiben, so klar und geistvoll, daß sie die wenigen Zuhörer entzückte, denen er sie vorlas, ehe er sie für immer in seine Lade verschloß; und eine tiefe Frömmigkeit, schwere innere Kämpfe, eine nicht leicht ergründete Seele lagen unter der eleganten Erscheinung, der hochmüthigen Stirn verborgen. So ist Philibert von Gramont nicht. Da ist Alles leicht und bleibt an der Oberfläche. Tiefe darf man nicht bei ihm suchen. Aber wie entzückend ist seine Oberfläche! Der feinste Glanz und Stil des Lebens; Flitterchen, wenn man will, aber Flitterchen, die den schmetterlinghaften Menschen, auf dessen Flügeln sie schimmern, vielleicht glücklicher und wohlthätiger machen, als große Eigenschaften und Leistungen es vermöchten. Die raschen Erfolge der Körperlichkeit, im Spiel, im Gefecht, im Tanz, vor Allem aber im unnachahmlichen Wort, sind ihm eigen und er streift den Rand aller irdischen und geistigen Größe;



alle Weltgeschichte, alle Personen und Ereignisse der Zeit spielen in sein Leben oder, richtiger ausgedrückt, er spielt und flattert an ihnen vorbei.

Er ist aus ganz großer Familie: uralter spanisch-französischer Adel der Gascogne, der von Königen stammt; die Ältesten des Hauses sind Herzöge und Pairs von Frankreich und zugleich souveraine Fürsten, wie die Bouillons und die Lothringer. Die Familie hat weniger Helden als höfische, witzige, elegante Streber hervorgebracht, die aber schon durch ihren Rang mit den Königen und großen Männern der Zeit in Berührung kommen mußten. Sein älterer Bruder, der Marschall von Gramont, hat unter Tilly gedient, war Wallensteins Gast, lag in italienischen Burgen gefangen, hat Richelieus Nichte geheirathet, unter Condé Paris belagert, hat die spanische Infantin zu seinem König nach Frankreich gebracht. Philibert selbst war erst Abbé, dann Chevalier (später, nach seiner Heirath nannte er sich nur Graf von Gramont), hat unter Condé und Turenne gedient, war nach England gereist, um Oliver Cromwell zu sehen, das düstere Phänomen der Zeit, den Königsmörder, der selbst ein größerer König war; Ludwig der Vierzehnte war sein Gönner; dann wurde er wegen einer eifersüchtigen Indiskretion verbannt und kam wieder nach England, an den Hof bandenloser, eben so brutaler wie geistvoller, skeptischer und lasterhafter Gesellen, die mit schönen, üppigen, ungebildeten Frauen den wüsten Karneval durchtoben, der die ersten Regierungsjahre des jüngeren Karl Stuart ausfüllt. Schon Laine sagte, daß man nicht nach Hamiltons anmuthigem Buch die englische Gesellschaft jener Zeit beurtheilen dürfe, der Stil und Grazie der französischen fehlen. Freilich: in England lebt und harret noch Anderes, was der Chevalier von Gramont nicht sieht und nicht ahnt; Viele stehen mit verbissenen Lippen, die Hand dem Schwertgriff nicht fern; da giebt es ernste, wohlgesinnte, gebildete Edelleute wie John Evelyn, die mit kritisch bedauernden Blicken dem verderblichen Reigen zusehen; da giebt es als Unterschicht ein seiner Freiheit und seiner Rechte bewußtes strenges Volk, das sehr skeptisch von seinen Königen und ihrem Glanze denkt, das nicht für Freiheit schwärmt, wie andere Völker, sondern sogleich zur Musquete greift, wenn diese Freiheit bedroht wird; da giebt es einen wirklich stolzen Adel, dem sein Land, sein Glaube, sein Volk theurer sind als die eigenen Vorrechte und der Glanz des Königthums. Aber diese Schichten kennt und sieht der Herr von Gramont nicht; ihn interessirt nur das Spiel mit Karten und Liebe. Und das Spiel mit der Liebe führt ihn in die Unsterblichkeit; denn es führt ihm seinen Biographen zu. Seine Memoiren hat nicht er geschrieben, sondern sein Schwager Anthony Hamilton; daß er sich ernstlich in die schöne Elisabeth Hamilton verliebte und sie zur Frau gewann, trotz dem großen Altersunterschied und obwohl Beide kein Vermögen hatten: dadurch wurde sein weltgeschichtliches Schicksal entschieden.

Dann kehrt er mit seiner schönen Frau nach Paris zurück, wird in Gnaden aufgenommen und spielt die alte Rolle weiter. Und da er



endlich durch Erbschaft zu Vermögen kommt, ergreift seinen alten Freund und Bewunderer Saint-Evremond die große Furcht, er könnte geseht werden, den „Stil“ verlieren, und er will ihm nur unter Vorbehalt Glück wünschen; denn: „welche traurige Veränderung, Herr Graf, wenn Sie das Spiel aufgäben, Geld für die Mitgift Ihrer Tochter zurücklegten, von Renten und vom Ertrag Ihrer Güter sprächen, den Adel der Bigorre bei Ihrem Leber sehen wollten und Ihre Nachbarn mit der wundervollen Fistelstimme unterhielten, mit der man in der Gascogne die Herzen gewinnt!“ Und Philibert änderte sich wirklich nicht. Obwohl er klug genug und auf seinen Vortheil bedacht war. „Der Graf von Gramont ist am Hof der einzige alte Herr, der sich nie lächerlich macht“, sagte Ninon de L'Enclos. Und im Alter that er sein Bestes: vertraute dem verständnißvollen Schwager seine Erinnerungen an; und Hamilton schrieb die Memoiren des Chevalier de Gramont.

Wirklich: dieses reizende französische Buch, das Sainte-Beuve den „französischen Geist an sich“ nennt und von dem er sagt, daß es die Grazie der Elfen besitze und in seiner Zierlichkeit den Anfang des Rokoko bezeichne, hat ein Engländer geschrieben; allerdings ein Engländer schottisch-irischen Stammes, in dessen Adern keltisches Blut floß. Ein englischer Edelmann, von dem wir sonst nicht allzu viel wissen, den die Stürme der Revolution als Katholiken und Monarchisten immer wieder nach Frankreich trieben, bis er dort völlig heimisch wurde. Seine Brüder nahmen in Frankreich Kriegsdienst, wurden Marschälle und Grafen; er, der auch Offizier gewesen war, zog später die Feder vor, ward ein einsamer alter Herr, der in wenigen Familien verkehrte, den junge Leute wunderlich und mürrisch fanden. Aber älteren Herren und Damen, die aus seiner Zeit waren und den Hof der Stuarts gesehen hatten, und auch seinen schönen Nichten, den Töchtern Philiberts, schrieb er zierliche Briefe und Gedichte, reizende Feenmärchen voll ironischer Anspielungen, darunter (der Merkwürdigkeit wegen sei es erwähnt) eine Geschichte vom „Zauberer Faustus“, den er am Hof der Königin Elisabeth die schöne Helena heraufbeschwören läßt, und zuletzt das Buch, das nicht vergessen ward.

Man darf dieses Buch, dem alle Schwere fehlt, nicht schwer nehmen. Nicht als historisches Werk; es giebt Klatsch und Theater: die Erinnerungen zweier alter Herren, die ihrer lachenden Jugendzeit gedenken und sie leise lächelnd niederschreiben. Eine Fülle kleiner Komödien, künstlerisch gestaltet und pointirt, wo und wie es dem Erzähler beliebte, die barocke Welt der Allongeperücken, ein üppiges Leben voll Frechheit und Lüste, mit der ganzen Grazie des Rokoko dargestellt. So ragt es in unsere Zeit, ein zierliches Denkmal, das von verflungenen Festen erzählt, von Degen und Harnischen und Schärpen, von Tressenröcken und Schnallenschuhen, von Damen in schweren Seidentleibern, die Van Dyck, die Velh gemalt hat, von einem Wirbel von Kämpfen, Liebe und Scherzen, die vorüber sind.

Halenjee.

Dr. Karl F e d e r n.





## Anzeigen.

**Masken.** Hamburgische Schauspielerbildnisse von Arthur Sackheim. Hamburg, bei Alfred Janssen.

Praeludirt wird über Probleme moderner Schauspielkunst. Hier spricht ein Enthusiast, der sorgsam wägt, und ein Eingeweihter, der noch nicht verärgert ist. Der von der modernen Bühne zwar keine Erlösung der Kunst, wohl aber eine Bereicherung des Lebens erwartet. Nicht gerade ungestüm, denn er kennt die retardirenden Momente der Entwicklung bei dieser „Moralischen Anstalt“ und belächelt sie oft als gewiegter Augur. Als hochkultivirter Mitteleuropäer hat er für die Macher nur ein höfliches Achselzucken, das nicht verlegt, wohl aber vernichtet. Das Büchlein enthält viel mehr, als der Titel verspricht. Schließlich wird dem Problem des Schauspielers auf den psychophysischen Proteusleib gerückt. Und da nun einmal die neue Dramatik der Strindberg, Maeterlinck, Wedekind e tutti quanti mit den Stilen der alten Konvention, des Idealismus, des Naturalismus und der Neuromantik nicht mehr auskommen kann, bleibt nichts übrig als der Versuch, einen neuen Stil zu finden, den Stil der Stile. Nicht Maskenschminker, sondern Persönlichkeiten. Denn nur, was der Schauspieler in sich selbst wahrnimmt, kann er verkünden. Auch in Hamburg giebt es noch Schauspieler und Theater, obwohl Freiherr von Berger nicht mehr das Deutsche Schauspielhaus leitet. Noch steht er hier gewichtig „im Vordergrund des Interesses“ und über seines Nachfolgers Hagemann Thaten sind erst vor Kurzem die kritischen Akten eröffnet worden. Außerdem kommt nur noch das Thalia-Theater in Betracht, das sich durch langjährige Tradition und klügliche Leitung auf respektabler Höhe hält. Denn ein Stadttheater hat Hamburg nur dem Namen nach. Und Altona ist Provinz Schleswig-Holstein. Was sonst noch an der Elbe gemimt wird, langt kaum für den Lokalreporter.

Der Stil des Bildnißmalers zeigt sich in seiner ganzen Schmiegsamkeit. Ihm genügt nicht, die Summe aller Masken zu ziehen: er erforscht das Inkommensurable, das dahinter steht. Er versteht, Sätze zu prägen, die von Ausdruck strotzen und doch voll Musik sind.

Am Schluß des Büchleins, für dessen Ausstattung der Verlag gut gesorgt hat, steht ein Sonett über „Strindbergs Totentanz“, das hier als Probe von Sackheims Verskunst zeugen mag:

Dein Mund schaut dunkel drein, wie rother Wein.  
Du stampfst heiß die Welt mit Satyrhufen  
Und stiegst und knietest auf den höchsten Stufen  
Und littest laut der Hölle Feuerpein.

Die süßen Süden tanzten Ringelreihn,  
Es schäumten Folter in der Lüste Rufen;  
Zu Fragen wurden sie, die Schmerz Dir schufen,  
Und Spinnenbrut froch aus dem Altarschrein.



So ward Frau Erde Dir zum Teufelsliebchen,  
Du schabtest ob des Menschen Sehnsucht Rübchen;  
Doch schlugst Du niemals Dich zur fatten Gilde.

So gleichest Du Saifunen und Orkanen  
Und scheinst von einer Totenleuchte Milde  
Uns, Deiner schwarzen Banner Partisanen.

Hamburg-Wedel.

Ewald Gerhard Seeliger.



### Der Kampf um den Stil. Verlag von Erich Reiß.

In unserer kritischen Zeit, in der die Künstler Urtheile und Ermahnungen unzähliger Kunstweisen über sich ergehen lassen müssen, oft in einem Ton, als wären sie Schulbuben und wüßten in ihrer Einfalt selbst nicht, was sie thun, ist es wohl Manchem unter uns Bedürfniß, da die Sprache des Pinsels gar so leicht mißverstanden wird, es einmal mit der Feder zu versuchen und von Dem zu berichten, was uns eigentlich erfüllt und drängt, was uns bei unserer scheinbaren Planlosigkeit als in der Ferne winkendes Ideal vorschwebt. Mir ist es wenigstens so ergangen; und das Resultat ist mein kleines Buch „Der Kampf um den Stil“. Wer meine Ansichten nicht theilen kann oder mag, Der wird wenigstens zugeben, daß sie durchdacht sind und werthvoll werden können, wenn sie zum Nachdenken anregen.

Rurt Hermann.



### Prinzessin Jungfrau. Nach den Aufzeichnungen der Fürstin. Georg Müller in München.

Die erste Auflage wurde von dem „Frauenbund zur Ehrung rheinischer Dichter“ für dessen Mitglieder herausgegeben. Man wird vielleicht finden, daß dieser Roman in strengerem Sinn historisch ist als die meisten so genannten. Er ist reich an dokumentirten kulturgeschichtlichen Einzelheiten und wird aus diesem Grund vielleicht sogar wissenschaftliche, also deutsche Leser interessiren. Für mich, der ihn gemacht hat, ist er vor Allem symbolisch. Er ist der Roman (richtiger: die Tragödie) des Fürstenhochmuths. Dieser aber ist zugleich das Symbol des überspannten Idealismus. Das Loos des Mädchens, so nah am prunkenden Thron Ludwigs des Vierzehnten, ist menschlich ergreifend. Grausam rächt sich die verachtete Natur an der stolzen Prinzessin; und die künstliche Majestät aus hierarchischen Konventionen und idealistischen Dogmen steht zuletzt tief gebeugt und gedemüthigt vor der ewigen Majestät des unbeugsamen Naturgesetzes.

München.

Benno Rüttener.



### Das Pathologische in der modernen Kunst. Vom Dr. phil. et med. Willy Hellpach. Heidelberg, Carl Winter, 1910.

Der bekannte Neurologe grenzt in dieser schönen Studie sein Thema sehr genau ab. Er schließt nicht nur das Unkünstlerische und



Kunstwidrige aus, das nicht selten für pathologisch gehalten wird, sondern auch das Krankhafte, das im Künstler selbst liegt und sich in seinen Werken offenbart, und das Kranke im gewöhnlichen medizinischen Sinn des Wortes. Er handelt nur von den Fällen, wo Geistesranke Gegenstand der Darstellung sind, untersucht, wo und wie oft solche Fälle vorkommen und wie weit solche Darstellungen berechtigt sind; und zwar beschränkt er diese Untersuchung auf die künstlerische Produktion der letzten vierzig Jahre. Zunächst zeigt er, daß nur die Plastik, die Figurenmalerei, die Poesie und die mimischen Künste Geisteskrankheiten darstellen können. „Pathologisches in der Musik giebt es nicht.“ Die eigentliche Untersuchung, die Erörterung der Beziehungen des Pathologischen zum Tragischen, der Stellung der neurologischen Wissenschaft zu diesen Problemen und die Analyse einer Anzahl von Dichterwerken führt zu folgenden Hauptergebnissen. Die Darstellung des geistig Krankhaften ist heute relativ nicht häufiger als in früheren Zeiten. Da auch dieses Krankhafte ein Bestandtheil der Wirklichkeit ist, kann man dem Künstler das Recht, es darzustellen, an sich nicht bestreiten. Um so weniger, da sich die Entwicklung (ich würde sagen: die Vorsehung) in Natur und Geschichte der leiblichen wie der Geisteskrankheit oft bedient, um ihre Ziele zu erreichen. (Man denke an den Hysteriker Mohammed und an die Jungfrau von Orleans.) Um so mehr, da die heutige Wissenschaft noch gar nicht im Stande ist, das Kranke vom bloß Problematischen, das zu den wichtigsten Objekten der Dichtkunst gehört, genau zu scheiden. Probleme, die anfangs nur feinere Seelen in innerliche Kämpfe verwickeln, können mit der Zeit Probleme eines ganzen Volkes werden. Ist es so, dann ist der erste davon Ergriffene, der sie in Dichtungen dargestellt hat, ein Prophet gewesen; bleiben sie auf ihn beschränkt, dann war er nur ein verschrobener Grübler oder Halbnarr. Wird diese Schrift von Vielen studirt, dann wird das thörichte Gerede übers Pathologische aufhören. Zwei Bemerkungen haben mir einige Genugthuung bereitet. Dr. Hellpach hat einmal gerügt, daß ich die Entstehung von Wahnsinn aus geistigen Verirrungen für möglich halte. Er gesteht nun in dieser Schrift, daß sich die Ansichten der Nervenärzte in dieser Hinsicht einigermaßen geändert haben. Man bleibe zwar dabei, daß ein seelisches Unglück Geisteskrankheiten nicht erzeuge, aber es könne eine solche auslösen, wo die Anlage im Gehirn vorhanden war. Und von der Lyrik schreibt er, da sie ein stark subjektiver Ausbruch von Stimmungen ist, so sei sie zu einem großen Theil die Kunst der Jugendlichen. „In den Jahren der Geschlechtsreife, zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig, sind abnorme Stimmungen und Gelüste physiologisch normal, ist der Drang, sie aller Welt zu bekennen, sehr stürmisch und die Neigung zur Klangassoziation, zum Reimen, sehr groß.“ Ich stehe also mit meiner Ansicht, daß die Lyrik der Hauptsache nach eine Jünglingsangelegenheit sei, nicht ganz allein.

Meisse.

Karl Jentsch.





## Demoral.

Der amerikanische Petroleumtrust ist in effigie vernichtet worden. Aber sein Geist ist nicht umzubringen. Er disponirt, als sei das Urtheil nicht gesprochen worden. Einem Konkurrenten, der Pure Oil Company, hat er den europäischen Markt abgekauft. Die Pure Oil hat ihr Exportgeschäft und den Absatz im Ausland nach den Grundsätzen Rockefeller's eingerichtet. Ausschaltung des Zwischenhandels; direkter Verkauf an den Konsumenten. Dieses „Kannengeschäft“ war der Standard Oil sehr lästig. Nun hat sie sich die Alleinherrschaft gesichert. Amerika importirt in Deutschland viermal mehr Petroleum als Oesterreich, Rumänien und Rußland zusammen. Bei uns besteht jetzt ein System der Finanzierung, Amalgamirung und Kontrolirung von Petroleumgesellschaften, das dem amerikanischen Muster nachgebildet ist. Auch wir haben holding companies (Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft; Allgemeine Petroleumindustrie-A.-G.). Dagegen ist nicht viel zu sagen, denn im Deutschen Reich sind Monopole nicht verboten. Wer vom Kalimonopol absieht, findet Deutschland mit seinen Produktions- und Absatzorganisationen in der Defensive; und die Vertheidigung ist immer „moralischer“ als der Angriff.

Wir sind auf dem Weg ins Land der Monopole schon recht weit gekommen. Nicht nur in der Petroleumindustrie. Die besonders in der Elektrotechnik beliebte finanzielle Trustgesellschaft ist in ihrer Art auch eine holding company. Sind wir bessere Menschen als die Yankees oder fühlen wir uns über sie nur deshalb sittlich erhaben, weil wir unter ihrer Stärke leiden? Am Ende ist die geschäftliche Moral überall gleich und nur der Kraftumfang verschieden. Kein Kapitel der Wirthschaftsgeschichte birgt lehrreicheres Material als der Abschnitt, der von der Standard Oil und deren Widersachern im Ausland handelt. Da ist, zum Beispiel, der Kampf der österreichischen Regierung gegen die Vacuum Oil Co., den galizischen Vorposten des Petroleumtrusts. Der Staat hat dieser Gesellschaft die Straßen gesperrt, die Eisenbahn ihre Sanftwagen und Fässer boykottirt. Die Gesellschaft konnte die bestellte Waare nicht abliefern und mußte den Betrieb einstellen. Die österreichische Regierung hat Mittel angewandt, bis zu denen der gewaltthätigste Trust sich nicht vorwagen würde. Quod licet Jovi? Wer im Strafrecht die Vergeltung sieht, mag wünschen, daß man der Unmoral des wirthschaftlichen Monopols mit dem Monopol der Staatsgewalt begegne. Aber der Staat hat an sich schon ein solches Uebergewicht, daß die rücksichtslose Ausnutzung seiner Stellung stets als ein brutaler Gewaltakt wirkt. Und trotz Alledem will die Vacuum Oil Co. nicht nachgeben; sich nicht zu künftigem Wohlverhalten verpflichten. Die österreichische Petroleumindustrie ist ihr, als Gegnerin, nicht imposant genug. Die galizischen Rohölschächte sind nicht mehr so ergiebig wie einst und der Glaube an das Petroleumparadies von Zustanowice und Borzhlaw schwindet mehr und mehr. Möglich, daß in den unterirdi-



ischen Schatzkammern Galiziens neue Petroleumlager zu finden sind; noch aber fehlt der Spekulation der Muth zu großem Wagniß. Das galizische Petroleum wird dem deutschen Markt durch die Oleg-Gesellschaft zugeführt, die einen Concern von Verkaufsgesellschaften umfaßt. Diese Organisation gehört zu den wenigen selbständigen Konkurrenten der Standard Oil und ihrer deutschen Tochtergesellschaften. Das österreichische Rohöl steht auf dem deutschen Markt an zweiter Stelle (sein eingeführtes Kontingent betrug im vergangenen Jahr 125 000 Tonnen gegen 787 000 Tonnen der Amerikaner), hat also eine Position, deren Schwächung beiden Theilen fühlbar werden müßte. Dem deutschen Konsumenten würde die Einengung der galizischen Petroleumproduktion und der Rückgang des Exports verstärkte Abhängigkeit von der Standard Oil bringen, dem österreichischen Produzenten das Absatzgebiet schmälern; und das im galizischen Oelbezirk arbeitende deutsche Kapital würde geschwächt. Eine der größten Petroleumgesellschaften Oesterreichs, die „Schodnica“, die zur Petroleumzone der Deutschen Bank gehört, schloß ihr Geschäftsjahr 1910 mit einem Verlust von 1¼ Millionen Kronen, dem achten Theil des Aktienkapitals. Nun hofft man Gutes von der Heilwirkung eines Kartells, an dessen Errichtung gearbeitet wird. Kann ein Syndikat die Natur corrigiren? Sicher ist also noch nicht, ob Galiziens Petroleum durch einen Bund der Raffineure sanirt werden wird. Eine Kontingentirung der Produktion hat nur dann Sinn, wenn das Gefäß überzuquellen droht.

Die Finanz hat einst jede Minderung der europäischen Oelmacht als Niederlage empfunden. Sie wollte das Vordringen der Standard Oil hindern; mußte aber schließlich auf der ganzen Linie mit ihr paktiren. Die Banken Europas sind zu Hütern des Rockefeller-Monopols geworden. Die Grundsätze des großen Petroleumtrusts, die von amerikanischen Richtern als wucherisch gebrandmarkt wurden, werden von der europäischen Bankwelt gebilligt. „Götter Griechenlands, sendet uns Euer befreiendes Lachen!“ Die Standard Oil ist in Amerika verurtheilt; in Europa lebt, blüht und gedeiht sie. Die Deutsche Bank hat sich mit starker Initiative bemüht, dem amerikanischen Petroleumtrust den Aufenthalt in den Gefilden der Alten Welt zu verleiden. Ihre Petroleumpolitik stützt sich auf die Beziehungen zu der großen rumänischen Gesellschaft Steaua Romana, die, in Gemeinschaft mit dem Wiener Bankverein, ausgebaut wurde. Um den Absatz der Produkte des rumänischen Unternehmens zu fördern, wurden Verkaufsgesellschaften errichtet. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich eine Organisation, die den Oelbereich der Deutschen Bank und die großen Oelmächte Rußlands, Nobel und Rothschild, umfaßte. Der Concern trug die Firma Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft m. b. H. und vereinte sich mit der British Petroleum Company zur Europäischen Petroleum-Union. Diesem europäischen Petroleumtrust fehlte freilich die Sicherheit des Monopolbesizes; deshalb mußte er sich mit Rockefeller einigen. Die Amerikaner haben auf dem deutschen Markt Vorposten, die



als Verkaufsstellen für ihre Produkte dienen. Die größte ist die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft, deren grüne Cisternenwagen der Berliner kennt. Der Versuch, der europäischen Petroleumindustrie ein Monopol zu schaffen, wurde zu einer Tragikomödie. Tröstlich ist nur, daß die deutschen Unternehmer für die amerikanische Gründungstechnik so viel Talent zeigten. Bei der Ausbeutung der rumänischen Petroleumgruben blieb übrigens die Deutsche Bank nicht allein. Sie fand Nachahmer in der Diskontogesellschaft und im Haus C. Bleichröder.

Die Provinz Hannover und der Elsaß sind der Hauptbereich der deutschen Rohölquellen, deren Ergiebigkeit sich aber mit der fremder Länder nicht messen kann. Was im Deutschen Reich gefördert wird, fließt den Amerikanern zu. Die deutsche Produktion wird von Gruppen beherrscht, die sich jetzt zu einem Trust verbündet haben. In Betracht kommen: die Deutsche Tiefbohrgesellschaft; die Deutsche Mineralöl-Industrie-Aktiengesellschaft, die zur Internationalen Bohrgesellschaft in Erfelenz gehört; und die Vereinigten Norddeutschen Mineralölwerke. Deutsche Bank, Dresdener Bank, Schaaffhausenscher Bankverein stehen hinter dem Trust. Als in Amerika der Standard Oil das Urtheil gesprochen wurde, feierte man in Deutschland die Geburt einer „German Oil Co.“. Ein harmloser Sprößling, der keinem Herrenmeister zu schaffen machen wird. Der Deutschen Mineralöl-Industrie-Aktiengesellschaft werden die hannoverschen Rohölbetriebe der Deutschen Tiefbohrgesellschaft und der Vereinigten Norddeutschen Mineralölwerke eingefügt. Das ist die Grundlage der neuen Organisation, die fast den gesamten Reichthum der norddeutschen Petroleumquellen umfaßt. Interessant ist, daß die Deutsche Tiefbohrgesellschaft, die, als Besitzerin der Aktienmajorität, die Führung im neuen Trust behält, in der selben Zeit einen wichtigen Handel in Oesterreich abgeschlossen hat. Sie vereinigt dort zwei große Etablissements mit vier Raffinerien (die im Jahr 160 000 Tonnen Rohöl verarbeiten), um den österreichischen Rivalen im eigenen Lager angreifen zu können. Das ist echte Manoevertaktik. Und die Tiefbohrgesellschaft ist schlau genug, sich für ihren Feldzug eine Zeit des Niederganges zu wählen. In Oesterreich sind die fetten Petroleumjahre vorüber; ob sie je wiederkehren?

Jedes Geschäft dieser Art verlöre sein reizvollstes „Gift“, wenn es auf die Zuthat der Effektenteknik verzichten müßte. Es wäre wie eine nikotinfreie Cigarre; und die schmeckt verwöhnten Rauchern nicht. Während man bei uns die Abwehr organisierte, lernte man die amerikanischen Methoden schätzen und beruhigte das Gewissen mit der Lehre, daß der Schwächere jedes Mittel anwenden darf, um sich seiner Haut zu wehren. Der Aufbau der europäischen Petroleumindustrie ist von Gelehrten untersucht worden. Keiner hat aber auf die „doppelte Moral“ hingewiesen, die zu Haus thut, was sie draußen verdammt. Wie sagt Delmann im „Gök von Berlichingen“ von den zehn Geboten? „Implicite wohl, nicht explicite“ sind sie im Gesezeskoder enthalten. Das sollte auch von den Geboten im Geschäftskoder gelten; und verhindern, daß man sie auf der östlichen Halbkugel anders als auf der westlichen werthet.

L a d o n.





Berlin, den 10. Juni 1911.

## Sonnenwende.

Brief an den Römer.

Denken Eure Durchlaucht manchmal noch an die Silvesterstimmung des Jahres 1906? Sicher aus dem schönen Gleichmuth Eines, der, statt des Kaiserhofes, eines Prinzenpalais und des Husaren Zieten, jetzt die Ewige Roma vor dem Auge hat und die einst von den Loebell, Schoen, Hammann geheischten Stunden nun den Taine, Gregorovius, Pascal (den ich Ihnen besonders empfehle) widmen kann. Ohne Bitterniß also und ohne den heftigen Drang, heute noch zu behaupten, daß Sie damals im Recht waren. Unden Generallieutenant, der dem Reichsverband gegen die Sozialdemokratie vorsatz, schrieben Sie, während von der Dreifaltigkeitskirche die Glocke herüberklang, die das neue Jahr einlütete: „Entgegen der leider in einigen liberalen Köpfen noch herrschenden Idee, daß die Reaktion im Reich von rechts drohe und Seite an Seite mit der Sozialdemokratie zu bekämpfen sei, liegt nach meiner festen Ueberzeugung die wahre Gefahr der Reaktion bei der Sozialdemokratie. Nicht nur sind ihre kommunistischen Zukunftssträume kulturfeindlich, die Mittel zu ihrer Verwirklichung brutaler Zwang: Alles, was sich etwa irgendwo in Deutschland an reaktionärer Gesinnung findet, gewinnt Kraft und Recht durch die Unterwühlung der Begriffe von Obrigkeit, Eigenthum, Religion und Vaterland. Von solchem Druck muß das deutsche



Volk sich frei machen... Die Parteien, die am dreizehnten Dezember an der Seite der Regierung standen, werden von vorn herein im Auge zu behalten haben, was sie damals einigte: der Kampf für Ehre und Gut der Nation gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Centrum. Ich stelle die Sozialdemokraten voran, weil ihre Niederlage eine Warnung für ihren blinden Uebermuth, eine Stärkung des Vertrauens in den ruhigen Fortschritt unserer inneren Entwicklung und eine Befestigung unserer Stellung nach außen wäre und weil dadurch zugleich die Möglichkeit erschwert würde, daß eine bürgerliche Partei mit Hilfe der Sozialdemokratischen eine dominirende Stellung gegen die anderen bürgerlichen Parteien einnimmt.“ Noch war Fortuna Ihnen treu, von dem Zettatore der Darmstädter Bank noch nicht aus Ihrer Nähe gescheucht; die Niederlage der Rothen wurde Ereigniß und das Centrum aus der Mehrheit geschaltet. Zwar kehrte die Katholikenfraktion, deren Schwächung Sie erhofft hatten, gestärkt in den Reichstag zurück und belegte für sich so viele Sitze wie alle ihr nicht affiliirten bürgerlichen Gruppenzusammen; aber die Sozialdemokratie kam zerzaust aus der Schlacht und allen nationalen Aufgaben schien die Protestantenmehrheit gesichert. In der sechs- undzwanzigsten Januarnacht zeigten Sie sich einer Schaar, die der amtliche Bericht des berliner Polizeipräsidenten „eine singende, pfeifende und johlende Menge“ nannte, als Straßenredner; und G. M. citirte in Siegerwonne Kleists Homburgerdrama und blickte vom Schloßbalkon stolzen Sinnes auf die „Niedergerittenen“. Ob auch Sie, im Innersten, sich als Sieger fühlten? Wie Friedrich zu Wilhelm Meister, so konnte zu Ihnen ein Freund sprechen: „Ich muß lachen, wenn ich Dich ansehe; Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Riß', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“ Zwiefachen Gewinn hatten Sie von dem Wahlkampf gehofft: wesentliche Schwächung des Centrum, wesentliche Stärkung des Liberalismus. Beide Wünsche waren unerfüllt geblieben; aber den Sozialdemokraten ein paar Duzend Mandate abgenommen worden. Heute werden Sie, als ein zu fröhlicher Weisheit gereifter Schüler Montaignes, mit mir lachen. Das Hauptstück der Zwölften Legislaturperiode liegt hinter uns. Blicken Sie auf die Leistung des „Block-Reichstages“, dessen Geschäfte, „gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Cen-



trum“, die konservativ-liberale Bundesgenossenschaft besorgen sollte. Wer hat die Reichsfinanzreform ermöglicht? Das Centrum. Die Reichsversicherungordnung? Das Centrum. Die Verfassungsänderung, die das Reichsland in ein Kaiserland wandelte? Das Centrum. Kein irgendwie wichtiges Gesetz ist gegen diese Partei durchgebracht worden. Sie hat sich als die festeste Stütze der Reichspolitik bewährt. Und dem bundesstaatlichen Leben von Elsaß-Lothringen ist eine Form gegeben worden, die der Sozialdemokratie paßte. Die Verbündeten Regierungen haben die Verfassung des Deutschen Reiches, die Sie „ein unantastbares Heiligthum“ genannt hatten, so geändert, daß Herr Bebel und seine Leute zustimmen konnten. Der Hilfe dieser Herren war auch, im Preussischen Landtag, die Annahme des Feuerbestattung-Gesetzes zu danken. Und sie wurden öffentlich, vom Kanzler des Reiches, als Männer gerühmt, die im heftigsten Kampf sich auf die Anwendung ritterlicher Waffen beschränkt hatten. Hier, scheint mir, steht ein Meilenstein.

Weiter. Einer der Gründe, die Sie zur Auflösung des Reichstages trieben, war das Bedürfnis, die Autorität der Regierung zu festigen und einen Zustand zu enden, der fraktionellen Wünschen bestimmende Macht über den Willen der Regierung gegeben hatte. Noch in der Dämmerung des dreizehnten Dezembertages riefen Sie, den dieser Zustand unerträglich dünkte: „Die Regierung darf sich nicht vor Wünschen und Interessen einzelner Parteien beugen, wenn ihre höchste Aufgabe, die nationale, in Frage steht“. Nun, bitte, lesen Sie, was am Sonnabend vor den Pfingsten des Jahres 1911 in deutschen Zeitungen stand. „Es geht wirklich nicht so weiter mit der Verminderung der Regierungsgewalt in Deutschland. Die Regierung kann kaum noch ein ‚Unannehmbar‘ aussprechen, ohne auf die Heiterkeit des ganzen Hauses zu stoßen. In der Reichsversicherungordnung ist das ebenso gewesen wie bei der elsässischen Frage. Die feierlichsten Erklärungen wurden abgegeben, daß ohne die Pluralstimmen für das Wahlrecht (in Elsaß-Lothringen) die ganze Vorlage der Regierung unannehmbar wäre; und als dann die Pluralstimmen fielen, erhob sich überhaupt nicht ein einziger Regierungsvertreter, um die frühere Haltung der Regierung zu verteidigen oder zu erklären.“ Das hat nicht etwa ein grimmer Junker oder anderer Gegner der bethmännischen Reichsschädigung geschrieben; nein: Einer aus der Mehrheit, die uns das kaum er-



meßliche Unglück dieser „Verfassungsreform“ auf den Nacken geladen hat. Herr Dr. Gustav Stresemann, Syndikus des Verbandes Sächsischer Industrieller und nationalliberaler Vertreter des Wahlkreises Annaberg. Der spricht, als Firmengenosse des mannheimer Rechtsanwaltes Bassermann (den Sie, trotzdem er sich aus einem scheltenden Verächter in einen Adoranten Eurer Durchlaucht gewandelt hat, wohl noch heute nicht falsch einschätzen), natürlich so mild, wie Stunde und Gegenstand irgend gestatten. Der Unbetheiligte fände für den Skandal der unter der Verantwortlichkeit Ihres Nachfolgers getriebenen Schach, manche leichtwörtliche von anderer Wucht. Fräge, ob in diesem Mann etwas einer politischen Ueberzeugung Aehnliches lebe. Weiß doch Niemand mehr, woran Der glaubt. Die Ordnung der Reichsversicherung (auch Sie schmunzeln gewiß, wenn Sie solche Umstülpung des Bureaukratenframes als ein ungeheures Werk preisen hören) ist in wesentlichen Punkten völlig anders geworden, als er sie wollte. Und auf dem Gebiet der Verfassungsfrage ist er kläglich, Schritt vor Schritt, zurückgewichen. Wenn Sie, in extremis, die Nachlaßsteuer geopfert hätten, wärs, im Vergleich mit dem jetzt Erlebten, Kinderspiel gewesen. Aus welcher Steuerquelle sie eine bestimmte Geldmenge schöpfen will, mag eine Parlamentsmehrheit entscheiden und verantworten; der Regierung, die, weil sie das Geld für den Staat braucht, ihr diese Entscheidung überläßt, gebührt kein Tadel. Unerhört aber und unverzeihlich ist, daß ein Kanzler eine Lebensfrage des Reiches mit Gesetzesparagrafen beantworten läßt, die er gestern dem Reich schädlich und deshalb unannehmbar genannt hat. Underthalb Jahre lang lähmt, im Reich und in Preußen, dieser Mann nun das Staatsgeschäft durch das Bekenntniß, er halte das allgemeine, gleiche, öffentlich zu übende Wahlrecht für eine unmoderne, überlebte Form politischer Betätigung. Jetzt giebt er, den Professoren als den Pfadfinder zu neuer Aristokratie gefeiert haben, daß so lange verworfene Wahlrecht einem Lande, dessen Territorium von der wüsthften Schmähung deutscher Art widerhallt. Und scheint sich, mit den ihm von je einer Mehrheit untergeschobenen Wechselbälgen im Arm, gar noch für einen Helden und Sieger zu halten. (Meinen Sie, nebenbei seiß bemerkt, nicht auch, daß die Sitte, jedem Kanzler, der irgendwas Aufgebauschtes durchgedrückt hat, in feierlichem Majestät-



erlaß Allerhöchsten Dank auszusprechen, im Interesse der Reichswürde und ihres höchsten Schirmerß wieder abgeschafft werden müßte? Vestigia Leonis Caprivi könnten von solchem Versuch abschrecken. Was bleibt, nach all dem Bumbum und Trara, denn für Einen, der wirklich mal Dauerbares erreicht hätte?) Gesiegt hat das Centrum, hat die Sozialdemokratie; hat, meinetwegen, der Reichstag. Wie gefällt er, den Ihr Auge mit so frohem Leuchten sich dem Schoß deutscher Nation entbinden sah, in seinen alten Tagen, seines Lebens Herbst nun dem Blick Eurer Durchlaucht?

Sie werden nicht nur dem Gegner, sondern auch dem Freunde die Antwort weigern. Klugheit empfiehlt's. Sie kennen ihre Landsleute. Die glauben zwar nicht, daß Jeder mit dem Amt den dazu nöthigen Verstand empfangt; sind aber sicher, daß mit dem Amt Jeder den Verstand verliere. Ihr alter Feind Posadowsky hat's in Schmerzen erlebt. Mit anständiger Tapferkeit hat er angedeutet, daß er in der neuen Verfassung Elsaß-Lothringens ein dem Reich drohendes Unglück sehe; ein Mann, der sich als Staatssekretär im Reichsamt des Inneren Achtung und Ansehen erworben hat. Doch er ist ja nicht mehr im Amt: also braucht Keiner noch auf ihn zu hören. Selbst Leute, die einst auf ihn schworen, thun, als habe dem „großen nationalen Werk“ nur engherziger Junkertroß sich entgegengestemmt. Vorgestern höchste Autorität, heute gleichgiltiger Privatmann. So ist's auch dem ersten Kanzler gegangen (der den „Reformator“ des Reichslandes von der Liste politisch Mündiger gestrichen) und nach ihm dem fast weisen Miquel (der einem an der Annahme dieser Vorlage beteiligten Nationalliberalen nie wieder die Hand gereicht hätte). Sehr klug, daß Sie schweigen; und den Tag Ihres Philippi abwarten. Vielleicht siegt, mit den Truppen der Antonius und Octavianus, Caesar's Geist über Brutus und Cassius. Vielleicht; ganz gewiß ist's nicht mehr. Das Centrum kann sich, mit bestem Recht, als die Partei der zuverlässigsten Patrioten vor des Wählers Blick stellen (und, wenn es schlaug geblieben ist, zuvor noch die Forderung des Reichswahlrechtes für Preußen wieder aufnehmen). Monate lang, im Bund mit den Konservativen, täglich in seine Zeitungen setzen, was Sie, Rheinbaben, Baasche, Richter, Plener gegen die Besteuerung der Deszendenten gesagt, und darunter, was Bethmann und Wer-muth an Lob ihrer Reichsfinanzreform geleistet haben. Dann sticht



diese Karte kein Trümpfchen mehr. Und daß es ein an Wahnsinn grenzender Fehler war, dem Reich in Straßburg ein böhmisches oder irisches Parlament zu schaffen, merkt Michel wohl erst spät. Bethmanns Lösung „Fortschritt gegen Stillstand“ (mit der schon die Waldeck und Birchow gegen Bismarck ins Feld zogen) wirkt ja auf die Massen, die, weil sie im alten Quartier kaum viel zu verlieren haben, nicht erst lange fragen, wohin der Marsch führen solle. Und die neue Nationalistenpartei, die des Kanzlers weit-sichtiges Handeln dem Kaiserland beschert hat, ist vielleicht flug genug, ein Weilchen manierlich zu bleiben und den Tag abzuwarten, an dem sie den blind gläubigen berliner Protektoren das dicke Ende zeigen kann. Die Nationalliberalen gehören fürs Erste in enge Gemeinschaft mit den Freisinnigen und anderen Demofra-ten; sie haben, zum ersten Mal, in einer nationalen Frage von schwer überbietbarer Wichtigkeit versagt und dürften, als Förderer deutscher Demokratie, aus dem Hort der Industrie nicht ein Markstück erhalten, so lange Emil Rirdorf darüber mitreden will. Lahm sind sie schon, ehe der Kampf begonnen hat. Träumen sie etwa noch immer von der Ueachtung des Centrum, dem sie sich in Schicksalsstunden der Reichspolitik verbanden? „Diese Partei gefährdet das Vaterland, denn sie hat die Gesetze ermöglicht, denen wir zugestimmt haben“: solche Parole wird nicht ziehen. Eben so wenig ein Frontangriff auf die Sozialdemokratie Sieg verheißen. Eine Partei, nach deren Wunsch die Verfassung des Reiches geändert, die Zukunft des Grenzglacié, der Reichsfestung gestaltet worden ist, darf kein Verständiger fortan zu den Totfeinden des Reiches rechnen. Wer sich dieser Partei vor oder während der Wahl-schlacht verbündet, darf nicht, wie im Winter 1906, an den Reichspranger gefettet werden. Jeder darf für diese Partei stimmen; und der Schutzmann braucht sich des für sie abgegebenen Wahlzettels nicht mehr heimlich zu schämen. Denn sie hat, nach der Meinung des Kanzlers und des von ihm informirten Kaisers, das Reichsbedürfnis ja klarer erkannt und aus tieferem Patriotismus befriedigt als die Partei der preußischen Offiziere und Verwaltungsbeamten. Soweit hat's Ihr Nachfolger gebracht. (Und Riederlen, Ihrer Laune letztes Geschöpf? Hier hat sich ja um internationale Politik gehandelt, über die er mindestens konsultativ gehört werden mußte. Ist sein Herz bei den Freunden Buch, Brandenstein, Kroeher? Oder hat



erwieder, wie vor dem Entschluß, den deutsch-russischen Affekuranzvertrag zu kündigen, sich ins falsche Boot gesetzt? Die Folgen bei der Entschlüsse können einander recht ähnlich werden.) Plaudite! In Preußen kann Bethmann die Entscheidung verzögern, bis er abgelöst wird. Doch niemals hoffen, nie wieder, ernstgenommen zu werden, wenn er dem deutschen Industriearbeiter abschlägt, was er dem lothringischen Französling, dem Erzfeind „deutscher Wanzen“, „deutscher Hunde“, bewilligt hat. Alles Gerede von der Kontinuität geschichtlicher Entwicklung würde wie ehrwürdiger Quatsch wirken. Ein anderer Ministerpräsident mag das Klassenwahlrecht wahren; Bethmann kann's nicht. Vielleicht bleibt er pfiffig und bereitet in der Gloria sacht den Rücktritt vor. Nachfolge? Auch diese „Schwierigkeit“ haben wir (nicht wahr?) allgemach belächeln gelernt. Die Unmöglichkeit, im ganzen Geschäftskreis die dem Kanzler aufgebürdete Verantwortlichkeit zu tragen, haben Sie eingesehen. Aber daß jetzt Geleistete wäre von Vermuth, von Clemens Delbrück und manchem Anderen sogar mit voller Zuversicht zu erwarten. Kanzler kann, post Theobaldum, jeder brave Beamte sein.

Lassen Sie sich von Ihrer liebenswürdigen Frau, deren Charme selbst unseren Freund Holstein umspinnen hatte, Clairrettes Lied aus der Angot vorspielen. Der Regierungwechsel war wirklich nicht nöthig; weder die Auflösung noch der Silvesterbrief. Hätte der damals von dem schon amortisirten Verleiter der Darmstädter Bank (dessen Dankbarkeit Ihnen so säuerlich in die Nüstern dampfte) erlistete Applaus Ihnen nicht den nüchternen Rechner sinn betäubt, dann wären Sie nicht einsam, durch eine von Minengängen unterwühlte Schlucht, in den Novemberkampf des Jahres 1908 geschritten. Wäre die alte, in den Tagen schlimmster Schwachheit erprobte Mehrheit Ihnen geblieben und kein vom Hof herwehender Zugwind stark genug gewesen, Sie vom Thrönchen zu fegen. Jetzt hat Bethmann diese Mehrheit (die neueste ist, im „Block-Reichstag“, die alte, gegen die er gewählt worden ist); dazu Liberale, die für Alle zu haben sind, und für Nothfälle noch die Sozialdemokratie. *Ce n'était pas la peine, assurément, de changer . . .*

### Totengericht.

Der Maler Wilhelm von Gaffron, von dessen Konflikt mit dem Freiherrn Oswald von Richthofen ich vor vierzehn Tagen



hier sprach, hat im Mai 1908 in einem Brief an den Freiherrn Hartmann von Richthofen behauptet, er habe dessen jüngeren Bruder Oswald 39750 Mark in barem Geld geliehen; diese Behauptung aber weder vor dem Notar noch vor dem Richter wiederholt. Der Brief hat keiner Instanz vorgelegen; mir erst am dritten Junitag. Wir müssen hoffen, daß die Verhandlung vor dem Kriegsgesicht (daß auch die Anwälte der Parteien vernehmen müßte) den Ueberlebenden in günstigeres Licht bringt, als die Bürgergerichte thaten. Zweitens: Frau Caecilie Meyer hat einem berliner Zeitungsmann erzählt, sie werde den Prozeß um den vierzehnjährigen Joseph Kwilecki (den sie für ihren Sohn ausgiebt) nur weiterführen, wenn Graf Hector Kwilecki das ihr für den Erfolgsfall gemachte Angebot auf zwanzigtausend Mark erhöhe und, statt des mündlichen, ein schriftliches Versprechen gebe. Ein Mutterherz. In beiden Fällen bleibt zu beklagen, daß gegen Tote verhandelt wird.

### Luftschiffbau Zeppelin.

Ueber der Löwenbucht verglüht der fünfte Augusttag. Auf dem Cornicheweg ist leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends; daß immer hastige Leben der Phokäerstadt scheint in die Herzkammer zurückgedrängt. Zwischen der Rue Honorat und der Cannebière regt sich. Schänken und Kaffeehäuser sind dicht besetzt; die Stimmen schriller, die Gesten heftiger als am Alltag. Der Fremde merkt bald, daß im Sinus Gallicus das Blut heute besonders schnell kreist. Merkt auch, daß da, wo er als Deutscher erkannt wird, das Feuer der Rede sich rasch dämpft. Was erregt die Massilier? Der Kaiser hat seit der Heimkehr noch nicht gesprochen; aus Marokko kam keine aufrüttelnde Botschaft; und aus dem pariser Generalstreik ist nichts geworden. Irgendwas liegt aber in der Luft. Was? Der Forscher erlauscht. „Le Zeppelin“, „La Zeppeline“: so schwirrt um alle Tische. Daß also. Seit gestern fährt der schwäbische Graf durch die Luft; hat Straßburgs Münsterspitze schon hinter sich und schwebt jetzt vielleicht über der Vendomesäule. Nein: er ist umgekehrt, nachdem ein kleiner Defekt ihn zu kurzer Landung gezwungen hatte; daß er bis nach Paris wolle, war ein Boulevardmärchen. Doch eine Recordfahrt. Und nur eine Probe. „Paßt auf: wenn Clemenceaus gekrönter Freund in den Taunus kommt, wird ihm das Luftschiff in voller Fahrt gezeigt,



die Leichtigkeit der Landung vor's Auge gerückt und von der Höhe her ohne Worte die Frage gestellt, ob England jetzt noch eine Insel sei. Das Schauspiel kann ihm die marienbader Kur verderben. Wozu hilft die Entente, wogegen schützt das Negwerk der Verträge, wenn Deutschlands Luftflotte eine Armee über den Kanal werfen und London mit Dynamit in Brand stecken kann? Daß die Deutschen uns auch da überholt haben sollen, klingt wie die schmachlichste Chamade. Den Ruhm unserer Aeronautik dürften sie nicht antasten. Die Patres Lana und Guzman, deren Ballonerfindungen am Ende des siebenzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gepriesen wurden, waren zwar nicht Franzosen, doch Lateiner. Die erste praktische Leistung hatte die Welt den Brüdern Montgolfier, Etienne und Michel, zu danken, die aus unserer Ardèche kamen. Lest ihre Mémoires sur la machine aérostatique. Paris und Versailles haben das Schiff in der Luft bewundert, Louis und Marie Antoinette den Erfindern huldvoll zugelächelt. Wer weiß, was aus der Montgolfière geworden wäre, wenn der Sturm der Revolution die Brüder nicht aus den Lüften auf die Erde gescheucht und die Oberschicht weggesetzt hätte, die zur Förderung so schwieriger Experimente geeignet war! Um die selbe Zeit (fast auf den Tag ist's fünf Vierteljahrhunderte her) ließ der Physiker Charles auf dem Marsfeld einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen. Damals waren wir Allen voran. Pilâtre de Rozier fuhr auf der Montgolfière noch weiter als ihre Erfinder und wäre über Boulogne hinausgekommen, wenn sein Ballon, dessen Mechanismus inzwischen nach den Erfahrungen der Charlière ergänzt worden war, nicht verbrannt wäre. Blanchard kam 1785 mit seinem Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsundsechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm) vom Aeronautenschicksal ereilt. Alle Franzosen. Charles aus Beaugency, Pilâtre aus Metz, Blanchard aus dem Departement Eure. So ist's geblieben. Biot, Gay-Lussac, Sivel, Tiffandier, Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy. Bei uns ist der Fallschirm erfunden worden. Wir hatten (schon 1794) die erste Luftschiffercompagnie; die Bonapartes Ungeduld zu früh auflöste. Renards Ballon hatte zuerst das Cigarrenformat, mit dem die Deutschen sich jetzt brüsten. Trotz Alledem: überflügelt; und wieder von einem Patrouillereiter des Kaisers. Unsere Leistung



ist vergessen und nur von Zeppelin noch die Rede. Hält er sich vier- und zwanzig Stunden ohne Pause in der Luft, dann wird sein Aluminiumschiff (Schwarz hatte schon vor elf Jahren eins) Reichseigenthum und der Winter bringt eine Luftflottenvorlage.“ Zeitungen heulen heran. „La catastrophe du Zeppelin! Demandez le Soleil du Midi!“ Ein Blatt, dessen Glaubwürdigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Dennoch reißt man's den Lümmeln jetzt aus der schweißigen Hand. Und liest, daß Luftschiff sei von einer Gewitterbö gepackt und entankert worden und gleich danach verbrannt. Daß hätten die Nachbarn nun von ihrem Geprahl; nach solcher Blamage würden sie sich auf diesem Gebiet wenigstens vor Wettkämpfen künftig wohl hüten. Jeder möchte es gern glauben; Keiner wagt's. Ein schlau ersonnener Kniff; die Provinzzeitung will ihren Absatz steigern und hascht nach der stärksten Sensation. Wenn's wahr wäre! Dann hätten wir von Havas längst einen Bericht. Vielleicht kommt er noch; abwarten. Nach Zehn häuft sich vor den Kiosken die Menge. Wenn's doch wahr wäre! In Aller Augen lauert die Hoffnung. Gegen Elf bringt ein Radler ein Bündel neuer Blätter. Entschnürt, sortirt: und schon vergriffen. Eine Minute lang ist's, als halte Alles den Athem an. Dann schwillt das Stimmenkonzert zum Fortissimo. Wahr also; wirklich wahr! Von dem Schiff, daß den Deutschen ein zweites Sedan bereiten soll, ist nichts übrig als ein verkohlter Rumpf. Wer denkt da an Schlaf? In dickem Strom wälzt sich durch die Rue Noailles und aus dem Gisch gelst Weiberlachen, jauchzen Freudenrufe und Spottliedchen ins Ohr des dem Süden Fremden. Dort, an der Ecke, tauschen zwei halbwüchsige Kaufmannsgehilfen den Bruderkuß. Da, vor der Maison Dorée, singt ein geschminftes Mägdlein, über dessen schlecht gefärbtem Haar ein Riesenhut wippt, den Bänkelchoral von der Sainte Alliance entre la Russie et la France. Und drinnen erflärt der Kellner, während er den bock abwischt, daß es gar nicht anders kommen konnte und er (ein Pariser aus Paris, Fräulein!) an diesem Ausgang nie gezweifelt habe. Niemals. Um Mitternacht glauben's Alle von sich. Der Alb drückt nicht mehr. In die Ballonschuppen, die sie heimlich in allen Grenzstädten gebaut haben (mindestens dreißig, stand in der Zeitung), mögen die Deutschen nun Sauerfraut lagern. Oder, wenn's ihnen Spaß macht, ihre unbrauchbaren Zeppelins. Wir sind wieder vornan und wer-



den die Zeit, die uns bleibt, so nützen, daß Niemand uns vom ersten Platz wegdrängen kann. Marseille geht heute fröhlich zu Bett.

Solche Nachtstimmung (Paris und London haben sich weiser beherrscht als die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten) erlebten nur Wenige; ahnten aber Viele. Daß erklärt, warum die Begeisterung plötzlich in so üppigen Farben aufblühte, wie der nüchterne Deutsche sie kaum je noch sah; warum Graf Ferdinand von Zeppelin ein paar Tage lang so populär war wie Keiner seit Bismarcks Zeit. Nicht als Erfinder. Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere der Menschheit Nützlicheres geleistet. Für die moderne Kriegsführung waren die Erfindungen und Kombinationen der Nordenfellt, Zédé, Romazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung der Aeronautik; das Unterseeboot hat sich bewährt und das Luftschiff unterliegt noch immer dem Wüthen der Elemente. Die revolutionirende Wirkung der Turbine kann weiter reichen als irgendeines Luftfahrzeuges. Und als Finder unbetretener Pfade hat Graf Zeppelin die Welt nicht verblüßt. Ein anderer Graf, der Franzose De la Vaulx, ist von Paris, Berson und Elias sind von Berlin durch die Luft nach Südrußland gefahren. Giffard ersann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lôme das Ballonet; Wölfert den Daimler-Motor; Schwarz die Aluminiumhülle. Zeppelin hat das Bewährte benützt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Doch das Problem der Lenkbarkeit galt schon einmal als gelöst: nach den ersten Aufstiegen des von Renard und Krebs in Cigarrenform gebauten Ballons. Daß auch der konstanzer Graf es nicht gelöst, eine Sicherung gegen atmosphärische Gefahren nicht gefunden habe, konnte man bis in den Sommer 1909 hinein von den Sachverständigsten hören. Noch im Juli, nach der zwölfstündigen Fahrt, war von Enthusiasmus nichts zu spüren. Am achten Juli wurde der Graf siebenzig Jahre alt. Die zur Förderung seiner Versuche gegründete Aktiengesellschaft war in Liquidation. Für die Dauer dieses Lebens nicht mehr viel zu hoffen. Und als nach dem Geburtstag eine Woche vergangen war, hing der Zeppelin Nr. 4 mit zerbrochenem Höhensteuer an dem Floßschuppen im Bodensee. Dann kam die Probe für die vierundzwanzigstündige Fahrt, die das Reich vor der Ab-



nahme des Luftschiffes gefordert hatte. Aufstieg und Lenkbarkeit übertreffen die Erwartung. Wie ein Märchengebild schwebt das schöne Schiff über Erwins Kirche. Zweimal zwingen Schäden zur Landung; die, zum ersten Mal auf festem Boden, gelingt. Da verbrennt das Schiff: und wie auf einen Zauberschlag öffnen sich dem Grafen die Herzen; in Deutschlands Gauen sogar die Taschen.

Hat die Persönlichkeit gesiegt? Die vermag Bewunderung zu erzwingen. Ein Mann aus altem Haus, dessen Söhne, weil ihnen zu eng wurde, aus Mecklenburg nach Dänemark und Rußland, Preußen und Oesterreich, Hannover und Württemberg zogen. Zeppelins haben unter Frik, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgefochten. Graf Ferdinand (vom württembergischen Zweig) hat 1863 in Amerika, 1866 in Böhmen Pulver gerochen und sich 1870 auf einem Patrouilleritt Lorber geholt. Edelmann und Soldat. Einer, der was gelernt, in Stuttgart das Polytechnikum, in Tübingen die Universität besucht und sich in der Welt nicht nur zum Vergnügen umgesehen hat. Das Muster des in alle Sättel gerechten deutschen Kavalleristen. Sein König (der nicht viel Personalauswahl hat) braucht ihn für die Diplomatie: und der Graf vertritt Württemberg anständig im Bundesrath. Als er der Amtsbürde ledig ist, widmet er sich mit Jünglingsseifer dem Luftschiffbau. Nimmt als Generallieutenant seinen Abschied und steigt 1900, ein Zweiundsechzigjähriger, von Manzell aus kühn zum ersten Mal himmelan. Seitdem ruht er nicht. Zwei Kanzler und zwei Staatssekretäre weigern ihm die erhoffte Reichssubvention. Der Kaiser dankt ihm nach den ersten Versuchen mit einem hohen Orden und einem huldvollen Handschreiben; kommt nachher aber zu der Ueberzeugung, daß aus dem „starren System“ Zeppelins nichts Rechtes werden könne, und wehrt jeden Versuch ab, vor seinem Ohr den Grafen zu rühmen. An Schwarzens Aluminiumschiff, daß der Anprall bei der Landung zerstörte, hat man ja gesehen, wie gefährlich die Starrheit ist. Halbstarr oder unstarr: so lautet die Lösung; solche in der Form veränderliche, rasch zu füllende und zu leerende Ballons sind leichter zu lenken und zu transportiren, billiger und zu militärischer Aufklärung geeigneter als die Riesenkasten mit Aluminiumgitter und Stoffüberzug. Auch wünscht man „oben“ nicht, daß von der Motorluftschiffahrt allzu viel Lärm gemacht werde.



Der könnte die Agitation für die Flotte stören; und daß dieser Agitation, deren Wirkung zwar die Ziffern, aber nicht die Relation des britischen und des deutschen Seemachtstatus zu ändern vermöchte, ein großer Theil der Schuld an unserer Vereinsamung zuzuschreiben ist, wird noch nicht eingesehen. Graf Ferdinand wankt nicht. Läßt sich durch keine Enttäuschung den Muth des Gläubigen rauben. Aktiengesellschaft, Lotterie: was vorwärts helfen kann, muß versucht werden. Pro patria. Amerika bietet für das Luftschiff eine stattliche Summe; der Graf lehnt ab: denn er will für sein Vaterland arbeiten, nicht für Fremde. Mit zäher Emsigkeit ist er am Werk. Vier Luftschiffe baut er. Eines Tages, denkt er, müssen Die in Berlin einsehen, was ich ihnen leiste. Wird er den Tag erleben? Fast vierhundert Kilometer durchfährt er; ist, zwischen Bodensee und Vierwaldstättersee, zwölf Stunden ohne Pause unterwegs. Der Kronprinz telegraphirt ihm: „Halte Ihnen nach wie vor die Stange!“ Weil unter dem Glückwunsch der Name Wilhelm steht, glaubt der Graf, die Depesche komme vom Kaiser (der ihm doch nie die Stange gehalten, sondern den Sinn für die Nothwendigkeiten der Praxis abgesprochen hat), und dankt der Majestät in den Kurialien tiefster Unterthänigkeit. Aber die Reichsbehörden heischen das Doppelte des am ersten Julitag Geleisteten. Die schwerere Aufgabe schreckt den alten Reitersmann nicht. Beim ersten Versuch wird der Rühlapparat schadhaft; das Luftschiff kann während der Reparatur nur einen seiner Motore benutzen und kehrt nach Friedrichshafen zurück, um den ausgeworfenen Ballast zu ersetzen. Am nächsten Tag bricht das Höhensteuer. Die seit der Schweizerfahrt gestiegene Hoffnung sinkt wieder. Nicht des Bauherrn. Dem war 1906 ein Schiff vernichtet, 1907 der Werftschuppen zerstört und das dort gedockte Schiff arg beschädigt worden: und er blieb getrost. Auch jetzt. Am vierten Augustmorgen versucht es wieder; und diesmal scheint Fortuna dem Rühnen zu lächeln. Trotz zweimaligem Zwang zur Landung wird die Fahrt zum Triumphzug. Gleitet ein Wirklichkeit gewordener Kindertraum dem Auge vorüber? In Verzückung folgt der Blick dem schwebenden Wunder, dem selbst die hemmunglose Traumkunst nicht solche Vereinigung von Größe und Grazie erdichtet hat. Dehnen die Grenzen der Menschheit sich bis in den Himmelsbereich? Glocken läuten, Fahnen wehen, Böller krachen; aus tau-



send Rehlen jubelt's zu dem Luftbeherrscher empor. Er hat's noch erlebt. Vorgestern ein höhensüchtiger Narr; gestern ein des Lobes würdiger Unreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kann; heute der Messias. Der Bringer des Heils. Daß es vor ihm Luftschiffer gab, neben ihm Parseval und Groß, Lebaudy und Santos-Dumont wirken, ist vergessen. Zeppelin allein ist des Sieges, der Zukunft Bürge. Vermag Eduard's Inselreich uns jetzt noch zu widerstehen? Darf es wagen, uns ringsum neue Feindschaft zu werben? Vom Himmel her würde der Germanenzorn sein Recht, seine Rache holen. Schon liest man, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Lektion ertheilt. Liest, daß Deutschland im Verlauf von zwei Jahren zwölftausend Aluminiumluftschiffe bauen und auf dieser Flotte sechshunderttausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Ein Saumel rast durch's Land. Jeder möchte den Erlöser sehen. Um ihm näher zu sein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, feuchten müde Frauen auf Kirchthürme. Von der Maas bis an die Memel dröhnt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg. —

Noch ist's nicht Inbrunst. Eine Gluth, die aus Papierballen aufprasselt und rasch wieder verglimmt. Freude an der Neuheit, die das Alte überleuchtet. Wenn gedruckt würde, Graf Zeppelin habe zwar gezeigt, daß er auf harter Erde landen könne, den Abnahmebedingungen aber, da er zweimal zu Reparaturen herunter mußte, wieder nicht genügt, sähen wir die Begeisterung wohl ebbeln. Die Sachverständigsten haben gewarnt. „Auch Nr. 4 hält sich nicht vierundzwanzig Stunden oben; und durch die Mißachtung atmosphärischer Launen kann schlimmes Unheil entstehen.“ Sprach Prophetengeist so? Nach der Landung in Echterdingen wird das Schiff auf dem Feld verankert und zum Anseilen und Halten Militär herangeholt. Drin arbeiten Daimler's Leute. Der Graf ist nach Stuttgart gefahren, um sich mit einem guten Mahl für die Weiterreise zu stärken. Daß es auf dem Ankerplatz an Seilen fehlt, wird bedauert; schadet schließlich aber nicht. Da naht die Gewitterbö, wirft das Schiff auf die Breitseite, hebt es vom Boden und zerrt es so wild hin und her, daß die Pfähle brechen, die Seile reißen, die Mannschaft den hundertzwanzig Meter langen Körper nicht zu halten vermag. Tausende sehens' entsezt; recken die Arme und möchten das Schiff umfassen. Unmöglich. Wird



eß entfliegen, wie Andrée's Ballon, die „Patrie“ und der „Nulli secundus“? Nein. Ein Knall, als sei die Erdruste geborsten; eine Feuersäule, als wolle der Höllenfürst einem Liebling ein Denkmal setzen; nach drei, vier Minuten rauchen Trümmer, wo vorher das Gebild aus Menschenhand seine Metallglieder in stolzer Lebensfreude zu regen schien. Wer sagt's dem Grafen? Schon jagt Einer der Stadt zu. Schon steht der Greiß am Grab seiner Arbeit. Nicht seiner Hoffnung. Als sei er ins Hirn gehauen: so hat er nach der Meldung mit den Händen die wunde Schädeldecke betastet. Selten ward einem Menschen so ungeheures Erlebniß; war einer dem Weltgeist so nah. Höchster Triumph und zerschmetternder Sturz ins knappe Maß einer Stunde gezwängt. Istaroß, den eines Gottes Eifersucht empfinden lehrt, daß nur Wachs, in der Sonnennähe zertröpfendes, ihm die Flügel an den Rumpf gefleht hat. „Der Freude folgt sogleich grimmige Pein“: seufzen Faust und Helena, als daß izarische Schicksal den Knaben Euphorion hinrafft. Faust! Ebenbild der Gottheit und nun furchtsam weggekrümmter Wurm? In solche Tiefe darf der deutsche Graf, der Krieger und Wolfenthronwerber nicht sinken. Schneebleich steht er; wehrt die Trostversuche ab, die heiseren Rufe, die wie ein Röcheln aus rauhem Schlund steigen und so gern doch einem Jauchzen gleichen. Mit siebenzig Jahren ein neuer Anfang. Jammer vertröbelt nur Zeit. Die Sehnen des Alten straffen sich. Und aus seinem Blick leuchtet ein Gelöbniß.

Wem gelingt es? Trübe Frage,  
 Der das Schicksal sich verummt,  
 Wenn am unglücklichsten Tage  
 Blutend alles Volk verstummt.  
 Doch erfrischt neue Lieder,  
 Steht nicht länger tief gebeugt!  
 Denn der Boden zeugt sie wieder,  
 Wie von je er sie gezeugt.

Der selbe Tag gebiert dem Grafen Zeppelin das dritte Heroenerlebniß. Sturz? Nein: Vergottung. Kam er in seinem Wunderfahn vom Bodensee nicht bis nach Mainz, vom Goldenen Mainz nicht nach Stuttgart? Eine Leistung, der keine ähnelt. Daß auf dem echterdinger Feld das Fahrzeug verbrannte, war ein Zufall, den kein Menschenauge vorhersehen, kein Menschenhirn abwenden konnte. Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder Rachsucht den Meister zu strafen. Für die ganze Menschheit steht:



der Mächtige, um die Frucht genialischen Fleißes Gebracht nun; leidet für sie; und muß ihres Mitleidens belebenden Hauch drum auch spüren. Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller Herzen, schmilzt die Eisrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem Kalten Wall. Der Kaiser, der sieben Jahre lang spröde blieb, spricht große Worte. „Ich und ganz Deutschland glaubten, allen Anlaß zu haben, Sie jetzt zum Abschluß Ihrer Epoche machenden großartigen Leistung beglückwünschen zu können. Immerhin bleibt der erzielte Erfolg im höchsten Grade anzuerkennen und muß Sie über das erfahrene Unglück trösten.“ Der Graf denkt anders; er antwortet: „Euer Majestät allergnädigster Trostspruch verwandelt Trauer in Freude. Allerunterthänigsten bewegten Dank dafür! Mit Begeisterung werde ich mich Eurer Majestät und des deutschen Volkes Auftrag zum Weiterbauen unterziehen.“ Solcher Auftrag war in der Depesche nicht angedeutet, die Trauer in Freude zu wandeln vermochte. Bundesfürsten und Würdenträger spenden Trost und Lob in sprudelnder Fülle. Ernst von Wildenbruch stößt ins Horn. „Das Werk, das ungeheure, das Menschengestalt erfann, mit dem er sich zum Gebieter des Stoffes, zum Bezwin- ger alles Dessen machte, was Menschenkräfte lähmt, zum Ueber- winder der Trägheit, zum Beschämer des Neides, zum Ueberzeu- ger des Zweifels, es ist dahin. Alles scheint verloren; und in Wahr- heit ist nichts verloren; denn das Werk ist hin, die äußere Erschei- ung der That: die That selbst gehört zu denen, die, einmal ins Le- ben gerufen, nie wieder untergehen.“ Schon ist, während eine Sonne auf und nieder stieg, eine Million gezeichnet worden. Ha- ben Arme ihre Spargroschen aus der Büchse geholt. Hat das Reich den für das Schiff vereinbarten Preis bezahlt. Wer denkt noch an die Abnahmebedingungen? Fürsten und Städte, Körperschaf- ten und Schulkinder, Banken und Handwerkstätten bieten Beiträge an. Der Paktolos strömt in den Bodensee. Aus neugieriger Be- wunderung ist nun erst, durch Feuers Macht, Inbrunst geworden.

So war im Spätsommer 1908 die deutsche Stimmung. Der Rückblick wurde nöthig, weil nur er erklären hilft, warum jetzt nicht, endlich, Einer aufsteht und offen, ohne zimperliche Beschönigung, sagt, daß der Traum, nach drei Jahren, ausgeträumt ist, der in Wonnen lallende Rausch nüchternem Ernst weichen muß. Wa- rum? Wölferts Luftschiff explodirte beim Aufstieg und tötete den



Erbauer. Schwarz war schon tot, als sein starrer Rahn bei der Landung zerstört wurde. Von Andrée, dem Nordpolsucher, kam uns nie eine Kunde. Die „Patrie“ wurde von Wirbelwinden entführt und ließ in Irland, als letztes Erinnerungzeichen, eine Riesenschraube mit Zubehör fallen. Der britische „Nulli secundus“ zerbröckelte über der Paulskathedrale. Die „République“ stürzte aus ihrer Höhe, weil der Propeller eine Zelle zerrissen hatte. Nach und trotz aller Enttäuschung wurde an Zeppelin, wie an einen durch allmächtiges Walten bewiesenen Gott, geglaubt; und jeder Zweifel mit lautem Schimpf gepönt. Daß Jesus nie gelebt, daß Papstthum der Menschheitskultur, Schiller der deutschen Dichtung, Bismarck seiner Nation nichts Haltbares geleistet habe, durfte Jeder behaupten; Keiner, daß Zeppelin nicht ans Ziel uralten Menschensehnsüß gelangt sei. „Eins der im Betrieb sichersten Fahrzeuge“ hatte der Graf sein Luftschiff genannt; und mit hallender Stimme gerufen: „Der eine Wille beherrscht Alle, Jung und Alt, Hoch und Nieder: Alle verlangen, daß ich, ungebeugt durch den harten Schicksalsschlag, dem Vaterland neue Luftschiffe bauen soll, und Alle spenden an Mitteln, was in ihren Kräften steht. Mit gerührtem Dank und freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der Nation gewordenen Auftrag zum Weiterbauen.“ Als der Bringer froher Botschaft wird er von den Landesleuten gefeiert. An den Strang der Glocke, die, früh und spät, seinen Ruhm durch das Reich läutet, hängt sich der Wunsch, in der Luft den Primat zu erlangen und zu wahren, den auf dem Meer noch Britanien uns sperrt. Schon im Heer des Generalß Bonaparte gab es aérosters; nun gilt unsere Luftschifferabtheilung als die beste aller Großmachtheere. In Zeppelins Rahn sind mindestens fünfzig Soldaten unterzubringen. Bald auch Kanonen. Wird aus der Gondel Dynamit in Städte und offene Lager geworfen, dann lernt der Feind schnell das Beten. Seht Ihr, nach einem Briteneinbruch in unseren Nordseetheil, einen mit Sprengstoff befrachteten Zeppelin über der Bank von England schweben? . . Geschwind schmeichelt solche Hoffnung sich ein. Spät kamen wir: und sind nun dennoch vornan. Der Kronprinz hatß gesagt. Ein von ihm unterzeichneter Aufruf schloß mit dem Satz: „Wir müssen den einmal gewonnenen Vorsprung im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres unter allen Umständen behaupten.“ Ein Vorsprung, von dem man nicht sprach, galt



im Deutschland des alten Wilhelms um's Doppelte mehr als ein außgeschriener. Und noch immer müßte, wer herrschen will, schweigen können; dürfte nicht, vor dem Auge neidischer Nachbarn, jeden halbflüggen Gedanken in prunkhaften Worthülsen zur Schau stellen. Doch die Hochstimmung verbot solche Bedenken. Der Kaiser hat Jahre lang ungemein schroff über die Arbeit des Grafen geurtheilt, ihm, der gerade damals der Hilfe bedurfte, die Reichsquellen nicht geöffnet und seinen Uerger nicht verborgen, wenn der Name des Luftschiffbauers genannt wurde. Im November 1908 ist ihm „die Vorzüglichkeit des starren Systems über alle Zweifel erhaben“; ist der Graf „der größte Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts, der Bezwingen der Lüfte, der uns an einen neuen Entwicklungspunkt des Menschengeschlechtes geführt hat und einen der größten Momente in der Entwicklung der menschlichen Kultur erleben ließ“. Das klingt. Ueberdröhnt alle Zweifelsfragen. Und was haben wir seitdem erlebt? „Farus! Farus! Jammer genug!“

Ein rascher Blick auf die Geschehnisse der Zeppelin-Rähne lehrt ihn erkennen. Während der ersten Fahrt stürzt, am zweiten Juli 1900, das vom Grafen geführte Luftschiff in den Bodensee; bleibt, weil es auf's Wasser niederkam, unzerstört und wird, arg beschädigt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zweite Fahrt: am siebenzehnten Oktober 1900. Der Graf ist Führer. Ueber dem Bodensee plagen im Schiffsgehäus Gasballons und der Rahn wird nur dadurch gerettet, daß er auf den See niederkommt. Er wird (die vorderen Gondeln sind mit Wasser gefüllt) in die schwimmende Halle zurückgeschleppt. Vier Tage danach ist wieder Zeppelin der Führer. Defekte in der Luft. Nach dem Niedergang treibt das Luftschiff, das mit seinen Propellern nach Friedrichshafen gelangen will, nach Meerzburg (wo, im Glaserhäusle der Dörste, jetzt Mauthner wohnt) und wird erst bei Konstanz, ehe es am Ufer oder an der Rheinbrücke zerschellen konnte, von Dampfern eingeholt und an starken Stahltrossen in die Halle bugsiert. Am dreißigsten November 1905 bricht schon bei der Ausfahrt ein Windstoß das vordere Steuer; das Schiff muß nach schwachem Aufstiegsversuch niedergehen und treibt in Windeiseile dem Schweizerufer des Bodensees zu, wo es, trotz Zeppelins Führung, zum Wrack geworden wäre, wenn die Dampfer es nicht noch früh genug eingeholt und zurückgeschleppt hätten. Am achtzehnten Januar 1906 drängt



der Wind das Luftschiff schon über Friedrichshafen vom Bodensee ab; bei Wangen, im württembergischen Allgäu, landet es (dem der Motor versagt hat) auf eine gereutete Waldstelle; wird vom Wind völlig zerstört und nur das Aluminiumkannengeborgen werden. Auch diese Fahrt hatte Graf Zeppelin geleitet. Z I war demontirt, Z II vernichtet worden. Z III wurde, nach glücklichen Fahrten, umgebaut, auf Befehl des Kaisers vom Kriegsministerium gekauft und in Meß stationirt; seit es dort ist, hat es zwei Luftmanöver mitgemacht, aber keine größere Fahrt mehr unternommen. Z IV wurde, nach sechswöchiger Lebensdauer, bei Echterdingen vom Feuer verzehrt. Auch Z V wurde, nachdem es auf der Rückfahrt von Bitterfeld beschädigt worden war, von der Militärverwaltung angekauft; auf dem Rückweg von der homburger Kaiserparade wurde es, nach fünfmonatiger Lebensdauer, bei Weilburg zerstört. Z VI kam, nach verspätenden Havarien, bis ins Gelände der Reichshauptstadt und, nach beträchtlicheren Defekten, in die Bodenseehalle zurück; noch mehrere Fahrten waren vom Glück begünstigt; bei Doss im Schwarzwald verbrannte das Schiff, das ein Jahr erlebt hatte. Z VII wurde nur zehn Tage alt; unter dem Namen „Deutschland“ sollte es, von Düsseldorf aus, als Passagierschiff Luftfahrten unternehmen; am achtundzwanzigsten Juni 1910 zerstörte es im Teutoburger Walde der Sturm. Seinen Namen und seine Funktion vererbte es dem Z VIII, der am siebenten April 1911 zum ersten Mal aufstieg und am sechzehnten Mai, neben seiner düsseldorfer Bergehalle, vom Wind vernichtet wurde. Seit dem Jahr 1900 sind also acht Zeppelin-Schiffe gebaut und sechs davon durch Sturm oder Feuer zerstört worden; eins wurde, als unzulänglich, demontirt und das letzte (1906 erbaute) ruht in der meyer Schutzhalle.

Vor der Summe solcher Erlebnisse noch von Zufall zu reden und über Mängel der Bedienungsmannschaft zu stöhnen, ist unmännliche Thorheit. Am fünfzehnten August 1908 war hier zu lesen: „Den Sachverständigsten war die echterdinger Katastrophe kein Zufall, kein accident, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems; so wenig Zufall wie die Versäumnis eines Industrieherrn, der seine Fabriken und Zechen nicht gegen Wetterschläge geschützt, eines Bankleiters, der mit niemals schwindender Geldfülle gerechnet hat. Das Luftschiff mußte landen, mußte auf freiem Feld lagern: daß es da, ohne



die nothwendigste meteorologische Aufklärung, ohne zureichende Unterborrichtungen, verbrannte, ist nicht mit dem Hinweis auf ‚unerwartet aufgetretene elementare Gewalten‘ entschuldigt. Gewitterböen sind nicht gar so selten; und dem Meister der Technik darf kein bekannter Vorgang unerwartet nahen. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag Jeder bedenken, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre. ‚Auftrag von der Nation‘, ‚nationaler Luftschiffbaufonds‘: solche Worte sind Ketten und binden das Reich. Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen; mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft.“ Wer mochte vor drei Jahren solches Warnerwort hören? Leise hat Manchen inzwischen Enttäuschung beschlichen. Einer der Gründe, die den General von Einem aus dem Amt des Kriegsministers trieben, war die Gewissenspflicht, die Verantwortlichkeit für den Ankauf neuer Zeppelin-Schiffe abzulehnen. Den Glauben an ihre Brauchbarkeit für Heereßzwecke hatte der Zweifel schon benagt. Sie haben Gas, Benzin, Explosionmotore an Bord; bei atmosphärischen Störungen wird solche Fracht leicht zum Verhängniß. Ein Sprengstoff könnte dem Leib des Luftschiffes, in das er gelagert ward, gefährlicher als dem Angriffsgegenstand werden. Die Rähne bieten dem Feind ein ungemein breites Ziel. Sie herunterzuschießen, kann eher gelingen als der Versuch, aus einem durch die Luft eilenden Motorboot ein schwimmendes Ziel zu treffen; aus einer Höhe von mindestens fünfzehnhundert Metern. So hoch hinauf müssen die Ballons, um vor Artillerief Feuer halbwegs geschützt zu sein. Ist durch die schärfsten Gläser von da aus noch die genaue Beobachtung des Feindes möglich? Die Bomben, die 1812 die Russen, 1849 die Oesterreicher aus Ballons warfen, sind unwirksam verfnattert. An Zeppelins lenkbares Riesenschiff war damals freilich noch nicht zu denken. Das aber ist, nach der Uezeugung der militärischen Gutachter, nur da brauchbar, wo ihm Häfen oder Landestellen bereitet sind; und nur für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes. Für taktische Aufgaben im Engeren ist der starre, schwer zu befördernde Körper nicht geeignet; die fordern leicht zu füllende und mühelos zu transportirende



Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends schwer wird. Wenn ein Parseval oder ein anderes nicht aus starrem Stoff gefügtes Luftschiff schadhaft wird (was ja viel seltener geschehen ist als im Bereich des Systems Zeppelin), dann wird es entweder schnell geflickt oder, im Fall größeren Schadens, entleert und auf der Eisenbahn in den Ort der Werkstatt zurückgebracht. Was aber würde aus dem meher Militärluftschiff, wenn es auf freies Feld herunter müßte, wo keine Bergehalle es aufnimmt, keine Soldatenschaar es vor Böengefahr schützt, vielleicht nur Feinde ihm nah sind?

Als ein Ingenieur hier höflich gefragt hatte, ob die Zeppelin-Gesellschaft von ihrer unsichtbaren Arbeit dem deutschen Volk nicht Rechenschaft geben wolle, antwortete Herr Direktor Colßman: „Zwölf Monate sind seit der Gründung der Gesellschaft vergangen. Wenn nach weiteren zwölf Monaten kein genügender Fortschritt, keine höhere Stufe erreicht sein wird, dann vielleicht hat das deutsche Volk ein Recht auf Rechenschaft und Anlaß, in den Wein der Begeisterung Wasser zu gießen.“ Den Brief, der in die stolze Verheißung dieses Sazes ausklang, hat der Direktor des „Luftschiffbaues Zeppelin“ am sechzehnten Oktober 1909 hier veröffentlicht. Zwanzig Monate sind seitdem, nicht zwölf nur, verstrichen; ein genügender Fortschritt scheint aber nicht erreicht, eine höhere Stufe nicht erklettert worden zu sein. Weilburg, Doß, Teutoburger Wald, Düsseldorf: alle vier seit dem Jahr 1909 gebauten Luftschiffe wurden vernichtet. Nie ist für ein unerprobtes System so viel Geld hingegen, mit so unermüdlichem Eifer Propaganda gemacht worden. Doch nie auch war die Zahl der Fehlschläge größer. Jetzt fordern viele (einander fremde) Sachverständige mich auf, laut über die traurige Sache zu reden. Die Enthusiasten selbst, Hauptmann von Krogh, Eugen Wolf und Andere, die, hitzig und jedes Opfers froh, für den gekehrten Grafen eingetreten waren, seien längst vom Zeppelinismus befehrt. Fast Jeder scheue aber den Kampf gegen ein von den mächtigsten Preßgruppen erwirktes Vorurtheil. „Sie haben im August 1908 gewagt, Zweifel zu äußern, und dem Direktor Colßman im Herbst 1909 geantwortet: ‚Wasser in den Wein der Begeisterung gießen? Die Zeit der Räusche muß einmal enden; und wir müssen hoffen, daß sich das deutsche Volk auch ohne Alkoholeinwirkung noch für national nützliche Dinge begeistern kann.‘ Sie müssen jetzt sagen, daß eine gelungene Fahrt, daß sogar ein



ganzeß Duzend gar nichts mehr bewiese: weil die Unbrauchbarkeit des Systemß Allen, die nicht mit Bewußtsein blind sein wollen, offenbar geworden ist. Und wenn ein ZIX von Friedrichshafen bis nach London und, unbeschädigt, zurück käme: das System bliebe verurtheilt.“ Ich bin nicht sachverständig. Weiß nicht, ob Graf Zeppelin, wie von ernstern Männern behauptet wird, den wichtigsten Theil seines Systemß von dem Oesterreicher Schwarz übernommen und die Möglichkeit zur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden hat. Er ist nicht der Erfinder der Luftschiffahrt (die von den Tagen Leonardos da Vinci bis in die Zeit des Hauptmannß Renard manchen starken Kopf beschäftigte); war nicht der Erste, der sich in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Luft hielt (Daß war möglich, seit ein leichter Motor hergestellt wurde); und nirgendß wird noch an die Nachahmung seines Systemß gedacht. Dennoch darf die persönliche Leistung, die mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hindernisse überwand, nicht bemäfelt werden. Das System? Der Geheime Baurath Dr. Emil Rathenau, dessen hellstem Kaufmannßgeist verbündetes Techniker-genie für die Stärkung deutscher Weltstellung zehnmal mehr geleistet hat, als zehn Zeppelins vermöchten, ist in heute unbestreitbarem Recht geblieben. Er wurde, wie ein unwissender, frecher Wicht geschimpft, da er dem Grafen empfahl, sich einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen (eine Depesche des Kaisers, die diesen Vorschlag wiederholte, trieb der greisen Excellenz das Blut in die Schläfe); er hob die Achseln und sprach, selbst im Deutschen Reich werde man selten schnell genug die Soldatenzahl auftreiben, die genüge, um Zeppelins Röhne auf dem Erdboden im Sturm festzuhalten. Diese Schiffe haben eine Länge von mindestens hundertzwanzig, eine Breite von zwölf bis fünfzehn Metern, bergen eine Wasserstoffgasmenge von (ungefähr) zwölf-tausend Kubikmetern in ihrer Aluminiumhülle. Sind also theuer. In der Luft sind sie von Wind und Gewitter, von anhaltendem Regen- und Schneefall gefährdet. Zu gefahrloser Landung brauchen sie eine große, ganz flache Ebene ohne Felsgestein, Moor, lockeren Sand: sonst fassen die Anker nicht und die zum Halte-dienst aufgebotenen Leute haben keinen festen Stand. Dabei ist zu bedenken, daß die Schiffe nicht immer landen, wann und wo der Führer will, sondern, sehr oft durch Defekte zu Landungen genöthigt wer-



den, für die das Nöthige nicht vorbereitet werden konnte. (Die Verwendung im Krieg scheint deshalb fast so utopisch wie der Plan einer Nordpolfahrt.) Starre Luftschiffe von solchen Dimensionen wirft, auch nach starker Verankerung, jeder nicht ganz gelinde Windstoß so heftig hin und her, daß entweder die Tauen reißen oder die Menschen, die den Rahn halten, aus ihrem Standort geschleudert werden. Ballonhäfen werden gefordert, drehbare Bergehallen; und Regimenter müssen für den Nothfall in Bereitschaft sein. Wozu, nach dem Millionenverlust, noch dieser Aufwand, der abermals nutzlos verthan wäre und ohne den unstarre und halbstarre Luftschiffe überall auskommen? Um sich noch länger über die Wesensmängel eines Systems hinwegzutäuschen, dem auch eine Milliarde nicht aufhelfen könnte? Solchen Riesenrahn in die Luft zu bringen, war eine interessante, ersten Lobes würdige Leistung; doch eine unnöthige, da der Deutsche Parseval (und vor ihm der Franko-Brasilianer Santos-Dumont) mit viel geringerem Kraftaufwand das Selbe vermocht hat. Kostspielige Rähne, Hallen, Hafenanlagen, Truppenconsignation: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach dem anderen befördert werden? Der Privatmann mag dem friedrichshafener Luftschiffbau so viel Geld hingeben, wie ihm beliebt. Der Staat darf nicht; darf auch nicht warten, bis eins der schönen Ungeheuer auf Menschenheime, Menschenmassen herabgestürzt ist.

Marseille kann ruhig schlafen. Blériot hat den Vermekanal überflogen, Védrinez ist aus der Heimath als Erster nach Madrid, Beaumont nach Rom gekommen. Schon wird, mit neuer Bedeutung, Musset's Verspaar citirt: „Une immense espérance a traversé la terre; vers le ciel et la France il faut lever les yeux.“ In Amerika triumphiren die Brüder Wright. Wenn Deutschland je einen „Vorsprung“ hatte, hat's ihn heute nicht mehr. Noch ist die Abiatiß von tödtlicher Kinderkrankheit umdroht (gegen die nur ein zuverlässiger Fallschirm schützen kann); selbst die Kurzsicht muß bald aber merken, daß den Fliegern, nicht den großen Luftfähen, die Zukunft gehört. Zeppelin ward vergottet, Lilienthal vergessen; dessen frühe Fliegerthat selbst Frankreich jetzt preist. Findet Deutschland in die Klarheit zurück? Ein Solstitium naht ihm. Der Wahn, der Flügel erträumte, kann nur im hellen Licht eines Arbeitstages Wirklichkeit werden.





## Rathedersozialismus und Wissenschaft.

In nicht zu ferner Zeit wird der Rathedersozialismus sich rühmen dürfen, ein halbes Säculum die führende deutsche nationalökonomische Schule zu sein. Ohne Anfechtung ist er in dieser Zeit nicht geblieben; doch hat er als Sieger bis jetzt das Feld behauptet. Wird er es auch weiterhin? Wer mit den Dingen nicht vertraut ist, könnte geneigt sein, schon darum, weil er eine wissenschaftliche Generation zurück datirt, ihm kein langes Leben mehr vorauszusagen. Gewiß ist auch für eine wissenschaftliche Schule die Annäherung an das halbe Säculum das „gefährliche Alter“. Trotzdem spricht der Augenschein nicht für ein Verblaffen der Rathedersozialistischen Herrlichkeit. Zum Rathedersozialismus bekennt sich auch heute fast die gesammte deutsche nationalökonomische Wissenschaft. Auch darf er sich noch immer berühen, die Ueberzeugung der großen Zahl der aufkommenden Generation für sich zu haben. Und wer die Jugend hat, kann, so meinte, nach Bismarck, Adolf Wagner, seiner Sache sicher sein.

Adolf Wagner hat sich auch immer dagegen verwahrt, den Rathedersozialismus als einheitliches System von seinen Gegnern „denunziert“ zu sehen. Und er ist im Recht, wenn er auf die zahlreichen Gegensätze hinweist, die der Rathedersozialismus vereint. Jeder hat seine besondere Hausapotheke für die sozialen Uebel. Von Brentano bis zu Wagner ist ein weiter Weg. Sollte etwa mit dieser Vielseitigkeit des Rathedersozialismus seine scheinbar oder ~~thatsächlich~~ bewährte Unangreifbarkeit zusammenhängen?

Die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, waren von zweierlei Art. Aus der Praxis wurde ihm einseitige Parteinahme für das Arbeiterinteresse vorgeworfen. Er hat sich in der That als Vorkämpfer des Arbeiters, dem nach seiner Auffassung in der bürgerlichen Wirthschaftsordnung ohne besonderes Zuthun sein Recht nicht wird, oft genug bekannt. Er hat in dieser Parteinahme seine Vocation gesehen. Mit von ihr ist er geistlich ausgegangen. Seine entscheidenden Anregungen hat er aus der Agitation Lassalles empfangen. Die Praxis, die politische und wirthschaftliche, machte aber noch ein Anderes und Stärkeres gegen den Rathedersozialismus geltend: trotz seiner zweifellosen und oft eingestandenen Parteinahme für den Arbeiter wolle er Schiedsrichter in den sozialen Kämpfen sein. Er nehme diese Rolle mit Entschiedenheit für sich in Anspruch. Das sei ein Unding. Da er Partei sei, habe der Rathedersozialismus nicht das Recht, sich als Unparteiischen aufzuspielen. Es ist im Wesentlichen der selbe Vorwurf, wenn die



vereinzelt wissenschaftlichen Gegner des Rathedersozialismus, die im Lauf der Zeit aufkamen, die Allgemeingiltigkeit der ratheder-sozialistischen „Ideale“ bestritten und bestreiten. Es geschieht freilich unter etwas anderem Titel: mit dem Hinweis darauf, daß der Rathedersozialismus „Ideale“ und wissenschaftliche „Erkenntnisse“ vermenge, Postulate als wissenschaftliche Wahrheiten anmelde, was sie ihrer Natur nach niemals sein könnten. Wieder war Das aber nicht der einzige Anstoß, den die Vertreter einer gegnerischen Theorie am Rathedersozialismus nahmen; sie warfen den Ratheder-sozialisten weiter vor, daß deren Forderungen einer ganz unzulänglichen wissenschaftlichen Einsicht in die ökonomischen Zusammenhänge entsprangen, daß sie die bürgerliche Wirthschaftsordnung und ihre entscheidenden Funktionen mißverstanden, sie zumal in ihrem sozialen Können unterschätzten.

Hatten und haben diese Vorwürfe gegen den Rathedersozialismus als unberechtigt zu gelten und ist daraus zu erklären, daß der Rathedersozialismus sie verhältnißmäßig gut „überstanden“ hat?

Daß viele Rathedersozialisten Forderungen auf Forderungen häufen, daß sie nicht müde werden, die Nothwendigkeit immer erneuten Vordringens auf dem Wege der Sozialreform zu betonen, ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann. Ohne Koalition und Organisation der Arbeiterschaft aller Kategorien giebt es nach ihnen keine Gerechtigkeit für den Arbeiter. Der sich selbst überlassene Arbeiter findet niemals sein Recht. Mögen Nachfrage und Angebot auf dem Arbeitsmarkte sich ihm selbst günstig stellen, sie sind verhältnißmäßig subalterne Faktoren: daher die „Forderung“ des Zusammenschlusses überall, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander begegnen. „Forderungen“ sind es natürlich auch, wenn Rathedersozialisten möglichst die allgemeine Verwendung des Tarifvertrags verlangen, wenn sie sich für Arbeiterkammern, für Arbeitslosenfürsorge, womöglich Arbeitslosigkeitversicherung begeistern, für den Normalarbeitstag Stimmung machen und den konstitutionellen Fabrikbetrieb als die Unternehmungform der Zukunft proklamiren. Sich in dieser Weise „einzusetzen“, ist an sich gutes Recht jedes Staatsbürgers. Der Rathedersozialismus freilich proklamirt diese Forderungen im Namen der „Wissenschaft“.

Forderungen entspringen aber aus „Idealen“; und Ideale sind immer etwas höchst Persönliches. Nur der selben sozialen Gruppe Zugehörige haben einigermaßen ähnliche Ideale; die verschiedenen sozialen Gruppen haben sehr von einander abweichende. Daher auch die Angriffe auf den Rathedersozialismus zumal aus der Praxis heraus. Diese Verschiedenheit der „Ideale“ wird auch



vom Rathedersozialismus anerkannt. Er ist trotzdem nicht geneigt, in den sozialen Fragen ihrer innersten Natur nach Macht- und Interessenfragen und nicht wissenschaftlich lösbare Probleme zu sehen. Er schiebt die fremden Ideale weg, weil sie einseitig seien. Daß sie in der That. Der Rathedersozialismus irrt aber, wenn er sein Ideal von solcher Einseitigkeit frei glaubt. Er stützt sich darauf, daß sein Ideal ein vermittelndes sei. Vermittelnde Ideale haben aber vor extremen letzten Endes nichts voraus. Es giebt nicht nur eine Art der Vermittelung, sondern sehr viele, ja, unzählig viele. Jede Vermittelung kommt auf der Grundlage einer bestimmten Weltanschauung zu Stande, die, wie alle, persönlich ist. Den Idealen des Rathedersozialismus kann darum also, weil sie zwischen extremen Idealen liegen, ein wissenschaftlicher Charakter noch lange nicht zugesprochen werden; und von wissenschaftlichen Erkenntnissen sind sie genau so weit wie die extremsten Ideale entfernt, einfach darum, weil Ideale niemals Wahrheiten sind.

Daß Mißverständniß der inneren Natur seiner Forderungen hat den Rathedersozialismus geeint. Es ist nach innen seine Schwäche, nach außen, wie wir sehen werden, seine Stärke. Ist auch der Rathedersozialismus, schon weil er so verschiedene Rathschläge ertheilt, durchaus kein geschlossenes System, so ist er doch einheitlich erstens in seiner Stellungnahme (näher zum Arbeiter als zum Unternehmer) und zweitens in der Vertretung seiner Forderungen, seiner in Wahrheit politischen Postulate als wissenschaftlicher Wahrheiten. Die Rathedersozialisten sehen, daß die Wirklichkeit weit von ihrem Ideal abweicht, und halten, nach solcher Wahrnehmung, nicht nur für ihr gutes Recht, sondern für ihre Pflicht, ja, für ihre Mission, immer wieder zu betonen, daß ihr Ideal verwirklicht werden müsse. Auch ein anderer Schluß ließ sich daraus ziehen: daß das Ideal einigermaßen weltfremd sei. Weltfremd schon in der mangelhaften Würdigung des Unternehmers neben dem Arbeiter. Zu diesem Schluß konnte und mochte sich der Rathedersozialismus nicht bequemen. Den meisten Rathedersozialisten ist es durchaus nicht leicht geworden, die wirthschaftliche Welt sich auch nur vom Standpunkt des Unternehmers aus einmal vorzustellen. Und sie begegnen auch heute noch bei diesem Versuch mit vielfach untauglichen Mitteln dem Widerstreben ihres vermeintlich „besseren Ich“.

Von den Gegnern wird aber nicht nur die Vermischung von Erkenntnissen und Idealen zurückgewiesen, sondern auch behauptet, die rein ökonomische Weisheit der Rathedersozialisten sei unzulänglich. Nun wäre es im höchsten Grade ungerecht, die Verdienste des Rathedersozialismus auch um den wissenschaftlichen Be-



trieb der Nationalökonomie in Frage zu stellen. Aber der Rathedersozialismus ist in der an sich berechtigten Reaktion gegen die isolirte Betrachtung der Wirthschaft, wie sie dem Klassizismus beliebte, zweifellos viel zu weit gegangen. Die Klassiker und ihre Nachbeter sind der irrigen Meinung, daß das Wirthschaften eine von allen anderen Thätigkeiten der Menschen lösbare, für sich bestehende Thätigkeit sei. Zu dieser Auffassung konnten sie nur kommen, weil sie Utilitaristen waren und entscheidende Motivationen anderer Art als utilitaristische überhaupt nicht kannten. Da gehört es zu den Errungenschaften des Rathedersozialismus, erkannt und überzeugend gezeigt zu haben, daß die wirthschaftlichen Vorgänge zugleich soziale sind. Keinem Rathedersozialisten sind die Kämpfe zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber bloße Lohnkämpfe; jedem bedeuten sie einen Kampf zweier sozialen Gruppen. Freilich gehört die Erkenntniß dieses sozialen Gegensatzes nicht so sehr auf das Konto des Rathedersozialismus als des Sozialismus selbst. Die Propagirung des von Marx zuerst gründlich erforschten sozialen Antagonismus haben aber nächst Lassalle die Rathedersozialisten sich angelegen sein lassen.

Man kann diese großen und geschichtlichen Verdienste rückhaltlos anerkennen und dennoch dem Rathedersozialismus nachsagen, er habe die bürgerliche Wirthschaftsordnung in ihren entscheidenden Funktionen mißverstanden und für die Aufdeckung ihrer Zusammenhänge nicht allzu viel gethan; weniger als, zum Beispiel, die von ihm über die Schultern angesehenen Klassiker. Er habe seine Studien immer auch auf das Oekonomisch-Politische hin gerichtet und die Arbeit an den eigentlichen ökonomischen Problemen, wenigstens in den meisten und vielfach tüchtigsten seiner Vertreter, unterlassen.

Auch einsichtige Freunde und Parteigänger des Rathedersozialismus werden Vorwürfe dieser Art nicht ganz abzuwehren vermögen. Woher trotzdem sein großer und dauernder Erfolg? Nach der praktischen Seite sind die Gründe leicht auffindbar. Rein Kenner der Verhältnisse wird darüber erstaunen. Trug der Rathedersozialismus „Sentiments“ als wissenschaftliche „Erkenntnisse“ vor, so waren es eben die Sentiments des großen Heeres der Intellektuellen und der Beamten. Diese entstammen der selben sozialen Schicht und entschieden sich deshalb, ohne inneren Kampf, für die nicht ohne Kunst und mit viel Geschmaç vorgetragenen Ideale der Rathedersozialisten, die eigentlich ihre eigenen Ideale waren. Und nicht weniger wirkte das Verkündete auf die Jugend, die für hochgespannte Freiheit- und Persönlichkeitideale immer zu haben sein wird. So



war dem Rathedersozialismus also nach außen Wirkung und Einfluß gesichert; er fand den günstigsten Resonanzboden, den eine geistige Bewegung finden kann.

Daß der Nachweis seiner Unzulänglichkeit auf dem Gebiet der reinen Oekonomie dem Rathedersozialismus nicht gefährlich wurde, ergab sich aber gerade aus dem Fehlen eines die nothwendigen Zusammenhänge in der Volkswirthschaft freilegenden, in seinen Grundwahrheiten bewährten Systems. Diese innere Schwäche wurde bereits als die äußere Stärke des Rathedersozialismus bezeichnet. Ihr verdankte er, daß er jeden Augenblick „umlernen“ konnte; er hat es oft genug gethan. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen wohl Wagner in erster Linie zu nennen wäre. In seines Daseins Maienblüthe hatte der Rathedersozialismus ja Vielerlei dem Marxismus entnommen. Der Eine mehr, der Andere weniger. Ich erinnere an die Verelendungstheorie, die Krisentheorie, das Gesetz der industriellen Reservearmee. Nichts von Alledem ließ sich aufrecht halten. Alle diese „Wahrheiten“ wurden denn auch, nachdem sie (nicht von Rathedersozialisten) widerlegt worden waren, preisgegeben; nach hartem Kampf, in dem es an lästigen Verunglimpfungen und Verdächtigungen des Gegners natürlich nicht fehlte. Raum ein Rathedersozialist bekennt sich heute noch zu den damals von Vielen mit Ueberzeugung und heiligem Eifer vertretenen „Lehren“. Mögen Einzelne die Einkommensvertheilung von dem „Ideal“ immer noch weiter abweichen sehen: die Mehrzahl der Rathedersozialisten ist längst darüber einig, daß der Entwicklung-Pessimismus der siebziger und achtziger Jahre nicht nur auf einen toten Strang auslief, sondern auch keine getreue Wiedergabe der Wirklichkeit, ja, ihre Umkehrung ins Gegentheil war. Man betont heute mehr die Unsicherheit des Einkommens der Arbeitnehmer als seine Niedrigkeit und seine Unfähigkeit zur Erhöhung. Man kann sich der Thatsache der Neubildung eines Mittelstandes, wenn auch eines solchen abhängiger Existenzen, nicht verschließen. Man sieht in den Krisen auch nicht mehr die Guillotine der bürgerlichen Wirthschaftsordnung, findet nicht mehr mit Marx, daß sie immer länger, immer ruinöser werden, sondern fällt ins andere Extrem und erblickt in ihnen vielfach nur noch die nothwendige Reaktion der Hausseperioden. Charakteristisch für die Bereitwilligkeit des Rathedersozialismus, unhaltbar Gewordenes abzustößen, ist auch das Entgegenkommen seiner historischen „Richtung“ in Deutschland an die österreichische Schule der Nationalökonomie. Gegen Reinen hat Schmoller einen erbitterteren Kampf gekämpft als gegen Karl Menger, den Führer der österreichischen Schule; heute beten Schmollers Schüler und Verehrer zu gleicher Zeit an Schmollers und Mengers Altären.



Diese Anpassungsfähigkeit bei zweifelloser Gesinnungstüchtigkeit, eine Anpassungsfähigkeit nicht nach der politischen, aber nach der wissenschaftlichen Seite hin, ist also die „Stärke“ des Rathedersozialismus in vielen seiner Vertreter. Sie ist wissenschaftlich eine Schwäche, weil sie auf den Unzulänglichkeiten des Systems oder dem Fehlen eines solchen beruht. Sie ist eine Stärke, weil gerade diese Unzulänglichkeiten vielen seiner Anhänger die Hereinnahme zunächst verworfener, scharf zurückgewiesener, scheinbar im Wesen fremder Wahrheiten ohne allzu große Schwierigkeiten gestatten.

Zur Erklärung des Rathedersozialismus, seiner Besonderheiten und besonders seiner Erfolge dürfte nun genug gesagt sein. Was ergibt sich daraus für seine Zukunft?

Zunächst die Gewißheit weiteren Gedeihens. Das Ende des Rathedersozialismus als eines sozialen Parteidogmas, als der Schule einer Gesellschaft- und Weltanschauung, als einer „Ideallehre“ ist heute nicht gekommen und wird morgen nicht gekommen sein. Mag das Heroenzeitalter der Sozialreform hinter uns liegen: die Ideale der verschiedenen sozialen Gruppen haben sich wenig verändert; hier giebt es nichts, was dem Rathedersozialismus gefährlich werden könnte. Wohl wird die Forderung erhoben, dem rathedersozialistischen ein komplementäres Ideal zur Seite zu stellen, das den Antheil des Unternehmers und des Erfinders, der Organisation und der Technik an den Leistungen der bürgerlichen Wirthschaftsordnung und an dem gesellschaftlichen Fortschritt stärker betont, als der Rathedersozialismus gethan hat und thut, und diese Faktoren gegenüber den Leistungen der Arbeiterklasse als das ungleich mächtigere Agens einschätzt, vielleicht auch die ursprüngliche Leistungsfähigkeit der bürgerlichen Wirthschaftsordnung anders versteht. Daß die Forderung, das komplementäre Ideal gleich zum Wort kommen zu lassen, begründet ist, kann von keinem wohlmeinenden Mann, zumal keinem, der es mit der Wissenschaft und ihren Wahrheitspflichten ernst nimmt, bezweifelt werden; die ausschließliche Herrschaft eines Ideals muß der Wissenschaft auf die Dauer verhängnißvoll werden. Von der Gewährung der Gleichberechtigung an das „komplementäre“ Ideal ist trotzdem nur eine eng begrenzte Wirkung zu gewärtigen. Auch bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind wird dem komplementären Ideal ein dem rathedersozialistischen ebenbürtiger Erfolg sicher nicht beschieden sein; denn das rathedersozialistische Ideal hat, wie schon gezeigt wurde, den Zug der Zeit und darum die Masse für sich. Aus den selben sozialen Gruppen wie bisher werden sich die Akademiker auch weiter rekrutiren. Ganz von selbst wird also auch ferner den Gelehrten



der kathedersozialistischen Prägung das Uebergewicht zufallen. Sie schwimmen (um es banal auszudrücken) mit dem Strom, werden von ihm getragen.

Bessere Aussichten hat die Forderung eines „reinen“ Betriebes der Wissenschaft, der endlichen Trennung von Idealen und Erkenntnissen. Politik und Wissenschaft, so wird von den Männern der Wissenschaft geltend gemacht, seien zu scheiden und jeder Versuch der Vermischung, mag er anmaßlich oder bescheiden auftreten, sei als Tempelschändung abzuweisen.

Diese Scheidung von „Ideal“ und „Erkenntniß“, diese Reform der nationalökonomischen Wissenschaft wird seit einiger Zeit von im Allgemeinen dem Kathedersozialismus widerstrebenden Autoren besonders nachdrücklich betrieben. Auch zwei hervorragende Anhänger der „jüngeren“ Gruppe des Kathedersozialismus haben, von erkenntnistheoretischen Bedenken geplagt, auf diesem Grund Stellung gegen die alte Lehre genommen. Werden sie aber auch „Schule“ machen? Daß die Nationalökonomien, die ihr Leben lang im politischen Kampf gestanden haben, nicht mehr umlernen werden, ist von vorn herein gewiß. Schmoller hat sich denn auch gegen die erwähnten Dioskuren und andere ihnen im gleichen Bestreben vereinte Nationalökonomien, nicht frei von Ironie, gewandt. Eitel wäre auch die Hoffnung, die anderen Ethiker zu gewinnen. Die Aufsätze von Gustav Cohn reden eine sehr deutliche Sprache. Die Zahl Derer, die „umlernen“ könnten, darf trotzdem nicht unterschätzt werden. Großthaten auf dem Gebiete der sozialen Reform sind kaum noch zu erwarten und politische Kleinarbeit ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Schon deshalb dürfte die Bereitwilligkeit, Politik und Wissenschaft endlich auseinanderzuhalten, in den Reihen des Kathedersozialismus um sich greifen. In diesen Reihen entstehen auch immer mehr Spezialisten, denen es „nicht liegt“ und die nicht nöthig haben, sich mit den großen politischen Problemen zu beschäftigen. Aus diesen Lagern wird eine nationalökonomische Wissenschaft, die sich auf ihre eigentlichen Aufgaben wieder besonnen hat, Zuzug finden.

Heute verfügt das auf eine Scheidung von Politik und Wissenschaft gerichtete Programm freilich nur über eine kleine Truppe. Raum ein halbes Duzend Nationalökonomien sieht darin „die Forderung des Tages“. Diese kleine Schaar ist jedoch von der Größe und Dringlichkeit der Aufgabe erfüllt. Die ihr Zugehörigen sind in sehr verschiedenem Grade Gegner des politischen Programms, des „Ideals“ der Kathedersozialisten; ganz einig aber in der Gewißheit, daß es im alten Geist „nicht weiter geht“ und daß der vom



Rathedersozialismus beliebte Wissenschaftsbetrieb das größte Hemmniß des Fortschritts in der deutschen Nationalökonomie ist. Von besonderem Werth für die Wenigen, die eine Reform der Wissenschaft auf ihre Fahne schreiben, ist freilich die Revolte der erwähnten Rathedersozialisten. Dieser Vorgang sichert halbwegs vor der Verdächtigung, ihre Forderungen seien nichts als Finten, Bemäntelungen des Versuches, neben die herrschenden Ideale andere einzuschleppen.

Ganz wird der Versuch solcher Verdächtigung nicht ausbleiben. Und wahrscheinlich werden solche Insinuationen Gläubige genug finden. Mindestens in der ersten Zeit. Auf die Dauer freilich werden doch die Arbeiten Derer, die eine Trennung von Politik und Wissenschaft fordern, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Auf wissenschaftliche Erkenntniß, nicht auf politische Forderungen gerichtetes Arbeiten konkurrierender Schulen: Das ist, nach meiner Ueberzeugung, die wichtigste Vorbedingung des Fortschrittes in der nationalökonomischen Wissenschaft. Es gestattet die Arbeitgemeinschaft aller an den volkswirthschaftlichen Dingen irgendwie Interessirten, der Träger der verschiedensten Ideale. Dieses Programm schlägt auch eine Brücke von der Theorie zur Praxis, also zwischen den beiden Lagern, die einander heute kaum verstehen.

Breslau.

Professor Dr. Julius Wolf.



## Instrumente der Spekulation.

**S**ektionchef Dr. von Poeschl, einst Staatskommissar an der wiener Börse, sagte neulich in einem Vortrag, die Börse sei für Emissionen, auch innerhalb des vollkommensten Bankenorganismus, nicht zu entbehren; die Kursnotiz solle durch ausreichenden Verkehr, nicht durch Tendenzgeschäfte bestimmt werden. Ob man in Berlin diese Meinung theilt? Theoretisch vielleicht; in der Praxis siehts anders aus. Geschäfte ad hoc sind alltäglich; ohne sie wäre, zum Beispiel, die neueste Börsenhauße nicht möglich gewesen. Der Zufall ist kein zuverlässiger Vermittler; Absicht und Tendenz allein schaffen sichere Resultate. Erst die Börse verleiht dem Zwischenhandel im Effektenverkehr den rechten Reiz. Die Banken wissen, was sie davon zu halten haben. Wie in den Generalversammlungen, so könnte man auch unter Eid aussagen, daß im neuen Jahr das Effektengeschäft „sehr lukrativ und lebhaft“ ist. Der Umsatzstempel im Werthpapierhandel brachte in den ersten beiden Monaten einen Nutzen von 4½ Millionen (300 000 Mark mehr als im Vorjahr); und noch ist das Ende der Begeisterung nicht abzusehen. Auf dem Kurszettel der Dividendenpapiere gehören die



Aktien, die keine Gewichtszunahme zeigen, zu den Raritäten. Man kann einen Durchschnitt von 25 bis 30 Prozent als Ugio des ersten Vierteljahres annehmen. Die Veranstalter dieser Kunststücke sind bekannt. Die Ultimopapiere bleiben in vornehmer Zurückhaltung; nur der Kassamarkt ist in Ekstase. Das heißt: der Kenner sieht gelassen dem Treiben zu, das vom Publikum veranstaltet wird. Die Erkenntniß, daß man mehr verdienen müsse, um auf die Kosten des üppigen Lebens zu kommen, bietet den stärksten Motor. Die Flucht vor den festverzinslichen Papieren ist durch so drängendes Bedürfniß bewirkt, daß kein Prophet, er mag schreien, so laut er will, die Massen ins Lager der Renten zurücktreiben kann. Selbst der Aktienkäufer, der Kredit in Anspruch nimmt, läßt sich nicht leicht ins Bockshorn jagen. Der Quartalsultimo hat, trotz hohen Sätzen für Geld zur Prolongation, keine Engagementlösungen gebracht. Und die Worte, die in den Wochenberichten der Banken stehen, bringen erst recht keinen Sünder zu reuiger Buße.

Die Technik der „Kurschiebung“ ist nicht mehr Alleinbesitz der Akademiker. Viele wissen, wie dem Kurs aufzuhelfen ist. Die Zahl offizieller Meldungen über das Befinden einzelner Aktiengesellschaften ist von der Intensität des Börsengeschäftes nicht unabhängig. Geht das Geschäft gut, so sind solche „Rundmachungen“ häufig; läßt die Hitze nach, so werden auch die Kenien aus „Verwaltungskreisen“ seltener. Wer die Dominante hat, findet auch die Melodie. Die wechselt, je nach dem Bedarf. Bald heißt es: „Die Aussichten sind glänzend“ (dann klettert der Kurs in die Höhe); bald: „Die Lage ist zwar gut; aber bis zur Dividende ist's noch weit“ (dann trauert der Kurs und die Eingeweiheten, die den Text richtig verstehen, kaufen vorsorglich ein); schließlich platzt die Bombe: eine über Erwarten kräftige Dividendenerhöhung wird bekannt (die Eingeweiheten ernten den Lohn ihrer Thaten. Sie setzen mit anständigem Nutzen die im Zwischenakt billig erworbenen Aktien ab). Der Aktionär klagt, daß er getäuscht worden ist. Die Verwaltung habe ihm falsche Auskunft gegeben und ihn dadurch zum Verkauf seiner Papiere getrieben. Natürlich behält er stets Unrecht; denn kaum je ist nachzuweisen, daß die private Mittheilung dem Aktionär Falsches melden sollte. Auch in den Fällen nicht, wo allzu lange behauptet worden war, die Dividendenhöhe sei noch ungewiß. Wer Etwas weiß, sucht seine Kenntniß profitlich zu verwerthen. Die „Eingeweiheten“, die den Kurs lenken, brauchen nicht der Verwaltung anzugehören. Aufsichtsrath und „Bankverbindung“ wissen auch, wie der Hase läuft. Die betheiligten Banken werden früh informirt; und daß sie diesen Vortheil nicht ungenutzt lassen, wird durch die Herstellung von „Aktienmajoritäten“ für die Beschlüsse der entscheidenden Generalversammlung oft genug erkennbar. Sie wissen natürlich auch, wann ein werthvolles Bezugsrecht zu erwarten ist, und können sich für diesen Tag des Heils Aktien einhandeln, die ihnen dann Gewinn bringen.

Bis heute hat das Gerede über solche „Mißstände“ nicht geholfen. Alles blieb, wie es war. Neulich gliederte sich die Bergisch-Mär-



fische Bank, die zum Concern der Deutschen Bank gehört, die Mülheimer Handelsbank an, ein gut arbeitendes, solides Institut (mit 3 Millionen Mark Aktienkapital). Der Preis, der den Mülheimern beim Umtausch ihrer Aktien gegen die der Bergisch-Märkischen Bank geboten wurde, befriedigte nicht und sollte nach dem Willen einer Minorität erhöht werden. Aber der komplizirte Abstimmungsmodus für Kapitalserhöhungen war in einer Vorversammlung geändert worden und der Hauptbeschluß hatte keine technischen Schwierigkeiten mehr zu überwinden. Wenn die Unternehmer einmal die Grundlinien eines Geschäftes gezogen haben, lassen sie sich den feinen Plan nicht verderben. Der Aktionär hat zwar keine persönlichen Beziehungen zu seiner Gesellschaft (er kann nicht gezwungen werden, in den Generalversammlungen zu erscheinen und seine Stimme abzugeben; und er kann eben so wenig für Beschlüsse, die gegen den Strich der Verwaltung gehen, regreßpflichtig gemacht werden); aber er darf sich gegen den Versuch wahren, ihm seine Aktien zu einem Preis abzunehmen, der in sichtbarem Mißverhältniß zu ihrem wirklichen Werth steht. Wer eine Aktie erwirbt, muß damit rechnen, daß er unter Umständen nur so lange Besitzer dieses Papiers bleibt, wie der Majorität beliebt. Eines Tages heißt es: „Du hast Deine Aktie zu einem bestimmten Preis herzugeben“. Das ist Expropriation; und der Aktionär macht die Erfahrung, daß die bürgerlichen Begriffe des Familien- und Sachenrechtes im Bereich der Aktie wesenlose Schemen sind. Die unbedingte Unterordnung unter einen höheren Willen ist das Grundprinzip des Aktienwesens. Daß die Manneswürde sich manchmal gegen solche Haremsthrannei auflehnt, mag dem Aktionär ein Trost sein. Meist aber wünscht er, von lästigen Beziehungen befreit zu bleiben. Das Unpersönliche seines Verhältnisses bringt ihm ja auch Vortheil. Ein Aktionär focht einen Beschluß zur Erhöhung des Grundkapitals an, der seiner Meinung nach wider das Recht war und gegen den er deshalb auch in der Generalversammlung gestimmt hatte. Die Verwaltung erklärte, der Kläger sei der Strohmann eines Aktionärs, der als Konkurrent die Kapitalserhöhung bekämpfe; die Klage sei also lediglich als Konkurrenzmanöver zu betrachten und müsse abgewiesen werden, weil das Verhalten des Klägers gegen die guten Sitten verstoße. Diese Auffassung ist nicht durchgedrungen; die rechtskräftige Entscheidung stützte sich auf das Fehlen jeder direkten Beziehung des Aktionärs zur Gesellschaft und gab dem Kläger Recht. Die Struktur des Aktienwesens müßte umgestaltet werden, wenn man den Aktionär in ein persönliches Verhältniß zur Gesellschaft bringen wollte. Die Freiheit der Aktie von allen Regreßmöglichkeiten wird durch das Gesetz (indirekt) zum Ausdruck gebracht. Aus den Paragraphen 317 und 318 des Handelsgesetzbuches, die vom Stimmenkauf handeln, geht hervor, daß die Aktie in ihren Lebensäußerungen als stimmberechtigtes Organ frei sein soll. Wer gegen dieses Privilegium sündigt, wird bestraft. Man darf der Aktie die Freiheit nicht ablaufen. Kein Aktionär darf



sich aber auch Vortheile dafür versprechen lassen, daß er das freie Stimmrecht seiner Aktie verkauft., Man könnte einwenden, daß bei großem Aktienbesitz das unpersönliche Verhältniß aufhöre. Hat hier die Individualität gesiegt? Insofern gewiß, als der Aktienbesitz mit einer Person verbunden ist, die man als spiritus rector anzusehen hat. So lange sie aber nicht eine Stellung einnimmt, die ihr eine bestimmte Verantwortung gegenüber der Gesellschaft auferlegt, kann auch sie für ihre Stimmabgabe niemals zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Aktie hat ein doppeltes Gesicht: sie ist „Spielmarke“, so lange sie im Fluidum der Börse bleibt, und wird ein wichtiges Instrument der Privatwirthschaft, wenn sie den Börsenflitter abgestreift hat. Da nun beide Eigenschaften nicht immer von einander getrennt werden, so erscheint der Aktionär bald als Hanswurst, über den man lacht, wenn er eine ernste Miene aufsetzt, bald als verantwortlicher Minister, dem man an den Kragen möchte. Im Aktionär vereinen sich Vorzüge und Nachtheile der Objektivation des Miteigenthums an einem Vermögensstück. Will man die Beziehungen zu einem wirthschaftlichen Unternehmen weniger unpersönlich gestalten, so muß man die Aktie durch ein anderes Bindeglied ersetzen. Zum Beispiel: durch die Obligation. Die schafft ein neues, engeres Verhältniß ihres Besitzers zur Aktiengesellschaft. Sie macht ihn zum Gläubiger und gewährt ihm damit ein Vorrecht. Das sichtbarste Zeichen dieses besonderen Verhältnisses ist der Anspruch auf eine feste Verzinsung. Und im Fall des Konkurses hat der Obligationär, als Gläubiger, eine Forderung; der Aktionär kommt erst an die Reihe, wenn alle Gläubiger befriedigt sind. Die Aktie, die als Massenprodukt erscheint, ist von vorn herein verdächtig. Im Kalibergbau ist, nach dem Erlaß des Reichskaligesezes, eine beängstigende Sucht nach Neugründungen entstanden. Vielleicht ist das Gesetz mitschuldig an dieser bedenklichen Epidemie; aber alle Schuld darf man ihm nicht zuwälzen. Das Kaliefieber ist schon mehrmals ausgebrochen. Der neue Ausbruch wird erklärlich, wenn man die Rückwirkung einer gesetzlichen Sicherung bedenkt. Die Zahl der vom Gesetz bestimmten Quotenträger ist 69, die der neu gegründeten Kaliwerke aber 130: die Mitglieder der „Vertriebsgemeinschaft“ müssen also vermehrt werden, wenn den neuen Unternehmungen eine Betheiligung zugebilligt wird. Ihr Organ soll die Kaliobligation sein. Sie wird als hypothekarisch sichergestellte Schuldverschreibung bezeichnet, obwohl sie auf einem Besitz ruht, dem sie erst die Mittel zur Rentabilität verschaffen soll. Das Wesen der Obligation, daß in der unbedingt sicheren Fundirung besteht, wird hier durch Eigenschaften korrumpirt, die sonst nur dem der Spekulation dienstbaren Papier anhaften. Ein technisches Kunststück, das offenbar Erfolg hat; im Lauf eines Jahres sollen ungefähr 200 Millionen Mark in Kalibergwerke gesteckt worden sein. Eine runde Summe. L a d o n.





Berlin, den 17. Juni 1911.

## Ludwig der Zweite.

Am siebzehnten Juni 1886 wurde der Abgeordnetenammer des Königreiches Bayern, die am drittletzten Maitag geschlossen worden war, das Patent vorgelegt, worin Prinz Luitpold erklärte, daß er die Regentschaft übernommen habe. Die Einsetzung eines Reichsverweisers war nöthig geworden, seit die zum Gutachten berufenen Psychiater festgestellt hatten, daß König Ludwig der Zweite an unheilbarer Geisteskrankheit leide und auch sein jüngerer Bruder Otto, der nächste Agnat, nie von der Psychose genesen könne, die seine Isolirung im Schloß Fürstenried erzwang. Seit zwei Jahren war, durch die Darstellung in dem züricher Organ der deutschen Sozialdemokratie, die Kunde von Ludwigs Geisteskrankheit über den Bereich der Hofgerüchte hinaus gedrungen. Luz, der Ministerpräsident, den die Gnade des Königs acht Wochen vorher in den erblichen Freiherrnstand erhoben hat, zögert noch; kann nicht den Muth zu einem Entschluß finden, der dem trotz seiner Einsamkeit populären König die Macht nähme. Doch schon das erste Quartal des Jahres 1886 schafft eine Lage, aus der eine Zaudertaktik nicht mehr zu erlösen vermag. Die Kabinettskasse ist mit einer Schuldenlast von beinahe vierzehn Millionen Mark bebürdet und von ungeduldigen Gläubigern mit Klagen bedroht. Die Agnaten und andere verwandte Fürsten wollen nicht weiter helfen, weil sie wissen, daß jede nach München verliehene Summe in einen Abgrund rollt. Dem Landtag, an den Ludwigs Befehl die Minister



weist, darf nicht ermöglicht werden, in dieseß wüste Dunkel hineinzu-  
leuchten. Auch wird, da von dem König kaum noch eine Unterschrift  
zu bekommen ist, die Fiktion geordneter Verwaltung und Regierung  
von Tag zu Tag unhaltbarer. Längeresß Zögern, Luß fühlt es, wäre  
ein Verbrechen im Amt. Im Juni werden vier Irrenärzte zum  
Gutachten berufen; ihr Spruch lautet: Unheilbare Paranoia. Am  
siebenten Juni fährt eine Kommission nach Hohenschwangau, um  
den König zu entmündigen und allen Hoheitsrechten zu entkleiden.  
Die Wache des Schlosses Schwanstein ist (ein noch heute dem Rück-  
blick unfasßbares Versehen) ohne Weisung aus München geblieben  
und versagt der Kommission den Gehorsam. Ludwig befiehlt, die  
Römmlinge ins Burgverließ zu sperren, ihnen die Augen auszu-  
stechen, die Haut abziehen und sie in diesem Zustand verhungern  
zu lassen. Der Befehl klingt allzu schrill nach Wahnsinn und wird  
deshalb nicht ausgeführt. Nur deshalb; Offiziere der Wache haben  
der Kommission gesagt, daß sie dem Befehl, die münchener Männer  
zu erschießen, ohne Säumen gehorcht hätten. Nach einem unter  
Todesschauern verstöhnten Fasttag wird die Kommission durch  
eine Regierungdepesche befreit und reist ab. Am elften Juni wird  
Ludwig überrumpelt; am zwölften als Gefangener ins Schloß  
Berg gebracht; am dreizehnten will er sich im Starnberger See  
ertränken, erwürgt im Wasser den Obermedizinalrath Bernhard  
von Gudden, der den Selbstmord zu hindern trachtet, und ver-  
röchelt unter dem Seespiegel. Beide Häuser des Landtagesß billigen  
einstimmig die Reichsverweiserschaft; und am achtundzwanzigsten  
Juni leistet Prinz-Regent Luitpold den Eid auf die Verfassung.

Zwei Zeugen. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingßfürst:  
„Als ich anfangsß Juni auf einige Tage in München war, erhielt  
ich Kenntniß von den Schritten, die man thun wollte, um den König  
der Regierung zu entsetzen und eine Regentschaft an Dessen Stelle  
treten zu lassen. Mit Gustav Castell (dem Grafen und alten Freund)  
sprach ich über den Plan, eine Kommission nach Hohenschwangau  
zu schicken, um dem König den Beschluß mitzutheilen. In Schil-  
lingßfürst erfuhr ich das negative Resultat. Montag früh, als ich  
im Begriff war, von Straßburg zum Rennen nach Weixenburg  
zufahren, kam die Nachricht von dem entseßlichen Ende des Königsß  
und von dem Tode des Dr. Gudden. Ich konnte die Fahrt nicht  
aufschieben, fuhr also zu dem Fest und erhielt in Weixenburg die  
offizielle Bestätigung der Katastrophe. Abendsß um Neun bestieg



ich den Zug nach München. Dort ging ich in die auf zwölf Uhr anberaumte Sitzung der Reichsräthe (Ersten Kammer) und wurde nun in die Kommission gewählt, die beauftragt war, die Thatsachen zu prüfen und sich über die Regentschaft auszusprechen. In der ersten Sitzung berichtete Minister Lux über den Hergang, sagte, daß das Ministerium erst in diesem Frühjahr die Ueberzeugung von der Geisteskrankheit des Königs gewonnen habe, erklärte, warum man in der bekannten Weise vorgegangen sei, und las dann die Aktenstücke vor, die über den Zustand des Königs Auskunft gaben. Der Kabinetstath Müller brachte einiges Neue: so den Wunsch des Königs, ein anderes Land zu finden, wo er ohne Kammer regieren könne, die düstere Gemüthsstimmung, den Lebensüberdruß des Königs und eine Reihe von Briefen, darunter solche, in denen er dem Kabinetstath schwärmerische Freundschaftversicherungen macht. Der Bericht von Hornig gab Auskunft über die Manie des Königs, Leute zur Bastille zu verurtheilen, dann über die Aufträge, die ergab, durch Einbruch aus den Banken Geld zu nehmen, über Wuthausbrüche, Mißhandlungen der Diener, über die Aufträge, den Kronprinzen in Italien“ (ein Schreib- oder Druckfehler ließ hier den Glauben entstehen, es handle sich um den Kronprinzen von Italien) „zu fangen, einzusperren, zu peinigen, dann über die Schlaflosigkeit und steten Kopfschmerzen des Königs. In ähnlicher Weise deponirte auch der Kammerdiener Wilfer, der das Ceremoniell beschrieb, daß die Diener beobachten mußten, die Einrichtung eines Burgverließes, die Abneigung des Königs gegen München, den Kultus Ludwigs des Vierzehnten und des Fünfzehnten. Er und der Kammerdiener Mayer sprachen von der Unreinlichkeit des Königs und Aehnlichem. Mayer erzählte, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maske serviren durfte, weil der König, wie er sagte, sein Verbrecherantlitz nicht sehen wollte. Dann kamen die Gutachten der Irrenärzte, die Alle die Geisteskrankheit als unzweifelhaft feststehend bezeichneten. Die Aufregung in München war groß und allerlei abenteuerliche Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach davon, daß der König umgebracht worden sei. Daß wird sich legen, wenn die Dinge, die uns mitgetheilt worden sind, bekannt werden. Im Allgemeinen machte sich das Gefühl geltend, es sei gut, daß diese Regierung ihr Ende erreicht habe.“ Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, damals Sekretär an der Preussischen Gesandtschaft in München, schrieb an seinen Freund



Frik von Farenheid-Bennuhnen: „Ich habe die unerhörten Aufregungen, die das Königsdrama mit sich brachte, gut ertragen. Es war von wunderbarem Interesse, diese unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit, gleichsam mithandelnd, zu erleben. Eingeweicht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte, habe ich auch nachher die Ereignisse in Hohenschwangau miterlebt, wo der wahnsinnige König die Kommission, die ihm seine Absetzung verkünden sollte, zum Tod verurtheilte. Ich bin auch in der Nacht in Starnberg geweckt worden, als der König mit Dr. Gudden drüben in Berg tot im Wasser gefunden worden war. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, als ich im Nebel des Morgengrauens mit meinem Fischer Jakob Ernst einsam über den See ruderte. Die Stille des Todes lag über Schloß Berg und leichenblaß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener im Hof, auf den Gängen, als ich mit klopfendem Herzen zu dem Zimmer eilte, wo der, mythusumspinnene König, ein wahnsinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken fühl um die weiße Stirn wallend, soeben tot auf sein Bett niedergelegt worden war. Auf meine entsetzten Fragen erhielt ich kaum eine Antwort. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschehen war. Da lag im Nebenzimmer Dr. Gudden tot; den Ausdruck düsterer Energie auf seinem Antlitz. Ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationsmarken an seinem breiten Hals. Er war von seinem König erwürgt worden, weil er ihn hindern wollte, sich selbst den Tod zu geben. Ich war der Erste, der im Tageslicht die Spuren des Kampfes am Seeufer untersuchte. Da sah ich jenen Abdruck der Schritte des Königs, so tief unter der Wasserfläche, daß nur ein Mensch, der sich gewaltsam hinunterdrückt, solche Spuren hinterlassen konnte. Niemals vermochte ein Fliehender, hier, an dieser der Mitte des Sees zugewandten Stelle, Spuren zu hinterlassen. Der Fliehende hätte rechts oder links das Ufer erreicht und ein sicherer Schwimmer, wie der König, keinen Eindruck tief unter der Oberfläche hinterlassen, wenn nicht die Absicht des Todes ihn beherrschte. Von der Stelle, wo deutlich die Spuren des Kampfes mit Dr. Gudden sichtbar waren, gingen die weiten, eilenden Schritte des Königs, senkrecht zur Uferlinie, in den Tod! Es trug diese Zeit in ihren gewaltsamen Eindrücken das Gepräge längst vergangener Epochen; man wähnte, der Neuzeit nicht mehr anzugehören, angesichts der Gewaltigkeit der phantastischen Ereignisse.“



Der Arzt war zu beklagen; nicht der König. Demersparte der Tod den Schmerz und die Schmach der Entfrönung. Daß man ihn so lange regiren ließ, beweist, was an Höfen heute noch möglich ist. Maximilian hatte die Söhne streng erzogen; allzu streng. Er mag sich der maecenatischen Verschwendung seines Vaters, den die Brandung des Lola-Standals und der Gischt der pariser Februarrevolution vom Thron geschwemmt hatten, erinnert, in den Knaben den Keim neuen Unheils geahnt und gehofft haben, ihn mit harter Hand aus dem Rindersinn jäten zu können. Die Prinzen durften sich nicht regen; sollten lernen, immer nur lernen und aus der Nüchternheit des Alltages nie den Blick in beglänzte Gewölke schweifen lassen. Daß Taschengeld, daß sie für den Wochengebrauch erhielten, betrug nach unserer Münzrechnung eine Mark. (Otto wollte sich einen gesunden Vorderzahn ausziehen lassen, weil ihm gesagt worden war, er werde dafür zehn Gulden bekommen.) Die Knauserpädagogik mußte unwirksam bleiben. Den Erwachsenden bot sich von allen Seiten Hilfe an und die durch Strenge früh Verbitterten schlürften jedes Schmeichelwort wie wonnig berausenden Würztrank. Arbeiten, spricht der Vater, müßt Ihr, von früh bis spät in der Pflichtschule schwißen; und dürst nie wännen, der Befehlende könne sich frohem Genuß hingeben. Magisterweisheit, wisperts ringsum; Ihr seid Königsöhne, Königliche Hoheiten, von einem treuen Volk vergöttert und Alles wird, wie durch Zauberschlag, plötzlich anders, wenn Ludwig die Krone trägt und Otto als nächster Agnat neben dem Thron steht. Der Schüler Wilhelms von Döniges war ein gewissenhafter, tüchtiger Regent (dem Pfordtens Sturz und das Wort „Ich will mit meinem Volk Frieden haben“ freilich erst spät Liebewarb), doch ein kurzsichtiger Vater; und auch seiner preußischen Frau Marie scheint die Erziehergabe versagt gewesen zu sein. Ludwig war siebenzehn Jahre alt, als ihn Bismarck zum ersten (und letzten) Mal sah; er war bei den Mahlzeiten in Nymphenburg sein Nachbar und hat dreißig Jahre später darüber geschrieben: „Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich, in Dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die



Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annahm, auf mütterlichen Befehl, verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über seine Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten; ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obschon ich mir, mit einiger Verdrießlichkeit, sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb.“ Ein von niemals ebbender Phantasiefluth in Geisteswirbel gerissener Jüngling, der die seltene Gelegenheit, in edlem Wein die Rauschsucht zu stillen, gierig nützt und vom Alkohol den Dingen der Wirklichkeitwelt noch weiter entrückt wird als im Zustand erzwungener Nüchternheit. Ein Prinz, dem das Königsblut, das Blut Ludwigs des Ersten und des wittelsbachischen Phantassus, heiß in den Adern pocht: und der doch nichts zu erwirken vermag und in kargerem Leben gepfercht ist als irgendein Hochadelssproß. Ein ins gefährliche Alter der Pubertät Erwachsener, dem fromme Geschichtenträger die uralte Kirchenväterscheu vor dem Weib eingeträufelt und dessen Geschlechtswillen sie mit Zweifeln an seiner Mannbarkeit verängstet haben. Auch diesem Schwärmer wäre das Entgleiten in die Arme einer Lola Montez zuzutrauen. Drum muß er den natürlichen Geschlechtsdrang als ein unreines, befleckendes Gefühl hassen und seiner Mannheit mißtrauen lernen.

Der Achtzehnjährige soll auf eine Hochschule geschickt werden und Staatswissenschaften studiren. Da stirbt, am zehnten März 1864, sein Vater. Ludwig wird nicht Student: wird König. Das Staatsgeschäft langweilt ihn und wird lässigerledigt. Weiblicher Verführung trotzt der junge, schön blühende Monarch standhafter als der heiligste Asket. Die Vereinung zweier im Wesen verschiedenen Leiber dünkt ihn ein schmutziges, hehrer Menschheit unwürdiges Unterfangen, zu dem ein gnädiges, von Himmels huld dem Genius gewährtes Schicksal ihm die Virilkraft versagt habe. Nur Manneßreiz lockt ihn; nur Männern fühlt sein ewig trunkener Sinn sich, in fast bräutlicher Willenlosigkeit, die seltsam von dem unbändigen Gottesgnadendünkel absticht, fürs Leben verbunden. Zunächst von Hirn zu Hirn nur. Was dem Ahnen die spanische



Tänzerin gewesen war, wird dem Enkel der deutsche Musiker: der Brennpunkt des Willens zum Leben. Nie hat Ludwig den Münchenern verziehen, daß sie seinen Richard Wagner nicht nach Gebühr anerkannten und ihn, als den gehaßten Günstling, zwangen, die Hauptstadt zu verlassen. Zweimal wollte, nur deshalb, der König der Krone entsagen. Nur Wagners Beschwörung hielt ihn auf dem Thron. Nur Wagners drängender Wunsch vermochte den Menschen scheuen zu bestimmen, aus der Bergeinsamkeit zu scheiden und sich den Franken zu zeigen (die seitdem seine treuesten Anhänger blieben). Nur Wagner konnte die Berufung Hohenlohes ins Ministerium des Auswärtigen durchsetzen. Am dritten November 1866 schreibt Chlodwig in sein Tagebuch: „Ich kann mir nicht verhehlen, daß, nach allen Mittheilungen Holnsteins (des Grafen und Oberstallmeisters), der Wunsch des Königs, mich zum Minister zu haben, aus seiner Passion für Wagner hervorgeht. Er erinnert sich, daß ich einmal die Entfernung Wagners als etwas Unnöthiges bezeichnet habe, und hofft, daß ich ihm die Rückkehr Wagners ermöglichen werde. Ein Wagner-Ministerium zu bilden, dazu habe ich aber keine Lust, wenn ich auch die Rückkehr Wagners später für kein besonderes Unglück halten würde.“ Ungefähr also die selbe Stimmung wie im November 1847, als das Lola-Ministerium (Beizler, Berß, Hereß, Wallerstein) auf Ludwigs Befehl die Geschäfte übernahm. Nach dem Friedensschluß, der den Leib des alten Deutschlands zerrissen, Oesterreich aus dem Bund gedrängt, dem Preußenkönig zehn Quadratmeilen bayerischen Landes und dreißig Millionen Gulden bayerischen Geldes gebracht hatte, denkt Ludwig nur an Wagner; an den Mann und dessen Werk. Prinz Napoleon kommt nach München: der König will ihn nicht sehen; bleibt auf Schloß Berg. Der Ministerpräsident Hohenlohe kehrt aus Berlin zurück, will über das Erlebte, auch über ein wichtiges Gespräch mit dem Prinzen Napoleon Vortrag halten und erreicht endlich, daß ihm der König, „als Zeichen des allerhöchsten Vertrauens“, eine Audienz bewilligt. Ludwigs erste Frage ist, ob die Bouquets, die er aus Hohenschwangau dem Fürstengeschicht habe, gut angekommen seien; spricht dann, nachdem das Politische so schnell wie irgend möglich abgethan ist, von den Meistersingern und fragt, ob Wagner wirklich Frau Cosima von Bülow liebe. So geht's weiter. Die Verlobung mit Sophie von Bayern wird, nach einem kurzen Lenz künstlich genährten Glück-



wahnes, aufgehoben. Auch Wagner (der doch von Minna und Mathilde kam und zu Cosima ging) hat ja gesagt, daß, im tiefsten Seelengrund, alle Weiber langweilig seien; alle, wie Elsa von Brabant, verbotene oder unzeitgemäße Fragen stellen und, wie Sophie von Bayern, schläfrig blinzeln, wenn der Mann sich an ihrem wachen Geist zu laben wünscht. Was soll diesem Mondkönig, der die Tage durchschläft und in den Nächten sich seines Lebens Tag schafft, eine Frau sein, die immer eine hübsche Prinzessin bleibt, im verdunkelten, nur dem Brautpaar geöffneten Schauspielhaus nach dem vierten Akt der ungefüzten Dramen leise zu gähnen anfängt und den Schlaf noch nicht aus den Gliedern geschüttelt hat, wenn des Bräutigams Boten ihr duftende Blumen und Briefe bringen? Verachte das Weib: wird die Lösung. Die Günstlinge wechseln; und der Geschmack verwildert nun schnell.

Am sechzehnten Juli 1870 (seit vier Monaten sitzt Graf Bray dem Ministerium vor) befiehlt Ludwig die Mobilmachung des Bayernheeres gegen Frankreich; er hat dem Antrag Jörg, der das Königreich auf bewaffnete Neutralität beschränken will, die Zustimmung versagt und der pariser Regierung mitgetheilt, daß er sich nicht von den gemeinsam für deutsches Recht in den Kampf ziehenden deutschen Stämmen trennen werde. Am siebenundzwanzigsten Juli ist Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in München. Ihm ist, als dem Führer der Dritten Armee, die Befehlsgewalt über die bayerischen Truppen anvertraut. Zwei Jahre zuvor, als er zu Umberto's Hochzeit über München nach Turin reiste, konnte ihm der König ausbiegen; der Residenz, trotz Hohenlohe's „treugehorfamstem“ Rath, trotzig fern bleiben. Jetzt, vor dem Krieg, der Deutschlands Völker gegen Fremdling'sanmaßung eint, kann er's nicht; darf er dem Preußen nicht die Ehren des Tages lassen. Hinter der Kürassierscorte fährt er mit Friedrich Wilhelm vom Bahnhof ins Schloß; und freut sich, daß die Hurraruser vereinzelt bleiben. Im Hoftheater, wo die Beamtenschaft und die reiche Bourgeoisie zur Aufführung von „Wallenstein's Lager“ versammelt sind, regt das Nationalgefühl sich lauter; und als Rindermann's mächtige Stimme eine für diesen Festabend dem Reiterlied zuge dichtete Strophe gesungen hat, durchbraust stürmende Begeisterung das Haus. Der Kronprinz (der im Taftgefühl nie ganz sicher war) steht auf, tritt dicht an die Logenbrüstung und neigt dreimal vor der flatschenden, jubelnden Menge das blonde Haupt. Der Enkel nürnberg-



ger Burggrafen, die stolzen Wittelsbachern stets Emporkömmlinge schienen; der Gast eines Königs, dessen Heer er ins Feld führen soll Ludwig, der unbeachtet auf seinem Polsterstuhl blieb, hat ihm nie vergessen. Im ersten Lustrum seiner Regierung war die Wehrverfassung geändert und das Heer geschaffen worden, das sich neben dem Preußen auf die Walstattwagen durfte. An seiner Spitze ins Reich Bonapartes zu reiten, hindern den König hundert hemmende Vorstellungen. Er müßte von früh bis spät unter Menschen sein, wäre im Hauptquartier nicht der Erste, könnte den Märchenprunk seiner Lebensgewohnheit nicht mit sich schleppen, wäre gezwungen, sich in fremdes Wesen zu schicken und die Gräuelbilder der Schlachtgefilde zu schauen; der Feldzug würde ihm, der die Kaiserin Eugenie (die einzige Frau, die niemals langweilig sein kann) fast so bewundert wie den Roi-Soleil und den Freund der Pompadour, zur Folterqual. Aus seiner Hand nimmt der blonde Hüne das Kriegswerkzeug; und läßt sich huldigen, als habe er selbst sich die Waffe geschmiedet. Eines schönen Helden Fassade; gesund, nüchtern, fröhlich, beliebt: ein Mann, der in seine Welt paßt. Während Ludwig im Kriegerkleid und Kopfschmuck eines Indianerhäuptlings den rauschfüchtigen Schwelgergeist an Coopers Mohikanerbuch ergökte, hat Friedrich bei Königgrätz den Preußensieg beschleunigt; während Ludwig in Lohengrins Silberrüstung sich in den Gralsbereich träumt, wird Friedrich wie der erlösende Schwanenritter umjauchzt. Muß der Dunkle den Hellen nicht hassen, der zu sein scheint, was der König zu scheinen strebt? Friedrich schreibt in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen.“ Ahnt aber nicht, welcher wahnwitzige Haß ihm in dieses Königs Herzen erwächst. Den hätte ein Taumelrausch der Freude gepackt, wenn ihm durch Orakels Macht enthüllt worden wäre, daß dieser Kronprinz als ein Sterbender nur, grau, fahl, stumm, mit kraftlosem Fuß auf den Thron steigen werde. Tausendmal hat er ihn in den Schwefelpfuhl der Hölle verwünscht und das Hirn an der Vorstellung all der Martern geweidet, die sein Befehl über Wilhelms Sohn verhängt habe. Er ist in Italien? (Ist, als Truppeninspecteur, im Bayernland; doch Ludwig liest keine Zeitung, läßt sein Traumleben durch keinen Widerhall der Wirklichkeit stören.) Die Gelegenheit ist günstig; kehrt uns so gut vielleicht niemals wieder. Dingt Banditen. Laßt ihn in eine Höhle



sperrern; ihm die Zähne, einen nach dem anderen, ausbrechen; ihn peitschen, enthäuten, entmannen, verhungern. Daß Alles wird ernsthaft befohlen; und, Nacht vor Nacht, von allzu willigen Dienern berichtet, wie die Befehle ausgeführt und welche Verfallszeichen am Leib des Kronprinzen von den Höhlenwächtern bemerkt worden seien. Und der Mann, der diese Grausensposse erzwingt, ist von Gottes Gnaden König und höchster Gebieter in Bayern.

In seinem Namen wird, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, daß Recht gesprochen; auf seinen Befehl müßte jeder Soldat gegen jeden Landsmann die Gewalt der Waffe anwenden. Ludwig kommt fast nur noch in die Residenz, um ins Theater zu gehen, sich an Schauspielen aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder an blutrünstigen Melodramen zu freuen. Der Zuschauerraum muß leer, die Königsloge verhängt bleiben; die Spieler selbst dürfen nicht sicher sein, daß hinter den Sammetvorhängen der Königsitz und durch den schmalen Spalt ihre Geberde erblickt, den Schall ihrer Rede ins Ohr läßt. Stunden lang müssen sie, ohne je das leiseste Echo zu wecken, mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft spielen; was just befohlen wird. Ein Räuspern würde, eines Althemzuges Geräusch dem König die Freude verleiden; gar der Schweißdunst eines speckigen Menschengesichtes risse ihn aus dem herrlichsten Romantikertraum. Schwarze Stille ringsum, die Wohlgeruch süß durchduftet; Hall und Bild schlüpfen, wie aus unermessenen Weltweiten, durch den Sammetchliß. Ist die Majestät für diesmal gesättigt, dann bringt, im Morgengrau, ein Galawagen oder weißer, prächtig geschirrter Schlitten den Erschöpften in die Einsamkeit des Bergfriedens zurück, nach Berg oder auf die benachbarte Roseninsel, in den Linderhof oder nach Neuschwanstein. Da diese pomphaften Heimstätten sardanapalischer Laune nicht mehr genügen, läßt er auf Herrenchiemsee, mit ungeheurem Kostenaufwand, ein bayerisches Versailles nachpfuschen. Dort haust er; und gönnt nur den von Zufallsgunst oder sympathie de peau Empfohlenen das Glück seines Unblickes. Sängern und Schauspielern, Friseuren und Lafaien; schließlich beinahe nur noch den Bauernburschen aus dem Regiment der (unseren Dragonern ähnlichen) Chevauxlegers. Die sind seine Freunde, seiner Träume heldische Gefährten; werden mit feinster Essenz besprengt, mit Geschmeide behängt und, wie vom zärtlichsten Manne die holde Braut, im Herzen des Herzens gehegt. Aus seinem Handeln und Trachten



grinst Wahnsinn das ruhige Auge an. (Daß Wagner ihn in dem hymnisch rasenden oder läppisch verfrachten Stil der Königsbriefe nicht gewittert habe, flingt uns unglaublich.) Weil der Starnbergersee nicht ganz abzusperren ist, läßt Ludwig auf einem Schloßdach, zwischen Glaswänden, einen See schaffen. In Lohengrins Rüstung steigt er, mit Schwert und Hifthorn, in einen Silbernachen, den ein Schwan durch die Kunstpfüße ziehen muß. Das Wasser ist ihm zu still: ein Mühlrad bringt's in Bewegung; zu häßlich in seinem Ulschgrau: Kupfervitriol ersetzt schnell die Himmelsbläue, deren Abglanz in der Nacht nicht zu erzaubern ist. Daß sich das Rädchen einmal zu rasch dreht, unter dem Wellenschlag der Rahn kentert, der König triefend ans Ufer klettert, daß der Zinkboden des Sees von dem Vitriol durchfressen wird und das Wasser in den Prachtsaal des Schlosses sickert, beweist nur, welche Mängel noch unserer Technik anhaften. Oder, wie schlecht selbst ein König bedient wird. Ludwig's Diener haben's nicht gut. Sie müssen, um sich bemerkbar zu machen, nach hündischem Muster an der Thür fragen und, wenn sie ihnen geöffnet ward, auf den Knien bis in den Handbereich des Gebieters rutschen. Der schlägt oder tritt sie, speit sie an oder schleudert schweres Geräth in ihr verlarvtes Menschenantlitz. (Am Tag der Gefangennahme wurden auf Schwanstein zweiunddreißig Diener gefunden, die vom König durch Mißhandlung verletzt worden waren.) Auch Kabinettssekretäre und noch höhere Beamte müssen am Thürpfosten scharren und dürfen dem Herrn niemals aufrecht nahen. Weh Jedem, der ihn auch nur unbewußt ärgert! Schnell ist ein Todesurtheil geschrieben, unterzeichnet, gesiegelt; und nie wird der König müde, bis ins Kleinste die besondere Art der Marterung zu bestimmen, die dem Vollzug der Todesstrafe vorangehen soll. Gil de Rais und der Marquis de Sade vermochten nicht gräßlichere Qual zu ersinnen. Deshalb war's fast ein Glück, daß Ludwig's Menschenscheu mit der Zahl seiner Jahre wuchs und er schließlich nur noch die Lieblinge in seinem Gesichtskreis duldete. Versenkbare Tische hoben dem Hungrigen aus der Tiefe des Unrichterraumes die Speisen herauf und kein Diener durfte der Mahlzeit zuschauen. Zu unentbehrlichem Dienst trugen die Leute Masken. Unvermeidliche Meldungen und Vorträge nahm der König hinter einem Vorhang entgegen; ließ sich nur sehen, wenn kein Ausweg sich aufthat. Schon 1874 mußte Hohenlohe die Herren der Deutschen Botschaft einzeln, Mann vor



Mann, in das enge türliche Kabinet führen, wo, neben dem Badezimmer, der König gefrühstückt und das er als Empfangsgemach bestimmt hatte; und da ihm im Trianon vom Grafen Holnstein zugemuthet wurde, am nächsten Tag mit dem Botschaftpersonal zu speisen, erklärte er: „Dann bleibe ich lieber hier in Versailles und lehre nicht nach Paris zurück.“ Später, als die Bauwuth und der Hofpomp des Einsamen die Kronotation aufgezehrt und die Kabinetkasse mit einer Millionenschuld belastet haben, gesellt sich Tobsucht der Menschenscheu. Kein Geld, um eines Königs königlichen Traum zu möbliren? Nur ungetreue Diener, Wichte nur können so sprechen. Stadt und Land strotzt ja von Schätzen; vermag des Königs Wille nicht, sie in seine Kammer zu winken? Große Banken sind entstanden, in deren Kellergewölben das Gold und Werthpapier sich zum Gebirg thürmt. Sie geben nichts heraus? Wagen die freche Ausrede, sie seien Verwalter nur, nicht Besitzer des reichen Hortes? So frevlen Spaß sollen sie büßen. Miethet Diebe, Einbrecher, Räuber, klaubt sie aus der Hefe der Großstädte, reiht sie zu Banden und zeigt ihnen den Weg zu den Geldschränken der widerspänstigen Kapitalverwalter. Die Polizei wird sie aufhalten und, im Nothfall, die Garnison aus den Kasernen pochen? Unsinn! Heer und Schutzmannschaft gehorchen mir; und ich befehle, daß sie das nützliche Thun der im Allerhöchsten Dienst wirkenden Bande nicht hemmen. Die Minister werden Bedenken äußern? Ein Fußtritt scheucht sie weg; eine Regung der Königswimper ruft gehorsamere Männer ins Amt. Unterthänigste Vorstellungen werden, wie eines Hündchens lästiges Gebell, überhört oder mit rauhem Schimpfwort abgewehrt, submisseste Eingaben zersekt oder zu Knäueln geballt und in den Trichter des Abortes geworfen. Die Kammern wollen Dies und wollen Das nicht? Mein Wille ist ihres Lebens Gesetz; sie sterben, wenn sie sich ihm nicht beugen. Was unter des Königs weiser Regierung erworben ward, nur unter ihrem Schirm erworben werden konnte, gehört von Rechtes wegen dem König. Schafft es, betreßtes Gesinde, herbei! Zwingt die Reichsräthe und Abgeordneten, die Schuld des Monarchen zu tilgen, die Kronotation zu verdoppeln, die Schatulle des edelsten Wohlthäters im Bayernland zu füllen! Ihr könnt nicht? Wollt nur nicht, Ihr räudigen Hunde! Gut. Dieses Land kann diesen König nicht nach seinem wahren Werth schätzen; war nie seiner würdig. Magein minder Sanftmüthiger einsteß mit



Skorpionen züchtigen, daß dem mildesten Regenten des Lebens Nothdurft geweigert hat. In der Geldflemme erlischt das letzte Flämmchen reiner Vernunft. Ludwig will das ererbte Land verkaufen; an den Meistbietenden los schlagen. Was ist ihm Bayern, was Wittelsbachs Fürstenehre? Genießen will er, ohne Schranke herrschen und jedes Wunsches Fieber austoben, wie ihm beliebt. Ein Käufer? Ueber Nacht melden sich hundert, ist erst die Absicht, die Möglichkeit nur bekannt. So sicher ist's, daß der König schon jetzt über den Kaufpreis verfügen mag. Nach der Schuldentilgung bleiben ihm noch Uebermillionen. Professor Franz von Löhner, Mitglied der Akademie und Direktor des Reichsarchivs, wird auf die Suche nach einem neuen Königreich geschickt, das Ludwig kaufen könne. Nach Kreta und Rhodos, auf die Jonischen und die Kanarischen Inseln. Da giebt es kein unbotmäßiges Parlament, keinen Minister, der seinem Herrn Gewissen bedenken vorwirft; da gleißt in ewigem Sonnengefunkt die Krone und der im Purpur oder Goldpanzer auf Gipfeln Träumende braucht seine Nacht nicht durch erkünsteltes Mondlicht zum bleichen Tag zu hellen. In geschäftiger Hast wird da, ohne zages Säumen, jeder Befehl ausgeführt, jedes Todesurtheil noch in der Stunde der Unterschrift vollzogen; trügt nicht schnödes Gaukelspiel den Träger göttlicher Gnade. Die Schatzkammern blinken von Gold, jede Königsblaune lebt sich nach Willkür aus und statt des Würzweines dringt das Jammergeheul zerquälter Menschheit ins lechzende Blut.

Löhner hat die Reise gemacht; und hat sie beschrieben. Den Krankentraum eines im Kern edlen deutschen Königs, den fromme Einfalt zu den Bereitem des Reiches zählt. Einen Traum, der, nach dieses Königs herrischem Willen, dicht vor der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Wirklichkeit werden sollte.

Nie aber werden konnte; dem Bayernvolk und seinen Wittelsbachern zum Heil. Einundvierzig Lente hatte Ludwig gesehen, als er die Macht verlor und daß ihm dadurch entwerthete Leben, wie ein abgetragenes Gewand, von sich warf. Der selten gesäuberte, dem Licht und der Luft des Tages entzogene, zu reichlich gespeiste und getränkte Leib war gedunsen, die Umgangsform im steten Verkehr mit Rüpelu verplumpt, die einst so empfindliche Nase an Unraths Brodem gewöhnt; nur das Antlitz hatte, unter der gelblichen Fettschicht, die Spur alter, junger Schönheit bewahrt und das dunkel glänzende Auge blitzte und wetterte drüber hin wie von Blutnebel



eingeschleierte Sonnengarben über eine verwüstete Landschaft. Daß war der Mann nicht mehr, den, schlank und hoch, auf vollblütigem Roß, im Prunkwagen zwischen dem Troß glitzernder Hofdiener, zwischen Fackelträgern im üppig geschmückten Schlitten, die Bayern für eines Augenblickes Dauer erschaut hatten. Nur das Zerrbild noch ihres Märchenhelden. Doch der geliebte König; noch immer. Weil er sich nicht unter die Fuchtel der Priester duckte, für Kunst und Wissenschaft ein Herz zu haben, die Firnen und Thäler der Heimath zu lieben schien, Döllinger und Pfretschner gegen die Wuth der Klerikalen geschützt und sein Ohr nicht dem Ruf Deutschlands getäubt hatte. Nur deshalb? Nein: weil er beinahe unsichtbar gewesen war und die Menge sein Sinnen und Wollen nicht ahnen konnte. Wäre er dem Rath Bismarck's, den noch aus Neuschwanstein das Flehen des schon vom Schwersten Bedrohten suchte, gefolgt, nach dem Rückzug der Kommission in die münchener Reichsrathskammer geeilt, hätte er vor dem Volk seine Verschwendersünde gebeichtet: er wäre unüberwindlich gewesen, unantastbar; hätte mit seines Ansehens Leuchtkraft den Oheim Luitpold besiegt. Zu solcher Leistung aber waren die zerrütteten Nerven nicht mehr zu straffen. Wenn sich nur um die Schulden gehandelt hätte, um das vergeudete Geld! Doch auch alles Andere wäre ans Licht gekommen: Mißhandlungen, Raub- und Mordpläne, widrige Sexualien und der Wille zum Landesverrath. Alles, was die krankhaft ausschweifende Phantasie dem Tagebuch anvertraut hat. Ein noch glimmendes Fünklein mag den Irren vor diesem Wege gewarnt, ihm die Gewißheit ins Hirn gesandt haben, daß die mächtige Schaar seiner Feinde, wenns um ihr Leben ging, kein Wehrmittel scheuen würde. Lieber den Tod. Mit der Urkraft des Starken, ums letzte Heil Ringenden würgt er den Arzt, drosselt ihn, bis des Lebens Athem entwichen ist; und veröchelt unter dem Wasser. Daß vermag er noch; weil er nicht ohne den Königsnimbus wandeln, nicht im Käfig verthieren will und weil unversiechte Leibesstärke in dieser Schicksalsstunde den Wunsch bedient. Die Sektion hat ergeben, daß Ludwig's Gehirn degenerirt, doch sein Körper in allen Hauptorganen gesund war.

Bismarck, der mit sich selbst und mit seiner wechselnden Vision zu leidenschaftlich beschäftigt war, um die Menschen nüchternen Auges wägen zu können, hat auch Diesen verkannt. Ludwig von Bayern schien ihm „eingeschäftlich klarer Regent von national



deutscher Gesinnung, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung.“ Schien ihm manchmal wohl gar zuverlässiger als Friedrich von Baden. Wir wissen heute, daß er geirrt hat. Im Kriegsjahr hatte sich ihm die Möglichkeit geboten, in Preußens, in Alldeutschlands Interesse dem Bayernkönige einen Dienst von kaum überschätzbarer Tragweite zu leisten. Seitdem nannte Ludwig, der die eigenen Minister oft wie Laskien oder Hunde behandelte, sich in Briefen seinen „aufrichtigen Freund“, überhäufte ihn, wenn der Kanzler zur Kur nach Rissingen kam, mit Guldbeweisen und war jedem Wunsch des Großen willfährig. (Daß, dachte er, ärgert den Kronprinzen, der Bismarcks Feind ist und der nach dem Einzug der Truppen im Gespräch mit bayerischen Offizieren die Absicht angedeutet hat, die Reichseinheit, allem Gezeter blinder Partifularisten zum Troß, noch im ersten Jahrzehnt fester zu fitten.) Der Kanzler war von Fürstengunst nicht verwöhnt, nicht unempfänglich für immer erneute Zeichen königlicher Anerkennung; er sah in Ludwigs persönlicher Unhänglichkeit ein Gut von höchstem politischen Werth und hatte die Schwierigkeit, die Bayerns Schwanken und Irrlichteliren ihm in den Tagen der versailer Entscheidung schuf, schnell, wie alles ohne Gemüthsverbitterung Abgethane, vergessen. Ludwigs Forderung, daß deutsche Kaiserthum solle zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern erblich alterniren, fand er „außerhalb des Gebietes politischer Möglichkeit liegend“. Konnte aber nicht wissen, daß der König schon eine goldene Staatskarosse bestellt hatte, die ihn zum Fest der Kaiserkrönung tragen sollte; nicht errathen, daß dieses Königs Hirn längst entartet war. Jetzt noch den Armen als Romantiker, Idealisten, Schirmherrn deutscher Freiheit und Reichseinheit zu rühmen, ist unflug; unflüger, der motorischen Kraft nachzuforschen, die ihn trieb, dem Zollern den Kaisertitel anzubieten. Politik? Fast noch langweiliger als die Weiber. Er wollte sich, sein Königsrecht auf jeden Bezirk der Genüsse; und durfte sich, in dem vom Dünkelgesträhn dem Blick verhüllten Bewußtsein reizbarer Schwachheit, keinen Starken verfeinden: den Kanzler nicht noch die in der Münzstätte des Liberalismus hergestellte Oeffentliche Meinung. Vertragsbruch und Kampf um den Kaiserrang? Ein Lächeln entrunzelt die Stirn. Und der Kranke kriecht ins warme Glasgehäus seines Traumes.



## Die ewige Wiederkunft.

### Wirbeltanz der Atome.

**V**or einem Menschenalter war es, in Sils-Maria. Zwischen Weinen und Jauchzen fühlte sich Friedrich Nietzsche von einer neuen Offenbarung entbunden, der bedeutsamsten seines Denkerlebens: „Wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann auch der, der ihn gebar, und dessen Vorzustand und so weiter zurück; daraus ergiebt sich, daß er auch ein zweites, drittes Mal schon da war, eben so, daß er ein zweites, drittes Mal da sein wird, unzählige Male vorwärts und rückwärts. Das heißt: es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände.“ Das Unendliche hatte sich vor ihm aufgethan, Ewiges und Erfülltes floß für ihn zusammen. Gelöst lag das Problem vor dem Weitblick des Jauchzenden. Das selbe Problem soll hier von einem anderen Standpunkt aus gesehen und erörtert werden. Wir werden dabei schnell genug in Komplikationen gerathen, die dem einsam Wandernden in Graubünden ferner lagen als jede Rückkehr des Gleichen.

Denn schon im ersten Anlauf stoßen wir hier an einen der Grenzfälle, wo der berühmte „Satz vom Widerspruch“ (einer der schlimmsten Geißeln in der Folterkammer der Logik) sich mit sich selbst in Widerspruch stellt. An einen der Punkte, wo Das einsetzt, was ich das „polare Denken“ nenne: nämlich die Spaltung des Denkens in zwei einander schnurstracks entgegenlaufende Vorstellungen; so, daß wir jede dieser beiden Vorstellungen gegenwärtig haben, mit dem Bewußtsein ihres unüberbrückbaren Abstandes; daß wir von beiden besessen sind, hilflos von der einen in die andere taumeln und, so zu sagen, beide zugleich für die allein richtigen und für die allein falschen halten. Ein schauriger Prozeß, der, wie ich schon hier sagen möchte, sich überall ohne Ausnahme einstellt, wo wir den Versuch machen, über die platte Alltäglichkeit hinaus irgendetwas zu Ende zu denken, wo wir also philosophiren.

Wir können uns eine Endlichkeit des Raumes eben so wenig vorstellen wie eine Unendlichkeit. Stellst Du Dir den Raum als endlich vor, so spürst Du sofort, daß Du damit eine unsinnige Grenze setzt, von der die Vorstellung nichts wissen will, die unbedingt durchbrochen werden muß. Versuchst Du, Dir die Unendlichkeit vorzustellen, so spürst Du augenblicklich, daß Du dabei nur mit einer Abstraktion, mit einem Widerspruch, mit einem ungreiflichen Wort spielst, daß die Vorstellung als solche Dich im Stich läßt; daß sie nicht weiter reicht als bis ins Ungeheure. Die Un-



strengung ist darauf gerichtet (und kann auf nichts Anderes gerichtet sein), dieses Ungeheure zu multiplizieren; mit Tausend, mit Million, mit Trillion. In uns entsteht ein kalkulatorischer Vorgang, der sehr viel Anstrengung, sehr viel Willen, aber gar kein Begreifen einschließt. Es ist nur noch der Widerspruch gegen die erste Denkform, die uns zwingt, aber nichts, was in den Intellekt eingeht. Wir verschieben die Grenze mit den endlichen Funktionen unseres Verstandes, sie wird für uns fließend, hinausrückend, vor uns fliehend, sie verliert sich irgendwo in einen Nebel, der außerhalb der Denkmöglichkeit liegt. Am Ende stellen wir uns auch in der Verzweiflung, der Unendlichkeit beizukommen, einen endlichen Raum vor. Es ist die Denkpolarität in optima forma. Man kann aus beiden Anschauungsformen nicht hinaus, in beide nicht hinein und sitzt zwischen ihnen wie in der Alternative des Prokrustesbettes. Noch grausamer wird diese Qual, wenn wir vom unerfüllten zum erfüllten Raum übergehen, wenn wir etwa versuchen, uns die Anzahl der Weltkörper, der Körper überhaupt vorzustellen. Hier hat die Verzweiflung der Denklage einen unserer schärfsten Denker, Eugen Dühring, direkt zu einer Gewaltmaßregel gegen den eigenen Intellekt getrieben. Er fordert „das Gesetz der bestimmten Anzahl“, was im letzten Grunde nichts Anderes bedeuten kann als die Endlichkeit der Substanz. Das ist ein Ukas wie etwa der folgende: Es ist verboten, über eine Trillion hinauszuzählen. Ein Ukas, der das Denken wie mit dem Fallbeil abschneidet und vielleicht ein dogmatisches oder pädagogisches Gesetz giebt, aber keinen erkenntnistheoretischen Werth. Wir Anderen wollen an die Trillion immer noch und immer wieder eine Null hängen und kommen von der Vorstellung nicht los (die keine Vorstellung ist, sondern nur ein Denkwang), daß der unendliche Raum von einer unendlichen Körperzahl erfüllt ist. Wiederum nur e contrario: weil jede noch so große Körperzahl uns als eine Null erscheint gegenüber der Möglichkeit, weil wir den Gedanken nicht zu fassen vermögen, daß die körperliche Natur irgendwo begrenzt sei, und weil uns, sobald wir unsere Vorstellung körperlich betonen, die Annahme der unendlichen Substanzen immer noch erträglicher scheint als das unendliche Vakuum.

Im Banne dieses Denkwanges operiren wir also im dreidimensionalen Raum mit der unvorstellbaren Menge der Körperunendlichkeit, die einfach unendlich wäre, wenn sie uns in einer Linie angeordnet erschiene, zweifach, wenn wir sie in einer Ebene annehmen würden, und dreifach unendlich in der momentanen Wirklichkeit unseres Denkens, in die uns wiederum die Unvorstellbarkeit eines begrenzten Raumes hinausjagt.



Der polar entgegengesetzte Denzwang nöthigt uns, jeden einzelnen Körper unaufhörlich zu zerkleinern, zu zerschneiden, in der Hoffnung, irgendwo eine begriffliche oder materielle Grenze zu erreichen. Will der Verstand beim ersten Verfahren unaufhaltsam über sich hinaus, so kriecht er jetzt eben so hartnäckig in sich hinein: und alsbald zeigt sich eine weitere Polarität, da uns bei dieser Zerkleinerungsarbeit die blanke Null so unannehmbar erscheint wie jede noch so kleine Größe, die noch nicht Null ist. Besitzt das von der Gedankenschneide abgesplitterte Theilchen noch irgendwelche Ausdehnung, so liegt kein Grund vor, das Schneiden aufzugeben. Man kann weiter halbiren, dritteln, ohne je aufzuhören. Haben wir es aber thatsächlich bis auf Null heruntergebracht, so prallen wir vor einem Fehler zurück, der uns am Schluß der Operation angrinst: denn wir begreifen nicht, können niemals begreifen, daß sich aus lauter Nullen, sei es auch aus unendlich vielen Nullen, etwas Substantielles aufbauen soll.

Die theoretische Physik hat sich, um dieser unheilvollen Polarität zu entfliehen, zur Annahme eines Kompromisses entschlossen, das in den Grundsätzen der Molekulartheorie und der Atomistik festgelegt ist. Der reine Verstand will auch das „Atom“, das nach der Wortdefinition „atomos“, Untheilbare, weiterzererschneiden; der physikalische Verstand beruhigt sich beim sehr Kleinen, sobald die Hypothese, die dieses Winzige umschließt, ausreicht, um physikalisch und chemisch brauchbare Resultate zu liefern. Die Natur, so wird angenommen, setzt diesem Verfahren irgendwo einen unbeseiglichen Widerstand entgegen; in Substanzpunkten, die zwar keine mathematischen Punkte sind, aber sich, vermöge ihrer vollkommenen Homogenität und absoluten Härte, allen weiteren Angriffen entziehen. Wir behalten also im Atom eine Rechnungsgröße übrig, die sich mit Zahlen auf's Papier bringen läßt, eine Realität, die zwar unterhalb aller Vorstellung liegt, aber doch vor dem Verschwinden geschützt ist. Wir haben nur nöthig, einen Bruch aufzuschreiben, in dessen Zähler sich ein Milligramm befindet und dessen Nenner aus zweiundzwanzig Ziffern besteht, so gelangen wir an ein Gewichtchen, das dem Atom des Wasserstoffgases entspricht. Vor der anschaulichen Vorstellung verkriecht sich solches Atom bis zur Unauffindbarkeit; es mag sich der Größe nach zu einem Tropfen verhalten wie ein Apfel zum Eröplaneten; immerhin bleibt eine endliche Größe, die im Zug solcher Betrachtung einen unleugbaren Vortheil gewährt. Denn wenn wir nun sagen: „Die unendliche Welt der Körper besteht aus Atomen“, so erhalten wir zwar eine neue enorme Multiplikation, aber nicht eine



neue Unendlichkeit zu den bereits erkannten; es bleibt vielmehr bei der dreifachen Unendlichkeit, in die sich die Wirklichkeit der Atome einzuordnen hat.

Die Atomistik bietet uns die weitere Erleichterung, daß sie uns aus der anschaulichen Erfahrung nicht ganz so unerbittlich herausreißt wie die Zwangsvorstellung des unendlichen Raumes sammt den sie erfüllenden Körpern. Wenn wir einen Tropfen Säure in tausend Wassertropfen verdünnen, einen Tropfen des verdünnten Stoffes wiederum in tausend Wassertropfen lösen, so gelangen wir schon bei der siebenten oder achten Operation an die Grenze, die durch die atomistische Hypothese festgehalten wird. Und wenn wir uns auch das erzielte Ergebnis, daß mit dem Bruchtheil eines Trillionstel Milligrammes rechnet, nicht vorzustellen vermögen, so bleiben wir doch im Rahmen einer gewissen Begreiflichkeit, wir brauchen unserem Zähl Sinn nicht so Gewalt anzuthun wie bei der völlig jenseitigen und doch völlig unvermeidlichen Anschauung des Unendlich-Großen.

Die augenblickliche Lagerung der an Zahl dreifach unendlichen Atome bedingt den Zustand der Dinge, die momentane Weltlage in allen Einzelheiten. Sie bedingt ihn, aber sie erschöpft ihn noch nicht. Denn die Atome sind in Bewegung; und erst die Summe aller dieser Bewegungen, dynamisch ergriffen in diesem einen untheilbaren Moment, ergiebt die thatsächliche Weltbedeutung dieses Augenblickes mit allen seinen mechanischen und psychischen Nothwendigkeiten. Kein Gott rettet uns hier vor der Schwierigkeit, zwei neue Unendlichkeiten hinzuzudenken: die eine umschließt die Bewegungsrichtung jedes Atoms, die andere die Geschwindigkeit oder das Maß der Beschleunigung für jeden einzelnen Massenpunkt. Wir gelangen also zu fünf Unendlichkeiten, die wir „in Rechnung“ stellen müssen, wenn wir den Zustand der Dinge festhalten und aus ihm einen Zukünftigen errathen wollen. Das hat sich nun allerdings Nießsche mit seiner Träumerei von der Ewigen Wiederkehr beträchtlich erleichtert; richtiger: ihm ist gar nicht eingefallen, solche Komplikation zur Grundlage der Betrachtung zu machen. Auf seinen Spazirgängen bei Elisabeth-Maria erschien ihm einfach das Weltgebäude als ein Wirbeltanz von Partikeln und er schloß mit der schönen Zuversicht des prophetischen Dichters, daß die Anfangsfigur dieses Tanzes wohl irgendeinmal wieder austauschen müsse. Nicht mit einer Silbe geht er auf die Grundfrage ein: ob die Möglichkeiten der Zeit, selbst einer unendlichen Zeit ausreichen, um die gehäuften Unendlichkeiten der Atombewegungen restlos abzuwickeln.

Eine Promenade im Oberengadin mag angenehmer und stim-



nungsvoller sein als ein Quergang durch arithmetische Gebiete; aber mit Stimmung löst man keine erkenntnistheoretischen Probleme. Um Nietzsches Problem von der Wiederkunft des Gleichen wenigstens als Aufgabe zu erfassen, muß man sich schon entschließen, die ganze Angelegenheit in das Licht der Permutation-Rechnung zu stellen. Es handelt sich um ein Rechenexempel von universaler Ausdehnung: eine fünffach unendliche Unordnung von beweglichen Atompunkten und Kräften ist in Variation begriffen; ist es denkbar, möglich oder wahrscheinlich, daß die Unordnung von heute in irgendeiner noch so fernen Zeit wiederkehrt? Populär ausgedrückt: Ist die Zeit mächtig genug, um die Permutationen zu bezwingen, oder wächst die Menge der Permutationen der Zeit über den Kopf? Versuchen wir, uns die Sache dadurch klarer zu machen, daß wir von ganz einfachen Beispielen zu komplizirteren aufsteigen. Statt der Atome wählen wir handliche Körper und aus den ungezählten Myriaden greifen wir eine bescheidene Anzahl heraus: die drei Elfenbeinkugeln auf der eng begrenzten Billardfläche. Mitten im Spiel fragen wir, ob diese bestimmte Stellung der drei Kugeln ein beispielloser Einzelfall sei oder wiederkehren könne. Hier brauchen wir uns in keine Unendlichkeit zu verirren, denn das Handlungsterrain ist begrenzt, die Kugeln berühren die Unterlage nicht in einem Punkt, sondern in einem kleinen Kreis, jede Beziehung ist in endlichem Sinn erfassbar; und so gelangen wir (einstweilen noch ohne Rechnung) zu dem Ergebnis: Ja, diese Stellung kann wiederkommen, wenn der Zufall gut mitspielt, noch in der selben Partie, sonst vielleicht erst nach Wochen und Monaten; wir werden aber auch den Gedanken nicht abweisen, daß trotz der Enge des Problems die beiden Spieler die Wiederkehr dieser einen bestimmten Stellung vielleicht nicht erleben werden.

Dieses Billard soll sich zu einem Kosmos auswachsen. An der Kugelgröße ändern wir nichts; aber wir verbreitern die grüne Fläche ins Unabsehbare und verlegen die Banden beliebig über die Siriusfernern hinaus. Und nun legen wir den zwei Dämonen, die diesem interessanten Spiel auf geräumiger Unterlage obliegen, wiederum mitten in der Partie die Frage vor: Kann diese Stellung wiederkehren?

Ich erwarte von den Nietzsche-Anhängern ein herzhaftes Ja. Denn noch sind wir nicht über das Drei-Körper-Problem hinaus, noch haften wir an den zwei Dimensionen der Ebene; wir erschöpfen noch nicht einen Tropfen der Möglichkeiten, von denen die „Ewige Wiederkunft“ einen Ozean darstellt. Aber ich glaube, annehmen zu müssen, daß dieses erwartete „Ja“ schon etwas schüch-



terner klingen wird. Denn hier könnte sich, zum Beispiel, die Erwägung einschleichen, daß das Dreieck der Ausgangsstellung, das wir mit kurzen Seiten in Erdnähe annehmen wollen, sich im Fortgang des Spiels beständig erweitert; so daß der Größe der Zeit gar keine andere Aufgabe zufiele als die, die Abstände der Kugeln in ihrer Ruhelage beständig zu vergrößern. Wir hätten dann in der Unendlichkeit der Zeit nicht, wie Nietzsche hoffte, das sichere Mittel zu einer Herbeiführung der Wiederverkehr, sondern, im Gegentheil, die zuverlässige Garantie, daß die drei Kugeln niemals wieder in die ursprüngliche Lagerung zurückkehren werden. Gerade die Zeit ist es, die sie daran verhindert, und zwar um so sicherer, als die drei Dimensionen, Länge, Breite, Zeit, in denen sich die Mechanik des Spiels abrollt, nicht das geringste Interesse haben, irgendwann und irgendwo auf ihre Unendlichkeit zu verzichten. Nietzsches Lösung versagt also schon bei drei Körpern in der Ebene.

Aber einen Einwand könnte der Nietzsche-Befenner noch machen: er könnte behaupten, daß neben den selbstverständlich auseinanderntreibenden Wirkungen jenes Spieles noch centripetale Kräfte thätig seien; denen müsse man nur genug Zeit lassen, dann würden sie schon einmal die bis in alle Fernen auseinander gesprengten Körperchen wieder hübsch in die erste Ordnung zusammenbringen. In diesem Einwand lauert die Allwelthypothese der Attraktion. Sie ist im Duktus dieser mechanischen Betrachtung sinnlos, da wir über die Beziehung der Kräfte von Atom zu Atom nur das Eine mit Sicherheit wissen: daß die Gesetze der Attraktion im Lehrgebäude der Atomistik ihre Giltigkeit verlieren. Trotzdem wollen wir den Einwand gelten lassen und uns mit diesem Zugeständniß rein auf die permutatorische Aufgabe zurückziehen. Sie lautet nun: Ist es möglich, zwischen den in der Weltmechanik denkbaren Permutationen und der zu ihrer Erfüllung nothwendigen Zeit einen Vergleichsmaßstab zu finden?

### Die fünffache Unendlichkeit.

Der Wechsel des Geschehens, in eine Reihe von Lagerungen kleinster Theilchen aufgelöst, führte zu der Frage: Ist es möglich, zwischen den in der Weltmechanik denkbaren Permutationen und der zu ihrer Erfüllung nothwendigen Zeit einen Vergleichsmaßstab zu finden?

Hier soll nun endlich einmal die wachsende Zahl ihre Rechte üben. Uebermals wählen wir unsere Atome aus der anschaulichen



Welt: zehn Personen eines Stammtisches, die sich vorgenommen haben, jeden nächsten Abend in veränderter Reihenfolge zu sitzen. Wann erleben sie die Wiederkunft des Gleichen? Der alten Tafelordnung? Das kann ja wohl nicht so lange dauern; bei Zehnen ist die Reihe doch schnell herum. Dennoch: sie werden sich gedulden müssen. Das Experiment erfordert rund 9900 Jahre. Wenn sie im Schwarzen Walfisch zu Askalon ihre erste Wirtshausrechnung mit Keilschrift auf Ziegelstein beglichen hätten, blieben immer noch ein paar Jahrtausende übrig; und wenn sie heute ihre Permutation beginnen, so dämmt eine neue Eiszeit über die Erde herauf, bevor sie die Wiederkunft des Gleichen erleben. Da haben wir in ganz schwachem, ganz elementarem Anfang die Beziehung zwischen Vertauschung weniger Elemente und der Zeit. Wir merken schon hier, daß die Elle erheblich länger wird als der Kram; will sagen: die Zeit streckt sich ins Ungeheuerliche, während die Elemente noch in Verhältnissen stecken, die man an den Fingern abzählt.

Steigern wir ein Wenig: bis zu den 32 Schachfiguren, bis zu den 52 Kartenblättern. Hier gerathen wir hart an die Grenze, wo uns die Arithmetik im Stich läßt. Die Frage nach den verschiedenen Stellungen auf dem engen Schachbrett wäre wohl rechnerisch noch zu beantworten. Fragen wir aber, wie viele verschiedene Spiele denkbar seien (was, dem Sinne nach, unserer Atomfrage genauer entsprechen würde), so erhebt sich bereits das Gespenst des „Ignorabimus“. Vielleicht giebt es Schachspieler, die da allenfalls noch eine Endlichkeit voraussehen; die von mir befragten sind aber der Meinung, daß keine Zeit ausreichen würde, alle Möglichkeiten des Spiels zu erschöpfen. Was ich als die vierte und fünfte Unendlichkeit bezeichnete, wird hier durch einen neuen Factor ersetzt, durch die aus dem Spielgesetz abgeleitete Sinnbeziehung der Figuren, die eine neue Klasse von Möglichkeiten außerhalb der Arithmetik schafft. Eine Wiederkunft des Gleichen ist also bei 32 bewegten Atomen in ebener Anordnung auf 64 Feldern kaum noch zu erwarten.

Die Anzahl der möglichen Kartenvertheilungen unter vier Whistspieler ist ungefähr fünfzigtausend Quatrillionen. Größten Spielleiß vorausgesetzt, würden hierzu dreißigtausend Billionen Jahrtausende erforderlich sein. Und diese Jahrtausende schrumpfen zu Minuten zusammen, wenn man die Aufgabe erweitert, wenn man den ausdauernden Herren zumuthet, sich nicht mit den Varietäten der ersten Vertheilung zu begnügen, sondern wirklich alle möglichen Whistspiele zu erledigen. Uebermals wächst die Zeit ins Jenseitige; und die 52 Atome liefern nie wieder das gleiche Erlebniß.



Eine der beliebtesten Quersfragen altgriechischer Philosophie hing eng mit unserem Problem der Permutation zusammen. Um die Existenz einer planmäßig schaffenden Göttlichkeit zu beweisen, stellte man die Falle: Ist es denkbar, daß ein Gedicht wie die Ilias aus dem Zufall einer Buchstabenbegegnung hervorgegangen sein könnte? Die Lächerlichkeit der Annahme lag auf der Hand. Und doch steckt in dieser ersichtlichen Absurdität noch der Schimmer einer arithmetischen Möglichkeit. Ja, wenn Nielsche als Mathematiker so gewaltig gewesen wäre wie als Phantast, so hätte er den Ansatz zu dieser Berechnung aufschreiben können. Denn die Ilias ist im letzten Grunde wirklich nur das Beispiel einer Permutation und aus allen möglichen Buchstabenkomplexen muß sich auch der in Verse gegliederte Zorn des Achilleus mit allen hexametrischen Fortsetzungen als ein Spezialfall herausrechnen lassen. Wann dieser Spezialfall eintreten könnte, wenn die Buchstaben den Wirbeltanz der Atome mitmachten? Nun, die Anfänge solcher Geduldspiele haben die Arithmetiker bereits beschäftigt. Um von der Buchstabenfolge „Révolution Française“ auf das Anagramm „Un Corse la finira“ zu stoßen, muß man nur die genügende Zahl von Variationen zur fünfzehnten Klasse bilden; der schöne Hexameter „tot tibi sunt dotes, virgo, quod sidera coelo“ hat sogar die Gefälligkeit, in seinen massenhaften Wortpermutationen 3312 Verse zu gestatten, die wiederum einen Hexameter liefern. Und die gar nicht seltenen Wortrhythmen, die, vorwärts und rückwärts gelesen, identisch klingen (Beispiel: Signa te signa, temere me tangis et angis), führen wirklich im Bann unübersehbarer Permutationen zu einer Wiederkunft des Gleichen. So gesehen, erscheint also die Ilias thatsächlich als ein Anagramm aus einem Buchstabenchaos. Wenn man aber dieses Anagramm auf die Zeit projiziert, muß man sich mit Ewigkeitgeduld waffnen; jedenfalls hat sich der Philosoph von Sils-Maria die von ihm erträumte Wiederkunft als in rascherem Tempo möglich vorgestellt.

Aber die Zufalls-Ilias ist ein Kinderspiel auch nur gegen einen Zufallstropfen im Weltmeer. Und hundert Ozeane erreichen noch nicht eine der Unendlichkeiten, deren Permutation in Frage kommt, wenn an die wirkliche Wiederkunft des Gleichen, im Sinn des Weltgeschehens, gedacht werden soll. Wir haben uns vergegenwärtigt, daß schon aus Winzigkeiten an Ziffern, sobald sie in den Wirbel der Permutation gerathen, Ungeheuer entstehen, die mit keiner ausdenkbaren Zeit zu bewältigen sind. Und nun wollen wir uns der Thatsache erinnern, daß wir es hier schon in der Grundlage der Berechnung, ehe noch die erste Veränderung vorgenommen



wird, mit einer fünffachen Unendlichkeit an Atomen, Richtungen und Beschleunigungen zu thun haben.

Immerhin droht mir noch der Einwand der „ewigen Zeit“. Damit glaubt der Wiederkünftler einen unbezwingbaren Trumpf in der Hand zu haben. Die Zeit, denkt er, ist schließlich so lang, daß sie mit allen Unendlichkeiten fertig werden muß. Das ist aber genau so, als ob sich die punktirte Unendlichkeit der Linie mit der punktierten Unendlichkeit des Raumes messen wollte. Innerhalb der Unendlichkeiten herrscht eine Rangordnung, die sie noch viel unerbittlicher scheidet als irgendwelches Reglement des Großen und Kleinen in begrenztem Bereich. So gewiß schon die Ebene an Einheiten unendlichfach mächtiger ist als die Linie, so gewiß erdrücken die fünffachen Unendlichkeiten, die hier erst die Grundlage der Operation bilden, jede Zeit, jede Ewigkeit, die doch nur eine eindimensionale Unendlichkeit darstellt. Die Parallele vom Fußgänger und Siebenmeilenstiefler bietet uns nur ein ganz unzulängliches Bild des Tempounterschiedes; denn eher vermöchte eine Schnecke den Lichtstrahl zu überholen als der Zeitlauf die Permutation. Stellen wir uns die Zeit als mit einem Willen begabt vor, so will sie mit dem Danaidsieb die bewegte Flüssigkeit des Universums ausschöpfen; mit ihrer armseligen, einfach und geradlinig gestreckten Ewigkeit bleibt sie um Welten hinter ihrer Aufgabe zurück, und je weiter sie vorschreitet, um so hoffnungsloser entfernt sie sich von der Lösung des Problems: einen früheren Zustand des Weltbildes herbeizuführen. Wie dieses Weltbild sich darstellt, heute, jetzt, ist es ein Unikum, ohne Vorläufer, ohne Nachfolger. Nie zuvor war die Konstellation der gegenwärtigen gleich oder auch nur ähnlich, in keiner Zukunft kann sie sich wiederholen, und wenn eine Unsterblichkeitlehre sich auf die „Wiederkunft“ stützen will, so wirft sie ihren Anker ins Bodenlose.\*)

Die Idee einer Weltformel, die den Augenblickszustand alles Geschehens als eine Lagerung bewegter Theilchen auffaßt und in einem System von Differentialgleichungen erfassen möchte, ist von Laplace. Die differentialen Verschiebungen in der Zeit entsprechen unseren Permutationen. Wäre es möglich, diese nur in mathema-

---

\*) Wer in solchen Problemen über die Denkschablone hinaus will, wird sich früher oder später auf Wegen entdecken, die unser Fritz Mauthner geöffnet oder gezeigt hat. Für einen Theil dieser Sätze fühle ich mich einem Passus in Mauthners gewaltigem Wörterbuch der Philosophie verpflichtet. Beim Artikel „Apokatastasis“ fand ich Richtlinien, denen ich nachzuspüren hatte, um zu den hier vorliegenden Tempovergleichungen zu gelangen.



tischer Phantasie bestehenden Gleichungen zu integrieren, so würde sich auch im Integralergebniß die Nicht-Wiederkunft als eine beweisbare Sicherheit ergeben. Und Das ist ein Glück für den Kosmos, für die Menschheit. Denn Nietzsches Traum, der ihm selbst als der Höhepunkt seines Denkens, als ein Trost, eine Hoffnung, ein sublimier Rausch erschien, wäre in seiner Verwirklichung der Gipfel aller Schrecken, aller Trostlosigkeit.

Nehmen wir ihn einmal für erfüllbar. Stellen wir uns blind gegen die Thatfachen, taub gegen den Verstand, reißen wir uns mit einem Ruck von unseren atomistischen Untersuchungen los, treten wir mit Nietzsche auf die Plattform der Wiederkunft. Was glauben wir dann? Um jede Verschleierung auszuschließen, gelte uns sein eigenes Orakel: „Hüten wir uns, zu glauben, daß das All eine Tendenz habe, gewisse Formen zu erreichen, daß es schöner, vollkommener, komplizirter werden wollte! Das ist Alles Vermens-  
chung! Anarchie, häßlich, Form sind ungehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes. Alles ist wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und Deine Gedanken in dieser Stunde und dieser Dein Gedanke, daß Alles wiederkommt.“ Also das Leben eine Repetiruhr, die Weltseele ein Wiederfäuer, das Universum ein Kinotheater, das seine Vorstellung abschnurrt und, wenn es die letzte Nummer abgerufen hat, wieder den ersten Film auf die Walze steckt. Ich bekenne mich zu der Ueberzeugung, das Weltbild müsse, in Folge der Distanzüberwindung, einer fortschreitenden Verlangweiligung anheimfallen. Wenn Nietzsche Recht behielte, müßte ich hinzufügen: Für so langweilig hätte ich es doch nicht gehalten! Im Rausch seiner Eingebung stellt er sich vor: diese Promenade mit ihren theoretischen Wonnen werde sich erneuen, seine Erfindersfreude, sein Entdeckerruhm, die gehobene Stimmung dieses Tages inmitten einer gewaltigen Natur, die ihm zuruft: Du bist ewig! Nur diese Stimmung und diese Freude? Nein: auch alles Mißbehagen, alle Gleichgiltigkeit, aller Kummer der abgelaufenen Bahn; jeder Aerger der Professur, jede Verstimmung durch den Verleger, jeder lästige Brief, jeder Fehler im Korrekturbogen, jedes Leibschneiden und Zahnweh, jeder Flohstich im Nachtlager und jedes Hühnerauge. Und so im Kleinsten wie im Größten: unzählige Renaissancen und Rückfälle in die Barbarei, unzählige Reformationen und Dreißigjährige Kriege, alle Noth der Massen und alles Elend des Einzelnen in unaufhörlicher Abhaspelung.

Mit ungeheuren Räumen dazwischen, in denen das Unbekannte vorgeht, versteht sich, in denen sich alles Das ereignet, zu dem uns die spärlichen Daten der bekannten Weltgeschichte keine



Analogie bieten. Denn bevor eine bestimmte Atomgruppierung wieder eintritt, müssen erst alle möglichen vorher durchprobt sein. Was stellen die möglichen vor? Nichts Anderes als sämtliche Geschehnisse, von denen wir nichts wissen, die aber einer möglichen und also im Kreis dieser Betrachtung unvermeidlichen Unordnung der kleinsten Theilchen entsprechen; zum Beispiel: die Perser siegreich bei Marathon und Varus im Teutoburger Walde, Caesar als Eroberer von Japan, die Entdeckung des Südpols durch Kolumbus, Pilatus als Papst in Avignon, Krösus in Monte Carlo sein Geld verspielend, Semiramis als Suffragette in London, Lucullus in der berliner Volksküche, Alles Unermeßliche, nie Gewesene und Widersinnige, alles Denkbare und Undenkbare, über jede Phantasiegrenze Hinausschweifende, was trotzdem im Wirbeltanz der Atome einmal Wirklichkeit werden müßte, bevor Das wirklich werden könnte, was dieser Tanz uns als das Bekannte vorgestellt hat. Und er selbst, der große Hellseher vom Engadin, würde sich für diese Möglichkeit der Kombinationen bedankt haben, die in seinem Gedankengange irgendwann zur Form der Wirklichkeit gedeihen müssen: Nießche im Duell mit Zarathustra, Nießche als Kopist beim Heiligen Augustinus, am Galgen, Nießche zwölfmal verheirathet. Man müßte einen Streifen von der Länge der Milchstraße zur Verfügung haben, um auch nur in Stichworten einen Theil der blöden Abenteuer zu notiren, die sich erfüllen müßten, ehe eine korrekt logische Wiederkehr zu Stande käme. Unter diesen Abenteuern würde ich mich selbst finden, wie ich auf seinem Lieblingstern, dem Sirius, sitze und mir den Kopf zerbreche, um für das Nießche-Archiv einen Beitrag zu stiften. Denn die Atome sind sehr ungeschicklich und lassen sich viel eher dazu bewegen, aus Buchstabenversetzung eine identische Glasz zu bilden, als dazu, einen identischen Menschenkörper aufzubauen, der genau so lebt und dichtet wie einer, der vor Aeonen auf der Erde wandelte.

Die Dogmatik unterscheidet zwischen Wundern contra naturam und extra naturam. Die soeben leise angedeuteten sind contra. Aber auch die extra naturam stehenden sind nur bestimmte Gruppierungen auf irgendeiner Station der Unordnung. Jede Ausgeburt des hellen Wahnsinns und des verwegensten Aberglaubens, Jegeseuer, Hölle und Teufelsputz sind mögliche Kombinationen und als Phänomene in Atombegegnungen denkbar; denn es sind anschauliche Vorstellungen, der Beschreibung und Malerei zugänglich wie jede andere Unwahrscheinlichkeit, also nichts als ein zwar nie erlebtes, aber bestimmt zu erwartendes Stelldichein der kleinsten Theilchen; bestimmt zu erwarten, weil in diesem heillosen Wirbel



erst jede andere Figur durchgetobt werden muß, ehe der status quo ante eintreten kann. Wahrhaftig: wenn ich der Berechnung Niessches Alles zugeben wollte, was ich ihr verweigern muß, zu dieser Lehre möchte ich mich nicht bekennen; der Preis der Wiederkunft wäre mit solchen ungemüthlichen Zwischenstadien doch zu theuer erkaufte.

Sie würde uns auch zu lange dauern, selbst dann, wenn ich durch einen sehr radikalen Denktakt die ganze Unendlichkeit abschaffte und sie einfach durch eine unermessliche Endlichkeit ersetzte. Beide sind nämlich nur schlimme Abstraktionen und Nothbehelfe des Denkens, aus polarem Denkzwang geboren, und ich scheue vor der waghalssigen Annahme nicht zurück, daß beide Vorstellungen im Grunde zusammenfallen, als zahlenspielerische Umschreibungen des sehr Großen. Das Unendliche beginnt nämlich erkenntnistheoretisch gar nicht im Jenseits, sondern diesseits, an der Grenze der nicht mehr aussprechbaren Zahl, mag diese Zahl auch noch in mathematischen Zeichen, etwa in hohen Potenzausdrücken, einer Niederschrift fähig sein. Das aber steht auf einem anderen Blatt. Ich behalte mir die Durchführung dieses Themas für eine neue Gelegenheit vor und will hier nur sagen, daß man am Ende dieser Lehre die zwar schrecklichen, aber gut begründeten Sätze finden wird: Das Ziel aller Erkenntniß, die Wahrheit, ist eine anthropomorphe Vorstellung; es ist nur halbrichtig ausgedrückt, wenn man den Intellekt als unzureichendes Werkzeug erklärt; denn die Wahrheit selbst existirt nur im beschränkten Gebiete der mathematischen Identitäten und jede andere Frage nach der Wahrheit ist in sich selbst sinnlos.

Zu dieser erst in der Skizze vorhandenen Betrachtung „Denkzwang und Denkfehler“ möge diese Studie über die Wiederkunft das Präludium bilden. Sie zeigt auf halbwegs anschaulicher Grundlage das Walten des polaren Denkens, also zweier Denkvorgänge, die aus gemeinsamer Wurzel entquellen, aber mit zwei einander schnurstracks entgegengesetzten Unmöglichkeiten aufeinanderprallen. Deshalb ergibt sich auch das Resultat zwiespältig: als ein negatives, denn die Ewige Wiederkunft ist eine Angelegenheit der Unendlichkeit und deshalb nicht bis zu Ende zu denken; und als ein positives, denn auch in der Form eines Dichtertraumes enthält sie nicht eine Hoffnung, sondern eine Verzweiflung, diese Lehre von der ewigen Wiederkunft, an der nur das Eine etwas taugt, nämlich: daß sie falsch ist.

Alexander Moszkowski.





## Wahlbeeinflussung. \*)

Die fortschrittlichen Mächte der Nation setzen ihre ganze Kraft an die Entwurzelung der gefährlichen Herrschaft des Feudalismus. Auf der anderen Seite sind die Träger der Reaktion mit der selben Energie, mit dem selben Eifer (nur vielleicht mit anderer Empfindung) bemüht, diese Wurzeln zu speisen und zu tränken, zu kräftigen und in noch tieferen Grund zu senken; durch Tarife und ein Etwas, das sie die Reform des Oberhauses nennen. Und dem Fortschritt wird durch die feudalen Mächte nach allen Richtungen der Weg versperrt. In den Dörfern lösen sie die Bevölkerung von der gesunden Thätigkeit, die an den Boden geknüpft ist, und treiben sie, auf der Suche nach einem Lebensunterhalt, in die ungesunde Atmosphäre der Städte und oft über das Meer. In den Städten finden wir die Bedingungen, die der Feudalismus der Bodenpacht auferlegt, in anderer Gestalt wieder: sie treibt die Bevölkerung in ungesunde Wohnstätten. Und kommen Sie zu der Landesregierung, so sehen Sie die selbe Macht sich jeder Maßnahme widersetzen, die das Volk zur Verbesserung seiner Lage fordert. Der Feudalismus ist der Feind. Wir müssen den Kampf gegen ihn aufnehmen. Der Sieg in diesem Widerstreit bedeutet Britanniens Befreiung und Wiedergeburt. Ich bin deshalb erfreut, wahrzunehmen, daß die fortschrittlichen Mächte des Landes sich der Größe der vor uns liegenden Aufgabe bewußt sind und ihre Streitkräfte organisiren.

Die Regierung ist in letzter Zeit vielfach, manchmal auch von ihren Freunden, kritisiert worden. Heute bietet sich mir die erste Gelegenheit, mich mit unseren Kritikern ein Wenig zu unterhalten. Sie haben uns in unserem Interesse kritisiert: ich erwidere ihr Entgegenkommen und kritisiere sie in ihrem Interesse. Das Erste, was ich auf dem Herzen habe, ist: daß außer der Geduld des Volkes im Ertragen von Unrecht dem Reformier nichts so viel Schwierigkeit bereitet wie die Ungeduld des Volkes, das zum Bewußtsein erlittenen Unrechtes erwacht. Sie sehen das Volk Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Betrug von Generation

---

\*) Herr Eugen Diederichs, dem so viele schöne Ausgaben alter und neuer Werke zu danken sind, will eine „Politische Bibliothek“ schaffen, die als „Versuch zur Organisation eines persönlich freien Denkens in politischen Dingen“ gedacht ist und „das Verhältniß des Einzelnen zum Staat fruchtbar machen“ soll. Einer der ersten Bände dieses löblichen Unternehmens (der noch im Juni erscheinen wird) trägt den Titel „Bessere Zeiten“ und den Autornamen des englischen Schatzkanzlers Lloyd George. Aus diesem Band wird hier das Fragment einer Rede veröffentlicht, die der Minister in der Zeit der Wahlkämpfe hielt. Die ersten Bände sollen in die Kultur und Politik Englands und Amerikas einführen und bringen, außer den Studien von Lloyd George, Werke von Wells, Graham Wallas und dem schwedischen Abgeordneten Professor Steffen, der die Zukunft Amerikas behandelt.



zu Generation, durch die Jahrhunderte hinnehmen: ohne Murren, kaum mit einem Seufzer. Die Volksgeduld ist das Wunder aller Zeiten. Dann, plötzlich, wird das Volk zum Bewußtsein des ihm zugefügten Unrechtes aufgestört; und wenn es sich in seiner Macht erhebt, will es das Jahrhunderte lang erlittene Unrecht sofort getilgt sehen.

Das ist das Erste, was ich zu sagen habe, jetzt, da wir die alte, schlimme Rechnung mit dem Haus der Lords begleichen müssen. Sie rufen mir zu: „Nieder mit ihnen!“ Ich bin einverstanden; aber lassen Sie uns systematisch dabei zu Werke gehen. Ich möchte meine Warnung Ihnen im Bild veranschaulichen. Ein Chauffeur, der einen neuen, ungewohnten und schwierigen Weg durchfährt, braucht all seine Nervenkraft, all sein Zweckbewußtsein und alle Stetigkeit des Denkens. Keine dieser Eigenschaften kann er bewähren, wenn die Vorübergehenden bei jedem kleinsten Ruck, bei dem geringsten Stoß ihm in den Rücken fallen, ihn mit Püffen traktiren, ihm den Weg sperren und ihm zuschreien: er verstoße gröblich gegen alles Recht und gegen alle Ordnung. Gebt dem Chauffeur Bewegungsfreiheit. Die alte Vorschrift, die man auf den Schiffen anzuschlagen pflegte, lautete: „Sprecht nicht zu dem Mann am Steuerrad!“ Seine Pflicht ist, zu führen. Meine Bemerkungen gelten nicht Diesem oder Jenem, sondern Allen, die sich davon getroffen fühlen. In jedem Krieg ergiebt sich ein Mangel an Krieglern und ein Ueberfluß an Strategen. An allen Oefen sitzen sie. Wahr ist, daß nicht zwei darunter einer Meinung sind (höchstens in der Beurtheilung eines Dritten). Was wir brauchen, sind Soldaten. Seien Sie überzeugt: der General weist den rechten Weg.

Nun zum Geschäft. Ich möchte über die Absichten der Gladstone-Liga sprechen. Die erste, wichtigste Aufgabe dieser Organisation ist, den Wähler in Ausübung seiner bürgerlichen Rechte völlig sicher zu stellen. Schließlich ist das Wahlrecht der werthvollste Besitz des Arbeiters. Soll es der einzige Besitz sein, dem die Landesgesetze keinen Schutz gewähren? Wird einem Menschen unter Anwendung von Gewalt ein Fünfspennigstück entwendet, so ist der ganze Gesetzesapparat zu seiner Verfügung, um es wieder zu erlangen und den Sünder dem Arm der Gerechtigkeit auszuliefern. Warum gilt nicht das Selbe für das Stimmrecht? Dieser Tage wurde ein Wilddieb auf sechs Monate eingesteckt. Genießt der Besitzer Recht an Hasen und Kaninchen in solchem Umfang Gesetzeschutz: wie sollte er dem Stimmrecht des Arbeiters versagt bleiben? Und warum sollte nicht Den, der versucht, es ihm abzunehmen, es ihm durch Drohungen zu entreißen, die selbe Strafe treffen, wie den Wilddieb? Dessen That ist ein schweres Vergehen. Ich weiß es und sehe darin nicht nur eine Gefahr für die staatlichen Einrichtungen, sondern auch eine Beeinträchtigung der elementarsten Bürgerrechte. Ihre Sicherstellung ist unsere erste Aufgabe. Ist das Gesetz zum Schutz der Bürgerrechte unzureichend, so verschärft es! Aber kein Gesetz, streng oder nachsichtig, kann nützen, so lange es nicht durchgeführt wird. Das Ziel der Gladstone-Liga ist: die Durchführung des Gesetzes.

Nun haben die Umstände, unter denen die letzten Wahlen er-



folgten, Einschüchterungen und Beeinträchtigungen der Wähler in einem Umfang enthüllt, der in unserer Zeit fast nicht seinesgleichen hat. Wenigstens ist die Wahlbeeinflussung, besonders in einigen Theilen Englands, nie so offen betrieben worden. Die Gladstone-Liga hat schon eine Anzahl von Fällen untersucht. Ich habe eine Abschrift davon. Leider habe ich sie nicht mitgebracht; aber ich kann Ihnen zwei oder drei der untersuchten Fälle mittheilen, deren Richtigkeit urkundlich festgestellt ist. Ein Schäfer stellte ein Bild des liberalen Kandidaten an das Fenster seiner Hütte. Welches Verbrechen! Das Bild ward vom Arbeitgeber sofort vom Fenster weggenommen und dem Schäfer mit Entlassung für den Fall gedroht, daß er es wieder hinstellen werde. Einem Gärtner ward die wöchentliche Kündigung eingehändigt, nicht wegen eines Verschuldens, sondern, weil Frau und Tochter zu thätigen Antheil an der Politik nahmen. Was erst geschehen wird, wenn diese Damen das Stimmrecht erhalten, wissen die Götter. Ein Schreiner wurde aus seiner Stellung entlassen, weil er bei einem Tory-Meeting eine Frage gestellt hatte. Sie sagten, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Dazu reichte ihr Wiß. Eine vernünftige Antwort ging über ihr Vermögen. Jeder vermag einen Entlassungsschein zu unterzeichnen. So thaten sie, was sie konnten. Keiner kann mehr geben, als er hat. Noch ein dritter Fall. Ein Landarbeiter ward im Wagen eines hervorragenden Liberalen auf dem Weg zur Stimmabgabe gesehen und im Augenblick der Rückkehr entlassen. In anderen Fällen wurde Kaufleuten die Kundschaft abgetrieben.

Sollte das Alles erlaubt sein? In einem südenschlischen Provinzblatt ward ein Brief abgedruckt, in dem ein Tory die brutale Erklärung abgab: wer einen Arbeiter beschäftige, könne ein „quid pro quo“ erwarten. Man sollte glauben, daß „quid pro quo“ sei die Arbeitsleistung. Nein. Der Arbeitgeber erwartet als Gegendienst, daß der Arbeiter, den er beschäftigt, ihm Gewissen und Ueberzeugung opfere. Welch unerhörtes Verlangen! Nur weil man einem Menschen Gelegenheit giebt, sein Brot zu verdienen, ehrliche Arbeit zu thun, auf die Jeder ein Anrecht hat, wird vorausgesetzt, der Beschäftigte verkaufe dem Unternehmer seine Seele. Der arme Landarbeiter mit seinen fünfzehn Shilling mag sagen: „Ich denke, es wäre eine Härte, wenn Brot und Fleisch meiner Kinder mit zwei Shilling besteuert würden“. Grundbesitzer oder Unternehmer erwidern ihm: „Du denkst? Mit welcher Befugniß denkst Du? Du hast Dich des Rechtes zum Denken begeben, als Du bei mir Arbeit nahmst“. Das ist eine Voraussetzung, die im Widerspruch zu den elementaren Menschenrechten steht. Wird diesem Anspruch nachgegeben, so sind freiheitliche Einrichtungen nur eine Possie.

Sie werden vielleicht sagen: Warum nicht in solchen Fällen Strafantrag stellen? Zunächst ist darauf zu antworten, daß es bei den allgemeinen Wahlen noch keine Gladstone-Liga gab. Eine solche Strafverfolgung müßte dem Verstoß auf dem Fuße folgen. Wir brauchen eine Liga diejer Art, die jeden einzelnen Fall sofort prüft; wir brauchen eine solche Liga als Zufluchtstätte, die jeder verfolgte Wähler aufsuchen



kann und deren Beamte den Schuldigen der Strafe überliefern. Wir fordern aber nicht nur Schutz, sondern auch Schadenersatz. Wir wollen dafür sorgen, daß kein Mensch in England Mangel leidet, weil er für seine Grundsätze einsteht.

Wie Einzelnen von Ihnen bekannt sein wird, stamme ich aus Wales. Ich werde Ihnen erzählen, was wir dort gegen die Wahlbeeinflussung unternahmen. Die Geschichte ist nicht nur zuverlässig, sondern sie gab auch den eigentlichen Anlaß zur Gründung der Liga. Bei uns sind Landpachten üblich; und die Wahlstimme des Pächters war im Pachtkontrakt einbegriffen. Ich habe mir schon bei einer anderen Gelegenheit die Bemerkung erlaubt, daß es sich um Etwas handelt, das die Anwälte ein „an den Boden geknüpftcs Uebereinkommen“ nennen. Wie sind die Pachtbedingungen? Ist der Grundbesitzer ein Tory, so natürlich auch der Wähler. Ist er zufällig ein Liberaler, so stimmen alle seine Pächter liberal. Da schlug die Stunde, da unsere Pächter und Landarbeiter dieses Verhältniß als unvereinbar mit echter Männlichkeit empfanden; und im Jahr 1868 kam es zu einem ernstlichen Aufstand dagegen. Was geschah? Meine eigenen Erinnerungen reichen kaum so weit zurück, aber man hat mir gesagt, daß vor 1868 unsere Abgeordneten von den Landjunkern für uns gewählt wurden; sie kamen in einem Hotel in Carnarvon zusammen und sagten: „Wer von uns soll ins Parlament?“ Jrgendeiner fragte irgendeinen Mann: „Willst Du nicht gehen?“ Der sagte: „Nein.“ Ganz zuletzt schoß Einem eine glänzende Idee durch den Kopf und er sagte: „Ich schlage vor, daß Lord Penrhyns Sohn hingehe.“ Der Antrag ward unterstützt. Die Sache war bestens geordnet. Ein Kampf wurde nicht erwartet; man betrachtete den Mann als gewählt, nachdem der Vorsitzende den Beschluß für angenommen erklärt hatte. Doch im Jahr 1868 entstand ein Zwischenfall. Die Liberalen sagten: „Wäre es nicht richtig, einen Kandidaten aufzustellen?“ Der Tag der Ernennung kam. Ein Großgrundbesitzer schlug Herrn Douglas Pennant vor, den Verwalter des zweitgrößten Landsitzes der Grafschaft. Da erhob sich Jemand und schlug einen liberalen Kandidaten vor. Und zum Erstaunen und Entsetzen der versammelten Grundeigenthümer springt plötzlich ein Pächter auf, der Hauptpächter auf den Gütern jenes großen Landverwalters, und erklärt: „Ich unterstütze den Liberalen.“ Er blieb nicht mehr lange Pächter. Er war ein Mann von bester Erziehung, ungewöhnlich gebildet, ein glänzender Schriftsteller, ein bedeutender Denker und von seltener Höhe der Gesinnung. Außerdem war er auch einer der Pioniere des wissenschaftlichen Landwirthschaftsbetriebes in unserer Provinz. Keine dieser Eigenschaften vermochte ihn zu retten. Warum nicht? Er, ein Pächter, wagte, eine den Großgrundbesitzern entgegen-gesetzte Meinung über die Vertretung der Grafschaft zu haben! Kündigung! Gerichtlicher Ausweisungsbefehl! Es gab kein anderes Mittel, um das Andenken an solche Unverschämtheit zu ersäufen.

Das war aber nicht das Ende. Ich möchte Ihnen noch die eine oder andere Erinnerung aus dieser Zeit (es sind meine ersten Wahl-



erinnerungen) mittheilen, weil sie in direkter Beziehung zu unserem Problem stehen. Ich war damals ein Schuljunge im schwärzesten Torth-Kirchspiel des Landes. Ich glaube, mein alter Onkel, der mich erzog, war der einzige Liberale im Dorf. Sie können sich also vorstellen, was ich auszustehen hatte. Lassen Sie mich berichten, was sich zugetragen. Mein Onkel war (fällt mir ein) doch nicht der einzige Liberale; es waren noch drei oder vier andere am Platz. Und wie erging es ihnen? Zwei von ihnen weigerten sich, für den Torth-Kandidaten zu stimmen; zwei oder drei gingen noch weiter und wagten, ihre Stimmen für den Liberalen abzugeben. Allen ward gekündigt. Ich erinnere mich, daß einige meiner Mitschüler den Ort verlassen mußten. Ich war sehr jung; aber junge Burschen vergessen solche Erlebnisse nicht leicht. Ich weiß den Grund, der sie forttrieb: der gewaltige Squire des Kirchspiels wies ihren Vater aus dem Haus, nur, weil er gewagt hatte, für den liberalen Kandidaten zu stimmen. So ging es in ganz Wales. Ich werde Ihnen einen Brief des Verwalters des Willoughby de Cressby-Landsizes (nicht des jetzigen) vorlesen. Ich halte, heißt's darin, „für nöthig, zu erklären, daß Lord Willoughby de Cressby ein Konservativer ist“ (ich würde diese Erklärung für ganz unnöthig gehalten haben), „der Mr. Pennant mit allen Mitteln unterstützt und es deshalb“ (Dies, meine Herren, ist der springende Punkt) „und es deshalb nicht für richtig erachtet, daß Sie sich erlauben, sich von Anderen verleiten zu lassen, gegen die Interessen des Landsizes zu stimmen, auf dem Sie leben, und gegen die Wünsche Seiner Lordschaft.“ Solche Briefe wurden oft geschrieben. Und so ist die Haltung des walliser Junkerthums bis auf den heutigen Tag.

Nach den Wahlen gingen ganze Hagelschauer von Ründigungen auf die Pächter nieder. Sie wurden zu Duzenden auf die Straße gesetzt, weil sie gewagt hatten, nach ihrer Ueberzeugung zu wählen. Doch nun erwachte der Geist der Berge, der Genius der Freiheit, der zwei Jahrhunderte lang der Normannenmacht getrozt hatte. So groß war die Empörung im Volk, daß, ehe man sich Dessen versah, die politische Macht des Junkerthums in Wales eben so vernichtet war wie die Macht der Druiden. Es ist meine erste politische Erinnerung und deshalb bin ich stolz darauf, der Präsident der Gladstone-Liga zu sein. Was folgte? Da gab es arme Pächter, die die Gebote ihrer Gutsherren hinzunehmen pflegten, als stammten sie vom Himmel. Kam es daher, daß sie Tories waren? Keineswegs. In dem kleinen Dorf, in dem ich aufwuchs, waren alle walliser Zeitungen, die gelesen wurden, liberal. Ich kannte die Männer, an deren Lippen die Pächter hingen, deren Rath sie in den bedeutsamsten Angelegenheiten ihres Lebens einholten: die großen Pioniere des walliser Liberalismus. Bis 1868 stimmten Alle mit dem Gutsherrn. Jetzt wurden die Ketten gebrochen; und seitdem sind sie freie Männer geblieben. Die Gutsherren versammeln sich immer noch in dem Hinterzimmer des Grafschaft-Hotels. Die selben alten Grafschaft-Meetings werden abgehalten, um die Kandidaten auszuwählen. Und wenn Sie die Ergebnisse der letzten allge-



meinen Wahlen prüfen, so werden Sie sehen, daß die Torykandidaten, wie wir in der Schule zu sagen pflegten, „zu unterst gesetzt wurden“ und nur etwa zwischen drei- und elftausend Stimmen erhielten. Sie wandeln sich nicht. Sie geben sich den alten Täuschungen hin. Sie glauben noch immer, die Grafschaft zu beherrschen. In dem kleinen Dorf, wo in meiner Knabenzeit kein halbes Duzend Liberaler war, die sich als solche bekannten, war vor vierzehn Tagen eine Grafschaftwahl. Der Gutsherr stellte seinen Kandidaten, einen Tory, auf. Mein Bruder, der, wie Sie sich denken können, nicht gerade ein Liebling der Gutsherrn ist, kandidirte für die Liberalen. Er kam durch, ungefähr mit einer Stimmenmehrheit wie Zwei zu Eins. In Wales! Und ich kann dem ländlichen England nur rathen: „Gehet hin und thut desgleichen!“

Lassen Sie mich Ihnen noch eine andere kleine Lehre aus Wales mittheilen. Sie ist bedeutsam und führt mich geraden Weges an meinen nächsten Punkt. Die Landarbeiter in Wales ließen sich nie beeinflussen. Weshalb? Weil Wales Bergwerke und Steinbrüche hat; machte ein Gutsherr oder ein großer Pächter den Versuch, den Arbeiter einzuschüchtern, dann sagte Der „Adieu“, fuhr mit dem nächsten Parlamentszug ins nächstgelegene Bergwerksdorf und erhielt dort den doppelten Lohn. Was lehrt die Thatfache? Daß die Quintessenz politischer Unabhängigkeit die ökonomische Unabhängigkeit ist. Deshalb müssen wir die ökonomische Unabhängigkeit der Arbeiter sichern.

Wir haben 2500 Grundbesitzer (ich meine damit nicht Herzoge und Barone), denen zwei Drittel des Bodens gehören. Also einer kleineren Anzahl Menschen, als dieser Saal heute Abend versammelt, gehören zwei Drittel des Bodens von Großbritannien. Und was noch schlimmer ist: durch ihr Eigenthumsrecht besitzen und üben sie die unbedingte Herrschaft und Gewalt über den Unterhalt von Millionen Männern, Frauen und Kindern. Das ist eine sehr ernste Sache. Nicht nur haben diese Bodenbesitzer die Gewalt: sie sind auch bereit, Gebrauch davon zu machen. Betrachten wir die schottischen Wildparke. Dort gab es früher Tausende betriebsamer, hart arbeitender, sparsamer, glücklicher Familien, denen einige der ritterlichsten Vertheidiger des Königreiches entstammen. Alle hinweggesetzt von dem harten Besen des Junkerthums; so gründlich hinweggesetzt, als wären sie Staub, Staub der Viele. Aus welchem Grund? Nur, um einigen Plutokraten in jedem Jahr einige Vergnügungswochen zu bereiten. Das lehrt: die Macht des Feudalismus über das Land, die Grundlage unseres Daseins, ist nicht nur absolut, unwiderruflich absolut, sondern manche Grundbesitzer scheuen sich auch nicht, diese Macht zum Schaden der öffentlichen Wohlfahrt zu mißbrauchen.

Ich habe Ihnen Fälle politischer Einschüchterung angeführt. Wie werden sie möglich? Sie wissen es. Weil ein Wesensunterschied zwischen den Bedingungen der Landwirthschaft und denen besteht, unter denen jedes andere Geschäft betrieben wird. Und der Unterschied besteht nicht nur in den Bedingungen, sondern auch (und Das ist noch wichtiger) in Zweck und Ziel. Was ist der Zweck und das Ziel aller



Geschäftsthätigkeit? Den höchstmöglichen Ertrag, den größten Entgelt für allen in ein besonderes Geschäft gesteckten Arbeit- und Kapitalaufwand zu sichern. Was aber ist das Ziel, das Hauptziel der Landverpachtung? Die Sicherung des größten Umfanges sozialer, ökonomischer und politischer Macht für die Bodenbesitzer. Welches Geschäft könnte je unter den Bedingungen geführt werden, denen die Landwirtschaft untersteht? Würde je ein Geschäftsmann sein Kapital an die Verbesserung eines auf einjährige Kündigung übernommenen Pachthofes wenden? Natürlich haben sich einige Methoden des Feudalismus sogar in die Geschäfte der Städte gedrängt und dort Miethfristen von skandalöser Kürze bewirkt. Doch steckt Niemand hier sein Kapital in ein Geschäft, ohne eine gewisse Sicherheit, daß ihm der Entgelt reifen wird. Aber auf dem Lande giebt es keine andere Sicherheit als die Ehrenhaftigkeit des Grundbesizers. Die Jahreskündigung beendet die Pacht, und wenn ein gewisser Schadenersatz erhältlich sein mag, entspricht er gewiß nicht dem Verlust, den ein Pächter erleidet, sobald er ein Gut verlassen muß, an dessen Hebung er all seine Gedanken, seine Kenntnisse, seine Mittel und Arbeit gewendet hat.

Die erste Nothwendigkeit ist deshalb die Organisation der Landwirtschaft auf einer neuen Grundlage. Ich will die Ehre unserer Großgrundbesitzer nicht angreifen. Ich glaube, daß sie in der Hauptsache durchaus ehrenhafte Männer sind und den Wunsch haben, ihren Pächtern gerecht zu werden. Doch damit ist es nicht gethan. Sie können keine Garantie für Das übernehmen, was nach ihrem Tode geschieht. Sehr oft wird der Landbesitz verkauft. Dem Käufer verbleibt die Bestimmung über das Land, in das der Pächter, unter dem früheren Besitzer, sein Geld gesteckt hat. Dadurch entsteht eine Unsicherheit, die den Bebauern des Bodens nicht erlaubt, ihn zur höchsten Ertragsmöglichkeit zu entwickeln. Wir müssen Jedem verbürgen, daß er den Ertrag seiner Saat ganz erntet. Dann würden wir zur Hebung der Landwirtschaft gelangen. Mehr Personen wären bereit, ihr Geld und ihre Kraft der Landwirtschaft zuzuwenden, weil sie wüßten, daß die Früchte, die sie nicht selbst mehr ernten, ihren Kindern zuwachsen. Quantität und Qualität der Landarbeit würden steigen, die Quellen des Bodens sich verdoppeln, seine Schätze sich mehren. Die Unabhängigkeit der Landwirthe wäre gesichert. Aber auch die des Landarbeiters muß gesichert werden. Das ist eine wichtige Aufgabe des Liberalismus. Ungewißheit der Arbeit führt zur Unterdrückung des Arbeiters. Gewißheit der Arbeit bedeutet Freiheit. Solche Gewißheit, solche Unabhängigkeit ist das Ziel, das wir anstreben. Ein berühmter Richter hat einmal gesagt: Jeder ist ein freier Mann von der Sekunde an, da er britischen Boden betritt. Wir wollen dieß große Wort in der Wirklichkeit wahr machen. Unsere Idee, unser Zweck, die Mission des Liberalismus läßt sich in den Satz zusammenfassen: Nie darf Knechtschaft der Lohn der Arbeit werden; immer muß Arbeit der Weg zur Freiheit sein.

London.

Lloyd George.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 24. Juni 1911.

## Legendarium.

### Umboland.

Im Herbst, als der junge Herr Manuel aus Lissabon wegge-  
laufen und den Europäern erzählt worden war, daß Helden-  
volf der Fidalgoß habe für die Freiheit gekämpft und gesiegt,  
wurde hier vor blindem Glauben an die Haltbarkeit des im Wir-  
bel hastiger Straßenputsche Erreichten gewarnt und die Möglich-  
keit angedeutet, daß die von der Republik gelangweilten, von dem  
Vertrauen in flecklose Republikanertugend gesoppten Portugiesen  
bald wieder einen König füren. Solcher Stimmung sind sie, wenn  
nicht alle Gerüchte uns lügen, jetzt schon recht nah. Die braucht  
uns nicht zu bekümmern. Geduldig können wir abwarten, ob einem  
Manuel, Miguel, Carlos oder Ferdinand erlaubt wird, auf den  
nicht allzu bequemen Thron des Hauses Sachsen-Koburg-Gotha-  
Braganza zu klettern. Wichtiger ist für uns eine andere Frage  
(die schon im Oktober 1910 hier gestellt wurde). Was wird aus  
Mozambique, aus Angola und dem anglo-portugiesischen Kolo-  
nialvertrag, der mehr als einen Sack Pfefferlinge gekostet hat?  
Britanien will am Tejo einen Vasallenstaat, in Afrika einen Schuld-  
ner, der, wenn ihm befohlen wird, von der Scholle weicht. Seit  
Jahren geht im deutschen Land die Legende um, daß Schicksal des  
portugiesischen Kolonialbesitzes sei in einem deutsch-britischen Ab-  
kommen für jeden Fall vorausbestimmt. Ist's wahr? Dann wäre  
unsere südwestafrikanische Politik erklärlich; nur dann. Nach frucht-



losem Gerede über Marokko wird's Zeit, endlich wieder an die Kolonien zu denken, die wir, mit beträchtlichen Opfern, erworben haben. Höchste Zeit zu der Frage, die deutschen Soldaten und Bürgern draußen längst auf der Seele brennt und die nun Antwort heischt. Besteht ein Geheimvertrag zwischen Deutschland und England über die Auftheilung der portugiesischen Kolonien in Afrika? Die Bejahung der Frage böte die Erklärung für sonst unverständliche Thatsachen, die einzige Rechtfertigung deutscher Amboland-Politik. Denn die Nächststehenden begreifen nicht, weshalb der Nordtheil Deutsch-Südwestafrika's seit fünfundzwanzig Jahren völlig vernachlässigt wird. Kein Soldat, kein Beamter, kein Agent hat im Lande der Ovambo Fuß gefaßt. Deutschlands ganzes Handeln trägt noch die Kinderschuhe der Christenmission, die, in Barmen und Helsingfors, diesem Heidenland Sendlinge warb. Sechs rheinische, elf finische Missionare predigen in Amboland daß Wort Gottes, in der Hoffnung, daß der Himmel sie besser schütze als deutsche Gewehre, die kein Auge dort zu erspähen vermag. Werben mit Worten für Deutschlands Ansehen und können doch auf keinen Reiter zeigen, der selbstherrlichen Bantuhäuptlingen den Spott aus Auge und Mundwinkel triebe. Kein reales Machtmittel ist vorhanden, die skrupellose Erwerbsgier zu hemmen, die aus Portugiesisch-Angola Zutritt in Deutsch-Amboland findet. Schnapß-, Gewehr- und Munitionverkauf schädigt die Arbeit der Missionare und die deutsche Sache. Lückenhaft und voll der schroffsten Widersprüche war Deutschlands ganzes Handeln in fünfundzwanzig schweren Jahren. Daß mögen ein paar Daten aus der bunten Geschichte dieser Zeit beweisen.

1886. Errichtung der deutschen Schutzherrschaft auf Grund des deutsch-portugiesischen Abkommens über die Festlegung der Grenze. Folge? Im deutschen Schutzgebiet ist nichts zu spüren.

1900. Oberlieutenant Franke besucht, auf eigene Faust, ein paar Ovambo-Häuptlinge; meldet, daß er freundlich empfangen worden sei und der thatsächlichen Aufrichtung deutscher Macht kein ernstes Hemmnis erblicke. Folge? Nichts zu spüren.

1901. Hauptmann Kliesoth will für zwei in Amboland ermordete Händler Buße fordern. Unzulänglicher Streitkraft (fünf- undzwanzig Reiter, kein Geschütz) mißlingt die Ausführung. Drohende Haltung der Ovambo zwingt zum Abzug bei Nacht und Nebel. Folge? Einbuße an deutschem Ansehen; sonst nichts.



1904. Durch einen Brief Samuel's Maharero, des Großhäuptlings der Herero, aufgestachelt, läßt der Ovambokapitän Mechale die deutsche Grenzstation Naumtoni stürmen. Der Sturm wurde von fünf Reitern abgeschlagen. Sechzig Tote blieben auf dem Platz. Aber Munitionmangel zwingt die Besatzung zum Rückzug. Die Neger kehren um und machen die Station der Erde gleich. Folge? Erhöhter Uebermuth, dann aber Angst und Bangen der Ovambo vor deutscher Rache, die wachsen, als, nach drei Jahren blutigen Kampfes, der Herero- und Hottentoten-Aufstand niedergeworfen ist und jetzt ausreichende Kriegsmittel zum Rachezug frei geworden sind. Der schuldige Kapitän Mechale schreibt nach Windhuk, er wolle vollen Ersatz für den angerichteten Schaden leisten; reiche sein Besitzstand nicht aus, so sei er der Unterstützung durch andere Häuptlinge sicher. Schreibt's: und weckt doch nicht den Entschluß der Regierung, die Ueberfallsschmach auf friedlichem Weg nun zu tilgen. Harrt der Antwort, die nie kam, und, in jedem kommenden Trockenjahr, der Rache, die ausblieb. Schließlich stirbt er im Delirium, dessen Mittler portugiesische Schnapshändler sind. Inzwischen wird die Schutztruppe verringert. Die Gelegenheit, das große Reinmachen auch auf Amboland auszudehnen, ist verpaßt. Friedlicher denn je tönt's aus Windhuk: Wir haben kein politisches noch wirthschaftliches Interesse an Amboland. Verordnungen sperren die Grenze, weben einen Schleier, der das Gute will: schlechte Elemente dem Lande fern halten, doch das Böse schafft: den freien Einblick in die Geschehnisse des Landes wehrt und die Befestigung deutscher Macht hinauschiebt. So geht's, sorgenlos gemächlich, bis

1908. Da erringt Hauptmann Franke die Erlaubniß, das Amboland zu bereisen. Seine zähe Energie erreicht, daß die fünf ersten Häuptlinge die deutsche Herrschaft bedingungslos anerkennen. Franke weiß die Nothwendigkeit eines militärischen Demonstrationzuges durch Amboland, zu starker Sicherung des von ihm Errungenen, klarzumachen. Der Befehl, den Zug vorzubereiten, wird ertheilt, dann, in zwölfter Stunde, widerrufen. Warum?

Nutzlos sind Frankes Mühen und Erfolge verthan. Drei der Vertragshäuptlinge sind über die Schwelle der Nimmerwiederkehr geglitten. Die anderen haben vergessen, was sie einst versprochen. Und noch im fünfundzwanzigsten Jahr ist Deutschlands Herrschaft eine Phrase. Uns nicht zur Freude. Ein ge-



fährlicher Gegner reißt dort heran, für die Stunde gerüstet, die unvermeidliche Abrechnung bringen wird. Portugiesische Maulwurfarbeit ist am Werk. Affagan und Kirri, Pfeil und Bogen, sind längst durch moderne Gewehre ersetzt. Feindliche Stimmungsmacherei entfremdet uns die Gemüther. Ovambo-Arbeiter, unserem von brauchbaren Eingeborenen entvölkerten Land dringend nothwendig, wandern der Benguella-Bahn zu. Dünn sicert der Zufluß, dessen Gefäll südwärts geht. Schon muß Südafrika ausbelfen. Daß will aber nicht mehr. Ueberall fehlt's an Arbeitern. Die Eingeborenen-Löhne steigen ins Unerfchwingliche.

Deßhalb die Frage: Befteht ein Geheimvertrag zwifchen Deutfchland und England über die Auftheilung der portugiefifchen Kolonien in Afrika? Nur die Bejahung der Frage könnte die Haltung der Regierung erklären. Dann kann Südweft ruhig warten. Dann fällt eines Tages Portugals Leistung ficher in unferen Schoß. Giebt's keinen Vertrag, dann muß die Erfchließung Amboland's gefordert werden. Dann wäre längeres Zaudern Sünde. Und ein Fehler, nach allzu haftiger Ausrodung der Herero-Leute nun zu warten, biß in Portugal die Staatsgewalt wieder gefeftigt ift und den Briten nicht mehr fo viel wie jezt daran liegt, dem Deutfchen Reich den Willen zum fair play zu beweifen.

### Luftfchiffbau Zeppelin.

Am zehnten Juni habe ich hier außzufprechen verfucht, waß Taufende empfinden: daß zwar die perfönliche Leistung deß Grafen Zeppelin, feine zähe Beharrlichkeit Bewunderung verdient, fein System aber, nach der in einem Jahrzehnt gefammelten Erfahrung, nicht geeignet fcheint, die Hoffnungswünfche, die feine erften Aufftiege umflatterten, jemals zu erfüllen. Am vierzehnten Juni empfing ich von dem Direktor deß Luftfchiffbaues Zeppelin, Herrn Colßman, einen Brief, der mich bat, feine Entgegnung aufzunehmen; „wenn möglich, in die nächfte Nummer“. Die war, alß der Brief ankam, abgeschlossen und gedruckt. Erst heute kann ich alfo zeigen, waß der Direktor der Zeppelin-Gefellfchaft mir zu erwidern hat. Der hochfahrende, ungemein felbftbewußte Ton beftimmt mich nicht, die erbetene Freundlichkeit zu weigern; den Direktor einer vom Unglück fo hartnäckig verfolgten Gefellfchaft muß daß Mitgefühl auch von der Grobheit entfchuldigen. Vielleicht glaubt er, deffen gewiß imponante, zu folcher Tonhöhe berechtigende Lebens-



Leistung mir leider unbekannt ist, dadurch, daß er den ersten vernehmbarsten Kritiker barsch in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückscheucht, ähnlich Denkende von der Nachfolge abzuschrecken. Ob solche Hoffnung nicht tröge, wird sich zeigen. Er schreibt:

Sie hatten die Güte, im Jahr 1909 einem Briefe von mir Raum zu geben, auf den Sie in Heft Nummer 37 der Zukunft zurückkommen. Mein Brief war die Zurückweisung eines Angriffs gegen das Ansehen des Grafen Zeppelin. Ich erwarte von Ihrem Gerechtigkeitssinn, sehr verehrter Herr Harden, daß Sie mit diesen Zeilen in gleicher Weise verfahren, die eine Erwiderung sind auf den Theil Ihres Aufsatzes „Sonnenwende“, der „Luftschiffbau Zeppelin“ überschrieben war. Es würde keinen Zweck haben, zu versuchen, alle Irrthümer richtigzustellen, die Ihnen in diesem Aufsatz unterlaufen, und der Versuch, Sie zu belehren, hat keinen Zweck, denn Sie sind voreingenommen, durch den Verkehr mit Denen, für die Sie eintreten und deren Rath Sie als höchste Weisheit preisen. Nur einigen Irrthümern, die sich wie eine ewige Krankheit weiter schleppen und denen Sie in Ihrem Aufsatz neue Nahrung geben, will ich entgentreten.

Die Behauptung, im Jahr 1909 habe sich um „die Zurückweisung eines Angriffs gegen das Ansehen des Grafen Zeppelin“ gehandelt, ist unrichtig. Der Ingenieur, dem Herr Colßman hier erwidern durfte, hatte den Grafen nicht angegriffen. Hatte nur der Zeppelin-Gesellschaft ein paar heikle Fragen gestellt. „Läßt sie sich von dem billigen Ruhm blenden, von Zeit zu Zeit eine (nie programmgemäß verlaufende) Renommirfahrt zu machen, und arbeitet in der Zwischenzeit nur daran, daß durch die Renommirfahrt ramponirte Luftschiff durch Morphiuminjektionen wieder gesellschaftsfähig zu machen oder, wenn es hoch kommt, an einem Ersatzrenommirschiff zu bauen? Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, es ist so. Wenn diese Bahn beschritten ist und bleibt, dann kommt, früh oder spät, eine nationale Blamage, ein Panama der neuen Technik, bei dem man den ehrlichen Grafen Zeppelin nur bedauern kann. Dann ist wieder eine Idee, nicht, weil sie schlecht war, diskreditirt, sondern eine vielleicht gute hat sich prostituiert; sie hat dem Laien Wissenschaft und Fortschritt vorgetäuscht, wo in der Wirklichkeit nur räumliche Größe, Absonderlichkeit, Ungewohntes in Verbindung mit irgendwoher injizirtem Hurragegefühl eine Leistung gezeitigt haben, die sich von einem technischen Cirkusstück im Grunde nur durch die aufgewandten Kosten unterscheidet.“ Herr Colßman behauptet ferner, mir seien sehr viele „Irrthümer untergelaufen“. Daß wäre, trotz gewissenhaftem Fleiß,



auf fremdem, schwierigem Gebiet wohl möglich; doch höre ich von Technikern ersten Ranges, daß auch diese Behauptung unrichtig ist. (Wäre sie erweislich, dann hätte der magistrale Herr die Irrthümer gewiß mit Behagen aufgezählt.) Wenn ich Belehrung brauche, erbitte und erhalte ich sie von Sachverständigen; Herr Colßman könnte nur weitergeben, was er von den Technikern der Zeppelin-Gesellschaft empfangen hat. Daß er mich verdächtigt, voreingenommen zu sein, ärgert mich nicht. Ohne Verdächtigung kommt er nicht aus. Als Geheimrath Emil Rathenau empfohlen hatte, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen, schrieb Herr Colßman: „Die Beiräthe würden doch nur rathen, den Motor von der Firma X, der sie nah stehen, zu beziehen, den elektrischen Antrieb dieser oder jener Gesellschaft zu versuchen und den Bau der Halle an die Firma N. N. zu vergeben, in deren Aufsichtsrath sie einen Sitz haben.“ Zieh diese Männer also der Absicht, die nationale Sache zur Stillung schnöder Profitgier zu benutzen. Ich habe keinen „Rath als höchste Weisheit gepriesen“, sondern nur gesagt, Rathenau sei mit seiner Warnung „in heute unbestreitbarem Recht geblieben“. Wer ist voreingenommen: der Mann, der für die Zeppelin-Gesellschaft arbeitet und von ihr besoldet wird, oder der andere, der diesen Dingen, diesen Interessen freisich ganz fern steht und nur spricht, weil eigene Wahrnehmung und die Bitte ernster Patrioten ihn in den Versuch drängt, nach dem Maß seiner Kräfte noch schlimmerer Schädigung deutscher Wehrkraft vorzubeugen? Daß mit solchem Versuch Massenbeifall nicht zu gewinnen ist, weiß ich; aber auch, daß Applausucht den Muth zur Wahrhaftigkeit mordet. Trotzdem Herr Colßman mich, von seinem Lustthronchen herab, für „voreingenommen“ erklärt, baut er, mit einer dem Laien unfaßbaren Logik, auf meinen „Gerechtigkeitsinn“, von dem er schon eine Probe erhalten hat. Ich gebe ihm heute die zweite, würde mich freuen, wenn er meine Sorge als grundlos erweisen könnte, und bedaure, daß der erste Absatz seines Briefes nur unhaltbare Behauptungen bringt.

Wir haben unterlassen, aus leicht begreiflichen Gründen, durch Vorträge und Aufsätze auf Fortschritte hinzuweisen, die im Bau der Luftschiffe inzwischen gemacht wurden; wir werden Das auch fernerhin unterlassen. Aber was ich im Jahr 1909 schrieb, daß man mit einer Kritik warten möge, daß man erst ein Recht habe, zu verurtheilen, wenn nach zwölf Monaten kein Fortschritt, kein Erfolg erzielt sei, Das macht mich heute noch nicht erröthen, denn das uns anvertraute Pfund ist nicht



vergraben. Ist es vielleicht kein Erfolg, wenn bei den letzten sechzig Fahrten nie ein größerer Defekt eine Fahrt unterbrechen ließ und das gewünschte Ziel stets erreicht wurde, wenn Motore, Getriebe und Propeller zuverlässig arbeiteten, fast ununterbrochen? Ist es kein Erfolg, daß die Geschwindigkeit gesteigert wurde, so daß Z-Schiffe im Verhältniß zur Motorstärke die größte Geschwindigkeit besitzen und daß das Luftschiff, welches jetzt die Fahrten beginnt, die größte Geschwindigkeit der bisher gebauten Luftschiffe aller Systeme besitzt? Haben Sie nicht gelesen von der Höhenfahrt auf 1810 Meter, die in wenigen Minuten erstiegen wurden ohne jede Ballastabgabe? In diese Höhe können die Schiffe zurückkehren, beliebig oft. Das ist von großem Werth für die Kriegsbrauchbarkeit, ein Erfolg sondergleichen. Oder ist es kein Fortschritt, wenn das Gewicht um 1000 kg herabgesetzt und dennoch die Festigkeit erhöht wurde? Das wurde erreicht ohne Kuratorium; und mit einem solchen würde sicherlich nicht mehr erreicht worden sein.

Hatß irgendeinen Zweck, heute noch darüber zu streiten? Ich glaube, den Luftschiffen wäre manches Mißgeschick erspart worden, wenn dem Grafen die sachkundigsten Berather geholfen hätten; Techniker, die jedes Rädchen und jede Nietmöglichkeit zu schätzen, zu nützen wissen und in langer Erfahrung gelernt haben, wie man modern, haltbar und billig baut. Dieses Glaubens ist Mancher. Die Zeppelin-Gesellschaft ist mit ihrer Leistung, ihren „Fortschritten“ und „Erfolgen“, höchst zufrieden. Zwar sind von den acht (seit dem Jahr 1900 gebauten) Zeppelin-Schiffen sechs durch Sturm oder Feuer zerstört worden; eins wurde, als unzulänglich, demontirt und das letzte ruht in der meyer Schuchhalle. Diese Thatfachen sind, möchte man meinen, bedeutsamer als die erfreulichen Verbesserungen, die im internen Betrieb erreicht worden sein sollen (und, bei leidlicher Arbeit, in zehn Jahren doch wohl erreicht werden mußten). Die Luftschiffe, hören wir, sind leichter geworden, steigen höher und fahren schneller als in der Anfangszeit. Schön; nur werden sie, heute wie damals, von unholden Elementarkräften vernichtet. Aber die Gesellschaft ist zufrieden und der Direktor bescheinigt ihr einen „Erfolg sondergleichen“. Am sechzehnten Oktober 1909 hat er hier gesagt: „In wenigen Wochen wird die Gesellschaft konstituiert, die bei der G. m. b. H. am Bodensee Luftschiffe bestellt, um mit ihnen Rundfahrten zu unternehmen. Kein anderes Luftschiff ist solchen Gewitterböen gewachsen. Wenn nach weiteren zwölf Monaten kein genügender Fortschritt, keine höhere Stufe erreicht sein wird, dann vielleicht hat das deutsche Volk ein Recht auf Rechenschaft und Anlaß, in den Wein der Begeisterung Wasser



zu gießen.“ Die Rundfahrten haben schlimm geendet; alle vier seit dem Jahre 1909 gebauten Luftschiffe sind zerstört worden. Und der Wortführer der Gesellschaft ist empört, weil aus diesen Vorgängen der Schluß gezogen wird, daß von ihm empfohlene System habe sich bisher nicht als brauchbar erwiesen.

Da Sie von Fortschritten nichts lesen, leugnen Sie solche; weil Sie über Unfälle der Z-Schiffe lange Spalten in den Zeitungen lasen und über Unfälle anderer Luftschiffe nur kurze Notizen, so bemessen Sie die Größe der Unfälle und ihre Zahl nach der Größe und Zahl der Zeitungsnachrichten, Fortschritt und Leistung aber lassen Sie unerwähnt. Daß darf die große Masse sich leisten, sollte aber ein Mann nicht thun, der Werth darauf legt, als Einer zu gelten, der nach der Wesen und Dinge Tiefe trachtet. Sie schreiben zwar, Sie seien nicht sachverständig, doch Daß entschuldigt nicht. Sie haben auch als Laie sich bei Weitem nicht die Mühe gegeben, die nothwendigsten Kenntnisse sich anzueignen, die allein berechtigen würden, über solche Materie in solcher Weise zu schreiben. Nicht mal die Chronik der Unglücksfälle bemühten Sie sich zu studiren; nur so ist zu erklären, daß Sie Unfälle anführten, die niemals stattfanden.

Die Aufzählung dieser Mängel meiner Angaben wäre nützlicher gewesen als alle Polemik. Ich habe mich an die oft (zuletzt von einem General im „Tag“) veröffentlichte Liste der Unfälle und an Notizen von Fahrttheilnehmern gehalten und nicht einmal alle Unfälle angeführt, die bekannt geworden sind. Wozu? Die puzigen Rügereden, mit denen Herr Colßman meine Ignoranz und Lässigkeit festzustellen trachtet, helfen nicht über jedem Blick wahrnehmbare Thatsachen hinweg. Acht Schiffe gebaut, sechs vernichtet, eins demontirt, eins in der Schukhalle: ist diese Angabe richtig oder falsch? Da ihre Richtigkeit nicht bestritten werden kann, ist alles andere Gerede unnützlich und nur geeignet, des Betrachters Auge von der Hauptsache abzulenken. Merkwürdig scheint mir die Behauptung, über Unfälle der Zeppelin-Schiffe seien in den Zeitungen „lange Spalten“, über Unfälle anderer Luftschiffe nur „kurze Notizen“ zu lesen. Diesen Satz müßten alle Redakteure deutscher Blätter in ihr Bewußtsein aufnehmen; er beschuldigt sie, durch Parteilichkeit das Urtheil über die Erfolge der Zeppelin-Schiffe gefärbt und andere Systeme ungebührlich begünstigt zu haben. Hätten sie das Mißgeschick der friedrichshafener Gesellschaft nicht aufgebauscht, die Unfälle anderer Luftschiffe nicht so kurz abgethan, dann würde das Urtheil anders lauten. Staunend liest man's. Die deutsche Presse hat für den Grafen so viel gethan,



daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Sie hat anderen Systemen (Parseval, Siemens) nicht den zehnten Theil der zärtlichen Beachtung gewidmet, die sie seit Jahren nun dem Grafen spendet. Hat ihn von jedem Fehlschlag zu entschuldigen versucht, oft an der Verbreitung des Uberglaubens mitgewirkt, er sei der Erfinder der Luftschiffahrt, der Besieger feindlicher Elemente, und so laut seiner Leistung zugejubelt, daß ihr der Abstieg ins Gelände nüchternen Urtheils jetzt so schwer wird wie einem Zeppelin-Schiff die Landung auf Felsgestein; schwer, offen, vor allem Volk, zu bekennen: Unser schöner deutscher Enthusiasmus hat geirrt. Der Tag, der sie zu diesem Bekenntniß zwingt, wird leider nicht ausbleiben. Nie aber ist für ein unerprobtes System mit so unermüdlichem Eifer Propaganda gemacht worden. Nie hat ein Erfinder eine zu Dienst und Lob willigere Presse gehabt als Graf Zeppelin. Dankbarkeit scheint nicht in den beschränkten Pflichtenkreis der Gesellschaft zu gehören. Der Geheime Baurath Emil Rathenau, der oft, auch vor des Kaisers Ohr, für den damals noch verlachten Grafen gesprochen und ihm, gegen sehr starke Widerstände, die letzte Hilfe, ungefähr hunderttausend Mark, erwirkt hat, wird Denen zugezählt, die sich an die Friedrichshafener herانبirschen, um einträgliche Geschäftchen zu machen. Und die Presse, ohne deren Hymnen und Hilferufe die zur Gründung der Gesellschaft nöthigen Millionen nie zusammengebracht worden wären, wird beschuldigt, durch parteiliche Darstellung der Unfälle die Zeppelin-Sache geschädigt zu haben. Das Abbild ist häßlich: nur der Spiegel kann schuld sein.

Sie schreiben: „Ein rascher Blick auf die Geschehnisse der Zeppelin-Rähne lehrt uns ihn erkennen“ (nämlich den Jammer). Vielleicht war der Blick zu rasch und darum die Irrthümer; aber warum „Rähne“? Das Wort, hier angewandt, ist weder richtig noch geschmackvoll und bedeutet an dieser Stelle, aus Ihrer Feder, gewollte Herabsetzung, gewollte Schmähung.

Stete Wiederholung des Behaupteten kann, Herr Direktor, den Beweis nicht ersetzen; und Sie haben auch nicht einen Irrthum erwiesen. Was in dem von Ihnen getadelten Abschnitt steht, ist wahr und erweislich. Und warum nicht „Rähne“? Warum immer wieder „Schiffe“? Sind Sie auch in Stilfragen Sachverständiger? Meinem Sprachgefühl ist ein Rahn nichts Häßlicheres, nichts Unedleres als ein Schiff. Warß auch dem Goetheß nicht. (Lynkeus zeugt dafür mit seinem Vers: „Ein großer Rahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein“.) „Geschehnisse der Schiffe“:



meinem Ohr wäre es arge Kakophonie gewesen; drum: Rähne. Die Bezeichnung ist richtig, ist oft angewandt worden; und ich versteige mich nicht zu dem Ehrgeiz, den selben Geschmack zu haben wie Herr Colßman, dessen Stilkraft hier heute zum zweiten Mal geprüft werden kann. Wer meinen Aufsatz gelesen hat, wird beurtheilen, ob ich den Grafen Zeppelin herabgesetzt und geschmäht habe. („Die Persönlichkeit vermag Bewunderung zu erzwingen. Edelmann und Soldat. Einer, der was gelernt und sich in der Welt nicht nur zum Vergnügen umgesehen hat. Mit zäher Emfigkeit ist er am Werk. Selten ward einem Menschen so ungeheures Erlebniß; war einer dem Weltgeist so nah. Höchster Triumph und zerschmetternder Sturz ins knappe Maß einer Stunde gezwängt. Mit siebenzig Jahren ein neuer Anfang. Jammer vertrödelt nur Zeit. Die Sehnen des Alten straffen sich. Und aus seinem Blick leuchtet ein Gelöbniß. Für die ganze Menschheit steht der Mächtige, um die Frucht genialischen Fleißes Gebracht zu nun.“ Das sind ein paar Sätze aus diesem Artikel. Herabsetzung und Schmähung?) Und ich möchte dem Herrn Magister lobesam nicht die Absicht zutrauen, Denen, die meine Darstellung nicht kennen, den Glauben einzureden, da habe sich um eine Schmähschrift gegen den ihm vorgesezten Grafen gehandelt. Ich muß ihn für ehrlich halten.

Es ist Unrecht und heißt der Oeffentlichkeit Sand in die Augen streuen, zur Beurtheilung der Z-Schiffe die ganze Chronik der Unfälle und Verluste vom ersten Versuchsschiff an aufzuführen. Man führt doch auch nicht die Fehlbauten, Unfälle und Fehler der Gebrüder Wright an, wenn man das Resultat ihrer großen Arbeit bewerthet. Es würde doch auch ein unvergleichliches Wunder gewesen sein, wenn das erste Luftschiff und die nächstfolgenden vollkommen gewesen wären. Auch die heutigen machen darauf keinen Anspruch; noch, Gott sei Dank, erscheint uns das System sehr entwicklungsfähig. Ich will durchaus nicht die Unfälle der letzten Zeit beschönigen, Pech war dabei, auch Fehler wurden gemacht, sie werden immer gemacht werden, mit und ohne Kuratorium, doch zu berechtigter, vernichtender Kritik der Erfindung des Grafen Zeppelin, wie sie Ihnen beliebt, haben diese Unfälle keinen Anlaß gegeben.

Was lebensfähig ist, kann durch Kritik nicht „vernichtet“ werden. Ob meine Kritik berechtigt war: Das ist die Frage. Der Unbefangene vielleicht eine andere Antwort finden werden als der Direktor der Zeppelin-Gesellschaft. Ihm scheinen die Unfälle durch „Pech und Fehler“ bewirkt. Anderen, nicht minder Sachverständigen, deren Logik mich überzeugt hat, sind diese Unfälle die vorausgesehenen, die stets unvermeidbaren Folgen eines gefährlichen



System. Wer im Recht wohnt? Die Zeit wird Herr; wird die Entscheidung reifen. Bis heute hat jeder Vorgang für die Richtigkeit des von mir vertretenen Glaubens gezeugt. Mindestens seltsam muß selbst der Höflichste die Behauptung nennen, wer die Geschichte der Zeppelin-Schiffe erzähle, „streue der Oeffentlichkeit Sand in die Augen“. Ich habe, in sachlicher Ruhe, berichtet, was aus den acht seit 1900 gebauten Schiffen geworden ist (die „ganze Chronik der Unfälle und Verluste“ wäre nicht auf anderthalb Seiten unterzubringen gewesen). Das war mein Recht; war meine Pflicht. Die Brüder Wright würden in einem Rückblick auf die lange Reihe ihrer Versuche und Erfolge gewiß weder Unrecht noch Kränkung wittern. Ihre Flugmaschine hat sich ja als brauchbar bewährt. Das starre Schiff Zeppelins noch nicht. Weil „Pech und Fehler“ es hemmten oder weil sein System untilgbare Mängel hat? That is the question. Um sie zu beantworten, war die Rückschau auf das Geschehene nöthig. Wer Thatfachen verschweigt oder entstellt, nicht, wer als wahr Erkanntes und ernstlich Nachgeprüftes ausspricht, „streut der Oeffentlichkeit Sand in die Augen“.

Gestatten Sie mir, daß ich die Ursache des letzten Unfalles ins Gedächtniß zurückrufe. Die Halle in Düsseldorf hatte zwei Eingänge, die mit Vorhängen geschlossen waren. Ein Vorhang zerriß im Nordweststurm. Die Halle, die der Stadt Düsseldorf gehört, war in Gefahr. Die Stadt theilte uns mit, daß sie die Oeffnung durch eine Wand schließen müsse; zur Herstellung eines Thores reiche die Zeit nicht. Wohl oder übel mußte sich die Gesellschaft fügen; sie that es, jedoch nicht, ohne auf die Nachtheile hinzuweisen, die entstehen würden. Wäre der zweite Ausgang vorhanden gewesen, so würde er an dem Tag, als das Luftschiff zerbrach, benutzt worden sein. Ein Unfall war dann nicht möglich, denn das Schiff brauchte nicht mit den Steuerflächen zuerst gegen den Wind aus der engen Halle geführt zu werden und hätte ausschwenken können, als der Wind plötzlich umsprang. Liegt der Fehler nun am Luftschiff oder an der Halle? Ich bitte um Gerechtigkeit, Herr Harden! Auch die Fahrleitung hat nicht Schuld, in diesem Fall, denn die Windmessung ergab nur geringe Stärke bis in größere Höhen. Der Wind wehte gleichmäßig, in der Hallenrichtung. Beim Herausbringen des Schiffes aber sprang er plötzlich in vermehrter Stärke um, in einer plötzlichen, kurzen und nur lokalen Bewegung. Daß der selbe Unfall bei anderen Luftschiffen im In- und Ausland mehrfach vorkam, beachten Sie nicht, wollen Sie nicht wissen, und ob der Materialschaden im Vergleich zum Werth und zur Leistungsfähigkeit geringer ist, wenn die ganze Hülle zerplatzt, geringer als bei Z-Schiffen, wenn deren Gerippe zerstört wird, Das wissen Sie nicht, können Sie nicht wissen; Sie urtheilen nur nach der Größe des Trümmerhaufens. Ein Z-Schiff mit einem



neuen Gerippe bekommt eine neue Nummer, auch wenn sonst das selbe Material verwendet wird. Wenn die Schiffe, deren Hauptbestandtheil eine Hülle ist, mit neuen Hüllen auch neue Nummern oder Namen erhielten, ob dann die Listen der Verluste der verschiedenen Systeme große Unterschiede aufwiesen? Wissen Sie Das?

Nein; ich habe auch nie behauptet, es zu wissen. Sondern geschrieben: „Wenn ein Parseval oder ein anderes nicht aus starrem Stoff gefügtes Luftschiff schadhaft wird (was ja viel seltener geschehen ist als im Bereich des Systems Zeppelin), dann wird es entweder schnell geflickt oder, im Fall größeren Schadens, entleert und auf der Eisenbahn in den Ort der Werkstatte zurückgebracht. Die Zeppelin-Schiffe brauchen zu gefahrloser Landung eine große, ganz flache Ebene ohne Felsgestein, Moor, lockeren Sand: sonst fassen die Anker nicht und die zum HalteDienst aufgeborenen Leute haben keinen festen Stand. Dabei ist zu bedenken, daß die Schiffe nicht immer landen, wann und wo der Führer will, sondern sehr oft durch Defekte zu Landungen gezwungen werden, für die das Nöthige nicht vorbereitet werden konnte.“ Ist diese Darstellung falsch oder richtig? Wie oft ein Militär-Luftschiff, ein Parseval oder Siemens eine neue Hülle erhält, weiß ich nicht; aber, daß sie, alle, mit viel, sehr viel geringeren Verlustkosten gearbeitet haben als die Zeppelin-Gesellschaft. Acht Schiffe gebaut, sechs zerstört, eins demontirt: Das ist eine beispiellose Häufung von Fehlschlägen. Und ein neuer Zeppelin kostet, wie mir Techniker sagen, ungefähr drei Viertelmillionen Mark. Ob die Gesellschaft sich dem Beschluß der Stadt Düsseldorf „wohl oder übel fügen mußte“, kann ich nicht beurtheilen; wenn sie die Unfallsmöglichkeit voraussah, wäre klüger gewesen, sich nicht zu fügen. Der Fehler, sagt Herr Colßman, „lag an der Halle.“ Mir scheint: im System. Luftschiffe eines Systems, daß solche Bergehallen und Hasenanlagen braucht, sind in ihrer Aktion auf einen engen Kreis beschränkt. Major von Parseval, den der Althem der Volksgunst nie so freundlich umwehte wie den schwäbischen Grafen, hat mit kleinerem Aufwand von Kraft und Kosten mehr vermocht; seine Schiffe sind billiger, nicht auf Hallen und Häfen angewiesen, nach Unfällen rascher zu befördern und zu repariren. Ein System aber, daß, noch im günstigsten Fall, nur das Selbe leistet wie ein bequemeres, von äußeren Umständen, von Wetter und Erdbeschaffenheit nicht so abhängiges, viel billigeres, scheint mir als unzulänglich erwiesen.



Ob den Luftschiffen im Kriege eine Bedeutung zukommt, welche die hohen Kosten rechtfertigt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß man nicht mehr aufhören wird, Luftschiffe zu bauen. Ob Aeroplan oder Luftschiff die höhere Bedeutung zukommt? Sie sind darüber fertig mit Ihrem Urtheil; vorsichtige Fachleute hörte ich sagen, daß es kein Mensch wissen könne, daß jedenfalls Beide mit einander bestehen würden.

Wahrscheinlich. Ein Urtheil über „die höhere Bedeutung“ habe ich mir nicht angemacht; nur den Glauben bekannnt, daß die Zukunft der Aërostatik, nicht den großen Luftschiffen, gehören werde. Nicht den großen, die eine Wasserstoffgasmenge von zehn- bis zwölftausend Kubikmetern in ihrer Hülle bergen. Diesen Glauben hat, mit deutlichem Hinweis auf die Verwendbarkeit im Krieg, vor zwanzig Jahren schon Renard ausgesprochen, der selbst ein lenkbares Luftschiff (in Cigarrenform) gebaut hatte. Luftschiffe wird man gewiß auch fortan noch bauen. Starre Schiffe von Unge-  
thümßdimensionen? Diese Frage sollte Herr Colßman den „vorsichtigen Fachleuten“ stellen. Und mir nicht Behauptungen unterschieben, vor denen das Pflichtbewußtsein mich sorglich behütet hat.

Auf Ihre Vergleiche mit anderen Schiffen, auf Ihr Urtheil über Brauchbarkeit im Krieg und Verankerungsmöglichkeit im Felde möchte ich nicht eingehen. Es ist darüber genug geschrieben worden. Nur noch eine Richtigstellung bitte ich mir zu gestatten, die einer Ansicht, die Sie zum zweiten Male in Ihrem Blatte wiederholen. Sie schreiben, daß Sie nicht wissen, ob Graf Zeppelin, wie von ernstern Männern behauptet wird, den wichtigsten Theil seines Systems von dem Oesterreicher Schwarz übernommen und die Möglichkeit zur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden habe. Wenn man so Etwas nicht weiß, sollte man es nicht wiederholen. Wer sind die ernstern Männer, die Das behaupten? Sie irren, diese Männer. Ich weiß Das, denn ich habe die Ehre, dem Grafen Zeppelin nah zu stehen, und habe dem verstorbenen Industriellen Karl Berg, der das Luftschiff des David Schwarz baute und aus seiner Tasche bezahlte, sehr nah gestanden. Lediglich einige Konstruktiontheile am Gerippe waren bei dem ersten Z-Schiff die selben wie bei dem des David Schwarz, da die Einzeltheile beider Schiffe in der Fabrik von Karl Berg in Lüdenscheid hergestellt wurden. Schon beim zweiten Schiff war nichts, was irgendwie mit dem Luftschiff Schwarz's gemein gewesen wäre. Ich wiederhole, daß die Aussage Ihrer ernstern Männer nicht richtig ist. Und von einem amerikanischen Patent weiß hier in Friedrichshafen kein Mensch Etwas. Die Geschichte ist eben so unwahr wie die, daß Kriegsminister von Einem in Folge eines Konfliktes mit dem Grafen Zeppelin seinen Abschied genommen habe. Daß nach einem Uebermaß von Begeisterung die Reaktion folgt, ist natürlich, so natürlich wie die Sonnenwende. Auch ohne Unfälle und Kritik muß sie folgen. Es giebt aber eine Wiederkehr der Sonnenwende,



nicht der Begeisterung, deren es nicht bedarf, wenn die Sache gut ist. Die Wiederkehr aber des Erkennens der Tüchtigen, der Fachleute und Derer, die es angeht, sie bleibt dem Tüchtigen nicht versagt. Unsere Väter entzündeten ein Feuer an den Tagen der Sonnenwende, das den Glauben entfachte an die Wiederkehr des Lichtes nach langer Nacht. Auch uns wärmt ein Feuer. Das ist die Zuversicht auf den Erfolg und die Gewißheit der Entwicklungsfähigkeit der Erfindung des Grafen Zeppelin. Diese Gewißheit kann keine Kritik, kein Unglück, kann keine Sommer Sonnenwende der Oeffentlichen Meinung uns rauben.

Friedrichshafen.

U. Colßman,  
Direktor der Luftschiffbau Zeppelin.

Die Angabe, Graf Zeppelin habe Wesentliches von Schwarz übernommen, kann Herr Colßman in vielen Aufsätzen und Büchern finden. Als ich die Einwände der Techniker erwähnte, sprach ich auch davon und von dem amerikanischen Patent. Sagte: Ich weiß nicht, ob es wahr ist; und glaube, damit angedeutet zu haben, daß die Antwort auf diese Frage (wahr oder unwahr?) für mein Urtheil nicht bestimmend sein könne. Ist Sünde, auch nur Unrecht, zu sagen, daß man Etwas nicht wisse? „Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer.“ Das schrieb ich. Das ist wahr geblieben. Von Dupuy de Lôme kam das Ballonet, von Wölfert der Daimler-Motor, von Renard und Krebs das Cigarrenformat, von Schwarz die Aluminiumhülle (auch wurden für Z. I. „einige Konstruktiontheile am Gerippe“ dem Oesterreicher entlehnt). Und auch Schwarzens starres Luftschiff ward beim Versuch der Landung zerstört; „in Folge seiner Starrheit“: war Jahre lang in jeder Chronik zu lesen. Wie Böcklin Leonardo's, Wright Lilienthal's Arbeit, so hat jeder Theoretiker und Praktiker der Flugtechnik das von den Vorgängern Erreichte zu nützen versucht. Kann solches Streben den Ruhm eines Mannes schmälern? „Daß Kriegsminister von Einem in Folge eines Konfliktes mit dem Grafen Zeppelin seinen Abschied genommen habe“, ist hier niemals behauptet worden. Hier stand: „Einer der Gründe, die den General von Einem aus dem Amt des Kriegsministers trieben, war die Gewissenspflicht, die Verantwortlichkeit für den Ankauf neuer Zeppelin-Schiffe abzulehnen.“ Diese Angabe ist als wahr erweislich. Wozu entstellt sie Herr Colßman? Glaubt er, der Sache, deren sieghafter Güte er mit der zuversichtlichen Inbrunst eines Frommen vertraut, in einer Zeit des Nothstandes auch so unschönen Dienst schuldig zu sein?



Graf Zeppelin hat nicht, wie ein bethörter Hause noch immer wähnt, das lenkbare Luftschiff erfunden, ist auch nicht als Erster aufgestiegen; hat sich oben aber länger gehalten als vor ihm ein Anderer. Seine persönliche Leistung ist gefeiert worden wie noch niemals eine im deutschen Land; er hat Ehren und Huldigungen eingeholmt wie Bismarck nicht im Lauf eines für Deutschland immerhin ertragreichen Lebens. Eine politisch verkümmerte, sehnfüchtig nach Schöpferkraft langende Zeit sah in ihm den Helden, den Bringer des Heils, den Mehrer deutscher Macht. Ist er geworden? Dürfte Deutschland sich stärker fühlen, wenn es sechs oder zehn Zeppelin-Schiffe hätte, die auf Bergehallen, Hafenanlagen, Konfignation dienstwilliger Truppen angewiesen sind? Können wir heute noch, wie im Herbst 1908, behaupten, „im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres einen Vorsprung gewonnen zu haben“, der den Sieg zu verbürgen scheint? Der Vergleich deutscher mit französischer und amerikanischer Fliegerleistung lehrt die Frage beantworten. Wir wären weiter, wenn die Millionen, die eine schöne Aufwallung nationalen Mitleidens dem greisen Grafen zugewandt hat, das Flugfeld der Aviatik gedüngt hätten. Doch Unwiederbringlichem soll man nicht nachflagen. Und die Person des Systemfinders endlich nun aus dem Streitstoff scheiden. Daß der Graf zu der Verbreitung des Glaubens mitwirkte, seinen Schiffen sei eine Nordpolfahrt möglich, hat Manchem mißfallen, der ihn zuvor in reinster Glorie erblickt hatte. Einerlei. Er hat sein altes Leben an eine Sache gesetzt und mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hemmnisse überwunden. Nicht um ihn, der seinen Lohn dahin hat, handelt sich jetzt noch; nur um das System starrer Riesenschiffe. Das hat er erfunden; nichts Anderes. Das ist lange verhöhnt, dann von überschwingender Begeisterung gepriesen worden. Ergebnis: von acht Schiffen sechs zerstört, eins demontirt, eins in der Schutzhalle. Kinderkrankheiten? Nein. Wenn ein Omnibusverkehr möglich und rentabel würde, wenn 3 IX von Friedrichshafen bis nach London und, unbeschädigt, zurück käme: das System bliebe verurtheilt. Weil es, nach des Erfinders eigener Angabe, eines Aufwandes bedarf, den andere Systeme für die selbe Leistung nicht brauchen. Häfen, drehbare Hallen mit zwei Ausgängen, Bereitschaft von Bataillonen, von Regimentern: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach



dem anderen befördert werden. In Feindesland wäre solche Vorsorge nicht zu erlangen: die Verwendung im Krieg also ein tollkühnes Wagniß. Werthvolles Frachtgut diesen Schiffen anzuvertrauen, wird der Haftbare sich hüten. Alle mir bekannten Techniker sagen einstimmig: Auch die Schiffe von Parseval, Groß, Siemens haben, trotzdem ihre Konstruktion mit geräuschloser Emsigkeit verbessert worden ist, noch beträchtliche Mängel; die sind aber nicht so unheilbar wie die des Systems Zeppelin, von dem der Unbefangene heute schon behaupten darf, daß es nur als ein großartiges und lehrreiches Experiment im Gedächtniß bleiben wird. Entwicklungsfähigkeit? Wichtig ist, ob Edison morgen den leichten, kleinen Akkumulator erfindet, der uns vom Stank der Benzinwagen erlöst; nicht wichtig, ob ein Flugbetrieb so entwickelt, verbessert werden kann, daß seine Leistung der billigeren und auf minder eng eingeschränktem Gebiet brauchbarer Systeme gleicht. Uebrigens ist heute für jedes gute Unternehmen (und gar für ein noch so populäres) Geld zu haben. Keine Bank, kein Privatmann soll und kann je gehindert werden, dem friedrichshafener Luftschiffbau mit neuem Kapital aufzuhelfen. Daß Kriegsministerium aber hat, nach der bisher gesammelten Erfahrung, nicht das Recht, das Geld des Volkes für Zeppelin-Schiffe hinzugeben, die gerade für militärische Zwecke untauglich scheinen. Jeder neue Unfall solches Schiffes würde von unseren Feinden (denen nicht einfällt, diesem System nachzustreben) als eine Niederlage Deutschlands verzeichnet. Und höher als der edelste Mann muß uns des Reiches Wohl gelten. Die Zeit wird Herr. Keine Kritik kann, auch die ungerechteste nicht, die Zeppelin-Gesellschaft hindern, in der Stille weiterzuarbeiten und den Zweifel durch ihre Leistung zu widerlegen. Nicht von den Zweiflern droht ihr Schädigung. Setzt sie das starre Riesenschiff durch, so mag sie laut triumphiren. Wer aber glaubt noch daran?

#### Ludwig und Luitpold.

Dem im vorigen Heft über Ludwig den Zweiten Gesagten ist noch Einzelnes nachzutragen. Wann ist der Geist des Bayernkönigs erkrankt? Ward ihm die Paranoia vererbt? Pelman schreibt: „Schon früh zeigte er sich exentrisch und leichtverleglich; und die Erziehung war nicht dazu angethan, die krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten. Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestim-



men.“ Rowalewskij: „Ludwig hatte Vorfahren mit zweifelloser Belastung des centralen Nervensystems. Er wurde durch die Erziehung nicht von seiner krankhaften Anlage abgelenkt. Auf die Gehirnnerven des Königs hat auch das Markotikum der wagnerischen Musik gewirkt. Er hatte schon von der Natur das krankhaft träumerische und phantastische Wesen erhalten: Gaben, die seine glänzenden geistigen Fähigkeiten durch Phantasiegebilde erstickten. Der Verstand unterlag und die Geisteskrankheit entwickelte sich.“ Wann? Das Gutachten der Psychiatiker Gudden, Grasshe, Hagen, Hubrich spricht nur von einer schon lange währenden, seit vielen Jahren vernachlässigten Krankheit, die unheilbar geworden sei und in Blödsinn enden müsse. Ein von dem Zwanzigjährigen an Richard Wagner geschriebener Brief läßt ahnen, wie früh diesem Hirn die Hemmung geschwunden ist. „Erhabener, göttlicher Freund! Raum kann ich den morgenden Tag erwarten; so sehne ich mich nach der zweiten Vorstellung (des ‚Tristan‘) schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werk durch die in der That etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurwenal durch Mitterwurzer nicht nachlassen möge. Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken in sich aufkommen lassen? Ich bin ergriffen, begeistert, entbrenne in Sehnsucht nach wiederholter Aufführung. Dies wunderbare Werk, das uns Dein Geist erschuf! Wer dürft' es sehen, wer erkennen, ohne sich selig zu preisen? Daß so herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben! Heil seinem Schöpfer! Anbetung ihm! Nicht wahr, mein theurer Freund, der Muth zu neuem Schaffen wird Sie nie verlassen? Im Namen Jener bitte ich Sie, nicht zu versagen, Jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht. Sie und Gott! Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reich der Weltennacht verbleibe ich Ihr treuer Ludwig.“ Ein Hirnarzt, dem dieser Brief, als eines regirenden Königs, vorgelegt worden wäre, würde nicht zweifeln: Psychose. Von Wagner ist Ludwig nie ganz losgekommen (wie Nießsche, der noch in der Zeit völliger Umnachtung manchmal den Namen des einst Vergotteten, dann zu den Romoedianten Gewiesenen flüsterte). Seltsam und für den Psychiater wichtig war auch Ludwigs, des Sadisten, Verhältniß zu Sacher-Masoch, dem er anonyme Briefe schrieb und den er nach Tirol lud. Ernste Hofleute behaupteten, Wagner habe Ludwigs Weiberhaß genährt, weil er fürchtete, eine Königin oder Geliebte werde ihm



die Herrschaft über den König streitig machen. Hohenlohe schreibt am fünfzehnten April 1865 an die Königin Victoria von England: „Wir haben den liebenswürdigsten Monarchen, der mir noch je vor Augen gekommen ist. Er ist eine durchaus edle, poetische Natur. Dabei fehlt es ihm nicht an Verstand und Charakter. Ich hoffe, daß die Aufgaben, die ihm während seiner Regierung bevorstehen, nicht seine Kräfte übersteigen möchten.“ Drei Jahre danach sagt er zu Stosch: „Der junge König zeigt die merkwürdigste Mischung von voller Unkenntniß des wirklichen Lebens mit einer sehr großen geistigen Befähigung.“ Im Februar 1875 schreibt er an Bismarck: „Ich kann nach meiner Kenntniß der Individualität des Königs Ludwig nicht unbedingt bejahen, daß der König bewußter Weise das selbe Ziel mit uns verfolgt. Ich kann nur sagen, daß Seine Majestät fluggenug ist, um die Gefahr zu ermessen, die ihm die klerikale Politik in Bayern bereiten könnte.“ Dann, schon im Jahr 1875: „Die Führer der ultramontanen Partei sind übrigens, wie ich zu wissen glaube, mehrfach der Frage nähergetreten, ob nicht im gegebenen Augenblick der König durch den Prinzen Luitpold oder Ludwig am Steuer des Staates zu ersetzen sein würde. Vielleicht hat man dabei an das Recht des Papstes gedacht, das ihm die Befugniß einräumt, Fürsten zu entsetzen. Die Zurückhaltung, die der König, trotzdem manche Theile des ultramontanen Programmes ihm zusagen mögen, bisher dieser Partei gegenüber beobachtet hat, könnte den Gedanken nahelegen, daß jene Pläne dem König bekannt geworden sind. Immerhin lassen sich die Entschließungen des Königs nicht voraussagen.“

Chlodwig, der sich, als mediatisirter Reichsfürst, nie dem König unterthan fühlte, hat ihn noch damals also für regierungsfähig gehalten. Von Ludwigs deutschem Nationalgefühl aber niemals Rechtes gehofft. Im Reichstag warnt er die Parteigenossen, „die nationalen Sympathien des Königs für so kräftig zu halten, daß man sich darauf verlassen dürfe.“ Und notirt vergnügt Roggenbachs Wort, einen König von Bayern, „der wegen Zahnschmerzen die Kaiserkrone anbiete,“ werde man nie wieder finden. Was ist Wahrheit? Wittelsbach, Wettin und Hohenzollern: aus diesen Häusern kamen Ludwigs nächste Ahnen. Der Großvater ein schlauer, im Innersten von allen Pflichtfesseln gelöster Phantast, der Vater ein nüchtern gewissenhafter Regent; die Großmutter eine ernstnische Wettinerin, die Mutter eine hübsche Base Friedrich Wilhelms des



Vierten, deren Phantasie gern über die enge Schranke des Geistes hinwegschweifte. Das Produkt dieser Blutmischung? Wer den Hünen in der Uniform des Vierten Regiments der Chevaulegers sah (und nicht auf den schwankenden Gang, den Hahnschritt achtete), konnte ihn für den männlichsten Helden halten. Doch dieser an Körperkraft stärkste Mann Bayerns war im Königswillen lahm, unfähig zu ernstem Entschluß und im Nervenleben und Geschlechtsempfinden ganz weiblich. Eine hohe Seele und ein edles Genie? Vielleicht; sicher, wenn er's sein wollte, ein Charmeur. Daß sein Geist schon, als er den Thron bestieg, zerrüttet war, kann heute kaum noch bezweifelt werden. Danach wäre auch seine Verachtung der Volksgunst, seine Parteinahme für Döllinger und die kalte Gleichgiltigkeit zu beurtheilen, die er zeigte, als ihn, im Februar 1875, der Erzbischof von München in einem Hirtenbrief angegriffen hatte. Seine Mutter war, dem alten Kaiser zu Leid, katholisch geworden. Mag sie; der König, der Wagners Protestantismus als den liberaleren Glauben gefeiert hatte, dünkte sich hoch über so dumpfigen Thalstreit erhaben. Zu politischer Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in den Adern. Als der nächste Morgen den Ausbruch des deutschen Krieges bringen konnte, fuhr Ludwig zu Wagner in die Schweiz; während der Deutsche Bund zerriß, bebrütete der König Semper's Baupläne. Und in seinen Briefen steht kein staatsmännisches Wort.

Prinz Luitpold hat's schwer gehabt. Ihm wurde zugetraut, daß er die Entthronung des Neffen gewünscht und erlistet habe, der dem Volk der schöne, einsame, von Priestern und Schranzen bedrängte Idealist, der hehre Verächter des Hofgetriebes, der Förderer schaubarer Künste geblieben war. Der Regent wurde gehaßt (wie Georg von Sachsen, weil er der Kronprinzessin Luise, die auch als Pfaffenopfer galt, die Thür gesperrt hatte) und durfte sich nicht in alle Provinzen Bayerns wagen. Schon in der Kriegszeit war er als Erzkliriker verschrien, undeutscher Gesinnung bezichtigt worden und wurde in Versailles, als Preußenfeind, scheel angesehen. Gebietszuwachs, eigene Armee und Post, völkerrechtliche Sondervertretung und Kontrolle der berliner internationalen Politik: Bismarck war in heller Wuth. (Allen Fürsten so gram, daß er an seine Johanna schrieb: „Wenn man zu lange Minister ist und dabei, nach Gottes Fügung, Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß Einem allmäh-



lich höher und höher, bis an Herz, steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmtter Bescheidenheit zurück und die Kälte von oben wächst, wie Daß die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zuneigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern sollen.“) Er hielt Luitpold für den Vater der Forderung, daß deutsche Kaiserthum zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern erblich alterniren zu lassen. Die Mehrheit der Norddeutschen sah in dem Prinzen den schwärzesten Feind und selbst Hohenlohe rieth dem Grafen Berchem, „sich ganz auf dem blauweißen Standpunkt zu halten, schon wegen der Stellung zum Prinzen Luitpold.“ Der Oheim Rheinbündler und Partikularist, der Nefse deutscher Patriot ohne Eigennuß: so war die Meinung. Und doch hatte Ludwig schon nach Königgratz an Wagner geschrieben: „Wenn wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, dann fort! Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein!“ Gegen Preußen hatten ihn der Großohm Karl und die Bayerin Elisabeth, Franz Josephs Frau, gestimmt. Vom Franzosenkrieg, zu dem Pfordtens Wort ihn schon in Nikolsburg verpflichtet hatte, erhoffte er eine beträchtliche Gebietserweiterung und das Recht auf die Kaiserwürde, die, wenn das Alternat angenommen war, den Wittelsbachern, als der „vornehmsten Dynastie“, vor den Hohenzollern zufallen mußte. Luitpold hat alle Vorurtheile entkräftet. Lange zwar hatte er geglaubt, Oesterreich werde, nur Oesterreich könne die deutschen Stimmen einen. Doch der alternde Herr hat sich schnell in den neuen Zustand geschickt. Der Sohn Ludwigs des Ersten, der Preußens Luise besang, ist kein Preußenfeind geworden; auch der Herrschaft des Klerus nicht hörig. Grandseigneur und doch einfach; im äußeren Habitus lange so ärmlich, daß münchener Wiß ihn als den Wurzelsepp bespöttelte. Gebildet und flug (die Legende, die ihn beschränkt nannte, hat gelogen) und doch von schlichter, freundlicher Herzensart. Ein bescheidener Mann, der sich niemals in den Blickpunkt vordrängt, der Hofprunk und Ceremoniale als Last empfindet und zu schweigen versteht. Ein deutscher Fürst und treuer Regent. Daß er in der Schicksalsstunde des Jahres 1886 den Muth zum gefährlichsten Entschluß fand, muß Bayern ihm danken. Und hatß, nach einem Vierteljahrhundert der Reichsverweserschaft, dem leisen Greiß lautgedankt. Luitpold wird wie ein uralter Vater geliebt; und Ludwig ist nur noch eines irren Märchenkönigs durch Klüfte spufender Schatten.





## La Prusse cane?

Als in den ersten Junitagen gemeldet wurde, ein französischer General habe den Vertreter der Gebrüder Mannesmann aus Marokko ausgewiesen, mußte man sich für eine thörichte Erfindung halten. Inzwischen ist aber die ungeheuerliche Nachricht in vollem Umfang bestätigt worden. In deutschen Blättern zwar, bei denen die Verständnislosigkeit für auswärtige Politik und zumal für Marokko herkömmlich ist, wurde auch diese Kunde mit ziemlichem Gleichmuth hingenommen; aber englische Blätter hängen (einerlei, in welcher Absicht) die dem Deutschen Reich angethane Schmach höher. Mit Recht. Wird auch dieser Schimpf ungejöhnt bleiben?

In der Algesirasakte ist die Selbständigkeit Marokkos verbürgt und in dem besonderen, im Februar 1909 zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Vertrag die in der Akte gewährte Freiheit des deutschen Handels noch einmal ausdrücklich anerkannt worden. Und nun wagt trotzdem ein französischer General, der ja natürlich genau weiß, wie weit er zu gehen hat, einen Vertreter des größten deutschen Unternehmens in Marokko, wagt der Vertreter einer fremden Macht, die in Marokko gar nichts zu befehlen hat, einen Theil des deutschen Handels aus dem Land zu weisen! Was soll danach geschehen?

Nehmen wir den günstigsten Fall an, daß unser Auswärtiges Amt energisch eingreift und daß Frankreich seinem General einen Verweis erteilt (weder das Eine noch das Andere ist bisher bekannt geworden), so muß doch Jeder, der sehen will, sehen, daß damit gar nichts erreicht ist. Wir können der französischen Regierung dankbar dafür sein, daß sie uns in so unverhüllter Weise ihre Absichten und ihre Meinung über unsere Geduld offenbart. Ihr ist Deutschland, das schon so weit zurückgewichen ist, wieder, wie vor Algesiras, eine *quantité négligeable*, der man Alles bieten kann; und bald werden wir wohl in französischen Blättern wieder lesen: „La Prusse cane.“ Rneist Deutschland wirklich? Dann wird es weiter gehen. Unser Auswärtiges Amt wird sich, wie schon so oft, mit einer kühlen Entschuldigung begnügen und noch dafür danken. Frankreich aber wird bald den ganzen deutschen Handel, der in Marokko mit Millionen betheiligt ist und dem die Brüder Mannesmann noch viel beträchtlichere Summen gesichert hätten, wegtreiben.

Doch kommt auf den materiellen Verlust, und betrüge er Milliarden, noch wenig an. Er bedeutet nichts gegen den ungeheuren Schimpf, den wir hinnehmen würden. Wie der Kaiser bei seinem Besuch in Tanger der Exponent unserer Marokkopolitik war, so trifft jeder Schimpf, der uns dort angethan wird, vor Allen den Deutschen Kaiser; besonders vor dem Ausland, das in ihm den Vertreter Deutschlands sieht.

Nur auf einem Weg ist nicht allein Deutschlands Handel, sondern auch Deutschlands Ehre zu retten. Ein deutsches Ultimatum muß Frankreich auffordern, den letzten Soldaten aus Marokko zurückzuziehen. So wenig wie wir braucht Frankreich dort zum Schutze seines Handels



Soldaten. Schon einmal, als es Delcassé stürzte, hat das französische Volk gezeigt, daß es eine abenteuerliche Politik der Regierung nicht billigt. Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, daß die Männer, die Frankreichs Marokkopolitik leiten, dieses Volk in einen Krieg gegen Deutschland treiben könnten? Wir brauchen nur, klar und bündig, zu erklären, daß unsere Geduld erschöpft ist und wir die Zurückziehung der französischen Truppen fordern, um für alle Zukunft vor neuen Uebergriffen gesichert zu sein. Für diese Erklärung wird uns Frankreichs Volk, das des Marokkohaders längst überdrüssig ist, selbst danken: weil nur sie den Weg zu der Möglichkeit weist, einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland zu vermeiden.

Erlangen.

Professor Dr. Adolf Schulten.



## Das Buch der Liebe.\*)

Poesie und Korrespondenzlehre.

**D**as Wesen der Poesie soll darin bestehen, Gegenstände auf verschiedenen Ebenen zu finden: Swedenborgs Korrespondenzen. Darum ist das Bild, die Metapher, das Gleichniß von größter Bedeutung; darum ist in Schweden Segnér am Größten, besonders größer als Runeberg. Wie es aber im Rhythmus eine Urjis und Thesis giebt, Hebung und Senkung, so auch im Bilde. Wenn ich einen blauen See dem Himmel vergleiche, so habe ich den See aus der physikalischen Ebene erhoben, ohne den Himmel herabzuziehen. Nenne ich aber den Himmel eine blau gestrichene Thür, so ziehe ich den Himmel herab, ohne die Thür zu heben. Finde ich in dem Mikrokosmos, der Weib heißt, alle Linien wieder, mit denen der Kosmos aufgebaut ist: die Regelschnitte des Lichtes, die Ellipse der Planetenbahn, die Parabel des Kometen in den Hüften; die logarithmische Spirale in der Wade; das sphärische Dreieck im Schoß; die Halbkugel in den Brüsten; weise ich auf die Herleitung der verschiedenen Partien aus dem Stein-, Pflanzen- und Thierreich hin; vergleiche ich das Auge einem Edelstein, der in die Schale eines Taubeneis gefaßt ist; sehe ich die Muschel

---

\*) So heißt der letzte Band der schönen Gesamtausgabe („Strindbergs Werke; deutsche Gesamtausgabe, unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer vom Dichter selbst veranstaltet“), die bei Georg Müller erscheint. Was Strindberg uns ist, sein müßte, sein wird, ist hier oft genug angedeutet worden. Der neue Band, aus dem heute ein paar Fragmente veröffentlicht werden, die Gabe dieses Sommers, zeigt wieder Strindbergs große Palette und ist besonders geeignet, die leider noch immer Vielzuvielen, die diesen Dichter nicht kennen, nicht so kennen, wie er gekannt zu werden verdient, in sein weites Reich einzuführen.



im Ohr, die Weinranke in den Nasenflügeln, die Fischschuppe im Nagel; erinnert mich das Haar ans Pampasgras oder den Byssus der Purpurschnecke: so habe ich mehr als Gleichnisse gemacht; ich habe die Natur in ihrem schönsten Abriß geschaut; ich habe die Gleichung des Weibes gegeben, die ich aus dem unendlichen All herleite; das Chaos des Weibes erklärt und zur Würde erhoben. Doch ohne das Weib zu vergöttern, diesen Erdgeist mit Erinnerungen ans Weltall.

### U n d i n e.

Fouqués Undine ist eine besonders liebenswürdige Erscheinung aus den Tagen der Romantik. Wenn man sie aber jetzt liest, fragt man sich, ob sie erfunden ist; sie ist nämlich mit solchen Einzelheiten geschildert, als sei sie erlebt. Dieses spielerische und etwas böshafte Kind, beweglich wie das Wasser des Baches, Tochter eines Königs des Meeres, trifft ihren Ritter Huldbrand und erklärt ihm ihre Liebe. Mitten in der Liebeserklärung ruft sie aus: „Es muß etwas Liebes, aber auch höchst Furchtbares um eine Seele sein. Wäre es nicht besser, man erhielte nie eine?“ Und da Niemand antwortet, weil Niemand verstanden hat, fährt sie fort: „Schwer muß die Seele lasten, sehr schwer. Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und, ach, ich war so leicht, so lustig sonst!“

Das Paar wird getraut; Undine wird die Gattin des Ritters. In einem vertraulichen Augenblick sagt sie ihm ihr Räthsel: „Du sollst wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen (Wasser, Feuer, Luft, Erde) Wesen giebt, die fast aussehen wie Ihr (Menschenkinder) und sich doch nur selten vor Euch blicken lassen. Wir wären besser daran als Ihr anderen Menschen; denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn auch der Bildung und dem Leibe nach sind; aber es ist ein gar Uebles dabei. Wir und Unserzgleichen in den anderen Elementen, wir zerstreuen und vergehen mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns zurückbleibt; und wenn Ihr Anderen einjt zu einem reineren Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seele; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben; zerstäubt uns immer, sobald wir sterben; und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie die Nachtigalen und Goldfischlein und andere hübsche Kinder der Natur lustig sind. Aber Alles will höher hinauf, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst ist, seine einzige Tochter solle eine Seele erhalten, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Menschen bestehen. Nun bin ich beseelt; Dir danke ich die Seele, Du unaussprechlich Geliebter; und Dir werde ich danken, wenn Du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn Du mich scheuest und mich verstößest? Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist; und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau!“



Undinchen bleibt und wird unglücklich; dann geht sie ins Wasser: „Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. Stieg sie hinüber in die Fluth, verströmte sie darin? Man wußte es nicht; es war wie Beides und Keines. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen.“

Wer hat nicht einmal die kleine Undine getroffen? Das junge Mädchen, das passiv, ohne Ansicht, ohne Gedanken, Dir gegenüber sitzt, wie eine schöne Blume mit eben so viel Leben; oder, den Mund halb-offen wie ein Vogeljunges, Deine Seele entgegennimmt, Dir die Illusion gebend, sie begreife, was Du sagst. Mit offenen Augen trinkt sie Deine Blicke, scheint sie, von Kraft gesättigt, zurückzusenden. Wenn Du, wie Pygmalion, diesem schönen leblosen Körper einen lebendigen Odem eingeblasen hast und sie kleine, schöne, viele Worte zu sprechen beginnt, klingt es wie Vogelgezwitscher. Und wenn sie sich im Zimmer bewegt, hörst Du die Bewegungen der spielenden Linien wie Musik.

Aber sie kann auch die Gestalt wechseln, eben so viele Gesichter Dir zeigen, wie der Tag Stunden hat; sich zu einer Sirene aufblasen, zu einer Elfin zusammenfallen, Flügel und Krallen bekommen; des Spiels müde, eine alte Hexe werden; des Gesanges müde, im Schlaf schnarchen. Sie kann Dich anlachen wie ein Steinschmäger und im nächsten Augenblick wie eine Furie über einen verlorenen Handschuhknopf rasen; nun fichert sie wieder. . . .

Dann kommt der grüne Kranz und der weiße Schleier. Die Maske wird abgeworfen, der Apfel der Erkenntniß ist angebissen; und nun entdeckst Du: Deine Seele hat sie bekommen, aber Deinen Geist nicht. Sie hat kein Wort verstanden von Dem, was Du in den ersten langen Stunden der Liebe gesagt hast. Sie hat nur Laute gehört, die ihre Ohrmuschel liebkosten, aber nie in die Schnecke kamen, hinter der die kleine Fenster Scheibe des Verstandes sitzt. Sie hat sich nur in Deinen Augen gespiegelt, aber Deine Blicke nicht gelesen.

Schließlich „verströmt“ sie wie Undine.

Stimmt Das nicht? Und hat nicht Fouqué gemeint, was ich meine und was Frau G. sagte in ihrem Buch: „Das Weib, vom Mann geschaffen?“

### Schönes und häßliches Alter.

Da das Leben Einem so wenig Glück schenkt und das größte doch das erste Glück der Liebe ist, müßten die Menschen diese allerempfindlichste Blume pflegen lernen. Diese stille, feierliche Wehmuth, die dem Erwachen der Liebe folgt, ist ein Engel, der an dem Thor der Ewigkeit Wache hält, das sich jetzt öffnet; daß nämlich die Seligkeit ewig dauern wird, ist ein Axiom des Gefühls. Aber ein zweifelndes Wort, ein unzeitiger Scherz, ein voreiliger Gedanke kann in einem Augenblick Alles zerstören; der Engel fliegt davon und das Thor der Ewigkeit schlägt zu.

Shakespeare, der sonst die Liebe nicht so fein auffaßt (die Amme in „Romeo“), giebt doch in seinem letzten Stück, dem „Sturm“, der besten Frucht des alten Apfelbaumes, eine kleine Aufklärung, die sicher-



lich auf theuer erkaufter Erfahrung beruht. Der Dichter war wohl zu alt, um selbst die kostbare, spät erworbene Erfahrung zu nützen; aber er schenkte sie, sicher mit herzlichem Wohlwollen, den Jungen, die sie brauchen können (es aber vielleicht nicht thun). Der alte Prospero sagt nämlich, als Ferdinand Miranda als Braut empfängt:

Als Gabe denn und selbsterworbenes Gut,  
würdig erkauft, nimm meine Tochter. Doch  
zerreißt Du ihr den jungfräulichen Gürtel,  
bevor der heiligen Feierlichkeiten jede  
nach hehrem Brauch verwaltet werden kann,  
so wird der Himmel keinen Segenthau  
auf dieses Bündniß sprengen: dürrer Haß,  
scheeläugiger Verdruß und Zwist bestreut  
das Bett, das Euch vereint, mit eklem Unkraut,  
daß Ihr es Beide haßt. Drum hütet Euch,  
so Hymens Kerze Euch leuchten soll.

Ferdinand: So wahr  
ich stille Sag', ein blühendes Geschlecht  
und langes Leben hoff' in solcher Liebe  
als jeko: nicht die dämmerigste Höhle,  
nicht der bequemste Plaz, die stärkste Lockung,  
so unser böser Genius vermag,  
soll meine Ehre je in Wollust schmelzen,  
um abzustumpfen jenes Tages Feier,  
wann Phöbus' Zug gelähmt mich dünken wird,  
die Nacht gefesselt drunten.

Das ist ja schön von dem alten Shakespeare, daß er mit Grämen, weil ihm selber nicht mehr zu helfen ist, seine Kinder das Glück lehren will, das er verachtet hat. Kann man darin etwas Häßliches, Selbstsüchtiges, Boshaftes, Lächerliches sehen, so ist man nicht normal.

Ferdinand hält sein Gelübde; und der alte Shakespeare zeigt Das in einer kleinen feinen Szene: das junge Paar sitzt in Prosperos Zelle und — spielt Schach.

Zu diesem Ergebnis kam der freie Renaissancemann Shakespeare, als das Alter ihm die Weisheit gab, die er selbst nicht zu benutzen vermochte. Alles Schöne aus den Träumen der Jugend stieg auf, als er seine eigenen Kinder sich dem Brautstand nähern sah. Alles erschien ihm in neuem Licht, sogar die „hehren Ceremonien“.

Ist Das nicht schöner: ein Alter mit wiedergewonnener Vernunft und unschuldigem Kinderglauben zu sehen, als zu hören, wie der chynische Greis am Rande des Grabes in einem Rinnstein von seines Vaters Bett und seiner Mutter Thorheit singt? Sag' die Wahrheit!

#### T e s l a j c h e S t r ö m e .

Wenn man verurtheilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lieben, kann man sie zur selben Zeit hassen. Die Gefühle schwingen, das



eine löst das andere ab; Etwas entsteht, das Dem gleicht, was man in der Drahtlosen Telegraphie einen Oscillator nennt. Der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Teslasche Ströme hervor, die so stark sind, daß sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichniß; aber es mündet in die selbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Haß und Liebe sind polarisirt und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes in dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Uebersetzt: er kann dadurch, daß er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor erfaßt werden, daß er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verheert. Du bist so böse, daß es schade um Dich ist! Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden. Aber das Urböse, das seinen Stromerregere in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mäßig guten Menschen sehr gut machen.

Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber, wie die Teslaschen Ströme, allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht: sie gehen mitten durch.

### Hippolytos.

Hippolytos, der Sohn des Theseus, hatte sein Jugendleben der feurigen Artemis geweiht, aus einer angeborenen Furcht vor Aphrodite. Aber Artemis selbst hatte, als sie die Kindesnöthe ihrer Mutter sah, einen solchen Abscheu vor der Ehe bekommen, daß Vater Zeus ihr die Gnade bewilligte, unvermählt bleiben zu dürfen.

Als die Göttin der Liebe hört, daß Hippolytos sich gegen die Majestät der Liebe empört habe, beschließt sie, sich zu rächen, und führt ihre Rache auf eine recht grausame Art aus. Sie erregt in der Stiefmutter Brunst für Hippolytos; und als der Jüngling das Verbrechen nicht will, rächt sich Phaedra wieder, indem sie sich das Leben nimmt und in der Todesstunde einen Brief hinterläßt, in dem die falsche Anklage gegen den Stiefsohn steht. Das ist Phaedras bekannte Tragoedie, die Euripides am Besten von Allen ausgeführt hat. Theseus, der Vater, kommt heim, findet den Brief und übergiebt den Sohn der Rache Poseidons. Der bringt die Rosse des Jünglings so zum Scheuen, daß Hippolytos totgeschleift wird.

Das ist Heidenthum und Rache auf Rache, wendet man ein. Sieht man aber, daß die selben Schicksalsgesetze noch heute herrschen, so ist man geneigt, zu glauben, daß der Mann nicht das Recht hat, allein zu bleiben. Und weil es zwei Geschlechter giebt, muß der Mann wohl ein Weib suchen, da so viele ledig sind, und auf irgendeine Weise, nach Mitteln und Vermögen, der Mutter Erde opfern.

Man sieht auch, daß Männer, die sich der lieblichen, aber schweren Pflicht entziehen wollten, entweder für fremde Kinder arbeiten, wie



männliche Aumen dienen müssen oder bei Verwandten den Familienonkel zu spielen haben.

Beethoven wollte sich, wohl aus Furcht vor Störung und vielleicht aus Eifersucht für seine eigene Kunst, nicht verheirathen, obwohl er gute Gelegenheit hatte. Im Alter mußte er den Sohn eines Bruders adoptiren. Er liebte das Kind, wurde darum von ihm mißhandelt, ausgeplündert und bekam einen häßlichen Prozeß mit der Mutter auf den Hals. Der Nefse verbitterte das Dasein des Alten gründlich: durch ein wildes Leben mit Selbstmordversuchen und durch schwarzen Un dank. Als Beethoven schließlich todkrank daniederlag, schickte er den Nefsen nach der Apotheke; mit Geld natürlich. Der Jüngling ging nicht nach der Apotheke, sondern ans Billard und blieb dort. Während dieser Zeit starb Beethoven.

Man kommt nicht los, wie es scheint.

Die aus Leichtsinn oder aus Furcht vor den Kosten den ersten, aber nicht den besten Ersatz nehmen, statt zu warten und eine Gattin zu wählen, müssen Das oft bereuen. Wenn sie einsam gelebt haben, abgejondert von Familie und Freunden, müssen sie sich schließlich trauen lassen; aber nicht mit der Braut, sondern mit der Haushälterin.

Nach Allem, was ich gesehen, kann die Ehe nur glücklich, relativ glücklich, werden, wenn auf der Hochzeit eine jungfräuliche Braut heimgeführt wird.

Furcht vor Kindern ist schlechte Wirthschaft, denn die Kinder bringen gleichsam Unterhalt mit; ja, ich habe gesehen, eine zahlreiche Nachkommenschaft kann leichter zu ernähren sein als eine kleine Kinderjchaar. Immer unter der Voraussetzung, daß die Ehe sauber und rein gehalten wird.

Eine traurige Erfahrung hat gezeigt, daß gute Männer, die sich der Frau mit kindlicher Zuversicht und einem Theil der Ehrfurcht, die man der Mutter zollt, näherten, oft in ihren Gefühlen gesoppt wurden. Jedes Weib ist ja dem Mann gegenüber eine Mutter in nuce. Und darum wird der treuherzige Mann etwas knabenhaft, stellt sich unter sie, sieht zu ihr auf. Das beantworten aber die meisten Frauen mit einer stillen Geringschätzung; der Mann mit dem unbeschränkten Vertrauen wird leicht für einfältig gehalten.

Manon Lescaut ist ein solcher Prototyp; Iza in der „Affaire Clémenceau“ ist ein anderer. Beide, aus der Unterwelt, scheinen geboren zu sein, gute Männer zu verderben, und sie erfüllen ihre Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit, die für die wichtigste Mission ausreichen würde. Ueber böse Männer herrscht ihre Kraft nicht. Die aber lieben sie; von Denen lassen sie sich schlagen; Denen dienen sie. Während sie den guten und getreuen Mann peinigen. Weil sie selbst urböse sind, verabjcheuen und hassen sie jede Aeußerung eines selbstlosen, rechtschaffenen Wejens und ihre Lebenslust ist, zu sehen, wie der schöne Charakter niedergezogen wird und herunterkommt. Weh dem Mann, der einer Solchen begegnet und nicht die Kraft besitzt, sich von ihr zu



trennen! Mit der suggestiven Kraft der Hexe versteht sie, ihre Körperseelc zu exteriorisiren und so in sein Wesen, sein Blut, seine Nerven, seine Gedanken einzubringen, daß er sich schließlich selber umbringen muß, um sie unter seiner eigenen Haut zu töten.

### König Lear's Frau.

Man sieht im ersten Akt Gidame und Töchter auftreten, auch einen Schwiegervater, der viel verlangt; aber man sieht keine Mutter und Niemand nennt einer Mutter Namen. Sie ist also tot. Aber man pflegt ja bei Familienfestlichkeiten in einem unbewachten Augenblick an die Abgeschiedene zu erinnern. Hier herrscht Schweigen. Die älteren Töchter sind nicht angenehm; und der Narr charakterisirt sie auf seine einfache Art, als er Goneril kommen sieht: „Da kommt so ein Auswurf“.

König Lear ist mir nie sympathisch gewesen. Er verlangt Liebe, während Liebe gerade zu geben ist: zu geben, ohne Lohn, ohne Dank. Geben für Gegengaben: Das ist kaufen; geben, um zu geben: Das ist Liebe. Lear schenkt allerdings sein Reich mit einer Hand fort; aber mit der anderen nimmt er ein fettes Stück zurück, da er sich als Altsitzer mit einer Bedeckung von hundert Mann bei Neuvermählten niederläßt. Das ist unverständlich von einem so alten Mann und Goneril hat Recht, wenn sie sich über das Räuberleben beklagt, das hundert Ritter in ihrem jungen Heim führen:

So wildes Volk, so schwelgerisch und frech,  
daß unser Hof, befleckt durch ihre Sitten,  
gemeiner Schänke gleicht. Unzucht und Lust  
stempelt ihn mehr zum Weinhaus und Bordell  
als fürstlichen Palast.

Lear antwortet: „Hölle und Teufel!“ Dann sagt er, es sei Lüge. Sein Gefolge bestehe aus erlesenen Ehrenmännern. Hat Goneril gelogen oder übertrieben? Oder lügt der Alte? Ich weiß es nicht. Goneril verlangt aber, daß fünfzig Mann eingezogen werden. Da verflucht der Vater sie. Ist Das Vernunft? Dann will Regan das Gefolge auf fünfundzwanzig herabsetzen. Da wird der Alte verrückt und geht auf die Haide hinaus. Und dort hält er seinen großen Monolog; diesmal aber nicht gegen die Undankbarkeit der Kinder, die hier Töchter sind, sondern gegen das Weib im Allgemeinen. Da kommt Frau Lear, dachte ich; denn mit dem erotischen Leben der Töchter sich zu beschäftigen, hatte er keine Veranlassung.

Vom Gürtel nieder hinds Centauren,  
wenn auch von oben Weib; nur bis zum Gürtel  
sind sie den Göttern eigen: jenseit Alles  
gehört den Teufeln, dort ist Hölle, Nacht . . .

Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß eine dunkle Erinnerung im Hirn des Alten aufsteigt, daß er in der Töchter chynischem Werben um Edmund ihre Mutter wieder sieht, deren Erbe sie tragen müssen. Im zweiten Akt giebt's nämlich eine Stelle, die nicht klar ist, aber ein Ge-



heimniß von der Art enthalten kann, wie es der Mann nicht gern alle Tage verräth. Regan kommt und begrüßt Lear:

R e g a n

Ich bin erfreut, Eure Majestät zu sehen.

L e a r

Regan, ich denk', Du bist's, und weiß die Ursach,  
warum ichs denke: wärst Du nicht erfreut,  
ich schiede mich von Deiner Mutter Grab,  
weils eine Ehebrecherin verschlösse.

Regan ist ja falsch, da sie sagt, sie sei erfreut, den Vater zu sehen. Denn sie hat eben Anderen erklärt: sie wolle verreisen, wenn der Alte auf Besuch komme. Lear glaubt ihr nicht und wird ironisch. Aber die Inversion in der Phrase ist so kühn, daß ich glaube, sie hat zurückgeschlagen; oder hat versagt. Das sei dahingestellt.

Shakespeares behaupteter Frauenhaß wird so schön im fünften Akt widerlegt, als Lear seine Cordelia wieder bekommen hat:

L e a r

Bittst Du um meinen Segen, will ich knien  
und Dein Verzeihn ersuchen; so wollen wir leben,  
beten und singen, Märchen uns erzählen  
und über goldne Schmetterlinge lachen.

Gut und böse, die Wurzel im Dung und die Blüthe im Licht, das Schönste außs Häßlichste gepfropft, das Meisterwerk der Schöpfung aber verpfuscht, hassend, wenn sie liebt, und liebend, wenn sie haßt: so schildert Shakespeare das Weib, die Sphinx, deren Räthsel man nicht lösen kann, weil es unlösbar ist oder nicht existirt.

Aber es ist mir ein Bedürfniß, zu denken oder zu ersinnen, Cordelia sei die schöne Face ihrer Mutter, die sie überlebte; eine Paillette aus reinem Gold in schwarzem Schiefer, die der Achtziger in seiner Jugend mit den scharfen Augen der Liebe gesehen, ausgebrochen, eingefaßt und an seinem Herzen verborgen hat. Wie hätte er sonst Gonerils und Regans Mutter lieben können?

Stockholm.

A u g u s t S t r i n d b e r g.



## Wetterzeichen.

Ein Verständiger zweifelt an der Wirthschaftskraft der Yankee's; mancher Verständige aber findet, der seit 1907 verheißene Riesenaußschwung lasse ein Bißchen lange auf sich warten. Alles könne also auch drüben nicht in hellstem Glanze sein. Weil der Absatz nicht ausreicht, ist seit zwei Jahren der amerikanische Roheisenpreis auf der schiefen Ebene geblieben. Die Leistungsfähigkeit der Industrie übersteigt eben die Möglichkeiten des Marktes. Und da das angelegte Kapital sehr beträchtlich ist, wird es schwer, einen Theil der Maschinenkräfte auszuhalten. In dem gentlemen agreement, der Vereinigung amerikanischer Stahlindustriellen, entstand ein Kampf um die Preise. Monate



lang hatte man der Politik des Richters Gary, des Stahltrustmannes, nachgegeben und Preisreduktionen vermieden. Schließlich kam es zum Bruch. Die Republic Iron and Steel Corporation, der stärkste Außen-seiter neben dem Stahltrust, setzte die Preise herab, Andere folgten und schließlich mußte Gary (der seinen Trust vor dem Untersuchungsausschuß des Repräsentantenhauses flug vertheidigt) auch herunterklettern. Ob niedrige Preise stets den Konsum anregen, ist eine andere Frage. Jedenfalls hat man sich entschlossen, „der Situation Rechnung zu tragen“. Und man scheint noch zu weiteren Kompromissen geneigt. Im Juli soll in Brüssel eine internationale Konferenz von Stahlproduzenten tagen. Die Amerikaner haben die Errichtung eines „Weltstahlbundes“ angeregt. Sie selbst besitzen das American Iron and Steel Institute (seit 1907), das 95 Prozent der amerikanischen Stahlproduktion kontrolliert. Nach diesem Muster soll ein „Weltinstitut“ geschaffen, der Absatz im Ausland von den ärgsten Ausschreitungen des Konkurrenzkampfes befreit, vielleicht auch eine Einigung über die Preise versucht werden. Im Geschäft aber entscheiden die Bedingungen, unter denen der einzelne Produzent wirtschaftet. Schon die Verschiedenheit des Umfanges amerikanischer und deutscher Ausfuhr widerstrebt einer internationalen Vereinbarung. Das weiß der Nankee.

Die Zahl der Auswanderer sinkt, die der Rückwanderer steigt: diese Thatsache zeugt auch nicht für die Gunst amerikanischer Konjunktur. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres sind 138 000 Zwischen-deckpassagiere nach der Alten Welt zurückgekehrt; in den beiden Vorjahren waren es nur 95 000 und 85 000. Amerika kann also nicht alle vorhandenen Kräfte verwerthen. Daß es (wie England und Deutschland) wachsende Summen im Welthandel aufweist, braucht kein Zeichen günstiger Konjunktur zu sein. Die Ausfuhr wird mit allen Mitteln gesteigert. Und den fremden Einwanderern wird die Aufnahme erschwert. Der Zug wendet sich deshalb gastlicheren Stätten zu (Kanada, Argentinien, Brasilien); ob Amerika mit den eingeborenen Arbeitern unter allen Umständen auskommen kann, wird sich zeigen. Ballin, der am ersten Junitag ein Vierteljahrhundert seiner Regierung abschloß (und der auch ohne Jubiläumsanlaß uneingeschränktes Lob für seine Schifffahrtspolitik verdient), hält, wie er zu einem amerikanischen Journalisten sagte, das System der Absperrung für gefährlich, weil die verminderte Arbeitereinfuhr die Kosten der Produktion steigern und die Konkurrenzfähigkeit schwächen müsse. Er (der, wie jeder genialische Unternehmer, von unbedingtem Vertrauen auf das Schicksal erfüllt ist) warnt auch vor der steten Unruhe, die durch den allzu scharfen Kampf gegen die Trusts entsteht und die Zuversicht erschüttert.

Doch all diese Sorgen verbüßern den Spekulant nicht den Himmel. Die Baumwollhaussiers pfeifen auf die „wirtschaftlichen Verhältnisse“; sie wollen den Preis halten und den Profit gegen die Möglichkeit einer Schmälerung durch die Ernte sichern. Schon haben sie erreicht, daß in einzelnen Spinnereien der Betrieb eingestellt wurde, weil bei der Theuerung des Rohmaterials nur mit Verlust zu arbeiten



wäre. Solche Kunststücke sind stets Symptome ungesunder Verhältnisse; wenn Handel und Industrie gedeihen, sind sie nicht nöthig. Die hastige Steigerung des londoner Zinnfurses ist nicht etwa die Folge stürmischer Nachfrage, sondern das Ergebniß einer Schwänze. Jedes Produkt, das nur in bestimmten Mengen vorhanden ist, kann von Leuten, die über große Mittel verfügen, „eingesperrt“ werden. Der Spekulant belegt alle ihm erreichbaren Quantitäten mit Beschlag und läßt nur so viel Waaren auf den Markt kommen, wie seiner Taktik entspricht. Die Gegenpartei, die à la baisse spekulirt hat, kann sich nicht mehr decken und wird „aufgeschwänzt“. Zinn kostete eines Tages um das Vierfache mehr als Kupfer. Das verbürgt noch keine Konjunktur.

Neulich war die Jahresitzung des Verbandes britischer Eisen- und Stahlindustrieller (British Iron Trade Association). Da hieß es, man müsse die Vorzüge der industriellen Organisation in Amerika und Deutschland nachahmen, um den beiden Rivalen gewachsen zu sein. Als nothwendig wurde eine stärkere Unterstützung der Montanindustrie durch die Banken und die Errichtung von Syndikaten bezeichnet. Die englische Depositenbank, der Emissionen verboten sind, wurde uns lange als großes Muster gezeigt. Nun wird im Lande selbst das starre System getadelt. Unterstützung der Industrie heißt eben: nach deutscher Art erweitertes Programm. Aber die Häufung der Spargelder in Depositenbanken ist die Folge einer gewissen Vereisung der Industrie. Da müßte erst Thauwetter eintreten, ehe an einen neuen Frühling zu denken wäre, wie England ihn sich wünscht. Das Verhältniß von Industrie und Bank ist ein Produkt natürlicher Entwicklung; und man darf bezweifeln, ob sich der Typus einer deutschen Industriebank ohne Weiteres in England einführen und mit Nutzen erhalten läßt.

Werden unsere Syndikate erneuert? Sicher, sagen die Klugen; wenn auch erst in der letzten Stunde. Doch das Montangewerbe leidet unter der Ungewißheit und Manche wünschen, der Staat möge in die Verhandlungen über das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat eingreifen. In den Reinen Zechen, die im Nachtheil sind, ist das Verlangen nach fiskalischer Mitarbeit stärker als in den Hüttenzechen. Die Besprechungen der beiden Gruppen wurden, als vorläufig aussichtslos, abgebrochen. Der Vertrag des Kohlsyndikates läuft erst Ende 1915 ab. Daß man heute schon an der Verlängerung arbeitet, ist ein Akt der Vorsicht. Wer stark ist, rüstet für die Selbstständigkeit; die Schwachen aber, die das Syndikat brauchen, verlieren an Boden, überstürzen ihre Dispositionen und schaden sich selbst. Von der Harpener Bergbaugesellschaft, der größten Reinen Zeche, wurde behauptet, sie werde an den bayerischen Staat verkauft oder ihr ein Hüttenwerk angegliedert werden. Die erste Behauptung wurde schnell dementirt. Bayern möchte seine Lokomotiven mit eigener Kohle füttern und zu diesem Zweck eine fremde Zeche erwerben. Vor Jahren nannte man das Steinkohlenbergwerk Nordstern, das heute dem Phoenix gehört; später auch einmal die Bergbaugesellschaft Ronfordia. Bisher wurde nur ein Felderbesitz in Etzdorf (Oberfranken) erworben. Das war ein Fehlschlag. Man hat



Millionen verpulvert und mußte froh sein, vom Vertrag mit dem Verkäufer zurücktreten zu können. Ob ernstlich an Harpen gedacht wird, hören wir vielleicht vom Landtag. Die Absicht, eine Hütte anzugliedern; wurde vielfach für wahrscheinlich gehalten. Die Harpener waren die Bannerträger der Reinen Zechen; sie haben die Kontingentirung des Selbstverbrauches der Hüttenzechen durchgesetzt. Flüchten sie nun unter den Schutz des Hüttenzechenprivilegs, so ist bewiesen, daß die „gute Sache“ der Reinen Zechen nicht mehr stark genug zieht. Vielleicht ist's wieder nur ein leeres Gerücht. Aber die Zugkraft der Syndikate läßt nach. Sonst hätte das düsseldorfer Roheisensyndikat keinen so schwachen Nachfolger bekommen wie den essener Roheisenverband, der im vorigen Jahr zusammengestoppelt wurde. Er sollte ein allgemeines deutsches Roheisensyndikat vorbereiten. Schon aber sind ihm neue Gegner erstanden. Die Geisweider Eisenwerke blieben Outsiders und die lothringisch-luxemburgischen Hütten wollen von Verständigung noch nichts hören. Die Preise finden keine Stütze mehr und gleiten bergab. Die Konvention für Draht, Drahtwaaren und Drahtstifte wird aufgelöst. Die Folge des Beschlusses war ein Preisfall, der aber die Konsumenten nicht zu neuen Abschlüssen reizte; sie glauben, nach dem Ende der Uebereinkunft werde der Preis noch billiger werden.

Warum soll's nicht auch ohne Syndikate gehen? Immerhin ist die Uebergangszeit gefährlich; denn haltbare Verbindungen sind nur unter Werken möglich, die einander territorial oder in ihrer Produktion ergänzen. Werke, die sich auf ein einzelnes Material festgelegt haben, können nicht darauf rechnen, im Konkurrenzkampf zu siegen. Den Riesenbetrieben muß und will man Arbeit schaffen und giebt ihnen deshalb Abnehmer, die sie selbst kontrolliren können. Daß die Löhnung der Bergarbeiter unter dem Streit um die Syndikate nicht leidet, zeugt für die Lebenskraft der deutschen Montanindustrie. Und die Börse? Die lebt ihr eigenes Leben; und fühlt sich dabei leidlich wohl. Am Besten sieht es auf dem Markt der Elektrizität aus: AEG 275; Siemens & Halske 250; die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft hat mit dem vermehrten Aktienkapital von 90 Millionen einen um fast  $3\frac{1}{2}$  Millionen Mark höheren Reingewinn erzielt. Kame nur von diesem Gebiet und aus dem Bankenparadies die Entscheidung, so wäre jeder Zweifel am Glück deutscher Wirthschaft ein Frevel. Aber es giebt Flecke, gegen die auch Benzin machtlos ist; und von der Hochkonjunktur, die uns die Herren Staatssekretär Delbrück und Direktor von Gwinner prophezeit haben, ist noch immer nichts zu spüren. Der Reichsbankpräsident und die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft waren vorsichtiger und mieden das verführerische Wort. Vielleicht hastete ihr Blick an den Stellen, wo der Wirthschaft die Sonne nicht scheint. Zu bitterer Klage ist kein Grund; doch noch immer auch nicht zu überschwänglicher Hoffnung. Ein Trost ist, daß wir diesmal nicht neidvoll zu seufzen brauchen: Amerika, Du hast es besser! *E a d o n.*



ie Ankunft ^  
Herausgeber:  
Maximilian Harden.  
FÄ¼nfundstebenzigster Band.  
Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
1911.



Inhalt.  
F 5 ,  
Abrüstung s. Akustische  
Wolke.  
Aehrenthal 256  
Aktien s. Instrumente der  
Spekulation.  
Akustische Wolke 35  
Autoritäten 91  
v. Bethmann-Hollweg s. Aku-  
stische Wolke, s. a. Pyr-  
rhus von Hohenfinow,  
s. a. Sonnenwende.  
Bismarck Und Elsaß-Lothrin-  
gen s. Pyrrhus.  
Blumentage 317  
Börse, die s. Instrumente  
der Spekulation.  
Bouwmeester s. Theater.  
Brief an den Römer s. Son-  
nenwende.  
Briefe, zwei 130  
Buch, das, der Liebe 424  
Burbach s. Saar und Mosel.  
Darmstädter Bank s.  
Schweigegeld,  
Deutsche Politik 203  
Deutsches Wesen 19  
s. a. Briefe 130  
Diplomatie s. Deutsche  
Politik.  
Elixiere des Teufels .... 76  
Elsaß-Lothringen s. Moritz  
und Rina, s. a. Orient  
und Occident.  
Elsaß-Lothringische Verfassung  
s. Pyrrhus.  
Enea Silvio 282  
Faust 101  
Fernweh 197  
Frankreich s. Orient und  
Occident.  
Fremdenlegion, die 16  
Fremdwörter 265  
Fürst Bülow s. Sonnen-  
wende.  
Fürsten 127  
Fürstenberg, Fürst s. Fürsten.  
Gaffron s. Totengericht, s. a.  
Sonnenwende.  
Gedichte von Goethe 198  
Georg, König von Griechen-  
land s. Regalia.  
Glaube und Heimath 169  
Goethe s. Faust, s. a. Ge-  
dichte, s. a. Theater. . . 161  
Goldaktien s. Sparer und  
Spieler.  
Guilbert, Vvette s. Theater.  
Henckel-Donnersmarck s,  
Fürsten.  
Hotelhypothek, die 231  
Iagow s. Moritz und Rina.  
Instrumente der Spekulation . 365  
Iudic s. Theater.  
Kaiser v. Oesterreich s. Re-  
galia.  
Kanzlerrede s. Akustische  
Wolke.  
Kathedersozialismus und  
Wissenschaft 358  
Korfu, Ausgrabungen auf s.  
Regalia.  
Kreditgenossenschaften s,  
Schuldner nnd Schieber.  
Kronprinz Friedrich Wilhelm  
s. Regalia,  
Kwilecki wider Kwilecki s,  
Totengericht,  
Landschaft und Volkscharakter 292  
Legendarium 403  
Ludwig der Zweite 369



Luftschiffbau Zeppelin s.  
Sonnenwende.  
Magyaren und Lombarden. . 96  
Margueritentage s. Blumen-  
tage,  
Marokko s. Deutsche Poli-  
tik, s. a. Orient und  
Occident, s. a. Regalia.  
Memoiren des Chevalier Gra-  
mont, die 321  
Monopolhotel s. Hotelhypo»  
thek.  
Moritz und Rina 1  
Mosel s. Saar.  
Muley Abd ul Hafid s. Re.  
galia.  
Oelmoral 332  
Orient und Occident 235  
Petroleumtrust s. Oelmoral,  
Platen , , . ^ 187  
Politik s. Deutsche.  
Portugiesische Emissionen s.  
Schweigegeld.  
Posen s. Briefe 132  
?russs LÄVS?, I^s, 423  
Pyrrhus von Hohensinow . , 301  
Ouproquo 287  
Regalia 135  
Reichsversicherung227  
Reichsversicherungordnung s.  
Sonnenwende,  
Reinhardt, Max s. Theater. 150  
Lss ?ubli«s 45  
Richthofen wider Gaffron s.  
Totengericht, s. a. Son->  
nenwende.  
Rings um die Sphinx. . . , 183  
Röchling s. Saar und  
Mosel.  
Rockefeller s. Standard-  
trust.  
Saar und Mosel 6?, 86  
Schöffen s. Ueberschöffe.  
Schönherr, Karl s. Glaube  
und Heimath.  
Schuldner und Schieber, . , 32°  
Schweigegeld 25S  
Selbstanzeigen, , . , 81,144,329°  
Silbern: Hochzeit 26^  
Skoda-Aktien s. Sparer  
und Spieler.  
Sonnenwende 335,  
Sparer und Spieler 194,  
Spekulation s. Instrumente,  
Staatsmannschaft s. Deutsche  
Politik.  
Stahl- und Eisenwerke s,  
Saar und Mosel.  
Standard-Oil Co. s. Stand-  
ardtrust, s. a. Trustpro-  
zesse.  
Standardtrust, der 297  
Stumm s. Saar und Mosel.  
Südbahn, Oesterreichische s.  
Magyaren.  
Terrain- und Bau-Aktienge-  
sellschaft s. Fürsten.  
Theater 150  
Thyssen s. Saar und Mosel.  
Totengericht 269>  
s. a. Sonnenwende.  
Trustprozesse 145,  
Ueberschöffe, der 69>  
Verlaine, Paul 125  
Volkscharakter s. Landschaft.  
Wahlbeeinflussung 33S  
de Wendel s. Saar und  
Mosel.  
Wetterzeichen 431  
Wiederkunst, die ewige ... 384  
W.,rr, das 83,  
Wörterbuch der Philosophie s.  
Res ?ublios.  
Zeppelin s. Sonnenwende.



Berlin, den 1. April 1S11.

Moritz und Rina.

Kressin, Laetare 1911.

Citoyen Iesaia!

^^timmts noch? Weissaget, aus röthlich schimmerndem Herzen, der liebe Herr Bruder annoch im Anionklub von Jerusalem an der Spree? Keinen Dunst. Auch nicht, ob immer noch Alles für das Volk, Alles durch dasVolk;und ähnlicheBijouterie. »Freuet Euch mitlerusalem und seid fröhlich überfie,Alle,dieIhr sielieb habet; freuet Euch mit ihr, Alle, die Ihr über sie traurig gewesen seid." Darüber und über die wunderbare Speisung am vierten Fastensonntag hat dergutePaetschkeheutegepredigt(einBischen klapperig, aber mit dem alten Feuer, das Deinem mißtrauischen Spürsinn ausWendenblut zu kommen schien). Aufrufe zu frommer Freude finden mich nie taub. Nur weiß jegliches Thierchen gern, woraus es sich seinPlaisirchen machen soll. Worüber kann, darf, muß ich mich freuen? (ImAllgemeinen,versteht sich; überHäuslich-Familiäres später oder gar nicht.) Laetare: ist leicht gesagt. Seit dreiTagen brennts lichterloh inmir.„Dicvon derRegirung für dasReichsland vorgeschlagene Verfassungsreform bringt dem Deutschen Reich eine ganz außerordentliche Schwächung des preußischen Einflusses. Nachsolcher Schwächung aber könnte die deutsche Zukunft keinGlück verheißen." Vieles haben wir erlebt; bis in diesen März (Omen?) nicht solche Sätze aus dem Landtag



Die Zukunft.

unsrer alten Monarchie gehört. Wenn ich aus der Tonart piff und, fast mit der Demuth der Madame Stauffacher, die klugen Männer, die manchmal die Zuhörerin zu dulden geruhten, fragte, ob denn ganz vergessen sei, wodurch Preußen sich selbst und das „herrliche Reich“ groß gemacht habe, und ob man geduldig warten wolle, bis wir in den Sumpfsüddeutscher Zuchtlosigkeit geschlittert seien, dann hieß ich die rasende Borusstn oder die lebenswürdige Idealpatriotin (zu Deutsch: verdrehte Schraube) und wurde, trotz weißem Scheitel, als kindische Schwätzerin verhöhnt. Jetzt habt Ihr die Bescherung. Ernst Heydebrand ist kein Kindskopf. Hat auch sicher nicht den Wunsch, dem armen Hollweg, mit dem er das Staatsgeschäft ja nun einmal ins Reine bringen muß, noch mehr Kummer zu bereiten. Rnd sprach, wie festgestellt ist (man hat schließlich noch seine tuyaux), unter dem Druck der ganzen Fraktion, insbesondere der Befestigten des Herrenhauses. Alles in heller Wuth. Nicht ohne Grund. Preußen verschenkt Bundesrathsstimmen, die nur gegen Preußen gültig werden können! So weit sind wir nun; heruntergekommen (pflegte Bismarck zu sagen) und wissen selber nicht, wie. Senke für zwei Minuten gefälligst die werthen Augen- deckel und stelle Dirs vor. Die besten Preußen, Alle, die sich in beiden Häusern des Landtages konservativ (ohne oder mit Freiheitschnörkel) nennen, erklären: Du, Königliche Staatsregierung, opferst wichtige preußische Interessen, schwächst Preußens Machtstellung im Reich, bringst Preußens Zukunft in Gefahr. Kein Pappenstiel, scheint mir. Jedenfalls: noch nicht dagewesen; selbst unter Cavour-Montecuccolinicht. Keiner hätte es für möglich gehalten. Und auf dem Kalenderblatt steht, wie zum Spott: Laetare Z «An den Brüsten ihres Trostes sollet Ihr saugen und satt werden.“ Könnte ich nur! Aber der einzige Trost (von der schwächsten Sorte) ist, daß der Schlag mich nicht ganz unvorbereitet traf. Erstens: überhaupt keine Rosabrille; zweitens: durch den Lungen während seiner metzer Zeit auf dem Laufenden gehalten. Tolle Zustände. Wie hieß doch der stramme Herr, der seiner russischen Gebieterin auf ihren Lustreisen (Grinsen bei so ernstem Anlaß verboten) Theaterdörfer und Opernseligkeit vorschwindelte? Auch eke? nous nicht ausgestorben. Urville, sagten im Kasino die Aeltern, ist ein Nationalunglück. S. M. braucht Sonne; fühlt sich, leiblich und seelisch, nur in der Sonne wohl. Daher Korfu: Uni-



Moritz und Rina.

3

kum der ins Ausland verlegten Residenz. Daher die Scheu, ihm Unerquickliches zu melden. Was herauskommt, hat Südwestafrika gelehrt; und wird Lothringen lehren. AmjedenPreissollte gezeigt werden, daß dieFranzöslinge unsralliirtunddieMassen zufrieden sind. Nur keine Hiobsposten! Alles sucht sich den ersten Familien anzubiedern, auch wenn sie ihre unfreundliche Gesinnung gegen das Reich nicht verbergen. Kerndeutsche habens viel schwerer. Mancher hat im Aerger schon gesagt, er werde, um von den Behörden gute Behandlung zu erreichen, sich in Frankreich naturalisiren lassen und nach derRückkehr die Muttersprache mit welschen Brocken spicken. Jeder Franzos wird so behutsam wie ein rohesTrinkei angefaßt. Folge: Vive laTrance! Warum nicht? Die Preußen haben ja aufgehört, Kratzbürsten zu sein, an denen der Frechste sich nicht reiben mag, und schießen noch lange nicht, wenn der Machtkitzel halbwüchsige Burschen zu Beschimpfungen treibt. Der Knall könnte so unliebsam empfunden werden wie bei einer metzer Aebung vor S.M. die Fortsetzung des Feuers, als dicArtilleristen das Haltsignal nicht gehört hatten (und, trotzdem sies bei derWindrichtung nicht hören konnten, ins Loch mußten). Nur von klcinerKatzbalgerei darf dieRedesein. DamitderAllerhöchstherr glaube, die Bevölkerung plansche in Wonne. «Unser Schuldhuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt!" Immer wieder die alteTäuschung.Weißt selbstwohl besser Bescheid. Und weil in Straßburg und Metz Alles so wunderschön friedlich ist und Aufhetzerei nicht mehr vorkommt, müssen diese braven Menschen natürlich eine «freiheitliche Verfassung" erhalten. Wer widerspricht, ist von vorgestern. Preußen darf nicht kleinlich sein, sagt derMinisterpräsident. DesscneuropäischeRedensartennicht einen Buchstaben von HeydebrandsWarnung wegradiren. Daß Bismarck uns Braunschweig und Elsaß-Lothringen, weil die Kronprinzessin dieRegentenpostenihrem zweiten Sohn und(fürs Erste) ihrem Fritz zugedacht hatte, nicht schlucken ließ, hat Deine Schwefter(donnemalsintrautemVcrein mit Dir) immerbedauert. Wenn er jetzt aber sähe, was da angebändelt wird, würde er viel wilder reden als Heydebrand. Fehlt nur noch der lüneburger WelfenthronmitderAussichtaufHannover. (Ist,übrigens,wahr, daß auf Bismarcks Schreibtisch, wenn sein soi-äisant Nachfolger Abgeordnete, Zcitu'.igmenschenund andereIndengenossenfüttert,



Die Zukunft.

Biergläser, Teller und Aschenbecher stehen und das Zimmer, in dem doch Einiges geschehen ist, als Kneip- und Qualmraum benutzt wird? Der lange Dietrich schwört drauf; behauptet, unter Lenbachs Bild erörtert zu haben, ob man dieses würdigste Nationalmuseum nicht sperren solle, statt es zur Schwemme machen zu lassen.) Oft ist mir, als sei mindestens ein Jahrhundert vergangen, seit der Einzige fort ist. Kaum noch wiederzuerkennen. Und der Fünfte fällt mir von Quartal zu Quartal lästiger auf die Nerven. Für Musterknaben war schon im kurzen Kleid nicht zu haben. Was will der Mann eigentlich? Glaubt er sich im Ernst für den Posten passend? Ich finde mich nicht mehr zurecht. Nirgends; weder drinnen noch draußen. Im Landtag werden Männer von Rang und Verdienst geschimpft, daß sich Einem beim Lesen die letzten Haare sträuben, und Stunden lang niederträchtige Reden gehalten, deren sich selbst ein Herr Virchow geschämt hätte. Die Minister, die gegen diesen Unfug auftrumpfen müßten, thun, als könnten sie nur weiterleben, wenn sie für hübsch liberal gehalten werden. Im Landwirthschaftrath, wo die Leute sich doch nicht seit vorigemDonnerstag mitViehzucht und Moorkultur beschäftigen,erzähltS.M.vonden cadinerLeistungen und flickt Fähnrichsanekdoten ein, die nicht gerade primeurs sind (nicht nur Adols, als Landwehrmajor, außer sich über denWitz von Zebubullen und Stabsoffizier); und in jedemKreisblatt steht dann, diese sonderbaren Sätze seien aus einem Manuskript abgelesen worden. Denke Dir den altenKaiser oder auch nurFranz Ioseph in solcher Situation! Heute wundert sich bei uns kaum noch Einer darüber. Wird aber Luitpold, der Wittelsbacher, der das Reich nicht wollte, überlaut verherrlicht, so wagen sich wieder allerlei spitzige Vergleiche ans Licht. Der Kronprinz, dessen indische Reise (dringenderWunsch, das Kriegsschiffweiß angestrichen zu sehen; Löwenjagdbilder; Pestmotiv zur Absage an die Ostasiaten) recht mißbehaglich wurde, plötzlich nach Langfuhr versetzt, wo es für eine schwächliche Frau ein Bischen rauh ist; sonnenklar, daß es Klatsch ohne Ende giebt. In vollem Ernst wird gefragt, obs nicht Zeit wäre, die lieben jüdischen Mitbürger, die doch (weiß Gott!) schon vor den feinsten Schüsseln sitzen, zu Offizieren, Staatssekretären, Ministern zu ernennen: und Keiner hat den Muth, so unverschämte Hofsnungen mit dem Kommißstiefel totzutreten. Wohin soll denn



Moritz und Rina.

5

die Reise noch gehen? Kiderlen, lese ich immer, sei Nummer Eins (»Bismarcks bester Schüler": hastDuWorte?) und imAuswärtigen Alles in schönster Ordnung. Zu merken ist noch nicht viel. Wenn S.M. einen Hos besucht oder besuchen will, wird da schnell in die Zeitung gesetzt: »Keine politische Bedeutung". Wien und London; ganz wie früher. Schmeckt mir gar nicht. Der Schwabe sollte dann wenigstens dafür sorgen, daß bei uns keineFreudenfeuer abgebrannt werden. (Dein Schwager: «Ein Müßiger müßte mal ausrechnen, wie oft in den letzten drei Jahren der Dreibund befestigt und das Verhältniß zu England gebessertwordenist". In einer seiner helleren Stunden.)Die Bagdadbahn, dachte ich nach allem Gerede, hätten wir längst in der Tasche; nun wird nachgezahltund verzichtet. Trotzdem als Sieg frisirt und ins Schaufenster gestellt. Darauf versteht sich Kiderlen-Waechter (den nur flüchtig, als Herberts linketzand, mal gesehen habe).ImPersonalgeschäft wohl nochstärkeralspoorBülow. Aus allen Ecken klingt sein Lob. Ist so witzig;hat keine Nerven; wird sich niefürchten; istbeiS.M. wieder obenauf; hat Disziplin zurückgebracht und unseren Gesandten die Berichtsentiments abgeknöpft. Jede Woche schafft neue Glorie. (Für Mühlberg konnte er sich, als es über die Gesandtschaft am Vatikan herging, etwas fester ins Zeug legen;gab sich so erhaben, daß Mühlhcns empfindliche Haut gejuckt haben wird.) Wenn nur was greifbar würde und mannicht aus der Marfchallzeit wüßte, wo und wie solche Lobgesänge entstehen. Unser» eins möchte ja so gern anerkennen; keinen sehnlicheren Wunsch. Werde aber das Gefühl nicht los, baß wirnoch lange nichtüber den steilsten Berg sind. Rußland? Wer glaubt, daß man uns da heute liebt, mag Thee mit Konfitüre für ein kräftigendes Nahrungsmittel halten. (Adolfs Siedepunkt. «Nichtsnutziger Brauch, jetzt von .Potsdam' zu reden, wie man fonst von Roßbach, Trafalgar, Sedan sprach; als ob im Neuen Palais die Weltgeschichte einen Ruck bekommen hätte. Nichts dahinter. Soll der liebe Nachbar uns vielleicht rempeln? Muß froh sein, wenn wir ihn verschnaufen lassen und die kurländischen Wünsche überhören." Siehst ihn von Weitem in Rage?) In mir kaum noch Hoffnung aufAnschluß; zu alt. Nm die Zeit zu vertreiben, liest man sein Vlättchen. Versteht aber nicht mehr, was vorgeht. Der p.t.Stolypin wird Dinstag vor die Thür gesetzt und Freitag wieder hereingeholt: die Greisin sieht



Die Zukunft.

den Grund nicht ein. Zwölf Dutzend Artikel über Revolution in Mexiko und Mobilmachung in den Vereinigten Staaten: nicht die blasseste Ahnung, was da imGang ist. Verkalkung oderAehnliches? Nett ists nicht, einsam und ohne Zuspruch zu altern. Einsam bin ich, ohne Preziosas Herzenstrost; und dieser Winter hat sich nicht in die Kleider gesetzt. Zuerst der ckoe, als der Junge wirklich den Rock des Königs auszog. War nicht zu halten. Krieg wird nicht geführt, und wenns Nackenschläge regnet; keine Lust, eine Maschine zu bedienen, die nie zur Leistung kommt. Wimmern? Liegt mir nicht. Aber die langen Nächte hatten es in sich. Civil, Beamter einer Aktiengesellschaft, unsichere Zukunft; und das dumpfe Vorgefühl, daß es mit «Liebe" zusammenhänge und eines Tages für eine Schwiegertochter von fremder Art der Segen erbeten wird. Hatte mirs anders geträumt. Seine Briefe sind ja viel fröhlicher. Riesenarbeit, die ihn interessirt, und Lust am neuen Leben. Wenns nur dauert! Sicher, sagt sein Vater; schon das Bewußtsein, nicht mehr wehrlos in die Hand irgendeines Vorgesetzten gegeben zu sein, ist einem tüchtigen Kerl unbezahlbar. Dann kam die Enttäuschung bei Mieke, dem Sorgenkind; weil mein Herr Gemahl wieder mit argemZipperlein aufser (zu oft begossenen)Nase lag, konnte ich nicht vom Haus fort; und wäre vorAngstumgekommen.wennDeineLotte sich nicht aufgeop^fert hätte wie die zärtlichste Mutter. (Wußtest nie, was Du an ihr hast; und wirsts, da gegen Altern versichert bist, niemals wissen.) Drei dunkle Monate; im Gemüth und am Himmel kein Sonnenstrahl. Braun und feucht, windig und schmutzig, Tag vor Tag: Ihr freiwillig Entwurzelten ahnt nicht, wie schwer sichs in solcher Zeit hier lebt. Bei Euch ist Theater, Konzert, anregender Verkehr, bequeme Heizung und Beleuchtung, buntes Straßenbild, an jeder Ecke ein Auto. Hier? Nichts. Wird man eingeladen, ist schon die Karrerei für Mensch und Thier eine Qual; muß man selbst Gäste bewirthen,so stöhnt man noch lauter. Vom Präsidenten bis zum Pastor gute Preußen von anständiger Gesinnung. Haben unsaberso wenig mitzuthetheilenwie wirihnen; und bis der Wein laut wird, bleibts steif. Dietrich, der zu den Hoffestcn in Berlin gewesen war, wurde schon zum Erlebniß. Wer ihn kennt, fuhlt, was damit gesagt ist. Held des Monats. Auch überstanden. And jetzt grünt alles niedrige Gesträuch, Schneeglocken undPri-



Moritz und Rina.

7

mein läuten den Frühling ins Pommernland, vorgestern schien eine maienhaft warme Sonne; und ich muß mich sputen, damit Eure Osterkiste pünktlich eintrifft. Ein Glück, daß es mit den alten Knochen noch leidlich geht. Ohne einBischenFreudegedeihtaber die Christenseele nicht. WennUeberschuß: bitte darum. Vielleicht blickt der Staats- und Lebemann aus hellerem Auge auf den Weltlauf als Eine, die draußen sucht, was sie im Heim nicht hat. (Soll Zeine Nachtragsklage über Adolf sein, der sich auf seine Art bemüht und in Sanftmuth neben mir, nicht allzu dicht, haust. Daß sich dasHerz nicht zumHerzen findet, ist schließlich nicht nur seine Schuld.) Die Beschränkung auf Postskripta zu Lottchens Briefen braucht ja nicht ewig zu währen. Ists denn gar kein Vergnügen mehr, der unwissenden Schwester ein Licht anzustecken? Die erfährt nichts, flüstern die Kreisspitzen; der große Bruder hat sie in den Silberschrankgcschlossen. Muß sogar schweigen, wenn gefragt wird, ob in Berlin die Frauenzimmer jetzt wirklich das Haremskleid tragen uud ob unser Jagow, auf den noch rechnete, auf unsauberem Weg ertappt worden sei. (Ein Thema für Euer Liebden!) Hör' ich sie niemals wieder? Müßte mich drein schicken; wie in jedes unverdiente Schicksal. AndDir, dem Sohn unserer Mutter, bleiben, was ich imFlügelkleidwar: Deine treue, zu versöhnliche Rina.

Berlin, Gideon 1911.

Mein Engel! Letzte Alfruna!

Bin weder Citoycn noch Prophet. Auch mit verdorbenem Magen nicht zu Revolutionen gestimmt; und, wenns durchaus sein soll, eher als dem Seelen- und Leibarzt des Königs Hiskias noch dem Deuterojesaias ähnlich, der immer auf seines Volkes Karte setzte und von dem Glauben an die Bekehrung des Cyrus niemals abzuschrecken war. Eher; immerhin bleiben beträchtliche Unterschiede (die ohne Gram verzeichne). Du aber warst stets mein guter Engel, an versöhnlicherMildcundTrcue noch firnenhoch über der Selbstanzeige, nnd bist, als Seherin, den Nordostgermanen unentbehrlich. Düster waren fastalle, vorundnachdcm GeneralVarus; uudDich klcidcts. Vollä. Darum bringt selbst die unmuthigsteEpistel (und die voinvicrtcnFastcusonntaghattcdcn dicksten Trauerrand, dessen mich erinnern kann) dein Empfänger



Die Zukunft.

reine Freude. Ouittire mit gehorsamstem Dank. Anklage wegen wachsender Schreibfaulheit ist begründet. Aber kommt man hier denn zu Athcm, sobald die verehrlichen Standesgenossen zu wimmeln anfangen? Stellst Dir den Betrieb vergnüglicher vor, als er ist. Nach dersiebentenTischdame (Duahnst es nicht!) habe ich Lot-tens Grippe vorgeschützt und auf sämtlicheRehrücken verzichtet. DieNahenund Fernen aber, die irgendwasOeffentliches oderGe-heimcs beplaudern wollten, nicht abzuwehrenvermocht. Dazu die Verwaltung der Klitsche, eines schlecht rentirenden Stadthauses und der paarDreier.die mir, außer der Ehre und dem greisenden Haupt, geblieben sind; erweitertes Herz und verengtes Gesichtsfeld; alles kleine und größere Gebresten, das ein so miserabler Winter über alte Menschen verhängt. Entschuldigt? Abgemacht. Bitte aber, zu gefälliger Kenntniß zu nehmen, daß Ihr zwischen Weihnacht und Ostern künftig nicht in ländlicher Verschollenheit geduldet werdet. Wozu denn? Philemon will Baucis, Baucis willPhilemon inWatte packen. Darfnicht länger sein. DerMann der besten Christin hat ein Heidengeld verdient und Euer Kleinzeug ist versorgt. Lottka bereitet ein Nest, in dem Ihr Berlin ertragen könnt. Und wenn die Außenwelt keine Freude mehr bietet, fliehen wir aus dem braunen Brei in die Ekstasen eines Montechristosalates, den der herbste Tropfen hinunterspült. Ernsthafte Sorgen habt Ihr nicht. Beide, trotz Gicht und Migraine, noch prachtvoll in Form. Mieze wieder ganz auf dem Damm, die Küken rund und rosig, der Mann entschlossen, bis mindestens 1914 der Marine die Treue zu halten. Der Stammhalter gar scheint sich bei Essen wie ein eben mündig gesprochener Gott in Frankreich zu fühlen. Am Den ist mir nicht bang. Siehst ihn noch als jungen Industriedirektor mit klotzigem Einkommenund einem Divisionärorden. Der bringt Dir auch nie ein Mädels, das, nach genauer Betrachtung, mißfällt. Hat ja das schönste Glücksbeispiel vor Augen gehabt. Wenn Ihr Zwei, die noch beimKuß amLiebsten die Borsten zeigt, nicht so idyllenhaft in einander vernarrt wäret, hieltet Ihrs in der pommerschen Einsamkeit längst nicht aus. Solches Eden giebts heutzutage ja kaum zum zweiten Mal. Doch der Liebe reine Flamme füllt Rinas Herz nicht aus. Das schlägt zwar nicht, wie Posas, der ganzen Menschheit, um so heißer aber denErblandcn des rothen und des schwarzenAd-



Moritz und Rina.

g  
lers. Undmöchte die Kaminerwände sprengen, wenn ihm Preußen  
in Gefahr scheint. Neben Dir könnte man unsere Herrenhausjunker  
für Großdeutsche halten. Davon nach Neun (Gideon behält sein  
Kalenderschwert noch vier Stunden). Zuerst die Quisquilien; sonst  
wird was vergessen und die Wolfsschlucht verschlingt das Scheu-  
sal. Der Hosenrock hat eben so gerissene Manager wie der Rosen-  
kavalier. I^u IIs ciies sine Imea (Adolf kennt den älteren Plinius wie  
den Kurszettel; was viel sagen will). Wird aber auch nicht länger  
leben; vielleicht noch früher sterben. Madame Paquin, Großmacht  
ersten Ranges, ist dagegen. Und selbst die Geschäftsdamen (Bis-  
marck), die in Monte jetzt darin auf den Kundenfang gehen, wer-  
den bald merken, daß fie dem Weibsbild seinen stärksten Reiz  
nehmen. Ich meine: dem Bild des angezogenen Weibes. Ahnen  
lassen, mesäames; ohne Phantasie giebt's keine großen Geschäfte.  
Die Frauen in Pluderhosen, die Männer in der Toga: Das werden  
wir nicht erleben; leider nicht einmal, daß unser langweilige und  
unbequeme Plättwäsche wieder durch Jabot und Spitzenmanchette  
ersetzt wird. Wenn darauf bestehst, sende gern jupe-culotte (schwarz-  
weiß, versteht sich: alte Liebe und neue Mode vermählen sich da)  
samt Turban und hohen Stiefeln. Für den Weg über den Hühner-  
hof besonders geeignet. Aber halten wird sich's nicht. Der Gegenstoß  
muß bald von den Leuten kommen, die sich durch die Anfertigung  
von Unterröcken redlich nährten; und zerfetzt am Ende auch das  
Futteralkleid up w äate. Aus Modeberichten (bitte: nur aus Mo-  
deberichten) weiß ich, daß schon jetzt unter der engen Stoffhülse  
ein kombiniertes Tricot getragen wird; weiter nichts. Geraschel  
von Leinwand und Geknister von Seide: war einmal. Unsereinen  
genirts leider nicht mehr; man wundert sich höchstens über die  
Mütter, die fünfzehnjährige Mädchen in solchem topographischen  
Anzug auf der Straße ausstellen. Ein geübtes Schneiderauge hat  
nach einer Amkreisung die nöthigsten Maße. So kanns, unter dem  
wechselnden Mond, nicht bleiben. Aus dem Engsten gehts rasch  
wieder ins Weitere. Glaube mich deshalb ermächtigt, die Lenztoi-  
lette allen Schrullen sofern zu halten wie jedes Gewand seit dem  
Tode der Krinoline. Deines Jagow brauchst Dich nicht zu schä-  
men; ungeschickt, doch weder Bösewicht noch überführte? Lüstling.  
Eine kluge Schauspielerin hat während einer Theaterprobe, der  
er als Censor beiwohnte, mit ihm über Literatur und Luftschiffahrt,



I«  
Die Zukunft.  
Reisen und Reiten geplaudert. Er möchte das Gespräch, dessen Timbre ihm neu war, fortsetzen und fragt die Dame, in einem respektvollen Brief, ob er sie an einem dienstfreien Nachmittag besuchen dürfe. Aus diesem Brief wurden von Interessirten zwei Schlüsse gezogen. Erster: dcrSchreiberhabe eine »unlautereAn-näherung" (so nennts der ehrbare Bürger) gesucht. Zweiter: er habe seine Amtsmacht als Vehikel benutzt, um ans Ziel zu gelangen. Der Verdachtist, nach beiden Seiten, unbegründet. Wenn der Polizeipräsident von Berlin eine reife und bekannte Schauspielerinfragt, ob sie ihm erlaube, amhellenTaginihrerWohnung ein angefangenes Gespräch fortzusetzen, kann die Dame rund Nein sagen, aber nicht behaupten, daß ihr Unanständiges zugedacht worden sei; sonst klettert sie von ihrem Thrönchen zu den kleinen Theatermädchen hinab, deren Reiz nicht im Spirituellen gesucht wird. DieFreunde desMannes sindganz sicher, daß er, denman als stockdummen Lunker verschrien hat, nur in den ungewohnten Flimmer dieses Plaudertalentes zurückkehren wollte. Richtig oder falsch: mitIagowsErklärung,daßernichtdarangedacht habe, der Ehre derDame zu nah zu treten, war die Sache aus, wenn nicht ein Gegenbeweis erbrachtwurde. DieUngeschicklichkeitseheich in der Berufung auf das Censoramt. Etwas täppisch; offenbar aber von der guten Absicht eingegeben, dem Besuch jeden Schein des galanten Abenteuers abzustreifen. Eine hoch bezahlte Schauspielerin, die sich hingiebt,damit^der Censor (der zwei Instanzen über sich hat) ihrem Theater nicht etwa irgendwann ein Stück verbiete: Das gehört auf die Hintertreppe. Muthest mir natürlich nicht zu, 'denSchwadenaufzuriechen.derumdieGeschichtegemachtwordcn ist. Schon zu viel. Der Mann, der in ärgerlicher Weise an seinen VorgängerZedlitz (sechzigerlahre) zu erinnern ansing, schien mir und vielen ruhigen Leuten für eine so exponirte Stellung noch nicht tauglich und seine Abschiebung wurde im Februar ernsthaft erwogen. Jetzt hat er mit löblichem Anstand geschwiegen; und dadurch mehr Anerkennung erworben als je durch Rednerci. Ihm hat der Lärm genützt; bleibt er nun still im Schatten seines Amtes, dann ist fürs Erste Alles in Ordnung, public opinion hat für den Angeschuldigten entschieden. Schade,daß man dem imFctt muntercnMadai und demarmenRichthofcnnichtmehrerzählenkann, welcheTugendpostulate heute ein Polizeipräsident zu erfüllen hat.



Moritz und Rina.

11

Komm! Hebe Dich zu höheren Sphären! (Schon um den zweiten Fausttheil hier, in einer szenisch noch nie erreichten Darstellung, zu sehen, mußst Du schleunigst zerlin.) Langen Aufenthalt kann ich freilich nicht versprechen. Den alten Herrn Luitpold muß selbst Dein Preußenherz gelten lassen. Daß er unseren Primat 1870 nicht wollte (wer denn außer Denen, die dadurch zu wachsen hofften?), ist kein Grund zur Verurtheilung. Ein einfacher, stiller, freundlicher Herr, den der rötheste und der schwärzeste Bayer gern als Regenten sieht und ohne dessen Takt und bescheidene Würde nicht Alles so glatt gegangen wäre. Dabeizuerst von Ludwigs Anhängern gehaßt und später noch als Rübezahl verspottet. Hohes Greisenalter: bester Schutz Regirender. Siehe Wilhelm, Victoria, Franz Joseph, Luitpold; überall der selbe Stimmungwechsel. Wenn Nicolai bis Siebenzig aushält, jauchzt ihm Rußland zu. Sein Stolypin braucht Dein Gemüth nicht zu belasten. Ob er geht oder bleibt, ist für uns Jacke wie Hose. Der Mann hat reine Hände und kaltes Blut; stiehlt nicht und läßt sich nicht einschüchtern. In diesem Klima nicht wenig. Was drüber hinauslangt, ist Schmeichelei. Witte, Durnowo, Trepow hatten ihn losgeeist. Das Freudengeschrei der Polen, denen seine Gemeindeordnung die Uebermacht entreißt, und der Demokraten zeigte dem Zaren, daß Kokowzew (der viel stärkere Kopf) den Feinden des Absolutismus das kleinere Uebel scheint. Folge: Stolypin wurde zurückgerufen. Seine Faust hat, ohne unnöthige Brutalität, Ruhe gestiftet. Aber die großen Reichsprobleme sind noch ungelöst und Balten und Finen die Lebensbedingungen nicht erleichtert. Kann nur unterschreiben, was Eure vereinte Weisheit æ moribus^utkenoi-um (Hehns Buch steht in der kressiner Schloßbibliothek) von sich gab. Warum aber soll der Kronprinz, dem Asien nicht gut that, nicht zu den langfuhrer Husaren? Biel gesünder als Potsdam; viel lehrreicher als Breslau und Hannover. Eine arme Ostprovinz und eine Brigade, die sich, trotz üppigem Kasernement, nach einer Decke von mittlerer Länge strecken muß. Schöner Laubwald, Orgelschloß von Oliva <das ja nicht nur an Frieden kor ever und drei Tage zu mahnen braucht), Strand bei Brösen und Zoppot: Lunge und Bronchien haben da nichts auszustehen. Kein Grund zu Unzufriedenheit. In der Zeit des Regimentskommandos ist das Meiste zu lernen; Mannschaft und Offizieren der Zahn zu fühlen. Immer potsdamer



Die Zukunft.

Luft, sans souci mit Heiligem See, allerfeinstenHunden und Arm-bändern: da wächst auch fürPrinzennichts. Laß das gläubige Herze also frohlocken, verstopfe dieOhren gegen Hofklatsch; und sieh nicht, in Fieberträumen, Israel in die Generalität einrücken. So schnell schießen die Preußen nicht. DieserWechsel wird seitJahrzehnten präsentirt. Für den einzelnen Juden, dem, nach guter Führung, die Epauettes geweigert werden, recht schmerzhaft. Aber für die res publica des Heeres auch eine schwierige Sache. Die Reichsten wären vornan; und wer das knappeLeben des Linienlieutenants kennt, kann sich vorstellen, wie der Herr Kamerad mit zwanzig Mille Zulage in der kleinen Garnison wirken würde. Staune nur, daß den Drängern nicht Einer antwortet: «Nicht Israeliten werden abgelehnt (nehmen ja getaufte), sondern Nicht-Christen; auch Urgermanen, die aus der Landeskirche getreten find; Alle, die ihren Zug nicht in die Kirche einerChristenkonfession führen können. Für die wichtigsten Vertrauensstellungen fordert der Staat eingetragenes Christenthum. Wenn Ihr nicht gegen dieseMauer anrennt, hats keinen Zweck. Unter das Rubrum Iudenfrage darf der alte Rechtsstreitnicht kommen. "Noch brennts nicht. Doch, ohne den kleinsten Fetzen von Antisemitismus, ganz mitReinette eorä in der Meinung,daß Sem bei uns nicht mehr darbt. Finanz, Presse, Industrieprovinzen, Handel, Theater: weit genug hat ers gebracht. Titel, Orden, Hoffähigkeit, Ezcellenzen bei Tisch; Alles, was Menschenbegehr. Offiziere und hohe Staatsbeamte: Das gäbe hier noch böses Blut. Der Volkswille ist dagegen. Nicht zu ändern. Kehrt vor Eures Nachbars Thür! Die mit Ach und die mitKrach liberalen Fraktionen lassen keinenUngetauften ein; und könnten aus dieser Kiste doch bestes Kaliber in Fülle haben. Weiter; genau nach der Schnur. Von den Parlamentarier-abenden wird allerlei Wunderlich es erzählt. Warnicht dort; als» nichts Gewisses. WennBismarcks Schreibtisch Sammelplatz für Neigen und Stummel war, sicher nur betrübender Zufall. Abstand von Bülows signorialer Haltung natürlich weit (wie Antwort eines nach demUnterschiedGefragten beweist: « BeiBethman giebtSer-viettenringe").KeinUnglück; nicht mehr scheinenwollen, alsman ist: erstes Kulturzeichen. And ich kenne eine Borussin, die schäumt, wenn nicht Alles deutsch, schlicht und von Snobgeschmack frei ist. Jeder soll leben,wie es ihm behagt;undeinKanzler hat nicht nöthig,



Moritz und Rina.

13

die Gäste mitCaviarzulocken. Was nun? Reichsland. Die Kutsche hat sich gründlich verfahren. Zweierlei unfäßbar. Erstens, daß so große Sachen angefangen werden, ehe man die Hauptparteien am Halfter hat. Zweitens, daß den Elsässern und (besonders) den Lothringern auf Preußens KostenWohlthat aufgedrängt werden soll. Nach vierzig Jahren konnte man ihnen Allerlei geben; Volksvertretung und (sondershausener) Bundesrathsstimmen. Aber nur, wenn sie laut und feierlich erklärten: Damit sind wir zufried en; mehr fordern wir nicht von dem Deutschen Reich, dem wir uns froh und stolz von heute an zurechnen. Sonst ? Nicht einen Happen. Nach folcherErklärungmüßten die FranzosenReugeld zahlen und dietzethundezurückpfeifenletzt pfauchtAlles.SogarderLandesausschuß verlangtZuwage.Danach mußteman denKram leise aufgeben.Daß mans nicht thut, verräth unsachliche Motive, auf die Dein Geschätztes hinweist. In einem unzufriedenen Grenzland ein Parlament, das als Abschlagsrate genommen wird: wir könnten Niedliches erleben. Und das Kunststück mit den Stimmen, die im Bundesrath nur gegen Preußen Geltung erlangen, mißfällt nicht blos dem lodernden Heydebrand. Trotzdem (kann mir nicht helfen) kam die Märzschlacht mir nicht ganz ernsthaft vor. Mit einer Regirung, die Preußens « historische Machtstellung" schwächt, läßt der halbwegs Anständige sich überhaupt nichtmehr auf Geschäfte ein. Einer, die man nur warnen will, kann mans, bei so intimen Beziehungen, untermierAugen sagen. Auch warBethmannmerkwürdig gut vorbereitet; und kam doch erstverspätetinsHaus. Improvisator ist er nicht; und Heydebrand zu wohlerzogen, um ihn aus dem Hinterhalt, ohneAnsage der Fehde, zu überfallen. Dein Instinkt hat nicht geirrt; ists buchstäblich zu nehmen, dann ungefähr das Tollste, was seit derDeklarantenzeit vor denTisch desHauses kam. Aber irgendwo stimmts nicht. Habe den Eindruck, daßjetzt, nach Uebereinkunft, jeder mögliche Anlaß zu dem Beweis ausgenützt wird, daß Deine Parteigenossen weder mit der Regirung noch mit dem Centrum stets bsncte ä part machen; daß sie, untergewissenAmständen,noch immer sehr eklig werden können. Erster Streich: Modernisteneid; zweiter:Reichslandesverfassung.DemCentrum schadets nicht, der Regirung bringt es ehrenvollen Gewinn und die Herren Junkers können trutzig fragen: « Sind wir schwarz ? Sind wir gouvernemental?" Gegen die Umsturzpartei und fürPreußens ungeschmälerte



Die Zukunft.

Macht: so, denkt man, wird die Wahlparole vor der schlimmsten Niederlage bewahren. And jedes Mandat, das die Konservativen retten, ist auch ein Werthzuwachs für Regierung und Centrum. Fällt Deinem Scharfblick nicht auf, daßDinge, die sich im Rauchzimmer ruhig bereden ließen, vor versammeltem Kriegsvolk mit der Streitaxt behandelt werden? Unsere bis ins Aschgraue harmlosenLiberalen sind von jedemZauber zu fangen. Selig,wenn sie von konservativer Fronde schwatzen können. Kaum hat Bethmann dem «ungekrönten König" (Du meine Güte!) Heydebrand höflich widersprochen: im Nu ist er ein imHerzen grundliberalerMann, der das «schwarzblaue Joch" (dasWort entfärbt mir dieZunge) als treuerReichsdiener abgeschüttelt hat. Kann er Besseres wünschen? Weder er noch einer der Compagnons. Wenn der Humor ausreicht, müssen sie fröhliche Fasten haben; und eine Kinderlust an der Wiederholung des billigen und einträglichen Spaßes. Beweise giebt's nicht; aber Gedanken sind zollfrei. Und ich wiederhole: MiteinerNcgirung,diePreußenindie Binsen schleift, hätte ein anständiger Politiker ausgespielt. Abwarten. Am Ende aller Enden ist diereichsländischeFrage eine zur internationalen Politik gehörige. Zeigen wir uns da stark, so können wir uns in Straßburg undMetz manche Dummheit gestatten. DenDiktaturparagraphen hätte ich auch nicht behalten; unserUnglückwar, daß wir ihnin der Zeit deutscherSchwäche und Abstinenz fallen ließen. Obs morgen besser wird? Kiderlen möchte noch nicht vermöbeln; noch weniger verhimmeln, wie dieLeute, dieHolstein, denLehrer, bis ins Grab gescholten haben und den Schüler nun als ein Weltwunder preisen. Machts ihm Freude: meinetwegen. Er ist rc>m> pu au metier, eiskalt bis in die Herzgrube, muthig und bauernschlau.In anständiger Haltung passiv bleiben: Das leistet, mit fast fünfMillionenBayonnettes hinter sich, jeder nicht ganz Schlaffe. Kann ja aber noch kommen. Witzig ist er; famos die Andeutung, daß er Frankreich hindern werde, Marokko für sich zu nehmen. Anno 1911; ganz derAlte: aller Schwarzkünste kundig. Wie weit er sieht? Darüber schaffen die Artikelchen der von ihm zugelassenen Journalisten und Exdiplomätschen keine Gewißheit. Auch nicht die Maske pfiffigen Gleichmuthes und die Versicherung, daß Nervosität ihm ein unbekannterZustandsei.AmHimmel istgeschäftige Bewegung. HatAehrenthal sich zurückgezogen, damitPallavicini



Moritz und Rina.  
ohne hypothekarische Belastung mit den Russen verhandeln könne?  
Soll Centralamerika merken, daß es von Washington aus kontrollirt und, im Nothfall, mit Waffengewalt zur Raison gebracht wird? Welche Grenzen sind dem anglo-amerikanischen Bündniß vorbedacht ? Siehst: Fragen genug; und in Berlin nichtmehr Klarheit als östlich von der Elbe. An manchen Stellen weniger; sonst würde über den Kasus Taft-Grey, der weltgeschichtlich werden kann.docheinBischenmehrgeschrieben und gedruckt alsüber eine Stichwahl, eine Sonderangelegenheit derkatholischenKirchengemeinde,eine nach Freisinn duftende Rede des guten Bethmann. Gut ist er; gebildet, redlich, gewissenhaft etc. pp. Aber: ich kann nicht mehr mit. Immer wieder habe mir einen Stoß gegeben und manchmal geglaubt, derMann werde eines Tages die Furcht enttäuschen. Vor den Landwirthen sprach er höchst vernünftig (seine beste Leistung) und auch das über die vatikanische Politik Gesagte ließ sich noch hören. Wo gehandelt werden mußte, saß auf dem Stuhl des Kanzlers ein Beamtet aus dem lahr einer Mittelernte. Und eine Nation, dievonKraft undWohlstand an allenGliedern strotzt, kam draußen nicht zu Ertrag, drinnen nicht zu Ruhe. Ich kann nicht mehr mit. Das Trara seiner kieler Stapellaufrede, mit Wilhelm dem Großen und den umfließendenTräumen deutscher Größe, mit dem lieben Gott, der überWind und Wetter gebietet, und demüberdenStreitderZeiterhabenKaiser,derdiedeutsche Flotte schuf: so hatnochnieeinKanzlergesprochen; felbstderinder Front erzogene Caprivi nicht. Und am nächsten Tag, mit dem Charakter eines Generalmajors, in der Debatte über Elsaß-Lothringen: »Preußen hat bei der Errichtung des Reiches nicht das geringste Opfer gebracht. Preußen kann seine Stellung im Reich nur wahren, wenn es bereit ist,Opfer zu bringen." Unglaublich; aber wahr. Wenn nur ein Funke staatsmännischer Erkenntniß in diesem Kopf lebte, wären solche Sätze nicht über seine Lippen gekommen. Mir wurde, als habe derMagen sich vor Schreckumgedreht. Und ich soll glauben, hundert altpreußische Männer hätten ruhig zugehört, wenns bei demKampf nicht umMandategegangenwäre? Dann müßten wir einpacken. Wollen aber nicht. Nur: deutlich aussprechen, was wir empfinden. Nach gethaner Arbeit. Gute Nacht, Liebste. Der Frühling kommt. Auch Deinem getrosten Moritz.



Die Zukunft.

Die Fremdenlegion.

H<sup>^</sup>Hie Offiziere und Unteroffiziere der französischen Fremden« legion, von der in den letzten Wochen so oft die Rede war, sind ehrenwerthe Männer, die, in fast permanenten kleinen Kriegen gegen die unruhigen afrikanischen oder (in Tongking) asiatischen Grenzstämme, unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen Mannschaften zu kommandiren haben, die nicht leicht zu behandeln sind und von denen man nicht behaupten kann, daß sie sämmtlich ehrenhafte Leute seien; denn unter ihnen sind auch Deserteure und Verbrecher aller Art. In die Fremdenlegion wird nämlich, wie in Frankreich allgemein bekannt ist, jeder körperlich diensttaugliche junge Mann aufgenommen, der sich meldet oder anwerben läßt. Nach irgendwelchen Ausweispapieren wird nicht gefragt. Der Legionär kann sich jeden beliebigen Vor- und Zunamen beilegen; Niemand kümmert sich darum, ob er zur Führung dieses Namens berechtigt ist und ob er wegen eines Verbrechens verfolgt wird. Sobald die körperliche Brauchbarkeit festgestellt ist, wird der Angeworbene nach Saida oder Sidi-bel-Abbes geschickt. Mancher erinnert sich wohl noch des in Deutschland vorbestraften Gärtnergehilfen aus der Provinz Posen, der sich in der Fremdenlegion den Namen eines Grafen Rode angemaßt hatte und dann durch eine von ihm angezettelte Meuterei die Aufmerksamkeit auf seine werthe Person lenkte. Der zur Fremdenlegion Angeworbene muß sich zur Kapitulation auf fünf Jahre verpflichten. Er erhält als Sold täglich nur einen Sous. Das sind fünf Centimes, also vier deutsche Pfennige. Nach fünf Dienstjahren erhöht sich der Sold auf zwölf Centimes. Das ist ein nach unseren Begriffen elender Lohn.

Daß in so gemischter Gesellschaft eiserne Mannszucht herrschen muß, ist klar. Das französische Militärstrafgesetzbuch ist ja auch strenger als das deutsche. Und während in Deutschland die Strafgewalt erst beim Hauptmann und Compagniechef anfängt, haben in der französischen Armee schon die Lieutenants und Unteroffiziere Strafgewalt. Die Sergeanten können ihre Untergebenen mit Kasernenarrest bestrafen. Auch die Adjutanten vom Dienst können Arreststrafen verhängen, die in der Kaserne verbüßt werden. (Die <sup>!r</sup>ä, <sup>ints</sup>, <sup>nt</sup>8 zählen zu den Unteroffizieren; sie sind eine Zwischenstufe zwischen Feldwebel und Lieutenant. Ich wollte, wir hätten diese zweckmäßige und nützliche Zwischenstufe auch.)

Daß der Bildungsgrad französischer Unteroffiziere höher sei als der deutscher, kann man nicht behaupten. Die französische Armee hat solchen Mangel an Kapitulanten, daß viele Mannschaften



Die Fremdenlegion.

17

während der Ableistung ihrer gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit zu Sergeanten ernannt werden. Nach Alledem wird man begreifen, daß der französische Soldat viel öfter mit Arrest bestraft wird als der deutsche. Auch Pfllegt der Strafvollzug strenger zu sein. Daß der Legionärdienst in Afrika und Tongking nicht leicht sein kann, liegt in der! Natur der Verhältnisse; anstrengendeKriegs-Märsche bei ungünstigem Klima sind nicht selten. Die Sterblichkeit ist deshalb in der Fremdenlegion höher als in der Armee der Heimath (und auch da noch höher als in unserem Heer). Fast alle deutschen Deserteure, die so unklug waren, über die französische Grenze zu entweichen, und alle diensttauglichen Elsässer und Lothringer, die nach Frankreich gehen, um sich dem deutschen Militärdienst zu entziehen, werden in Frankreich mit sanfter Aeberredung der Fremdenlegion zugeführt. Daß ein deutscher Deserteur es dort zum Anteroffizier bringt, ist eine Ausnahme. Die meisten bereuen bald, daß sie gerade nach Frankreich derserttrt sind. Viele versuchen in ihrer Verzweiflung eine zweite Desertion; fast immer werden sie dann schon in Afrika gefaßt und streng bestraft. Die deutschen Behörden müßten die in Elsaß-Lothringen lebenden oder verkehrenden ehemaligen Lelionäre überwachen lassen, durch deren Verherrlichung ihrer alten Truppe schon manches junge Reichsangehörige direkt oder indirekt verführt worden ist, aus der Heimath zu fliehen. Noch im günstigsten Fall zwingt ihn die Legion zu schwererem Dienst, als er ihn zu Haus durchzumachen gehabt hätte. Jeder deutsche Offizier, Reserveoffizier oder aus dem Dienst entlassene Offizier, der nach Frankreich kommt, wird dort von der Sürsts (?ensrs,1s in manchmal lächerlich minutiöser Weise beobachtet. Die Füret« Wnsral« ist eine Behörde, an deren Spitze ein mit großen Vollmachten ausgerüsteter höherer Beamter aus dem Ministerium des Innern steht; ihre auch im Ausland zahlreichen Organe haben erstens die Verbrecher zu ermitteln, zweitens bestrafte Leute und Fremde zu überwachen. Die Sürsts beschäftigt sich aber mehr mit den Fremden als mit den Verbrechern. Oft genug bleiben in Frankreich Verbrechen ungesühnt; und wer „Paris bei Nacht“ kennt, weiß, wie frech dort die Verbrecher auftreten. Die Fremdenlegion besteht aus zwei Regimentern von je sechs Bataillonen (von vier Compagnien) und zwei Depot-Comvagnien; sie hat einen Effektivstand von über zehntausend Mann; zum größeren Theil sind es im Ausland geborene Männer. Diese Truppe kann Frankreich in Algerien nicht entbehren; denn es hat schon im Mutterland nicht Rekruten genug, um die Cadres der Armee jährlich aufzufüllen.

2



Die Zukunft.

Die Zahl der Todesfälle übersteigt in Frankreich die Zahl der Geburten. Die Einwohnerzahl würde schon jetzt merklich abnehmen, wenn nicht alljährlich viele Belgier, Italiener und Schweizer nach Frankreich einwanderten und frisches Blut in die heimische Rasse brächten. Die Naturalisation Fremder wird mit allen möglichen Mitteln erleichtert.

Auch die Zahl der diensttauglichen Rekruten sinkt in Frankreich von Jahr zu Jahr, obwohl dort die Ansorderungen an die Tauglichkeit geringer sind als bei uns. In wenigen Jahren schon wird der Rekrutenmangel Frankreich zwingen, den Effektivstand seines Heeres herabzusetzen.

Viele Franzosen leben noch immer in der abergläubigen Angst vor einer deutschen Invasion. Die Minderheit der Vernünftigen rath leise, die Hoffnung auf eine Revanche für Sedan aufzugeben; doch kein französischer Staatsmann wird diesen Rath laut auszusprechen wagen: er würde auf der Straße und in der Presse Verräther geschimpft. Und weil auch die Heeresleitung mit der Revanche rechnet, glaubt sie, kein Bataillon der heimischen Armee für die Dauer nach Algerien verlegen zu können. Man darf eben niemals vergessen, daß die Mehrheit der Franzosen noch heute den Gedanken hegt, an dem Sieger von 1870 bald einmal Rache nehmen und die verlorenen Provinzen zurückerobern zu können. So lange dieser Gedanke lebt, wird auch die Fremdenlegion fortbestehen. Sie ist ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Söldnerheere. Achtzehntes Jahrhundert, In unseren Tagen wirkt sie wie ein rückständiges Gebild. Das scheinen die Franzosen nicht zu merken. Die sind überhaupt, trotz allem politischen Radikalismus, viel konservativer, als sie selbst ahnen oder gar zugeben. Man könnte sie die Chinesen Europas nennen.

Daß in deutschen Zeitungen die Fremdenlegion, in deren Reihen viele Tausende Deutscher für den Ruhm Frankreichs gefallen sind, gepriesen werden konnte, ist bedauerlich. Die Verfasser solcher Artikel haben deren mögliche Folgen wohl nicht ernsthaft bedacht. Denn ich kann nicht glauben, daß ein Deutscher seine Nationalität völlig vergessen und Reichsangehörige zum Eintritt in die Armee eines Volkes verlocken könne, dessen Mehrheit auf einen Rachekrieg gegen Deutschland hofft und dessen ganze Politik seit vierzig Jahren von dieser Hoffnung, wie von einer Fixen Idee, in ihren großen Zügen bestimmt wird. Wenn gegen den Versuch, der Fremdenlegion aus Deutschland Zuzug zu schaffen, bei uns endlich einmal ernsthaft protestirt wird, so können vernünftige und patriotische Franzosen darin kein ihnen angethanes Anrecht sehen. Baron Heinrich von Puttkamer, Generalmajor a.D.



uizot fand in der Civilisation zweier europäischen Länder einen Mangel an Einheitlichkeit: in Italien haben die Männer des Gedankens und die Männer der That niemals zusammengewirkt und in Deutschland sei die geistige Entwicklung der Verfeinerung der Sitten stets weit vorausgeeilt; durch die Roheit und Brutalität seiner Sitten sei Deutschland Jahrhunderte lang in Europa berüchtigt gewesen. Jahrzehnte danach behauptete Stoffel, der berliner französische Militärattache unter Louis Napoleon, daß in Deutschland sittliche Tüchtigkeit und mangelnde Feinheit der Sitten neben einander beständen; und nach unseren großen politischen Erfolgen begannen die Engländer, unsere Formen und Manieren an der britischen Elle zu messen und für minderwerthig zu erklären. Verwandte Urtheile, die an unseren gewaltigen wirthschaftlichen Aufschwung anknüpfen, werden in neuster Zeit lauter oder leiser ausgesprochen. Der patriotische Deutsche, der sich Reuleaux' niederschmetternder Kritik unserer Leistungen auf der Weltausstellung in Philadelphia und ihrer segensreichen Wirkungen erinnert, betrachtet solche Sittenzeugnisse als Ansporn zu weiteren Fortschritten; fortgeschritten müssen wir doch wohl sein, denn das europäische Urtheil über uns war einst noch viel ungünstiger; man sprach uns auch den Geist ab; und an unserem Geist zweifelt heute Niemand mehr. Intelligenz und Intellektualität find in keinem Lande Europas so verbreitet wie in Deutschland. Jeder wird es, wie ich glaube, bestätigen, der andere Länder gründlich kennen gelernt hat. Geneigt, leidenschaftlos das Berechtigte in den Anklagen vom Unberechtigten zu sondern, wird der Deutsche bedenken, daß über ein im Herzen Europas wohnendes Volk, das auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben ist, schon nach arithmetischen Regeln mehr Un erfreuliches geredet wird als über ein abgeschlossenes oder gar durch Meer und Gebirge von anderen getrenntes, zumal alle unsere Nachbarn uns aus politischen oder wirthschaftlichen Gründen hassen oder fürchten und einige von ihnen eine bemerkenswerthe Anlage besitzen, böses Blut gegen uns zu machen: daher müssen unsere Fehler und Schwächen in doppelter und dreifacher Größe den Zeitgenossen in der Fremde vorgeführt werden. Doch er wird sich auch nicht verhehlen, daß aus keinem anderen europäischen Lande so viele Menschen wie aus Deutschland in alle Nachbarreiche wandern, um sich dort niederzulassen oder längere Zeit aufzuhalten; in weniger angesehenen Berufen treten sie mit den Einheimischen in Wettbewerb und nicht selten werden sie von harten Schicksalsschlägen getroffen. An diese Wanderer denken unsere Zeitungen nicht, wenn sie stolz behaupten, daß Deutschland alle seine Kinder ernähren könne, ja, daß es Hunderttausende von Fremden zu beschäftigen vermöge. Sie haben nur die überseeischen Auswanderer im Auge, die über größere Mittel verfügen und die den, fremden Reichthum schaffen helfen. Wenn selbst diese höhere Schicht



20 Die Zukunft,,  
die spöttische Geringschätzung roher und dünkelfhafter Pankees erregte, die sich nicht auf ihre Ahnen zu besinnen vermochten, wenn das Ansehen Deutschlands mit dem Nachlassen dieser Einwanderung gewachsen ist: brauchen wir uns da zu wundern, daß die Aermeren, die manchmal die Furcht vor dem Strafrichter oder der Offentlichen Meinung aus der Heimath trieb, die regelmäßig nur die Fahrt bis zur Hauptstadt des nächsten fremden Landes erschwingen können, die dort den Eingeborenen, wie es heißt, das Brot vor dem Munde wegnehmen, die mitunter in die größte Noth gerathen, zuweilen mit dem Strafrichter zusammenstoßen und der Prostitution so viele Opfer liefern, brauchen wir uns zu wundern, daß sie nicht dazu beitragen, unser Ansehen im Ausland zu mehren? Auf eine dieser Schichten muß die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt werden: auf die deutschen Kellner. In England haben sie den einheimischen Kellner zurückgedrängt, in manchen Gasthöfen ganz verdrängt; wir finden sie in Massen in Paris, in Italien, vereinzelt selbst im inneren Frankreich; in einem weniger bekannten Badeort, der nur von Franzosen, einigen Elsässern und Belgiern besucht wird, erzählte mir die Besitzerin eines großen Hotels, sie beschäftige neben einem deutschen Koch und einem deutschen Zuckerbäcker noch zwei deutsche Kellner. Dem Engländer beweist ihre große Zahl (abgesehen von den zahlreichen Dienstmädchen, Kindermädchen in England, Paris, Amerika) deutsche Minderwerthigkeit: der Deutsche habe mehr Anlage zum Bedienten als andere Völker. Wie man es sich auch erklären möge: gewiß ist, daß der Kellner großen sittlichen Versuchungen ausgesetzt ist; und die Art seiner Kriminalität behandeln kriminologische Werke. Wenig bekannt ist, daß man dem deutschen Bummler im Orient und im Occident begegnet. Ein so fleißiges Volk wie das deutsche ist in Egypten ständig durch abgerissene Bettler vertreten und ein so musikalisches Land wie das unsere sendet nach England Jahr vor Jahr Schaaren von Straßenmusikanten, die selbst der Elemente der Harmonik unkundig sind. Der Deutsche wird dem Kleinen, das man an uns aussetzt, keine übertriebene Bedeutung beilegen, etwa der Beschuldigung unappetitlichen Essens, das in anderen Ländern so oft zu beobachten ist wie bei uns; oder daß es Leute gebe, die am Kaffeetisch aus der gemeinsamen Brotschüssel, ohne der an ihren Fingern haftenden Mikroben zu gedenken, ein halbes Dutzend Brötchen hervorholten und befühlten, ehe sie sich für eins entschieden; oder der Thatsache, daß deutsche Barbieri an den im Gesicht ihres Opfers hantirenden Fingern den Schaum abwischen; oder der doch nur in wenigen Gesellschaftschichten herrschenden Anschauung, daß der elegant Gekleidete eines unzuverlässigen Charakters verdächtig sei; oder der Zborheit von Hunderten junger Deutschen, die sich aus Eitelkeit den Klemmer auf die Nase setzen und so wirklich allmählich kurzsichtig werden (ob auch einmal Schwerhörigkeit und Hörrohr als Zeichen sozialer Distinktion gelten werden?); oder der schlechten Gewohnheit vieler Deutschen, in den Speisehäusern,



Deutsches Wesen.

^ 5121

nachdem sie gegessen haben, den später Kommenden den Dampf ihrer Cigarren entgegenzupaffen. Es ist wahr, daß bei uns öfter gegessen wird als anderswo, aber meist doch nur deshalb, weil die deutsche Hausfrau ihren zahlreichen Angehörigen keine einzige wirklich substantielle Mahlzeit vorsetzt oder vorsetzen kann. Ganz unbegründet ist die Behauptung, daß die Deutschen auf der Reise sparsamer leben als andere Völker. Kein Land schickt mehr Reisende, die aus eine bestimmte kleine Summe angewiesen sind, über die Grenze als England, kein Land hat mehr Reisende aufzuweisen, deren Nebenausgaben sehr beträchtlich sind, als Deutschland. Und was soll mit der Anklage bewiesen werden, daß die Deutschen in italienischen Restaurationen angetroffen werden, da man in ihnen doch auch Franzosen, Engländer, Amerikaner sieht? Es giebt vornehme, theure Speisehäuser in Florenz, Rom, Neapel, in denen sich selten ein Italiener blicken läßt, es giebt andere in Mailand, Venedig, Turin, in denen man mindestens eben so theuer lebt wie im Gasthof, und dann ist bekanntlich das mit einer Restauration verbundene Hotel oder das Hotel Garni die nationale Form des italienischen Gasthofes, so daß man, mag man dort wohnen oder nicht, in den selben Räumen speisen wird; in Bologna, Mantua, Parma, Lucca, Pistoja, Moden«, Aquila und manchen anderen Städten kann man sich davon überzeugen. Uebrigens besuchen manche Deutsche, die nicht in Italien ansässig sind, die italienischen Speisehäuser, um eine Gelegenheit zu haben, Italienisch zu sprechen, da die Besitzer, Hoteldirektoren, Sekretäre, Oberkellner, Kellner, Dienstmädchen der großen internationalen Häuser sehr oft Deutsche, Schweizer, Oesterreicher sind. In acht Tagen hat man in Frankreich und Spanien mehr Gelegenheit, Französisch oder Spanisch zu sprechen, als in acht Wochen in Italien Italienisch. Solcher Kinderstubentadel erklärt es nicht, weshalb die Deutschen, die auf so vielen Gebieten den anderen Völkern überlegen sind und „an der Spitze der Civilisation marschiren“, gesellschaftlich manchmal nicht für voll gelten. Suchen wir den Gründen nachzugehen, indem wir uns an oft Beobachtetes und Bewiesenes halten und uns nicht von unbestimmten Empfindungen und Phantasien beherrschen lassen. Auch darf nicht das Wesen eines anderen Volkes den Maßstab unserer Beurtheilung abgeben (ein Fehler, dem viele Deutsche zuneigen), weil jedes andere europäische Volk so gut wie das deutsche seine großen Fehler und Schwächen hat (man erinnere sich der Kritik, die Bulwer und Thackeray an ihren Landsleuten geübt haben). Unser Maßstab muß sein: ein allgemein menschliches Ideal, das jedes Volk in seiner besonderen Weise zu verwirklichen hat und von dem jedes sich in seiner Weise entfernt. Die Fremden haben darin Recht, daß in keinem anderen Lande das gesellschaftliche Leben so völlig mit Essen und Trinken steht und fällt wie in Deutschland. In einigen Schichten ist das Hauswesen darauf zugeschnitten, daß man mehrere Tage der Woche Soupers, Dinners und Bälle mitmacht, ja, es giebt Eltern, die mit ihren er-



Die Zukunft.

wachsenen Töchtern fast Tag vor Tag von Haus zu Haus wandern, während die unerwachsenen Kinder vernachlässigt werden. Das gilt hauptsächlich für Norddeutschland. Wären diese Sitten auf die reichen und müßigen Klassen beschränkt, dann könnten sich die Sozialpolitiker darüber freuen, daß sie mit solchem Ernst ihre Ueberflüssigkeit beweisen und auf ihre Beseitigung hinarbeiten; leider aber ermöglichen es Garküchen und das Tischzeug leihende Tafeldecker selbst den unteren Schichten der norddeutschen Mittelklassen, Gesellschaften zu geben. Daß Konzerte und Theater in kleinen und mittleren Städten unter diesen eine grobe materialistische Gesinnung bekundenden Gewohnheiten in empfindlicher Weise leiden müssen, ist ohne Beweis sicher. Sollte es den norddeutschen Gemeinden nicht möglich sein, auf Gesellschaften hohe Luxussteuern zu legen und sich, wenn sie den Deklarationszwang einführen, damit eine ergiebige Finanzquelle zu eröffnen? Die Gesinnung der Meisten, die vor der Langeweile deutscher Gesellschaften die Flucht ergreifen, ist nicht weniger materiell, denn sie streben dem Wirthshaus zu. Ich glaube nicht, daß es heute noch ein anderes Land von gleicher Kulturhöhe wie Deutschland giebt, in dem die Erziehung zum Trunk ein Glied in der Erziehung gebildeter junger Männer bildet, die Widerstandsfähigkeit gegen große Mengen Alkohol als eine rühmenswerthe Eigenschaft gilt, kein Land, in dem der Frühschoppen sowohl zu den täglichen Gewohnheiten wie zu den Hauptnummern großer Festprogramme gehört, kein Land, in dem man mit solchem Behagen in der durch Bier-, Speise- und Tabakdünste verpesteten Luft athmet. Diese Sitten sind es, die von Franzosen, Engländern, Amerikanern, Italienern immer wieder zum Beweise unserer Roheit benutzt werden. Als bei dem Gardaseestreit die ‚IWlis‘ das schwerste Geschütz gegen uns auffuhr, da schleuderte sie uns Worte entgegen, wie ‚siapiLrsmisiw‘, ‚Ismpsss‘ und ‚rslsvts äs tsbsZis‘. Vor Jahren kehrte ich an einem Sonntag aus dem mittleren Frankreich nach Deutschland zurück. An den Bahnhöfen hatte ich viel Volk gesehen, aber nirgendwo hatte man sich unbescheiden benommen. Inzwischen brach der Abend herein. Plötzlich erscholl von einer Station her wildes Schreien, Iohlen und Pfeifen einer vorwärts drängenden und tobenden Menge. Das Räthsel löste sich leicht. Wir hatten die Grenze überschritten und waren an einem Ausflugort vor Metz angelangt. Ich war wieder im Lande der Dichter und Denker. Mit einem der Morgenschiffe fuhr ich vor einigen Jahren von Biebrich nach Koblenz. In der Ersten Klasse fand sich eine Gesellschaft erwachsener Männer und Frauen zusammen, die schon bald zu zechen und patriotische Lieder zu singen begannen. Es wurde auch ein Lied gebrüllt, bei dem die eine bunte Reihe bildenden, an einander gepreßten Herren und Damen einander kräftig in die Seiten stießen. Bald war die ganze Gesellschaft angeheitert. Rings herum stand ein Haufe Ausländer, die die deutschen Sitten aufmerksam betrachteten. Ich konnte nicht umhin, ein Wort der Kritik zu vernehmen; es war



Deutsches Wesen.

23

der Naturgeschichte entlehnt. In diesem Fall konnte man noch zur Entschuldigung ansühren, daß auf deutschen Flußschiffen (sei es von Swinemünde nach Stettin oder von Köln nach Mainz) immerfort zum EsseN und Trinken in einer selbst von Deutschen mißbilligten Weise von den Kellnern angeregt wird. In dem folgenden Fall fällt auch diese Entschuldigung fort. An einem prachtvollen Märzsonntag des Jahres 1908 fuhr ich von Genua nach Spezia in einem durchgehenden Eisenbahnwagen, der von einer internationalen Gesellschaft vollgepfropft war. Während die Reisenden an den Fenstern des Ganges standen, um die entzückende Aussicht zu genießen, hörten sie plötzlich, wie aus einem Wagen Zweiter Klasse, in dem die Flasche rund ging, mit lauter Stimme gebrüllte deutsche Studentenlieder drangen. Die im Gange stehenden Deutschen schämten sich; von den Ausländern habe ich kein mißbilligendes Wort gehört, aber die mit geringschätzigem Lächeln in mehreren Sprachen geäußerten Worte: „Es sind Deutsche“ waren beleidigender, als alle der Zoologie entnommenen Vezeichnungen gewesen wären. Ich hörte die Vermuthung äußern, es seien deutsche Kellner; in Rapallo stiegen sie aus. Glaubt man nicht, daß ein halbes Dutzend solcher Flegel vernichten kann, was Hunderte gebildeter Deutschen an Achtung für ihre Nation erworben haben? Die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß allen Germanen eine starke Neigung innewohnt, viel Lärm zu machen; selbst französische Kinder sind ruhiger und gesitteter als deutsche. Der Germane hat eben, wie die englische Sprache es sinnig ausdrückt, überquellende .»uimsl spirits'. Auf gemeinsamem germanischen Boden bewegen wir uns auch, wenn wir die Stellung des Deutschen zur „Sittlichkeit“ einer Betrachtung unterziehen. Bekanntlich versteht der Deutsche unter „Sittlichkeit“ geschlechtliche Sittlichkeit. Daß die Sittlichkeit noch viele andere Provinzen hat, muß ihm umständlich bewiesen werden. Er ist sehr geneigt, sich selbst Schritte vom Wege zu gestatten, aber er sieht mit grenzenloser Verachtung auf seine Nachbarn herab, die das Selbe thun, und er sucht die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die „Sittlichkeit“ im Lande der Germanen unendlich höher stehe als unter anderen Völkern. Zwar berichten die Zeitungen von Zeit zu Zeit über That-sachen, die den Glauben an die ungeheure germanische „Sittlichkeit“ erschüttern könnten. Man denke an den „Lungsrauentribut im modernen Babylon“, an die Begebenheiten in einem amerikanischen Tenderlsin, an den Verkehr zwischen Chinesen und Amerikanerinnen, an die zahlreichen galanten und ungalanten Abenteuer im Deutschen Reich. Dennoch verstoßen die Germanen von Zeit zu Zeit einen Menschen wegen seiner „Unsittlichkeit“ aus ihrer reinen Nähe, wie es Macaulay so amüsant am Fall Byron vordemonstrirt hat. Ja, man hat wohl gelegentlich eine Reise in romanische Länder damit erklärt, daß deren „Unsittlichkeit“ den Wanderer mächtig engezogen habe, während der Vorurtheillose aus Allem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, den Schluß gezogen haben muß, daß Deutschland,



Die Zukunft.  
um es kaufmännisch auszudrücken, alle gangbaren Sorten dieser Branche ganz tadellos liefert. Die Romanen beginnen, den Spieß umzudrehen. Die alte Muthmaßung, wir seien in *pramoto puuoti* nicht aufrichtig, ist für sie zur Gewißheit geworden. Sie verständen es wenigstens, so hört man wohl, das Weib vor der Ehe rein zu bewahren, während auf die deutschen Heuchler zuzutreffen beginne, was Heinrich Heine von einem östlichen Nachbarvolk gesungen habe. Allzu oft überschreitet die Neugier des Deutschen das durch seine Interessen gebotene Maß. In den von Deutschen besuchten Gasthöfen werden Hausdiener, Portiers, Zimmermädchen ausgefragt, die Fremdenbücher studirt, die Fremdentaseln inspizirt, um zu wissen, wer Dieser ist, was Iener, woher ein Dritter.  
Daß den Klatsch, die üble Nachrede, selbst die Verleumdung zu pflegen, auch die „besten“ Gesellschaftskreise nicht verschmähen, ist so gerichtsnotorisch, daß ich mich darauf beschränken darf, einige der Quellen bloßzulegen, aus denen der kostbare Unterhaltungsvorrath immer wieder ergänzt wird. Eine heißt Mangel an Verschwiegenheit. Zwar giebt es auch bei uns viele taktvolle Menschen, die ohne Mahnung klug bedenken, wie viel von dem Anvertrauten sie weitergeben dürfen; verbreiteter ist aber die Spezies mit kurzem Gedärm; ja, nicht gerade selten stößt man auf Exemplare einer Unterart, die die dringende Bitte um Geheimhaltung für eine noch dringendere Aufforderung um möglichst rasche und vielseitige Publikation ansieht. Besonders Finderglück verleitet den Naturforscher wohl zu der Theorie, daß der deutsche Mann und das deutsche Weib, wenn sie das Gelöbniß der Verschwiegenheit in besonders feierlicher Form ablegen, durch eine *reservatio mentalis* den besten Freund und die beste Freundin ausnehmen. Wer in einem größeren deutschen Beamtenkollegium gesessen hat, weiß, wie schwer es ist, die Kenntniß der Beschlüsse und Verhandlungen geheim zu halten, besonders vor den Gattinnen der Beamten. Ich war gar nicht erstaunt, als mir ein Berufener Folgendes erzählte. Ein deutsches Ministerkollegium war darüber entrüstet, daß seine Verhandlungen stets am folgenden Tag in einer deutschen Zeitung zu lesen waren; bei einer wichtigen Frage traf es alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln (Absperrung des Berathungszimmers, kein Protokol, gegenseitiges Schweigeversprechen); am folgenden Morgen stand in der selben Zeitung ein besonders eingehender Bericht iiber die geheimnißvolle Sitzung. In Deutschland erfährt man ohne Mühe die Namen der Verfasser anonymer Bücher und Aufsätze, in England streitet man bis auf den heutigen Tag darüber, wer die Iuniusbriefe geschrieben hat. (Glaubt man, daß ich schmutzige Wäsche vor dem Ausland gewaschen habe? Gott bewahre! Ein Engländer hat schon vor vielen Jahren berichtet, die Erholung der göttinger Professoren bestehe in den Urtheilen, die ihre Gattinnen ihnen über die Mitlebenden zutragen, und in New Vork heißt es, den deutschen Kaufleuten falle das Schmuggeln schwerer als den Kaufleuten anderer Nationen, weil die Zollbeamten wissen: Die halten ja doch nicht dicht.)



Deutsches Wesen.

25

Eine andere Quelle bildet das fast krankhafte Interesse, welches das deutsche Gemüth allem Persönlichen und Kleinlichen entgegenbringt. Eine junge Dame aus den besten Kreisen, die in einer Sommerfrische gesehen hatte, daß ich mit einem Herrn sprach, richtete an mich über ihn mehrere Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Als ich ihr darauf sagte, daß ich nie Fragen über ihre persönliche Verhältnisse an andere Leute stelle, sah sie mich mit einem Blick an, der deutlich verrieth, sie halte mich für einen Narren. Wenn sich aus diesen häßlichen Instinkten ein sicheres psychologisches Artheil entwickelte, würde man in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts die Wege der Vorsehung preisen. Thatsächlich sieht unser Landsmann am Menschen gewöhnlich nur das Kleine und Aeüßerliche; selten sucht er, um sein Wesen zu verstehen, seine beherrschenden Triebe, seine beherrschende Begabung, den Einfluß seiner Lebensschicksale zu erkennen; er ist zu geneigt, ihn in einige allgemeine Rubriken einzuordnen und die ihr entsprechenden Gattungseigenschaften zu entdecken. Die Urtheile, die man über Andere gehört hat, werden zu wenig geprüft, berichtet, ergänzt, so daß die Bilder, die sich der Deutsche von fremden Menschen macht, oft mehr Vogelscheuchen als lebenden Wesen gleichen. Unsere Novellen und Romane sind ja auch seltener durch die psychologische Begabung ihrer Verfasser als durch andere Vorzüge bemerkenswerth.

Diese Anlagen werden dadurch entwickelt, daß die normale deutsche Individualität sich wenig selbst genügt und daß ihr der edle Stolz fehlt, der es unter seiner Würde hält, Andere, mehr als geboten, zu beachten. Je unselbständiger sie ist, um so mehr sucht sie an Andere Anschluß. Ein Raupenzug scheint ein Individuum zu bilden, so fest klebt der Mund der Folgenden am After der Vorankriechenden; Kinder auf einer Bank drängen sich nach der Mitte zu fest an einander. Auf der Straße wird man selten einen Deutschen allein sehen; mindestens sind es zwei, oft drei und mehr, manchmal ganze Rudel. Er hat ein nie ganz gestilltes Sehnen nach Gesellschaft: Frühschoppen, Dämmerchoppen, Souper, Diner, Kaffeekränzchen, Theestunde. (Man nennt Das „sozial" sein.) Die Unterhaltung macht oft Schwierigkeiten. Man kann auch nicht immer fachsimpeln oder ‚rsIK skop', nicht immer Billard oder Skat spielen (obwohl diese beiden Arten des leittotschlagens die für den Nebenmenschen ungefährlichsten sind). Weiter sind wenige deutsche Politiker; wenn sie über die Zeitereignisse sprechen, wiederholen sie gewöhnlich nur ihre Zeitung; da gedeihen die köstlichen Gespräche, die der Kladderadatsch für künftige Jahrhunderte aufbewahrt hat. Witz und Bonhomie gehören zu den Gaben, die die Natur nicht verschwenderisch über unsere Gauen ausgestreut hat. So bleiben manchmal nur die Anrempelei der Anwesenden oder die Kritik der Abwesenden. Wie oft kann man es in Herrengesellschaften erleben, daß, wenn der Wein, der vornehme Schnaps und das Bier die anfangs kalten und ernsten Menschen aufgethaut



Die Zukunft.

haben, auf uralte, gepfefferte Anekdoten Münchhausiaden folgen und endlich Geschichten von einer besonders unerleuchteten Person erzählt werden, die zum Theil stilisirt, zum Theil erfunden, zum Theil von anderen Personen auf sie übertragen sind, so daß sich die Anwesenden, auch ohne viel Intelligenz zu besitzen, sehr intelligent vorkommen können. Der Wein muß viel Spiritus enthalten (abgesehen von Weinkennern) und der Witz grotesk, handgreiflich sein, denn das deutsche Gemüth liebt das Derbe. Aehnlichen Neigungen folgend, behandelt das deutsche Weib in seinen Kaffee» und Theegesellschaften neben den Preisen der Lebensmittel, guten Bezugsquellen nnd Toileiten die Psychologie der Dienstboten, Kinder und anderer Menschen. Ein der Brandung oder einer fernen Schlacht ähnliches Geräusch dringt an Dein Ohr, wenn Du in ein Haus trittst, wo der Schauplatz eines solchen Gelages ist, denn alle Damen sprechen zugleich, hören aber doch Alles, was gesprochen wird; manchmal hören sie noch mehr. Die Beschäftigung mit dem Nebenmenschen weist so viele unerfreuliche Züge auf, weil die durchschnittliche deutsche Natur, wie die germanische überhaupt, kalt, dünnelhaft und hochmüthig ist. Ob man, wie der Engländer, mit hochgezogenen Augenbrauen verächtlich auf die Anderen, insbesondere den „torsiAusr" herabsieht, zehnmal so viel Energie, Arbeitskraft, „MvK" und so weiter trotz unaufhörlichen Mißerfolgen zu haben behauptet; ob man, wie der Amerikaner, fremde Nationen unter sklavischer Bevormundung sieht, obwohl er selbst unter der Bevormundung von Wirepullers und Bosses steht und ein geistreicher Bürger der Union die amerikanische Demokratie genannt hat: die Herrschaft des Volkes für das Volk zum Nutzen der Senatoren; oder ob man endlich, wie der Deutsche, nicht aufhört, sich über seine Nachbarn lustig zu machen: Das trifft nur die Formen dieser unsittlichen Denkungart. Der frühere Korrespondent der Kölnischen Zeitung glaubte, sie („die ironische Ruppigkeit der Gesinnung") besonders oft in Berlin zu entdecken. Selbst die Ausländerei des Deutschen ist eine Aeüßerungsweise seines Hochmuthes. Findet man bei Jemand Bescheidenheit, natürliches Wohlwollen, uninteressirte Anhänglichkeit, Wärme des Gemüthes, einen über die normale Klugheit hinausgehenden Schwung des Wesens, dann liegt die Vermuthung nah, daß es kein Germane pur ssnA ist. Das Interesse, das man den Mitmenschen entgegenbringt, ist sehr oft kritischer Natur. Man freut sich mehr über einen Fehler, den man an ihm entdeckt, als über Tugenden, die man widerwillig anerkennen muß. Man ist weniger geneigt, den Bekannten durch die Erfüllung eines unausgesprochenen Wunsches zu erfreuen, als ihm Etwas anzuthun, wovon man sicher weiß, daß es ihn ärgern wird. Von Fremden und von Deutschen ist gar nicht selten bemerkt worden, daß Rücksichtslosigkeit, die offene und noch mehr versteckte Gehässigkeit und Härte spezifisch deutsche Untugenden sind und Zartsinn, Großmuth und Ritterlichkeit selten angetroffen werden. Die feige und gehässige Neigung, den Unbeliebten Spitznamen zu geben,



Deutsches Wesen.

27

besonders solche, die einen wirklichen oder angedichteten geistigen oder sittlichen Mangel zur allgemeinen und dauernden Kenntniß bringen sollen, gedeiht unter einem von Natur wenig geistreichen Volk besonders gut. Ich erinnere mich einer Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern, in der ein junger Jurist von dem Uebelwollen der Menge verfolgt wurde; sein Verbrechen bestand darin, daß er sich stets sehr elegant kleidete und eine stolze Miene zur Schau trug. Die Unbeliebtheit von Menschen, die, ihre eigenen Wege gehend, sich Keinem aufdrängen, Keinen belästigen und verletzen, ist ein eigenthümlicher Zug des deutschen Dünkels. Das Wort „Lsns vixit qm dsns Istuit“ gilt nicht für Deutschland.

Sowohl die Neigung zum Persönlichen und Kleinlichen wie die Kälte des Gemüthes machen das Handeln aus Affekt selten, die utilitaristische Gesinnung häufig, weshalb ein unreflektirter feuriger Patriotismus, den die umgebenden Völker so hoch schätzen, nicht recht reifen will. Es ist des Nachdenkens werth, daß, wenn ein Deutscher ein starkes Nationalgefühl bekundet, er entweder aus dem Westen stammt, wie der Freiherr vom Stein, oder aus dem Osten, wie Heinrich von Treitschke, oder daß sein Blut neue Auffrischungen aus der Fremde aufweist, wie das Theodors Körner. Diese kühle Gesinnung bringt dann immer wieder Handlungen hervor, die gerecht sein sollen, aber dem deutschen Namen zum Schaden gereichen. Nur zwei milde That-sachen! Vor etwa zwanzig Jahren wurde dem Ausstellungausschuß in Köln ein belgischer Schulatlas unterbreitet, der Frankreich zwei große Karten und mehrere kleine widmete, England auf einer abthat und für Deutschland nicht einmal eine ganze Karte übrig hatte; es mußte sich mit Oesterreich-Ungarn in eine theilen. Da nun ein Land, wie Belgien, aus wirthschaftlichen und anthropologischen Gründen doch gewiß eben so viele Beziehungen zu Deutschland wie zu Frankreich hat, so war der Atlas eins der zahlreichen, klug ersonnenen Mittel französischer Geschicklichkeit, um Belgien Frankreich innerlich anzugliedern. Trotzdem wurde er prämiirt. In San Martino di Castrozza (Tirol) kämpften italienische und deutsche Gasthöfe um die Kundschaft. Die Alldeutschen Blätter forderten vor einigen Jahren die Deutschen auf, die deutschen Gasthöfe zu besuchen. Die Italiener klagten beweglich über diese Ungerechtigkeit: und Deutsche aus den besten Kreisen bevorzugten aus Gründen der Gerechtigkeit das italienische MtsI ges<sup>^</sup>Ipes, ja, sie ließen sich sogar vom Wirth bereden, in einem großen, zu Aller Einsicht offen liegenden Buch ihre Entrüstung schriftlich niederzulegen. Und wie handelten die Italiener? Zur selben Zeit erschien ein „<sup>^</sup>«qus s Nonti“ betiteltes Werkchen, das über die italienischen Bäder und Sommerfrischen gut unterrichtet. Darin wird auch San Martino di Castrozza erwähnt, aber der Verfasser nennt nur die beiden italienischen Gasthöfe: 1. Wtsl äss L.Ipss, 2. <sup>^</sup>IbsrZo Rosstw. Es ist kein Zufall, denn er dankt in der Vorrede der „LooistH Ooneors«<sup>?</sup>orsstisri gi <sup>?</sup>rentino, oks oi korn! I'slsnLO äsAÜ slbsrZKi gsl Irsntino“.



LS

Die Zukunft.

Daß die Feinheiten des Patriotismus zu den ungewürdigten Delikatessen gehören, versteht sich von selbst. Es soll vorgekommen sein, daß Deutsche in der Fremde sich Ausländern zur Bekämpfung eines Landsmannes verbündet haben, ohne daß ein Interesse dazu trieb. Die Erklärung ist nun nicht mehr schwer, weshalb die Taktlosigkeit (nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler Deutschen) unser Nationalübel ist. Aber einige Einschränkungen müssen wir doch machen. Wenigstens im Norden werden Taktlosigkeiten nicht vorzukommen, wenn ein deutlich erkennbares Unterordnungsverhältniß vorliegt; hierfür hat der Norddeutsche einen ausgeprägten Sinn: für das dem Stand, dem Rang zukommende Verhalten. Dagegen fehlt uns oft der Takt, wenn das angemessene Betragen Phantasie, Zartsinn, Mitgefühl voraussetzt. Belehrend sind die „scherzhaften“ Reden, die an Polterabenden und bei anderen Festen in Norddeutschland auf die Hauptpersonen gehalten werden. Mangelnden Witz und mangelnde Liebe ersetzt der Redner gern durch bittere Anzüglichkeiten. In einer Gesellschaft war eine vierzigjährige Dame, der ein exemplarisches Leben und ein herrliches Temperament, eine Schönheit gewahrt hatte, die alle jüngere Weiblichkeit überstrahlte, weshalb sie von den Herren umflattert wurde. Obgleich sie deren Huldigungen weder hervorrief noch ermuthigte, sondern gelassen und freundlich abwehrte, konnten es sich zwei jüngere Damen nicht versagen, ihr Alter zum Gegenstand einer Reflexion zu machen. Die Dame, die in einem vielgegebenen Lustspiel die Aufmerksamkeit eines Herrn auf sich zu ziehen sucht, indem sie ihm immer wieder ins Gesicht lacht, die Frau, die in einem anderen Lustspiel immer horcht (also stiehlt), die Herren, die in einem berühmten Roman ihre adelige Art dadurch bekunden, daß sie den Leuten unangenehme Bemerkungen ins Gesicht schleudern, die norddeutschen Gutsbesitzer, die bei der ersten Bekanntschaft den Neuling von seiner Kleinheit zu überzeugen suchen: Das sind norddeutsche Erscheinungen. Wie sollte in dieser Luft der „rassspot immsm“ fortkommen? Er offenbart sich vor Allem darin, daß unser Stolz uns abhält, uns in Dinge zu mischen, die uns nicht angehen. Von den Holländern des siebenzehnten Jahrhunderts wird gerühmt, daß sie sich streng auf ihre Sphäre beschränkten; und der gebildete Engländer handelt gern nach der Ueberzeugung „?Ks,t is vot m^ businsss!“ (weshalb das Leben in England so angenehm ist). Als ich einmal diese schöne Freiheit in einer deutschen Gesellschaft rühmte, sah ich deutlich, daß ich nicht verstanden wurde. Die Sitte von Berlin N (nicht mit Berlin >V zu verwechseln) war ihr offenbar kongenialer. Denn zu den deutschen Gepflogenheiten gehört es, ohne daß ein persönliches, politisches oder gesellschaftliches Interesse es verlangte, den Menschen unter die dauernde polizeiliche Aufsicht seiner Mitmenschen zu stellen, in seinen intimsten Angelegenheiten herumzuschnüffeln, ihn zu meistern, ihn zu „bemoralisireu“ (Frau Aja). Selbst im Kleinsten macht sich dieser Zug geltend. Zwei Leute fallen in einem Lokal durch ihre Erscheinung auf oder sie



lassen sich ein üppiges Mahl auftragen; sofort verstummt das Geräusch an den Nebentischen, man horcht, man schaut, man macht Bemerkungen oder beurtheilt die Vorgänge durch Geberden oder unartikulierte Laute. Der respect Kumsism offenbart sich zweitens darin, daß wir allen Menschen, hoch oder niedrig, ob sie zu uns in einem Verhältniß stehen oder nicht, Rücksicht, Takt, Höflichkeit schulden. In Paris war an einem heißen Sommertag eine alte Zeitungverkäuferin in ihrem Häuschen eingeschlafen; jeder trat still heran, nahm seine Zeitung, legte das Geld geräuschlos hin, um sie nicht zu wecken. Ob Das bei uns vorkommen könnte? Ich bezweifle, daß sich der Vorgang bei uns so abspielen würde. Einige würden ihr einen Possen zu spielen suchen, Andere sich von ihrem Gerechtigkeitsinn zu einer lauten Mißbilligung hinreißen lassen, denn, wer Zeitungen verkaufe, habe die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, munter zu sein. In der londoner City giebt es Restaurationen ohne Bedienung und Aufsicht; man nimmt sich selbst die Speisen, giebt beim Fortgehen an, was man verzehrt hat, und zahlt nach eigenen Angaben. Ein Deutscher, dem die Vortheile dieser Einrichtung einleuchteten, eröffnete in seiner Heimath eine Wirthschaft nach den selben Grundsätzen: vier Wochen später mußte er sie wieder schließen. Jeder deutsche Hotelbesitzer, der eine Bibliothek zur Verfügung seiner Gäste hält, klagt darüber, es komme immer wieder vor, daß Bücher mitgenommen und nicht zurückgeschickt werden. Man würde sehr irren, wenn man solche Handlungen als Diebstahl betrachtete; sie sind meistens Aeußerungen jenes Mangels an Achtung der fremden Persönlichkeit, des Mangels an Selbstbewußtsein und Stolz. (Wohl gemerkt: der Germane ist hochmüthig, aber er ist nicht stolz.) Solche Handlungen gehen aus den selben Instinkten hervor, die die deutsche Jugend Häuser beschmutzen, Läden und Fenster beschädigen, ekelhafte Gegenstände an den Griffen der Hausklingeln befestigen läßt und die sie abends reizen, erleuchtete Fenster zur Zielscheibe für Schneebälle zu wählen. Deutsche Lehrer, die sich in England daran gewöhnt hatten, ihren Schülern die Aufsicht möglichst wenig fühlbar zu machen, versuchten, nach Deutschland zurückgekehrt, ihre Schüler als junge Gentlemen zu behandeln; hier betrachtete man sie als große Dummköpfe, weshalb sie erbarmungslos hintergangen wurden. In einem kleinen Schriftchen hat ein deutscher, nach England ausgewandeter Bergmann uns darüber belehrt, wie viel höflicher, rücksichtvoller der Arbeiter dort behandelt werde als bei uns. Unter den deutschen Unternehmern und Beamten, selbst Hausfrauen, trifft man gar nicht selten Leute, die sich den General in einer von Gogols phantastischen Geschichten („Der Mantel“) zum Muster genommen haben könnten. Brüllen, grobes Anfahren, Schimpfen scheinen Manchen die wichtigsten Attribute ihrer Würde zu sein; der Mangel an Selbstbeherrschung, der uns charakterisirt, wirkt natürlich mit. Im psychologischen Konnex damit steht, daß wir gut daran thun, mit erhobener Stimme (so daß uns Alle hören können) grob zu werden,



Die Zukunft.

wenn man uns verletzt hat, denn sonst glaubt man nicht, daß wir uns beleidigt fühlen; wir müssen uns Bonaparte zum Muster nehmen. Auch wenn wir in Gesellschaften geladen sind, dürfen wir in schärfster Weise angreifen und losdonnern. Eine Szene wie die von Konrad Ferdinand Meyer im Anfang einer seiner Novellen beschriebene könnte sich noch heute, nach vierhundert Jahren, in Deutschland ereignen; der „resvset Kumsin“, der auf Andere Rücksicht nimmt, ist keineswegs ein allgemein geschätztes Gut. Wie oft kommt es vor, daß den höheren Ständen angehörige Individuen beider Geschlechter im Speisehaus, im Theater, beim Vorübergehen auf der Straße sich ganz ungenirt durch Worte, Blicke und Geberden über ihre Nachbarn unterhalten, wobei sie fingiren, daß, was nicht protokolirt und zeugeneidlich festgestellt sei, stets abgeleugnet werden könne. Gar Mancher versteht uns nicht einmal, wenn wir mehr „rsspsvt Kumsin“ fordern. Er hält uns für eitel und wird von nun an unseren Titel öfter nennen und seinen Hut noch tiefer abnehmen: das Benehmen, das wir wünschen, erscheint ihm nicht natürlich.

Dafür besitzen wir die großen prunkvollen Formen. Hätten wir doch mehr Manieren und weniger Formen! Was die französischen Tanzmeister unseren Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert beigebracht haben, Das wird von uns treu bewahrt. Andere Völker haben den pompösen Formalismus aufgegeben; bei uns blüht er noch: tiefe Verbeugungen, bedientenhaftes Grüßen, ein nie ruhendes Vorstellen, das eine Uebertragung des militärischen Meldens auf das bürgerliche Leben darstellt. Iemand war in eine Gesellschaft aufgenommen worden; als er ihre Räume zum ersten Mal betrat, fand er ein Dutzend Herren an einem langen Tisch vor. Er setzte sich an einen anderen Tisch, weil er glaubte, unhöflich zu handeln, wenn er sich ohne Aufforderung näherte. Sie hielten ihn für anmaßend und hochmüthig; er hätte herantreten und sich vorstellen sollen. Auch den in einigen Beamtenkreisen Norddeutschlands herrschenden Zwang, Familienbesuche zu machen und anzunehmen, ohne jede Erkundigung, ob das aktive oder passive Verhalten den Beteiligten erwünscht ist, halte ich für einen Brauch, der ursprünglich aus Offizierkreisen stammt, dann durch Beamte und Reserveoffiziere auf Schichten mit anderen Lebensbedingungen übergegangen ist. Dieser deutsche Formalismus beherbergt eben wenig Freiheit; meist noch wenig Sinn. Ueber die Bedeutung der großen Ceremonie, die bei uns das Essen abschließt, bin ich verschiedene Male von Fremden gefragt worden. Um die Ehre des Vaterlandes zu retten, habe ich geflunkert, während eines großen Sterbens hätten die Zusammensitzenden nicht gewußt, ob sie sich beim nächsten Mahle wiedersehen würden; da habe man beim Aufstehen unter Händeschütteln gesagt: Gesegnet sei diese Mahlzeit! Und dieser Gebrauch habe sich erhalten.

Wenn ich alles Dies überdenke, dann wundere ich mich nicht, daß wir das Unsere so schwer behaupten und keine Eroberungen machen.



Deutsches Wesen.

3!

Eine derbe, nüchterne, reflektirte Natur, die nicht durch Gemüths-wärme gemildert noch durch vornehme Lebensauffassung geadelt wird, hat einen schweren Stand im Ringen der Völker. Aber läßt es sich nicht ändern? Sind wir nicht, wie auch die Amerikaner unter unseren Kritikern gern zugestehen, „s progrssivs nstion"? Sind nicht verschiedene Erscheinungen die Wirkungen bestimmter sozialer Faktoren und ist nicht das Wissen eine wichtige Helferkraft bei der sittlichen Erziehung? Läßt sich nicht Vieles erklären aus der harten Form der Unfreiheit, die im Osten herrschte, aus der, mild gesagt, rauhen, feineren Empfindungen wenig förderlichen Disziplin des deutschen Heeres, dem ein großer Theil des Beamtenthums angehört hat und durch das ein sehr beträchtlicher Theil der männlichen Bevölkerung hindurchgeht, aus dem Geist unserer Polizei, die „Alles wissen will" und Jedem die Wohnung eines Ieden für fünfundzwanzig Pfennige nachweist, aus dem lange dauernden Mangel an einem kräftigen öffentlichen Leben, aus dem Einfluß des Kunst und Wissenschaft wenig pflegenden preußischen Adels, der die flavischen Formen der Geselligkeit, die auf den ostelbischen Gütern herrschten, durch seine dem Heer und dem Beamtenthum angehörenden Mitglieder in andere Klassen und Provinzen trug? Wer aber soll der Lehrmeister sein? Das deutsche Weib? Ich bin einer seiner größten Bewunderer und habe die Ueberzeugung ausgesprochen, daß seine aufopferungsvolle Hingabe als Mutter und Hausfrau eine der wichtigsten Ursachen des wirthschaftlichen deutschen Aufschwunges ist. Aber haben selbst alle gebildeten Frauen die geistige Höhe erklommen, um Gesetzgeberinnen neuer Lebensformen zu werden? Und wenn in ihnen das Ideal verfeinerter Sitte lebendig fein sollte: haben sie den Einfluß, ihm den Sinn der Männer zu unterwerfen? Oder sollen die deutschen Schriftsteller das Szepter schwingen? Wie haben die englischen Schriftsteller, besonders die Romandichter, seit dem achtzehnten Jahrhundert an der Erziehung ihres Volkes gearbeitet! Aber der Blick des deutschen Schriftstellers ist nicht auf England, eher noch auf Paris, gerichtet; und strebt er nicht mehr nach Größe und Schönheit der Form als nach edlem Gehalt?

Wer aber auch den Hebel ansetzen wird: er hat zu zeigen, wie wir einen höheren Stand der Genüsse, eine höhere Achtung der Persönlichkeit und einer lauterer Freiheit zu erringen vermögen. Wie soll die politische Freiheit bei uns blühen, wenn die Freiheit nicht in unseren Sitten wohnt? Jedes Individuum ohne gesellschaftliche und politische Gründe betasten, meistern, in die Schablone zwingen, sein Selbstgefühl und seinen Stolz dämpfen: Das ist demokratisch. Jedes Individuum achten, sein Selbstgefühl steigern, ihm jede Freiheit lassen, die mit der Freiheit der Anderen bestehen kann: Das ist liberal. Wir sind Demokraten und der Liberalismus scheint bei uns dem Untergang geweiht? unser Liberalismus ist in seinem innersten Kern gewöhnlich Demokratismus. Professor Wilhelm Hasbach.



Die Zukunft.

Schuldner und Schieber.

AMLie es mit dem Kredit im Großen zu halten ist, darüber herrscht Klarheit. Die Banken kennen den Weg, der zur Vermehrung der Debitoren führt. Aber die Beziehungen der Finanz zur Wirthschaft beschränken sich ja nicht auf den Kontokorrentverkehr. Die industriellen Schuldverschreibungen sind das Mittel, Kontokorrentschulden in fundirte Anleihen zu verwandeln. Bietet der Effektenmarkt die Möglichkeit, neue Werthpapiere zu günstigen Bedingungen unterzubringen, so vollzieht sich die Metamorphose der Bankschuld und dann heißt es, die neue Emission habe den Zweck, die Verpflichtungen gegen die Kredit gebenden Banken, ganz oder zum Theil, zu tilgen. Im Grunde handelt sichs um einen Wechsel in der Beschaffenheit des Kreditors. Die Rolle der Bank übernimmt der Käufer der Obligation. Das Risiko, das ein Gläubiger zu tragen hatte, wird auf viele vertheilt. Dem Debitor verbilligt sich der Kredit; denn die Verzinsung der Schuldverschreibungen ist im Allgemeinen niedriger als der Aufwand für die Bankschuld. Die Industrie-Obligation ist ein erprobtes Instrument; wer sie zu beseitigen wünscht, um die Staatspapiere von lästiger Konkurrenz zu befreien, Der sieht in ihr nur das Werthpapier, nicht aber die Vermittlerin zwischen Industrie und Kapital. Die Industrie wäre auf die baren Mittel der Banken angewiesen, wenn ihnen die Möglichkeit, Kredit in Effekten umzusetzen, verkürzt würde. Und sie könnten die Wünsche nach ausreichender Unterstützung des Mittelstandes und des Kleingewerbes dann nicht mehr erfüllen. Daß die Kreditinstitute sich diesen Wünschen nicht versagen, wird durch die Aufdeckung manches Mißgeschickes bewiesen. Gesellschaften oder Einzelunternehmer, die mit kleinem Betriebskapital arbeiten, werden von angesehenen Banken mit Summen, die in die Hunderttausende gehen, gefördert. Und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß Handwerker durch freundliches Zureden ihrer „Bankverbindung“ zu Fabrikanten werden, nur damit das Finanzinstitut einen neuen Kunden bekommt. Ein dauerhafter Kontokorrent- und Wechselkredit hilft auf der neuen Bahn vorwärts, bis eines Tages ein Hinderniß nicht mehr genommen werden kann. Da in der Provinz die Bankgeschäfte sich um die Kunden reißen, ists leicht, statt einer Bankverbindung deren mehrere zu haben; und meist weiß der eine Kreditör vom anderen nichts. So kann der Kunde aus verschiedenen Quellen schöpfen, ohne seine Sicherheit zu vervielfältigen. Die Garantien (Buchforderungen, Maaren, Effekten), die vielleicht für ein Engagement ausreichen, sind ungenügend zur Sicherung von drei oder vier Forderungen. Kommt es zur Insolvenz, so sehen die Banken, daß sie geprellt wurden. Hätten sie gewußt, daß ihr Kunde schon anderswo Bankkredit in Anspruch genommen hatte, so wären sie vorsichtiger gewesen. Die Diskretion, die der ehrliche Schuldner wie der Schieber fordern muß, erschwert die so laut verlangte Besserung des Kreditwesens. Öffentlichkeit? Unmöglich.



Schuldner und Schieber.

33

Der Preußischen Centralgenossenschaftskasse, die als Centrale des Kreditgeschäftes musterhaft organisirt ist, hat man vorgeworfen, daß sie die Beziehungen zu der Landwirthschaftlichen Centraldarlehenskasse (dem Verband der Raiffeisengenossenschaften) gelöst habe. Das geschah aber nur, weil man über gewisse Prinzipienfragen uneinig war. Die Genossenschaften sind eine Ergänzung der Aktienbanken. Sie sollen im Bereich des gewerblichen Lebens die kleinen Behälter füllen, denen die Wirthschaft wichtige Aufgaben stellt. Handwerker und Kleinkaufmann finden bei der Kreditgenossenschaft eher Bedingungen, die zu ihren Vermögensverhältnissen passen, als bei den Banken. Aber auch in den Reihen der Genossenschaften hat die Tendenz des „Großkapitals“ schon Unheil angerichtet. Man bekämpft die Uebermacht der Usuts als einer Vernichterin der Kreditquellen des „gewerblichen Mittelstandes“ und des Kleinbürgers; scheut sich aber nicht, seine Geschäfte nach dem Vorbild der Großfinanz zu machen. Einzelne Kreditgenossenschaften sind in unbequeme Lage gerathen, weil sie Kunden Beträge kreditirt hatten, die hoch über die Summe der Mitglieder gut haben hinausgingen. Das Geld solcher Genossenschaften ist nicht bestimmt, großstädtische Hypotheken- und Grundstücksgeschäfte zu ermöglichen; es darf nicht auf eine Karte gesetzt werden. Wenn die 170M Kreditgenossenschaften, die im Deutschen Reich arbeiten, nach einem bestimmten Programm handelten, das Paradenummern ausschließt, müßte für den „Kredit des kleinen Mannes“ leidlich gesorgt sein. Man wollte das Prinzip einer Versicherung gegen Gefahren und Unfälle mit dem Wesen des Kredits in Verbindung bringen und versuchen, ob man die hier bestehenden Risiken zur Grundlage eines Versicherungsgeschäftes machen könne. So entstand die Kreditversicherung; beträchtliche Erfolge sind da noch nicht sichtbar. Nun ist ein neuer Versuch gemacht worden, das Problem zu lösen. Zwei stuttgarter Versicherungsanstalten, der Allgemeine Deutsche Versicherungsverein a. G. und die Stuttgarter Mit- und Rückversicherungsgesellschaft, gründeten den Deutschen Kreditversicherungsverband auf Gegenseitigkeit. Die Veranstalter haben dafür gesorgt, daß ihr Unternehmen nicht schon in den Anfängen durch übergroße Risiken erstickt werde, Sie vertheilten die Garantie auf mehrere Institute und ermöglichten dadurch eine Klassirung des zu versichernden Materials, die besonders im Kreditwesen nicht zu umgehen ist. Neun Institute gehören zu dem neuen Concern; jedes Mitglied hat also nur einen kleinen Theil des Risikos zu tragen. Die zu versichernden Kunden werden in sechs Gefahrenklassen getheilt, für die Prämien von verschiedener Höhe zu zahlen sind. Um den Kunden selbst Gelegenheit zu geben, ihren Werth glaubhaft zu machen, ermöglicht der Kreditversicherungsverband ihnen den Beitritt, und zwar durch das Medium einer „Haftpflichtversicherung aus Auskunftsertheilung“. Er versichert den Schuldner gegen die Folgen, die eine von ihm selbst ertheilte Auskunft für ihn haben könnte. Bewußt falsche Angaben (bei denen also ein *golus* nachweisbar ist) kommen für die Haft-

3



Die Zukunft.

pflicht nicht in Frage. Sind beide Kontrahenten Mitglieder des Versicherungsverbandes, so können sie sich leicht über die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit verständigen. Der Kreditgeber hat eine gewisse Garantie für die Richtigkeit der ihm gemachten Angaben und der Schuldner ist vor schädlichen Folgen falscher Auskünfte dadurch geschützt, daß der Versicherungsverein die geschäftlichen Verhältnisse kennen gelernt hat. Diese Versicherung darf natürlich nicht als Mittel zur Erlangung von Kredit, sondern nur als Stütze des Kreditwesens angesehen werden. Der Deutsche Kreditversicherungsverband ist keine Bank, die ihren Kunden Geld vorstreckt. Löblich ist, daß seine Statuten die Ausschaltung eines Massenrisikos ermöglichen. Und der ganze Versuch ist besser vorbereitet als die Experimente, die wir bisher sahen.

Durch die Beschränkung der Heimlichkeit, heißt es oft, ließen sich die Bedingungen des Kreditwesens bessern. Kann man aber die Ehrlichkeit zur öffentlichen Einrichtung machen, der sich jeder bedienen muß? Das Verlangen, sich an dem übermächtigen Gläubiger zu rächen, ist so stark, daß dagegen der Wunsch, „Schiebungen“ zu hindern, nicht viel vermag. Geschoben muß werden: sonst macht das ganze Geschäft keinen Spaß mehr. Der Schuldner ist nicht nur ein Faktor („Zähler“ ist er nicht immer) in der Rechnung, sondern auch ein fühlendes Individuum. Und er fühlt keine Liebe zu dem Gläubiger, in dem er den Status possigns sieht. Gegen die finanzielle Uebermacht soll die „Gerissenheit“ helfen. Was ist wider so böses Trachten zu thun? Der Versuch, den Mißbrauch des Sicherungskaufes und der Sicherungübereignung zu verhindern, ist in letzter Zeit vom „Verband der Vereine für Kreditreform“ wieder aufgenommen worden. Sicherungskauf und Sicherungübereignung sind Pfandgeschäfte, bei denen die verpfändete Sache im Besitz des Schuldners bleibt, damit er sein Geschäft fortführen kann. Waarenlager, Maschinen, Vieh, Getreide können, zur Erlangung eines kurzen Kredites, einem Geldgeber übereignet werden, ohne daß der sofort von seinem Recht auf diese Gegenstände Gebrauch machen darf. Durch den unredlichen Geschäftsverkehr ist die „Sicherungsübereignung“ zur Plage geworden. Der „Schieber“ kann sein Inventar der Ehefrau, einem Verwandten oder Freund „verschreiben“: auf Grund eines angeblich oder wirklich bestehenden Schuldverhältnisses. Und in solchen Vertrag können sogar Gegenstände aufgenommen werden, die dem Schuldner noch nicht geliefert worden sind. Auf diese Weise werden die anderen Gläubiger, die dem Schieber Waaren- oder Barkredit gewähren, getäuscht, da sie nicht wissen, daß Lager und Einrichtung schon verpfändet sind. Gegen Mißbrauch dieser Art haben einzelne Handelskammern gesetzliche Hilfe verlangt; sie wünschen eine Registrierungspflicht, deren Einschränkung bei soliden Geschäften erlaubt sein soll. Die Giltigkeit würde dann von der Eintragung in das öffentliche Register abhängen, das jeder durchforschen kann. Also wieder ein neues Rezept. Aber das Kreditproblem wird, fürchte ich, auch diesen Kurversuch überleben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, - Druck von Paß « Garleb G, m, b, tz, in Berlin.



Berlin, den 8. April 1911.

Akustische Wolke.

KMie Rede, in der, am dreißigsten Märztag, der Kanzler des  
sW? Deutschen Reiches zu erklären versucht hat, warum er an die  
Wirksamkeit internationaler Abrüstungsverträge und Schiedsge-  
richte nicht glaube, hatteneben dem sachlichen offenbar noch einen  
persönlichen Zweck. Ihre Tonart, die, als Produkt einer schmal  
scheinendenBrust, überraschen mnßte,war durch denWunsch be-  
stimmt, sich aus demhemmendenGehäuseinerLegendeendlichzu  
lösen.DerLegende,die denKanzler für eine betrachtsame, inseh-  
süchtiger Pein nach den FirnenphilosophischerBlickweite langende  
Natur ausgiebt; für einen inNirwana, nicht inSansara heimischen  
ManngrauerTheorie.derdiegemeineWirklichkeitnichtausnüch-  
ternemAuge zu sehen,zu denvon ihrmitdrängenderHastgeheischen  
Entschlüssen sich nicht aufzuraffen vermöge.Für einenIntellektual-  
menschen, der alle Seiten jedes Dinges erkennen möchte, demRuf  
zu rascherThat mit tausend Bedenken, tausend durchdachten Ein-  
wänden antwortet, an der Sauberkeit des Weges und der Be-  
förderungsmittel Allerlei auszusetzen hat, ohne den Beifall seines  
bedächtigen Gewissens nicht athmen mag und stets (nach Goethes  
Wort) „zwischen zween Empfindungen schwebt, gern beide ver-  
einigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann  
als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen." Philosoph  
und Privatdozent, Oberlehrer und Gouvernante: all diese Spott-



ZU  
Die Zukunft.  
namen sind in sein Ohr gedrungen; und mußten schließlich selbst dem Schoß eines Zauderers den Wunsch entbinden, als den unter des Lebens goldenem Baum erwachsenen Mann harter Realität sich vor den Landsleuten aufzurecken. Solches Schauspiel ist unserem Blick nicht neu. Wir sahen den General von Caprivi, weil er als kurzsichtiger Troupiere und Frömmelnder Militärbureaukrat ohne Schöpfergedanken verschrien worden war, gegen die Mehrheit der Kameraden die Kürzung der Dienstzeit, gegen die Standesgenossen die Abkehr vom Schutzzollverfechten. Wir sahen den Fürsten zu Hohenlohe, weil er zu weich und norddeutschem Wesen zu fremd gefunden worden war, sich für eine „Umsturzvorlage“ einsetzen, die aus dem dunkelsten Winkel pommerschen Vorurtheils stammte. Sahen den Fürsten von Bülow, weil er in den Rufeins glatten, sanften, den Römern der Soutane allzu nah verwandten Schönredners gekommen war. ins Eisenkleid des zornigen Teutonen schlüpfen und Franzosen, Centrum, Polen mit fuchtelnder Faust bedrohen. Weil Herr von Bethmann nicht länger als Roms frommer Knecht Fridolin gelten wollte, rügte er, im Warnerton eines milden Erziehers, den Irrthum vatikanischer Politik. Weil der Schcin über seinem Haupt waltender Lunkertyrannis ihm lästig ward, forderte er von Preußen die Bereitschaft, der inneren Reichseinheit beträchtliche Opfer zu bringen. Weil er nicht das Stigma des Träumers, eines im Aktenstaub dem Leben fernen, tragen will, wendet er sich schroff vom Bilde der neuen Atopia. Wähntet Ihr, er werde Kant citiren und Euch in den süßen Tranm“ von ewigem Frieden zu lullen trachten? Ihr irrtet. Der große Immanuel rief: «Die Mäzime der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden.“ Er forderte in den Definitivartikeln den Föderalismus freier Staaten, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Nichts für einen Royalisten. ders schneller als Bismarck, als Bülow sogar bis zum Generalmajor gebracht hat. Träumer? Die Anderen sind, die Zünftigen, denen der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes als Weltfremdling und der Diplomatie Unkundiger konfrontirt wird. Die Grey, Birrel, Knox, die von Wehrmachtkontingentirung und Schiedsverträgen schwatzen und mit ihren bunten Wortnetzen den Völkern das Gesichtsfeld verhängen. Ein fester Griff: und das



Akustische Wolke.

37

Gespinnst zerfällt in werthlose Fetzen; und das frei gewordene Auge sieht die straffe Gestalt des Realpolitikers, dessen wohlthätige Grausamkeit gefährliche Täuschung von den Hirnen riß. ?Isuóite! So , wünschtet Ihr Euch ja den Kanzler. Stark und stolz, ohne Sentimentalität und Selbsttrugsucht; den unbeugsamen, unbeirrbaren Wahrer nationaler Macht. Ihr habt ihn. Daß solcher persönliche Wunsch am politischen Geschäft des allein Verantwortlichen mitwirkt, darf kein Verständiger tadeln. Der Kanzler braucht Autorität, drinnen und draußen; kann nur im Besitz ungeschmälerten Ansehens dem Reich Nützliches leisten. Mit welchen Mitteln, auf welchem Weg sich erwirbt und erhält, ist seine Sache. Wir müssen froh sein, wenn das große Gefühl über ihn gekommen ist, daß seine Pflichten von denen des gemeinen Menschen abgehen; «daß Der, dessen Weik es ist, ein großes Ganzes zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen «nfergeopfert zu haben." Wenn er einsehen gelernt hat, daß ihm das ungeheure Glück, für fünf und sechzig Millionen deutscher Menschen sprechen und handeln zu dürfen, auch ungewöhnliche Pflichten aufbürdet; vor allen anderen die zu schnell, nichtscheu dem Bedürfnis der Stunde ausbiegendem Entschluß. Dürfen wir froh sein? Völlige Anknüpfung akustischer Wirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt (entwaffnet: müßte man in einer Abrüstungsbatte sagen). In der schon lang scheinenden Geschichte bethmännischer Kanzlerschaft wimmelte von Beispielen. „Beide Negirungen sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten." Das wird munter ausgesprochen, als der Zar aus Potsdam heimgereist ist. Folge? Rußland muß sich, in London und in Paris, mit der Beteuerung sputen, daß es seine Pflichten unter allen Umständen erfüllen wird. Die Vettern Stolypin und Sasonow werden verdächtigt, deutschem Anspruch allzuwillfährig zu sein, und Iswolskijs versprengte Freunde können ihrer Weisheit letzten Schluß wieder an den Hof bringen. Ist Deutschland gegen imssische Mitwirkung an einem Angriffskrieg der Westmächte fortan gesichert, dann entwerthet sich ihm das austro-deutsche Bündniß, dessen einziger Zweck die Abwehr russischer Aggression ist, und



Die Zukunft.

Oesterreich darf die Zeit zur Sonderverständigung nicht versäumen. Graf Aehrenthal geht auf Urlaub und für den Markgrafen Pallavicini, der ihn vertritt, wird in Petersburg ein neuer, nicht von der Erinnerung an die Monde des bosnischen Haders belasteter Botschafter das Wort führen. « Preußen hat bei der Errichtung des Reiches nicht das geringste Opfer gebracht und kann seine Stellung im Reich nur wahren, wenn es bereit ist, Opfer zu bringen." Alle Gegner Preußens werden sich diesen Satz eines preußischen Ministerpräsidenten merken. Jetzt stehen wir vor dem lehrreichsten Beispiel. Am zehnten Dezember 1910 erzählt Herr von Bethmann im Reichstag, zwischen Großbritannien und Deutschland habe ein vertrauensvoller und zwangloser Gedankenaustausch begonnen. »Die Pourparlers waren von freundschaftlichem Geist getragen." Deutsche und Briten vereine der Wunsch, in ihrer Rüstung jede Rivalität zu meiden. Am dreizehnten März 1911 antwortet Sir Edward Grey. So artig, wie je ein englischer Minister sprach. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Dezemberrede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit lautem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt den Nutzen internationaler Schiedsgerichte und läßt die Hörer ahnen, daß über ein anglo-amerikanisches Bündniß verhandelt wird. Dieses Bündniß, das zunächst in der unauffälligen Form eines Schiedsvertrages ans Licht kommen soll, wird von Jubelchören begrüßt.. Der Lord Mayor von London organisirt die Begeisterung. Zu den in der Albert Hall lauschenden Massen spricht, am neunundzwanzigsten März, der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und Herr Asquith, der Premierminister, erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Am nächsten Tag redet der deutsche Kanzler. Er wird, dachte man, Herrn Grey danken, sich zu jeder würdigen Verhandlung bereit erklären, einiges Nette über den werdenden Schiedsvertrag sagen und Kant citiren. „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrun^



Akustische Wolke.

39

gen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen stünden. "Prüfung des von 1793 bis 1911 für Völkerrecht und Staatsvernunft Erreichten. So (ungefähr) hatte man erwartet. Und ward durch die zwischen Ironie und Härte wechselnde Tonart jäh überrascht. Folge? Lord Roberts und Herr Delcasse preisen die Rede, die England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an der Themse, Newa, Seine, ihren Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Liberale Partei Englands ist verstimmt und hört von den Konservativen, daß «in Wahn sie geäfft habe. »Baut Dreadnoughts und schafft Euch ein Landheer, das Einfallsversuche abwehren kann. Das Deutsche Reich will keine Verständigung; will seine Seewehr kräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle anderen Völker lechzen nach Frieden. Der Störenfried wohnt, der Erzfeind, in Berlin." Des Kanzlers Werk. Wars nöthig? Das eifernde Mühen, durch offiziöse Nachträge die Wirkung der Rede abzuschwächen, zeigt, daß sie unwillkommen war; nicht der Absicht des Redners entsprach. Der lernt sich in die Schallgesetze nicht schicken. Was er sagte, hatten hundert Redner und Schreiber dem Erdkreise gekündet. Nicht das winzigste Keimchen eigenen Denkwillens guckte, nahen Lenz verheißend, aus den versandeten Rasenflächen dieser Gemeinplätze. Dennoch: just in dieser Stunde durfte der Geschäftsführer des Deutschen Reiches nicht so reden. Vierzig Jahre deutscher Politik, meinte er, haben erwiesen, daß wir nirgends Handel suchen. Abrüstung? Ein schöner Gedanke. Aber die edlen Schwärmer haben noch keine brauchbare Formel gefunden. Nirgends. Kriege werden nicht mehr von den Kabinetten, sondern nur noch vom Volksinteresse und von der Oeffentlichen Meinung bewirkt. (Alexejew!) Verträge der Regierungen genügen also nicht. Wer die Großmächte zur Abrüstung bestimmen will, muß zuerst eine Rangordnung schaffen, mit der alle zufrieden sind. England fordert für sich das Recht auf eine Flotte, deren Stärke von keiner möglichen Koalition überboten werden kann. Ist dieser Ranganspruch, den kein Verständiger tadeln darf, mit den Wünschen anderer Großmächte vereinbar? Jede Nation will die Machtstellung, die ihr die Ge-



Die Zukunft.  
samtsumme ihrer Kräfte anweist. Keine will auf die diesen Kräfte erreichbaren Wehrmittel verzichten. Wer schreibt den Rang, die Machtrelation vor? Wer schlichtet entstehenden Streit und bürgt den zur Abrüstung Bereiten dafür, daß ihr Nachbar sich gewissenhaft an das Vereinbarte hält und nicht im stillen Dunkel Heer und Flotte vergrößert? Auf eine zulängliche Kontrolle ist nicht zu hoffen. Napoleon selbst, dessen Kontrollmittel kein Kaiser und keine Republik je wieder erlangen wird, hat Preußen nicht an heimlicher Vervielfachung seiner Armee zu hindern vermocht. «So lange die Staaten Staaten, die Menschen Menschen bleiben, ist das Problem der Abrüstung unlösbar." Großbritannien und Deutschland können über ihre Flottenbaupläne Nachrichten austauschen und einander dadurch vor Ueberraschungen schützen. Wer mehr erhofft, wiegt sich in holden Träumen. Schiedsverträge werden nur da gehalten, wo sie die Ehre und die Selbständigkeit der Völker unberührt lassen. Noch gilt der Satz, daß der Schwache des Starken Beute wird. Ein Volk, das für seine Rüstung nicht mehr so viel ausgeben will oder kann, daß es sich in der Welt durchzusetzen vermag, sinkt in die Rolle eines Statisten, der thatlos den im Drama handelnden Personen zusieht. Kann, vor so rauher Wirklichkeit, Deutschland eine Minute lang zweifeln? Nur seine Stärke sichert ihm den Frieden. Frei nach Vegetius: (Zu! clesicleratpscem, praeparet bellum." Auch jedem anderen Satz wäre leicht ein Vater oder Pathe zu finden. Jeder sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich; wie eines kühlen Rechners Rede, nicht eines Feindes. Doch nicht auf Tauris nur spricht man vergebens viel, um zu versagen. Britanias Ohr hörte von Allem nur das schroffe Nein, das ihren Vorschlag von der Schwelle wies. Wars nöthig? Die Wehrmacht fremder Staaten, sagt Herr von Bethmann, ist unkontrollirbar; «denken Sie doch an den klassischen Fall des von Napoleon niedergeworfenen Preußenstaats!" Die Mehrheit des Reichstages schien an die Beweiskraft dieses Falles zu glauben. Wie stehts damit? In dem Vertrag, den Prinz Wilhelm am achten September 1808 in Paris unterschrieb, hatte Napoleon den Preußenkönig verpflichtet, zehn Jahrc lang nicht mehr als zweiundvierzigtausend Mann unter den Waffen zu halten und keine Miliz aufzustellen. Stein, den die in diesem Vertrag für die Zahlung der Entschädigungssumme vorgeschriebenen Fristen cm-



Akustische Wolke.

41

pörten, nahm die Wehrmachtbegrenzung gelassen hin. Nur drcißig-tausendMannstanden.nachdemtilsiterFriedensschluß.nochtMler Preußens Fahnen.Gneisenau hieltnicht viel von großen stehenden Heeren. Nur dasAufgebotderVolksmassenkonntedieBefrciung vom Korsenjoch bringen. »Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu vertheidigen Thron und Herd": so rief der Ostpreuße Boyen. Und Ernst Moritz Arndt wetterte: «Wer mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unterihm lebe, und muß als einBubeoderWeichlingausgestoßen oder vertilgt werden. Der Volksgeist muß Einrichtungen schaffen, die nichtgeradezu soldatisch sind,aber dasVolkso wehrhaftund kriegisch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel verstehenden Heere abschneiden und dadurch eine unendliche Last von seinem Rücken wälzen kann. Neben und außer der Landwehr besteht der Landsturm;erumfaßtallewaffenfähigenMännerohneUnterschied desAlters undStandes und gebraucht Alles,was Waffe heißt und wodurch manBedränger ausroden kann; auch sind ihm alleKricgs-künste.Listenund Hinterlisten erlaubt,wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann." Schon hatte die Reorganisation des Heeres, die Vorbereitung allgemeiner Wehrpflicht begonnen. HatteBlücher seinen liebenScharnhorst gebeten, «voreinerNationalarmeezusorgen;Niemand aufderWelt muß eximirtsein;es muß zurSchande gereichen.wer nicht gedient hat. "Hatte der von demalten Heldenso zärtlich ermahnte Nieder-sachse geschrieben.alleBewohner desStaates seien dessen geborene Vertheidiger. In der Volksschule, knirschte Gneisenau, muß den Knaben der militärische Geist eingepflanzt werden: dann hängt der Spartanerlorber uns bald nicht mehr zu hoch. Solche Stimmung zeugte in den schmählich Besiegten den Willen zu nationaler Macht. In der Vcndee hatte Bonaparte die Gefahr eines Volksaufstandes fürchten gelernt. Da er die Durchführung der von Scharnhorst seit dem Juli 1807 entworfenen Landwehrpläue nicht duldete, blieb nur cinMittel: die beschleunigtAusbildung der Mannschaft. Der größteTheil der Eingezogenen wurde nach ein paarMonaten beurlaubt: undalsderSturmlosbrach.konnte Scharnhorst Hundertfünzigtausend nothdürftig ausgebildete SoldateninsFeldschicken. Napoleonhattcnichtsgemerkt;trotzseinem



^2 , Die Zukunft.

Mißtrauen von dem Krümpersystem nichts geahntnochvon seinen Spähern erfahren, daß die preußischen Bataillone stärker waren, als sie bei sichtbarem Felddienst schienen. Er rannte durch die Welt, sah sich im Osten mitderGoldbindedesBasileusgeschmückt, von Indiens Völkern umhuldigt, als den Herrn dreier Erdtheile, und hatte wenig Muße, sich um Preußen ernstlich zu kümmern. Weil er getäuscht werden konnte, der ferne Allumfasser, soll noch heute die Täuschung des nahen Nachbars unvermeidlich sein? Weil im alten, finsternen Preußen hunderttausend Dienstpflichtigen hinter hohen Kasernenmauern die einfachsten Handgriffe eingedrillt werden konnten, soll jetzt ein für die Maße moderner Kriegführung beträchtlicherRüstungtheilderSpürsuchtverborgen bleiben? Mit Krümpern möchte kein Feldherr morgen sein Heer belasten. GroßeNeuformationenaber.Geschützanschaffungenund Marinebauten sind in derWelt der Telegraphen und Zeitungen,, Kodaks und Militärbevollmächtigten kaum lange zu verheimlichen. Daß unser schnellstes Kriegsschiff, der „Von der Tann“, auf hoher See jedenZerstörer einzuholen vermag, ist in der englischen Presse erwähnt worden, ehe wirwußten.Will Deutschland alle Schlachtschiffe bei Wilhelmshaven sammeln, weil die strategische Stellung es fordertund die taktische Schulung in derNordsee wichtiger ist als im Binnenwasser der Ostsee? Ist die Meldung richtig, daß die älteren, ungeschützten, aber schnell fahrendenKrcuzer auf den Auslandsstationen verwendet werden sollen? Dann geschiehts in der Absicht, die Panzerkreuzer heimzurufen und im Kriegsfall, nach japanischem Muster, in die Gefechtslinie zu rücken. Und dringt der Rath durch, die kleinen, schnellen, modernen Kreuzer für den Aufklärungdienst in der Nordsee freizumachen, dannisterwiesen.daßDeutschlandmitderMöglichkeit eines nahen Konfliktes rechnet. Solche Fragen werden von Briten täglich erörtert. DieKurzsichtmagsich einbilden, einBretterzaun schütze das Werftgeheimniß. Der deutsche und der britische Admiralstab haben einander nicht allzu viel Neues mitzuthemen; unddieAufgabe der vom Patriotendrang ins Spionenamt Getriebenen ist meist nur, die Angaben bezahlterSpäher an Ortund Stelle nachzuprüfen.Die WehrmachtfremderStaatenistunkontrollirbar?UndwelchenVortheilverheißtdannderNachrichtenaustausch.vondemderReichskanzler eine wesentliche Besserung des Verhältnisses erwartet?



Ätkustische Wolke,  
Wenn England sein Bauprogramm inBerlin vorlegen läßt, sind  
wirvorAeberraschung sicher. Wenn wir uns in einem festenVcr-  
trag mit England über die Zahl, Armirung undLeistungsfähigkeit  
neuer Kriegsschiffe einigen, bleibt dieGefahr, daß eineMachtdie  
andere heimlich zu überbieten suche. Im ersten Fall genügt die  
Kontrolle; im zweiten ist sie unzulänglich und kann nurMißtrauen  
und Feindschaft stiften. »GewöhnlichglaubtderMensch, wenn er  
nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."  
Die mächtigste Industriegesellschaft kann ihren Bankier nicht  
hindern, sich am Finanzgeschäft ihres Konkurrenten heimlichen  
Gewinn zu sichern. Das stärkste Syndikat ist nicht gegen jede List  
eines Mitgliedes geschützt. Sind feste Bankverbindungen und  
Syndikate deshalb werthlos? Herr von Bethmann müßte die  
Frage bejahen. Ein Vertrag, der die Wehrmacht zweier Länder  
begrenzt,scheint ihm unnützlich.weilerumgangen,gebrochenwer-  
den könnte. Sieht er irgendeinen Vertrag, ein Gesetz, dem diese  
Gefahr unter allen Amständen fern bleiben muß? Das Buch der  
Geschichte bietet dem Blick»klassische Fälle", deren Beweiskraft die  
des Septemберvertrages vom Jahr 1808 übertrifft. Der Kanzler  
brauchtnichtin die Ferne zu schweifen. Wenn er die Bestimmungen  
derAlgesirasakte.nurihreRechtsvoraussetzungenderWirklichkeit  
vergleicht, muß jeder Zweifel ihm schwinden. Er trägt die Verant-  
wortung, dieManchcn gewichtiger dünken mag als ein Schemen.  
Er zählt,mit gefurchterStirn.alleBedenken auf,die gegen einanglo-  
deutsches Flottenabkommen sprechen, und hofft, Britanien werde  
sich mit der Zuversicht trösten, daß die Steigerung deutscherWehr-  
macht nur den Zweck habe, dem Reich des Friedens freundliche  
Gewohnheit zu wahren. Noch ists nicht gelungen. „Deutschland  
wartet, bis seineDreadnoughts (und die Oesterreichs) fertig sind,  
schwenkt inzwischen Tag vor Tag die Friedensfahne: undüberfällt  
uns,wenn dieRelation ihm günstig und unsere alterndeArmada  
entwerthet ist, mitForderungen, die dem Inselreich Krieg oderDe-  
müthigung aufzwingen." Das ist drüben Oeffentliche Meinung.  
Wäre Deutschland mit seinem Besitzstand zufrieden, dann, sagt  
der Peer von England und der Mann auf der Straße, würde es  
Greys Vorschlag gern annehmen. Der Kanzler des Deutschen  
Reiches hat ihn unannehmbar genannt; jede Hoffnung auf einen  
Vertrag, der die Streitkräfte zweierMächte bindet, utopisch. Das  
entscheidendeWort ist gesprochen worden.Dürfen wir froh sein?



Die Zukunft.

Wir müssen ernst sein. Ernsthafter als seine Redner versammeln  
lung empfinden, daß dieses unauslöschliche Wort nur von dem  
Willen diktirt sein dürfte, im Nothfall Blut und Gut der Nation  
für das Streben einzusetzen, dem es Ausdruck gab. Der Oster-  
mond fand das Verhältniß der großen Germanenvölker nicht, wie  
es noch unter dem Winterhimmel gewesen war. Ein Antrag ist  
abgelehnt worden. Herr von Bethmann konnte sagen: »Wir werden  
uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals ein ob-  
ligatorisches Schiedsgericht anerkennen. Doch gern jeden Vertrag  
abschließen, der uns nicht Unwürdigeres zumuthet als dem an-  
deren Kontrahenten.« Er hat gesagt: «Eine Verständigung über  
die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.» Muß auf diesem Wort  
stehen, auch wenn eine Koalition ihn davon abzudrängen sucht. Und  
kann sich von der Verantwortlichkeit nicht dadurch entlasten, daß,  
er sein Gesinde ausschellen läßt, so sei es gar nicht gemeint gewesen.  
Unkenntniß der Schallgesetze schützt nicht vor der Strafe, die dem  
zu laut, zu schroff Redenden dräut. (Der vierte Kanzler hat's er-  
fahren, als er eine Rede mit einer Poinle geputzt hatte, die den  
Brittenstolz verletzte.) Wenn Professoren und Pastoren, Stadtver-  
ordnete und Zeitungsmacher nun den Lords und Gentlemen des  
Vereinigten Königreiches noch die Bruderschaft anbieten, werden  
sie nicht in fröhlichen Augen die Antwort lesen. England muß,  
um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den al-  
ten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Feldin-  
arschall Roberts und Sir Charles Beresford können die Zünderei-  
ben: ihrem Wunsch dämmert die Erfüllung. Herr Delcassé hat im  
Marineministerium besser lohnende Arbeit als einst am Quai d'Or-  
say. Und Herr von Tirpitz kann ein neues Bauprogramm besinnen.  
Fromme Schwärmer träumen von Völkersyndikaten. Ein waches  
Volk, das nicht von der Weide weggebissen sein will, traut dem  
Nachbarn nicht über den Weg und schmiedet sich die härteste Rüstung,  
die sein Leib fortzuschleppen vermag. So wills Herr von Bethmann,  
den die Thorheit für einen thatscheuen Philosophen hielt und der  
sich als Realpolitiker entpuppt hat. Ersehtet Ihr so nicht den Kan-  
zler? Dieser hat über Nacht wollen gelernt, Wirtet nur: wenn drau-  
ßen das Gegreiß über die Last anhebt, die unnöthig und kaum noch  
zu tragen sei, dröhnt von seiner Lippe die Kündigung des deutschen  
Glückes, das in solchem Panzer erkämpft werden kann... Oder aus  
Magisternöthen der Schrei: Die arge Welt hat mich mißverstanden!



Rss ?udlios.  
I^es publica. \*)  
SU n allen europäischen Kultursprachen ist das Wort Republik,  
S?M so weit die Gemeinsprache in Frage kommt, zu einer Bezeich-  
nung geworden, die eigentlich genau nur den Gegensatz zur Mon-  
archie ausdrückt. Horcht man genauer auf den Sinn, so hat aber  
das universal-sprachliche Wort Republik doch wieder einen völlig  
verschiedenen Inhalt, je nachdem ein Franzose vorübergehend von  
seiner bestehenden, von seiner vergangenen oder etwa einmal wieder  
von seiner künftigen Republik spricht, oder je nachdem ein Deutscher  
von den Zielen der alten Achtundvierziger oder von den Zielen der  
) Mauthners „Wörterbuch der Philosophie" (es erscheint bei  
Georg Müller in München; ungefähr zwanzig Hefte von je vier Bogen,  
deren jedes anderthalb Mark kostet) wird nun bald als Gesamtlei-  
stung zu wägen sein. Vielleicht bringt uns noch dieses Frühjahr die  
beiden Bände. Werden wir dann ein leises Erdbeben spüren? Wird  
man, wie nach der „Kritik der Sprache", unmuthig schweigen? Oder  
mit hochgezogenen Brauen erklären, daß da ein „immerhin achtbares"  
Stück erkenntnißtheoretischer Arbeit geliefert worden sei? Den Züuf-  
tigen kanns freilich kein Ergötzen sein, zu sehen, wie die philosophische  
Terminologie gezaust, gefurcht und auf weiten Strecken umgepflügt  
wird. Uns Anderen ist's ein großes Schauspiel. Im freisten Sinn des  
Wortes: Erkenntnißkritik. Eine starke Hand klopft die Wände der alten  
Weisheittempel, die Flächen und Kanten der Wortgötzen ab und lehrt  
das Ohr endlich merken, wo Hohlräume sind und wo Werg, Lumpen,  
abgetragene Gewandreste in die Höhlung gestopft wurden. Wer die  
Hefte nicht nur bestellt, sondern auch gelesen hat, steht staunend schon  
vor dieser Arbeitsleistung eines Einzelnen. Denkt an den ^iclionmrs  
Kistoriquus st «ritiquus des Wundermannes Pierre Vayle und freut sich,  
daß die besten Stücke dieser Riesensammlung so menschenverständlich,  
schlicht, klar und lustig geschrieben sind wie Montaignes Lsssis. Noch  
einmal muß ich, ehe das Buch ans Licht kommt, die Aufmerksamkeit  
ernster Deutschen auf diese merkwürdigen und ergreifenden „Liefe,  
rungen" zu lenken versuchen. Die Abhandlung über die Kss ?uKlios  
scheint mir ein Juwel der Sammlung. Und gerade sie (von der hier  
nur ein großes Bruchstück gegeben werden kann) ist besonders geeignet  
zu dem Beweis, daß dieser Skeptiker nicht langweilt noch, wie behaup»  
tet wurde, uns die Freude am Wort mordet; daß er, mit dem Ton  
Eines, der über Herzenssachen der Menschheit spricht, die Prüfung  
abstrahirter Begriffe und am Begriffsspalier gezogener Worte uns  
zum Erlebniß macht. Wie viele Ehrendoktoren sind im letzten Lustrum  
aus dem Nichts ins deutsche Land geboren worden! Zu Mauthner hat  
keineFakultät sichbekannt. Sollen wir uns ärgern? Er hatsnichtnöthig.



Die Zukunft.

gegenwärtigen Sozialdemokratie redet. Oder wenn ein Konservativer das selbe Wort gebraucht. Zu besonderen Parteibezeichnungen wurden die entsprechenden Worte (Republikaner) in England und Amerika. Viel feiner ist der Unterschied, den Bismarck macht, wenn er im Eingangssatze seiner „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt, er habe die Schule verlassen, „wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei“. Mit seinem wunderbaren Sprachgefühl entdeckt Bismarck da, daß noch kein Republikaner sein muß (praktisch, xktiv, agitatorisch), wer die Republik (theoretisch) für die vernünftigste Staatsform hält. Der Grund für diesen Unterschied liegt meines Erachtens darin, daß Republikaner viel jüngerer Ursprungs ist, von Republik erst zu einer Zeit abgeleitet, als Republik bereits den Sinn eines nicht monarchisch regierten Staates erhalten hatte. Die ältere Bedeutung von Republik findet man gelegentlich noch in historischen Werken, höchst selten in der Umgangssprache, wie, zum Beispiel, in der französischen Redensart: osst uns petits. In der Bedeutung Staat gehört res Mblis. der gebildeten lateinischen Sprache an. Wörtlich übersetzt, heißt es: die öffentlichen Angelegenheiten. Cicero stellt sie geradezu den rsbas äomestiois Ls,ini1is,rilzns gegenüber. Er gebraucht das Wort bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl. In der Mehrzahl ist es noch ein gemeinsprachlicher Ausdruck wie unser „öffentliche Angelegenheiten“; in der Einzahl wird es zum prägnanten Terminus für das gemeine Wesen, das Gemeinwesen oder den Staat. Merkwürdig ist, daß Cicero den späteren Bedeutungswandel des Wortes schon vorwegnimmt, da er sagt, nur, wo das Volk Antheil an der Regierung nehme, sei die res Melles, eine wirkliche res poxnli; wobei zu beachten bleibt, daß pablions von populns abzuleiten ist. Die lateinische Sprache des Mittelalters hat sich auf diese Etymologie nicht besonnen. Res Mblis, ist das Gemeinwesen oder der Staat. Die Stadtgebiete Italiens sind Republiken, ohne Rücksicht auf ihre Regierungform. Eine Nuance kommt später hinzu; monarchisch regierte Staaten, wie Venedig, Genua, auch Polen, werden Republiken genannt; man denkt dabei unklar an einen Gegensatz zu Erbmonarchien. Res publics, bezeichnet so sehr den Staat als solchen, daß Du Cange es sogar in seinem Wörterbuch des mittelalterlichen Latein mit Fiskus übersetzen kann. Wieder ist zu beachten, daß fisous noch bei Cicero so viel wie Staatskasse heißt, bei Tacitus bereits so viel wie kaiserlicher Schatz oder auch Civilliste. Im Wort kiseus also die Gegenbewegung.



Kes ?ubli«s.  
47

Erst im sechzehnten Jahrhundert besannen sich einige Staats»  
lehrer, die nicht von dem legitimistischen Luther, sondern von Calvin  
ausgingen, des etymologischen Winkes, daß Milieus von poMlns  
abzuleiten sei. Sie sind unter dem Namen der Monarchomachen  
die Begründer der neuen Demokratie geworden. Der Bedeutung-  
wandel des europäischen Wortes Republik knüpfte aber nicht eigent-  
lich an ihre Forderungen an und auch nicht an die Staatslehre von  
Hobbes, sondern an Wirklichkeiten, an die Begründung und Exi-  
stenz von monarchomachischen Staaten, von Republiken im neue-  
ren Sinn des Wortes. An der Wende zum siebenzehnten Jahr-  
hundert setzten die niederländischen Provinzen ihre Anabhängigkeit  
von der spanischen Monarchie durch. Fünzig Jahre später wurde  
in England der König geköpft und Cromwell stellte sich an die  
Spitze des Staates. In beiden Fällen keine Republik nach der mo-  
dernen staatsrechtlichen Schablone. In den Niederlanden wie in  
England religiöse, also theokratische Nebenströmungen. Dazu in  
den Niederlanden der Einfluß erblicher Statthalterschaften, in  
England die fast monarchische Stellung Cromwells. Es müßte noch  
genauer untersucht werden, wie groß der Gebrauch war, den die  
feierlichen Staatsakte vom Wort Republik machten. Iedensalls  
hatte es auf die europäischen Völker einen mächtigen Einfluß, daß  
die Niederlande und England gerade in ihrer monarchenlosen Zeii  
trotz allen Staatsumwälzungen aufblühten. And der Bedeutung-  
wandel des Wortes Republik vollzieht sich. Schon im großen Wör-  
terbuch Vayles ist gelegentlich von der Republik (Das heißt: vom  
Freistaat) als von der vortheilhafteren Regirungform die Rede.  
Der Souverain in einer Republik sei niemals zu jung und nie-  
mals zu alt; das Königthum verursache ungleich größere Kosten als  
die Republik. In den entsprechenden Artikeln der ZZiio^olo^eäis  
ist endlich die alte Bedeutung so gut wie vergessen und die kurze  
Definition lautet: NsMkliczns, koi-ins ds F«nversraent, d^ns  
Is^usl 1e peupls «n «orps, ou ssulöWent nns ps^täs du psuple,  
s, 1s, Souverävs puisss,Qos." Republikaner heißt der Bürger einer  
Republik; man nennt so aber auch Menschen, die für diese Regi-  
rungform begeistert sind. Republikaner im Sinn von Bürger einer  
Republik (Rousseau nennt sich oitö^en äs (Z^eiisvs) ist mehr ein  
konkreter Begriff; Republikaner im Sinn von Anhänger einer  
Idee kommt von der Abstraktion her, gehört der Amgangssprache  
aber erst durch den konkreten Begriff an.  
Für Deutschland mußte noch der ungeheure Eindruck der gro-  
ßen Französischen Revolution hinzukommen, um den Bedeutung-  
wandel von Republik ganz zu entscheiden. Es wäre ein Amweg,



Die Zukunft.  
sollte auch der Einfluß von dem Freiheitskrieg Amerikas unter-  
sucht werden.  
In Frankreich, wo die Revolution (der Scherz stammt von  
Hegel) Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf stellte, wurde  
schon längst die Theorie, wie sie sich von den Monarchomachen über  
Montesquieu zu Rousseau entwickelt hatte, für einige Jahre Wirk-  
lichkeit. Die Sprache versuchte, rasch zu folgen. Dabei darf nicht  
übersehen werden, daß das Dogma vom klassischen Alterthum auf  
der Höhe seiner Geltung stand. Römische Trachten, Möbel und  
Sitten wurden wohl oder übel nachgeahmt; römische Worte konn-  
ten fast unverändert eingeführt werden. Den Bedeutungswandel  
bemerkte man nicht immer.  
Am zweiundzwanzigsten September 1792 wurde das Königtum  
abgeschafft und die Republik eingeführt. Einfach, römisch: La  
République française. Der französische Staat (Freistaat). Vom  
selben Tag sollte die kurzlebige republikanische Ära datieren,  
der republikanische Kalender. Das Adjektiv hat einen radikaleren  
Klang als das Substantiv. Die fünfte Auflage des Dictionnaire der  
Französischen Akademie (von 1814) kann schon republikanischen  
Geist, ein republikanisches System, republikanische Maximen  
verzeichnen. In den parlamentarischen Reden wird das Wort  
république unzählige Male gebraucht. In vielerlei Bedeutung,  
wenn man genau hinhört: Staat, Idealstaat, französische Wirk-  
lichkeit, Ideal der französischen Republik. Aber der Bedeutungswandel  
von Staat zu Freistaat vollzieht sich doch, an der wirklichen  
Geschichte, so vollständig, daß man endlich für Staat ein neues  
Wort braucht; man bildet es durch Lehnübersetzung: républicain,  
wird, weil républicain etwas Neues bedeutet, fast archaisch durch  
«Koseworts wiedergegeben. Danton, Robespierre und die Girondisten  
sprechen von der république.  
Eindeutig und international im Sinn von Staat ohne Monarchen  
ist Republik erst durch die Realität der Französischen Republik  
geworden. In Deutschland war der Sprachgebrauch noch kurz vorher  
unsicher. Adelung (1777) giebt den Begriff „bürgerliche  
Gesellschaft, in welcher die höchste Gewalt Mehreren anvertraut  
ist“ (Republikaner, nur Einwohner einer solchen Republik, noch  
nicht auch Anhänger); Das sei die engere und gewöhnlichere  
Bedeutung. Im weitesten Sinn, lehrt Adelung schwerfällig, bedeute  
die Republik den bürgerlichen Stand, kurz und systemlos: den  
Staat. Wie Adelung Recht hatte, den Sprachgebrauch nicht festzu-  
legen, eine Unsicherheit zu behaupten, Das sieht man deutlich aus  
der Anwendung des Wortes Republik in Schillers republikani»



Zchem Trauerspiel „Fiesko“ (1783). Wenn man unsere Schau-  
spieler die Phrasen schreien hört, könnte man vergessen, daß die  
französische Republik erst neun Jahre später geschaffen wurde.  
Eben so, wenn Karl Moor (1781) ruft: „Stelle mich vor ein Heer  
Kerls wie ich und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen  
die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ (Also ist mit den  
antiken Staaten der Begriff der ausschweifenden Lebenslust, der  
Genußfreiheit verbunden; sonst wäre Nonnenkloster kein Gegen-  
satz.) Bei Schiller ist aber damals der Begriff Republik noch nicht  
eindeutig. Bald denkt er an den Freistaat, besonders im Gebrauch  
der abgeleiteten Worte republikanisch und Republikaner; doch nicht  
völlig bewußt. Republikanisches Trauerspiel heißt halb ein Trauer-  
spiel, das in einer Republik spielt, halb eins, das republikanische  
Gesinnungen erweckt. Im Personenverzeichnis heißen die Mit-  
glieder derVerschwörungMißvergnügte, nicht Republikaner. Wenn  
Gianettino von Lumpenrepublikanern und einem republikanischen  
Hunde spricht, so meint er nur unklar den Anhänger einer Partei,  
eigentlich noch den niedrigen Bürger. Schiller will die italienischen  
Stadtrepubliken zeichnen, schießt aber immer wieder nach Rom und  
Sparta. Sparta war ein kleines Königreich. Da der „Fiesko“ in  
Mannheim nicht recht gefiel, schrieb Schiller (am fünften Mai  
1784): „Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne  
'Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein  
römisches Blut.“ Wenige Jahre später hätte er Frankreich citirt  
und bei dem Worte Republik selbst an etwas Greifbares gedacht.  
Republik war auch für Schiller ein klingender, aber ein halbleerer  
Name. Oft im „Fiesko“ steht es offenbar noch im alten Sinn für  
Staat. So, wenn sich der Mohr einen Sklaven der Republik nennt,  
So, wenn dem Gianettino vorgeworfen wird, daß er das Wappen  
der Republik an der Kutsche führe. So, wenn Gianettinos Agent  
5uft: „Die ganze Republik ist in Wallung.“ Sehr hübsch wird Das  
sichtbar, da Fiesko sagt: „Republiken wollen sie stürzen, können  
einer Metze nicht schweigen“; und: „Haare und Republiken ver-  
wirren die Männer so gern.“ Die Republik im neuen Sinn grün-  
det man; die Republik im alten Sinn stürzt, verwirrt man. Ein-  
mal stellt freilich Fiesko in einem Monologe den Republikaner  
Siesko dem Herzog Fiesko gegenüber; da ist es aber wieder das  
abgeleitete Wort oder nur: der Staatsbürger.  
Es gehört vielleicht mit zur Geschichte des Wortes Republik,  
daß es heute, unter der Herrschaft sozialistischer Wortwerthe, Era?as  
von dem Zauberklang seines letzten Bedeutungswandels verloren  
hat. Der Bürger der Rspnbli^ns 1?rs,n9s,iss nennt sich stolz, nach



so

Die Zukunft.

seiner Gesinnung, Republikaner oder nach seinen Rechten citoven. Das erwähnte Wörterbuch der Französischen Akademie von 1814 giebt in seinem beachtenswerthen „Lupplsnient contenant les raots nouveaux en ussF« depuis 1s, revolution" für cito^en die Erklärung, es bezeichne alle Franzosen und in anderen Freistaaten die Leute, die sich der Rechte eines cito^en erfreuen. (Muster einer schlechten Definition.) Für Weiber sei es ein bloßer Titel. Anter der Iulimonarchie kam man von dem revolutionären Wort ab,-doui-Aeois kam auf, das noch kurz vorher besonders nur den Arbeitgeber gegenüber dem Arbeiter bezeichnet hatte, den wohlhabenden Mittelstand, daneben den Bürgerlichen gegenüber dem Adelligen. Im Adjektiv doni-Aeois hatte es schon den Beigeschmack spießbürgerlich. Und heute ruft Bebel verächtlich dem Genossen (vor hundert Jahren hätte er «ito^en gesagt) laures zu, die Französische Republik sei nur eine Bourgeois-Republik, also keine, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen wären. Man achte auf die Bewegung der Begriffe. Sie entspricht recht gut dem Schema Hegels; nur erfolgt die Bewegung nicht in der Vernunft, sondern in den Worten der Sprache. Unter der liberalen Monarchie, welche dem Mittelstande, dem Spießbürger, viele politische Rechte verleiht, veraltet das Wort citoz^en, das jedem Staatsbürger alle Rechte verheißen hat. Der bour^eois macht aus Frankreich wieder eine Republik, nach Besiegung des Proletariates eine Republik des Mittelstandes. Nun fängt der deutsche Sozialismus an, das Wort Republik zu verachten, und nennt die französische Staatsform eine Bourgeois-Republik. Der Niedergang des Dogmas vom klassischen Alterthum kann Das nicht bewirkt haben; denn die Verbindung mit res Mblis, ist im Sprachgeist abgerissen, Republik bedeutet in der Gemeinsprache nur noch den unmonarchischen Staat. Aber Republik hat seinen suggestiven, Werth verloren und der Idealstaat der Zukunft wird, wenn er einst wirklich werden sollte, nicht sicher den Namen Republik annehmen. Bis mir der Gegenbeweis erbracht ist, glaube ich daran, daß unser gemein gar nichts Anderes ist als das lateinische commuvis oder doch Verdrängung eines deutschen Wortes durch das lateinische. Die Ähnlichkeiten im edlen und im heruntergekommenen Gebrauch des Worts (französisch eommun, englisch comirwn) haben schon oft auf die Vermuthung eines gleichen Ursprungs geführt. Oommunes sind ursprünglich Leute, die sich innerhalb gemeinsamer Schutzwehren, moenis,, ansiedelten; der Begriffskern ist daK Verhältniß des einzelnen Gemeindebürgers zum Ganzen; ob inu-



nia. und muners damit zusammenhängt, scheint mir unsicher; daß  
gemein mit oominunis zusammenhängt, ist gewiß, unentwirrbar  
der Zusammenhang mit mein in Meineid. Der allgemeinste Sinn  
in historischer Zeit ist: allgemein; wer ein deutsches Ohr hat und  
all noch als verstärkende Vorsilbe empfinden kann, wie es denn  
früher auch getrennt geschrieben wurde, kann die alte Sprache noch  
heraus hören. „Gemeiner Mangel ist ein allgemeines Band" (Uz).  
Unerfreulich der höchst unkönigliche WitzinSchillersMariaStuart:  
„Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit zu sein, als die gemeine  
sein für Alle." (Ich mache gleich hier darauf aufmerksam, daß der  
gegenwärtig durchgedrungene verächtliche Sinn bei jeder Unter-  
streichung von je her mitspielt; man denke an Hamlets Wort gegen  
die Mutter: Es ist gemein, It is ooinmon.) Im Sinn der Allge-  
meinheit wird das Wort gebraucht vom Tode, der Alle trifft, der  
gemeine Tod, die gemeine Sucht. Von der Universität als der ge-  
meinen Schule, vom katholischen Glauben als dem gemeinen Glau-  
ben, auch wohl fast wie ein Eigenname ohne Artikel, von gemeiner  
Christenheit, gemeiner Kirche, aber auch vom gemeinen Bann und  
gemeinem Konzil, gemeinem Gebet. Veraltet: gemeiner Brauch  
(oommon kaskioii) und gemeiner Friede (Landfriede); als tsrmi-  
nns'teoliQiOus der Iuristen: gemeines Recht, heute wieder üblich  
oder doch vor Kurzem als Gegensatz zu den Partikularrechten; eben  
so ist gemeine Sprache („daß mich Beide, Ober- und Niederlän-  
der verstehen mügen" Luther) neuerdings tsi-minnZ tsonnions der  
Sprachwissenschaft geworden, Gemeinsprache, im Gegensatz zu den  
Mundarten, während einst gemeine Sprache, linZus, vn1Zs,ris, wie  
anfangs auch in Italien, die Volkssprache im Gegensatz zum vor-  
nehmen Latein war. In der Anwendung auf Weiber überwiegt  
wohl der Begriff der Gemeinsamkeit gegen den der Gemeinheit,  
trotz unserem anderen Sprachgefühl. „Eine beschlafene Dirne...  
ist große Fahr dabei, daß sie gar gemein werde" sagt Luther einmal;  
und für unser Sprachgefühl noch seltsamer: „Ist Das nicht ein  
jämmerlich Ding, daß wir Christen unter uns sollen halten feine  
gemeine Frauenhäuser?" Der Abstieg des Wortes wird sich in  
regelmäßigen Stufen nicht verfolgen lassen. Gemeine Leute waren  
ursprünglich Unparteiische, Leute, auf die sich die streitenden Par-  
teien gemeinsam vertrugen; dann wirklich pluralisch als die Schieds-  
richter oder Richter, die das Recht finden, was sich aber mit der  
richtenden Gemeinde verquickt; irgendein Zusammenhang mit Ge-  
meinsinn und Dergleichen steckt dann in der weiteren Ausbildung  
dieses gemein als unparteiisch oder nicht „verwandt". Nun wurde  
dieses Adjektiv von Menschen auch auf Einrichtungen übertragen;



SS

Die Zukunft.

Rechte, Gesetze, auch Spielregeln müssen gemein, nämlich parteilos sein. Wer nun als hoher Herr so gemein ist wie Gesetze und Rechte sein sollen, coinmun st igusl. Der ist in ganz Deutschland ein gemeiner Herr im Sinn von Herablassung, Leutsäligkeit. In diesem Sinn, noch bis zu Kant („es ist unter der Regirung Würde, sich mit dem Volke gemein zu machen“) entstand die Redensart „sich gemein machen“, zu leutsälig, zu familiär sein.

Heruntergekommen ist das Wort wohl schon früh; ich möchte glauben, in Folge und als Begleiterscheinung der großen politischen Amgestaltungen. Die gemeinen Leute waren einst die souveraine Gemeinde; als der Landesherr souverainer, absoluter Fürst geworden war, drückte er die gemeinen Leute, womit doch auch die Rathsversammlung, also Etwas wie das Haus der Gemeinen bezeichnet worden war, im Gegensatz zu Fürsten und Herren oder im Gegensatz zu Beamten, zur yuantits nsAliAssble der schlechten (auch schlecht war erst so heruntergekommen) Bauern herunter. Sehr früh wurden schon im Schachspiel die Bauern die gemeinen Leute genannt. Der gemeine Mann, ursprünglich derMann mitGemeinderechten, noch im Bauernkriege die gesammte Bauernschaft, wurde mit dem Aufkommen des absoluten Fürstenthums der Anterthan, so weit er ohne Macht, also ohne Recht war: der arme Mann ohne Adel, ohne Geld, ohne Weihe, ohne Bildung, besonders auch ohne Offiziersrang oder Anteroffiziersrang, commnn soläisr, einst noch gemeiner Kriegsknecht im Sinn von „Heer, die Offiziere eingeschlossen“, jetzt aber gar ohne Substantiv, ein Gemeiner. So sinkt gemeines Volk vom Ausdruck des staatbildenden Ganzen zum Ausdruck für den staatgefährlichen Pöbel hinunter und erst in revolutionären Zeiten wird wieder auf den gemeinen Mann gehört.

Als nun das Wort so heruntergekommen war, wurde die alltägliche, durchschnittliche Art des Denkens, ja, sogar der gesunde Menschenverstand, «oinincm ssus«, verächtlich gefunden gegenüber der hohen Art philosophischen Denkens; und es ist eine schöne Vermuthung Hildebrands, daß wir das Wort in seinem jetzigen tief verächtlichen Sinn mit durch Schillers hohen Schwung haben, der gemein im Sinn von niedrig aus Kant übernommen und ganz persönlich in seinem ästhetischen und dichterischen Sprachgebrauch ausgebildet hatte. „Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht; ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht; die gemeine Deutlichkeit der Dinge.“ Da ist es nun wirklich sehr merkwürdig, daß, wie eben Hildebrand bemerkt, Goethe jedesmal, wenn er von Schiller spricht, ihn erhaben über das Gemeine nennt,



Res ?ublic:s.

S3

nicht nur in den berühmten Worten des Epilogs: „And hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“ Wer sein Sprachohr fein genug abgestimmt hat, kann nun unser verächtliches gemein, das noch für Adelung kaum etwas Schlimmeres als das Gewöhnliche bedeutete, in schillerischem Bedeutungswandel ^ niedrig vernehmen, trotzdem Schiller das Wort eigentlich noch in Adelungs Sinn zu gebrauchen vermeinte, aber unbe- wußt, durch den Aufschwung seiner Seele, das Gewöhnliche zum ganz Niedrigen umprägte.

... Aus derZeit vor dem Niedergang des Wortes die Doppel- bildung Gemeine, Gemeinde, eoininunio, Kommune. Noch heute Zusammensetzungen wie Kommunalverwaltung Gemeindever- waltung. Das deutsche Wort ist jetzt im Aufstieg. Das Deutsche Wörterbuch vermuthet richtig deutschen Einfluß im Geschlecht: 1a commune. Die Verwendung war einst überaus reich. Luther: „Ge- meinschaft (im Abendmahl) heißt das gemeine Gut, deß viel theil- haftig sind und genießen ... denn gemein Ding heißet, deß viel im gemein genießen, als gemeine Born, gemeine Gassen, gemeine Acker, Wiesen, Holz, Feuer.“ Gegensatz dazu privstus, eigen, in- dividuell ; also gemein ^ publieus, schon bei Notker; Gemeinschrei- ber uowrius publieus (Luther). Gemeingeist wohl Lehnübersetzung nach englisch public: spirit. Davon endlich Lehnübersetzung von res publica: gemeinnütze, gemein Gut, das gemeine Wesen (nur getrennt noch bei Adelung), endlich Gemeinwesen (erst seit Wie- land ?). Aus gemein Gut bildet sich Gemeinwohl ^ res publica im Sinn von sälut publi«, Dies wohl wieder erst von eominou public? intsrest. Der Sprachgebrauch folgt immer den Revolutio- nen nach. Deutsche Pedanterei bildet: das gemeine Beste, Noch genauer an res publica lehnt sich an: die gemeine Sache (Schiller im Tel! mehrfach), auch ohne Artikel Gemeine Such. Die Bedeutung: was Alle angeht, Huod oinnss intersst, tritt oft sehr deutlich hervor; gemeiner Rath schon im Nibelungenlied; gemeine Versammlung (Luther) wie unser Generalversammlung. Wie immer wird zum Hauptwort einer Wissenschaft genommen, was vorher seinen Inhalt verloren hat. Das leerste Wort, das brauchbarste. Wie ein Kürbis zur Flasche wird, nachdem der na- türliche Inhalt herausgenommen ist. Griechenland kannte den Territorialstaat nicht, ^«>>iz war Stadt und Staat, die Bürgergemeinde, ^« x«lv«v. Eben so in Rom eivitss. I« x«,v«v wurde übersetzt mit res publica. Es ist aber nicht wahr, daß res publies, auf diejenigen Staaten eingeschränkt wurde, welche vom Volk gewählte Magistrate besaßen.



Die Zukunft.

Den Staatsbegriff hätten Griechen und Römer gehabt, wenn Iemand danach gefragt hätte; aber Niemand fragte, weder nach anderen Staaten noch nach dem Staat im Allgemeinen. 8ts,tns findet man im späteren Latein, sts,tus rei publice bei Alpianus, sogar 8ts.tus Ik,oms,nus bei Aurelius Victor und in einem Brief Iulians bei Ammianus, fast mit römischer Staat zu übersetzen, aber doch mit der Nuance Zustand, Stand.

Wie unter dem römischen Weltreich das Verhältniß der unterworfenen Staaten oder Provinzen niemals staatsrechtlich festgelegt wurde, wie es den Herren der Welt genügte, daß die besiegten Menschen, nicht die Territorien dem römischen Imperium gehorchten, so wurde die Fiktion eines Imperiums im Mittelalter festgehalten durch das Römische Reich Deutscher Nation. Beachtenswerth, wie dann nach einer Anterbrechung von einem halben Jahrtausend Einer, der sich wieder zum Herrn der Welt machte, auch das Wort Imperium hervorholte, sein Reich empire, sich selbst em'psreur nannte und Staatsrecht Staatsrecht sein ließ. Der Staatsbegriff kam aber auf, als etwa im vierzehnten Jahrhundert die Fiktion des Römischen Reiches Deutscher Nation für die Stadtherrschaften Italiens nicht mehr aufrecht zu erhalten war. In Italien hatte sich das Wort sts.to für den politischen Zustand ausgebildet. Dante: trs, tirsnnis, si vivs s sts,to krs,nL«. Man bezeichnete mit stato bald die Organisation der Herrschaft, bald die herrschenden Stände, den herrschenden Stand. Zum Terminus gestempelt wurde das Wort durch den ersten Satz des „?rinoipe" von Macchiavelli: ?utti Zli sts,ti souo « reMbliolis o prin«ips,ti. Aber noch etwa hundert Jahre lang werden die Ausdrücke swt« und rexublics, durcheinander gebraucht, eben so ets,t und republiczns. Shakespeare ist sts,te schon geläufig. In Deutschland führt sich Staat am Spätesten ein, weil hier Lateinisch am Längsten die Sprache der Wissenschaft war und die Sache klassisch nur res pnblioia hieß. Erst im achtzehnten Jahrhundert spricht man hier von einem Staatsrecht, früher jus publicuin, erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts macht das allgemeine Landrecht den Staatsbegrifs offiziell. Doch auch nachher noch erbt sich der alte Sprachgebrauch fort. In Preußen hießen die Provinzen oder Landschaften mit besonderer Verfassung, wie in den Niederlanden, Staaten. „Gesetzsammlung für die königlich preußischen Staaten" ist heute noch offizieller Titel. And das Patent, mit dem Franz der Zweite 1804 den österreichischen Staat begründete, spricht von unseren Königreichen und anderen Staaten.

So jung das Wort ist: es trägt doch schon den Todeskeim in



Res publia.

S5

sich. Innerhalb eines Staates ist der Staatsbegriff überflüssig.

Man spricht nur in Übergangszeiten von staatsrechtlichen Fragen; sonst von innerer Politik. Und wo das Staatsrecht allein von Bedeutung wäre, in den Beziehungen zwischen verschiedenen Staaten, in internationalen Beziehungen, da spricht man von Völkerrecht, von einem jus gentium, nicht von einem jus publicum. Nicht zu übersehen wäre dabei, daß im Wort Völkerrecht sich, doch, zuerst sprachlich und unabsichtlich, die Sehnsucht nach einem Recht der Völker ausspricht, einem noch ungeschriebenen Recht, ähnelnd der Verfassung. Äußerste Heuchelei steckt hinter manchen Anträgen der Staaten zu Gunsten eines Völkerrechtes: jede Macht möchte die besseren Waffen des Gegners verbieten. Die Monarchomachen zogen eben so aus dem ursprünglichen Sinn von res publica. ihre Schlüsse in Zweifel. Eine höchste Ausbildung erlangte dieser Begriff, der so streng wieder aus den Silben res publica, abstrahiert wurde, während der Großen Revolution im 18. Jhd. : res publica als supremum, lex. Spielt aber schon bald nach Machiavelli (Botero 1583) als rationale <ii stato, raison d'état, Staatsraison eine bewußt anarchische und unchristliche Rolle. (Heuchlerisch war auch der Anti-Machiavelli Friedrichs von Preußen.)

Aber auch in den Kreisen, die allein Geschichte machen können, wird vom Staat eigentlich nur noch verlegen gesprochen wie von einem Riesenäulein. Minister, die zu dienen haben, heißen Staatsminister; aber der Titel soubordonné ä'st. hatte sich im siebzehnten Jahrhundert für soubordonné ä'roi eingeführt, als in ehrlich absolutistischen Zeiten die Bedeutung des Staates betont werden sollte. In Deutschland gar heißt Etat fast nur noch das Budget; Etatredner sind Redner über Geldfragen. Unsere ungern konstitutionellen Fürsten und ihre wirklichen Vertreter, die Gesandten, sprechen vom Staat eben so selten wie vom Parlament; dafür von: potentiis,, Mislanze, power, Macht. Man könnte diesen Sprachgebrauch fast ehrlich nennen.

Wie groß die Kelchesei ist, die zwischen den Staaten und in den Einzelstaaten mit dem Worte Recht getrieben wird, wo von Machtfragen allein die Rede sein sollte, Das erhellt schon daraus, daß ein Bismarck sich einmal dagegen verwahren zu müssen glaubte, die Reges'ö^r^Kas^GeflüAkt^

sprachen zu haben; aber bereits Luther hatte den SalT^aß Gewalt über Recht gehe, als ein gemein Sprichwort angeführt; und Spinoza als Staatsrechtslehrer (im Politischen Traktat) begründet das"naturrecht ganz unbefangen damit, daß jeder nur so viel Recht hat, wie er Macht besitzt.



SS

Die Zukunft,

Man lese in Mengers „Neuer Staatslehre“ die vorzügliche Darstellung des Verhältnisses zwischen den einzelnen Gruppen der Staatsbürger, wie es sich entwickelt hat, und man wird beinahe wie einen Haß eines modernen Staatsrechtlers gegen den Staat heraushören. Allerdings redet Menger noch von Zwecken der Menschheit, denkt also doch wohl an eine Bestimmung der Menschheit; aber von dieser Vorstellung aus kommt er zu dem Urtheil: „Die Staaten als solche haben gar keinen Zweck, sondern nur ihre Machthaber.“ Das Streben der obersten Staatsleiter richte sich regelmäßig auf Macht und Glanz; Mengers Ausfall gegen den offiziellen Patriotismus hängt damit zusammen, daß er das Interesse der einzelnen Gruppen an des Staates Macht und Glanz richtig einschätzt. Er erkennt deutlich, daß die alte theokratische Staatslehre, die ja als eine Phrase von den konservativen Parteien immer noch gepredigt wird, zu Grunde liegt, wenn heute noch angesehene Staatslehrer dem Staat Etwas wie eine selbständige Persönlichkeit zuschreiben. Bis zu einer sprachkritischen Analyse des Staatsbegriffes ist Menger trotzdem nicht vorgedrungen; er ist aber Skeptiker genug, um die Verschiedenheit der einzelnen Staatsformen nicht gerade feierlich zu nehmen; er prophezeit, der volksthümliche Arbeitstaat der Zukunft werde bei den Romanen eine republikanische, bei den Germanen eine monarchische Form annehmen. Will man ein deutliches Bild erhalten von der Wortheuchelei, die überall von Rechtsfragen redet, wo es sich einzig und allein um Machtfragen handelt, so betrachte man einmal die Stellung der Parlamente zu den vollziehenden Machthabern und zu dem wählenden Volk. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß dem Ringen der Parlamente um die Macht bei den besten Parlamentariern ein Rechtsgefühl zu Grunde liegt, eine Sehnsucht nach einem Idealstaat, in dem immer die res publicus, das Gemeinwohl, zu entscheiden hätte; aber nur äußerst selten wird im Parlament selbst zugestanden, daß der politische Kampf ein Kampf um die Macht sei. Der begabte oder gar geniale Politiker, der nur reden darf, nicht aber an der Errichtung eines neuen Staatsgebäudes mitschaffen, ist die tragische Gestalt unserer konstitutionellen Staaten, nicht nur Preußen-Deutschlands; ich verweise darauf, wie Maximilian Harden („Köpfe“) das Tragische in der Gestalt Eugen Richters dargestellt hat. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß kleinere Parteihäupter, die niemals zu der Macht gelangen, für die von ihnen verteidigten Rechte durch die That einzutreten, tragikomische oder gar komische Persönlichkeiten sind. Nicht ganz so schlimm steht es um die wissenschaftlichen Staats»



Res ?udÜLS.

5.7

rechtslehrer, weil Diese ihre Kraft nicht in elenden Verhandlungen mit den Machthabern und mit dem Volk aufreiben müssen, weil sie, wenn eine geistige Kraft da ist, diese Kraft zur Kritik der Verhältnisse und zur Aufrüttelung einer neuen Sehnsucht verwenden können. Hat ein solcher Staatsrechtslehrer erst eine Schule gegründet (ich denke eher an Rousseau oder Marx als an eine Schule im Hörsaal), so ist er selbst ein Machtfaktor geworden, ein Staat im Staate, mit dessen Vertretern die herrschenden Machthaber Paktiren müssen wie mit den Vertretern anderer Mächte.

Die Gelehrten jedoch, die das Staatsrecht nur systematisch oder historisch darstellen wie andere Fächer auch, dürfen nicht glauben, daß sie irgendeine lebendige Macht bedeuten. Eben so wenig wie jemals ein Klassisikator das Reich der Organismen durch seine geistige Arbeit vermehrt hat. Ganz besonders aber ist es falsch, wenn theoretische Staatsrechtslehrer sich auf die Theorien berufen, die ein großer Staatsmann, ein genialer Staatsgeschäftsmann gelegentlich im Kampf um die Macht ausgesprochen hat. Man studire einmal die „Grundzüge einer Allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck“, die Rofin gründlich und mit musterhaftem juristischen Scharfsinn zusammengestellt hat. Eine allgemeine Staatslehre ist aus der Geschäftsführung eines Staatsmannes eben so wenig zu abstrahiren wie eine brauchbare Mechanik aus der Partie eines Billardspielers; jeder Stoß des Spielers beruht auf der Kenntniß mechanischer Gesetze, jeder Zug des Staatsmannes auf der Kenntniß psychologischer Thatsachen: aber Keiner von Beiden will eine neue Theorie aufstellen oder sich zu einer alten bekennen.

Man vergegenwärtige sich die Lebensarbeit Bismarcks. Er hat sich mit wachsender Bewußtheit und wächsender Kraft die Aufgabe gestellt: den Wunsch seines Königs nach einem mächtigeren Preußen mit seiner eigenen Sehnsucht nach einem einigen Deutschland zu verbinden. Mit wachsender Bewußtheit und mit wachsender Größe gelingt es ihm, die für eine solche Aufgabe nöthige Macht in seiner Person zu sammeln. Um diese Macht zu Haben, muß er mit allen Mitteln der Psychologie die entgegenstehenden Widerstände niederkämpfen: die Widerstände bei der militärfeindlichen Volkspartei, aber auch die Widerstände beim König und bei dessen Umgebung, die Widerstände bei den adeligen Großgrundbesitzern und bei der Katholischen Kirche. Auch wenn Bismarck nicht so oft seine Verachtung gegen wissenschaftliche Theorien in der Politik ausgesprochen hätte, müßte sich aus der geschilderten Sachlage ergeben, daß Bismarck unaufhörlich um seine Macht zu



58 Die Zukuuft.

kämpfen hatte und in jedem Augenblick des Kampfes die vorhandenen Staatstheorien als Mittel gebrauchte, wie andere psychologische Mittel auch, für seinen einzigen Zweck; und dieser einzige Zweck war nur darum groß und heiligte nur darum alle Mittel, weil die Einigung Deutschlands eine Bedingung der deutschen res pnblios. war, eine Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt der deutschen Landsleute. Bismarck wurde in seinen Reden und in seinen Erinnerungsschriften oft genug zum ersten politischen NaZister (?sr' innise; aber man thut ihm gewiß nicht Unrecht, wenn man behauptet: die meisten Aeüßerungen aus der Zeit der Kämpfe um seine Macht sind Kompromisse, sind Forderungen des Tages. Die wichtigsten theoretischen Fragen (das Verhältniß zur Kirche, die Staatsform) behandelt er gelegentlich, als ob sie Stellungen der Bälle auf demBillard wären. „Politik ist keine exakteWissenschaft.“ So gilt das grimmige Wort, das tzobbes über den Naturzustand der Menschen, über den Zustand vor Entstehung der Staatensysteme gesprochen hatte, erst recht für das Verhältniß der Parteien zu den Systemen eines Staatsrechtes: dslluin oinnium contra oinnes. Der Staatsmann haßt und verachtet die Staatsrechtslehrer; Diese bekämpfen den Staatsmann, so lange er am Werk ist, und setzen sich erst historisch mit ihm auseinander, wie sie sich mit Napoleon erst historisch auseinandergesetzt haben; und die Hauptmasse des Volkes haßt den Staatsmann, die gelehrten Staatsrechtslehrer und (trotzdem dieLiebe zur Heimath vorhanden ist) den Staat. Das gemeine Volk fragt weder den Staatsmann noch den Gelehrten noch den Staat nach Theorien, nach Gründen. Es wäre entsetzlich für die Heimath, die wir Alle lieben, wenn erst das gemeine Volk deneigenen Machthabern gegenüber so empfinden würde, wie Kleist dem fremden Bedrücker gegenüber, wenn es sich in einer Revolution, die doch einsach und eigentlich die Anpassung an neue Verhältnisse sein sollte, den wilden Kriegsruf zu eigen machte:

„Schlagt ihn tot! Das Weltgericht

Fragt Euch nach den Gründen nicht!"

Woher dieser Haß, der von Niemand geleugnet werden kann, welcher sehen will, was ist? Der Hauptgrund dürfte darin zu suchen sein, daß der Staat seinem Wesen nach nur ein nothwendiges Uebel ist, ein Mittel der allgemeinen Wohlfahrt, daß aber dieser Staat eben so personifizirt worden ist wie die weiteren Mittel des Staates, wie Heer und Polizei, und daß man alle diese „Persönlichkeiten" und einige andere dazu, well man sie zu Personen gemacht hatte, für Selbstzwecke hielt. Der Staat sollte nur da mit



Kss ?udlic:s.

8g

seinen Macktmtiteln eintreten, wo er unentbehrlich ist; aber er sieht in seinen Machtmitteln einen Zweck an sich und möchte darum überall herrschen.

Man achte auf die Geschichte des Wortes Polizei, das vom griechischen <sup>^</sup>«Xticm s>ss publico» herkommt; bis ins siebenzehnte Jahrhundert verstand man unter Polizei entweder den Staat selbst oder die innere Einrichtung eines Staates; dann gewann das Wort immer mehr die Bedeutung einer Aufsicht über das Leben der Staatsbürger und ist heute, trotzdem die Macht der Polizei gesetzlich geregelt ist, beim niederen Volke die meist gehäßte Vertretung des Staates. Der Mann aus dem Volk lernt den Staat aktiv durch seine Dienstpflicht, passiv durch die Polizei kennen. Der Mann aus dem Volk weiß nicht, daß die Rechte und Gesetze, denen er in Familien«, Eigenthums«, Straf- und Kirchen-Angelegenheiten gehorcht, eine sehr langsame Geschichte von Jahrtausenden gehabt haben, er weiß nicht, daß die Gesetze und die Rechte des oben allmächtigen Staates und der unten allmächtigen Polizei erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit um die Anerkennung ihrer Macht ringen; aber der Mann aus dem Volk ahnt, daß der Staat der Polizei eine Macht gegeben hat, die auf keinem alten Herkommen beruht, und sieht im Staate den Polizeistaat.

Dieser Polizeistaat kann nun, selbst wenn er wollte, bei der ungeheuren Ausdehnung der Staatsterritorien nicht mehr individualisiren, kann nicht patriarchalisch sein; er muß normalisiren, schablonisiren. Das religiöse, das politische Genie würde heute beim ersten Auftreten ins Loch gesteckt werden. Die Polizei würde heute keinen Jesus dulden, nicht einmal einen Heiligen Franziskus. Zum Schutz der Mittelmäßigkeit muß die Polizei das Außerordentliche vernichten. Man denke nur an die Schule, die dieses Polizeistaates würdig ist. Die Mittelmäßigkeit wird abgerichtet, dem Genie werden Klötze zwischen die Füße geworfen. Wo ist der Staat, der (über das Recht auf Arbeit hinaus, das eine schwierige Frage ist) sich die Aufgabe stellen würde: jedem Arbeiterkind und jedem Häuslerkind durch einen Schulunterricht, der nicht dem väterlichen Vermögen, sondern den persönlichen Anlagen des Kindes gemäß sein müßte, eine den Anlagen entsprechende Arbeitsmöglichkeit zu gewähren? Nicht darin ist der Hauptgrund der Abkehr vom Staat zu suchen, daß unsere Monarchien nicht die Staatsform von Republiken erhalten haben, sondern darin, daß Monarchien und Republiken nicht mehr zu wissen scheinen, trotz Alledem, was in der Noth für den Vierten Stand geschehen ist: Der Staat ist ein Summenwort für die Mittel, die der res publica nützlich sind.

Meersburg. Fritz Mauthner,



so  
Die Zukunft.  
Saar und Mosel.  
ei uns weiß man wenig von dem deutschen Südwesten. Man denke nur an die Ausweisung der Herren de Wendel! Ich will gar nicht davon sprechen, daß unsere Politik vierzig Jahre „sprss“ noch nicht verstanden hat, die Herren de Wendel für Deutschland zu gewinnen; unsere Politik ist in der Assimilirung fremder Nationen niemals stark gewesen. Aber unglaublich ist, daß man die Chefs einer Firma, deren Name in der ganzen Welt mit Achtung genannt wird, wie lästige Ausländer behandelt hat. Die Herren de Wendel mußten einige Tage lang ihre Werke von Ioeuf aus leiten. Mit Automobilen wurde die Verbindung nach Hayingen hergestellt, bis man in Straßburg endlich begriff, was man vertapert hatte. Dabei sind die De Mendels in Wirklichkeit deutschen Ursprungs. Iohann Martin von Wendel, aus einer alten deutschen Offiziersfamilie, hat die Firma begründet. Sein Großvater, wie die Spaeters, aus Koblenz gebürtig, war Oberst in einem Kroatenregiment Kaiser Ferdinands. Iohann Martin von Wendel erwarb 1705 das Eisenwerk Hayingen in dem damals noch deutschen Lothringen. Sein Sohn Karl entwickelte das Werk weiter; er erwarb und gründete noch andere Werke in dem Revier, Als er, 178Ä, starb, war Lothringen französisch geworden. Karls Witwe, bekannt als Madame d'Hayange, führte die Werke mit überraschender Sachkenntniß weiter. Von ihren Söhnen war Ignaz der älteste und bedeutendste; er gehörte zu den Gründern der heute so berühmten Creuzot-Werke. In der Revolution wurde auch die Familie De Wendel „verdächtig“. Ignaz flüchtete nach Deutschland, wo er 1793 in Ilmenau starb, Madame d'Hayange hielt aber furchtlos in den Stürmen der Revolution aus und vertheidigte den Familienbesitz mit großer Energie. Auch die Revolution mußte Rücksicht auf das Werk Hayingen nehmen, weil es ihren Armeen Kriegsmaterial lieferte. Aber schließlich wurde das Werk doch Staatseigenthum und dann verkauft. Der Käufer aber ging schnell zu Grunde; und nun wurde das Werk abermals zum Verkauf gestellt. Inzwischen war Napoleon emporgekommen. Er gestattete den Emigranten, in die Heimath zurückzukehren. So konnten auch die Söhne von Ignaz, Charles und Francis Vendel, wie sie unter der Revolution heißen mußten, bei der Versteigerung des Werkes mitbieten. Sie erstanden das Werk. Das war im Jahr 1803. Franyois de Wendel ist der Schöpfer der Größe des Hauses. Er hat 1811 auch das staatliche Werk Moyeuvre gekauft, so daß die Firma De Wendel, wie Krupp, jetzt vor einem Iubiläum steht. Franyois de Wendel hat als einfacher Arbeiter in England den Puddelprozeß studirt und ihn dann auch herübergebracht. Nach ihm heißt die Firma I^es ?stits-?ils äs I'rsvyois gs ^Vsngsl. In den achtziger Jahren hat die Firma das Werk Ioeuf gegründet. Sie hat weitaus den stärksten Erzbesitz im Minetterevier und außerdem die Kohlenzeche Klein-Rosseln, die etwa anderthalb Millionen Tonnen Kohle im Jahr



Saar und Mosel.

SI

fördert. Sie hat auch eine holländische Kohlenzeche erworben und dabei mit der Deutschen Bank eine Obligationenanleihe von 16 Millionen Mark abgeschlossen. In großen elsässischen Finanzinstituten haben die Mendels ein ansehnliches Interesse. Schon durch den Abschluß der Anleihe mit der Deutschen Bank kam zum Ausdruck, daß die Firma den Blick mehr nach Deutschland richtet. Sie hat aber auch in Nordwestfalen eine Kohlenzeche errichtet und im Direktor Pastor einen deutschen Betriebsleiter gewonnen; selbst eine solche Firma kann vor der überlegen voranmarschierenden deutschen Industrie die Augen nicht schließen. Sie bekam den Wandel der Zeiten ja auch stark zu fühlen. Die neuen Werke, die im Revier aufkamen, zogen große Arbeitermassen an und trieben dadurch die Löhne in die Höhe. Stinnes und Thyssen haben die Saar- und Mosel-Bergwerksgesellschaft auf die Höhe gebracht; daneben ist die Internationale Kohlen-Bergwerksgesellschaft entstanden, Alles in Konkurrenz mit den Mendels. Ihnen kommen an Alter die Röchlings nah.

Die Röchlings stammen aus dem westfälischen Ort Wickede. Sie müssen aber schon früh nach der Saar ausgewandert sein; denn schon aus dem Jahr 1761 wird uns berichtet, daß der Kammermeister Johann Gottfried Röchling, im Dienste des Herzogs von Nassau-Saarbrücken, Versuche unternommen habe, Saarkohle zu verkoken. Die industriell-kaufmännische Größe des Hauses Röchling wurde aber von dem im vorigen Jahr verstorbenen Karl Röchling begründet. Er war 1827 als Sohn eines Geheimen Sanitätsthates geboren, hat sich in jungen Jahren im Ausland umgesehen und trat dann als Theilhaber in das Kohlen- und Bankgeschäft C. Schmidtborn in Saarbrücken. Die Verbindung von Kohlen- und Bankgeschäft ist alt, wie die Verbindung von Bank und Getreidehandel. Vor wenigen Jahren noch hat eins der ältesten Bank- und Kohlengeschäfte von Westfalen, die Firma. Mühlenbeck, ihr Bankgeschäft an die Deutsche Nationalbank abgetreten. Aus der Firma C. Schmidtborn ist nachher die Firma Gebrüder Röchling hervorgegangen, ähnlich wie in Koblenz aus der Firma Wirth die Firma Carl Spaeter entstanden ist. Karl Röchling hat in den fünfziger Jahren zusammen mit der Firma Haldy die Hochofenanlage Pont-5-Mousson begründet, die später durch eine große Gießerei erweitert wurde. Die Gußröhren von Pont-s-Mousson haben der deutschen Industrie schon viel zu schaffen gemacht. Da die Czechen die Deutschen gern ärgern, kaufen sie mit Vorliebe Röhren aus Pont-s-Mousson. Die Politik war es auch, welche die Röchlings aus dem Ort trieb. Unter Boulanger kam in Frankreich der Gedanke auf, daß man die Röhren für Gas- und Wasserleitungen nur von einheimischen Firmen beziehen dürfe. Da mußten sich die Röchlings zurückziehen. In neuster Zeit aber sind die Beziehungen zu Frankreich wieder aufgenommen worden und die Röchlings arbeiten an verschiedenen Stellen mit Franzosen zusammen. Sie besitzen nun mit den AciSries de Longwy die Zeche Carl Alexander bei Aachen und das Erzbergwerk



S2

Die Zukunft.

Valleroy an der deutschen Grenze. In Frankreich haben die Röchlings eine Konzession für die immer wichtiger werdenden kieseligen Erze. In ähnlicher Weise sind auch andere deutsche Montanindustrielle an Frankreich interessirt. Die Burbacher Hütte hat in Belleville, Thyssen in Louaville und Batilly, Stumm in Conflans große Erzkonzessionen und Gelsenkirchen ist an Aubrives und Pierremont theiligt. Klöckner hat zusammen mit Hoesch und Phoenix das große Erzbergwerk Iarny gegründet und für Kneuttingen hat er die bedeutende Erzkonzession Murville erworben. Drahtseilbahnen von Meilenlänge sollen die französischen Erze herüberbringen; aber die Behörden fürchten, man könnte in den Erzwagen Etwas herüberschmuggeln, vielleicht Champagner, und machen deshalb noch Schwierigkeiten. Thyssen, Krupp und Gelsenkirchen haben sich mit Franzosen und Belgiern zusammengethan, um riesige Erzlager in Algerien zu erschließen. Französische Eisenwerke, wie Longwy und Pont-à-Mousson, haben jetzt dem Eschweiler Bergwerksverein Kohlenfelder abgekauft. Franzosen finden wir mit Deutschen auch sonst bei Kohlen-Unternehmungen, so bei Friedrich Heinrich auf dem linken Rheinufer und in Lothringen bei der Internationalen Kohlenbergwerksgesellschaft. Auch in Kali und Zink bethätigt sich französisches Kapital auf deutschem Boden. Diese ganze Entwicklung hat Karl Röchling miterlebt. Rheinwärts und abwärts, bis nach Mailand und Glasgow, hat er Niederlassungen errichtet. In dem Haus der Röchlings wurden die Deutschen Solvay-Werke gegründet. Interessant sind die Umstände, die Karl Röchling in die Eisenindustrie brachten. Er ging vom Koks aus. Zusammen mit der Firma Haldy gründete er die Koksofenanlage Altenwald, die dann in den Alleinbesitz der Firma Gebrüder Röchling überging und später ein Bestandtheil der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke wurde. Als in den siebziger Jahren die schwere Krisis über die deutsche Eisenindustrie hereinbrach ging es natürlich auch mit dem Koks nicht. Röchling entschloß sich, den Koks selbst zu verwenden. Dazu brauchte er ein Eisenwerk. Die waren damals billig zu haben. Vor den Thoren von Saarbrücken, in Völklingen, lag ein Eisenwerk. Das war 1874 gegründet worden, mußte aber 1878 stillgelegt werden. Dieses Werk wurde von Röchling bei der Liquidation billig aus der Masse erworben. Völklingen wurde nun als Puddel- und Schweiß-eisenwerk ausgebaut. Zuerst wurden Träger gewalzt, weil die Firma diesen Artikel im Handel brauchte, ihn aber von den Werken nicht bekommen konnte. Bald machte sich die Firma auch in Roheisen unabhängig. Im Jahr 1883 wurde der erste Hochofen in Betrieb gesetzt. Karl Röchling war an der Saar der Erste, der Nebenprodukte aus dem Koks gewann. So kam Völklingen Schritt vor Schritt tiefer in die Eisenfabrikation. In 1890 wurde das Thomasstahlwerk gebaut. Dann wurde die Fabrikation von Stabeisen, Oberbaumaterial, Draht und, in Konkurrenz mit Thyssen, auch von Bandeisen aufgenommen. Im Jahr 1900 wurde die Karlsruhle bei Diedenhofen gebaut, mit deren Gasen



Saar und Mosel. 63

für die sechs Kilometer davon liegenden Erzgruben elektrische Kraft erzeugt wird. Karl Röchling erkannte früh die Bedeutung des Erzplateaus von Briey und sicherte seiner Firma einen Theil davon. In ihm war eine erstaunliche Lebenskraft. Noch an seinem Todestage hat er, fast vierundachtzig Jahre alt, das gewohnte Schwimmbad genommen. Er hat vierzehn Kinder hinterlassen. Das sind aber noch nicht alle Röchlings; es soll ihrer sechsundfünfzig geben und alle sind weise vertheilt. Zwei sitzen in Völklingen als Leiter des Hauptwerkes. Das sind die Herren Hermann, der Techniker, und Louis, der Kaufmann. Ihr Bruder Robert ist der Leiter der Karlshütte. Röchlings sitzen in Saarbrücken, in Mannheim, Duisburg, Basel, Berlin. Eine starke Stellung haben sie auch in der Kaliindustrie. Hermann Röchling ist da der Vertreter der Familie. Die Gewerkschaft Hohenzollern mit ihrem Tochterwerke Meimershausen, die Adler-Kaliwerke und die Halleschen Kaliwerke gehören zum Concern Röchling, der da auch mit der Internationalen Bohrgesellschaft zusammenarbeitet. Ein Röchling ist Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses. Dort und draußen kämpft er seit einem Vierteljahrhundert mit Eifer und Sachkenntniß für die Kanalisation von Saar und Mosel. Auch in dem Deutsch-Französischen Wirtschaftsverein sehen wir ihn auftreten. Die Macht der Röchlings im Südwesten ist groß. Verwandt mit ihnen sind die Vopelius, die das maßgebende Interesse an der Glasindustrie des Saarreviers besitzen. Durch ihre alten Beziehungen zur Industrie beherrschen die Röchlings, zusammen mit einigen anderen Bankhäusern von Tradition, auch das südwestdeutsche Bankgeschäft. Das Haupt der Familie Röchling ist heute der Kommerzienrath Louis Röchling. Mittelgroß. Auf den breiten Schultern sitzt ein Kopf, den man nicht vergessen kann; halb Rockefeller, halb Pastor. Glatt rasirt. Mächtige Glatze. Brille. Eine stahlharte Natur. Realpolitiker. Hat die unverwüstliche Lebens- und Schaffenskraft von dem alten Herrn geerbt, aber auch die Fähigkeiten und die Schlichtheit des Auftretens. Louis Röchling ist nicht nur der Vorsitzende des Walzdrahtverbandes, sondern auch der Leiter des Stahlverbandes. Stahlverbandspapst haben ihn die Leute getauft; aber seine Meisterschaft in der Führung der Verhandlungen wird von Keinem bezweifelt. Röchlings Eisen- und Stahlwerke gehören zu den Saar-Werken. Da giebt es im Ganzen vier Hauptwerke: Röchling, Stumm, Burbach und Dillingen. Eigenthümlich ist den Saar-Werken die Tradition. Das Eisengewerbe an der Saar geht, wie das im Siegerlande, Jahrhunderte zurück. Es hat keinen Zweck, Einzelheiten aus der älteren Geschichte der Saarindustrie auszukramen. Eigentlich kann man heute ja auch keine Industrie nennen, wenn, zum Beispiel, noch im Jahr 1762 ein Hochofen in vierundzwanzig Stunden eine einzige Tonne Roheisen herausbrachte. Aber wenn man liest, wie Generationen hart gearbeitet haben, um ihre Werke vorwärtszubringen, dann bekommt man Respekt und versteht auch, daß in der Saarindustrie ein ganz an-



Die Zukunft, derer Ton herrscht als am Niederrhein. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als etwa Stinnes und Stumm. Stinnes ist das jüngste Reis von einem alten Stamm, aber ein Reis, das sich früh losgetrennt hat und nun selbst mächtige Triebe aussandte. Unzweifelhaft ein tüchtiger Kerl, der aber nicht die leiseste Ehrfurcht vor Tradition hat. Ein Mann, der nur seine Interessen kennt und rücksichtslos Alles über den Haufen rennt; sogar dem ehrwürdigsten aller Fisci, dem Saarkohlen-Fiskus, eine vernichtende Konkurrenz bereitet. Industrieller Kondottiere, spekulativer Finanzmann, Promotor, durch und durch Amerikaner, Demokrat, ohne Neigung, im öffentlichen Interesse zu wirken. Dagegen die Stumms ein altes Industriegeschlecht, dessen Glieder sich vielfach öffentlich bethätigt haben. Stramm Reichspartei! Der alte Freiherr einer der tapfersten Vorkämpfer der bismärckischen Wirthschaftspolitik. Andere Mitglieder der Familie in der hohen Diplomatie thätig. Auch ein fleißiges Geschlecht; aber stets im Rahmen des Ganzen seine Interessen verfolgend. Stumm wars, der, ohne sein Interesse zu bedenken, erwirkt hat, daß Bismarck die Saar-Gruben nicht verkaufte.

Die Eisenindustrie an der Saar beruhte auf dem rothen Thoneisenstein und dem Holzreichthum des Gebirges. Merkwürdig: oben quälte man sich mit Holzkohlen und unter der Erde schlummerten unermessliche Schätze von Steinkohlen. Das Saarkohlengebiet ist durch den Frieden von 1815 aus französischem Besitz an Preußen gekommen; ein Glied der Familie Stumm, der später so bekannte Oberbergrath Boecking, hat die Ueberführung an Preußen bewirkt. Gut ein halbes Jahrhundert später hat Deutschland wieder in einem Friedensschlusse mit Frankreich überhaupt die wichtigste Grundlage seiner modernen Eisenindustrie, die Minette von Lothringen, erworben; und wieder war ein Stumm dabei thätig. Die Geologen haben die Grenze gezogen, sagte nachher einmal eine Franzose von dem frankfurter Friedensvertrag. Inzwischen hatte sich die Saarindustrie entwickelt. Freilich: ihre alten Grundlagen, die einheimischen Erze und Wälder, waren zusammengeschrunpft. Es bedurfte mächtiger Anstrengungen, um da eine Eisenindustrie zu halten. Für das Holz fand man endlich Ersatz in den Kohlen; aber die Arbeit von Generationen war nöthig gewesen, bis man aus der Saarkohle einen einigermaßen geeigneten Koks herzustellen verstand. Die Erze mußten aus immer weiterer Ferne herangeholt werden. Die Dillingerhütte kaufte 1845 ein Hochofenwerk an der Lahn und bezog von dort einen großen Theil ihres Roheisens. Die Stumms holten die Erze von der Lahn. Das ging auf die Dauer nicht; wegen der Frachten und wegen des Massenbedarfes. So kam man dazu. Minette zu verhütten. Sämmtliche Saarwerke haben im Laufe der Zeit ausgedehnte Erzkonzessionen in Lothringen-Luxemburg erworben. Anfangs bezogen die Hütten ihren Koks von dem Fiskus. De Mendels und die Burbacher Hütte machten sich zuerst von dem fiskalischen Monopol frei. Sie bauten eigene Koksöfen. Dann folgten Dillingen und



Saar und Mosel. S5

die Stumms. Ein neuer Fortschritt war es, als die Saarwerke dazu übergingen, Hochofenwerke auf der Minette selbst zu errichten. Auch hier war Burbach an der Spitze: durch die Erbauung des Werkes in Esch, Dann folgten Dillingen mit dem Hochofenwerk Redingen in Luxemburg, die Stumms mit Ueckingen und die Röchlings mit der Karlshütte. In dieser Zeit wurde auch Her Uebergang vom Schweiß-eisen zum Flußeisen bewirkt; in den Jahren 1889 bis 1896 ging im Saarrevier die Zahl der Puddelöfen von 202 auf zurück. Schließlich machten sich die Werke für die Hochöfen auf der Minette auch von dem Saarfiskus unabhängig, indem sie den Koks von Rheinland-Westfalen, vielfach aus eigenen Zechen und Kokereien, bezogen. Der Martinbetrieb ist im Saarrevier seltener als anderswo, weil der Schrott zu theuer ist.

Wenn die Firma Stumm demnächst ihr zweihundertjähriges Jubiläum begeht, sind es genau hundert Jahre her, seit sie sich den maßgebenden Einfluß auf die Dillinger Hüttenwerke verschaffte. Das war ein Theil der Arrondirungspolitik der Firma; Fusionen in der alten Zeit. Als von England das Puddelverfahren herüberkam, haben die Stumms das erste Puddel- und Walzwerk im Revier gebaut. Sie haben auch die erste Eisenbahnschiene an der Saar gewalzt. Aber als Ferdinand von Stumm, 1838, an die Spitze des Werkes trat, lieferte jeder Hochofen doch erst 15 Tonnen pro Tag und die gefammte Jahresproduktion des Werkes stellte sich auf 14000 Tonnen. Aus diesem kleinen Betrieb hat der Freiherr von Stumm eins der ersten Hüttenwerke Deutschlands gemacht. Er hat für die Hütte das Erzproblem gelöst; rasch -einen riesigen Erzbesitz in Lothringen-Luxemburg zusammengebracht; die Hütte in Koks unabhängig gemacht. Stumm war einer der ersten deutschen Eisenindustriellen, die den Thomasprozeß übernahmen. Mit dem Stahlwerk entwickelten sich die Walzwerke und natürlich auch die Hochöfen. In Neunkirchen kam die erste deutsche Drilling-Reversirmaschine in Betrieb, Als der Freiherr von Stumm ins Grab sank, stellten seine Werke im Jahre 286 490 Tonnen Roheisen her. Seitdem ist ein Jahrzehnt ins Land gegangen. Welch eine Fülle gewaltiger industrieller Ereignisse hat sich in diesem kurzen Zeitraum zusammengedrängt! Thyssen ist aufgekommen und die Gründung des Stahlverbandes enthüllte der staunenden Welt, daß er eigentlich der Stahlkönig von Deutschland sei. Nun begann die Aera der Trustbildungen. Phoenix, Gelsenkirchen, Deutsch-Lux schossen auf. Klöckner und Stinnes traten in den Vordergrund. Krupp wurde als die größte Aktiengesellschaft Deutschlands gegründet und griff weiter aus. Großbanken und Großindustrie verbündeten sich einander. Auf technischem Gebiete traten Gasmotor, Turbine und elektrischer Antrieb ihren Siegeszug an. Deutschlands Montanindustrie wurde die erste der Welt, Stumms Werke sind auch in dieser Zeit nicht unthätig geblieben. Zilliken, der erste Generaldirektor, hat sofort nach dem Tode des Freiherrn unter Aufwendung von Millionen Modernisirungsarbeiten auf



Die Zukunft.

den Hütten begonnen. Insbesondere wurde der elektrische Antrieb eingeführt und eine große Zeche in Westfalen erworben. Ihm folgten als Geschäftsleiter die Herren Müller (Kaufmann) und Turk (Techniker). Pflege der Verfeinerung und Verringerung der Selbstkosten ist ihr Streben. Manche gute Neuerung wurde im Transportwesen geschaffen. Der Umbau der Hochöfen ist <sup>a</sup>st beendet. Das Stahlwerk kann sich sehen lassen. Eine durchgreifende Modernisirung ist jetzt beim Walzwerk im Gang. Da wird mit der Menge kleiner Straßen aufgeräumt; an ihre Stelle kommen große, leistungsähige Anlagen. Ein Techniker aus der Schule von Differdingen leitet diese Arbeiten. Die Werke sind jetzt eine G. m. b. H. Ihre Theilhaber sind: Der Wirkliche Geheime Rath Ferdinand Freiherr von Stumm, früher Botschafter in Madrid, die vier Erben des Freiherrn von Stumm-Halberg, vertreten durch den Generallieutenant z. D. von Schubert, Rittmeister Hugo von Stumm, Rittmeister Fritz von Stumm und Botschafrath Wilhelm von Stumm. Den Vorsitz im Aufsichtrath führt Ferdinand von Stumm. Seine Tochter Maria, eine Jugendfreundin der Kronprinzessin Caecilie, hat sich jetzt mit dem Prinzen Hermann von Hatzfeldt-Wildburg verlobt. Trotzdem die Herren von Stumm in der Gesellschaft eine große Rolle spielen, haben sie stets Zeit für die Werke. Ferdinand von Stumm ist, wie Herr von Krupp-Bohlen, auch schon zu den Sitzungen des Stahlverbandes gekommen.

In engen Beziehungen zu den Stumm-Werken stehen die Dillinger Hüttenwerke und die Halberger Hütte. Diese bekannte Hütte liegt dicht bei Saarbrücken hinter dem Halberg, Das Werk gehört zu den führenden Hochofengießereien Deutschlands. Das will besagen, daß es eigene Hochöfen hat und das darin erblasene Roheisen in riesigen Gießereien selbst weiterverarbeitet. Man findet darin alle denkbaren Gußwaaren, von den Artikeln für Wasserleitung und Kanalisation bis zu den gußeisernen Töpfen und Bratpfannen. Die Hütte hat fünf Hochöfen, eigene Kokerei und ihr Jahresversand stellt sich auf etwa 100000 Tonnen Gußwaaren. Im Verwaltungsgebäude findet man eine Art Museum von alten Gnßsachen, darunter auch ein Abflußrohr aus den berühmten Wasserwerken von Versailles. Das Rohr ist sehr gut erhalten; nur die schmiedeeisernen Nieten mußten mehrfach erneuert werden: ein lehrreicher Veitrag zu dem Kapitel Gußrohr und Schmiederohr. Direktor Müller hat jetzt eine neue Methode, Hochofengase zu reinigen, ausgedacht, zur selben Zeit wie Direktor Bian in Dommeldingen. Ich erwähne Das zum Beweise dafür, daß man heute auf den Werken Tag und Nacht darüber sinnt, wie die Herstellungskosten verringert werden können. Der Kaufmann drängt den Techniker, immer billiger zu arbeiten; denn durchgreifende Preiserhöhungen sind in Eisen heute nicht mehr zu erreichen.

In Dillingen stand schon zur Zeit des Roi Soleil ein Hochofen.

Wie De Wendels, so hat auch Millingen in alter Zeit Kriegs» und Friedensmaterial hergestellt. Heute sind die Dillinger Hüttenwerke ein



großer gemischter Betrieb, wie er an der Saar heimisch ist. Der Koks wird (in 180 Oesen) aus Saarkohle hergestellt-. Das Werk hat Erze in Luxemburg-Lothringen. Es hat in Dillingen zwei Hochöfen mit Schräg-Aufzügen (den einzigen im Revier), ferner seit 1898 ein Hochofenwerk in Redingen, weiter in Dillingen ein Thomas-Werk, ein altes Martin-Werk mit sechs kleinen Oesen und ein sehr stattliches neues Martin-Werk mit drei Oefen und dazu natürlich große Walzwerksanlagen. Träger werden in Dillingen nicht gemacht, wohl aber Eisenbahnmaterial und vor Allem Blech. In Blechen steht Dillingen im Stahlverbande direkt hinter Thyssen und Phoenix. Es giebt zwei Feiblechwerke, ein neues und ein altes. Zu dem alten Grobblechwerk wird jetzt ein modernes gebaut, Die Hochofenanlage wird um zwei neue Oefen verstärkt. Platz ist reichlich da, während man sonst im Saarrevier etwas beengt ist; die Bauern fordern Riesenpreise für das Land. Die redinger Hochöfen werden wohl stillgelegt werden, wenn die Hochöfen in Dillingen, die man hauptsächlich wegen der Gase baut, fertig sind. Dillingen hat in seiner Fabrikation zwei Spezialitäten: Panzerplatten und Weißblech. Die Panzerplatten werden nach den Patenten Krupps hergestellt. Wenn man die Mammuthcoquillen für die Blöcke sieht, bekommt man noch mehr Angst vor den Panzerplatten. An sich werden sie wie gewöhnliche Grobbleche ausgewalzt. Aber natürlich ist der Stahl, der in Martin-Oefen hergestellt wird, durch entsprechende Zusätze so widerstandsfähig gemacht, daß er von den stärksten Schiffsgrenaten auch nicht einmal geritzt wird. Aber sehen kann Niemand, wie diese Fabrikation vor sich geht. Um die Platten vor neugierigen Augen zu bewahren, werden sie, da sie ja nicht in der Westentasche weggebracht werden können, in Tücher eingehüllt; der Fachmann könnte doch aus der Form der Bleche seine Schlüsse auf die Schiffskonstruktion ziehen. Die Fabrikation von Panzerplatten hat manche Aehnlichkeit mit der Waffenfabrikation und dem Bau von Kriegsschiffen. Die Werke müssen nämlich überaus kostspielige Anlagen mit den modernsten Einrichtungen stets bereit halten, um sofort arbeiten und schnell liefern zu können; aber wenn die Aufträge erledigt sind, stehen die Betriebe still. Solche Schwankungen vertheuern natürlich die Fabrikation. Auch bei der Herstellung von Weißblech wird das Geheimniß sorgsam behütet; aber man kann dem äußeren Gange der Fabrikation doch wenigstens folgen. Der ist an sich sehr einfach. Die Bleche werden im Dampf sehr dünn ausgewalzt, vielfach gereinigt und kommen in ein Zinnbad, werden genau sortirt, in Kisten verpackt und dann an die Konservenindustrie verschickt. Aber die Bedeutung liegt in den Geheimnissen der Fabrikation, die man von außen natürlich nicht erkennen kann. Es giebt in Deutschland nur etwa ein halbes Dutzend Werke, die Weißblech fabriziren; dazu gehören De Wendel, Phoenix und die Rasselsteiner Gewerkschaft. Neuerdings bauen Van der Zypen-Wissen ein Weißblechwerk im Siegerlande.

Die Dillinger Hüttenwerke haben sich einen leitenden Einfluß

s



Die Zukunft.

auch auf die Aktiengesellschaft Mssguin gesichert. In den Werkstätten von Mssguin werden Bleche weiter verarbeitet. In Kohlenwäschen hat diese Gesellschaft ein Weltgeschäft. Die Werkstätten liegen auf der anderen Seite des Bahnhofes von Dillingen. Wie bei Dillingen, so giebt es auch bei Mssguin einen Block französischer Aktionäre. Man trifft auf den Dillinger Werken auch noch alte gut erhaltene Gebäude mit der Aufschrift Isminoir«; freilich sind jetzt keine Walzwerksanlagen mehr darin. Berühmt ist in Fachkreisen das Verwaltungsgebäude der Dillinger Hüttenwerke. Aeußerlich schlicht, birgt es im Innern Räume, die in ihrer gediegenen Vornehmheit ihresgleichen in der Montanindustrie nicht mehr haben.

Auch die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke sind ein moderner gemischter Betrieb: Hochöfen, großes Stahl- und Walzwerk, ausgedehnter Erzbesitz in Lothringen, Kokereien, in denen Saarkohle verkocht wird, umfangreicher Kohlenseloerbesitz in Lothringen, am Niederrhein und in Westfalen. Weltberühmt ist Röchlings Elektrostahl-Ofen. Man kennt heute viele Methoden, Stahl durch Elektrizität herzustellen. Diese Methoden lassen sich in zwei große Systeme eintheilen: Lichtbogen-Ofen und Induktion-Ofen. Unter den Lichtbogen-Oefen stehen die Systeme Hsrout, Girod und Stassano an der Spitze, unter den Induktion-Oefen die Systeme Kjellin und Röchling-Rodenhauser, die sich neuerdings in der Gesellschaft für Elektrostahl-Anlagen vereinigt haben. Die Bedeutung des elektrischen Verfahrens besteht darin, daß das aus den Hochöfen oder aus dem Konverter kommende Roheisen raffinirt und dadurch ein besonders reines, gleichmäßiges Material hergestellt wird. Der Elektrostahl ist hochwerthig, aber noch theuer in der Fabrikation. Der Induktion-Ofen ist die Ausführung eines an sich sehr einsachen Gedankens, den wir Alle auf der Schule in der Vhysikstunde gelernt, den wir aber meist auch prompt wieder vergessen haben. Hermann Röchling hat diesen Gedanken nicht vergessen, sondern praktisch durchgearbeitet und dabei sein Verfahren, Elektrostahl herzustellen, erfunden. Die Röchlings haben aus Elektrostahl auch schon Eisenbahnschienen hergestellt und abgeliefert, Beachtung verdient bei den Röchlings noch die Kohlensrage. Die Gesellschaft hat einen viel besprochenen Kokslieferungsvertrag mit dem Eschweiler Bergwerksverein. Danach liefert Eschweiler, das wegen seiner großen Mengen Feinkohlen viel Koks machen muß, an die Karls- hütte Koks zu einem Preis, der sich im Wesentlichen nach den Roheisenpreisen richtet. Der Vertrag bietet dem Eschweiler Bergwerksverein eine sichere Abnahme von Koks, was namentlich für schlechte Zeiten nicht zu unterschätzen ist. Eschweiler liefert Koks auch an Düddingen. Nun scheint es, daß der Vertrag mit den Röchlings nicht erneuert werden wird; denn die Röchlings sind mit großem Eifer dabei, ihre Kohlenselder im aachener Revier aufzuschließen. Die Schachtanlage dort geht sehr flott vorwärts. Röchlings machen jetzt etwa 700000 Tonnen Roheisen im Jahr, wovon sie einen Theil verkaufen.

Dr. Georg T i s c h e r t,

h rausgeber und verantwortlicher >Xcdalt nr: Marin>llm» harde» in Berlin, — Verlag der Iiilnnlt in Berlik, — Druck von Pas> X i»,,r^b ö> m b h, in Berlin



Berlin, den 15. April 1911.

Der Aeberschöffe.

Aott sei Dank: wir haben ihn! Der Reichstag hat ihn uns glücklich auf die Beine gestellt: den „Ueberschöffen“, den Schöffen der Berufungsinstanz. Der Entwurf der Regirung hatte sich mit der Schöffenstrafkammer begnügt, die freilich schon eine kleine Ausdehnung der Laienrechtsprechung bedeutet; die Reichstagsmehrheit aber sprach: Siehe, ich beschere Euch den Ueberschöffen. Denn Dieser erst verkörpert den juristischen Laienverstand in der zweiten Potenz. Man sage dagegen nicht, daß ein Laie doch gar keinen Juristenverstand haben könne. Denn es stehet geschrieben: Trachtet am Ersten nach der Gerechtigkeit, so wird Euch Alles zufallen. Und die Mehrheit fiel dem Berufungschöffen zu. Etliche aber zweifelten. Und sie meinten: Wohl mag ein Schöff, dafern er geweckten Sinnes ist und frisch und unbefangen, zur ersten Aufklärung und Beurtheilung der Sache helfen und können solche Schöffen gar das Salz der Gerichtsweisheit sein. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Und muß es nicht dumm werden, wenn man den Schöffen fragt, ob ein Urtheil mit Recht gescholten ist, da er doch das Recht, nach dem es gesprochen worden, nicht kennt? Werden alsdann nicht gar noch Leute da sein, die den Ueberschöffen dumm machen wollen, so er es nicht schon ist? Und wie macht man es, um aus dem Schöffen den Ueberschöffen zu züchten? Ist nicht der Eine schier so vollkommen wie der Andere, also daß es keine Steigerung mehr giebt?



Die Zukunft.

Das klingt, aus der Sprache der Nietzsche-Bibel in die des Heerdenlebens übertragen, etwas anders. Um die Berufung in Strafsachen ist es an sich schon ein heikles Ding, weil das Urtheil ganz auf den Feststellungen der Hauptverhandlung beruht. Was einmal festgestellt ist, Das läßt sich selten noch einmal besser oder auch nur eben so gut feststellen; denn neues Material giebt es meist nicht, und was es doch davon giebt, taugt meist nicht, da es nachträglich zurechtgemacht ist. Auch das alte Material aber ist lückenhafter und unzuverlässiger geworden: wichtige Zeugen sind vielleicht weggefallen, anderen hat sich die Erinnerung verwischt. Denn das Gedächtniß ist eine schlechte Vorrathskammer, in der Vielerlei schnell verdirbt. So kommt es, daß die Verhandlung manchmal ein verschwommenes Bild ergibt, wo das erste Urtheil ganz klare und anschauliche Darstellungen enthält, und daß oft gerade die Hauptzeugen ganz versagen. Daß dafür der Angeklagte desto gewitzigter zu sein Pflegt, kann kaum als Ersatz gelten; auch nicht, daß „seinen“ Zeugen meist weniger entfällt als wieder einfällt. Nur unverwüstlicher Optimismus kann von der zweiten Verhandlung eine zuverlässigere thatsächliche Feststellung erwarten. Ein Theaterstück „klappt“ um so besser, je öfter es aufgeführt wird, aber eine mehrfach vorgeführte Beweisaufnahme ganz sicher nicht. Wenn man trotzdem ein Rechtsmittel giebt, das unendliche Umstände und Kosten mit sich bringt und durch Verzögerung des Endurtheils die gerade in Strafsachen so nöthige Energie der Rechtspflege lähmt, so thut man Das natürlich in der Hoffnung auf ein besseres Urtheil; und wenn man ein solches von einer Wiederholung der thatsächlichen Feststellung in der Regel nicht erwarten kann, so müssen die Vorzüge der Zweiten Instanz wohl anderswo gesucht werden. Sie liegen in der Qualität der Berufungsrichter, denen man eine bessere Beweismwürdigung und eine richtigere Anwendung des Strafgesetzes auf deren Ergebnisse, unter Umständen auch eine gerechtere und einheitlichere Strafbemessung zutraut; sie sollen zugleich Kritiker und Urtheilsfinder sein. Daneben muß ihre gehobene Stellung ihrem Spruch von vorn herein ein höheres Ansehen geben, da im Leben und also auch in der Rechtsprechung nun einmal manche Dinge schwer ins Gewicht fallen, die eigentlich Imponderabilien sind. Das Alles läßt sich mit Berufsrichtern, bei ihrer hierarchischen Gliederung, der fortschreitenden Ausbildung in ihrem Beruf und der ständigen Kontrolle ihrer Leistungen, erreichen (wie denn auch das Rechtsmittel dieser Kontrolle liebstes Kind ist und recht eigentlich ein Erzeugniß der Beamtenhierarchie). Und nun zurück zu unserem Schöffem, dem der Reichstag die



Der Ueberschöffe.

Rolle des Ueberschöffen auf den geplagten Leib schreiben will. Zunächst muß er sich die Frage vorlegen: „Wie werde ich Ueberschöffe?“ Aber die Antwort lautet wunderbar einfach: Durch Zufall! Denn der Reichstag stellt keine besonderen Anforderungen an die Schöffen der Zweiten Instanz; sie werden aus den selben Listen genommen, vertheilt und ausgelost wie andere auch. Ein „ausgesuchtes“ Material will man gar nicht. Das widerspräche dem demokratischen Grundgedanken des Laienrichterthums. Uebrigens wäre eine Zuchtwahl und Auslese der Stärkeren hier schwerlich ausführbar. Also man wird „höherer“ Richter, ohne daß man ein „besserer“ zu sein braucht; ein originelles Novum. Wie verhält sich nun aber der Ueberschöffe, um dennoch ein höheres Ansehen zu haben, um eine bessere Beweiswürdigung und richtigere, namentlich einheitlichere Strafbemessung zu bethätigen, — von der korrekteren Rechtsanwendung erst gar nicht zu reden? Wie zeigt er, daß er ein wirklicher Ueberschöffe ist? Soll er sich als „blonde Bestie“ fühlen und im ungezähmten Willen zur Macht Alles umwerfen, was die Vorderinstanz festgestellt hat? Er soll ja nicht nur Etwas machen: er soll Etwas besser machen. Leider besteht nur zu sehr die Gefahr, daß er es viel, viel schlechter macht als sein Kollege in der Unterinstanz. Sieht er sich doch einer unendlich schwierigeren Aufgabe gegenüber. In der Nnterinstanz überwiegt die Beweisfrage und der Thatbestand tritt zum ersten Mal an ein Gericht heran, er ist sozusagen noch jungfräulich; hier kann auch der einfache gesunde Menschenverstand zu seinem Recht kommen. Sobald aber einmal ein Urtheil gefällt ist und dann angegriffen wird, tritt das Moment der Kritik in den Vordergrund. Nachzuprüfen sind zunächst die Ergebnisse der Beweisaufnahme (nur zu diesem Zweck wird sie ja wiederholt) und deren Bewerthung. Der wäre ein schlechter Berufungsrichter, der, zum Beispiel, einen flagranten Widerspruch zwischen den Aussagen Erster und Zweiter Instanz unbeachtet ließe oder einen vom Vorderrichter für unglaubwürdig erklärten Zeugen unbesehen für voll nähme. Nachzuprüfen sind ferner die Rechtsanwendung, die oft sogar in erster Linie angegriffen wird, die Strafbemessung, die prozessuale Rechtsbeständigkeit des früheren Verfahrens und noch manches Andere. Das ist eine gar heikle Thätigkeit, zumal wenn nur gegen Theile des Urtheils oder wenn von beiden Seiten, vielleicht auch gegen verschiedene Theile der Entscheidung, Berufung eingelegt ist und die Aussonderung des Stoffes der Anfechtung, das Verbot der rskor-msti« in pejus und Aehnliches mehr, noch besondere Schwierigkeiten macht. Der Iurist muß hier oft sein ganzes Judiz zusammen-

7-



Die Zukunft.

nehmen; und nicht jeder Jurist taugt überhaupt für die höhere Instanz (weshalb auch keineswegs jeder hineingelassen wird). Den Laien aber setzt man nach einer Zufallsauswahl ohne Weiteres hinein. Ihm, der noch nie einen Zeugen vernommen hat, dem schon das einsache Verständniß einer Verhandlung oft die größten Schwierigkeiten bereitet, der die elementarsten Verfahrensgrundsätze nicht kennt, von den anzuwendenden Rechtsvorschriften und den Grundsätzen einer gleichmäßigen Strafbemessung keine Ahnung hat und nur zu seiner Ausbildung fünfmal im Jahr auf einen Richterstuhl gesetzt wird, ihm muthet man die Korrektur einer erstrichterlichen Entscheidung zu, für die mancher erfahrene Amtsrichter nicht qualifizirt erachtet wird. Er soll über die Rüge falscher Rechtsanwendung entscheiden, während er über das angewendete Recht selbst erst belehrt werden muß. Wer macht da wohl in Wirklichkeit die Entscheidung? Und verstärkt es die Rechtsgarantien, wenn sie von zwei (statt von füns) Berufsrichtern gemacht oder suggerirt wird?

Aber hören wir, wie die Reichstagsmehrheit ihre Forderung begründet. Wenn man uns die Laienstrafkammer giebt, muß man uns auch den Berufungenat mit Schöffen geben. Wo der Mantel fällt, muß auch der Herzog fallen. Das erfordert die Konsequenz, denn Eins hängt am Anderen. „Das erfordert die Konsequenz“: so ungefähr sagte der Teufel auch, als man ihm den kleinen Finger bot und er gleich die ganze Hand nehmen wollte. Nur war die Logik des Höllensürsten (dem ja nicht umsonst ein i<sup>^</sup>ävocä' ins äiaboli zur Seite steht) immer noch um ein gutes Theil überzeugender als die der Reichsboten. Diese wußten sich nämlich in der Debatte nur dadurch zu helfen, daß sie die Erste und die Zweite Instanz einsach für gleichartig erklärten, weil beide „thatsächlicher Natur“ (keine reinen Rechtsprüfungsinstanzen) seien. Nun leben wir freilich in der Zeit der allgemeinen Gleichmacherei, alle Stünde und Klassen sollen gleichgemacht werden, Gelernte und Ungelernte, Zünstige und Pfuscher, Kluge und Dumme, ja, selbst Männer und Frauen. Wahrscheinlich ist Das auch eine „Konsequenz“, etwa die des Grundsatzes, daß alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind. Aber daß niedere und höhere Instanz das Selbe sei: diese Entdeckung blieb der parlamentarischen Weisheit vorbehalten. Der Berufungsrichter hat danach also genau die selben Aufgaben wie der erste Richter; ihn geht auch gar nicht an, daß die Sache schon einmal entschieden ist. Man läßt sie eben zweimal entscheiden, weil „doppelt besser hält“; und das zweite Urtheil gilt nicht, weil es das höhere und bessere, sondern einsach, weil es das letzte ist. Denu



Der Ueberschöffe. 73

einmal ist keinmal. O Blüthe einer gesunden und praktischen Rechtsentwicklung, um die uns alle anderen Kulturvölker beneiden werden! „Ja," sagen die Reichsboten, „die ganze Beweisaufnahme wird doch in der Berufungsinstanz wiederholt und das Verfahren in der Hauptverhandlung verläuft in den selben Formen wie in der Ersten Instanz." Also weil ein Haus in allen Stockwerken nach dem selben Grundriß gebaut ist, ist es ganz gleich, ob man im Unter- oder im Obergeschoß wohnt? Weil das Berufungsurtheil auf den selben thatsächlichen Fundamenten ruhen muß wie das angefochtene, ist es ihm gleichwerthig, weder zuverlässiger noch schwerer zu finden und zu begründen? Und keinem dieser Logiker ist der Gedanke gekommen, daß die eigene Information des Berufungsrichters nur vorgesehen ist, damit die ihm zugetraute bessere Beurtheilung nicht durch eine weniger gute Kenntniß des Thatsächlichen und der Personen paralysirt wird, daß aber seine eigentliche Thätigkeit, die Kritik des Vorderurtheils, erst beginnt, wenn diese Voraussetzung erfüllt ist. Wer so die wesentlichste Aufgabe der Oberinstanz ausschaltet, Der mag freilich leicht zu der „Konsequenz" kommen, daß der Laie hier eben so gut am Platz ist wie dort, und er muß überhaupt beide Instanzen als gleich behandeln. Das hat denn auch die Reichstagsmehrheit gründlich besorgt. Man sehe sich nur ihre Besetzungsvorschläge an. Für die Erste Instanz zwei Richter und drei Schöffen, für die Zweite wieder zwei Richter und drei Schöffen. Der einzige Unterschied ist also vielleicht, daß in der Ersten Instanz mehr die Schneider vertreten waren, die Iedem Etwas ans Zeug flicken, in der Zweiten mehr die Schuster, die Alles über einen Leisten schlagen; oder daß in der Ersten Instanz mehr die Prinzipale zur Geltung kamen, in der Zweiten, als Ueberschöffen, mehr ihre Commis oder Kontordiener. Vielleicht sitzen auch, was eben so zeitgemäß wäre, in der Ersten Instanz die Väter, in der Zweiten die Söhne. Das Alles hängt genau so vom Zufall ab wie der Umstand, wer seine Sache besser macht; es ist aber auch ganz gleich, denn Recht behält doch stets, wer sie zuletzt macht. Das also ist die langersehnte Berufung. Das versteht der Reichstag unter einer Reform. Wahrhaftig: sie sieht einem „Versuch mit untauglichen Mitteln" sehr ähnlich und müßte eigentlich vom Reichsgericht für strafbar erklärt werden. Macht es doch fast den Eindruck, als ob der ganze vielumstrittene Berufungsgedanke durch diese Ausgestaltung ad absurdum geführt werden sollte. Denn darüber sind selbst die eifrigsten Verfechter dieses Rechtsmittels einig, daß eine Berufungsinstanz ohne wesentlich verstärkte Rechtsgarantien nicht nur keinen Werth ha-



Die Zukunft.

den, sondern sogar eine äußerst bedenkliche Verschlechterung der Strafrechtspflege bedeuten würde. Ein Appell von einer Laienmehrheit an die andere: ist Das wirklich noch eine Appellation? Osäs,t ^luääsus ^.pslls,! Und ein Senat, in den zwei höhere Berufsrichter zur Kritik der unteren Iudikatur und zur Sicherung einer einheitlichen Rechtspflege berufen werden, sich aber dabei von einer beliebig zusammengesetzten und beständig wechselnden Schöffenschaft überstimmen lassen und ihre Hauptkraft auf die Belehrung dieser ungeschulten Mitkritiker verwenden müssen, — ist dieser Senat wirklich eine Bereicherung unseres Iustizorganismus? Dann ist auch eine Mißgeburt mit einem Wasserkopf und drei Beinen als ein erfreulicher Familienzuwachs zu begrüßen. Noch sind wir ja nicht so weit. Nicht die Stadtväter nur sind meist gescheiter, sobald sie einmal das Rathhaus eine Weile hinter sich haben: man kann dieselbe Hoffnung wohl auch von den Reichsboten hegen und eine dritte Lesung erwarten, die höher über der zweiten steht als das beschlossene Berufungsgericht über dem der Ersten Instanz. Dann erweist sich dieser übereilte Mehrheitbeschluß vielleicht doch nur als einen Pyrrhussieg, der mit Elephanten errungen wurde, und die Invasion der Laienbrüder in das Gebiet der Berufung nimmt ein Ende. Man gebe dem Schöffen, was des Schöffen ist oder doch sein kann: nämlich die Mitwirkung bei der ersten Aufklärung und Beurtheilung eines Straffalles. Je mehr er sich dabei bewährt, um so kleiner wird der Theil seiner Urtheile sein, die mit Erfolg angefochten werden. Aber man dränge ihm nicht die Rolle eines Urtheilskritikers und Oberrichters auf, nach der er sich, wenn er wirklich einsichtig ist, wahrhaftig nicht sehnen wird; seine Verantwortung ist ohnehin groß genug. Man lasse dem Juristen, was des Juristen ist, und schaffe als Berufungsenat ein einheitliches Kollegium von füns über dem erstinstanzlichen Niveau stehenden rechtserfahrenen Berufsrichtern, nicht ein Mischprodukt aus Vertretern ständiger Juristenpraxis und laienhafter Gelegenheitkritik, eine Kreuzung von Biber und Ente. Fort mit dem Ueberschöffen! Er wird nie ein gesundes Organ im Körper der Iustitia sein, sondern nur ein Ueberbein an ihrem Fuß; und wer sie damit beglücken will, Der weiß nicht, wo sie der Schuh drückt. Otto Reinhold.



Elixiere des Teufels.

75

Elixiere des Teufels.

Sr. Hoch- und Wohlgeboren Herrn Kaspar von Menthin-Grodenberg,  
Geheimem Archivarius zu Berlin.

ich die Feder ergreife und Ihnen, verehrter und viellieber

HA Vetter, ein Brieflein zu senden gewillt bin, bemerke ich mit Er-  
staunen und nicht geringem Unwillen, daß ich noch gänzlich influen-  
cirt werde von dem wunderlichen Buch des Herrn Kammergerichts-  
rathes Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, welches mir Ihre liebe  
Frau zur Ergötzung und Erbauung auf meine Wanderung mitgab.

Ihre gute Gemahlin, der ich fürder das beste Wohlergehen wünsche und  
der ich mich recht ernstlich zu empfehlen bitte, hat mit besagtem Büch-  
lein wohl erheblich zu reicher Abwechselung während müßiger Stun-  
den beigetragen; allein ich kann doch nicht so mild und günstig von  
diesem Werk des mir sonst theuren Autors sprechen. Diesethalben  
wappnen Sie sich mit Lammesgeduld, bester Vetter, und vergessen Sie  
nicht, daß mir die sublime Schulung Ihres Geistes gänzlich abgeht  
und ich wohl vergeblich nach einer gefälligen Form suchen werbe.

Nie werde ich eines gespenstischen Unbehagens ledig, wenn ich,  
der eigenen Grausamkeit folgend, ein Totes oder Lebendiges in seine  
Bestandteile zerlege. Scheint es mir doch fast, als säße der gute Hoff-  
mann selbst mir gegenüber und schaute mich mit seinen großen Angin  
so recht herzbeweglich an. Es ist nämlich um die Dämmerzeit und alle  
Gegenstände verschwinden schon leicht in den Nebeln dieser Stunde.  
Und thue ich Ihnen, lieber Vetter, kund und zu wissen, daß, seit die  
Geschichte des Bruders Medardus in meiner Kammer liegt, gar man-  
cherlei Seltsames passirl ist, wie, daß in der Nacht die Thüren gingen  
und am Morgen weit offen standen, gleichwohl doch der Schlüssel  
zweimal im Schloß umgedreht war. Und der Herr sei über uns alle  
Zeit! Am Morgen fehlte mir denn auch aus der Lade eine erkleckliche  
Summe Geldes in so und so vielen Goldgulden. Ein gewöhnlicher Dieb  
kann Dies aber nicht gewesen sein. Denn er ließ doch die Hälfte des  
Geldes in der Lade. Was uns höchst eigen und widernatürlich er-  
scheinet und welches Geschehniß zu allerlei tiefsinnigen und erbaulichen  
Gedanken Anlaß giebt. Ich glaube aber, daß an Allem Ihr Buch die  
Schuld hat, Herr Vetter, insbesondere die erschreckend lebendigen Zeich-  
nungen, so darinnen enthalten sind, daß ich, so oft ich sie betrachte,  
meine, diese beweglichen schwarzweißen Gestalten habe der gespenstische  
Maler, über den man in der Geschichte lesen kann, eigenhändig aufs  
Papier geworfen und sie kämen am Ende nachts hervor und begingen  
die Missethaten des Medardus. Diesethalben erhalten Sie auch un-  
verzüglich das Buch zurück. Ich komme jedoch von meiner Rede ab, die  
ich Ihnen über die „Elixiere des Teufels“ halten wollte oder vielmehr  
die ich Herrn Ernst Theodor Amadeus Hoffmann vorschwatzen muß.  
Denn je dunkler es wird, je stiller um mich herum, desto leibhafter  
wird mir das Bild des Verfassers, dem ich wohl in irgendeiner anderen  
Welt schon begegnet sein muß. Ganz deutlich sehe ich Sie, mein der-



Die Zukunft.

ehrerHerrKammergerichts-rath, sehe Ihr schauerlich spöttisches Lächeln, wie es Ihnen eben so eigen ist; halb tiefsinnig wie das Lächeln eines alten, vertrockneten Philosophen, der jenseits aller Grenzen des Humores steht, halb wie das eines Koboldes, dem keinerlei Ding auf Erden und über ihr etwas Anderes wecken kann denn ein höhnisches Zucken um die blassen Mundwinkel. Nein, man kann es nicht einmal mit dem Ausdruck „Lächeln“ belegen, dieweil es eben so spukhaft ist wie die spitzen Nasen, die aus alten Dosen schnupfen, die schwarzen Heftpflaster, die, je nach der Stelle, auf welche sie fixiret werden, dem Antlitz seine Physiognomie verleihen oder nehmen, und die rothen oder grauen Perücken, die bald voll unziemlicher Jovialität an den Plafond geworfen, bald voll Furiosität mit Füßen getreten werden und endlich steif und würdevoll, mit spitzen Zöpfchen, auf den Köpfen ihrer jeweiligen Besitzer prangen. All Dies sind Attribute, ohne die man sich nun einmal das tolle Gesindel, das Ihrem verehrten Haupt entspringt, nicht vorstellen kann. Ia, die Attribute sind es überhaupt, die Ihren Gestalten Leben verleihen. Daß sie die letzte Geberde, dem abgesondertsten Endeffekt aller Emotionen schildern, birgt das Spukhafte. Das Wesen des Schattenhaften. Daß nun diese Emotionen nie Problemen, sondern stets Leidenschaften entspringen, birgt, durch die Brille eines Konturenzeichners gesehen, das Lächerliche, das in seiner grotesken Realität das Moment des Schaurigen noch erhöht.

In Ihren Märchen knisterte, sprühte und leuchtete es; goldene Fluthen thürmteu Welle auf Welle und altbekannte, gleichgiltige Orte wurden zu Tanzplätzen wunderlicher Geister. Schwarze Kater, würdige Konrektoren, ehrsame Bürgerstöchter, bewegliche Nußknacker und steife Räthe: Alle trafen sie sich in den Irrgärten, in die sie von unsichtbarer Hand verzaubert wurden. Das lachte, pfauchte, predigte, koste und hüpfte in tollem Reigen zu süßer ferner Musik. Und über Berge und durch graue Nebel kamen Stimmen, die Alles wieder verjagten. Verschwunden, zerstoben, verdampft. Noch ein letztes Gelächter und dann der dürre Morgenwind, der durch die Straßen fegt. Aus Träumen entstanden, zum Traum geworden.

So waren Sie mir ein heilig wundersames Spiel von Licht und Schatten, von Ton und Farbe, lieber Hoffmann, und ich hatte meine Lust daran, wie als Kind, wenn meine Eltern mich auf die bunte Wiese vor das Stadtthor führten.

Nun kamen die „Elixiere des Teufels“; und über die will ich jetzt reden.

Märchen sind keine Probleme und es gehören auch keine in sie hinein. Man wird mir entgegenen, daß Märchen oft solche Arten von Produktionen sind, in denen die Märchenform angenommen und als Symbol für die abgründigsten Fragen verwendet wird. Ich habe darauf zu erwidern, daß es vollkommen absurd ist, eine Anleihe, wie Dies ein Symbol stets ist, die lediglich zur Vereinfachung oder Veranschaulichung eines Gedankens oder eines Vorganges dient, bei einem Gebiet zu machen, in dem absoluteste poetische Freiheit Voraussetzung



Elixiere des Teufels. 77

And Phantasie Selbstzweck ist. Abgesehen davon, daß Anleihen stets von Armuth zeugen (im konkreten Fall Armuth an zugehöriger Form), ist es unzulässig, Theorie oder Problem in das Gewand von Räthseln zu kleiden. Wenn Sie der Idee des Dualismus die Gestalt eines Gespenstes verleihen, verliert das Problem sein wahres Gebiet und das Gespenst wird nur zu einer leblosen Fiktion. Indem ein Märchen zu einem Symbole wird, hört es auf, Märchen zu sein.

Sie haben in den „Elixieren des Teufels“ Ihren Gespenstern das heilige Gewand angezogen und sie mit Fleisch und Blut ausgestattet. Das kleidet nicht. Das will nicht sitzen. Das ist an allen Ecken zu kurz und zu eng und die löbliche tiefe Idee paßt nur schlecht als Vorwand für den Mummenschanz. Im willkürlichen Zauberland der Phantasie möchte man gar leicht mit einem gewichtigen Philosophen vergleichen, der schlecht maskirt auf ein Fest kommt, die ungezwungene Laune der anderen stört und doch nicht recht ernst genommen werden kann. Uns, lieber Hoffmann, raunt heimlich eine Stimme zu: „Weshalb gehen Sie so in die Tiefe? Es ist ja im Grunde kein Werk, das mir so sehr am Herzen liegt, gefällt es auch Manchen.“ Aber wo Sie heute gefallen, da werden Sie in hundert Jahren einregistriert und vielleicht, nach dem Los aller Poeten, falsch einregistriert. Da wird man die „Elixiere des Teufels“ vielleicht Ihr reifstes Buch nennen und Vorredner werden Ihnen Namen geben wie: „Romantischer Spätling“ oder was dergleichen Merkzeichen mehr sind. Sie zucken zusammen? Sie wollen das blutige Messer Ihres Bruders Medardus zücken? Heiliger Nepotismus! Dann hätten Sie einstampfen müssen. Nun ist es zu spät. Ueberlassen die Dichter der Nachwelt die Auswahl, so können sie sicher sein, daß ihre Jugendeseleien immer aufs Neue verlegt werden und, was ihnen vom geringsten Werth war, zum höchsten Ruhm gelangt. Ist man von optimistischer Anlage, kann man auf diese Manier zum Glauben an den objektiven Werth der Dinge kommen.

Ich schweife ab und ist mir doch die Hauptsache zu sagen noch übrig geblieben. Ich komme zu den Kardinalfehlern, die allerdings ihre Spuren weiter ausstrecken als über dieses eine Buch.

In einer Novelle, die ich gelegentlich irgendwo las, sagten Sie ohngefähr Folgendes: „Warum soll es dem Dichter nicht vergönnt sein, gleich allen übrigen Empfindungen auch die des Entsetzens, der Furcht und des Grauens zu erregen?“ Ich gebe Ihnen dies Recht vollkommen zu, da ich glaube, daß jedes Aufwühlen auf gutem Boden fördernd wirken kann. Jedoch ist es mit dem bloßen Willen, bestimmte Regungen zu wecken, nicht gethan. Wir erblicken in der künstlerischen Auslösung des Grauens die gleiche Gesetzmäßigkeit wie in der Auslösung jeder anderen Wirkung.

Man nimmt den Märchen das Geheimnißvolle, wenn man, um sie schaurig zu gestalten, zu den Schrecken des Lebens greift. Phantast, Psychologe und Schauerrömancier sind Charaktere, die einander ausschließen. Der Phantast braucht den Effekt des Unergründlichen und sucht es deshalb zu vermehren. Der Psychologe trachtet, alle Räthsel



Die Zukunft.

auf ein Minimum zu reduzieren, und der Effekt ist nur ein unfreiwillig hervorgerufener, der etwa darin besteht, daß nach allem Durchdringen doch noch ein Unergründliches zurückbleibt. Der Schauerromancier steht der Phantasie gleich fern wie der Psychologie. Seine- Effekte sind die des Schreckens. Er hat also die Rolle eines Totenschädels oder eines weißen Lakens. Er ist vollkommen gegenständlich. Das unbedingte Erforderniß für alle Drei ist Konsequenz. Wie der Psychologe stets empirisch ist, muß der Phantast stets logisch sein. Denn die Logik ist seine einzige und mächtige Waffe im Kampf mit dem Leser. Der Phantast kann seine Welt, wo und wann er will, bauen; wenn die Quadern richtig in einander gefüget sind, wird sie sich in überzeugendster Weise offenbaren. Er darf aber bei diesem Bau nicht vergessen, daß eine Fiktion niemals die Wirklichkeit als Argument anführen darf und somit auch auf ihre Schrecken als Wirkung verzichten muß, ansonsten Dies ein Verstoß gegen die Logik ist und so eine Vernichtung des Effektes bedeutet. Auf der Basis der Psychologie verlieren natürliche Vorgänge ihre Schrecken; auf der Basis der Phantasie vermindern sie, da sie unorganisch wirken, das Grauen. Bei der Erzielung des primitiven Effektes ist sowohl die Ergründung als die Logik überflüssig und von Uebel, da jedes Erklärende oder Einheitliche den gewünschten Stoß vermindert. Eine grauenhafte Thatsache kann, ohne zu überzeugen, Entsetzen erregen; nur muß der Boden, auf dem sie sich ereignet, der der Wirklichkeit sein. Auch möchte ich statuiren, daß die Wirkung desto stärker sein dürfte, je gleichgiltiger und materieller die Dinge in Erscheinung treten, die dem Schrecken vorausgehen. Diese Erfahrung wird zum Theil dadurch erklärt, daß von jedem beliebigen Gedanken zu jeder beliebigen Handlung eine intellektuelle Verbindung leitet. Ein Gespräch über abstrakte Dinge kann durch den grauenhaftesten Vorgang noch eine gleichsinnige Erweiterung erfahren. Die Vorgänge des täglichen Lebens und die Beschäftigung mit ihnen werden durch einen außergewöhnlichen Vorgang im selben Rahmen völlig erdrückt. Auch kann man als Zweites wohl annehmen, daß eine plötzliche Ausschaltung geistiger Faktoren, in dem Augenblick, in welchem das Grauen einsetzen soll, dem Leser oder Zuschauer mehr Nervenkraft verleiht und so die Wirkung erschwert. Und nun zu Ihnen, mein lieber Herr Kammergerichts-rath!

Sie sind, glaube ich, als Greis geboren und werden dereinst als Kind eingegraben werden. Das Los aller Dichter? O nein: so ist es nicht gemeint. Als Sie in der Wiege lagen, müssen Sie die welken Runzeln des Alters im Antlitz gehabt haben und die Berechnung des Schauerromanciers in der Seele. Sie operiren mit Psychologie und verschmähen dabei nicht die Mittel eines Grosse. Oderi Sie haben eine gottbegnadete Phantasie und greifen zu Mi teln! Wir sind keine Kinder, daß wir uns vor blutigen Messern, Vorhängen, Wahnwitzigen, Vermummten und Katakomben entsetzen sollten. Ia, man macht sogar einen großen Fehler, wenn man zur Bezeichnung eines ungebildeten Geschmackes das Wort „kindlich“ wählt. Auch bei Kindern können wir



Elixiere des Teufels. 7A

ein durch natürliche Veranlagung gegebenes, feines und sicheres Gefühl für das wahrhaft Künstlerische beobachten, wenn wir untersuchen, auf welche Arten des Gespenstischen und Furchtbaren sie am Stärksten reagiren. Ich kann mich lebhaft erinnern, daß ich als Kind den tiefsten Eindruck durch ein Märchen empfang, das seltsam, traumhaft eine Art kindlichen Pantheismus in mir erweckte. Es spielte über den Moorflächen einer namenlosen Gegend; der Nebel war das Haar der Moor-»nixe, und wenn sie es zwischen ihren silbernen Händen ausrang, dann regnete es einen dunklen Tag lang. Irrlichte und Kobolde waren ihr Hofstaat und kein Wort in dem langen Märchen mahnte an die Wirklichkeit. Ueber Allem lag nur die tieftraurige Stimmung der weiten schwarzen Fläche und des fallenden Nebels. Durch die Belebung unbekannter Orte mit unirdischen Gestalten, die aber aus vorzüglichster und tiefster Naturbetrachtung (und nur aus ihr heraus) entstehen konnten, wurde die Vorstellungskraft des Mädchens gehoben und das Märchen, das weit im Moor, in starrer Einsamkeit spielte, gehörte viele Jahre zu den unheimlichsten und stärksten Impressionen des jungen Gemüthes. Dagegen weiß ich ein heiteres, wenn auch etwas rohes Beispiel von anderer Geschmacksrichtung in einem Knaben zu nennen, der mit beredtem Entzücken meiner Kleinen ein Buch pries, das über alle Begriffe schön und gruselnd sein sollte, dieweil darinnen ein Mann aus einem Mägdlein Würstchen zubereitet.

Es ist vielleicht etwas leichtsinnig, die Wirkungen vorhersagen zu wollen, die Ihre Bücher, lieber Hoffmann, bei den verschiedenen Nationen haben dürften. Und wenn ich den schüchternen Versuch einer Unwissenden mache, so ist es mehr, um meine Auffassung Ihrer Werke klarzumachen, als in der Zuversicht, mit meinen Hypothesen Recht zu behalten. In dem Land, in dem Pantomimen und Akte des Schreckens, herrschen, in Frankreich, werden Sie sicher auf die Gemüther Einfluß haben. Das Unvorhergesehene ist beim gallischen Geist des Erfolges gewiß. Die „Elixiere des Teufels“ dürften in Frankreich mit dem größten Beifall aufgenommen werden. Aber nicht die „geheimnißvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden“ sind es, die wie ein ferner Duft aus manchen Blättern der nachgelassenen Papiere des Mönches wehen, nicht Pietro Belcampo, die einzige Gestalt, die, von ihrem Genie beseelt, aus den Seiten heraushüpft, mit seinem unheimlichen Lachen, seiner spukhaften Akrobatik und seinen wunderlichen, Grimassen, ein kleiner, hagerer Narr, mit übermenschlichen Kräften und unsinnigen Wahrheiten, der das irdische Geschäft des Frisirens durch seine Attituden zu einer Hymne des Grotesken macht, ein Gespenst, das Einem in heller Mittagsstunde jeden Augenblick entgegentänzen kann; weder das verschleierte zarte Lächeln uralter Heiligenbilder noch der barocke Interpret langathmiger Weisheiten wird es sein, der den Erfolg in Frankreich sichert. Zur Würdigung Belcampos gehört, wie zum Beschwören von Geistern, Geduld.

Die englischen Phantasten sind unheimlich, aber auch unwiderlegbar wie die Mathematik. Sie beweisen wie ein Rechenexempel. Ihre



Die Zukunft.

Phantasien tragen den eisernen Stempel der Logik und die Konsequenz der Durchführung ist so überzeugend, daß man Erklärungen sucht und vergißt, daß der erste Schritt in der Luft ansing. Mit tiefem Empfinden für das Harmonische begabt, wird ein Engländer die „Elixiere“ als ein nnwahres Buch erfassen. „^sno? siok“, wird er sagen und wird es nicht schauerlich finden, weil es ihn nicht überzeugen kann, vielleicht auch, weil es ihm nicht ein Iota einer grotesken Theorie gönnt. Der Eng»länder ist furchtlos und läßt sich nicht verblüffen. Sein Hirn ist eine Festung, die sich nur den Problemen des Unheimlichen ergibt. Für den berausenden Brodem, der, wie ein Extrakt alles Geheimnißvollen, nus ihrem „goldenen Topf“ steigt, wird er keine Nase haben. Ueber eben diesen Brodem schüttelt heute gar Mancher in unserem lieben Vaterlande den Kopf. Die sentimental Moralisten werden in 5en „Elixieren“ finden, daß Sie den Fluch des bösen Keimes schildern wollten und daß es kein fürtrefflicheres Mittel gab als das, alle Gräuelthaten, die auf der Welt geschehen können, recht anschaulich vor die Seelen des fündigen Lesers zu führen. Die pedantischen Moralisten aber werden die Kobolde der Weinkeller im allzu Grassen sehen und dem ausschweifenden Poeten ein Ende mit Schrecken prophezeien. Doch wozu weiter den bösen Stimmen lauschen? Wir wollen zum Schluß bei der eigenen Meinung verweilen und, während die Schatten immer tiefer sinken, ein freundlich Wort finden. Wir, lieber Kammergerichts-rath, sind Ihnen von ganzem Herzen befreundet. Aber: wollen Sie uns nur nichts lehren! Wollen Sie uns Märchen erzählen und Ihre bunten Sächelchen, Ihre kostbaren Teppiche vor unseren gierigen Blicken ausbreiten. Zeigen Sie uns Ihre Phiolen und Büchschen, Ihre Zauberkästchen und schillernden Fläschchen, öffnen Sie Ihr ganzes, tolles, hüpfendes, kicherndes Laboratorium unseren neugierigen Blicken und klappen Sie, wie ein alter, weiser Zauberer und Rari»tätenhändler, im spannendsten Augenblick mit schadensrohem Grinsen die Thür wieder zu. Uns soll es recht sein. Wecken Sie alle Neube-gierden und alle Aengste und machen Sie uns zu Narren Ihrer Laune; aber thun Sie es so, daß wir glauben und uns fürchten können und wegen der Enttäuschungen nicht zürnen, weil uns die Täuschungen amüsirt haben. Lieber Vetter, eben versicherte ich Mariannen zum dritten Mal, daß ich sofort käme, um am Abendessen theilzunehmen, und diesmal muß ich Wort halten. Habe ich doch eine Rede gehalten, wie sie dem faltigsten Mentor Ehre einlegen würde. Ach, ich sehe Sie schalkhaft lachen und mit dem Finger drohen: „Theuerste Base, kleiner Schelm, hätten Sie das Entgegengesetzte zu sagen sich vorgenommen, würden Sie etwa nicht eben so schön argu»mentirt haben?“ Lieber Vetter, es ist ein gar mißliches Ding um Kunsttheorien. Ick) will kein Trotzkopf sein. Nehmen Sies, wie es meine Art im Ganzen ist, sowohl beim Gardinen- als beim anderweitigen Predigen, als Logik der Phantasie. Leben Sie wohl! Henriette Riemann.



Selbstanzeigen. ö l

Selbstanzeigen.

Brevier für ZVeltleute von Oscar A. y. Schmitz. Georg Müller in München. 3 Mark.

Die Philosophie unserer Zeit hat aufgehört, Weltweisheit zu sein, und ist dadurch für weltliche Menschen unsruchtbar, ja, bedeutungl >ö geworden. Die Weltweisheit hat aufgehört, philosophisch zu sein, und ist dadurch zur flachen Routine gewöhnlicher Streber herabgesunken.

In dem Buch soll das leichte Thema der Mode und der gesellschaftlichen Sitte mit der Philosophie der Form in Verbindung gebracht, bei der Erörterung des Sittengesetzes niemals die Buntheit der Welt und das Fließende der menschlichen Natur aus dem Auge gelassen werden. Eine unglückliche Denkrichtung unserer Zeit hat alle Gebiete des weltlichen Lebens, Kuilst, Bühne, Gesellschaft, Sitten, die Fragen der Frau, in ein Netz von Abstraktionen verwebt. Um seine Knoten zu entwirren, bedarf es manchmal der selben Werkzeuge, die sie geknüpft haben. Nur mit dem Rüstzeug der Logik bewaffnet, kann man Irrthümern der Unlogik erfolgreich entgegentreten. Wenn der Leser an einigen Stellen dieses Buches auf Dialektik oder Analyse zu stoßen meint, so vertraue er dem Versprechen des Verfassers, der ihn nicht in die Wüsten der Abstraktion verlocken, sondern vielmehr aus den ästhetisch und ethisch zerschwatzen Fragen der Zeit in eine heitere Weltlichkeit zurückführen will. Unsere Epoche hat, nach fernen Horizonten lüstern, die Insel der Weltlichkeit verlassen. Viele sind des Hinausschwimmens müde und halten sich nun, verzweifelt die Finthen trend, mühsam über Wasser. Die ersehnten Horizonte sind noch so fern wie einst und mancher Blick sehnt sich nach dem verlassenen Grün der Weltlichkeit zurück. Die logischen Bemühungen dieses Buches sind nichts Anderes als die paar Schwimmbewegungen, die das verlassene Eiland wieder erreichen wollen. Oskar A. H, Schmitz, Lexikon des Arbeitrechtes. Gustav Fischer in Iena. 3,60 Mark.

Als mir die Idee kam, das in Deutschland geltende Recht der Arbeit lexikalisch zu fassen, wollte ich ein Handbüchlein schaffen, das für den Juristen die verstreuten Quellen zu einemSee zusammensühren, aber zugleich dem praktischen Interessenten des Arbeitrechtes, dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ein ihnen verständlicher praktischer Rathgeber, der wissenschaftlich unbedingt zuverlässig ist, sein sollte. Das Lexikon soll alle Rechtsbeziehungen zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer umfassen, also nicht nur Arbeiterrecht, sondern eben so Arbeitgeberrecht, unter möglichster Abwägung der objektiven Anforderungen der Gerechtigkeit, Der energische und erfahrene, viele Gebiete sachkundig beherrschende Stadtrath Dr. Luppe in Frankfurt war uns Allen dabei ein hochgeschätzter Berather; als Ersatzmann war für die Artikel über Sozialversicherung der auf diesem Gebiet als Fachmann thätige frankfurter Magistratsassessor Dr. Hog eingetreten; und Dr. Clauß in Berlin, ein verdientes Mitglied des Bureaus für



«2

Die Zukunft.

Sozialpolitik und langjähriger Gewerberichter, schöpfte aus reichem Born theoretischer Kenntniß und praktischer Erfahrung.

Iena, Dr. Alexander Elster,

Thieß und Keter. Roman. Verlag Oesterheld S Co. in Berlin.

Was ich geben wollte, ist: die Geschichte des inneren Verlaufes einer Freundschaft bis zum schmerzlichen, aus ihr selbst geborenen und deshalb nothwendigen Ende. Thieß und Peter treffen in einer Erziehungsanstalt zusammen. Thieß, ein kräftiger, in jedem Sinn früh entwickelter Knabe, gewinnt sich den kleinen Peter, ein zartes, sich gern hingebendes Kind, aus dem Gefühlszwang heraus, für den wir (zur Bezeichnung, nicht zur Erklärung) nur das Wort Liebe haben, nach harten Kämpfen gegen die Kameraden. Hand in Hand betreten Beide die Bahn, auf der sie zu Persönlichkeiten werden können. Thieß bestimmt den Weg, Peter folgt. Anfangs mit heller, reich belohnter Freude, mit wundervoller Willigkeit; dann, weil er bisher gefolgt ist: gleichmüthig, ruhig, ergeben, stumpf; zuletzt unter Schmerzen und Aufbäumen. So kommen sie an die bittere Lebenswende, an die Stätte, wo der Weg den Einen dorthin, den Anderen hierhin weist. Was sie besaßen, ist ihnen aber zu lieb geworden, als daß sie es einfach hingeben könnten, ist so sehr ein Theil ihres Selbst, daß die Trennung, so unvermeidlich sie ist, nur unter argen Schmerzen erfolgen kann. Noch einmal kommen sie dann, nach harten Kämpfen, in Trauer und bitterlicher Scham zu einander. Im Mannesalter segnet sie das Verstehen. „Der Morgen findet Ieden stark zu seinem Werke“: mit diesem Satz ist der Weg, der vom Iünglingsglauben an die Möglichkeit einer Zweieinheit bis zur Erkenntniß der großen, Werk heischenden Manneseinsamkeit führt, abgeschlossen.

Hamburg. Hans Franck,

Der thönerne Gott. Roman. E. W. Bonsels S Co. in München.

Ich wollte die Handlung zu einer kleinen Novelle formen, die ein artiges, aber nicht eben tiefes Aperyu Stendhals zu belichten bestimmt war. Aber während des Schreibens gewann ich die Menschen der Novelle zu lieb, als daß ich sie, flüchtig gestaltet, ziehen lassen mochte. So modellirte ich sie zu Ende und schaute, ein Wenig bekümmert, zu, wie das Mißverhältniß zwischen der roh gezimmerten Handlung und ihren liebevoll ausciselirten Trägern immer größer ward. Jetzt, weil meine Gestalten ihnen zu greifbar wurden, schreien sie in München, mein Buch sei ein Schlüsselroman, und suchen die Menschen, für die ich eine literarische Formel gefunden habe, wieder zu materialisiren. Ich kann hier nicht umständlich darlegen, warum der Dichter ein Recht hat, Menschen und Dinge der Wirklichkeit zu portraitiren, wofern seine Schilderung nur Kunst ist. Den Freunden, die bedenkliche Gesichter machen und Skandal fürchten, rufe ich zu, was Heine in einem ähnlichen Fall geantwortet hat: Aber ists nicht schön ausgedrückt?

München. Lion Feuchtwange r.



Das Wort,  
8»  
Das Wort.  
der Teufel noch ein kleiner Knabe und auch sein Schwänzchen  
MW> noch kurz war, nahm ihn seine Großmutter oft auf den Schoß,  
zeigte ihm das wundervolle Bilderbuch der Welt und erzählte ihm  
feine Märchen daraus; aber nur, was wirklich geschehen war oder in  
Zukunft noch geschehen mußte, .  
„Schau, Kleiner: das Alles wirst Du einmal von mir erben",  
sagte sie zärtlich.  
„Wann wird Das sein, Großmutter?"  
„Wenn ich gestorben bin."  
„Wann wirst Du denn sterben, Großmutter?" fragte er mit  
gierigem Blick.  
„Wenn ich mich differenzire, mein Bub."  
„Dif—fe—ren—zi—re." Ein fremdes und schwieriges Wort. Aber  
der kleine Teufel verstand dessen Bedeutung trotzdem; eben weil er der  
kleine Teufel, das altklügste und begabteste Kind der Welt war.  
Man hatte ihm auch nie Etwas vorenthalten und ihn früh über  
Alles aufgeklärt. Nur Eins gab es, womit seine alte Amme und seine  
Großmutter ihn einzuschüchtern vermochten: den lieben Herrgott; mit  
Dem drohten sie ihm, wie man anderen Kindern mit dem bösen Teufel  
droht. Aus dem Bilderbuch der Welt lernte er lesen und denken; und  
es zeigte schon manchen dunklen Fleck von der Berührung seiner eifri-  
gen Fingerchen. Als er nun wieder einmal eine neue Seite daraus  
gelernt hatte und so gut auswendig wußte, daß er auf keine Frage die  
richtige Antwort schuldig blieb, da bettelte er um ein neues Märchen;  
zur Belohnung.  
„Ein neues Weltmärchen, Großmutter! Aber eins, bei dem ich  
nicht im Voraus weiß, was kommen wird", sagte er mit schmeicheln-  
dem Stimmchen und wedelte schon vor Vergnügen mit dem Schwanz,  
„Ia, mein Engel" (wie alle Großmütter nannte auch diese ihr  
teuflisches Enkelkind am Liebsten Engel); „doch Du darfst mich nicht  
init so vielen krausen Fragen unterbrechen wie gewöhnlich. Sonst ver-  
liere ich den Faden und Das ist gerade für mich immer sehr verhäng-  
nißvoll."  
„Wegen des Dif^fe—ren—zirens?" fragte das Teufelchen.  
„Richtig verstanden, mein Engel. Nun aber aufgepaßt. Es waren  
einmal (so fangen die Menschen ihre Märchen immer an), als Du  
-noch ein Säugling warst und den anderen Säuglingen nur darin vor-  
aus, daß vor Deinem gewaltigen Schreien der liebe Herrgott selbst sich  
Hie Ohren zuhalten mußte, zwei Menschen, die einander furchtbar und  
unaussprechlich liebten."  
„Liebten?" fragte das Teufelchen und spitzte die Ohren. „Was  
Heißt Das?"  
„Ia, die Liebe müßte Dir eigentlich fremd bleiben; so recht wirst  
Su sie nie erfassen. Aber um Dir einen ungefähren Begriff von der



Die Zukunft.

Sache zu geben: die Liebe der Menschen ist so Etwas wie die Anziehung zwischen den Sternen oder den Planeten, und wenns im An-sang auch den Schein anderer Wirkung hat, so ists schließlich doch das Selbe: Alles bleibt beim Alten und Jeder auf seinem Platz. Aber da hast Du schon wieder mit der Fragerei angefangen. Höre hübsch zu! Denn der Herrgott liebt nicht, daß kleine Teufel so viel fragen."

Da versteckte der Kleine rasch seinen Kopf in den Schoß der Großmutter und preßte fest die Lippen auf einander.

Sie fuhr fort: „Diese zwei Menschen besaßen zwei Gärten, die fast so schön waren wie das Paradies. Da wuchsen die köstlichsten Früchte und die herrlichsten Blumen, die lieblichsten Vögel sangen, die Sonne schien Heller als anderswo und statt der Thautropfen blitzen echte Demanten, die Mutter Nacht aus ihren schwarzen Locken löste. Und überall sprangen und rieselten kleine silberweiße Quellen, in denen die Musik der Sphären rauschte."

„Die Musik der Sphären?" Das Teufelchen zitterte ein Bis-chen. „Was ist Das?"

„Daß Dich der liebe Herrgott hole, Dich wißbegierigen Bengel! Diesmal will ichs noch sagen. Die Musik der Sphären: Das ist der große Chor, in den Du bei Deiner Geburt so plötzlich und so laut hineingeschrien hast, daß er seitdem nie so recht den alten Klang wieder-erlangt hat. Und dafür sollst Du büßen, wenn Du groß bist, armer Engel!" Und sie strich ihm zärtlich das glatte Köpfchen und fühlte verstohlen nach, wie weit es mit den Hörnern gediehen war; wie andere Großmütter mit den ersten Zähnchen thun.

„Nun aber wieder zu den Gärten. Zwischen beiden floß ein tiefer, breiter, reißender Strom, den Keiner durchschwimmen konnte. Die beiden Menschen, die einander so furchtbar liebten wie die Sterne, wurden darob sehr traurig. Eins hätte dem Anderen gar zu gern gezeigt, worauf es so stolz war: die Blumen und Früchte und Vögel und Quellen. Beide saßen am Ufer, schauten zu einander hinüber und weinten bitterlich. Doch die Liebe ist schöpferisch"

„Wie der Herrgott?" Die Stimme klang gepreßt; aber das Teufelchen konnte das Fragen nicht lassen.

„Ja; und so, wie Du es einmal sein wirst. Und so ersannen die zwei Menschen bald Nun, rathe mal: Was ersannen sie?"

„Kinderspiel", sagte der Kleine stolz. „Das ist doch leicht zu rathen. Sie ersannen eine Brücke, die über den tiefen Strom führen könnte."

„Sehr gut, mein Kind. Das thaten sie wirklich. Sie fingen an, eine Brücke zu bauen, jedes an seinem Ende; in der Mitte wollten sie sich treffen und einander dann die Gärten zeigen. Nun aber lebten zur selben Zeit, vom selben 'Strom getrennt, zwei andere Menschen, die einander furchtbar haßten; und Auch sie saßen am Ufer und weinten bitterlich: aber aus Wu,th und Verzweiflung. Denn auch von ihnen besaß jedes einen Garten. /Aber diese Gärten waren verwahrlost und verwildert, giftige Schlangen und Kröten hausten darin und



Das Wort.

SS

Unkraut wuchs in einer Wirrniß bon Steinen und Schlamm. Und Eins wollte zum Anderen hinüber, um ihm mit dem Häßlichen und Gefährlichen in seinem Garten recht weh zu thun. Und auch diese bei» den Menschen fingen an, den Strom zu überbrücken.

Lange währte es, bis die Brücken fertig waren. So lange! Du warst inzwischen schon mächtig gewachsen und ich fing an, Dich mit dem Bilderbuch der Welt zu unterhalten. Endlich wars so weit; und ein schönes Stück Arbeit war damit vollbracht. Die beiden Brücken stehen noch und ich denke, die Pfeiler halten für die Ewigkeit, wenn nur der Boden manchmal erneuert wird."

„Darf ich auch über die Brücken gehen, wenn ich erwachsen bin, Großmutter?-

„Ob Du darfst? Mir ist, als hätten sie die Brücken nur für Dich ersonnen. Du wirst auch der rechte Baumeister sein und ausbessern, wo es nöthig ist", meinte sie grinsend. „Aber das Märchen ist noch nicht aus. Das Hübscheste kommt erst. Die Brückenbauer fanden allmählich überall Nachfolger; und bald schwangen sich über den reißen» den Strom Tausende von Brücken, große und kleine, plumpe und zier» liche, leichte und schwere. Das Bedürfniß der ersten beiden Paare, einander die Dinge recht nah zu zeigen, schien den Menschen allgemein geworden zu sein. Bald sah man vor lauter Brücken kaum noch den breiten Strom zwischen den Ufern; obwohl der wirbelte und brauste und unerforschlich tief war wie zuvor.

Aber die Brücken erwiesen sich, trotz ihrer augenscheinlichen Festigkeit und trotz dem schönen und kräftigen Schwung ihrer Bogen, als unzuverlässiges Zauberzeug: ein räthselvoller Spuk schien mit im Spiel zu sein. Denn sobald nun der Eine für den Anderen die Brücke geschlagen hatte, auf der er hinüberschreiten sollte, führte sie ihn immer in die Irre. Er landete zwar irgendwo, aber dort sah Alles ganz anders aus als in dem Garten, den man ihm zeigen wollte: die Bögel sangen andere Lieder, die Sonne schien weniger hell, die Quellen rauschten nicht und die Blumen dufteten schwächlich und fad. Und dann war der Besitzer des schönen Gartens betrübt und ärgerlich, weil der Andere so gleichgiltig vorbeiging und kaum mit kalten Augen seine Schätze streifte, während er offenbar nur an seinen eigenen Garten dachte. Und das Selbe geschah, wo es sich um ganz andere Dinge als paradiesisch schöne Gärten handelte. Die Brücke führte immer seitab, und Der sie beschritt, sah ganz Anderes, als er erwartet hatte. Ost schienen auf der selben Brücke Zwei zusammen nachdem selben Ziel zu streben; aber sobald ihr Fuß den festen Boden suchte, waren sie wie in verschiedenen Gegenden der Welt und dann hörten sie Plötz» lich lauter denn je das gewaltige Brausen des Stromes unter den Brücken, wie ein zorniges Toben und einen wilden Hohn. Und Viele gab es, die schlugen Purzelbaum auf der Brücke und trieben allerlei Possen. Das half aber zu gar nichts. Andere wieder schritten unsicher und täppisch, glitschten und rutschten und kamen auch nicht ans Ziel.



8>i  
Die Zukunft.  
Manche fielen sogar in den tiefen Strom und ertranken jämmerlich.  
Viele rannten nur immer zwischen den Ufern hin und her; denn das Land, nach dem sie hinstrebten, löste sich ihnen in Nebel auf. Es war, als trenne der gewaltige Strom, der ohne Rast dumpf dahinbrauste, noch, wie zuvor, zwei Ufer; als sei er nie überbrückt gewesen. Vielleicht wollte er den schmählichen Versuch rächen, ihn zu verdecken und zu ersticken. Er schlug gegen die Pfeiler, daß auch die festesten erbebten. Und oft schwemmt er den Brückenboden weg und die Menschen schauen in seine Tiefen und Strudel: und ihnen schwindelt. Und hier und da sitzen wieder Zwei am Ufer, schauen betrübt zu einander hinnber und weinen bitterlich: denn sie wagen sich nicht über die mit Verrätherlächeln lockenden Brücken. Du aber, Enkelchen mein, wirst mit Lust und Eifer daran weiter bauen, gleißend und prunkvoll sie mit bunt schillernden Farben ausstatten, die weithin leuchten, wirst neue Bauarten ersinnen und seltsam verschlungene und verschnörkelte Bogen."  
Das Teufelchen hatte schon seit einer Weile ein Zeigefingerchen in den Mund gesteckt, nachKinderart finster und angestrengt die Brauen gerunzelt; und fragte nun mit seinem schrillen Stimmchen: „Großmutter, warum haben die dummen Menschen denn den Strom nicht einfach trocken gelegt? Dann brauchten sie ja gar keine Zauberbrücken!" „Pst! Mein Engel, sage Das nicht so laut! Sie können es nicht: weil unser großer Herr ihn selbst mit seinen Händen gegraben und auf den goldenen Grund in der Tiefe des Stromes ein Geheimniß niedergelegt hat, das kein Mensch schauen kann. Aber damit Du es für später wissest, will ich Dir sagen, wie die bösen Brücken heißen, die sie für einander gebaut haben. Worte heißen sie. Merke Dirs."  
Dann setzte sie den kleinen Teufel vorsichtig auf den Boden, gab ihm einen Kuß und hieß ihn spielen gehen.  
„Worte", wiederholte er leise. Und er hat sichs gemerkt.  
Amsterdam, Dr. Emma Sanders.  
Saar und Mosel.\*)  
eute ist Deutschland schon so kapitalstark, daß es fremde Länder erschließen hilft. Wie wir jetzt im Ausland Industrien gründen, so haben Das vor zwei Menschenaltern und noch früher bei uns die Engländer, Franzosen und Belgier gethan. Die Anfänge der Hibernia gehen auf einen Iren, die Gelsenkirchens auf einen Franzosen zurück. Die

\*) S. „Zukunft" vom achten April 1911,



Saar und Mosel.

87

Familie Van der Zypen ist aus Belgien gekommen und hat zusammen mit Charlier die Wagonfabrik van der Zypen-Charlier und nachher die Räderfabrik gegründet, woraus später die Vereinigten Stahlwerke Van der Zypen und Wissener Bergwerke wurden. Die Gewerkschaft Kaiser Friedrich ist eine belgische Gründung, eben so wie der heute so mächtige Lothringer Hüttenverein. Magsry, der mit Adolf Kirdorf den Aachener Hüttenverein auf die Höhe brachte, war ein geborener Belgier. Belgien hatte schon 71 Hochöfen, als wir noch ganz kleine Leute waren. Belgisches und englisches Roheisen herrschte in Deutschland. Der Roheisenzoll warf das belgische Roheisen bald aus Deutschland heraus. Nun entschlossen sich die Belgier, mit dem ihnen eigenen feinen Erwerbssinn, damals schon zu thun, was heute allgemeine Praxis geworden ist. Wird die Einfuhr durch Zollmauern unmöglich, dann baut man in dem „geschützten“ Land selbst neue Fabriken. Die Belgier beschlossen also, ein Hüttenwerk in dem Gebiete des Zollvereins zu bauen. Das war der Anfang der Burbacher Hütte. Die Erze lagen in Luxemburg, aber die Hütte wurde der Kohle wegen bei Saarbrücken angelegt. Eine Verbindung von Minette und saarbrücker Koks hatten, nebenbei bemerkt, ursprünglich auch die Lothringer Eisenwerke, Noch war damals die Zeit, wo der Saarkohlenfiskus neue industrielle Ansiedelungen dadurch begünstigte, daß er ihnen Vorzugspreise bewilligte. Freilich war es damals, 1855, nicht leicht, eine Million Francs aufzubringen; aber es gelang. Berühmt waren schon früh die Träger von Burbach. Sie gingen, als Hie Laura solche Profile noch nicht herstellte, bis nach der Ostsee. Heute reklamirt Oberschlesien mit Recht den Osten für sich. Damals aber hielt die größte berliner Eisen-Handlung, Ravens, ein eigenes Lager von burbacher Trägern. Einen großen Schritt weiter hat in neuerer Zeit Deutsch-Lux die Trägerfabrikation durch die nun so bekannt gewordenen Grey-Träger gebracht; aber es dauerte nicht lange: da erschien auch Burbach mit einem breitflanschigen Träger auf dem Markt. Mit zwei Hochöfen fing Burbach vor fünf und fünfzig Jahren an. Das Werk hat heute große Erzkonzessionen in Lothringen-Luxemburg, acht Hochöfen, die täglich 1150 Tonnen Roheisen herstellen; dazu natürlich Stahl- und Walzwerk, Martinwerk, vollste Ausnutzung der Hochofen- und Koksgase durch Elektrizität, elektrische Stahlföfen und ähnliche Anlagen. Eine Spezialität in unserer Montanindustrie ist die Gesellschaft wegen ihrer Finanzen geworden. Sie hat eine an Entbehrung reiche Jugend durchgemacht. Anfangs wollte es gar nicht recht gehen; aber der kleine Kreis von Hauptaktionären hielt aus. Sie wollten nicht Dividenden, sondern ein leistungsfähiges Werk. Sie zogen deshalb nur wenig oder gar nichts heraus, sondern steckten Alles wieder in die Betriebe. Alle Erweiterungen und Anschaffungen wurden aus den Ueberschüssen bestritten. Nachdem diese Politik der Sparsamkeit Jahrzehnte lang betrieben worden war, machten sich ihre Folgen bemerkbar. Nun konnten Riefendividenden ausgeschüttet und daneben noch große Ab-

8-



SS

Die Zukunft.

schreibungen und Rückstellungen vorgenommen werden. Die Burbacher Hütte ist heute die bestrentirende Montangesellschaft Deutschlands. Die Bilanz spricht Bände. Im Geschäftsjahr 1909/10 wurde bei einem Aktienkapital von 4,8 Millionen ein Bruttogewinn von 5,4 Millionen herausgewirtschaftet. Die Reserven betragen etwa 16 Millionen. Die Anlagen stehen mit 19,6 Millionen zu Buch (bei 30600» Tonnen Fertigfabrikaten). Auf die Tonne Stahl kommt also ein Betrag, der ohne Beispiel ist. Diese Erfolge sind das Werk einiger Männer, die das Unternehmen Jahrzehnte lang geleitet haben. Generaldirektor Flamm, Victor Tesch und August Metz. Victor Tesch war die treibende Kraft. Von Beruf Rechtsanwalt, zweimal Justizminister in Belgien, besonders groß aber als Finanzmann und Industrieller. Ein unermüdlicher Arbeiter ganz im Stil unserer Industriekapitäne, eine Herrennatur wie sie und von altvaterischer Sparsamkeit. Noch heute wird erzählt, wie er einen Aktionär, der in der Generalversammlung eine höhere > Dividende forderte, so lange durchdringend anblickte, bis der Gierschlund betroffen den Saal verließ.

Große Verdienste um die Burbacher Hütte hat aber auch die Firma Metz S Co. Der Begründer dieser Firma ist August Metz. Er hat sehr klein angefangen. Um die Mitte der dreißiger Jahre pachtete er die kleinen Holzkohlenöfen in Berburg. Dann bildete er mit seinen Brüdern die Firma A. Metz S Cie, Wie ein Roman liest sich die Geschichte, daß Metz mit der Hilfe seines treuen Jagdhüters die Minette von Esch entdeckt und in aller Stille Erzterrains zusammengekauft hat; er bekam den Hektar noch für 70 Francs, weil der Boden ja landwirtschaftlich unfruchtbar war. Nachdem sich Metz Erzfelder gesichert hatte, holte er 1843 von der Regierung die Konzession für den ersten und bald darauf für den zweiten Hochofen in Eich oder Dommeldingen bei Luxemburg nach. Damit war für die neuzeitliche Eisenindustrie Luxemburgs der Grund gelegt. Im Jahr 1857 errichtete die Firma den dritten Hochofen; später auch eine Gießerei mit Konstruktionwerkstätten; Kohlen und Koks kamen vom Saarrevier. Im Jahr 1863 wurde die Firma Metz S Cie, in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien umgewandelt. Sie ist in Deutschland als Eicher Hüttenverein oder Dommeldingen bekannt, über dessen Erwerbung auch Gelsenkirchen im vorigen Jahr verhandelt hat, 1870 vereinigten sich Metz L Cie. mit der Burbacher Hütte, um ein gemeinsames Hochofenwerk mit vier Oefen an der Esch zu bauen. Der Leiter der Firma Metz S Cie., I. Norbert Metz, hat dann zusammen mit Victor Tesch 1882 den Düdelinger Eisenhütten-Aktienverein mit 9 Millionen Francs gegründet. Mit der Erbauung von drei Hochöfen wurde begonnen; aber schon sehr bald entwickelte sich das Werk zu einem großen gemischten Betrieb, dem ersten in der luxemburger Eisenindustrie. Düdelingen hat das ganze Aktienkapital zurückgezahlt. Seit der Neffe von Metz, Herr Le Gallais, der auch eine Metz geheirathet hat, in das Haus eintrat, heißt es I.s «sIIsis-Uet? et «s. Chef ist jetzt Herr Norbert Le Gallais.



Saar und Mosel.

89

Dommeldingen hat den Uebergang zum gemischten Betrieb durch Errichtung einer Elektrostahlanlage ermöglicht. Der elektrische Strom wird hier durch Hochofengase erzeugt, die nach dem System Bian gereinigt werden. Die Gesellschaft hat beträchtliche Summen für Versuche mit dem Elektrostahlverfahren aufgewendet. 1909 wurde das Stahlwerk in Betrieb genommen; es umfaßt vier Oefen Röchling-Rodenhauser. Dazu gehört eine Stahlformgießerei, wo sehr komplizierte Stücke gegossen werden, mit Bearbeitungwerkstätten und einem Hammerwerk. Formstücke von 200 Gramm bis zu 10 Tonnen werden hergestellt. Aber Dommeldingen hat kein eigenes Walzwerk, sondern sich zur Verarbeitung seines Elektro-Halbzeuges mit einem reinen Walzwerk verbündet. Jetzt haben sich auch die Burbacher Hütte und der Eicher Hüttenverein zusammengethan, um ihr gemeinsames Hochofenwerk Esch durch ein Thomasstahlwerk zu erweitern und das Ganze in eine neue Gesellschaft Sociéts des Farges et Acisries d'Esch mit 12 Millionen Mark Aktienkapital und 8 Millionen Mark Obligationen einzubringen.

Zwischen Lothringen und Luxemburg liegt die Lothringer Walzengießerei in Busendorf, die den Südwesten und Frankreich mit Walzen versorgt und neuerdings nach Frankreich gegangen ist. So ziehen sich dichte Fäden zwischen der Saar, Lothringen und Luxemburg bis nach Frankreich hinüber. In Deutschland begegnet man vielfach der Ansicht, das Saarrevier sei im Absterben begriffen. Richtig ist, daß sich die Saar-Werke in keiner einfachen Situation befinden. Die Erze müssen von Lothringen-Luxemburg herangeholt werden. Der Koks ist theuer, rissig und brüchig. Ein Theil des Roheisens muß aus Lothringen-Luxemburg herangeschafft und dann umgeschmolzen werden. Die Werke haben also Unsummen für Frachten auszugeben und können nicht so schnell vorwärts wie der Niederrhein. Sie haben aber auch eine schmalere Finanzbasis als die niederrheinischen Werke, denn sie sind meist im Familienbesitze und haben den Weg an die Börse und auf den Geldmarkte nicht so gesucht oder gefunden. Was sie bauen, bestreiten sie aus eigenen Mitteln. Mehrmals war davon die Rede, daß Stumm und Röchling in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden sollen. Diese Gerüchte sind unzutreffend. Aber die Saar-Werke sind nicht unthätig. Kommt man nach einer Weile in das Revier, so sieht man immer wieder Fortschritte. Der Durchführung der Trustidee stehen zunächst die Bedenken entgegen, die in den Familientraditionen liegen. Doch ist eine Form der Organisation denkbar, die das Beste und für die Saar-Werke Brauchbare aus der Trustidee herausholen könnte. Die Werke müßten ihre Fabrikation aus einander abstimmen und konzentriren. Für die Arbeit könnte eine Vertheilungstelle geschaffen werden, die dem Revier sicher große Vortheile bringen würde (wie mans ja auch in Oberschlesien gesehen hat). Bei der Begründung des Stahlverbandes sind die Saar-Werke schon als „Frankfurter Gruppe“ geschlossen aufgetreten.



Die Zukunft.

Seit ich zum letzten Mal hier das Wort hatte, haben sich die Verhältnisse in der deutschen Montanindustrie genau so entwickelt, wie ichs damals angedeutet hatte. Kirdorf, Thyssen, Klöckner und Stinnes, Phoenix, Gutehoffnungshütte herrschen und entscheiden. Die „reinen“ Werke kommen daneben nicht mehr in Betracht. Es gab eine Zeit, da die großen Männer die reinen Werke niederstampfen wollten. Diese Tendenzen sind nicht mehr modern. Jetzt werden die reinen Werke aufgekauft oder durch Interessengemeinschaft angegliedert. Die Großen wollen möglichst weit in die Verfeinerung eindringen: Das ist die Parole von Ost bis West. Seit Hösch das Verfeinerungswerk in Hohenlimburg erworben und Kirdorf die Röhrenwerke angegliedert hat, baut man nicht mehr neue Verfeinerungswerke. Man will rasch und ohne Kinderkrankheiten in die Verfeinerung kommen und deshalb übernimmt man die bestehenden Werke. Das schmiedeeiserne Rohr und der Walzdraht waren bis jetzt die Artikel, auf die sich diese Verschmelzungen erstreckten; das schmiedeeiserne Rohr das schlechteste und der Walzdraht das beste Geschäft der Zeit. Mehrfach hat sich die Organisation so gestaltet, daß die schwere Fabrikation im Südwesten und die Verfeinerung im Westen liegt. Die Brücke zwischen dem Südwesten und Rheinland-Westfalen ist geschlagen. Was der alte Herr Spaeter so früh und so lange vergebens gepredigt hat, beginnt, sich zu verwirklichen: der Südwesten und Rheinland-Westfalen schließen sich enger aneinander. Je mehr aber die großen Herren des Westens im Südwesten Fuß fassen, um so näher rückt auch die Ausführung der Kanalisation von Saar und Mosel. Die Opposition gegen die Moselkanalisation war überhaupt kein Ruhmesblatt in der Geschichte der rheinisch-westfälischen Montanindustrie.

In der älteren Generation unserer Eisenindustrie überwiegt noch die Partei, welche die Eisenzölle für ein Uebel hält. Aber ich glaube, daß der Umschlag schneller kommen wird, als man annimmt. Carnegie hat in Amerika das kühne Wort gesprochen, daß man die Eisenzölle ermäßigen könne und müsse. Deutschland wird auch seine Carnegies austreten sehen. Stumm, Servaes und Metz hatten das Recht und die Pflicht, Eisenzölle zu fordern, denn unsere Eisenindustrie war damals schwach. Heute aber arbeitet sie mit so niedrigen Gestehungskosten, daß sie ohne Bedenken nach und nach die alte Rüstung ablegen kann. Die heutige Eisenindustrie ist ein Kämpfer von gewaltigem Wuchs; sie kann frei auf den Weltmarkt treten und mit jedem anderen Lande den Wettbewerb wagen. Darin liegt das eigentliche Zukunftsproblem unserer Eisenindustrie. Die Kämpfe um die Verlängerung der Verbände sind daneben Kinderspiel.

Dr. G e o r g T i s c h e r.



Autoritäten.

91

Autoritäten. \*)

Is Poggendorf 1839 einen Aufsatz über Daguerres Erfindung der Photographie brachte, rechtfertigte er die Veröffentlichung mit den folgenden Worten: „Bei dem allgemeinen und, man kann wohl sagen, übertriebenen Interesse, das die Anzeige von Herrn Daguerres Entdeckung im Publikum gefunden hat. . . ." Das Publikum hat oft mehr Verständnis; für das Neue bewiesen als die Hochgelahrten. Das Telephon, die Erfindung des Autodidakten Philipp Reis, wurde zwar in wissenschaftlichen Werken, ja, sogar in populären Schriften erwähnt. Das hinderte aber nicht, daß es allmählich in Vergessenheit gerieth. Und zwar so gründlich, daß die mit Unterstützung der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Geschichte der Technologie" von Karl Kramarsch (München 1872) weder den Namen des Erfinders Reis noch die von ihm geprägte Bezeichnung Telephon anführt. Erst als Graham Bell, der den Apparat verbesserte, auch die Idee für sich in Anspruch nahm, erinnerte man sich in Deutschland des ursprünglichen Erfinders. Die „Edinburgh Review" forderte das Publikum auf, Thomas Gray in eine Zwangsjacke zu stecken, weil er Eisenbahnen plane. Ein so großer Gelehrter wie Sir Humphry Davy lachte über die Vorstellung, daß London einmal mit Gas beleuchtet werden solle. Die Französische Akademie der Wissenschaften verspottete den großen Astronomen Arago, als er nur das Verlangen stellte, über das Projekt eines elektrischen Telegraphen eine Diskussion zu eröffnen. Als Stephenson vorschlug, Lokomotiven auf der Liverpool und Mancheftereisenbahn zu benutzen, führten gelehrte Männer den Beweis, daß es unmöglich sei, zwölf englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Eine andere hohe wissenschaftliche Autorität erklärte es für eben so unmöglich, daß Meeresdampfer jemals den Atlantischen Ozean durchkreuzen könnten. Als die Gasbeleuchtung der Straßen eingeführt werden sollte, eiferte die Kölnische Zeitung (am dreiundzwanzigsten April 1828) aus theologischen Gründen dagegen. Es sei unzulässig, die von Gott dunkel geschaffene Nacht zu erhellen. Helmholtz erklärte im Jahre 1872 als Mitglied einer vom preußi-\*) Proben aus dem Zweiten Band der „Kultur-Kuriosa", der bei Albert Langen erscheint (Preis 1>/s Mark). Der Erste Band hat im vorigen Jahr viele Leser (und sogar viele Käufer) gefunden.



Die Zukunft.  
scheu Staat eingesetzten Kommission zur Prüfung aeronautischer Fragen für nicht wahrscheinlich, daß der Mensch, auch durch den allerg«-schicktesten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigene Muskelkraft zu bewegen hätte, jemals sein eigenes Gewicht in dieHöhe heben und dort erhalten könne.  
Leopold Auenbrugger (1722 bis 1809), Arzt in Wien, erfand die Perkussionmethode, über deren Unentbehrlichkeit zur physikalischen Untersuchung des Körpers Niemand im Zweifel ist. Und zwar fand er nicht durch Zufall diese großartige Erleichterung der Diagnose, sondern durch Nachdenken und Experiment, dabei ganz unvorbereitet und ohne jegliche Andeutung früherer Beobachter. Er veröffentlichte seine Erfindung im Jahr 1761 in Wien nach siebenjähriger Vorarbeit uuter dem Titel „Inventum novum ex psronssions tnorsois Inunsni ut si^no sbstrusos intern! pectoris inorbos ästsAsnäi". Es handelt sich hier um einen der ersten und glänzendsten Triumphe der anatomischen Forschung und der Gedanke liegt nah, Das sei auch von den Zeitgenossen erkannt worden. Wer aber das Verhalten der Zunst und Autoritäten dem Neuen gegenüber kennt, wird es weniger erstaunlich finden, daß nur ein einziger Arzt (Stoll) den Werth der Untersuchungsmethode durch Perkussion, wenn auch nicht ihrem vollen Umfang nach, erkannt und sie geübt hat. Van Swieten und De Hasn schenkten Auenbruggers großer Leistung keine Aufmerksamkeit. Von einigen Seiten wurde die Entdeckung lächerlich gemacht, von anderen mißverstanden. So schrieb Vogel, daß dieses Inventum mit besserem Recht novum sntiqnmn als novum hätte benannt werden können, da es nichts Anderes als die von Hippokrates geübte Suttussion sei. Es ist ja eine beliebte Methode, das Neue zunächst als schlecht abzulehnen, dann den Nachweis zu er» bringen, daß es überhaupt nicht neu ist. Leute, deren Sitzorgane in umgekehrtem Verhältniß zu den Denkorganen entwickelt sind, werden auch stets Anklänge in irgendeinem alten Schmöker finden. Vogel war jedensalls vorsichtig, als er das hohe Alter einer Erfindung festzustellen versuchte, bevor deren Werth anerkannt worden war. Bezeichnend ist das Urtheil des berühmten Haller (Göttingische gelehrte Anzeigen 1762, Seite 1013). „Alle dergleichen Vorschläge verdienen zwar nicht, auf der Stelle angenommen, aber mit Achtung gehört zu werden." Nur keine Eile! Da die wenigen günstigen Urtheile keine Beachtung fanden, gerieth Auenbruggers Erfindung und Schrift in völlige Vergessenheit, bis der große pariser Arzt Corvisart ihr den ihr gebührenden Platz in der praktischen Heilkunde sicherte. Im Jahr 1808, also ein Jahr vor des genialen Erfinders Tode, aber siebenundvierzig Jahre nach ihrer Veröffentlichung, gab er unter dem Titel „KouvsIIs mstkoäs pour rs««nnsitrs les inslsäiss internes äs Is, poitrins psr Is, peroussion äs «stts csvits" eine Uebersetzung des Werkes heraus, deren Vorwort bewies, daß er als Erster die Bedeutung dieser Erfindung für das Heil der Kranken vollkommen gewürdigt hatte.



Autoritäten.

SZ

Die Dialectical Society in London veranstaltete im Jahr 1869 zur Erforschung der „okkulten Phänomene" viele Sitzungen, an denen unter anderen bedeutenden Männern auch Alfred Russel Wallace theilnahm. Die Resultate (Tischrücken, Klopfen, Bewegung von Gegenständen ohne Kontakt und Aehnliches) waren so erstaunlich, daß mehrere Mitglieder der Gesellschaft sich weigerten, die Schlüsse anzuerkennen, es sei denn, der Chemiker Crookes habe sie nachgeprüft. Der berühmte Gelehrte unterzog sich dieser Aufgabe mit dem Erfolg, daß er die erstaunlichsten Beobachtungen der Dialectical Society nicht nur bestätigen, sondern sogar ergänzen konnte. So gelang es, zum Beispiel, eine Ziehharmonika ohne Berührung zum Spielen zu bringen, Gewichtsveränderungen von Körpern zu erzielen, Tische und Stühle, ja, menschliche Körper ohne Berührung in die Höhe zu heben und so weiter. Hatte früher Crookes' Erklärung, er wolle sich der Nachprüfung unterziehen, das Entzücken aller Kritiker geweckt, so schlug die Stimmung plötzlich ins Gegentheil um, als die Hoffnungen, der Gelehrte werde ein neues Zeugniß zu Gunsten ihrer Ansichten bringen, sich nicht erfüllten. Die Königliche Gesellschaft in London aber, deren Mitglied Crookes ist und die seine Betheiligung an den okkulten Forschungen gebilligt hatte, so lange sie annehmen konnte, es handle sich um Schwindel, nahm seine Schrift nicht an, als er den Bekennermuth bewies, Das zu bestätigen, was er gesehen hatte. Professor Stokes, der Sekretär der Gesellschaft, weigerte sich, sich mit diesem Gegenstand zu befassen und auch nur den Titel unter den akademischen Publikationen einzutragen. Es war die genaue Wiederholung Dessen, was an der Akademie in Paris im Jahre 1853 den Versuchen des Grafen Gasparin gegenüber geschehen war und was die londoner Gesellschaft einst Franklins Blitzableiter gegenüber gethan hatte.

Lord Lister, der Vater der modernen Wundbehandlung, der zuerst die Desinfektion der Wunde, dann aller mit der Wunde in Berührung kommenden Gegenstände anwandte und empfahl, hatte zwar in Deutschland größeren Erfolg als in seinem Vaterland, aber auch bei uns wurde seine großartige Entdeckung von einigen bedeutenden Chirurgen skeptisch aufgenommen. Und doch wütheten damals Pyämie (Eiterfieber), Septichämie (Bluergiftung), Wundrose, Hospitalbrand, Lymphgefäß- und Venenentzündung in entsetzlicher Weise. In Nußbaums Krankenhaus verfielen diesen Insektionen alle komplizirten Brüche, fast alle Amputationen. 1872 kam dazu der Hospitalbrand, der sich bis 1874 so vermehrte, daß 80 Prozent aller Wunden und Geschwüre von ihm ergriffen, vielfach Knochen abgestoßen, Gefäße angefressen wurden: bei Menschen, die vielleicht wegen eines entzündeten Fingers, einer Schrunde am Kopf oder einer anderen Kleinigkeit ins Spital kamen. „Eine wirklich glatte Heilung hat man vor dem Jahr 1875 auf dieser Klinik nie gesehen." Wie durch Zauber verschwand das Alles durch Listers große, von Nußbaum in ihrer Tragweite erkannte Erfindung, >»5»



»4 Die Zukunft,  
Der Pfarrer I. F. Esper (17Ä2 bis 1810) hatte in den gailenreuther Höhlen der Fränkischen Schweiz zwischen den Resten vorweltlicher Thiers auch Menschenknochen entdeckt und die Fundgeschichte 1774 veröffentlicht. In seinem Werk „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen“, das sich durch heute noch vollkommen brauchbare Abbildungen der von ihm entdeckten diluvialen Höhlenthiere auszeichnet, hatte er, ganz im Sinn der modernen Wissenschaft, argumentirt: Der Mensch, dessen Reste mit denen der diluvialen Säugethiere im Höhlenschlamm begraben wurden, muß auch mit diesen Thieren gelebt haben, er war also Zeuge der „großen Fluth“. Daß sein Fund falsch gedeutet wurde, war des großen Cuvier (1769 bis 1832) Schuld. Er erkannte zwar die wissenschaftliche Richtigkeit des Fundes an, aber für den diluvialen Menschen war in seinem Weltsystem kein Raum. Seineibis vor wenigen Jahrzehnten in der Wissenschaft herrschende Katastrophentheorie nahm gewaltige Erdrevolutionen an, die die organischen Schöpfungen der vorausgehenden geologischen Periode vollkommen vernichteten, so daß durch Neuschöpfung sich nach jeder solchen Revolution die Erde neu bevölkern mußte. Da sei undenkbar, daß der Mensch, der Periode des Alluviums angehörig, die Katastrophe, die vor fünf- bis zehntausend Jahren das Diluvium mit Mammut, Elephant, Nashorn und so weiter vernichtete, überdauert habe. Cuviers Autorität wurde noch gestützt durch die derBibel, derenSintfluthsage er eine wissenschaftliche Stütze gewährte. Deshalb wurde dieser Katastrophentheorie besonders in England, „wo theologische Vorurtheile von je her die geologischen Anschauungen beeinflußten“, gehuldigt. Sie erschwerte Darwin nnd Lyell den Sieg der Evolutiontheorie, die uns heute beherrscht. Ohne Cuvier würde man ohne Zweifel den Homo giwvii tsstis, den Diluvialmenschen, weiter gesucht haben, wie Scheuchzer (1672 bis 1733) ihn ja bereits gefunden zu haben glaubte. Allerdings erkannte Cuvier in der Versteinerung, die Scheuchzer in einem vortrefflichen Kupfer publizierte und mit dem schönen Vers: „Betrübtes Bein-Gerüst von einem alten Sünder, erweiche Stein und Hertz der neuen Boßheit-Kinder“ zierte, statt eines Kindes einen 1 Meter langen Wassermolch, Abraham Gottlob Werner (1750 bis 1817), hervorragender Mineraloge und Vater der Geognosie, stellte die „neptunische Lehre“ auf: die Hypothese, daß der Ozean der Quell aller Bildungen der Erde sei und jede neue Gestaltung im Mineralreich sich aus dem Wasser bilde. Sein Schüler Voigt bestritt Das, besonders mit Rücksicht auf den Basalt, erlitt aber durch Werners Autorität eine Niederlage. Erst nach seinem Tode siegte Buchs und Humboldts Vulkantheorie. Als Piazzi 1801 die Entdeckung des ersten Planetoiden Ceres machte, wies sie Hegel (Iis orbitis plsustsrum, Iena 1801) aus philosophischen Gründen zurück. Bekanntlich ist heute noch nicht der Kampf zwischen Lamarckis-



Autoritäten.

S5

mus und Darwinismus völlig entschieden. Da ist es nicht nur erstaunlich, daß Lamarcks „?KilosopKis Zoologique", obwohl sie in einem natur» philosophischen Zeitalter erschien, fast unbeachtet blieb, sondern mehr noch des großen Darwin Urtheil über dieses hervorragende Werk. Er nennt die?KilosoMs aologiquis ein werthloses Buch, dem er nicht eine Thatsache und nicht eine Idee entnommen habe. Mit diesem widersinnigen Buch habe Lamarck der Abstammunglehre nur geschadet. Karl Maria von Weber, der Komponist des „Freischütz", schrieb als Dreiundzwanzigjähriger über Beethoven: „Die feurige, ja, bei» nahe unglaubliche Erfindungsgabe, die ihn beseelt, ist von einer solchen Verwirrung in Anordnung seiner Ideen begleitet, daß nur seine früheren Kompositionen mich ansprechen, die letzten hingegen mir nur ein verworrenes Chaos, ein unverständliches Ringen nach Neuem sind, aus denen einzelne himmlische Genieblitze hervorleuchten, die zeigen, wie groß er sein könnte, wenn er seine üppige Phantasie zügeln wollte." Im Oktoberheft des „Sachsensreundes", einer vielgelesenen Monatschrift, standen 1832, ein Halbjahr nach Goethes Tode, die Sätze: „Unser Goethe ist vergessen, wie zu erwarten war, zu erwarten nicht der Unempfänglichkeit halber, welche die Weimaraner für achtbare Erscheinungen hätten, sondern seiner eigenen Individualität wegen. Der Mensch fühlt sich nur vom Menschlichen angezogen, so lange er es hat, und sieht ihm trauernd nach, wenns ihm entrissen wird. Menschliches aber hatte Goethe nicht, wie Alle wissen, die ihn näher kannten und nicht, wie eine Handvoll hiesiger Goethemanen, mit Blindheit über ihn geschlagen sind. Er fühlte und litt mit keinem menschlichen Wesen außer ihm und die großen Interessen der Menschheit waren ihm völlig fremd, insofern nicht etwa im Gefolge derselben die aristokratischen Gesellschaftsverhältnisse bedroht waren, an denen sein Herz hing. Er war eine in sich abgeschlossene Marmorstatue, in welcher nur das große Talent wohnte, die Welterscheinungen, die sich an und in ihr abspiegelten, mit der objektivischen Anschaulichkeit und Vollendung wiederzugeben. Einen Eindruck brachten sie aber nicht auf ihn hervor. Denn dazu gehört das Medium des Gemüthes; und das hatte Goethe nicht. Darum kamen seine Ansichten und Maximen, wenn sie ihm einmal über die weniger bewachte Lippe fuhren, dem gemüthvollen Menschen fast schauerlich vor und man hatte Mühe, sich von der ihm innewohnenden Selbstsucht und Härte einen angemessenen Begriff zu machen. Nie that er Einem wohl, der ihm nicht persönlich dienstfertig dafür wurde, und für Wohlthaten wußte er seinen größten Gönnern nicht Dank. Seine Werke, nun ja, sie werden ihn überleben, nämlich die sechs bis acht Bände, in die eine kritische Hand einmal die Weizenkörner sammelt, welche in vierzig und mehr Bänden voll Spreu enthalten sind. Diese Spreu wird aber vergessen werden. Die Nemesis wird auch hier ihr Amt verwalten, wie sie es in Hinsicht seiner häuslichen Verhältnisse that."

München. . Max Kemmerich.



SS

Die Zukunft.

Magharen und Lombarden.

Frankreich hat, wie mit den Türken, nun auch mit den Magyaren seinen Finanzfrieden gemacht. Seit der Ablehnung der großen ungarischen Anleihe (die, in den Grundfragen erledigt, schließlich unterblieb, weil die französische Regierung entwürdigende Bedingungen gestellt hatte) war zwischen der Haltung des französischen Publikums und den Wünschen der Minister ein Unterschied fühlbar. Dort die Sympathie des nach höherer Verzinsung lechzenden Kapitalisten; hier der Groll gekränkter Milliardenreiter. Der „unergründliche Reichtum“ Frankreichs, von dem wir jetzt merkwürdig oft hören, hat das Bewußtsein der politischen Macht gekräftigt. Und das Temperament der Minister des Auswärtigen und der Finanzen brachte die materielle Ueberlegenheit bald höflich, bald mit rauher Härte zum Verständniß der Kreditsucher. Ungarische Papiere sind in Paris schon eine ganze Weile nicht zur Börsencote gekommen; bei den Zinssuchern aber beliebt geblieben. Nun ist ein sichtbarer Erfolg zu verzeichnen, der unter Pichon und Klotz nicht möglich gewesen wäre: ein französisches Bankenconsortium, dem die größten Häuser angehören, übernahm eine Anleihe der Stadt Budapest (im Betrag von 100 Millionen Kronen) nach einer Konkurrenz mit zwei ungarischen Gruppen. Die französische Offerte bot die besten Bedingungen und wurde angenommen. Daß die Oots bewilligt wird, scheint sicher, weil das führende Institut, der Credit Lyonnais, wenn die Herren Cruppi und Caillaux der Zulassung widerstrebten, sich um die Ungarwerthe nicht gerissen hätte. Die Sntuts oorSisls zwischen Paris und Pest ist also erreicht; und die deutschen Effektenmarktreiniger müssen ihren Nationalstolz wieder zügeln. Frankreich ist beneidenswerth: es hat keinen Sydow. Auch einen moralischen Sieg haben die Magyaren erstritten. Den budapester Animirbankiers, den Herren Max Neumann, Ludwig Basch, Ignaz Herzfelder und Genossen, wird es nun doch an den Kragen gehen. Seit mehr als zwei Jahren wird ein Kampf gegen diese „Kommissionäre“ geführt, die nicht nur ihren Landsleuten, sondern auch dem deutschen Publikum gefährliche Rathgeber gewesen sind und vor denen ich hier mehrmals warnte. Der Staatsanwalt Dr. Timko hatte eine überzeugende Anklageschrift ausgearbeitet; trotzdem beschloß der Anklagesenat die Einstellung des Verfahrens. Die Beschwerde gegen diesen Beschluß hatte Erfolg: die Königliche Tafel in Budapest eröffnete das Hauptverfahren. Die Verhandlung wird das Treiben der budapester Bauernfänger in nützliches Licht rücken. Die Ungarn hatten noch einen dritten Strauß auszufechten. Sie sollten den Franzosen die Zeche der Oesterreichischen Südbahn bezahlen. Hunderte französischer Millionen sind in diese bedauernswertheste aller Eisenbahnen gesteckt worden; und das französische Kapital möchte s tout prix dem ständigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ein Ende machen. So versuchte man es mit einem Druck auf Ungarn,



Magyaren und Lombarden.

97

um die magyarische Stimme in Wien für sich zu verwerthen. Aus Budapest sollte ein „Dringlichkeitantrag“ an die österreichische Regierung gehen, die, aus Wohlwollen für die in Paris boykottirten ungarischen Emissionen, endlich die „unwiderruflich letzte“ Sanirung der Südbahn bewirken müsse. Die Herren in Wien aber blieben kühl bis ans Herz. Warum sollten sie sich erhitzen? Selbst wenn die Bahn in Konkurs käme, könnte der Staat nur gewinnen. Doch auch diese Sorge ist den Ungarn (die nur den privaten Charakter der Südbahn erhalten möchten, um nicht in drückende Abhängigkeit von österreichischen Staatsbahnen zu gerathen) genommen worden. Ein neues Sanirungsprogramm ward entworfen; und die französische Regierung kann nicht mehr behaupten, daß die Wünsche der von ihr unterstützten Priorität der Südbahn in Wien noch immer dilatorisch behandelt werden. Sanirung der Südbahn: der Glaube an die frohe Botschaft will sich noch nicht einstellen. Durch eine verkehrte und tendenziös zugespitzte Finanztechnik wurde die Südbahngesellschaft künstlich überkapitalisirt. Die Struktur der amerikanischen Eisenbahngesellschaften, die ja auch manchen papiernen Träger zeigt, ist immerhin noch viel solider als der Aufbau der Südbahn. Ihr Schicksal gehört schon der Geschichte an (die erste Konzession stammt aus dem Jahr 1856); jetzt gilt's, zu retten, was noch zu retten ist, damit die Bahn das Ende ihres Privilegs (1968) erlebe. Kommt's nicht bald zu einer erfolgreichen Kur, so wird die Welt das Schauspiel eines Milliardenbankrotes sehen, wie er kaum je erlebt wurde. Das Haus Rothschild, zu dessen Gründungen die Südbahn gehört, hat der Gesellschaft nur wenig vom Glanz seines Namens abgegeben. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn die Geschichte der Südbahn nicht in Paris gemacht worden wäre. Die berühmten dreiprozentigen Obligationen, die den wesentlichen Faktor im Südbahnexempel bilden, sind zum größten Theil in Frankreich untergebracht. Und das französische Kapital, dem die Natur, neben der nationalen Würde, gallischen Witz und keltische Schlaueit geschenkt hat, bedient sich dieser drei Eigenschaften im Verkehr mit der Südbahn. Die französischen Obligationäre haben ihr gerüttelt Maß von Schuld an dem Luderleben, das die größte Privatbahn Oesterreichs geführt hat. Das Streckennetz der Südbahn umspannt mit seinen 3200 Kilometern die wichtigsten Verkehrsstraßen der österreichisch-ungarischen Länder. Der Weg nach Italien, die uralte Brennerstraße, trägt die Gleise der Südbahn; diese Bahn verbindet die Habsburgische Monarchie der Meeresküste und öffnet Ungarn die Straßen nach dem Westen. Die österreichischen Alpenländer sind das Reich der Südbahn, die ihr graues Elend auch durch die schönsten Prunkräume der Natur schleppt. Nach Italien reichen die ältesten Beziehungen der Gesellschaft. Die lombardisch-venezianischen Eisenbahnen, die später an Italien verkauft wurden, waren ihr erster Besitz. Damals hieß die Firma: „Südösterreichisch-Lombardische und Centralitalienische Eisenbahngesellschaft“. Die italienischen Linien wurden durch einen in



Die Zukunft.

Basel abgeschlossenen Vertrag, dem später ein staatliches Abkommen folgte, an die italienische Regierung verkauft. Die Gegenleistung brachte die noch heute werthvollste Garantie der Obligationen: die italienische Annuität, die bis 1954 je M/s, von da bis 1968 jährlich 12S/4 Millionen Francs beträgt. Durch diesen Verkauf wurde die Südbahn Gläubigerin des italienischen Staates. Das ist eine der Schwierigkeiten, die der Verstaatlichung im Wege stehen. Träte der Staat an die Stelle der privaten Unternehmer, so würde er (wenn das Schuldverhältniß unverändert bliebe) die Rolle des Gläubigers übernehmen; und ein solches Verhältniß ist zwischen zwei Großmächten nicht gut denkbar. Italien konnte einen Ausweg finden: die Ablösung der Annuität durch Staatsschuldverschreibungen. Das wäre aber nicht ohne beträchtliche Vermehrung der Staatsschuld gegangen; und dazu hatte die italienische Regierung keine Lust. Sie ist zu einem Grade wirtschaftlicher Konsolidierung gelangt, der die Wahl des 3Vsprozentigen Rententypus bei den letzten Emissionen ermöglichte: und will von dieser Staatsfinanzhöhe nicht vor Europas lachendem Auge herunterklettern.

Schlecht finanziert, mit ungeheuren Ausgaben belastet, vom Staat im Stich gelassen und manchmal ohne Rücksicht bedrängt: wie konnte da die Südbahngesellschaft gedeihen? Das Anlagekapital beträgt etwa 2600 Millionen Kronen. Und diese Riesensumme hat, an Zinsen und Amortisation, im Durchschnitt des Halbjahrhunderts, nicht viel mehr als 2 Prozent gebracht. Die Aktiensumme von 337 Millionen Kronen ist seit dem Jahr 1901 dividendenlos; aber schon seit 1881 war die Dividende im Durchschnitt nicht höher als 1 Prozent gewesen. Nur elfmal sind Dividenden zwischen 5 und 8 Prozent gegeben worden. Der Kurswerth der Aktien ist nominell; man könnte sagen, daß das Papier keinen Werth mehr habe. Das Kontingent der dreiprozentigen Obligationen bildet einen Posten von 1,80 Milliarden; 136 Millionen vierprozentige und 107 Millionen fünfprozentige Schuldverschreibungen sind vorhanden. Die Coupons sämmtlicher Obligationen sind nur zweimal nicht eingelöst worden; in den Jahren 1877 und 1880 wurde allerdings eine Beschneidung der Zinsen der dreiprozentigen Prioritäten vorgenommen, die seitdem in Geltung blieb. Daß diese Manipulation eine gewisse innere Berechtigung hatte, ist durch das rein spekulative Wesen des wichtigsten Effektenorgans der Gesellschaft nachzuweisen. Von dem Nominalbetrag der Obligationen ist nämlich nur die Hälfte wirklich eingezahlt worden. Die andere Hälfte sollte das Agio für die kommenden Geschlechter sichern. Die Papiere wurden zu unglaublich niedrigen Kursen emittirt; mußten aber zum Nominalwerth von 50S Francs für das Stück eingelöst werden. Da ists kein Wunder, daß im Ganzen von 2100 Millionen Francs nicht mehr als 275 Millionen getilgt worden sind und daß von 4338099 Stück dreiprozentiger Obligationen noch 3784000 Stück der Einlösung harren. Ob sie je zu anständiger Amortisation kommen werden? Das hängt zunächst jetzt von dem Erfolg des neuen Sanirungsversuches ab.



Magyaren und Lombarden.

99

Man muß der Südbahn die Möglichkeit schaffen, wieder kreditfähig zu werden; undenkbar ist, daß sie die Riesenausgaben für Verbesserungen des technischen Betriebes, zur Ergänzung der Lokomotiven und des Wagenparks, für das Auswechseln der Schienen und das Legen zweiter Gleise, für das Personal, dessen Besoldung ein immer schwierigeres Problem wird, dauernd aus den Einnahmen decken kann. Der Weg der Effektenemission ist der Südbahngesellschaft verschlossen. Wer soll ein Papier dieses Unternehmens kaufen, dem keine Kur zur Gesundheit verhelfen konnte? Hätte die österreichische Regierung sich bereit erklärt, für eine neue Anleihe der Südbahn die Bürgschaft zu übernehmen, so wäre es möglich gewesen, eine Emission durchzudrücken. Aber der Staat lehnte diese Zumuthung ab, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er dem „Privatkapital ein Geschenk" mache. Das hätte ihm der Reichsrath nicht »erziehen. Das Großkapital wirkt auf die gewählten Vertreter des Volkes überall gleich, mögen sie bei Wallot an der Spree oder bei Hansen am Ring versammelt sein. Nirgends dürfte ein Minister wagen, sich für das Wohl der „privilegirten Ausbeuter" einzusetzen. War im Oesterreichischen Reichsrath von der Südbahn die Rede, so endete der Spruch mit dem bekannten Oetsrum esnss«. Das hieß hier: Verstaatlichung oder Zwangsverwaltung. Und mußte den Ressortminister abschrecken. So bleibt nur die Selbsthilfe; die Versuche scheiterten bisher an der Thatsache, daß vier Fünstel der Südbahnwerthe im Ausland (besonders viele in Frankreich) liegen. Auch Deutschland verfügt über einen Besitz von etwa einer halben Milliarde. In das Schicksal der Südbahn sind also vier europäische Großmächte verwickelt. Da ist schwer, alle Betheiligten unter einen Hut zu bringen. Die deutschen Aktionäre haben, im Gegensatz zu den französischen Obligationären, sich stets bemüht, eine Sanirung der Südbahn zu ermöglichen. Ihr Einfluß war aber nicht stark genug, um die Wirkungen der französischen „Kontrolle" abzuschwächen. Bekannt ist, welche Widerstände überwunden werden mußten, bevor das Finanzprogramm des Jahres 1903 zu Stande kam. Damals wiegte man sich in der Hoffnung, daß es möglich sein werde, von 1910 ab wieder Dividenden zu geben. Doch es kam anders: die Südbahn konnte schon nach kurzer Zeit die Verpflichtungen nicht mehr halten, die ihr das neue Abkommen auferlegt hatte. Die Unterbilanzen, die man beseitigt zu haben glaubte, stellten sich wieder ein; und die Tilgung der Obligationen mußte im Jahr 1907 aufhören. Die Last der Betriebsausgaben, die jeder Berechnung und jedes Voranschlages spottete, hat den Finanzplan von 1903 erdrückt. Man hatte für Neuinvestitionen im Jahr 6 Millionen Kronen vorgesehen; in Wirklichkeit mußten mehr als 100 Millionen ausgegeben werden. Das alte Lied. Die Bedürfnisse, denen die Autorität der Staatshoheit nachhilft, wachsen und saugen dem Körper das Mark aus den Knochen. Dann baut der Staat Konkurrenzlinien (die Tauernbahn), für die er von der unglücklichen Privatgesellschaft natürlich



besondere Schonung fordert. Man kann ihm nicht einmal Unrecht geben. Er sorgt für sich und sein Prestige als Eisenbahnunternehmer. Leicht ist's ihm ja ohnehin nicht geworden, die Verstaatlichung seiner Eisenbahnen durchzuführen (die allerdings so lange „hinkend“ ist, wie die Südbahn nicht zum Netz der staatlichen Linien gehört). Wird der jüngste Vorschlag einer neuen Hausordnung endlich der ersehnte Tref-fer sein? Den Verwaltungsrath der Südbahn hat im vorigen Jahr ein Pairsschub ergänzt. Als Vertreter der deutschen Gruppe trat Di- rektor von Gwinner von der Deutschen Bank ein; und die Oesterreichi- sche Kreditanstalt entsandte ihren Generaldirektor Dr. Spitzmüller. Außerdem trat Sektionchef Dr. von Weeber als Führer an die Spitze der Direktion; und Professor Dr. Landesberger wurde in den Verwal- tungsrath gewählt. Die neuen Männer haben das neue Programm ausgearbeitet, von dem man hofft, daß es das letzte sein könne. Ieden- falls ist es der erste offizielle Vorschlag der Gesamtregierung. Das verleiht ihm Nachdruck und Autorität; aber noch nicht die Garantie des Erfolges. Der hängt an dem Willen des französischen Komitees. Den Angelpunkt des neuen Programms bildet die „Kapitalisirung“ der italienischen Annuität. Die Summen, die Italien jährlich an die Südbahn zu zahlen hat, sollen zur Grundlage einer Anleihe von 730 Millionen Francs gemacht werden und der Verzinsung dieser (drei- prozentigen) Anleihe die Garantie geben, wie sie bisher die Sicherheit für die alten Obligationen bildeten. Mit Hilfe des neuen Kapitals werden 525 Millionen den Besitzern der Schuldverschreibungen zu- rückgezahlt und andere Verpflichtungen getilgt, so daß etwa 150 Mil- lionen übrig bleiben, die der Gesellschaft für die nächsten Jahre die Mittel zur Bestreitung der Investitionen bieten würden. Voraussetz- ung dieser Transaktion ist: die Zustimmung, der italienischen Regi- rung und die Möglichkeit, die neuen Effekten unterzubringen. Wird es dem Finanzkonsortium, bei aller Stärke seiner konzentrirten Macht (Credit Lyonnais, Rothschild, Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Oesterreichische Kreditanstalt) gelingen, die neuen Obligationen popu- lär zu machen? Man darf nicht vergessen, daß der Theil der alten dreiprozentigen Prioritäten, der nicht umgetauscht wird, die werth- volle Bürgschaft der italienischen Annuität verliert. Ferner wird ver- langt, daß die Besitzer der dreiprozentigen Schuldverschreibungen sich mit einer Kürzung des Nominalbetrages ihrer Stücke von 500 auf 325 Francs einverstanden erklären. Das ist kein Verlust, sondern nur die Entziehung eines Gewinnes; denn die Obligationäre haben für ihre Titres niemals mehr als 300 Francs bezahlt. Sie^müssen sich zu dem „Opfer“ entschließen; denn die Verhältnisse der Südbahn drängen zu einer Entscheidung, die schließlich auch der Konkurs sein kann. Die Heilung eines so kranken Körpers ist ohne schmerzhaft Operation nicht mehr denkbar. Hoffentlich beeilt man sich; und zeigt der grsvSs vstiou, daß der Respekt vor ihr die österreichischeRegirung nicht hindern würde, den Bankerot der Südbahn Ereigniß werden zu lassen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarde« t» Berlin. — Berlag der Zukunft In Berlin. — Druck von Pak « Garlob S, m b tz, in Berlin.



Faust.  
Christ ist erstanden!  
Selig der Liebende,  
Der die betrübende,  
Heilsam' und übende  
Prüfung bestanden.  
DMer tröstliche Gesang, der einst, um GrabesNacht, von Engels-  
lippen klang, gab, vor dem lauschenden Ohr einer kleinen  
SchaarWacher, einem neuen Bunde Gewißheit; gebarderjungen  
Christenheit, die gestern denedelstenMenschenbeweinte, in däm-  
mernder Morgenfrühe denGott. Gewißheit einemneuenBunde:  
diese Zuversicht reift auch aus Goethes frömmstem Gedicht, das  
in einer Osternacht beginnt, in eine Himmelfahrt ausklingt und,  
hundert Jahre nach seiner Geburt, der deutschen Menschheit ein  
Evangelium werden mußte. Gab es ihr einen Gott? Den ersten  
Christengott, dem die Erde erquickenden Geruch dampft, der sie  
als Menschenheimath, nicht als Läuterungstätte nur, väterlich uud  
wie ihr Sohn doch liebt. Den vom Asiatengift nicht im Mark an-  
gekränkelten Gott der That, dem die Starken die liebsten Kinder  
sind und der dem wirkenden Schöpfergeist Alles verzeiht. Weil  
er die Menschheitwill; weilseine Erde ihmnicht nurRekruten für  
denHimmel drillen,sondern aus eigenem Lebensrecht, als eine von  
Menschenhand gefügte Wunderwelt, von den unergründlich, un-  
begreiflich hohen Werken des Ewigen zeugen foll, derWirkung,  
s



Die Zukunft.

nicht Anbetung, heischt und nicht in seiner umwölkten Hofhaltung den Zweck allesStrebens und Waltens sieht; und weil sein über die Brudersphären hinschweifender, die Erde wie einen Glaspokal durchdringenderBlick seitAeonen erkannt hat, daß mehr als alles unfruchtbar fromme Gewimmel der Händefalter und Gebetestammler.die in scheuerReine zaghaft dem ungesäuberten.nie zu säubernden Sprühstrom des Lebens fern bleiben, der Menschheit ein bedenkenlos Thätiger nützt, der durch Schlick und Lavageröll, durch Kothgebirge und Blutlachen sich den Pfad bahnt und, ohne in ängstlichem Schwindel stets um fein kleines Erdenglückund seine große Himmelsseligkeit zu bangen, dergepferchtenGattungneuen Wohnraum erobert. Diesen Gott gebar den Deutschen Goethes Gedicht; nur dieser Gott germanischen Christenglaubens konnte aus Wirrniß den Doktor Faust in die Klarheit führen. Was ernicht solle, ward, von des SinaiHöhe her, dem Menschen eingeschärft. Nicht andereGötterhaben neben dem Einen, den Moses sah; dieses einen Gottes, des einzigen,Namennichtunnützlich nennen; den Feiertag nicht durch Arbeit entweihen; nicht töten, ehebrechen, stehen, Unwahres als wahr bezeugen, des Nächsten Haus, Weib und Habe begehren. Zehn Gebote? Verbote. Mindestens sieben hat Faust mißachtet. Im Sehnen nach anderen Göttern gelangt und demHerrndesKirchenhimmelsgeflucht; unzüchtig gelebt und den Ring einer Ehe gebrochen; des Nächsten Haus und Habe begehrt und Tod auf den steilen Weg gesät, der aus engem Thal auf freien Gipfel trug. Der jedes Gelüst bei den Haaren ergriff, wird dennoch erlöst. Nicht, wie Hiob, als ein reuig von dem Gletscher seines Stolzes Herabgestiegener an den Gnadenborn zugelassen. Nein: als ein im Stolz Erstarkter, im rastlosen Drang seines Stolzes zum nützlichen Schöpfer Gewordener in die Glorie erhöht. Nicht demüthiges Gebet ist auf der Lippe des gewaltigen, aus blindem Auge Pflicht und Recht des Menschenwesens klar erschauenden Greises; nicht in feigem Gewinsel klammert der vom Tod Amwitterte sich an die dem Herzen greifbare Hülle uralten Wahnes. »Laßt uns läuten, knieen, beten und dem alten Gott vertraun": so ziemts einem Philemon, dessenbescheidenes LebenderMenschheit nie eine des Samens harrende Furche zog und der in seiner hellsten Stunde schlotternd nur schöpferisches Vollbringen zu bewundern vermag. »Verdammtes Läuten! Allzu schändlich ver-



Faust.  
103

wundets, wie ein tückischer Schuß. Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet, sich über Wolken Seinesgleichen dichtet! Er stehe fest und sehe hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!" So tönts aus Faustens Mund. Schon hat die Sorge ihnangehaucht; schon spürt erihres Bruders dürre Hand am Strang seiner Mannheit. Doch deren Klöppel darf kein fremder Wille bewegen. In alte Wahnbezirke zurück? Niemals. Vorwärts inneue Wohnbezirke I Nicht Göttern nur ward die Macht, paradiesisches Glück zu bereiten. Auch der starke Mensch kanns, der das Meer zurücktreten hieß. Ist ernichtwie Gott? Nicht in Aeonen, ahnt er, schwindet die Spur seiner Erdentage. Einen hochmüthigen hätte ihn derGott des Sinai, derGottdersyrischen Bergpredigt gescholten; und hart gestraft. Denn aus tzochnuth kann, wie mit Tobias,Salomo, Sirach alle Frommen empfanden, nur Arges entstehen. Dieser Greis ist nicht arm an Geist noch in Leid des Trostes bedürftig, nichtsanft noch barmherzig, nichtfriedfertig noch vom Hunger nach Gerechtigkeit durchwühlt. Wie ward ihm das Erdreich? Aus welchem Recht darf ihm das Himmelreich werden? Aus dem Recht Eines, der die Erde reicher zurückließ, bewohnbarer, als sie vor ihm gewesen war. Ein neuer Christus ist erstanden.Der sieht anders aus als der römische und der wittenbergische. Der hält sich bei Verboten und Nierenprüfung nicht lange auf. Der weiß, daß am Tag jeder Schöpfung, jeder winzigsten Lebensgeburt Blut und Unrathsrinnsal zu riechen war. Der krönt die Frucht verheißende That und fragt nicht aus engbrüstigem Schöffeneifer, ob des Thäters Kleid und Kelle, Spaten und Schwert blitzblank geblieben ist. Eine lungfer geschwängert und einen braven Kerl über den Haufen gestochen, den dünnen Ehereif des Menelaos zerbrochen und die Nothhütte zweier Alten verbrannt? Ohne Schuld undFehl ist keine,war auch diesebetrübende, heilsam übende Prüfung nicht zu bestehen. Der Menschheit, deren Lebensrecht dieser neue Gott so freudig wie der Titan des Aischylos bejaht, hat Faust mehr geleistet als ein ganzer Troß sanftmüthig Frommer, die nur die Lippen, nicht die Arme regen und in unbespritztem Kleid hoher Wunder warten. Rief Zeus nicht den Rebellen, der sich trotzig gegen ihn gewandt und den die härtestePrüfung nicht gebändigt hatte,in die Wonnen desOlympos

s-



Die Zukunft.

zurück, aufdaß er mitseincsGeistesKraftdenGott-Vaterschirme,  
mitseiner Erkenntniß Tiefe in denAbgrund tauche.derHimmel und  
Erde zu trennen droht? Prometheus half dem Sohn des Kronos  
auf denWeltenthron,gab,wider denWillen des großen Menschen-  
verächters, denMenschen das wärmende, hellendeFeuer, keuchte  
aus zerhackter, blutender Brust am Skythenfels und wußte, welche  
Samenmischung der Himmelsherrscher zu fürchten habe. Zeus  
rief ihn, damit der rathlos Thronende nicht, all in seiner Göttlich-  
keit, Anheil zeuge und sich die Menschheit für immer entfremde.  
Auch derdeutschePrometheus gab seinerWelt einen starkenGott;  
gab einem neuen Bunde Gewißheit und verrückte die Grenzen des  
Menschenvermögens. EinPhosphoros ist er; wie deraischylische  
Held. Und das Gottesauge, das er Menschenblicken entschlei-ert  
hat, winkt ihn aus seiner Sünden Fülle auf die reinste Höhe. Als  
den Waffner der Menschheit. Weh dem Gott, der Diesem das  
Himmelsthor sperren hieße! Dieser schuf ihn. Dieser kann ihm die  
Andacht des Erdgethieres wahren. Was ist ein Himmel, den kein  
Sehnen sucht? Nur vom Menschenglauben lebt Gott.

«Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust  
zu verkörpern gesucht habe. Als ob ich Das selber wüßte und aus-  
sprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle: Das  
wäre zur Noth Etwas. Das ist aber keine Idee, sondern Gang  
der Handlung. Und daß der Teufel die Wette verliert und daß  
ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstre-  
benderMensch zu erlösen sei: Das ist zwar ein wirksamer, Man-  
ches erklärender, guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem  
Ganzen und jeder einzelnen Szene im Besonderen zu Grunde  
liegt. Es hätte auch in derThat ein schönes Ding werden müssen,  
wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannichfaches Leben,  
wie ich es im Faustzur Anschauung gebracht habe, auf die magere  
Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!  
Als Poet war es nicht meine Art, nach der Verkörperung von  
etwas Abstraktem zu streben. Wollte ich als Poet einmal irgend-  
eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine  
entschiedene Einheit herrschen konnte. Das einzige Produkt von  
größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer  
durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine



Faust.

105

.Wahlverwandtschaften'. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden sei. Bielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfäßlicher eine poetische Produktion, desto besser." In dem Jahr, das die klassisch-romantische Phantasmagorie, das Helena-Zwischenspiel, ans Licht brachte, sprach Goethe diese Sätze. Ein Achtundsiebenziger. Der konnte nicht mehr empfinden, wie der Jüngling empfunden hatte. Der war in der Stimmung, die das Gedicht „Abschied" sang. „Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles, wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?" Der Knittel-Faust ist ihm eine kümmerliche, barbarische Fratze; in eine höhere, hellere, leidenschaftlosere Welt langt der ungebrochene, auf alles Titanische aber von stillen Firnen herniederlächelnde Greisenwille, der „mit Bangigkeit" nur der Tragoedie den Schluß schuf und nach langem Athemzug, selbst ein vom Uebel Erlöster nun, den Freunden zuruft: „Und fo geschlossen sei der Barbareien beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien!" Was wußte Der noch von der „Idee", deren erstem Keim in Gottfrieds Stadt einst die bunten Primeln des Gedichtes entsproßten? Bon dem Sturmgebraus, das keine Wette Gottes mit Satanas entfesselt und dessen Aufruhr kein Pakt mit dem Teufel gefänftigt hatte? Wollte er davon noch wissen? Hatte nicht schon der Alternde sich bemüht, diese Idee mit Stumpf und Stiel aus dem Gedächtniß zujäten? Drei Jahrzehnte waren vergangen, seit er an Schiller über den Faustplan, «der eigentlich nur eine Idee ist", schrieb, von dem Freund vor der Abreise nach Italien, die Darstellung und Deutung des alten Traumes erbat und aus Iena die Antwort kam: »Ihre Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Bernunftidee bequemen müssen. Wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde." Der Rath trifft mit Goethes Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen; es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, fo sollte das Werk, zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erdewachsen. Sollteaus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt^ Diese Possen: Das klingt anders als noch die Stanzen der «Zueignung". Das längst entwöhnte Sehnennachje-



106  
Die Zukunft.  
nem stillen, ernsten Geisterreich will sich nicht wieder einstellen. Wo  
aus trübem Auge Thräne den Thränenfolgte und das strenge Herz  
in Milde weichte, da schmunzelt der heitere Blick jetzt über dem be-  
quemen Entschluß, die Possen anmuthig und unterhaltend zu ma-  
chen und zu sorgen, daß sie »Etwas denken lassen." Dreißig Jahre  
ists her. Lohnt es wirklich noch das Faustrecht zu wahren ? In einem  
Brief Carlyles (vom dreißigsten August 1827) liest Goethe den  
Wunsch: »Faust müßte so dargestellt werden, daß er nicht nur über  
den Bösen, sondern auch über sich selbst triumphirte. Er müßte in  
den Himmel kommen, der Böse in seinen Abgrund zurückkehren."  
So schreibt der Schotte. In dem der greise Dichter »eine moralische  
Macht von großer Bedeutung" ahnt. Aus der selben Zeit stammt  
der Spott über die wunderlichen Leute, die in dem Gedicht nach  
einer Idee schnüffeln. Und da abermals vier Jahre verronnen  
sind, weist Goethe seinen Eckermann auf die Worte der Engel,  
die, in der höheren Atmosphäre, Faustens Unsterbliches tragen.  
»In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung ent-  
halten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit  
bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige  
Liebe. Dieses steht mit unserer religiösen Vorstellung, nach welcher  
wir nicht bloß durch eigene Kraft, sondern durch die hinzukom-  
mende göttliche Gnade selig werden, durchaus in Harmonie. Der  
Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, war sehr  
schwer zu machen und ich hätte mich, bei so übersinnlichen, kaum  
zu ahnenden Dingen, leicht im Vagen verlieren können, wenn  
ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen  
christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig  
beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte". Aus dem Grab  
der gemordeten, vom Kindesmörder verleugneten Idee erblühen  
poetische Intentionen, die eine zitternde Hand ans Spalier kirch-  
licher Glaubensvorstellung bindet. Der trotzig einst aufgereckte  
Mythos duckt sich ins Mysterienspiel. Hast Du nicht Alles selbst  
vollendet, heilig glühend Herz? Prometheus, der aus zerrissener,  
umketteter Brust stolze Worte holte, stieg als Schützer des mäch-  
tigsten Gottes, als von der kümmernden Majestät ersehnter Helfer  
und Held auf den Olympos. Faust wird gnädig geduldet. Für  
Faust bittet ein Weib; erfleht von einem Weibe ihm Einlaß.  
Das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan. Nach dem männlichsten



Faust.  
107

Erleben in einen Weiberhimmel, den Weihrauch.Sälböl, schmeichelhafter Odem durchduftet und von dessen Wolkenwänden kein männischer Laut widerhallt. Wohin schwand der Himmel der Heerschaaren, der muthig in schauervolle Nacht und blitzendes Verheeren blickenden Erzengel, des großenHerrn, der das Werdende, im Wirken Ewige mehr als den schlaffen Gebetshauch liebt? Wohin der Himmel thätiger Männer? In seinem Bereich konnte, wie über dem Lande Az einst, in demHiobs sieben Söhne mit ihren drei Schwestern in Wohlleben praßten, der Herr zum Satansprechen. «KennstDumeinen Knecht?" Konnte derschlimme Schalk, die Spottgeburt aus Dreck und Feuer, mit schriller Stimme sich in den Chor des Gesindes drängen, mit dem Ruhm seiner Muhme prahlen und in geller Vorfreude der Sonne auf ihrem Donnergang zurufen, bald werde sie einen Menschen Staub fressen sehen. In diesemHimmel gab es keine scharfumrissenenchristlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen. Einen Gott, der mit dem Teufel selbst menschlich sprach, um einesMenschenSeelemitihm wettete, die Göttersöhne zur Freude an lebendig reicher Schöne aufrief und in demAllverneiner noch den kecken Reizer und kräftigen Wirker ehrte. Wo blieb der Alte, den Mephistopheles von Zeit zu Zeit gern sieht? Wo der Urgewaltige, dessen Anblick den Engeln Stärke giebt? „Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab und führ' ihn, kannst Du ihn erfassen, aufDeinemWege mit herab; und steh' beschämt, wennDu bekennen muß: Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt." So hatte der Gott des „Prologs im Himmel" gesprochen. Starb er seinen Welten? Starb, nach so kurzem Leben, der neue Christengott, demdieErdenichtnurLäuterungstätte, dem sie väterlich und doch mit Sohnesinbrunst auch geliebte Menschenwerkstatt war, Acker und Kampfgefeld kräftig gezeugter, Kräftiges zeugender Männer? In dem Himmel, der sich Faustens Ansterblichem aufthut, ist für diesen Herrgott der That, dem die Starken die liebsten Kinder sind, kein Raum; kann höchstens der Greis mit dünnem Silberhaar, der schwache Alte ohne Mark, denIbsens Brand auf dem Wolkenthron eines ergrauenden Geschlechtes schaute, in irgendeinemAusgedingstübchenhausen.„HöchsteHerrscherin der Welt" ist Maria; „die Himmelskönigin im Sternenkranze; Jungfrau, rein im schönsten Sinn, Mutter, Ehren würdig,



uns erwählte Königin, Göttern ebenbürtig." Ihrjauchzen die heiligen Anachoreten, singen die seligen Knaben, neigen und beugen im Reuechor sich die Büsserinnen. Keines Panzers Stahl, keines Schwertes Schneide blitzt durch Wolkenfetzen. Zärtlich flimmern, wie feuchteAugen, die verblaffenden Sterne, im rosigenAbglanz des ersten Sonnenleuchtens schweben die Morgenwölkchen durch der Tannen schwankendes Haar und in den Bergschluchten unter demAethergewölb schleichen dieLöwenselbst„stumm-freundlich" um fromme Beter. Keines Mannes Stimme, keines nicht in Ekstase entmannten, ertönt, keiner männischen That wird gedacht. Nur alsAbbild desGöttlichen hat hierMenschliches Werth, nur als Gleichniß; erst auf dieser Höhe reift das unzulängliche Erdgewächs in die Vollendung. Und des Mannesthat kündenden, Mannesthat,nach eines Jünglings Entschluß, mitdemGriffkühnen Trostes über die Nebel sittsamen Bedenkens hebenden Gedichtes letztes Wort lautet: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Goethes armer Teufel wird mit nicht geringerer Arglist geprellt als Shakespeares reicher Jude von Venedig. Den hemmt der Spruch: Dein Pfund Menschenfleisch sollst Du haben; darfst aber dem Antonio, dem Du es, nah der Herzkammer, aus der Brust schneidest, keinBlutströpflein nehmen. Ergehts dem Neffen der Schlange viel besser? Die Firma, mit der er sein Termingeschäft abschloß, scheint sich aufgelöst zu habMund ihre Rechtsnachfolger handeln, als die Stunde zur Ultimoabrechnung tagt, nach ganz anderen Grundsätzen. Damals hießes: Kannst Du den Doktor Faust in die Enge Deines Verneinungdranges zwingen, von feinem Urquell ihn so weit abziehen, daß alles Entstandene und Entstehende ihn nur der Vernichtung noch werth dünktund erauf der Erde nichts Nützliches, nichts feinen ErdentagUeberlebendes leistet, dann, Erzschalk, ist seine Seele Dein. Jetzt heißt es: Wie groß er auch gesündigt habe: gnädige Himmelsliebe kannihn,der im Streben sich mühte und für den die entsühnte Magd vor dem Thron aller Magdschaft bittet, aus unreinenBanden erlösen und in die Klarheit heben. Das wußte Mephistos Schlaukopf, seit ihn die Höllenamme zum ersten Mal mit dem Rubinkamm gestriegelt hatte. Darauf hätteersich nieeingelassen; niemals, als Weltmann von Kultur und Erfahrung, mit frommen Lungfern Geschäfte ge-



macht. Er darf sich betrogen fühlen: und hätte doch, auch wenn die alteFirma noch bestünde, vor jedem Richterstuhl seine Wette verloren. Was der großeHerr voraussahest ja geschehen;Alles.Der Menschheit hat Faust mehr geleistet als ein ganzer Troß sanftmüthig Frommer; die Erde reicher zurückgelassen, bewohnbarer, als sie vor ihm gewesen war. Und Alles hat, wie des Prometheus, sein heilig glühendes Herz selbstvollendet. Alles Unvergängliche-Hat etwa Mephistopheles ihm Helenen in den brünstig nach ihr tastenden Arm gelegt? Nein. Das Blut konnte der Teufel dem Gesellen hitzen, daß es, wie einer Helena, jedem Weib entgegenpochte: doch von seinemUrquell her haftetin ihm die Ahnung des rechtenWeges und inGretchens Schoß ergießt sich, was einer Lust-dirne zugewünscht war. Zu einem Helena-Schemen konnte des Chaos wunderlicher Sohn die Straßbezeigen, den Schlüssel zu dem Reich derMütter leihen, die alles SeinsUrbilderbewachen. Doch aus ewig leerer Ferne, in derenNichts er dasAllzu finden wähnte, bringtFaustnureinenpythischenDreifuß.dendieersteFlammewie Zunderzerfrißt,und einen holden,spukhaftbuhlendenSchattenans Licht.Dieechtetzelena.inderenprangenderWeibheiterdenBrand seinesMannesdurstes kühlen,seinen himmelan taumelndenWünschen ein Kind zeugen kann, muß er selbst aus Persephoneias finsterem Reich sich auf seine Erde holen. Die liebste aus der Sibyllengilde, des Asklepios wohlthätig milde Tochter Manto, lernt ihn lieben, weil er Unmögliches begehrt. Durch seine verstellte, verrauchte Studirstube geht der Weg zu den Tummelfeldern der Gespenster aus Hellas; und Homunkulus, seines Schülers Retortengebild, wird auf diesem Pfade der Führer. Seine Kreatur ists, von der er abhängt, nicht Mephistos. Wo zwischen Pompejus und Caesar einst der Streit, ob Rom Freistaat sein oder von einem Kaiser beherrscht werden solle, ausgekämpft wurde, hat der nordische Teufel keine Macht. And als Faust von Heroinen kommt, aus der Erkenntniß, daß nicht der Ruhm, daß nur die That des Strebens werth ist, da erwächst seinem Hirn, nicht teuflischem Rathe, der Plan, der seit aberhundert Jahren zwecklosen Kraft unbändiger Elemente einen Zweck zu fetzen, der wüsten Strecke widerlichem Gebiet die Möglichkeit der Menschenhäusung, Menschennahrung abzutrotzen. Wohl äffen und trügen ihn dietzöllenkinder: treiben Seeraub statt der Handelsschiffahrt, die ihnen anbefohlen war,



brennen und morden, wo sie großmüthigen Landtausch anbieten sollten, schaufeln, statt des Grabens, der das Sumpfwasser des Pestpfuhles abziehen soll, ihrem Gebieter das Grab. Immer war das Trugland ihr Reich; mit Trugmünze zahlten sie, im Kriegslager des Kaisers wie in Auerbachs Keller, und Trugbildern entriegelte ihr bärtiger Schlüssel die Thür. ImGrößten aber können sie nichts verrichten. Hätte er nie doch sich ihnen verlobt! «Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, stund' ich, Natur, vor Dir ein Mann allein, da wärs derMühe werth, ein Mensch zu sein." Dann wäre seiner Menschenkraft alles Gelungene zu danken. So stöhnt aus dem Hundertjährigen noch eines Jünglings Sehnsucht. Kein Zauberwort spricht er, da die Sorge ihn, den ihr Geächz nicht ängsten kann, blenden will. ImInnern leuchtet, hinter dem blinden Auge, Helles Licht seinem wachen Geist. »Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände. " Und ward hier nicht Großes vollendet? Wo die salzige Zunge unfruchtbarer Meertöchter den öden Strand beleckte, in fruchtlosem Mühen dieFluth über Dünengestrüpp, hinauf und herunter, rollte, da grünt unter Waldwipfeln jetztüppiges Moos, breiten sich Kornfelder und fette Wiesen, blüht es und duftet in Ziergarten und Hain,umarmt ein wohnliches Dörfchen des Palastes weitflächig steinerne Flanken. Dieses schuf Faust allein; aus eigener Kraft. Nie hat ein Gott zu lauterem Triumph Grund gehabt als der große Herr, der sich zur Wette mit dem Erzschem herabließ. Doch Keiner weckt den über der Postille Entschlafenen. Und dem Faustus, dem der Vatersname schon Glück in die Wiege verhieß, öffnet, nach mühevолlem, von Schöpferglück gekrönten Streben, weil ein reuiges Mägdlein für ihn bittet, die Gnade der höchsten Jungfrau den Himmel. Den Himmel, den sein Traum sich gewölbt und belebt hat? Dann durfte ihn der Dichter entwölken. Nicht für eines Blickes, Dauer, spricht Angelus Silesius, kann Gott ohne mich sein; die Minute, die mich vergehen sah, fleht ihn den Geist aufgeben. Nur vom MenschenglaubenlebtGott;undwiedieserGlaubesie träumt, ist Gottes Wohnstatt. Daß die im Männerhimmel vereinbarte Wette im Weiberhimmel zum Austrag kommt, wäre dem KunstVerstand begreiflich und einem Gefühlsverlangen sogar die höchste



Faust.  
Erfüllung, wennFaust diesen Himmel geträumt hätte, je erträumt haben könnte. Den Himmel der jüngeren und der vollendeteren Engel, der marianischen, ekstatischen, seraphischen Wolkenschlei«ermacher?Wo sein Gretchen in die Gemeinschaft der großen Sünderrinnen erniedert wird, der Lustdirnen von Magdala und Samaria und der egyptischen Metze, die, als Betschwester, ihres letzten Willens Wort in den Wüstensand malte? Wo das schlichte, noch im irren Flackern des Mutterwahnes keusche Kind, allzu witzig, ins Kleid englischen Jubels travestirt, was seines Herzens Noth einst zur Schmerzenreichen aufschrie? Wo nur »das Begnadigungsrecht des alten Herrn" (der dieser Hauptverhandlung vielleicht fernbleibt, weil er, der Kontrahent der Wette, als befangener Richter abgelehnt werden könnte) des Höllenrachens Kiefern geschlossen hält? Niemals. Der an dem morschen Kirchlein sich und an des Glöckchens Klang früh und spät ärgert, vor dem Traumgespinnst und umgarnenden Aberglauben sich zu hüten trachtet, auf freiem Grund sich mit freiem Volke steht und, wie ein gottlos fröhlicher Waidmann, des Lebens Lust nur recht genießt, wenn er, wie SchillersTell, jedenTag sichs aufsNeue erbeutet, dieser Faust konnte diesenHimmel nicht träumen. Greisenbequemlichkeit hat ihn geschaffen. Die auf Carlyles Philisterrath hört, die «Idee", Wurzel und Wipfel des Ganzen, vergessen hat, in derPosse,die anmuthig unterhalten soll, den schlechtesten Vers, den leersten gemächlich stehen läßt und an das würdige Pergament der Bibel wie an einen Krückstocksich klammert. Fiel Keinem noch auf, wie im letzten Theil des Gedichtes sich die Hinweise auf das Heilige Buch häufen? Aus dem Zweiten Buch Samuelis kommen die drei Gewaltigen; aus Iesaias Prophezeiung die Namen Raubebold und Eilebeute. Auf den Epheserbrief,der im Harnisch Gottes gegen die listigen Anläufe des Teufels und aller Fürsten der Finsterniß zu kämpfen räth, auf den hohen Berg, von dessen Gipfel, nach der Erzählung des Matthaeus, Satanas dem Heiland dieReiche derWelt und ihre Herrlichkeitzeigte, auf die zween losenBuben,dieNaboth,weilerseinenWeinbergdemKönigAhab geweigert hatte, vor die Stadt führten und steinigten, wird derBlick gewendet. Daß er sich in das Dämmern gewöhne und im Lungfrauenhimmel rasch heimisch werde ? Erkanns nicht; hat das Stauen noch nicht verlernt.Und auchdasOhr erinnert sich zugutnoch



112 Die Zukunft.

der Strophen, die, einei^ Feuerstrom gleich,von der Lippe der Erz»  
engel flossen, um jetzt blutlose Nothgebilde fromm bewundern zu  
können. Hört die verzückten Anachoreten, die seligen Knaben:

Ewiger Wonnebrand,  
Glühendes Liebeband,  
Siedender SchmerZder Brust,  
Schäumende Götterlust.

Pfeile, durchdringet mich,  
Lanzen, bezwinget mich,  
Keulen, zerschmettert mich,  
Blitze, durchwettert mich!

Daß ja das Nichtige

Alles verflüchtige,

Glänze der Dauerstern,

^ >!,. Ewiger Liebe Kern.

Freudig empfangen wir

Diesen im Puppenstand;

Also erlangen wir ^

Englisches Unterpfand.

Löset die Flocken los,

Die ihn umgeben!

Schon ist er schön und groß

Von heiligem Leben.

Er überwächst uns schon

An mächtigen Gliedern,

Wird treuer Pflege Lohn

Reichlich erwidern.

Wir wurden früh entfernt

Von Lebechören;

Doch Dieser hat gelernt,

Er wird uns lehren.

Schlechte Verse, schwache Gedichte hat Goethe in jedem Le-  
bensalter gemacht; in jedem so unsäglich schwache, daß der Goethe-  
fremde, dem man sie vorläse, schwören würde, einen von hem»  
mungloser Reimwuth befallenen Stümper zu hören. DerFall ist  
einzig im Reich aller Künste; auch des Ohres Erinnerung an  
Beethovens mißlungene Lieder kann ihn nicht erklären. Der stärkste  
Sprachschöpfer derDeutschen, ein Dichter, dessen tausendtönigem  
Munde die schönsten und die bedeutsamsten Schälle entströmten  
und der, was in Orient und Occident das Seltenste ist, Mannes»



Faust.

113

lyrik, GreisenlyrZk sogar von köstlichstem Edesgehalt und persönlichstem Rhythmus seiner Menschheit gab, sinkt in die billige Pfuschkunst der nach einander ähnlichenÄonbildernSchnüffeln-den und watet mit innigem Behagen durch das versumpfte Weideland der absatzsüchtigen Reimergttde. Ließ er sich lächelnd gehen und fand, in einem Monadenbewußtsein, zwischen kindlicher Demuth und höchstemWirkerstolz, seinErgötzen in der steten Möglichkeit, Gedichte zu machen, „derenMotiv gleichNull ist und die nur durch klingende Verse eine Existenz vorspiegeln"? Kannte er den Drang nicht, immer das Beste zu bieten, was die Gunst der Stunde eben gestattete? War. er. nur stark, wenn in ihm, aus ihm der Dämon schuf, und schrumpfte, wenn dieser Gewaltige ohne Lust zu neuem Werk war, wie«m Gasball nach dem Entrinnen der blähenden, hebenden Kraft? „Jede Produktivität höchsterArt steht in keines Menschen Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben.DergleichenhatderMenschalsunverhoffteGeschenkevon oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das, übermächtig, mit ihm thut,was es will, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antrieb. Ich habeinmeinerPoesienie affektirt. Kriegsliederschreiben und im Zimmer sitzen: Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorpostenwiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet." Selbst wenn es brannte, stellte sich aber die Produktivität HöchsterArt nichtimmerein; und der weiseDichter hütete sich.sie künstlich, etwa durch »die produktiv machenden Kräfte des Weines", herbeizuzwingen. Shakespeare und Dante, Michelagnuolo und Rembrandt, die Schöpfer neuer Weltvisionen, zeigen sich niemals in so armer Blöße dem Blick; kaum den Cervantes und Mozart, deren leuchtendes, lachendes Haupt manchmal, in den Schicksalsstunden Quijotes und Juans, bis in die Glorie der obersten Sphäre reicht, wäre der Anfall solcher Schwäche nachzuweisen.Dürfen wir klagen? DemAnermeßlichen, derMahadöh und Prometheus, Mignon und den Fischer, die Braut von Korinth und die Römischen Elegien schuf, würde ein Geschwader von Nichtigkeiten verziehen. Geniologie mag eines



114  
Die Zukunft,  
Tages erklären, daß auch in einem Eden des Geistes nebenWun-  
derblülhenUnkrautaus Flugsand, auseinerZufallssaatsprießen,  
neben der sieghaften Blumenkönigin ein tzälmchen reifen konnte.  
AnderemLeid tönt hier dieKlage. Sie giltnichtdenoftputzig  
trippelnden Greisenversen, die Bischer, in der Maske des Sym-  
bolizetti-Mystifizinski, mit pedantischer Stiftslustigkeit parodirt  
hat. Auch nicht der «kalholisirenden Tendenz", die denTübinger  
und heute noch manchen lutherischen Eiferer ärgert. In seinem  
letzten Lebensjahr hat Goethe mit andächtig bebender Stimme von  
Luther gesprochen, dem «wir zu danken haben, daß wir an die  
Quelle zurückkehren und das Christenthum in seinerReinheit fassen  
können". Hat er denMaucrschwamm an der Katholischen Kirche  
aus hellem Auge gesehen. «Gar viel Dummes ist in denSatzun»  
gen der Kirche. Aber sie will herrschen: und da muß sie eine bor»  
nirte Masse haben, die sich duckt und die geneigtist, sich beherrschen  
zu lassen." Sollte er über Gretchen und Frau Warthe, über dem  
praelatisch prassenden Kaiser einen unmöblirten Protestanten-  
himmel aufthun? Ein vom Bibelglauben gebauter Himmel konnte  
es sein; einer, der diesseits von Katholizismus und Protestantis-  
mus ist und dessenehern dröhnendes Gewölb denkünftigenSpalt  
nicht ahnen läßt. Daß uns der neue Gott, dem wir jauchzten, und  
mitihmderdeutscheTitan,dendieSchöpferthat entsündigt, genom-  
men,daß derFaustus, der reulos starb, nun doch, wie Hiob, als ein  
demüthig Bereuender von Iungfrauengnade in den Himmelzuge-  
lassen ward: diesem Leid trauert die Klage nach. DerAlternde, dem  
nur»Kultur und Barbarei Dinge vonBedeutung" waren, den»die  
unerträgliche Stärke und Natürlichkeit der Prosaszenen" längst  
verdroß und alles Urkräftige barbarisch fratzenhaft dünkte, hat die  
menschliche Majestät des Gedichtes, grausam wie seit den Kon-  
sulatstagen des Lucius Brutus selten ein Vater, geköpft. Ganz  
unaussprechlich gespannt, hatte ihm Schiller im März 1801 aus  
Iena geschrieben, sind hier diePhilosophen auf Ihren Faust. Da,  
antwortete Goethe schalkhaft wie seinMephisto imMagistertalar,  
habe ich mich freilich zusammenzunehmen. Mußten aber die'Phi-  
losophen, als sich endlich der Schleier hob, nach allen Seligkeiten  
derTheilbetrachtung von demGanzen nicht doch enttäuscht sein?  
Eine Kraft, die immer das Böse will, schafft immer das Gute: der  
halbgöttliche Einfall wird mit weltweisem Witz ausgeführt und



Faust.  
115

den Zuschauern demonstriert; doch die Demonstration leuchtet nicht in nie zuvor erhellte Abgründe hinab. »Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß": diesen letzten Schluß faustischer Weisheit hatte schon der allzu gern ins Allgemeine schweifende Schütze Tell, auf der Jagd nach Gamsen und Aphorismen, gefunden. Jeden, der strebend sich mühte und den reinen Liebe zärtlich der Gnade empfiehlt, kann die Gottheit erlösen: »Da ist für mich nichts Neues zu erfahren. Das kenn'ich schon seit hunderttausend Jahren." Nicht Junker Volland nur spräche so. Die jenaischen Philosophen wußten wohl (von dem Kollegen Schiller) Einiges über Goethes Glauben an die Entelechia alles organisch Gewordenen, also auch menschlicher Seelenkraft; hatten wohl auch allerlei von ihm über Naturwissenschaft Geschriebenes schon gelesen. »Angebeten und ungewarnt nimmt die Natur uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer; und ihre Werkstatt ist unzugänglich. Sie hüllt den Menschen in Dampfhülle ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, trag und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf. Die Menschen sind alle in M und sie ist in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt mit vielen so im Verborgenen, daß sie zu Ende spielt, ehe sie merken. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihr widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nah. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe sich adlos. Sie hat mich hereingestellt; sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Alles ist ihre Schuld. Alles ist ihr Verdienst.« Diese hymnischen Sätze (aus dem Jahr 1782), in deren Nähe Zarathustras mit Platin gepanzerte Reden wie starr glänzende Stechpalmen neben einem bis ins feinste Blattgitter lebendigen Eichbaum wirken, wirken anders als das Gestammel der Himmels-



Die Zukunft.

hoftheologen und tzeerschaarrekruten. Kommen aus anderen Tiefen; und wären nicht unwerth, von eines Buddhas Lippe sich ins Menschenthal zu ergießen. Wohin schwand der Phosphoros, den unser Iubel, wie junge Lenzlust das erste grünende Reis, umklammert hielt? Wo bistDu, Faust, desStimmeuns erklang? Wo 'ist die Brust, die eineWelt in sich erschuf und trugund hegte? Wo die große Entelechie, die, »ein Stück der Ewigkeit", ins alte, immer erneute All fortwirken sollte? Unser Sehnen sucht sie vergebens. Was.als einMögliches, in dem mächtigen Individuum lag, ward nicht verwirklicht. UnserAuge hatte gehofft, das Ewig-Männliche, Männlich-Ewige, die über den Grenzstrich zwischen Gut und Böswegschreitende, Hrer Lenden Saft wegspritzende Zeugerkraft, gottähnlich werden zu sehen. In Thürmers Wonne zu schauen, wie Natur, in freundlichem Spiel, mit dem Menschegeist schaltet und ihn, den sie hereingestellt hat, auf moosigem oder steinigem Pfad wieder herausführt. Doch: «Natur und Geist? So spricht man nicht zu Christen!" Undzu Christensolljetzt, aus scharf umrissenen kirchlichenVorstellungen, gesprochen werden. Goethe hatFriedrich den Großen erlebt, der ihm zwar mehr durch Geheiß und Verbot als durch dieThat die Meinungzubeherrschenschien, der aber, mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizirlichen Vorstellungart, die Welthandel nach seinem Sinn zwang. Er hat Bonaparte gesehen, in ihm die »Produktivität derThaten" bewundert und gesagt: «Das war ein Kerl, dem wirs nicht nachmachen können. Er war in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung: weshalb auch sein Geschick so glänzend war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht nach ihm nicht sehen wird." Einem, der Solches erblickt und empfunden hat, war der Muth zur Krönung der aus Blutlachen und Kothwällen geborenenMannes-that zuzutrauen. Aber der Alternde studirt den Spinoza und die Bibel noch stärkerer Iudengeister durchaus; und lernt das kühle Glück der Beschränkung. »Wohlgeziemtes demMenschen.einUn-erforschliches anzunehmen; seinemForschenaberhaterkeine Grenze zu setzen.Denn wenn auch dieNatur gegen denMenschen imVortheilstehtundihmMancheszu verheimlichenscheint, so stehterwieder gegen sie imVortheil.weil er, wenn auch nicht durch sie durch, doch übersie hinaus denkenkann." So hoch flog einst die Meinung. Nun aber geht es weise, geht bedächtig. »Denn mit Göttern soll



Faust. 117  
, sich nicht messen irgendeinMensch. Hebt er sich aufwärts und be-  
rührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends hasten dann die un-  
sicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde." Gren-  
zen der Menschheit? »Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben."  
Auch über Bonapartes granitem Leib ist dasSternlichtfahlge-  
worden; auch er, der, im Kampf gegen den österreichischen Mar»  
schaUAlvinczy.fünfTage lang nicht zuRuhe.nicht aus den Reil»  
stiefeln gekommen und aus Polen, nach hastigen Nachtmärschen,  
so frisch in den Staatsrath heimgekehrt war,als habe er behaglich  
in seinem Bett geschlafen, konnte sich nach der Flucht aus Moskau  
nur für Stunden noch im Sattel halten. Meinen Werther, feufzt  
Goethe, habe ich auch nicht zum zweitenMal gemacht; «die gött-  
liche Erleuchtung, wodurch dasAußerordentliche entsteht,werden  
wir^mmer mit der Jugend imBünde finden". Daß sie nicht fort-  
währte, bisFaustens Schicksal erfüllt war, daß sie verglomm, ehe  
der Gott derThat,den des Gedichtes Anfang zuverheißen schien,  
ins Weltrichtcramt wuchs: diesem Leid tönt die Klage.  
Die Professores der Philosophie haben sich, wenn sie den  
Mangel, den Himmelswechsel, überhaupt gemerkt hatten, in Iena  
und anderswo schnell getröstet. Das Faustgedicht wurde ihrem  
Verständlerthum der Lieblingplatz. Wie ein Erbgut, das den En-  
keln noch Zinsen soll, haben sie es durchfurcht, mit scharfkantigem  
Pflugschar durchstößt und im Werth zu steigern gesucht. Iedes  
Symbol und jede Allegorie ward gründlich erklärt; jeder Schatz-  
andeutung gierig nachgegraben. Was wir unter dem Homunkulus  
und dem Erdgeist, unter dem Knaben-Wagenlenker und dem Eu-  
phorion uns zu denken haben, was Victoria und Galatea, die  
Töchter des Phorkys und die Kraniche des Ibykos.Daktyle und  
Lamien, Psyllen und Marsen bedeuten, warum dem Dichter der  
Neptunismus näher als der Vulkanismus war: das Alles (und  
vieles Andere) wissen wir jetzt ganz genau; befitzen es, Schwarz  
aufWeiß,und könnens aus der Pygmäenschule getrost nach Haus  
tragen. Daß auf weiten Strecken des Gedichtes, in flacher Steppe  
und auf manchem Gipfel, der Magisterdünkel mitleidlos ver-  
höhnt wird, hat die Magister nicht abgeschreckt. Des Professors  
Wagner mag, als eines Gelehrten vonRang und Ruf, die Zunft  
sich rühmen. Mephisto in dem von Motten benagten Talar, als



118  
Die Zukunft.  
Kritiker der Fakultäten und ihrer Zauberkünste, mußte dem zur Gilde Gehörigen ein schlimmes Aergerniß sein. And daß nur ein konstruirtes, nicht aus Menschensamen entstandenes Phiolen-menschlein, das keiner Wirklichkeit vom Nabel entbunden, in der Geburtstunde keiner Zeit vermählt ward, die Vorstellungswelt alter Griechen rekonstruiren könne, klang den Antiquaren gewiß nicht lieblich ins Ohr. Doch selbstloser Eifer läßt sich durch Kränkung nicht lähmen. War das Gefild der Spüke abgegrast, so gings, im Heerdentrab, auf die von den Parallelstellen eingezäunte Weide. Im geliebten Deutsches Doktors Faust ist der johannische Logos, der am Anfang war, die That: und in der That sucht der hundert-jährige Strandherrscher dann Erlösung. In einer Phiole verehrt Faust Menschenwitz und Kunst, von ihrer Gunst erhofft er in seinem Leben das letzte Heil: und in einer Phiole wird seinem neuen Leben der Trost gebraut, der Führer ins Land der Sehnsucht gebacken. Zu des Geistes Flügeln hatte er körperliches gewünscht: und der selbe ikarische Drang ins Höchste stürzt seinen Sohn, das Kind deutschen Forschergeistes und hellenischer Schönheit, jäh in die Tiefe. In der Hexenküche und im Trugreich der Mütter lockt das Bild weiblicher Leibespracht ihn in Wollust. Helena sollte, wie Gretchen, dem Zappelnden, unersättlich Klebenden Anheil werden: und zieht ihn, wie Gretchen, hinan. Schüler und Bakka-laureus, klassische und romantische Walpurgisnacht, Prolog und Epilog im Himmel. Hier ist ein Wunder: glaubet nur! Glaubet nur, daß dieser Parallelismus mit so mächtigen Fangarmen die Gemüther packt wie, in unserer Zeit Geschichte, die Erinnerung, daß Nikolai Alezandrowitsch die von Japanerhand seinem Antlitz eingeritzte Narbe trug, ehe Japanerhände in den siechen Körper seines Reiches Wunden rissen. Glaubet nur, daß dieser Dichtung Tiefe unermeßlich ist, keiner irgendwo geschaffenen vergleichlich. Die berühmtesten Professoren fordern, daß Ihrs glaubt. Anermeßlich tief und von dem Senkblei solcher Lotsen dennoch ermessen? Ob es in seinem mit Talg gefüllten Hohlraum aus dem umnebelten Meer Sand oder Muscheln heraufbringt: nicht mit allzu fester Zuversicht dürft Ihr ihm trauen. Der große Geist läßt sich die Geheimnisse, die er wollte, nicht am hellen Alltag von Daktylen rauben. Und wo die Lotleine der Däumlinge lang genug war, gabs eine bis ans Erdherz klaffende Tiefe da unten nicht zu ermessen. Weh Jedem, der träumt, statt zu schaffen, und



dem Erkenntnißtrieb die Willenskraft opfert. Heil Jedem, der, statt sich aufs Faulbett zu räkeln, in rastlosem Streben das Gut der Menschheit zu mehren trachtet. Weh den Vulkanskindern, aus denen zerstörender Haß in schreckenden Garben auflodert. Heil den Neptunssprossen, die der Liebe heitere Geberde lernten und, während aeolischerDünsteKnallkraftnurdesBodensKräfte zu sprengen und krumm zu buckeln vermochte, im Feuchten Lebendiges entstehen ließen. Dringt der von Aberglauben unbeirrte Blick nicht bis auf den Grund solcher Tiefe? Und muß Shakespeares Schatten geschmäht werden, damit Goethes Sonne heller strahle? Macbeth, Hamlet,Prosper führt derLebensweg nicht an seichtere Wasser als Faust. Der sie schuf, war göttlichem Schöpfervermögendnäher als derkunstreichste Schmied des kleinen Ringes, der unser Leben begrenzen soll. Goethe hats gefühlt. Als die Brüder Schlegel dem «Weimaraner und Weltbürger", der ihnen zu groß geworden war, das schwächting feine Talent Tiecks entgegenstellten, sprach er: »Sie sind im Irrthum. Das kann ich gerade heraus sagen: denn ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich m ich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und^ das ich'zu verehren habe". Ohne Shakespeare, den in aller Zeit Einzigen, dessen erdgeistiges Wesen in denBegriff derUnermeßlichkeit paßt, wäre auch das Faustgedicht nicht geworden, was es ward. Ariel und sein Elfenchor, das Elementarleben der beiden Walpurgisnächte, die Erinnerung an Herrn Peter Squenz stammen aus dem luftigen Reich des Sommernachtstraumes; das Lemurenlied, die Spiegelung des leicht angekränkelten Grüblers im Wefen des thatfrohenWillens» menschen, die Benutzung des Hofschauspieles als eines Handlungsmotors, Gretchens (unnöthiger, literarisch erkünstelter) Wahnsinn und unsauberer Sang: das Alles wurde, sammt den Sticheltönen höfischen Geplauders, dem Land Hamlets entlehnt. Ist nicht aller Geniewunder höchstes, daß der in einem Inselwinkel des sechzehnten Jahrhunderts erwachsene Komoediant, der keine Wissenschaft von der Natur, kaum eine durch den Puritanerqualm blinkende AhnungderHumaniorahatte,aus SchmökernundSchnurren.aus dem schlechtesten oder imGebrauch verschlissenen Stoff eine Welt schaffen konnte, aus der, nach zwei Jahrhunderten, Deutschlands kultivirtester Geist, der Mann, der vor Geoffroy in die geheimste ig»



12« Die Zukuuft.

Werkstatt Gottes zu blicken wagte, in sein Moimmcntalgebäude sich den Hausrath lieh? Shakespeares Dramen, spricht er, »sind kei» ne Gedichte; man glaubt, vor den aufgeschlagenen ungeheuren Bü- cherndesSchicksalszustehen,indenenderSturmwinddesbewegte- stenLebens haust undfiemitGewaltraschhinundwiederblättert^.

Vergleicht die Gestalten. Mit Hamlet liebt und haßt, höhnt und erschauert der an Wetzgeist Aermste und Reichste;Faust entfrem- det sich, mit erkältendem Odem, früh jedem Gemüth. Macbeth ist von der Natur, der er, wie das Berggestrüpp und die Mauer- schwalbe, mit jeder Faser angehört, ganz in Dumpfheit gehüllt; Faust bleibt noch als Nordmännerhäuptling und Strandstatthal- ter ein Stubengelehrter. UmRichard und Iago ist echterer Schwe- felstank äls um den Fürsten der goethischen Hölle. Oberon hat rö- theres Blut und heißeren Rausch als Euphorion in seinem toll- sten Wirbel. Vergleicht die Welten, ihrerZonen Bewohnbarkeit. Helenens Sparta bleibt Spuk, ihr Arkadien eines Maskenspiels Schauplatz; das Rom Caesars und Coriolans drängt sich, wie ein stämmig Lebendes, vor das urkundliche Bild der Historie. Drückt solche Wägung das Werk unseres Dichters hinab? Auf Goethes Wage lag es unter leichtem Gewicht. »Meine He- lena mag nun ihre Schicksale erleben! An dem Ganzen werden die Philologen zu thun finden. Und doch istAlles sinnlich und wird, auf demThc ater gedacht, Iedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zu- schauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen. Der erste Theil erfordert die ersten Künstler der Tragoedie; nachher, im Theil der Oper, müssen die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen be- setzt werden. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, sondern sie muß von zwei großen Künstlerinnen gespielt werden; denn cs ist ein seltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragische Künstlerin von hinlänglicher Bedeutung ist... Der Komponist, der sich daran machte, müßte einer sein, der, wie Meyerbeer, lange inItalien gelebt hat,so daß er seine deutscheNatur mit der italienischen verbände. Das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin... Bei einer solchen Komposition kommt es nur darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien; als ein Ganzes bleibt es immer inkommensurabel, lockt aber eben deshalb, gleich einem unaufge-



lösten Problem, die Menschen immer wieder zu neuer Betrachtung. Da die Konzeption alt ist und ich seit fünfzig Jahren darüber nachdenke, hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Der mythologischen Figuren, die sich zudrängen, ist eine Unzahl; aber ich hüte mich streng und nehme nur solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Der Homunkulus wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe: Der würde sich gewiß gut aus der Affaire ziehen. Bei dem Karneval wäre auf den Elephanten, da in Paris schon einer auf die Bühne gekommen ist und eine völlige Rolle gespielt hat, wohl zu rechnen. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt." Das hallt nicht, als würde von dem tiefsten Mysterium einer Menschheit geredet. Daß die Scheu vor raumloser, zeitloser Tiefedem zweiten Theil des Gedichtes so lange die Gnadenpforte der Schaubühne sperrte, war das Werk eifriger Philologen, die ihr Museum dem Haufen nicht gönnten. Was war der Theaterfaust, den sie ihren Landsleuten zu profaner Kurzweil ließen? Ein ins Uebermenschliche stelzender, ins Untermenschliche sinkender Magister, der ein liebes Kernmädchen in Kindsnoth und Schmach, Verbrechen und Wahnsinn treibt und drum vom Teufel geholt wird. (»Her zu mir!" schreit Mephisto am Schluß; und «verschwindet mit Faust": wie der naive Zuschauer annehmen muß, in die Hölle.) Soll denn der zweite Theil nun ein Mystagoge verdunkeln? Goethe hat's nicht gewollt. Wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, meinte er, wird mit dieser breiteren, höheren, helleren, leidenschaftloseren Welt nichts anzufangen wissen. Aber er wollte Sängerinnen und Tänzerinnen, Bauchredner und Thiere darin auftreten lassen, hoffte, daß die Franzosen, mit ihrem flinken Theatersinn, ein saftiges Stück herausschneiden würden, freute sich des Einfalles, Mephisto, in der Hofnarrenrolle, zum Erfinder des Papiergeldes zu machen, als eines, der, in der Frühzeit preußischer Tresorscheine, das Drama einem Hauptinteresse des Tages verband, und empfahl dem Direktor, der es aufführe, Prospekte und Maschinennicht zu schonen, Sonne, Mond und Sterne zu verschwenden, an Wasser, Feuer, Felsenwänden, Vögeln und anderem Gethier nicht zu sparen. Gar so gewichtig wie den Verwesern seines Erbes schiens ihm wohl nicht. And gar so schwer brauchen auch wir es jetzt nicht zu nehmen.



122 Die Zukunft.

Als eine «Revue" (wie man heute sagt); freilich eine der sublimsten Art, derenEntelechie nicht in derFleischfarbe hüpfender, stampfenderMädchenbeine wirkendenAusdruckfindet. Eine Rückschau, aus heiterem Herzensgrund, auf die ganze geistige Habe eines Zeitalters; auf seine Philosophie, sein Naturwisfcn, seines Staates und seiner Kirche Erleben, seinen Abhang in die Antike. Stunden lang darf man Faustens Schicksal vergessen; soll man? DerDichter hat, überseinHauptgeschäft und über vielfachen Nebenbetrieb, Allerleinochzusagen; will fichs vomHerzen plaudern und stöhnen: und kritzelts, mit oftschonzitternderHand, um polymythische Bildchen. Ob wir alle aus seinem Sinn zudeuten wissen, istnichtwichtig; wenn wirnurungefährahnen,was ermeint, wo er spotten, wo inAndachtbewundernwill, ist erznfrieden. Die sommere läutert sich austhessalischemHurenkramundhöfischverschnürterAeffinnengeilheit, durch dieFlammen derGriechheit hin (wo die Frauen, gewöhnt an Männerliebe, nicht Wählerinnen sind und lieber als dem kaltenTod schwarzborstigenFaunenüber die schwellenden Glieder das Vollrecht gewähren), ins Ewig-Weibliche der sündig Gewordenen. LompereistMephistopheles; inmancherlei Gewand und Maske: Schalksnarr, Zoilo-Thersites, Geist, Professor, Quaksalber, Phorkyas, Flottenstabschef, Lemurenoberst. Ein Fäserchen seines Wesens ist auch in dem Homunkel, der ihn seinen Vetter nennt (und, um zu zeigen, daß er, der nicht entstand, wirklich ist und Wirkung zu erlangen vermag, ins Handeln, in dessen Schein mindestens, inBewegung, drängt). Teufel, Satanas,Luzifer,des großen Himmelsherrn imArsprung ebenbürtigerWiderpartwarMephistonie;schienernerkaumwohlden Milchbärten und Mosthirnen, die er so gern über die Spinnenfaden derTantenweisheitstolpern ließ. Umihn ist keinBrodem aus stinkendemAnterweltrachen; nur seinen Geistreichthum würde der Hörer,dem er nicht mitNamenundHerkunftvorgestelltward,höl« lischnennen. EinWeltmann ist er, derAlles erlebt und schrecklich viel gelesen hat. Ein RaisonneurIvon derkaltklugenGattung, die Goethes Werk nie lange entbehren mochte), dem sich immer was Weises oderSchlaues,Spitzes oderHartes,LustigesoderSchauerliches über die Zunge schlängelt. Die aalglatte, froschkühle, ehrfurchtlose ratio,die,wo kein fünffüßigesDrudenzeichen sie schrcckt, mit scharfem Rattenzahn Alles beknabbert und im Himmel noch, vor Gottes Thron, sich vernünftig nur wundert, daß der alteHerr



Faust.

123

gegen sie nicht sein Hausrecht wahr. Seine Gesellen sogar frö-  
nen dem Wortwitz („Flottenfest“, „flottes Fest“) und ähneln in  
keinem Wesenszug ehrlichen Finsternißgeistern. Und als der  
Dichter den Pseudo-Satanas in helle Verzweiflung foppen und  
ihm die hohe Seele, die er sich verpfändet wähnt, wegpaschen  
läßt, da noch bleibt Mephisto der Witzbold, der die Höhengier  
des Genies mit gefeilten Pointen bespöttelt, der müde, von allen  
ohne Deckel servierten Lustschüsseln übersättigte Herr Baron, den  
nur der Reiz, mit Engeln sich päderastisch zu paaren, in Brunst  
kitzelnkann. «GemeinGelüst, absurdeLiebschaftwandeltdenaus-  
gepichten Teufel an. And hat mit diesemkindisch-tollen Ding der  
Klugerfahrne sich beschäftigt, fo ist fürwahr dieThorheit nicht ge-  
ring, die seiner sich am Schluß bemächtigt." Und nicht geringer  
das Staunen über den nordischen Teufel, der in der Stunde, da  
ihm der große, einzige Schatz schon in die Nüstern duftet, das  
Auge an appetitliche Racker heftet und den nah gehofften Sieg  
über den gewaltigen Feind epigrammatisch verschwatzt.  
Eine Revue, in der, zwischen Sphinxen, am Peneios von  
altbritischem Bühnenspiel gesprochen, in Arkadien, von Dienerin-  
nen des Sparterkönigs Menelaos, dem Lord Byron (»denn wir  
glauben, Dich zu kennen“, Euphorion) ein Traue rhymnos ange-  
stimmt wird.In derThales undAnaxagoras reden, als hätten sie  
Lamarck, Humboldt, Cuvier gelesen, und Helena von dem Mann  
aus kimmrischer Nacht die Kunst des Reimverses lernt. Die den-  
noch, auch in schwächeren, schwer verständlichen Theilen, auf der  
Bühne wirkt. Weil ein starker Dichter sie schuf? Weil ein unge-  
meines Theatertalent ihre bunten Bilder fürs Augenmaß des  
Brettergerüsts zusammengefügt und ausderMagierlaterne den  
rechten Lichtschein auf sie geworfen hat. Die Menge, die der Di-  
rektor in seine Bude winkte, die «bei Hellem Tage, schon vor Vie-  
ren, mit Stößen sich bis an die Kasse ficht und, wie in Hungersnot!)  
um Brot an Bäckerthüren, um einBillet sich fast die Hälse bricht" ,  
bekümmert sich nicht umFaustensSterbliches und Unsterbliches.  
Freutsich des Mummenschanzes und Flammengaukelspicles, der  
. Sirenen undLamien, der knotig derben und gertenhaft schlanken  
Spruchweisheit, die über Pharsalos hin wettet und flüstert, um  
KieFelsbuchtendesAegaeischenMeeressaustundkost. Andächtig  
lauscht sie Helenas feierlich vornehmem Strophenschritt,: kettet, mit.



goldener Fesselschnur, ihr Herz an das Los der Nemcsistochter.  
Und ermüdet erst mählich, wenn die aufgepolsterte Herrlichkeit der  
buhlend dem Mittelalter gesellten Antike dem öden Strand weicht,  
auf dem Faust sich auswirken, erblinden, verathmen soll. Ob die  
Zeit denGreisin den Sand streckt, ob dieChrysalide desFalters,  
der sojämmerlich geirrt, somuthig durch Wirbclstürme ins Frucht  
zeugendeSonnenlicht gestrebt hat,von Kirchenengeln in ihrenHim-  
mel gehoben wird: der Menge macht solcherZweifel das Seelen-  
gehäus nicht mehr warm. Alle Quellen der Sprache haben ge-  
sprudelt, alles Lebens farbiger Abglanz ist in die knöcherne Augen-  
höhle gesickert, der ganze Geistesbesitz einer Menschheit gemustert  
worden. UnverlierbareBilderwaren;ewigwährendeWorte. Ein  
in Leidenschaft Befangener, dann ein nach langer Erfahrung Ge-  
lassener hat als Daseinsdeuter des Amtes gewaltet. In schier un-  
überblickbarem Zug ists vorübergewimmelt: Kaiser und Klein-  
bürger, Krieger und Bauer, die in mühsamer Sauberkeit heimische  
Haustochter neben der losenTrulle, hinter dem rülpsenden Bier-  
bauch der Mann von vielen Graden. Alle Stände schien, jedes  
Geschlechtes und Alters wandelndeBlüthenstände,dasLeinwand-  
thor auszuspeien. Und Jeder kündete, fast Jeder in eigenen Lau-  
ten, die froheBotschaft: Für denMenschen, des Menschen Sohn,  
nur ward diese Welt! Jedes wichtige Wort kam aus Erlebniß; und  
jedes rief aus träger Rast in nützlichcs Handeln, aus trockenem  
Grüblersinnen an die rastlos bespülteKüste des hoch hinauffluthen-  
den Lebens. Deutschland war in dem Gedicht, wie in keinem je der  
ganze Bezirk einer Volkheit. Aus Nebelträumen konnte denDeut-  
sä) cn es in die Klarheit helfen. Wo aber war der Phosphoros ?Wo  
der Waffner der Menschheit und (um ein Kleines nur über ihm)  
wodervomAsiatengiftnichtimMarkangekränkelteGottderThat?  
Die Majestät des Gedichtes, das allen Menschenbesitzes hehrster  
sein konnte, festester Hort in kosmischem Gedräng, ward entkrönt;  
auf demMarkt enthauptet. DerDichter wuchs nicht in dieGlorie,  
in die er sich recken durfte. Siegte nicht da, wo mit dem Saft der  
Palme der Dichter zum Heiland gesalbt worden wäre.  
Lieg er, die Seinen,  
Schmachtend uns hier zurück?  
Ach! Wir beweinen,  
Meister, Dein Glück!



Paul Verlaine,  
125  
Paul Verlaine.  
Nachdichtungen von Ernst Rosmer.  
II.)  
Ermattung.

daß der sauft Süße mehr hienieden,  
Geliebte, mir das Lieber des Entzückens  
Zu säuftigen, Kraft, siehst Du, des Entrücken?  
Zn holdst hingebnem Schwesterfrieden.  
Sei schmachend, schlafe mich mit Zärtlichkeiten,  
Gleich Deinen Seufzern, wiege mich mit Blicken,  
Laß Wollustkrampf und gieriges Umstricken,  
Nicht werth den langen Kuß, selbst den entweihten.  
Gestehst Du mir aus Deiner goldnen Brust:  
Horch! Wieder stößt ins Horn die wilde Lust —  
Laß schmettern sie aus ihrem Dirnenerze!  
Und Stirn an Stirn . . . und Hand in Hand . . . und sprichst  
Mir tausend Schwüre, die Du morgen brichst,  
Mir weinen bis zum Tag — treuloses Herze!  
Auf dem Spaziergang.  
Der blasse Himmel und die hagern Bäume,  
Sie lächeln unfern lichten Kleidern zu,  
Die flatternd, ungezwungen, ohne Ruh',  
Wie Flügel hinter uns, wie luftge Träume,  
Bescheidner Wasserspiegel, windgekräuselt,  
Im Niedern Laubengang blinkt schattenschmach  
Das Licht der Sonne durch das Blätterdach,  
Erlöschend, bläulich um uns hergesäuselt.  
Betrüger und Kokette, gleich berückend,  
Zärtliche Herzen, die kein Schwur vermählt,  
Geliebte, die von Liebenden gequält.  
So plaudern wir, bezaubernd und entzückend.  
Unmerklich wohl versetzt das schöne Händchen  
Rasch einen Backenstreich; man tauscht ihn ein  
Für einen Kuß: wie darf es anders sein!  
Ein Kuß aufs letzte, kleinste Fingerendchen.  
Und wie die That schon wild und übermüthig,  
wird man bestraft mit einem bösen Blick,  
Nimmt ihn auch halb der süße Mund zurück,  
?ndem er schmolzt, nicht so empört als gütig.  
^sS «Zukunft" vom 25 März 1911,



Die Zukuuft.  
Herbstlied.  
wie schluchzend bang  
Dein Geigensang,  
verwundend schwebt  
Ins Herz, das bebt,  
Eintönigkeit.  
B Herbstlichke,t.  
Beklemmt und zag,  
wenn Stundenschlag  
Dringt ins Allein.  
wie fühl' ich weit  
Die alte Seit!  
Ich denk' und wein'.  
Dahinzugehn,  
vom Windeswehn  
Entführt und matt,  
Dahin und dort,  
Kein Ruheort —  
Ein totes Blatt.  
wer wiegt mich wohl,  
wer schaukelt mich ein  
Im Kellerhohl?  
Schlaf ein! Schlaf ein!  
Weib und Katze.  
Neckt sich und spielt mit ihrem Kätzchen,  
Entzückend ist cs anzuschau'n,  
Die weiße Hand, das weiße Tätzchen,  
Sich haschend in der Schatten Blau»,  
Sie birgt — die Schurkini — hold verschmitzet  
Im Daumenhandschuh, schwarz genetzt,  
Die Nägel, deren Achat blitzet,  
Die glänzend, messerscharf gewetzt.  
Und auch die Andre spielt die Süße  
Uud zieht die scharfen Krallen ein.  
Das sind des Tcufels Licbesgrüße!  
Schwirrt, funkelt durch das seidne Zimmer  
Luftig Gelächter und der Schein  
vier grüner Fünkchen — phosphorftimmer!  
Schlaf.  
Schlaf! Tiefe Nacht  
Sank auf mich ein.  
Hoffnung und Macht,  
Schlaft I Schlafet ein!  
Gedächtnißberaubt,  
Erblindeter Blick,  
Für Alles ertaubt —  
V elend Geschick.



Fürsten.

127

Fürsten.

enn man das bare Geld nur in Fächer zu legen hätte, um es fruchtbar zu machen, brauchte man weder Gesetze noch Statuten und niemals würde man Klagen darüber hören, daß der eine Faktor vom anderen gedrückt werde. Unsere Wirklichkeit aber drängt das Kapital zur Konzentration und die Folge ist ein ewiger Krieg zwischen großen und kleinen Kapitalisten. Der tobt besonders hitzig im Aktienbereich i und da (nur da) wird dem großen Kapitalbesitz manchmal zugemuthet, dem kleineren einen Theil seiner Rechte abzutreten. Daß ers nicht thut, ist begreiflich. Wenn, zum Beispiel, Fürst Henckel-Donnersmarck irgendeine Aktion beginnt, die auf die eigene Persönlichkeit zugeschnitten scheint, so wird der Widerspruch der missrs plsbs dagegen nicht viel bewirken und alle Klagen über die Existenz solcher Riesen sind zwecklos. Guido Henckel ist ein Industriemann größten Kalibers. Gr hat zwei deutschen Syndikaten die Stirn geboten und eins von ihnen (das düsseldorfer Roheisensyndikat) sogar zu Fall gebracht, obwohl er, als Outsider, allein stand. Majorität oder Minorität: wo er steht, ist immer „oben“. Und nun soll er schuldig geworden sein, weil er die Konsequenzen aus der Größe seines Besitzes zog? Der Eisensürst hat zwei Zwingburgen in deutschen Landen: das Eisenwerk Kraft an der Ostseeküste und die Niederrheinische Hütte im Rheinland. Von diesen beiden Festen aus führte er Krieg gegen die Kartelle, bis er sich schließlich, als treuer Mann des Ostens, dem oberschlesischen Roheisensyndikat anschloß. Nach der Ballistik kommt die Taktik. Auf die Auseinandersetzung mit den Syndikaten folgt die feinere Arbeit. Das Küstenwerk ist Donnersmarcks Schöpfung; die Hütte am Rhein hat er erst viele Jahre nach ihrem Entstehen seiner Herrschaft unterthan. Ein starker Antheil am Aktienkapital bot die Möglichkeit, im Westen einen Vorposten zu schaffen und einen aussichtreichen Kampf vorzubereiten. Das Kraftwerk ist ein leistungsfähiges Unternehmen von guter Rentabilität; die Niederrheinische Hütte mußte sanirt werden und ist seit dem Jahr 1905 ohne Dividende geblieben. Ihre Aktien wurden bis 1SI>8 an der berliner Börse notirt, nach der Reorganisation aber nicht mehr zugelassen. Fürst Henckel hat viel Geld in die Hütte gesteckt, um die Modernisirung des ganzen Betriebes zu ermöglichen. Der Kredit, den er gewährte, stieg auf 10 bis>11 Millionen und wurde dem Fürsten mit S Prozent verzinst. Er ist also nicht nur Großaktionär, sondern auch Hauptgläubiger der Gesellschaft; also ihr stärkster Mann. Nun wurde der Antrag gestellt, das Eisenwerk Kraft solle sein Aktienkapital (um 11) auf 18 Millionen erhöhen, um die Niederrheinische Hütte zu übernehmen. Da Fürst Henckel in dieser Sache Partei ist, sagte man, das Programm der Fusion solle nur ihm Bortheil bringen. Wenn das Eisenwerk Kraft sich die Niederrheinische Hütte angliedert, bekommt Fürst Henckel für seine Buchforderung Aktien, die einen ansehnlichen Börsenwerth haben (die Kraftaktie wurde vor sechs



Die Zukunft.

lahren von der Dresdener Bank an die berliner Börse gebracht. Kurs: 163 Prozent; heute: 221). Liegt ihm nicht daran, alle neuen Aktien zu behalten, so kann er einen Theil der Stücke gegen bares Geld verkaufen. Voraussetzung des vollen Erfolges ist die Haltbarkeit der Werthbasis der Kraftaktien. Das Stammkapital des Unternehmens hat bei 7 Millionen guten Ertrag geliefert; wird es bei 18 Millionen so bleiben? 12 Prozent Dividende auf 7 Millionen sind 840000 Mark; ans 18 Millionen aber sind es 2,16 Millionen. Der Gewinn muß sich also verdreifachen, um nicht von dem verstärkten Anlagekapital erdrückt zu werden. Der Gegenpart des Großaktionärs Henckel-Donnersmarck steht dem Plan unbefangen gegenüber. Er sieht die Sache als Geschäft an sich, gelöst von jedem persönlichen Engagement, Wird ihm der Besitz der Niederrheinischen Hütte keine süße Dividendenhoffnung knicken? Die Verwqlter sagen, dem Kraftwerk werde es im Bund mit der Hütte leichter sein, die alten Dividenden zu verdienen, als ohne sie; und man habe stets an eine Fusion gedacht. Auch sei eine nützliche Ergänzung der Absatzgebiete zu beachten: das Kraftwerk liege für den Versand nach dem östlichen England, nach den Balkanstaaten und Rußland günstig, während die Niederrheinische Hütte Westeuropa bequem bearbeiten könne. Damit wird eine Binsenweisheit zum neuen Dogma erhoben: den territorialen Machtbereich beider Werke kannte man längst; und da über beiden Gesellschaften die selbe starke Hand waltet, wäre eine Kombination der Absatzwege auch ohne Verschmelzung beider Körper möglich gewesen. Ganz überzeugend hat also dieses Motiv nicht gewirkt. Immerhin ist's freundlich, daß überhaupt Etwas „erklärt" wurde; die Sache konnte kürzer abgemacht werden, da der Großaktionär das entscheidende Wort zu sprechen hat. Henckel ist am Niederrhein und im Kraftwerk der stärkste Geldgeber. Magern die Dividenden, wegen zu schwerer Belastung mit verzinsbarem Kapital, ab, so hat der Großaktionär beträchtlicheren Schaden als der Kleine, der auf einer Aktie sitzt. Da Henckels Verhältniß zu den beiden Montangesellschaften allgemein bekannt war, mußte jeder, der Aktien dieser Gesellschaften kaufte, mit der Macht des Fürsten rechnen. Wer davor zitterte, konnte andere Aktien kaufen. Wers nicht that, darf sich heute nicht als Opferlämmchen dem öffentlichen Beileid empfehlen.

7zm Trustfürsten zum Fürstentrust, über den bald noch Mancherlei zu sagen sein wird. Heute sei nur erwähnt, daß an seinen Pfeilern, der Handels-Vereinigung und der Deutschen Palästina-Bank, die Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft lehnt, die der Mittelpunkt einer Gemeinde von Debitoren ist. Dazu gehört die bekannte Baufirma Boswau S Knauer, die W. Wertheim G. m. b. H. und das Passagekaufhaus. Diese Engagements, die aus der Gewährung von Krediten stammen, sind so groß, daß sie das eigentliche Wesen des Unternehmens, der Terrain-Gesellschaft, verdunkelt haben. Die wichtigsten Etappen in der Entwicklung der Gesellschaft, deren Ursprung bekanntlich auf Karl Neuburger zurückweist, werden durch die Ueber-



Fürsten.  
129^  
nahme der Boswau S Knauer G. m. b. H. und durch den Erwerb der am Teltowkanal gelegenen Terrains des Fürsten Fürstenberg markirt. Mit Boswau S Knauer kam das Passagekaufhaus und mit ihm die Firma W. Wertheim in den Kreis der Terrain- und Baugesellschaft, Die Uebernahme des Grundbesitzes erzwang eine rasche Vermehrung des Aktienkapitals (18 Millionen), leitete aber auch einen baren Betrag von 5V4 Millionen Mark in die Kassen der Gesellschaft. Die Aktien, die Fürst Fürstenberg für seine Terrains erhalten hatte, sollten erst nach Jahren zur Dividende berechtigt sein. Um diese Bedingung auszuheben und die Gleichstellung mit den anderen Aktien schnell herbeizuführen, hatte Seine Durchlaucht die 51/4 Millionen gezahlt. Ein Grundkapital von 18 Millionen sollte verzinst werden; im Vorjahr waren nur 10Vs Millionen an der vollen Dividende betheilt gewesen. Daß die Gesellschaft, die, außer dem Stammkapital, eine Obligationenschnld von 20 Millionen mit sich schleppt, nicht satt zu kriegen ist, hat sie ihren „Engagements" zu danken. Und die Folge dieses raschen Austrocknens, das sonst gerade bei Baugesellschaften kein Fehler wäre, ist ein Verdorren der Dividende. Für 1909 waren 10 Prozent gezahlt worden; im letzten Jahr aber gabs keine Dividende. Ein Gewinnsaldo von 2 Millionen Mark wird stolz einer besonderen Reserve überwiesen, damit die Liquidität nicht noch mehr leide. Daß die Gesellschaft sich entschloß, das Odium der Dividendenlosigkeit auf sich zu nehmen, war klug. Bei dem Umfang des Kreditorenkontos konnte die Entscheidung freilich kaum anders ausfallen; die Auszahlung einer Dividende hätte ja nur die Bankschulden vermehrt. Daß die Banken (Palästina-Bank, Deutsche Bank) von der Lebensenergie der Berliner Terrain- und Baugesellschaft nicht gerade entzückt sind, darf man wohl annehmen. Der Posten „Kreditoren" beträgt 15Vs Millionen und hat sich im Lauf des vergangenen Jahres um fast 7 Millionen erhöht. Noch schwerer liegt die Last auf der anderen Seite, wo die Debitoren mit 21 Vs Millionen ausgewiesen sind. W. Wertheim und Boswau L Knauer haben neue große Kredite erhalten und das Passagekaufhaus ist mit einer Hypothek von 1 Million Mark belastet worden. Die Gesellschaft hat aber außerdem für die Verwerthung ihrer Terrains zu sorgen, die mit etwa 16 Millionen Mark zu Buch stehen. Der leicht verkäufliche Besitz hat sich natürlich sehr verringert. Die Grundstücke in Steglitz sind rasch weggegangen. Die Zukunft aber hängt an dem Komplex in Zehlendorf, den Fürst Fürstenberg der Gesellschaft verkauft hat. Von diesem Block konnte noch kein Stück losgeschlagen werden. Auch in diesem Fall hat es sich um die Verwandlung eines festen Engagements in beweglichen Aktienbesitz gehandelt; und Aktionäre, die mit dieser Angelegenheit nichts zu thun hatten, wurden durch den nicht zu beugenden Willen eines Mächtigeren in sie verstrickt. „Wenn Fürsten reden, haben die Diener zu schweigen." Die ungerechte Gerechtigkeit sorgt aber dafür, daß auch die Bäume der fürstlichen Großaktionäre nicht in den Himmel wachsen. Der Concern,,



Die Zukunft.

M dem die Berliner Terrain- und Baugesellschaft gehört, arbeitet mit großen Mitteln; diese Thätigkeit äußert sich jedoch nicht nur im Aufbau neuer Vermögen, sondern auch in der Ausbreitung von kostspieligen Engagements. Dabei wird, wenn es nicht anders geht, auch einmal das Faustrecht geübt. Der Fürstenconcern ist an den Kaliwerken Friedrichshall interessirt und ihm lag daran, diese Gesellschaft mit einem anderen Kaliwerk (Sarstedt) zu vereinen. Das erste Angebot wurde abgelehnt; und der Fürstentrust, vertreten durch die Deutsche Palästinabank, zog seine Offerte zurück. Man ließ ein paar Monate ins Land gehen und machte einen neuen Versuch. Und siehe da: beim zweiten Mal glückte es. Die Fusion wurde durchgedrückt, nachdem ein Opponent seinen Widerstand aufgegeben hatte. So konnte der Fürstenconcern seine Majorität zu voller Wirkung bringen. Aber die „unabhängigen“ Aktionäre sind mit der Majorisirung nicht zufrieden. Was sie über das Verfahren der siegreichen Gruppe in der Generalversammlung sagten, war von Schmeichelworten weit entfernt. Sie protestirten gegen den Plan und geben damit den ordentlichen Gerichten Gelegenheit, den Streitfall zu entscheiden. Gin Großaktionär hat den Ausschlag gegeben. Auch Aktienbesitzer werden sich nach und nach also in die Anerkennung der Thatsache. finden müssen, daß der Große im Erdenstreit mehr als der Kleine vermag. Ladon.

Zwei Briefe.

eber den Aufsatz, den Professor Hasbach neulich hier, unter dem Titel „Deutsches Wesen“, veröffentlicht und dessen rückhaltloses und, wie mir scheint, nützliches, an mancher Stelle freilich recht hartes Urtheil einzelne empfindsame Seelen in Ost und West geärgert hat, schrieb mir aus dem Rheinland eine deutsche Frau: Sie nehmen ja manchmal Briefe aus dem Leserkreis aus; deshalb möchte ich, seit Jahren eine getreue Leserin, Dasbachs anregendem Artikel über „Deutsches Wesen“ ein paar ergänzende, aber auch ein paar widersprechende Bemerkungen nachsenden, die der Herr Professor mir nicht verargen wird. Die Begriffe „nationale Fehler, nationale Tugenden“ lassen sich kaum mit allgemeiner Giltigkeit prägen. Eine Nation besteht aus Schwachen und Starken, Trägen und Fleißigen, Dummen und Klugen. Eine gewisse Einheit wird erzielt durch Erziehungsmethode und Berufsmehrheit. Die Ackerbau treibende Bevölkerung zeigt andere Merkmale als die industrielle; andere Gedankenwege als der Poet, der Erfinder geht der Lehrer, der Richter. Einige besonders oft bemerkbare Eigenschaften lassen sich immerhin festnageln; doch scheint mir, daß bei solchem Versuch Professor Hasbach hier und da zu hart verfuhr. Daß der Deutsche, wie sein Vorfahr, eine hohe Werth-



Zwei Briefe.

131

schätzung für Eß- und Trinkgelage und eine große Beharrlichkeit dabei zeigt, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Streit- und Händelsucht werden dann besonders sichtbargrobes, herrschfüchtiges Wesen, wie es der alte Rittersmann hatte, und Willkür gegen den Schwachen zeigen sich oft. Der Deutsche ist leicht brutal, nicht, um weh zu thun, sondern aus Unbedachtsamkeit. Das dicke Fell, das auf seinem Leib nicht selten einer recht empfindsamen Haut gewichen ist, setzt er beim lieben Nächsten voraus; namentlich bei dem Untergebenen. Darin haben Sie Recht, Herr Professor: uns fehlt der rsspsct Kumsm. Nirgends wird so zwecklos, so unvernünftig gegen fremdes Eigenthum gefündigt, so mitleidlos Schwäche und Mißbildung verhöhnt, so albern gefoppt wie von deutschen jungen und alten Kindern. Daß aber zu unseren nationalen Eigenthümlichkeiten ein oberflächliches und engherziges Urtheilen gehören soll (siehe die Sätze: „Unser Landsmann sieht gewöhnlich nur das Kleine und Aeüßerliche" und „Die Bilder, die sich der Deutsche von fremden Menschen macht, gleichen oft mehr Bogelscheuchen als lebenden Wesen"): Das will mir nicht einleuchten. Die Lecture französischer und italienischer, auch englischer Zeitungen lehrt, daß dieser Zadel Andere leichter trifft als uns. Auch sehe ich nicht eine deutsche, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft darin, daß „der am Anderen entdeckte Fehler mehr erfreut als die entdeckte, widerwillig anzuerkennende Tugend". Vor zweitausend Jahren schon tadelte Jesus solche Splitterrichterei. „Kalt, dünnelhaft und hochmüthig" sollen wir sein? Solches wirft uns das Ausland nicht vor. Professor Hasbach erzählt selbst, daß unsere „Bedientennatur" gescholten werde, weil so viele Deutsche als Kellner und Dienstboten zu sehen sind. Die Fähigkeit, schnell fremde Sprachen zu lernen, Erwerbssinn und Unternehmungslust treiben freilich viel deutsche Jugend ins Ausland; aber man kann nicht sagen, daß sie im Allgemeinen (einzelne Ausschreitungen kommen auch anderswo vor) dem deutschen Namen Schande macht. Oder soll ihr stets reger Diensteyfer tadelnswerth sein? Daß der Deutsche gern patriotische Lieder singt, nicht so willig aber zu patriotischem Handeln bereit ist, muß leider zugegeben werden. Doch nachdrücklich auch betont, daß in der Armee, trotz mancher kritischen Regung, ein von Herzen kommender Eifer für Beruf und Vaterland lebt. Patriotische Regung braucht im Sinn des Deutschen, eben weil « nicht leicht in Affekt geräth, einen weithin erkennbaren Anlaß. Daß nahes und fernes Ausland jede Gelegenheit wahrnimmt, um Deutschland eine „scheinheilige" Sittlichkeit vorzuwerfen, ist bekannt. Vonden reisenden deutschen Hochzeitpärchen leben leider viele in dem Wahn, daß man auf klassischem Boden sich ungenirt öffentlich küssen und anhimmeln dürfe, und liefern die ganze Nation durch solches Gebaren dem Spott der Romanen aus. Die Rüge, der Deutsche könne nicht froh sein, ohne laut zu werden, hat uns besonders oft der Rheinländer und der Bayer gebracht. Aber an der Nachäfferei fremden Wesens, fremder Gebräuche krankt wohl das ganze liebe Vaterland. Hier darf man wirk-



Die Zukunft.

lich von deutschem Wesen reden. Aber man soll dem Deutschen nicht Sünden, die er mit seiner ähnlichen Klassen anderer Völker gemein hat, aufs Kerbholz schreiben. Geklatscht wird überall; in der Enge mehr als auf weitem Raum. Im Ganzen sind wir gewiß nicht ärger und nicht schwerer erträglich als die Klassenmenschen anderer Nationen. Aber ich sehe auch kein Unglück und keine Gefahr darin, daß ein guter Deutscher (und dafür halte ich Hasbach) seinen Landsleuten einmal ein Bischen derb die Wahrheit gesagt hat.

II. Diesen Versuch hat auch der Verfasser des Artikels „Posen“ gemacht; und ist darob von anders Denkenden wie ein Verräther behandelt worden. Ueber so häßliche Thorheit ist kein Wort nöthig. Daß der beamtete Mann, der den Artikel schrieb, die Verhältnisse der Provinz Posen, in der er lebt, gründlich kennt und nach bestem Gewissen der deutschen Sache zu dienen strebt, ist nicht zu bestreiten; und die Argumente, mit denen sein Urtheil widerlegt werden sollte, waren wirklich nicht sehr stark. Viele ernste Kenner des Ostens haben ihm zugestimmt. Hier soll aber auch die Stimme eines im Meinen und besonders in den Folgerungen von ihm Abweichenden gehört werden. Sehr verehrter Herr Harden, als geborener Ostmärker und langjähriger Leser Ihrer „Zukunft“ bitte ich Sie um die Freundlichkeit, einige Gedanken über den Artikel „Posen“ zu veröffentlichen, der am vierten März hier erschien. Der Herr Verfasser ist unzweifelhaft vaterländisch gesinnt, sicher ein Beamter rechtlicher, streng preußischer Pflichterfüllung; aber wenn man den Artikel zu Ende gelesen hat, so wird ein willensstarker Leser in den hilflosen Klagen eine gewisse Seelenverwandtschaft mit dem hohen Beamten finden, der mit seiner Preußen schändenden Verfügung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ im Volk jede Regung zum Kampf für Preußens Ehre und Namen im Keim ertötete. Schwachherzige Leser aber werden ausrufen oder denken: „Wenn die Polen so übermächtig sind, gebe man den Kampf gegen sie doch lieber heute als morgen auf.“ Der Artikel war gut gemeint; auf dem steinigten Feld nationalen Kampfes aber wirkt er wie ein Angriff vom Rücken her. Alles Beobachtete ist gewiß subjektiv richtig. Vieles auch objektiv und mit dem Auge eines um das Deutschthum sorgenden Preußen gesehen. Freilich bin ich einer Beweisführung, die mit Beispielen arbeitet, nicht hold; und ich könnte dem von Gott und der Regierung verlassenen deutschen Tischler leicht ein polnisches Gegenstück finden. Den Schaden dieser zum Theil berechtigten Kritik erkenne ich darin, daß sie die Deutschen zwar über ihre Noth aufklärt, sie aber nur entmuthigt, statt sie mit praktischen Vorschlägen, klugem Rath und kräftigen Worten zu stärkerem Angriff anzufeuern. Oder sollten die am Schluß angegebenen Richtlinien etwa praktische Vorschläge sein? Da wird gerathen, die polnisch-katholische Geistlichkeit zu entnationalisieren. Das wäre eine Hauptsache. Aber wie ist, auf welchem Weg, dieses Ziel zu erreichen? Selbst die polnischen Geistlichen im Erzbisthum Poscn-Gnesen durch Deutsche zu ersetzen, wäre schwer, da, wenn ich nicht irre, in jedem Bisthum nur der eigenen Diözese Angehörige ver-



Zwei Briefe.

133

wendet werden und die Polen in der Geistlichkeit Posens mindestens zwei Drittel ausmachen. Unzeitgemäß erscheint mir auch, über die Enteignung schon jetzt ein abfälliges Urtheil zu fällen, da das Gesetz doch noch gar nicht angewendet worden ist. Im heutigen Rechtsstaat dürften nicht mehr die Gewaltmittel des Deutschen Ordens zur Rettung aus der polnischen Roth gelten. Sicher nicht. Von jener mittelalterlichen Radikalkur bis zu einem Enteignungsverfahren, in dem den Polen der volle Werth ihrer Güter bezahlt wird, ist aber ein weiter Weg. Wir Deutsche leiden politisch an Gewissensüberreizung. vVrigKt «r vrovA, in? eounti^, sagen die politisch geschulten Engländer; und haben ihrem Volk die halbe Erde zur Besiedlung erobert. Der russische Nachbar nimmt gerade jetzt seinen Hunderttausenden von deutschen Anterthanen in Wolhynien und Podolien das Recht, irgendwelches Land zu erwerben: und wo ist im deutschen Blätterwald nun der Sturm, der zur Zeit des Enteignungsgesetzes tobte? Japan hat ähnliche Gesetze eingeführt. Nur das Hündert»Millionenvolk der Deutschen hindert noch ein Meer von moralpolitischen Bedenken, den Polen sein Erstgeburtsrecht im eigenen Deutschen Reich als höchstes Gesetz einzuschärfen. Lieber erstickt es im zu kleinen Lande und wägt die Rechte seiner Bürger auf der Goldwage (wie im Marokkostreit, statt seiner Siedlung das letzte freie Stück Erde zn sichern). Nicht weniger als von der Ansiedlungskommission wäre für das Deutschthum von einer strengerer Erziehung der Polen in deutscher Kultur zu erhoffen. Ich stelle geradezu als erstrebenswerth.es Ziel hin, daß der polnische Sohn an den Bater, der polnische Bräutigam an sein Mädchen in deutscher Sprache schreiben muß, weil er nicht die Gelegenheit hatte, Polnisch schreiben zu lernen. Damit würde den Polen Gewalt angethan? Gewiß. Zum Schutz von vi)? ««uvtr^ . Dabei tauschen die Polen ihre Halbkultur noch gegen gute deutsche Kultur ein, Talmi gegen Gold. Um an dieses Ziel zu kommen, gestatte die Regirung in der ganzen preußischen Ostmark nur deutsche Schulen, fordere gründlicheres Erlernen der deutschen Sprache in den Volksschulen durch Anstellung von zahlreicheren Lehrkräften, durch ansehnliche, unter die besten Schüler zu vertheilende Preise, durch Gewährung von Schulbüchereien, auch für die Dörfer, mit fesselnden Büchern völkischen Inhalts; und so weiter. Leider vergißt heute der polnische Junge in dem Zeitraum zwischen Schule und Heer alle Schulkenntnissse aus dem Gebiet der deutschen Sprache; wenn er nicht etwa zur Landarbeit nach Sachsen oder in die westfälischen Gruben geht. Doch giebt es in den Regimentern des fünften, sechsten und siebenzehnten Armeecorps so viele Polen, daß sich auch im Heer der polnische Soldat nicht gewöhnt, ausschließlich in deutscher Sprache zu denken und zu sprechen. Für die Ostmark müßte daher das preußische Kriegsministerium auf die territoriale Ergänzung verzichten und die Vertheilung der polnischen Rekruten auf verschiedene Armeecorps gründlicher durchführen. Was aus Ueberlieferung ohne Nutzen noch für die Garde besteht, kann Staatsnothwendigkeit für die Behandlung polnischer Rekruten empfehlen. Eine andere Maßregel,

II



Die Zukunft.  
die das polnische Volk an den Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnen könnte, wäre die Verpflichtung aller Beamten, nur in deutschen Lauten mit dem Publikum zu verkehren. Der Pole, der nicht Deutsch spricht oder sprechen will, möge sich einen Dolmetscher bezahlen. Dann könnte auch die Versetzung polnischer Beamten nach deutschen Gegenden strenger durchgeführt werden. Gelänge der Regierung, einen wirklich beut, schen Bischof in Posen durchzudrücken, so wäre wohl zu erzielen, daß überall, wo es irgend möglich ist, deutsche Kirchenpredigt eingeführt wird. In Oberschlesien könnte es wohl schon heute gemacht werden. Wer gerade diesen Landestheil kennt, weiß, wie oft am Sonntag zu Leuten, die sonst die ganze Woche lang Deutsch reden, in polnischer Sprache geredet wird. Niemand aber wird die kühne Behauptung wagen, vor und nach der Bischofsbestätigung sei keine Möglichkeit der Beeinflussung zu finden. Die Regierung könnte auch den Stadtverwaltungen empfehlen, ihre Waisen, wenns irgend geht, im Osten erziehen zu lassen, wo sie dem schwindenden deutschen Volksbestand in Stadt und Land neue Kraft zuführen würden. Die Erziehung der Waisen in den Landstädtchen und Dörfern des Ostens wäre außerdem billiger und gesünder als im Schatten der westlichen Fabrikschlote. Auf eine Sache möchte ich, am Schluß meines Briefes noch hinweisen, die auf den ersten Blick von geringem ^Werth scheint, aber im Osten einen ungeheuren Einfluß hat. Das sind die polnischen Familiennamen. Ich kenne längst verdeutschte Familien mit polnischen Namen, die dem national-polnischen Werben zum Opfer gefallen sind, sei es aus echt deutscher Liebe zum fremden Volk, sei es aus Bitterkeit, weil die Deutschen sie als halbe Polen, die Polen aber sie als Renegaten behandelten. Will heute aber ein preußischer Staatsbürger seinen sarmatischen Namen gegen einen heimisch anmuthenden deutschen tauschen, so hat er hundert Schwierigkeiten zu überwinden und Gebühren zu entrichten, als ob er für sein deutsches Gefühl besonders bestraft werden müsse. Kann sich Preußen darin nicht Ungarn zum Vorbild nehmen, wo von der Regierung die Annahme magyarischer Namen gefördert (manchmal auch gefordert) wird? Gebühr fünfzig Heller. Und gerade die polnischen Namen eignen sich, wegen ihrer lautlichen Verwandtschaft mit den alten, im Osten so zahlreichen wendischen Namen, ungemein bequem zu systematischer Eindeutschung. Oft genügt schon die Weglassung der Endungen ski, iski; oder auch nur die deutsche Schreibweise. Konarski-Konar, Karpinski-Karpin, Kopczinski-Kopschin, Szymonowicz-Schihmonow, Jagowski-Jagow, Janicki-Iahn. Dann kämen wir im Osten bald zum besseren Zustand, wo deutscher Mann auch deutschen Namen hat. Alle oder 'fast alle von mir vorgeschlagenen Maßregeln können durchgeführt werden, ohne daß die preußischen Häuser oder der Reichstag um besondere Gesetze ersucht werden müssen; ministerielle Verfügungen genügen. Neue Geldmittel sind dafür nicht nöthig, was ebenfalls viel werth ist. Und trotzdem kann viel Arbeit geleistet werden nach dem politisch-ökonomischen Grundsatz: Größter Erfolg mit kleinstem Kraftaufwand. Edmund Werdenbach.  
c>c,,isgcbcr und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harder, in Berlin. — ^crla« !cr Zuiu:!!i in «crlin. — Dr„ck rw„ Pai; « Garleb G, m, b, h, in Berlin.



Berlin, den 29. April 1811.

Regalia.

n denKaiser von Oesterreich und Apostolischen Kö«

GW nig v on Angarn: Eure Majestät dürfen ganz ruhig sein.

So ruhig wie das liebe Vaterland der zwischen Maß und Memel

wohnenden Deutschen. Für die nächsten vier Monate ist keine

neueBündnißbefestigung geplant; keine durch Besuche in Schön«

bmnn oder Ischl zu erwirkende. Eltern, Kinder und Kindeskind

bleibenden schwarzgelben Schlagbäumen fern oder schlüpfen in-

kognito durch. Die schimmernde Wehr schläft in der Reichsrüst-

kammer. Man weiß hier, wasEurerMajestätLeben denLändern

derHabsburgerkrone bedeutet und wie lästig der erzwungene Ver-

zicht auf Kraft sparende Daseinsgewohnheit einem achtzigjährigen

Herrn werden muß. Selbst einem, der noch auf festenBeinensteht,

seine Frühstückssemmel im Sattel ißt, aus hellen Augen in neues

Lenzwerden schaut und sich vom Volk nicht, wie von einem bösen

Thier, absperrt. Empfang auf dem Bahnsteig, Vorstellung des

Gefolges, Fahrt durch windige Straßen,Dejeuner, Diner, Soiree,

Abschiedsgeleit: Das ist, namentlich bei Aprilwetter, nichts für

einen fleißigen Greis, der sich nach gethaner Arbeit und kargem

Imbiß ins Bett zu legen und vor der Sonne aufzustehen pflegt.

Die Freude am Wieder/ehen war gewiß unbeschreiblich; mit der

kleinsten Bronchialbeschwerde aber zu theuer erkaufte. So denken

hier alle Maßgebenden. Alle wissen auch, wie ungern gerade auf



136 Die Zukunft.

Thronen das hohe Alter zeigt, daß es sich schonen, die Vertretung der Majestät Anderen überlassen muß. Wie schwer ihm die Abwehr der Sehnsucht wird, die sich, mit der Feder, unter dem Gedanken bäumt, »auch nur die allergeringsten Umstände zu verursachen". Antwort: «Die größte Freude; schon von der Absicht gerührt und beglückt." Zwischen zwei Seufzern. Erklettert der alte Herr nicht die Bahnsteigtreppe, kürzt er nach dem Prunkschmaus den Cercle, so heißt: Der hält nicht mehr lange. Holt er sich einen Husten, so wird den fertigen Nekrologen das letzte Stück angeflickt und in allen Burgwinkeln die Frage beflüstert, über welche Bräuche und Privilegien der Donnergang des neuen Taggestirnes hinwegdröhnen werde. Ein Achtziger hat das Recht, hat als Regent die Pflicht, vor einbrechender Zärtlichkeit sich zu hüten. Die Quälerei mit der Militärstraßprozeßordnung, der Dienstsprachensache Khuen contra Bienerth muß er, mit wunden Bronchien, dulden; auf die Wonne, Logirbesuch zu empfangen, seufzend aber verzichten. Berlin hat Takt. Und Oesterreichs stärkste Reserve nun Ruhe. Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches: Nach der Heimkehr von fünfmonatiger Rundfahrt lasen Sie, Ihre Reise habe Ihnen einen großen persönlichen Erfolg und dem Reich beträchtlichen Gewinn gebracht. Die Nation erwartet, daß Sie von solchem officiöfen Schwatz keine Silbe glauben und den dafür Verantwortlichen ernste Mißbilligung fühlen lassen. Die Reise war sicher sehr hübsch. Indien und Egypten, Rom und Wien. Daß mit der Repräsentation und dem Gefolge nicht immer Alles klappte, ist schließlich kein Unglück. Daß Herr von Treutler, nach dem Staatskalender Diplomat, Ihrem Wesenszauber vor dem Ohr britischer Schreibertzymnensang, bieder alte Stil deutscher Hofsitte fremden Kehlen gegönnt hätte, konnten Sie nicht hindern. Eben so wenig, daß China, Japan, Siäm vergebens, nach kostspieliger Vorbereitung, des Vertreters der Reichshoheit harreten. Bis zur cownstion des englischen Onkels wäre die Zeit, da ein paar Wochen zur Akklimatisation an Europens launischen Frühling nöthig schienen, etwas knapp geworden. Das aus hundert Scheinwerfern grell bestrahlte Pestgespenst konnte das Herz liebender Frauen ängsten. Graf Rex, Ineob Mi Gratia jetzt Botschafter und als Gastronom und Oberküchenmeister von vielen Graden berühmt, fand Peking schon im Januar sounheimlich, daß er nur die im Gesandtschaftsviertel ansässigen Landsleute am Ge-



Regatta.

137

burtstag des Kaisers bei sich sehen wollte (die anderen,zuerst ein- und zuletzt ausgeladenen versammelten sich im Hotel der Schlaf-  
wagengesells chaftzum «Festmahl der Pestverdächtigen °) und auch ihnen, nach spätem Entschluß, denAnblick seiner excellenten Person nicht gönnte (weshalb auch diese Zugelassenen nach demMahl bald zu den Ausgeladenen ins nahe Hotel abmarschirten). Wenn der Gesandte des Deutschen Kaisers die Gefahr so ernst nahm, durfte der Erbe des Kronrechtes ihr nicht nahen. Eure Kaiserliche Hoheit hätte die Kulikrankheit, die in allen Ländern der Gelben diesmal kaum ein Dutzend Europäer getötet hat, nicht von der Erfüllung amtlicher Pflicht abgeschreckt. Als Löwenjäger und im Sweater zwischen erlegtenTigern überall konterfeit und vonderFurchtvor einer Armenseuche weggescheucht? Keiner hats geglaubt. Jeder merkte das ungeschickte Management der Berliner. Nicht zu ändern. Von einem „politischen Zweck" der Reise ließ sich nun nicht mehr reden. Der Rest war Jagdvergnügen und höfische Kurzweil. Rom und Wien: daß solche Besuche über dieAbfahrtstunde hinaus fortwirken,glauben,nach allem in deutfchenLanden Erlebten,nur Schulknaben noch. Persönlicher Erfolg? Dem schlanken Reiter, der im prallen Waffenrock gut zu Pferde sitzt, winkt manchesAuge Beifall. Von lautem Römerjubel haben Sie sicher selbst nichts gemerkt; die weise urbs blieb bedächtig. Und die Wiener würden eine hübsche Frau gern grüßen, selbst wenn sie aus Agram oder Belgrad käme. Reichsgewinn? Die davon fabeln, sind ihrer Un-Wahrhaftigkeit selbst bewußt. Weh dem Fürsten, der ihnen glaubt; von ihnen sich, weil er dem höchsten Ziel nah ist, kränzen läßt. «Kränze giebt es von sehr verschiedener Art: sie lassen sich oft im Spazirengehn bequem erreichen." Daran hat Einer gemahnt, der mit greifbarem Staatsgewinn aus Rom heimkehrte. Muß denn vor Thronenden und Thronfolgern immer geheuchelt werden? Die Leute, die mit feucht strahlendemAuge notirten, daß Sie aus Indien an einen Operettensänger eine mit eigener Hand beschriebene Ansichtkarte geschickt, auf dem Forum Romanum, neben dem bürgerlich gekleideten Italerkönig, Rock und Mütze preußischer Kürassiere getragen und die kinematographische Aufnahme Ihrer Rückkehr ins Marmorpalais, Ihrer am Thor harrenden Kinder befohlen haben, diese selbenLeute werden laut murren, wenn Sie einst, als Kaiser und König, sich des Interesses, das Ihnen so lange vorgetäuscht ward, würdig finden und sich im unstreitigen 12»



Die Zukunft.

Besitz der Volksgunst wännen, die Tüncherkunst geschäftig vors Kronprinzenauge pinselt. Darf man (fragte Ihres Großvaters Günstling Gustav Freytag) darüber klagen, daß ein Jahre lang an Bewunderung gewöhnter Fürst von seinem Reden und Thun, auch dem unbeträchtlichsten, die höchste Meinung erhält? Während Kaiser Friedrich siech im charlottenburger Stadtschloß, im Neuen Palais saß, wurde sein Aeltester in berliner Zeitungen gerühmt, auf berliner Straßen bejubelt. Fragen Sie ihn, wie er, dem die Pein langen Kronprinzenlebens erspart blieb, heute über solche Beräucherung nie noch Bewährter denkt. Daß er Sie nach Langfuhr versetzt hat, wird Eure Kaiserliche Hoheit ihm danken lernen. Da ist Arbeit und Sammlungsmöglichkeit; ist eine Provinz zu ergründen, deren Handel verkümmert und deren Landwirthschaft nur hinterunhaltbar hohen Zollmauern gedeiht; bietet jeder Tag die Gelegenheit, der Frage nachzudenken, ob eine privilegierte Kirche nur Rechte, nicht auch Pflichten habe. Da ist Preußen; nicht neudeutscher Hofbetrieb. Und ein Jahr, in der anständig begrenzten Lebensart eines Regimentskommandeurs, der den anderen Obersten der Totenkopfbrigade durch üppigen Haushalt weder beschämen noch in ungebührlichen Luxus verleiten will, dem König preußischer Zukunft nützlicher als ein Lustrum in Potsdam.

An Georgios den Ersten, König der Hellenen: Endlich hat Europa wieder von Ihnen gehört. Zum ersten Mal, seit Eure Majestät, um die Pension zu retten, die durch freiwillige Abdankung verwirkt worden wäre, mit dem Vertrauensmann der Kreter den schützenden Pakt schloß. Seitdem war Ruhe. Trauer nur im Kreis der Schwarmgeister, die den wurzellos ausgerodeten Glauben an einwunderthätiges Gottesgnadenthum noch einmal ins Menschengemüth pflanzen möchten. Staunend vernahm nun die Erdfeste, daß Sie Etwas verschenkt haben; zu verschenken hatten. Dem Boden Ihrer Insel Korfu sind Bildwerke entgraben worden. Vielleicht Meisterskulpturen aus den Tagen der Praxiteles und Skopas; vielleicht in Riesenmaße gestreckte Steinstümpereien. Kerkyra-Korypho: da haben Illyrer und Korinther, Athener und Sparter gehaust; spreiteten sich die Flügel der Adler von Byzanz und des Markuslöwen. Da ist jedes Kunstwunder und jede Enttäuschung möglich. Was griechischem Boden entfchaufelt ward, muß, nach Hellenengesetz, in Griechenland bleiben. Die aus der Tiefe des Nomos Kerkyra ans Licht gehobenen



Regatta,  
131

SchätzedürfenSiealso nicht verschenken. Wollenwohlanch nicht. Nur ein Recht haben Sie weggegeben; eins, das lästige Pflicht aufbürdet. «Dem Entgegenkommen des Königs Georg ist die erfreuliche Thatsache zu danken, daßKaiserWilhelm dieLeitungder Ausgrabungenarbeiten übernimmt." Schwarz stands auf weißem Holzpapier. And schnell folgten Artikelchen, die vergessen lehrten, daß einHalbjahrtausend ins Weltenmeer gesunkenist, seit die Byzantiner auf Korfu herrschten. „Der Kaiser als Kunstmaecen." „Der Kaiser als Archaeologe." Wie vor dem Herbststurm des Schreckensjahrcs 1W8. Als sei Wilhelm im Nebenamt auch ein Schliemann; könne Herkunft und Werth alter Plastik mit noch größerer Treffsicherheit als unser anderer Wilhelm, Bode da Vinci, bestimmen und der Gräbertchnik neue Wege weisen. Im Korinthenreich grollte ein Häuflein. „Warum wieder Deutschen übertragen, was Hellenen mindestens eben so gut können? Muß dieser Däne, der uns, mit all seinen Sippen und Magen, noch nie genützt, nie auch nur eine Drachme eingebracht hat, uns denn immer vor dem Auge der Slavenverwandtschaft herabsetzen?" Wir ahnten Ihr verschmitztes Lächeln. Fühlten die Ungerechtigkeit im ArtIM Ihrer Landsleute (die Herr von Kiderlen, der Finder der „russischenProvinz Finland", gewiß Unterthanen nennen würde). Daß Sie dem Schwiegervater Ihres Konstantin den Wunsch erfüllten, war höflich; und schlau. Wer dieAusgrabungleitet,muß, als Souverain, als Haupt einer Großmacht, die Kosten der Arbeit auf sich nehmen. Theilung der Lust: war ihre Losung. Wilhelm befiehlt und bezahlt; Hellas heimst, ohne Spesen, ein. Ihrem VorgängerAgamemnon wäre ein so königlich klugerGedankenie aus dem Hirn gesprungen. Endlich erkennt Europa Christians Sohn, endlich wieder. Und erwartet, über ein Kleines nun in ihrem Blättchen zu lesen, daß dem berliner Reich der grünen Togen und höfischen Forschungsinstitute aus derSchaarderMänner von ungemeinem Verdienst neue Senatoren erstanden sind. Seiner ScherifischenMajestätMuley Abd ul Hafid, Sultan von Marokko: Vor drei Jahren, alsAbd ulAziz,Ihr annoch regnender Herr Bruder, in Rabat saß, sandten Sie vier braune Männer übers Meer, die allen zugänglichen Europäern betheuern sollten,daß Sie ein Freund des Friedens und der Fremdenseien.derenMitarbeitdemScherifenreichinbessereWirthschaft helfen könne. Das war nöthig.Denn als Prätendent hatten Sie,



140  
Die Zukunft.  
fast lauter noch als der Roghi, des Bruders Begünstigung aller Weißhäutigen getadelt und den Willen gekündet, alle nicht Mohammeds Glauben Verpflichteten aus dem Land zu jagen und keinen der mit ihnen abgeschlossenen Verträge gelten zu lassen. Die Vier wurden im berliner Auswärtigen Amt empfangen; nur von einem Vortragenden Rath freilich. Immerhin: empfangen; als Vertreter des gegen den souverainen Sultan fechtenden Rebellen von einem Beamten des Kaisers freundlich empfangen, der mit hallender Stimme versprochen hatte, dieses Sultans Souveränität vor jedem Anschlag zu schützen. In Paris that man spröder; sah in Ihnen den Mann, der das Püppchen Abb ul Aziz vom Thron drängte. Doch Hanotaux (der vor Delcasse das internationale Geschäft geleitet hatte) schrieb: «Hafid ist unser Feind; oft aber hat ein verständiger Friedensschluß solche Feindschaft geendet. Wer mit beiden Sultanen spielt, kann einen gegen den anderen ausspielen. Wenn wir klug sind, entziehen wir den Gegnern diesen Stützpunkt." Und Herr Clemenceau, der seinen Pichon fest an der Leine hielt, strebte nach dem Ruhm des Pazifikators. Durch eine Note Ihrer Gesandten konnten Sie »der Regierung des großen Volkes von Frankreich" melden, daß Sie, «mit Gottes Hilfe und nach dem Willen aller Bewohner von Marokko, den Thron der Väter bestiegen haben." Trotzdem Sie erst vor Mequinez, fünfzig Kilometer von Fez, standen. War Ihrem Berufs-genossen Henri Bourbon die Herrschaft über die Hauptstadt eine Messe werth, konnte der zum tugenoten Erzogene sich, um König zu bleiben, der Römerkirche angeloben, so durften Sie, um Sultan zu werden, allerlei Bekenntniß abschwören. Die an der Berbernküste interessirten Mächte heischten von Ihnen die Anerkennung aller mit Rechtskraft geltenden Verträge und die Zusage, die Anleihen pünktlich zu verzinsen und die Europäer zu schützen. Sie versprachen Alles; und wurden als Sultan anerkannt. Der letzte Absatz der Cirkularnote vom vierzehnten Oktober 1908 (der, auf Pichons Antrag, alle Signatarmächte zustimmten) belastete Sie mit der Pflicht, Ihrem entthronten Bruder eine auskömmliche Apanage zu gewähren. Alles fchien in schönster Ordnung. Nur war aus dem in Glaubenshitze auflodernden Musulmanen ein duldsamer Christenschützer geworden; aus dem furchtlosen Rufer zu Heiligem Krieg der milde Wahrer aller Fremdenprivilegien. Den Eingewanderten ging es unter Ihrer Regierung nicht schlechter



Regalia.

141

als unter des Bruders: und Sie hatten doch, hundertmal, geschwo-  
ren, die Angläubigen wie Giftkraut aus dem Scherifenland zu  
jäten. Glaubten Sie, daß Ihnen der Islam diese Wandlung je  
verzeihen werde?HeutesindSieimMaghreb, besonders im Nor-  
den, mindestens so gehatzt wie Ab dul Aziz vor seinem Sturz;  
als ein Abtrünniger, der für irdischen Vorthail frevelnd den  
Väterglauben und die Freiheit der Nation hingab. Das Chaos  
ist wiedergekehrt. Stämme, die gestern noch, mit den besten Rif-  
leuten, für Sie fochten, wenden die Waffen wider Sie. And des  
Bruders fast schon verschollener Name wirbt in manchenTheilen  
des Belad elMaghzen neuenAnhang. Zuverlässige Stützen sucht  
Ihr Auge vergebens. Sie waren in leidenschaftlichem Grimm  
gegen Frankreich erwachsen und wollten, trotz der Enttäuschung  
von Tanger, mit dem Deutschen Reich gehen. Als Ihrem Ruf  
aus Berlin kein Widerhall kam, als Deutschland die von Ihnen  
deutschenMännern bewilligtenMinenkonzessionen anfechten lietz,  
kroch Ihre Hoffnung nach Paris zurück. Doch das eingewurzelte  
Mißtrauen war nicht ganz mehr auszurecken. So wars, nach  
dem Diplomatensieg des Grafen Saint-Aulaire, Ihrem Bruder  
ergangen. And noch einmal wird Ihr Schicksal, zum drittenMal,  
seinem ähnlich. Das Ministerium Clemenceau hatte, aus Furcht  
vor internationalem Hader und Sozialistengezeter, allzu lange  
gezögert, mit Geld und Truppenmacht dem Scherifenchauffeur  
Abd ul Aziz aus der Klemme zu helfen. Die selbe Angst hat die  
Ministerien Briand und Monis gehemmt: und Sie blieben im  
Drang. Jetzt sind französische Soldaten getötet worden. Die Re-  
publik muß sich rühren. Läßt, um sich zu Haus und draußen von  
der Todsünde militärischen Einbruchs zu entschuldigen, Tag vor  
Tag neue Gräuelkunde aussprengen.Fez fällt morgen; ist schon von  
denRebellen erobert. DerHeilige Krieg erklärt. KeinesEuropäers  
Leben noch sicher. Vom Rif bis an den Atlas Revolution. Nie-  
mand glaubts. Doch Frankreich kannndreißigtausendMann übers  
Wasser schicken. Die sollen »den Sultan aus der Noth retten".  
Herr Jean Cruppi, einst Staatsanwalt, dann Advokat, jetzt  
Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, ist kein Raufbold,  
kein Hitzkopf. Büchersammler und Kunstgenießer. Ehegefährte ei-  
ner lemme äe lettres. Aber die Kolonialpartei, die mit Pichons  
betriebsamer Schwachheit nicht mehr zufrieden war, hat ihm den  
Einzug in das historische Haus am Quaid'Orsay erlaubt: und er



Die Zukunft.  
muß schleunig beweisen, daß ihr Vertrauen nicht einen Unwürdigen krönte. Dem internationalen Geschäftist der 1855 Geborene bis vorgestern fremd geblieben. Thut nichts. Auch Herr Canalejas, Spaniens Ministerpräsident (der, wie Cruppi, aus der Advokatur kommt), versteht davon nichts; hat aber an Maura, den er, trotz dem «Klerikalismus" des Verschrienen, hinter dem röthlichen Firmenschild schalten läßt, einen erfahrenen Berather. Wenn Herr Cruppi nach Wissenschaft langt, wird Kollege Delcasfe sie ihm nicht versagen. Wie ists mit den Spaniern? Denen giebt die Algesirasakte einen Theil der Hafenpolizei und das Recht, ihren Presidios Kriegscontrebande fernzuhalten. Denen sichert der bis in den Herbst 1919 giltige Geheimvertrag für den Fall marokkanischer Anarchie ein ansehnliches Stück des Mittelmeerlandes. Die Spanier haben sich aber auch dem franko-britischen Vertrag, angeschlossen, der Frankreich das Recht verbürgt, die Wirthschaft und Verwaltung, die Finanzen und das Heerwesen Marokkos nach seinen Bedürfnissen umzugestalten und im Maghreb für Ruhe zu sorgen. Die Spanier dürfen also nicht behaupten, daß sie in Ihrem Sultanat das selbe Recht haben wie die ihm, in Algerien, benachbarte Republik. Herr Cruppi hat sicher alle zur Sache gehörigen Akten durchaus studirt und den weiten Umfang dieser Rechtszäunung schätzen gelernt. Spanien kann nur unbequem werden, wenn es sich, wider den Geist der Verträge vom Oktober 1904, dem Deutschen Reich verbündet. Daran, spricht derMentor.ist nicht zu denken; Deutschland ist mit uns ja einig. Am neunten Februar 1909 ist in Berlin von dem Staatssekretär Freiherr von Schoen und dem Botschafter Jules Cambon einVertrag unterzeichnetworden,in dem dieKaiserliche Regierung sich zu dem Entschluß bekennt, die französischen Sonderinteressen, derenWahrung nurin einem ruhigen, nicht von Anordnung verwirrten Sultanat möglich ist, fortan nicht mehr zu hemmen. Ein Vertrag, der feststellt, daß Deutschland in Marokko»ausschließlich" Wirthschaftinteressen habe, und Frankreich nur verpflichtet, dem deutschen Handel und Gewerbe das selbeRecht zu gewähren wie dem jeder anderenNation. DerAbschluß diesesVertrages (der, ohne Kriseu und Schlappen, schon 1904natürlich, von Delcasses Gnade, zu haben war) wurde beschleunigt, weil er bei Eduards Ankunft inBerlin fertig sein und dasFettherz des King freuensollte. Diese höchstsachlicheErwägungtriebzumVerzichtauf



Regalia.  
Forderungen, die von minder hastigen Verhändlern durchzusetzen gewesen wären. («Der Kaiser will, daß Alles fertig sei", sprach ein deutscher Dichter, der längst im Sarg ruht.) Besprochen und ins Reine gebracht hat den Vertrag damals Herr von Kiderlen» Waechter, der jetzt Staatssekretär ist; unterzeichnet hat ihn Baron Schoen, der das Reich und den Kaiser in Paris vertritt. Von beiden Seiten ist die loyalste Ausführung zugesichert worden. Pichons Lob der deutschen Loyalität wurde in einer Thronrede, der ersten, für die Herr von Bethmann verantwortlich war, mit artigem Dank erwidert. Deutschland hatte auf Marokko verzichtet (um dem lieben Onkel Eduard, noch vor der Galaoper, mit einer Harmonie holder Klänge das Ohr zu laben) und begnügte sich mit der offenen Thür. Meinen Sie etwa, der Reichskanzler, der allen Dingen dieser Welt von der Seite des Ethos beizukommensucht und mit rührendem Eifern nach dem Rufe eines ehrlichen Mannes strachtet, werde sich plötzlich nun als einen Ignatiew oder Li-Hung-Tschang entpuppen? Den Cruppi und Berteaux in den Arm fallen? Die Handelsinteressen (die ja noch nicht gefährdet sind), wie Taft an Mexikos Grenze, als Vorwand zum militärischen Eingriff benutzen? Via Ratibor die Spanier aufhetzen und der Französischen Republik zumuthen, sie solle, bevor sie ein Heer nach Marokko schicke, die Anerkennung des vom Frankfurter Frieden geschaffenen Status in unzweideutigen Worten wiederholen? In folche Hirnspinnste verstrickt ein Realpolitiker Ihres Schlages sich nicht. Seit Mokri Ihnen den Sinn des berliner Februarvertrages deutete, haben Sie nicht mehr geschwankt; nur Frankreichs Gunst noch erstrebt. Lassen Sie sich nicht von diesem Pfad abbringen! Nicht durch das Geschwätz über den «Rahmen der Algesirasakte" (die stets so werthlos war wie alles über Makedonien Geschriebene, international Vereinbarte und die nun überholt ist) in den Irrwahn locken, in Berlin werde für Ihre Souveränität Wirksames unternommen werden. Sind die Franzosen, trotz Casablanca und den Verlusten ihrer Militärmission, noch einmal mit stacheligem Wort einzuschüchtern: gut; sagen sie irgendwas Nettes über die Bagdadbahn: umso besser. Mehr kommt nicht heraus. Und wenn Eure Majestät Umstände macht: ihr leben noch Brüder; auch Aziz lebt; und weiß jetzt, daß er nur im abgesperrten Park Automobile lenken, nur im verriegelten Kämmerlein Cliquot trinken darf.



Die Zukunft.

Anzeigen.

Schattenrisse. Bon Gerda von Robertus. Marquardt S Co.

Dichter sein, heißt: viele Menschen sein. Je größer die Extensität der Natur des Dichters, um so mehr wird er sich in die Naturen anderer Menschen hinein fühlen und diese aus sich gestalten. Dies ist das Gemeinsame in der Physiognomie des Dramatikers und des Epikers. Dichter sein, heißt aber auch: ein „Mensch“ sein, eine tief ausgeprägte Persönlichkeit, eine Intensität der Empfindung, welche unwillkürlich zum Laut, zum Liede wird. Dies die Physiognomie des Lyrikers. Erst die Verbindung jener Extensität und dieser Intensität ergiebt das Gesamtbild des Menschenseins und die Vollendung des Dichters. Doch dürfen wir es schon als eine Errungenschaft betrachten, wenn eine intensive Persönlichkeit uns ihr subjektivstes Ich in Formen der Kunst vermittelt. Was mir von Gerda von Robertus an novellistischer Dichtung vorlag, berechtigt mich noch nicht, an dieser Stätte auf sie hinzuweisen. Doch offenbart ihr Gedichtbuch „Schattenrisse“, wie schon das frühere: „Vom Baum des Lebens“, alle Charakteristika einer Dichterin. Es ist die starke Persönlichkeit, ist das Weib in allen seinen Phasen, was hier sein intensives Empfinden in Versen ausströmt. Diese Verse sind oft formenschön, oft überhastet; Leidenschaft hat sie hingeworfen: Dies ist der Werth und der Mangel. Kunst ist gebändigte Leidenschaft, zu Kristallen organisirtes Finthen; und diese höhere Phase hat uns die Künstlerin noch durchaus nicht in allen Gedichten gezeigt. Aber sie hat sie uns ahnen lassen. Wir hören von ihr die zar-testen, mädchenhaften Töne und den Sturm stärkster Erotik, die, selbst wenn sie Schranken des „Normalen“ sprengt, stets rein wirkt. Wir fühlen lauchzen, Zweifeln, Verzweifeln. Wir spüren Duft der Melancholie und Sonne des Humors, sehen ein tiefes Gemüth und eine geistvolle Dame der Gesellschaft. Noch ist nicht Alles Erlebniß, aber Alles erlebt. Damit steht die Dichterin schon im Vorhof der Kunst.

Otto Borngräber.

Die Vision der lieben Frau. Münchener Roman. Schuster S

Löffler in Berlin.

Ich habe dem gsvius looi der Kunststadt Ausdruck zu geben versucht und einige Hauptzüge der Lebenstragoedie des Malers Stauffer-Bern entnommen, den man, trotz der freien Behandlung, in der Physiognomie des Helden wiedererkennen kann. Doch das eigentliche Thema meines Romans ist auf den biblischen Satz gestellt: „Wer dem Leben entsagt, gewinnt das Leben“. Das bedeutet, daß alles ernste und hohe Vollbringen nur in strenger Selbstzucht und oft harter Entsagung, jedenfalls aber nur auf der Basis echter Sittlichkeit möglich ist. Viele reich begabte Künstlernaturen scheitern an ihrem überschäumenden Lcbensdrang. Fast allgemein wird verkannt, daß die Kunst ein ernstes



Trustprozesse.

«nd strenges Amt ist, eine Art von Gottesdienst, und daher dem Künstler eine strenge Observanz auferlegt, wie dem Priester. Nun aber empfindet der Künstler mit seinen feinen, dürstenden Sinnen eine gewaltige Sehnsucht nach diesem Leben, das er gestalten soll; und hier ereignet sich der allzu häufige, verhängnißvolle Irrthum, daß der Künstler seine heilige Sehnsucht im Lebensgenuß befriedigt, statt sie im Kunstwerk zu gestalten, und daß er auf diese Art der kostbarsten Kraft verlustig wird. Stauffer-Bern: da sahen wir solchen tragischen Fall. Von ihm gilt, was Goethe über den genialen Christian Günther sagte: „Gr wußte sich nicht zu zähmen: und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten". Noch ein anderes, ganz unbekanntes Beispiel für meine These kann ich anführen. Balzac wurde eines Tages in verdüstertem Gemüthszustand von einem Freund gefunden. „Wie können Sie noch fragen, was mir zugestoßen ist?" antwortete er auf die besorgte Frage; „Ich habe ein Buch verloren!" Was wollte der Satz sagen? Balzac hatte eine Dame kennen gelernt, die sein Traum wurde; ein heißer Traum, der sich bereits verdichten, Dichtung werden wollte. Aber die Versuchung war stark; Balzacs Sehnsucht fand Erfüllung: aber nicht im Kunstwerk, sondern im Leben. So hatte er sein Buch verloren und damit vielleicht ein Stück Unsterblichkeit. Das mag Z>er Trauernde geahnt haben. Iedenfalls hat seine tiefe Weisheit erkannt, daß ein Kunstwerk die ganze psychische Kraft fordert und nicht werden kann, wenn diese Kraft im Lebensgenuß vergeudet wird. Dieses «roße und wichtige Thema ist der eigentliche Inhalt meines Romans. München. Ioseph August Lux.

<V4?

Trustprozesse.

as endgiltige Urtheil über die Standard Oil Company und den Tabaktrust, die schon im November 1919 zum Tod verurtheilt worden waren, kommt nicht heraus. Woche auf Woche vergeht; der Supreme Court in Washington hat nur an jedem Montag Sitzung. 'Das ist für die new Yorker Börse der äiss nskasws. Telegraph und Telephon sind belagert, wie von einer Meute, die das Wild gestellt hat. Die Spannung läßt die Hauptleute kaum zum Geschäft kommen. Bis die befreiende Meldung, daß wieder nichts sei, die Lauernden ins see-lische Gleichgewicht zurückbringt. Das hält dann sieben Tage vor. Schon heißt es, der Spruch solle erst im Herbst fallen. Nicht oft hat Wallstreet so geringe Tagesumsätze gehabt wie in diesen Wochen des Wartens. Wenn es gar zu schlimm wird, läßt irgendein großer Mann 'Etwas über die Konjunktur hören. Dann klettern die Kurse ein Stückchen in die Höhe; und Berlin freut sich, weil New Pork fest ist. Das Shermangesetz, diese Konzession an eine gar nicht omerika-



Die Zukuuft.

nische Auffassung vom Wesen wirtschaftlicher Kräfte, nahm sich als Behang eines moralischen Sondergewissens ganz gut aus. AberRoosevelts undiplomatischer Uebereifer wollte den Galanteriedegen in eine tötliche Waffe wandeln. Nun sollten die Richter mit dem neuen Flamberg fechten. Sie haben jedoch erst einen Feind zur Strecke gebracht: die Northern Securities Company; einen Riesen aus Pappe. Als Harriman und Hill sich auseinandersetzen, wurde diese Gesellschaft als Holding Company für die Bindung des Aktienbesitzes der Union Pacific-Bahn gegründet. Im Jahr 1924 wurde die „Zweckgesellschaft“ als ungesetzlich aufgehoben, weil sie über die Aktien von zwei Konkurrenzbahnen gesetzt worden war und damit die Bestimmungen der Sherman-Bill über die Unverletzbarkeit des Wettbewerbes durchbrach. Die Northern Securities Conrpany trug das Zeichen ihrer Herkunft allzu deutlich zur Schau. Sie war als Werkzeug einer spekulativen Unternehmung gedacht und ihr Verschwinden störte nur die Kreise einiger Großspekulanten. Reißt man einen Strauch ans, der noch nicht Wurzel gefaßt hat, so schadet es dem Erdreich wenig. Entfernt man aber Baumriesen mit tief reichenden Wurzeln, so bleibt eine Wunde am Leib der Erde. Die Trusts haben sich in den Boden eingesenkt. Nun sollen sie herausgerissen werden. Kann Das ohne merkbare Folgen geschehen? Undenkbar. Die Richter (die einzigen im Lande, die keine Instanz über sich haben) wissen, was ihnen das Schicksal auferlegt hat; und zögern. Nichts ist menschlicher als diese Scheu vor dem letzten Wort. Denn die beiden Korporationen, über deren Existenz entschieden werden soll, sind typische Erscheinungen des amerikanischen Wirthschaftlebens. Fallen sie, so müssen andere Trusts ihnen nach. Der riesige Stahltrust, der eine Summe von fast sieben Milliarden Mark verkörpert, ist auch eine Holding Company: der Zweckverband vieler Prodnktionstätten. Unter dem Namen United States Steel Corporation sind Gesellschaften, deren selbständige Existenz den ungehinderten Wettbewerb verbürgte, zu Gliedern eines großen Concerns geworden. Die selbe Tendenz hatte der Standard Oil Company ins Leben geholfen. Der Regisseur Rockeseller ist schlechter angeschrieben als Morgan. Deshalb ist der Petroleumtruft ein bekanntes Ru»brum in den Gerichtsakten (die berühmte Geldstrafe von 29 Millionen Dollars, die niemals Rechtskraft erlangte, ist noch nicht vergessen), während der Stahltrust ein noch fleckenloses Kleid trägt. Aber der Spruch des Höchsten Gerichtshofes muß gleiches Recht für Alle schaffen. Das Urtheil gegen die Standard Oil Company (gegen die Stammgesellschaft, die als Holding Company angegriffen werden konnte, was bei einer der den Trnst bildenden Produktiufirmen nicht möglich gewesen wäre) hatte Richter Sanborn vom Bundeskreisgericht in Saint Louis Ende November 1909 mit dem Hinweis begründet, daß der Trust, durch dic.enorme Ausdehnung seines Geschäftes, die Ausschaltung der Konkurrenz und damit die Herrschaft über die Preise ermöglicht habe. Ein zwischenstaatlicher oder internationaler Handelsverkehr sei ohne



Trustprozesse, seine Kontrolle nicht denkbar. Nach der I>ex Sherman sei ober für die Beurtheilung der Gesetzlichkeit einer Kombination das Maß des Einflusses auf den Wettbewerb im Handel entscheidend. Während bei der Verurtheilung des Tabaktrusts der Richter sich sklavisch an den Wortlaut des Gesetzes hielt und dadurch in einen Widerspruch zu dem geschäftlichen Gebaren des von ihm kritisirten Angeklagten gerieth (der Richter konstatierte ausdrücklich, daß die Beweisaufnahme die Annahme einer schädlichen Politik der American Tobacco Co. nicht erwiesen habe: der Trust habe die amerikanische Tabakindustrie gefördert und das Aufkommen anderer Unternehmungen nicht gehindert), kam das Urtheil gegen die Standard Oil Co. aus einer freieren Auffassung. Zugegeben wurde darin, daß Jeder, der Handel treibt, das natürliche Bestreben habe, andere Geschäftsleute auszuschließen, einen Theil des Geschäftes an sich zu ziehen und damit zu monopolisiren. Unzulässig sei das Streben, jeden Versuch dieser Art zu verbieten; nur bis ungesetzlichen Mittel zur Erlangung eines Monopols müßten bekämpft werden. Die ungleichartige Behandlung des Shermangesetzes zwingt, nach diesen beiden Fällen, die entscheidende Instanz, ihr Urtheil prinzipiell zu fassen. Sie muß nicht nur die besonderen Eigenschaften der beiden Trusts prüfen, sondern auch die Mängel des Gesetzes durch Interpretation ergänzen. Das hatte Taft schon in seiner „Verkündung“ gethan. Er ließ die Sherman-Bill als eine unzureichende Leistung erkennen und forderte praktisch brauchbarere Entscheidungen. Die Richter in Washington müssen nun, bei aller Freiheit der Persönlichen Auffassung, ein Gesetz anwenden, dessen Mängel „gerichtsnotorisch“ sind. Das ist noch ein Grund, der ihr Zögern erklärt. Von den neun Mitgliedern des Gerichtshofes starben zwei: der viel genannte Oberrichter Brewer, Spezialist in Trustprozessen (er gab den Ausschlag bei der Entscheidung gegen die Northern Securities Company) und der Präsident Fuller. Einer (Moody) legte sein Amt nieder. Die Verhandlung mußte vertagt werden, bis Präsident Taft die neuen Männer ernannt hatte. Er wählte Persönlichkeiten von besonderem Gewicht. Der Präsident, Chief Justice Edward Douglas White, gehört der Demokratischen Partei an. Er ist zwar Gegner der Trusts, will aber die Bundesgewalt über sie nicht anerkennen, sondern die Jurisdiktion den Staaten selbst überlassen. Damit hat er sich als Gegner Tafts bekannt; und seine Wahl zum Mitglied des Bundesgerichtshofes war wohl mehr eine Konzession an die Demokraten als der Ausdruck übereinstimmender Auffassung. Der zweite Ersatzmann, Charles Hughes, war Gouverneur von New York, Man zählt ihn zu den Spitzen der amerikanischen Jurisprudenz, obwohl er noch nicht Gelegenheit hatte, sich als Richter praktisch zu betheiligen. Der dritte unter den Nachfolgern, Richter Devanter, hat die engsten Beziehungen zu dem Prozeß, da er an dem Urtheil Erster Instanz gegen die Standard Oil Co. mitwirkte. Daß er gegen den Trust stimmt, versteht sich also von selbst. Man hält für denkbar, daß Devanter, weil er



Die Zukunft.  
an der ersten Entscheidung mitgewirkt hat, sich der Abstimmung ent-»  
halten wird. Die Prozeßordnung zwingt ihn aber nicht dazu.  
Der vervollständigte Gerichtshof verhandelte im Januar. Die  
besten Anwälte vertheidigten die beiden Kapitalriesen. Man konnte  
alle Feinheiten der Technik und Architektur herausbringen, ohne sich  
mit der langweiligen Arbeit eines Gerüstbaues abgeben zu müssen;  
denn das Beweismaterial war zu einem Wall von zehntausend Druck-  
seiten aufgeschichtet. So machte die Verhandlung den Eindruck einer  
akademischen Erörterung des Trustproblems. Wann zerreißt ein Trust  
die Maschen des Gesetzes? Daß sie weit genug sind, ihn durchzulassen,  
hat die Erfahrung gelehrt. Zunächst war festzustellen, wo die Grenze  
zwischen erlaubtem und gesetzwidrigem Monopol liegt; wenn der Strich  
gezogen war, blieb der Abstand der beiden verurtheilten Gesellschaften  
von der Schranke zu prüfen. Das Einfachste wäre natürlich, die Mög-  
lichkeit der Anwendung des Gesetzes und das Recht des Staates zur  
Einmischung in geschäftliche Angelegenheiten zu bestreiten. Aber die  
Richter werden sich aus dem Gebiet der Jurisdiktion kaum so weit in  
den Bereich der Legislative begeben, wie die Trustanwälte wünschen.  
Wer von den deutschen Interessen, von denen noch zu reden sein wird,  
absieht, Der muß sich trotzdem für die kommende Gerichtsentscheidung,  
interessiren: weil sie endlich zeigen kann, in welchem Umfang der oft  
gepredigte Kreuzzug gegen die Trusts ernst gemeint, in welchem er nur  
als Mittel zur Agitation (heute, nach Roosevelt) gedacht ist.  
Für die Eisenbahngesellschaften wird das Resultat des großen  
Trustprozesses von nicht geringerer Bedeutung sein als für die In-  
dustrieconcerns. Nur wenige Bahnen bilden kein „System“, haben  
also, neben ihrem Betrieb, nicht auch noch die Kontrolle über Kon-  
kurrenzgesellschaften. Taft hatte in seiner ersten Botschaft an die Trusts  
erklärt, wenn alte Beziehungen zur Erweiterung des Einflusses einer  
Gesellschaft auf die andere ausgenützt würden, solle jede Störung ver-  
mieden werden. Er wollte am alten Bestand nicht rütteln. Wenn der  
Supreme Court aber die Forderung der Sherman-Bill anerkennt, daß  
die Antheile konkurrierender Gesellschaften nicht in einer Hand sein  
dürfen? Die Männer der Eisenbahnen glauben an ihren Stern und«  
operiren, als sei die Sherman-Bill im Orkus und der Supreme Court  
auf dem Mond. In besonders geschäftiger Bewegung sind die Erben  
Goulds. Die richtige Verwaltung der Hinterlassenschaft des alten Gould  
hat Schwierigkeiten gemacht. Von Iays vier Söhnen, George, Edwin,  
Howard und Frank, ist der Aelteste als ein Spekulant großen Stils  
bekannt. Sein Plan war, eine Brücke vom Atlantischen zum Stillen  
Ozean zu schlagen. Er wollte von einer Küste zur anderen eine durch-  
gehende Linie herstellen, um die Vormacht vor sämmtlichen Eisen-  
bahngesellschaften zu erlangen. Doch seine Transaktionen, die manch-  
mal die Börse in Athen hielten, blieben ohne Erfolg. Und das Miß-  
verhältniß zwischen Effektenkapital und positiver Ergiebigkeit wuchs  
immer höher aus den uferlosen Unternehmungen der Gouldgruppe



Trustprozesse.

heraus. Go kam es, daß der schwere Name, den Iay Gould zurückließ, an Gewicht verlor. Schon vor Jahren hat Morgan die Sanirung einer der Gouldbahnen durchgeführt; und neulich war wieder die Rede von einer Reorganisation des Hauptstückes der Gouldmasse, der Missouri-Pacific-Bahn. Die Bankfirma Kuhn, Loeb & Co., die mit dem Standard Oil«Concern zusammengeht, hatte die Mehrheit im Aktienkapital dieser Bahn erlangt und eine Verschiebung im Gremium der Verwaltung herbeigeführt. In das Direktorium der Bahn wurden ein Vertreter des Bankhauses Kuhn Loeb und der newyorker Vertrauensmann der Deutschen Bank, Mr. Adams, gewählt. Da die Papiere der genannten Eisenbahngesellschaft in Deutschland untergebracht sind, war es wichtig, einen Vertreter deutscher Interessen im Rath der Verwaltung zu haben, zumal die Politik der Goulds die Aktionäre nicht zu rechter Ruhe kommen ließ. Kaum war die neue Mischung des Direktoriums fertig: da machten die deposseidirten Goulds einen kräftigen Vorstoß; und es gelang ihnen, bei der Wahl des Präsidenten die Uebermacht in der Verwaltung wieder an sich zu reißen. Das ist zunächst allerdings nur ein Manöversieg, da die Gegenpartei im Besitz der Aktienmehrheit geblieben ist. Die Gruppe Buhn-Loeb kann also, mit Hilfe ihrer Aktien, der Gouldpartei noch sehr unangenehm werden. Fürs Erste weiß man nicht, wie sich die überrumpelten Reorganisatoren zu der neuen Aktion der Goulds stellen werden. Für die Bahn ist der plötzliche Umschwung gewiß nicht vortheilhaft, da ihre Sanirung wieder in Frage gestellt wird. Die deutschen Aktionäre sehen, daß es nicht immer bequem ist, von amerikanischen Großspekulanten abzuhängen. Das ist die Kehrseite der blinkenden Medaille. Durch die Entscheidung des Bundesgerichts in Washington kann der Goulddrummel eine neue Färbung bekommen; aus einem Rechenexempel eine Prinzipienfrage machen. Bestätigt die letzte Instanz den Spruch der vorigen, so wird zunächst den beiden Trusts die Verpflichtung auferlegt, sich jedes Einflusses auf die Untergesellschaften, durch Verwerthung der Aktienmehrheit, zu enthalten. Die Kombinationen von Aktien werden zum inhaltlosen Begriff; denn die Standard Oil Company selbst ist nur das Plakat für ihre 37 Produktionengesellschaften. Da diese einzelnen Theile eines Bündels allein nicht Weiterexistiren könnten, müßte eine neue Form für das alte System gefunden werden. Der Inhalt des Oeltrusts kann nicht beseitigt werden; nur seine Form. Denn die letzte Folge einer Auflösung wäre die Wiederherstellung der freien Konkurrenz und Rockefeller müßte erleben, daß Gesellschaften, deren Meister er ist, über einander herfallen. Die Aktien und Schuldverschreibungen der Standard Oil Co. leben vom Mark der Untergesellschaften. Kann der verbindende Nervenstrang zerschnitten werden? Unmöglich. Nach einer Verurtheilung der Trusts wäre eine Börsenrevolution zu fürchten. Die aber wird nicht das Wunschziel der Männer sein, die in Washington jetzt das Recht finden sollen. Ladon.



!50  
Die Zukunft.  
Theater.  
der französischen Literatur, deren kunstvoll gethürmtten  
Prachtbau nur ein paar volksthümliche Genies durchtollen  
<Rabelais, Moliere und Zola sind freilich darunter), giebts eine  
populäre Ecke. In den Prunkfälen geht es fast immer sehr feierlich  
zu. Racine, der feine und weiche Zauberer, bestimmt den Ton,  
Empfindungen und Gedanken erscheinen säuberlich soignirt und  
frisirt und Gargantua, Tartufe und Gervaise werden, wie lästige  
Eindringlinge, mißtrauisch von derziersamen Gesellschaft bestaunt.  
Hinten aber, im ältesten Theil des Gebäudes, herrscht nicht so  
strenge Sitte; da hüpfen die Empfindungen ungekämmt umher  
und die Gedanken tummeln sich in gar nicht salonfähiger Ver-  
mummung: in löcherigem Wams oder Koller, in verschlissenen  
Aniformstücken der Großen Armee, in den koketten Lumpen der  
Alphonse und Gigolette. Das ist die Ecke der Chansons. Hier  
haben, von den Tagen der Troubadours und Jongleurs bis in  
die neuste Zeit der Meister des genre rosse, von Figueiras bis auf  
Bruand, starke Talente sich geräkelt, hier haben die Ahnen Be-  
rangers und Mistrals gehaust und selbst die größten Lyriker der  
Franzosen, selbst Hugo und Lamartine, sind zu kurzer Rast hier  
manchmal eingekehrt. Den Sinn für Feierlichkeit wird man da  
hinten vergebens suchen. Aber aus dieser Ecke tönt seit manchem  
Jahrhundert das gallische Kichern und der gallische Witz; und in  
dieser Ecke wuchsen wild einst die Wonnen, die im cate-coneen,  
im Vaudeville, in der Operette und in der opers-comique heute  
die «Kulturwelt" entzücken. And wenn man das alte Gemäuer  
abreißen wollte, dann ginge ein Jammern durch diese Welt, wie  
eines Tages durch die lustige Stadt der frommen Pariser, als  
Gargantua frevelnd die Glocken von Notre-Dame geraubt hatte.  
Das Gemäuer ist noch gar nicht so alt, ist jünger als Panta-  
gruels Vater und kaum älter als die französische Klassik: und des«  
halb war das steinerne Bild vielleicht nicht ganz glücklich gewählt.  
Das Singen und Klingen währte nämlich schon recht lange, ehe  
die Maurer zu thun bekamen und den Literaturpalast aufbauen  
durften. Literaturen gedeihen nur hinter fest gefügten Mauern,  
mitunter anch in Glashäusern, bei künstlicher Hitze; aber eine  
dralle und derbe Volkskunst kommt, ohne zärtliche Sorge und  
wärmenden Wetterschutz, wohl auch im Freien fort. Die Geschichte



Theater.

151

der französischen Chansons weiß davon zu erzählen: sie hatten in den Meßbuden von Saint-Germain und Saint-Laurent vielleicht die vergnügtesten Tage gesehen. Da, unter den luftigen Zelten, erblühte die MM sciens, da regten die Nachfahren der Menestrels munter die Kräfte, Tenzonen und Sirventen entstanden, Streitgedichte und Rügesänge, und der lose pariser Windpfeiff und fegte neckend um die Wiege der gallischen Liederkunst. Ein Volkskind lag in der Wiege, aber es empfing hohen und höchsten Besuch. Durch das Meßgewühl schlenderte Heinrich der Vierte mit seiner trauten Gabriele, der kleine Louis, der später der Fünfte und der Nichtsnutzigste heißen sollte, trieb da arge Knabenkurzweil und Monsieur und die anderen Prinzen haschten unter den dicht belaubten Kastanienbäumen (Saint-Laurent war eine Sommermesse) nach galanten Abenteuern. Spielhaus und Tingeltangel, Sportplatz und Bordell: das Alles waren diese alten Messen, die frühen und primitiven Formen der heutigen Herrlichkeit von Monte Carlo. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wurden feste Läden und Hallen gebaut, ein stattliches Meßviertel entstand, und als bald danach (1697) die Italiener aus ihrem Theaterprivileg vertrieben wurden, begann für die Meßbuden eine neue, von lustigen Kriegen und Siegen erfüllte Epoche, aus der Auguste Font in seinem hübschen Buch über Favart sehr amüsante Geschichten erzählt. Damals hatte Paris nur zwei Theater, die Oper und die Comédie Française, und es war kein Wunder, daß ein gerissener Meßgeschäftsmann auf den Gedanken kam, den beiden Mächtigen Konkurrenz zu machen. Leicht war das Unternehmen freilich nicht, denn die Beiden wehrten sich ihrer Haut und setzten Polizei und Parlament in Bewegung, um sich gegen den unlauteren Wettbewerb zu schützen. Den Meßkünstlern wurde nach und nach so ziemlich Alles verboten: sie durften keine Stücke und keine Szenen aufführen, weder sprechen noch singen; und nichts blieb ihnen erlaubt als die Pantomime. Aber der behende Witz triumphirt immer über die steife Dame Censur und schlägt ihr gern unter Schellengeklapper ein Schnippchen. Die gehetzten Torains wußten Rath: sie ließen die Musikanten geläufige Melodien spielen, schrieben den Text auf Pappdeckel, die an Bindfaden herabgelassen wurden, — und nun sang und johlte das liebe Publikum, während die stummen «Pantomimiker» auf der Bühne sich streng an das Polizeiverbot hielten. Später, als in der Menge das Be-



dürfniß nach Ausstattung wuchs, nutzten zwei kleine Mädchen in leichten Amorgewändern die Pappdeckel tragen. Es war eine gemeinsame Verschwörung von Komoedianten und Publikum gegen das strenge Gesetz und gegen die Privilegien, und da ein Strauß mit der Polizei nach alter Erfahrung die Lustigkeit erhöht, mag es bei Herrn Bertrand und seinen Nachfolgern wohl recht ausgelassenzugegangensein, wenn die Faridondaine erklang oder wenn Pierrot über sein schlimmes Weib zu jammern begann. Vielleicht wars kein rein künstlerischer und künstlerisch reiner Genutz; aber für die Volksthümlichkeit der Chansons hat diese Epoche mit ihren Massengesängen sicher sehr viel gethan und Vaudeville und «pera.comique danken denMeßvergnüglichkeiten das Leben. Dieser Ursprünge muß man sich flüchtig wenigstens erinnern, wenn man das Gebietüberblicken will, das die Chansonnierkünste sich im Lauf der Zeit erobert haben. Anser Couplet ist ein künstliches (leider nur allzu selten ein kunstvolles) Produkt; selbst die „Gigerlkönigin“ und «Ja, beim Souper erlebt man tolle Sachen“ sagten dem deutschen Volksempfinden nichts, waren ersonnene Lieder und klangen den Parisern, denen Anna Held sie vielleicht gesungen hat, nicht vertrauter als uns. Die französischen Chan« sons sind nicht nur mit viel feinerer Sorgfalt gearbeitet: sie sind auch ein nationalerBesitz, eine Pflanze aus gallischemBoden, die in der weiten Welt nur gewürdigt wird, weil die weite Welt von der gallischen Kunstkultur beleckt worden ist. Wir haben die großen und reinen Lyriker, aber die populäre Ecke der Franzosen fehlt uns. Die französische Literatur, die »schöne“ mindestens, blieb dem Leben so ziemlich fern, bis Alexandre Dumas, der Sohn, auftrat und, als der wahrscheinlich stärkste Anreger der nachklassischenZeit, zwischen Wirklichkeit und Dichtung die Brücke zu schlagen ver« suchte, die dann plastischer empfindende Künstler aus aller Herren Ländern, von Skienund JasnajaPoljana bis nach Rom und Madrid, rüstig betraten. Die Nebenkünste aber, die von den Metz« abenteuern her die Volksthümlichkeit geerbt hatten, ließen sich die feste Verbindung mit dem lebendigen Treiben ringsum niemals wieder rauben und wurden zur abgekürzten, geträllerten Chronik derZeit. Aus den Chansons, denVaudevilles und denOperetten könnte man, wenn uns nichts Anderes erhalten wäre, die französische Geschichte ablesen; und brauchte dabei kaum mehr Lücken zu lassen als ein gelehrter Historiker, der in den Archiven brütet.



Theater.

1S3

Wie aus Favarts lächelndem Munde noch die Heiterkeit des sn-  
«en regime singt, wieDesaugiers mit plattem Spaß über denRo»  
chen und Weißen Schrecken hinwegzutändeln versucht, wie Be-  
ranger der erste Lyriker derDemokratie wird und zugleich doch der  
napoleonischenLegende auf offenem Markt dasDenkmalsetztund  
wie die Entwicklung dann weiter geht, bis zu Offenbach.Bruand  
undRanroff:Das zu zeigen, wäre wohl eine verlockende Aufgabe  
ffür einen Völkerpsychologen (freilich einen ohne Pedanterie).  
Aber wir haben es hier nur mit dem Theater zu thun, mit  
einem Theaterjahrhundert höchstens, von dem Frau Anne Iudic,  
als sie zum erstenMal, in leutseliger Huld, nachBerlinum kam,  
ungefähr die Hälfte auf Schultern, die niemals schön waren, trug.  
Doch auch indem ich Dieses niederschreibe, schon warnt mich was,  
daß ich dabei nicht bleibe. Gehören die Künste der Iudic wirklich  
zur Theaterkunst? Sie war mit den Jahren eine nette Theater-  
Spielerin geworden, gewiß; aber das Beste und Eigenste, was sie  
zu zeigen hatte, standmitSchauspielkunst in gar keinerVerbindung.  
And ich glaube, der Einfall war am Ende nicht so übel, auf dem  
Amweg über die alten Messen das Wesen der Iudic zu suchen  
<wenn auch der Reiseplan beim Rückblick dem vorwärts Streben-  
den wohl etwas weitläufig und verworren aussehen mag).  
Kennen Sie Nana? Natürlich; wer kennt sie nicht?Dann er-  
innern Sie sich auch an Nanas Rivalin Rose Mignon,die in der  
Blonden Venus die Diana spielt und mit drei Männern in glück-  
lichster Ehe lebt. Setzen Sie statt Mignon: Iudic, statt Fauchery:  
Albert Millaud, statt Steiners, des dicken Bankiers: Oppenheim,  
— und Sie haben die Geschichte, über die Ganzparis Jahrelang  
lachte. Der böse Klatsch wäre nicht der Erwähnung werth, wenn  
«nicht zur Erklärung desIudic-Erfolges nöthig werden könnte.  
Aber im furchtbaren Nanabuch ist auch noch Besseres zu finden:  
einUrtheilZolas überRoseMignon, das den Hauptreiz der Iudic  
knapp bezeichnet. Diana tritt auf. 3c>n air ä'entree, cies paroles be-  
tesa, pleurer.ou eile se plaiZnait äe^ar8, qui etait en train cZe la IscKer  
pour Venus.tut ckante avec une re8erve puäiczue, si pleine äe sc>U8-  
entenäu8 eZrillarcig, que le public s'eckautta. Das ists: schämige Zu-  
rückhaltung, die doch dasAeußerste andeutet, einKinderblick und  
das Lächeln der erfahrenenFrau.Dazu ein volksthümlichesGenre,  
die sauberste Technik, ein kleines, süßes Stimmchen und, als be-  
sonders scharf getrüffelter Reiz, die bekannten Privatverhältnisse

,3.



Die Zukunft.  
des unschuldigen Engels, derZoten singt: unter günstigerem Ge-  
stirn ward nie ein Erfolg erstritten. Die Iudic war alt und un->  
schöngeworden und denRollens sogar, diesiefrüher spielenkonnte,  
lange entwachsen; so hat sie gewagt, sich in Berlin mit einem Per«  
sonal zu zeigen, dessen Erbärmlichkeit kaum zu schildern war; und.  
sie hat trotzdem gefallen. Nicht nur, weil ein großer Name undhohe  
Eintrittspreise die Stimmung hoben und weil in den Liedern der  
dicken Dame eine ganze Volkskunsttradition mitsang und mitlachte,  
nein: weil sie die Soubrette für ihr Publikum war. Noch mit fünfzig  
lahren; und als sie 1868 im Eldorado erschien, jung und schlank  
und frisch, da war sie zum Abgott der Menge geschaffen und  
wurde geschwind deshalb auch zumLiebling der reichen demokra»  
tistrten Gesellschaft; der Familien, die Zoten hören wollten.  
Sie hatte große Vorgängerinnen in der gallischen Kunst. Vir--  
ginie Dejazet lebte noch, der Gassenjunge und die Grisette von  
Paris, die drei Generationen entzückt hatte. Die war geistreich,  
hatte den kecken Ausdruck klassischer Lüderlichkeit, konnte Beran-  
gers Lisette und Murgers Musette gleichen und von Heine als  
die beste Schauspielerin gefeiert werden.Aber dieLisetten und Mu-  
setten waren längst ausgestorben, die kleinen Modistinnen und  
Putzmacherinnen wollten nicht mehr mit armenStudenten inMan-  
sarden hausen, sondern Geld verdienen und Karriere machen und  
die Zeit brach an, wo das Witzwort geprägt werden konnte, qu>?  
tout est pour le vieux äansle meilleur äesäemi>mqncie8. Die Dejazet  
sah als Greisin in eine veränderte Welt, und als sie in ihrer lu->  
biläumsvorstellung, die sechzigtausend Francs brachte, die nied-  
liche Theo auf ihrem Schoß hielt, konnte sie wehmüthige Betracht»  
ungen über eine Zeit anstellen, die talentlose Puppenschönheiten  
zurSonnenhöhe des Eintragsruhmes führte. Sie hatte indieRo--  
manzenepoche der Restauration und in das Bürgerkönigthum ge-  
paßt, das der rothe Regenschirm überspannte; aber das Kaiserreich  
rief andere Lieblinge auf die Bretter. Offenbach kam und brachte  
die blaguirende Ausstattungoperette; und zur Aus stattung gehö-  
ren, wie jeder Mann weiß, vor allen anderen Dingen die nackten  
Mädchen. Sie ließen nicht auf sich warten. Cora Pearl, Blanche  
d'Antigny und derTroß der anderen Huldinnen, Alle folgten der  
Pfeife des Rattenfängers und schaaarten als Trabanten sich um  
den neuen Stern, um tzortense Schneider. War sie wirklich die  
geniale Schauspielerin, die dankbares Erinnern in ihr jetzt noch



Theater.

135

preist?Wenn man ihre Hauptrollen ansieht, dieGroßherzogin von Gerolstein und die Hexe Helena, merkt man mindestens, daß ihr musikalische und dramatische Aufgaben von Belang gestellt werden konnten. Ganz sicher aber war sie die Heldin ihrer Zeit, die Heldin des bacchantisch jauchzenden Imperialismus. Keine Spur von Scham; Hortense war für Jeden zu haben, der sie kaufen konnte, sie gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der Ausstellung und erhielt denBeinamen passage cie8 princes.. .And während sie den Prinzen von Troja umschlang und mit Potentaten soupirte, sang Theresa im Alcazar die derbere Zote der victime äe l'smour und Rochefort, der damals noch ein harmloser Feuilletonist war.pries in beinahe begeisterten Worten die cantatrice pervertie. Gute Nacht, Dejazet! Eine neue, herbere Art der Plague kam auf; man muß Heines Briefe über die französische Bühne, ihren Inhalt und Ton, in nüchterner Ruhe der (Zrancie SoKeme Rocheforts vergleichen, wenn man den ganzen Wechsel der Zeiten ermessen will. In einem Reklameblatt, das der Figaro vor einem reveillon ausgab, war das Bild der Iudic neben dem Theresas zu sehen. Ein lehrreicher Gegensatz; die Primadonna des Alcazar sieht wie eine Kanaille aus, mit frechem Blick und lüsternen Augen, die Diva des Eldorado wie eine Dame, die im Kloster erzogen worden ist und sich nun aus Laune herbei läßt, Gassenhauer zu singen: man könnte an Pauline Metternich denken, die berühmteste Konkurrentin der Iudic. Mit diesem feinen Kopf, mit diesem immer ein Bischen verschleierten und doch so ausdrucksvollen Auge war der Erfolg nicht schwer; aber daß er ins Unermeßliche stieg, war nur möglich,weil hier einNeuesgebotenwurde.ManhatteAlles gesehen und gehört,die schönsten und diefrechtestenWeiber.weiche und schrille Stimmen, strotzende und zierliche Körper; man war übersättigt vonFleisch und glitzernder Brillantenpracht und man fing an, sich wieder einmal auf die Ehrbarkeit zu besinnen. Theresa hatte mit ihrem Lied Recht behalten: (^anepeutpss ciurer comme ca. Das Kaiserreich krachte in allenFugen, die Bourgeoisie stieg rasch stets und rascher herauf und der Geldadel, der in seinen ersten Lebensjahren immer für Korrektheit schwärmt, fand die Tagesgenüsse gar zu anstößig. Was nun? Sollte mankünftig vor keuschen Ohren nicht mehr nennen, was^keusche Herzen doch nicht entbehren können? Unmöglich. !,Also ein neuer Reiz, ein feinerer, nie erprobter/der auch den Heuchler angenehm kitzeln konnte. Dirnen-



Die Zukunft.

lieber mit Damenmanieren, unschuldige Mienen zu Zoten, über die alte Affen erröthen würden, Jungfräulichkeit, die Kanthm iden. feil hält. Die Ludic brachte diesen Reiz und schlug damit schnell alle Nebenbuhlerinnen. Sie wurde die umjubelte Erossängerin, der wohlhabenden bürgerlichen Gesellschaft, die kindhaft blickende Priesterin heimlicherPriapisten.Das warihr poncit; warihr Glück. Solcher Erfolg mußte natürlich für das Theater ausgebeutet werden. Die Ludic, die als Anfängerin im Gymnase nicht aufgefallen war, wurdeSchülerin der genialischen CelineChaumont und kehrte derBühne zurück. Man schriebRollen für sie;Rollen, die eigentlich nur Vorwände zu Chansons sind. Sicher die albernsten Rollen, die man im Vaudevillebereich finden kann. Wir haben sie auch in Berlin gesehen: Niniche, Lili, I^a temme 5 Papa. Wir haben auch andereRollen gesehen, die Frauludic den Parisern schwerlich vorführen würde: Sardous Cyprienne und die Sylvanie des Irrtum. Das war schlimm, denn es war ärmliche Chaumont-Kovie, geistlose, sklavische Kopie, die, ohne Wahl und Urtheil, selbst die individuellen Schwächen des Vorbildes nach» zuahmen versucht. Die Chaumont war schwächling und behend und hatte hastige Bewegungen, wie ein Kätzchen, das immer zum Sprunge bereit ist; die Ludic war dick und von behaglichem Temperament. Die Chaumont hatte eine unschöne Stimme, der sie unsagbar komischeWirkungen entlockte; die Ludic hatte einenweichen und hellen Ton. Einerlei: sie hatte Cyprienne und Sylvanie von der Chaumont gesehen und fegte und hastete und pfauchte nun über die Bretter und stimmte andeneinstudirtenStellenihr Organ zu Kellerlauten herab. Sie kennt die Effekte und läßt sich nach dreißig Bühnenjahren keinen entgehen; aber eine Persönlichkeit kommt nichtheraus und man merkt aufSchrittundTrittdas mühsam Erlernte und Abgeguckte. Der spaßhafte Streit, der damals in Berlin über die Frage entbrannt ist, ob man Frau Ludic eine große Schauspielerin nennen dürfe, scheint mir ganz überflüssig: sie war nie eine Schauspielerin höheren Ranges, sondern hatte nur gerade genug Routine erworben, um mit dem Thcaterspiel angenehm spielen zu können. Ihre Schauspielkunst war nicht viel größer als die unserer hellsten Metropolsterne; sie hatte nur die feiner geschliffene französische Technik und, was wir nicht haben und nach den Bullen jder neuen Päpste nie haben dürfen: den stützenden Stab einerTradition. Deshalb konnten unsereSpieler



Theater.

157

und Spielerinnen, die meistens insBlaue hinein wirthschaften und sorgfältiges Probiren für überflüssigen Luxus halten, immerhin von ihr lernen. Nur durfte man sich nicht erdreisten, sie unserer Hedwig Niemann zu vergleichen, die lachen konnte wie die Chau«mont und weinen wie nur sie selbst. Die Thatsache, daß sie der alten Dame noch Beifall klatschten, lobt den Kunstgeschmack der Pariser; bei uns gilt auf locker gezimmerten Bühnen nur das hübsche Gesicht, der Bibberbusen und die theure Toilette, Doch Uebertreibung mußte uns lächerlich machen. Anna Iudic hatte weder den sprühenden Witz und die derb gestaltende Kraft der Gallmeyr noch die geistreiche Grazie und den klugen Takt der Geistinger. Sie war groß auf einem ganz kleinen Gebiet und ihre Bemühungen, dieses Reich zu erweitern, sind jedesmal fruchtlos geblieben: sie konnte die imperialistischen Operetten nicht in neues Leben erwecken und sie hat inChaumontrollen vor Kennern stets versagt. IhrReich war das Couplet, die Soloszene; leiseNuancen, versteckte Andeutungen, wollüstige Eleganz, die mit Watte umwickelte Zote der gebildeten Gesellschaft: da war sie, wenn man das Genre gelten läßt, zum Entzücken und der Kontrast zwischen dem Inschuldsblickund dem allwissenden Lächeln wirkte spät noch mit dem Reiz halb schon entblätterter Herbstrosen. Soll man sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn eine so feine Dame, wider ihren Willen, nur, um die Gäste zu unterhalten, so „ruppig" wird?

Seid reinlich bei Tage

Und säuisch bei Nacht,

So habt Ihrs auf Erden

Am Weitsten gebracht.

Die Künste derIudiczeigten uns den französischen Geschmack und, da der Geschmack nur derAusdruckdes sozialen Empfindens ist, auch die französische Gesellschaft auf einer bestimmten Stufe. Die Künstlerin rüstete, als ihr zu uns zu kommen beliebte, schon zum Abschied von ihren Brettern. Die Stufe war längst überschritten. Auch der neue Reiz genügte bald nicht mehr: und nun wurde das Genre Iudic vergrößert. Halbwüchsige Mädchen wurden mit der Ruthe zum Zotensingen abgerichtet und mußten die dürftigen Aermchen und Brüstchen der vornehmen Herrenwelt Präsentiren; und schließlich wurdendiefurchtbarenBarrisonbälge erfunden, deren Leibwäsche Jahre lang durch die (so genannte) Kulturweltknisterte.DieWandlungwarinteressant,weilsiezeigte,



158  
Die Zukunft.  
daß mit immer emsigerem Markteifer für einen alternden Geschmack gesorgt wird. Die Jugend haschte gierig nach üppigeren Formen und konnte das Nackte nichtnacktgenughaben; das Alter späht nach dürrer Kindergliedern und spürt den stärksten Kitzel, wenn es einen Interhöschenbesatz aufschimmern sieht. Inzwischen kam aber auch im Chansonreich eine „neue Richtung“ auf. Heine hatte in sentimentaler Stimmung beseufzt, daß er über die Vaudevillegrisetten nicht lachen könne, weil er immer daran denken müsse, wo solche Schwanke in der Wirklichkeit enden: in den Gassen der Prostitution, in den Hospitälern von Saint-Lazare, auf den Tischen der Anatomie. Das klang 1837 wahrscheinlich sehr komisch und Niemand hätte damals geglaubt, daß aus solchen Narrenlaunen einmal ein Genre entstehen könne. Aber die Bourgeoisie wurde älter und trüberen Sinnes: und eines Tages regte sich ein neues, schwächliches, müdes und mitleidiges Geschlecht, dessen einzige Freude noch war, Werthe abzuklopfen und das Innere des Spielzeuges von gestern mit prüfendem Finger zu durchwühlen. Die sonderbaren Heiligen aus diesem Geschlecht verzichteten nicht etwa auf solches Spielzeug, durchaus nicht; aber sie waren stets bereit, nach der Benutzung heiße Thränen über das Schicksal des armen Lustobjektes zu vergießen. Sie nahmen die Dirnendienste willig an, sprachen dann aber also zu den Mißbrauchten: Ihr Aermsten endet in den Gassen, im Hospital oder auf den Tischen der Anatomie; und dieses schwarze Los ist die Folge eines fluchwürdigen Gesellschaftszustandes. Flink fanden sich Dichter für diese Decadencegefühle, Eckendichternatürlich, die das große Mitleid der Dickens und Dostojewskij für den Kleinverkehraushökerten, die sozialistische Weltstimmung kam hinzu: und das Genre Vvete Guilbert wurde Mode. Gute Nacht, Iudic! Die schöne Anna war noch im ersten Speck der Trost der Greise gewesen, der alten Herren und der alten Gesellschaft, aber sie war selbst nun veraltet, war wirklich die temme 5 paps geworden, der Liebling der mählich abdankenden Generation. Eine kluge Sängerin, ganz einfach gekleidet, ohne Schmuck, manchmal auch als darbende Proletarierin verpuppt, die mit vollendeter Kunst und mit wehmüthig nasalem Ton den Lammern der Prostiwrten und ihrer Zuhälter singt: Das war neu, war gräßlich „zeitgemäß“, die liebe Zote fehlte bei Vvete auch nicht und ganz besonders prickelte noch der Gedanke, daß die schluchzende Künstlerin mit Hunderttausenden auf dem Goldminenmarkt enga-



Theater.

159

girt war. Der Kapitalist, der vor Kapitalisten über die irdische Noth der Elenden und über das Weh der schwachen Geschöpfe, die er für seine Lüste doch braucht und weiter zu brauchen entschlossen ist, bittere Zähren vergießt: Das war das vor Jahrhundertsschluß letzte Bild aus der populären Ecke der französischen Literatur. In neue Ferne wies es, weit weg von Bertrand und seiner lustigen Bande. Wo einst die Messe von Saint-Laurent abgehalten wurde, ragen jetzt die Gebäude der Ostbahn empor. Wenn heute Heinrich der Vierte mit seiner Trauten wieder des Weges käme, würde ersich über Autos, Telephondrähte und Aeroplane vielleicht weniger wundern als über den Geschmackswechsel seiner Pariser, die Beifall brüllten, weil eine hübsche Spekulantin ihnen den bourgeois Herrlichkeit drohenden Untergang sang. ... Das wurde vor fünfzehn Jahren geschrieben; als die Iudic zum ersten Mal auf einer berliner Bühne das Lied von den im csbinet particulierspeistenKrebsengesungen hatte. Seitdem war Neues übersienichtzuberichten. Als ernste und komische alte Frau mit weißem Scheitel ist sie noch in ein paar Schauspielen aufgetreten und von den Parisern mit der Herzlichkeit begrüßt worden, die aus zärtlichem Gedächtniß kommt. »Die hätten Sie unter der Präsidentschaft des Marschalls sehen sollen! Davon können Sie sich heute keine Vorstellung mehr machen. Aber ist sie nicht noch sehr nett und, auf ihre Art, liebenswürdig? Mich erinnert sie ein Bischen an die Pierson, die ja eine ähnliche Entwicklung hatte; ganz leise freilich nur. Die Sprechkunst derSozietärin aus Molières Haus lernt sie wohl nie mehr." Eine Persönlichkeit wurde nicht fühlbar. Schauspielerin war die Iudic eben stets nur »im übertragenen Wirkenskreis" (wie die Oesterreicher sagen). Nun ist sie tot. Frau Guilbert, ihre Erbin, lebt noch; muß ihre Künste aber lange schon exportiren und wird höchstens noch von braven Leuten bewundert, die das gallische Kichern, den gallischen Witz nur in der qualite ä'exportation kennen lernten. Nach ihr war Polaire der Liebling Lutetiens geworden. Ein langer, schmaler Leib, wie eines Rennpferdes, ohne allzu weibliche Ausbuchtungen. EininsHieratisch-AssyrischezurechtgemachterKopf, indessen steinerneRuhe zwei düstere Augen brennen. Ueber einemMunde, der, ohne je in Scham zu zucken, die grausesten Zoten erzählt. Polaire konnte Willys Claudine sein und mit Blicken, die sich an schmächtigen Mädchenhöften festzusaugen schienen, vom Kult



160 Die Zukunft.

sapphischer Priesterinnen berichten. Konnte die Hymnen und Rituallieder der Perversion singen. Jetzt? Noch immer ist Paris die einzige Stadt, in der jedes Theaterspiel und jedes Keuzlant selbst dem Verwöhnten Genuß bereitet, mögen die Stücke und Lieder noch so albern oder von roher Mache sein. Doch das Frauenformat, in dem auf Brettern der Schelmenggeist und der Wesensduft, die höllische Anmuth und die himmlische Frechheit einer ganzen Rasse sich verkörperte, scheint fürs Erste ausgestorben zu sein. Persönlichkeit wird, auch hier, durch Organisation ersetzt; ein Regiment von Schenkeln, ein Geschwader von Brüsten aufgeboten, wo einst der Erzfeind mit zwei Aermchen, zwei Achselhaarbüscheln siegte. Und auf den feinsten Boulevards wird Bayernbier getrunken. Da wir gerade beim Erinnern sind: Der Niederländer Louis Bouwmeester, der am Sonntag Ouasimodogenitiim Hofschauspielhaus den Shylock gespielt hat, war ein Tragoede und Tragikomoede von hohem Wuchs. Ein ganzer Kerl, in dem ein reichlich apanagirter Dämon lebte und der sich nicht nur in Holland (neben Van Zuylen, dem Bernhard Baumeister der Niederlande) sehen lassen konnte. Ein Autolykus, dessen Listenreichthum, dessen behende Schamlosigkeit und verwegene Bestialität kein Deutscherin unserer Zeit erreicht hat. Der beste Richard (der Dritte; der Held des wundervoll intimen, nur in seiner Intimität mächtigen Werkes, das ein andachtlos lungernder cabotin jetzt, mit dem Heroenmuth eines zur Prostitution seiner Mutter Entschlossenen, in den Dunstkreis der Pferdeäpfel gezerrt hat). Angelsächsischer als Rossis, der in dieser Rolleden Weg in den Mythos germanischer Menschheit nicht so leicht fand wie als Macbeth. Männlicher als der ewige Knabe Kainz, der das Ungeheuer zum boshaft stichelnden Zwerg, den Tiger zum Luchs verpfuschte; von ganz anderer Wucht. Der Holländer konnte den Schlachtruf gegen Richmond nicht in so rein und hell schmetterndem Ton blasen wie Possart (dem im höchsten Sinn nur diese Szene gelang). Doch er entblöbte die tiefsten Wurzeln, aus denen die Wuth wider Natur und Menschen geschlecht dem vierten Sohn Richards Plantagenet durch den verkrüppelten Rumpf ins Hirn gestiegen war. Ganz einsam schritt er, als Herzog von Gloster, als König, durch seiner Heimath rauchende, blutende Bezirke. Keinem ähnlich. Keinem durch das dünnste Fäserchen verbunden noch gar verwandt. Wie ein Wüsthier, in mühsam verhaltener Gier unruhig schnuppernd, durch eine dunkle



Theater.

1«

Dorfstraße schleicht, in deren Hütten ihm nur Feinde schlafen; im Dämmergrausich dannzum Sprunge duckt und dem ersten Wachen, dem harmlos schlendernden Schulkind, mit den Pranken die Fleischhülle des in schönem Ebenmaß prunkenden Knochenbaues zerfetzt. Und Herr Bouwmeester war immer einfach, in der Rüstung, im Rokelor so schlicht menschlich wie im Frack (den er, seiner Schwester, der hitzig Sarah nachstrebenden Mevrouw Frenkel, zu Liebe, auch für pariser Spektakel manchmal anzog). Einfach noch auf den steilsten Graten der Tragik; ehe ein berliner Klüngel der Narrenwelt eingeredet hatte, er habe, sud auspiciis zweier im Rezensentenamt nicht fortzupäppelnden Philologen, den Pfad zu «natürlichem" Spiel gefunden. Schade, daß dieses ernste Talent aus dem Tulpenländchen so spät nach Europa kam. Ein Greis, der um Beifall buhlen muß. Hier ward ein Weltruhm verloren. Hat Goethe wirklich, wie Du vor acht Tagen behauptetest, in jedem Lebensalter so unsäglich schwache Gedichte gemacht, daß der Goethefremde, dem man sie vorläse, schwören würde, einen von hemmungloser Reimwuth befallenen Stümper zuhören? In tiefsten Schreckens Tonfarbe kommt aus manchem Mund, manchem Brief die Frage. Prüft, antworte ich, die Fülle leidiger Be« 'weisstücke; ich kann nur spärliche Proben vorlegen.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,

Welche Wonne gab' mir dieser Blick!

Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,

Fänd' ich hier und fand' ich dort mein Glück?

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und spotte viel:

Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!

Ihr liebet, wie im Kartenspiel,

Den David und den Alexander;

Sie sind ja Forcen mit einander

Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,

Mit misanthropischem Gesicht,

Der Liebe Sklav, ein armer Thor!

Wie gern war' ich sie los, die Schmerzen!

Allein es sitzt zu tief im Herzen

"Und Spott vertreibt die Liebe nicht,



Die Zukunft.  
Friderike.  
Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.  
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele  
Und sie ist nun von Herzen mein.  
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;  
Nun laß <ruch morgen sein wie heute  
Und lehr' mich ihrer würdig sein I  
Mädchenwünsche.  
O fände für mich  
Ein Bräutigam sich!  
Wie schön ist's nicht da I  
Man nennt uns Mama;  
Da braucht man zum Nähen  
Zur Schul' nicht zu gehen;  
Da kann man befehlen,  
Hat Mägde, darf schmälen;  
Man wählt sich die Kleider  
Nach Gusto der Schneider;  
Da läßt man spaziren,  
Auf Bälle sich führen  
Und fragt nicht erst lange  
Papa und Mama.  
Der Schäfer.  
Es war ein fauler Schäfer,  
Ein rechter Siebenschläfer,  
Ihn kümmerte kein Schaf.  
Ein Mädchen konnt' ihn fassen,  
Da war der Tropf verlassen,  
Fort Appetit und Schlaf!  
Es trieb ihn in die Ferne,  
Des Nachts zählt er die Sterne,  
Er klagt' und härm't sich brav.  
Nun, da sie ihn genommen,  
Ist Alles wieder kommen,  
Durst, Appetit und Schlaf.  
Blumengruß.  
Der Strauß, den ich gepflücket,  
Grüße Dich viel tausendmal!  
Ich habe mich oft gebücket,  
Ach, wohl ein tausendmal,  
Und ihn ans Herz gsdrücket  
Wie hunderttausendmal!



Theater,  
163  
Des Epimenides Erwachen.  
So rissen wir uns rings herum  
Von fremden Banden los!  
Nun sind wir Deutsche wiederum,  
Nun sind wir wieder groß.  
So waren wir und sind es auch,  
Das edelste Geschlecht,  
Von biederm Sinn und reinem Hauch  
" Und in der Thaten Recht.  
Und Fürst und Volk und Volk und Fürst  
Sind alle frisch und neu!  
Wie Du Dich nun empfinden wirst,  
Nach eignen Sinne frei!  
Wer dann das Innere begehrt,  
Der ist schon groß und reich;  
Zusammen haltet Euren Werth:  
Und Euch ist Niemand gleich.  
Gedenkt unendlicher Gefahr,  
Des wohlvergoßnen Bluts,  
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr  
Des unschätzbaren Guts!  
Die große Stadt am großen Tag  
Die unsre sollte sein!  
Nach ungeheurem Doppelschlag  
Zum zweiten Mal hinein!  
Stunden lang könnte man mit solchem Versgeklimper das  
Ohr ärgern. Denkt, aus Eurer Entsetztheit, an Iery und Bätely,  
Lila, die ungleichen Hausgenossen, den Groß-Kophta, die Auf-  
geregten, den Bürgergeneral, die Wette; an Erwin und Elmire,  
Klaudine von Villa Bella (in deren Wüste nur ein bunt blühender  
Strauch, Krugantinos Lied vom frechen Buben, die dürstenden  
Sinne labt); an lange Sandstrecken in den Wanderjahren und  
manches Andere. Ists etwa nicht wahr, daß der Goethefremde,  
dem man so schwache Stücke vorläse, schwören würde, einen von  
hemmungloser Reimwuth befallenen Stümper zu hören? Einen  
Flachkopf, dem nichts Lebensfähiges einfällt und dessen Prosa  
mTrab eines trägen Köters vorwärtskeucht? «Was uns zer-  
spaltet, ist die Wirklichkeit, doch was uns einigt, Das sind Worte",  
sagt (in einemParalipomenon, aber vor Mauthner) Mephisto-  
pheles. Freilich: ein Geschwader von Nich tigkeiten würde dem Un-  
ermeßlichen verziehen, derMahadöh und Prometheus, Mignon  
und den Fischer, die Braut von Korinth und die Römischen Ele-



16«  
Die Zukunft.  
gien schuf. Darf man deshalb aber nicht fragen, wie es möglich ward, daß dieses große Ingenium so oft, während der Mund weiterplauderte, fo völlig verstummte? «Wenn sich lau die Lüfte füllen um den grünumschränkten Plan, süße Düfte, Nebelhüllen senkt die Dämmerung heran. Lispelt leise süßen Frieden, wiegt das Herz in Kindesruh; und den Augen dieses Müden schließt des Tages Pforte zu." Schlichter schönes Naturempfinden kam nie ans Licht. Hört Ariel zu dem schwebend bewegten Kreis an-muthigerGeister warnend sprechen: «Horchet!Horch dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd, — welch Gctöfe bringt das Licht! Es trommetet, es posaunet, Auge blinzt und Ohr erstaunet, Unerhörtes hört sich nicht. SchlüpfetzudenBlumenkronen, tiefer, tiefer stillzu wohnen, in die Felsen, unters Laub; trifft es Euch,so seid Ihr taub.'Brü» derlich müßten alle Völker solcher Gabe sich freuen. Dann aber hagelt es, in denMummenschanzszenen, in der Walpurgisnacht, spottschlechte Verse; sprichtLynkeus, vor seinerschönstenStrophe: ,Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe, sie ziehen munter hafenein. Ein großer Kahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zusein/ Dann umspeichelt uns das Himmelsgestammel. Der Unwissende mag glauben, das Werk sei von zwei Individuen, an Wuchs und Stofs ungleichen, gewirkt.Wir kennen den einenMeister.Wissen, daß niemals ihn Ehrgeiz drängte, sich für einen Poeten zu geben, der die Poesie kommandirt; nie derDrang quälte, nur sein Bestes der Menge zu bieten. Für die war ja das Schwache noch stark genug; fast schon zu stark. Deren Beifall dem Dichter immer ent» vehrlich. Delektiren wollte er sich; als der größte Dilettant aller Zeiten mit Kunst und Wissenschaft sich.wann es ihm beliebte, auf seine Weise beschäftigen. Grandseigneur werden und bleiben; ein großer Herr, der die Musen zu sich kommen läßt und auf alles in Handwerksbanden Schwitzende, den RuchderGewerbesarbeitan sich Tragende huldvoll herniederlächelt. Muß dennstets, was man von sich giebt, auch Bedeutung haben? Der Musaget ahnt den Menschen, »dervonsichspricht und schreibt, wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte." Goethe begreift diesen Menschen; will ihm aber nicht gleichen. Will leben, statt sich in die Schwarze Küche zuschließen und, nach unendlichen Rezepten, das Widrige zusam» menzugießen.Willnicht für Satanssämmtliche Funkelschätze ein li-



Theater. 1S5

jeratu8sein. Wenn in ihm, aus ihm derDämonschuf, war ergewal-  
tig; und schrumpft ins Maß des gebildeten, geistreichen Dilet-  
tanten, desReimschmiedes gar, wenn der Archeus nicht helfen will.  
Den besten Köpfen sei das Stück empfohlen;  
Der Deutsche sitzt verständig zu Gericht.  
Gern möchten wir es wiederholen,  
Iedoch der Beifall giebt allein Gewicht.  
Vielleicht, daß sich was Bessres freilich fände.  
Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht:  
Es hat wohl Anfang, hat ein Ende,  
Allein ein Ganzes ist es nicht.

Ihr Herren, seid so gut und klatscht nun in die Hände!  
Diese (auch unziemlich üblen) Verse stehen, unter dem Titel  
»Abkündigung", in der Reihe der Paralipomena. Es hat wohl  
Anfang, hat ein Ende, allein ein Ganzes ist es nicht. Drum ist nie  
der Versuch gelungen, für die Dauer dem Faustgedicht auf der  
Bühne dieHeimath zu schaffen. Trotz allenTheatertalenten,die das  
mächtigste Hirn deutscher Menschheit bedienten, ist kein Ganzes  
geworden; kein Drama. Die baumeisterliche Kraft hatte schwächere  
Schwingen als der Poetengedanke: undsowardeinWunderbau,  
von dem manhierein überreichlichgeschmückten Giebel, da eine  
Säulenhalle abtragen, den man um ganze Stockwerke kürzen  
könnte, ohne im Wesentlichen derArchitektur zu schaden und den  
Palast unwohnlich zu machen. Dem man auch Loggien und Bal-  
kons anflicken, alles Geräum eines Wolkenkratzers aufstülpen  
könnte. Die Basis ist breit, das Fundament fest genug, um Am-  
geheures zu tragen. Doch im Drama darf nur sein, was im Drama  
sein muß. Und ein Drama darf nicht zwei Tagwerke verlangen.  
Was sich zwischen zwei Sonnenaufgängen auf einem Schaugerüst  
abspielt, muß in sich abgeschlossen sein. Einem, der heute ins Thea-  
ter geht, soll nicht zugemuthet werden, ausDruckpapier zu wissen,  
was gestern auf diesen Brettern geschehen ist, und sein Gedächtniß  
den Boden für den Eindruck lockern zu lassen. Der Menge, die  
Faustum ins Leben rennen und sterben sieht, wagt man unge-  
meine Leistung abzufordern, weil die Suggestion (das »tiefste"  
Werk derWeltliteratur zu schauen) nachhilft und weil Alles, nach  
Goethes Wort, »auf dem Theater gedacht ist«. (Die Fähigkeit,  
Vorgang und Menschengesprache dem Bühnenbedürfniß anzupas-  
sen, ohne die Wucht, die Einheit formende Kraft des Dramatikers:



Die Zukunft.

ein von Sachs bis auf Hauptmann in Deutschland nicht seltener Fall.) Trotz seinen Mängeln und Altersmalen ist noch das enthauptete Werk uns zu lieb, als daß wirs mit zerfetztem Rumpf hinter der Rampe sehen möchten. Zwei Tage braucht es; muß es haben. Und jeder Versuch anderer Theilung, als der Dichter sie wollte (einer Theilung, die nicht den Irrthum schüfe, auf Faustens Erdenbahn sei Gretchen das große, die Richtung bestimmende Erlebniß), müßte mißlingen, so lange Pietät uns zärtlich umklammert hält. Doch dürfte man, dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern, das Auge flink ans gestern Geschehene erinnern. Während Faust auf blumigem Rasen Schlaf sucht, könnten seinem Traum und unserem Blick die Hauptstätten seines Erlebens vorübergleiten: die Osternacht in der Studirstube, die enge Zelle bei Mephistos Eintritt als Scholastikus, die Hexenküche, Marthens Garten. Gretchens Kerker. Die Philologen würden vielleicht über Entweihung zetern; doch die Zustimmung Goethes, der das Aufgebot aller szenischen Künste wünschte, wäre gewiß. (Und die Theaterleute sollten nicht zaudern, den Kinematographen, der ihnen ans Leben will, zu neuer Möglichkeit sich zu verbünden.)

„Das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt.“ Der Regisseur ist nun gefunden. Herr Max Reinhardt hat, als Dramaturg und Szenengestalter des Faustgedichtes, seine bis heute stärkste und reinste Leistung erreicht. Nichts Wesentliches, nichts herrlich Bedeutendes weggelassen (daß er dem Ersten Theil den Prolog im Himmel zurückgeben muß, weiß er) und aus der ehrfürchtigen Liebe, die ihn, mehr als je einen anderen Bühnenprinzipal, vordem Werk jedes Dichters erfüllt, die Gliederung und Belichtung der im Plan ungefügen Materialmassen erstrebt. Der Osterspaziergang unter jungferlich schmalen Birken, das öde Gegröhl in Auerbachs Keller, die wüste Geilheit der Hexenzunft, die winklige Kleinstadt mit Häuschen und Kärtchen, Zwinger und Dom, die vom letzten Märzsturm umheulte Walpurgisnacht im Harz, mit den gepeitschten Wipfeln, den Abschiedsschauern körnigen Eises: dem Geistesauge unverlierbare Bilder. Im Zweiten Theil gelang völlig das Schwerste: Mummenschanz und Spukfestspiel in der Kaiserpfalz, Klassische Walpurgisnacht, Helenadrama. Der Mummenschanz wirkt aus Leibern und Gewanden, aus Tönen und Farben den buntesten, feinsten Rausch, den irgendwo eine Bühne schuf. (Mephisto



Theater.

1S7  
müßte, nach Goethes „ursprünglichem Plan“, vor der Geister»  
szene, während der Page und die Hoffräulein ihn konsultiren,  
«Fausts Gestalt annehmen“; von dem hätzlichen Narren würde  
das Hofgesinde nicht Rath erbitten.) Die zwischen Entzückung  
und Grauen schwankende, schwebendeTraumstimmung der zwei-  
ten Walpurgisnacht wirkte sich, aller Mythenwunder voll, bis  
ins Letzte, den mächtig holden Galateenzauber, wie ein Erlebba-  
res aus.Und was in Sparta und inArkadien an chorischerKunst,  
anPolychromiedesTonsundderGruppengeschaffenward.sichert  
allein schon dem Schöpfer den Kranz. Den ersten Sonnenaufgang  
wünschte ich gewaltiger, der BeschreibungAriels getreuer; und der  
farbige Abglanz müßte sichtbar werden. Den Sturz Euphorions  
(dessenephebischemZeugerwillen auch diezuKnabenrollengeschick-  
teste Frau nicht die Zunge lösen kann) muß unser Auge miterle-  
ben; darf ihn nicht nur ahnen. Wagner und Mephistopheles am  
tzomunkelherd i von ungefähr gelang hier ein Rembrandt.Ist spä-  
ter, nach dem arkadischenBild, die Kraft des Gestalters erlahmt?  
Wirds dem noch jungenHerrnReinhardt schwer, sich in die Rie-  
senmatze der Tragödie zu recken? Meisterlich war noch die Ab-  
stimmung der grauenWeiber.(» Es ziehen dieWolken.es schwin-  
den die Sterne. Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne, da  
kommt er,derBruder, dakommt er, derTod.“) Schon vonderPhi-  
lemonszene anaber,die einIdyll an abgründigerKluft sein mutzte,  
blieb Alles ein Bischen klein und matt; stellte das Schaudern,  
derMenschheit bestesTheil, sich nicht mehr ein. Die drei Gewal-  
tigen hätte kein Auge einem Geisterheer zgedacht; auf Meilen-  
stiefeln mutzten sie durch das Gewölk stampfen. Aus einerWolke  
(zu der Helenens Gewand ward) mutz Faust auf den Felsgipfel  
treten. Wie ein Fürst am Strand wohnen. Die Halme des Korn-  
feldes, das er dem Dünensand abrang, will ich vom kühlen An-  
hauch des Abendwindes bewegt sehen und, während der Tod her-  
anschleicht, das Sensengeräusch heimziehender Schnitter hören.  
Mit unerschöpfter Kraft, als ein greiser Titan, muß Faust, im  
Drang eines hohen, unbeugsamen Willens, seine Schaarzu neuem  
Kampf gegen das feindliche Element anfeuern. Die Engel wollen  
wir herniederschweben (nicht in Reihe und Glied marschiren),den  
tzöllenrachen aufklaffen, das Schwefelgeflacker inmild strahlende  
Flammegewandelt sehen.UndMephistodarfnichtthun, als durch-  
wühle ihn Menschenschmerz. Selbstder alte Satansmeister, froh»  
14



168 Die Zukunft.

locken die jüngeren Engel, war von spitzer Pein durchdrungen.  
Mephistos SchlußbredsindironischeParaphraseneinerTeufels-  
pein, wie Menschenempfinden sich sie vorstellt; ins Bestialische  
sollen sie, nicht ins Menschliche klingen. Dieser ganze Erzschalk  
ist ja keine Gestalt; ist eines Raisonneurs durchsichtige Hülle und  
der Mund des Dichters, der auch darin einzig blieb, daß er, nach  
dem geistvollsten, im Weltgetriebe abgewetztenWort,den schlich-  
testen Naturlaut edler Einfalt und viehischer Sinnengier fand.  
Nur aufAtopiens Bühnen, wo jeder Lampenputzer ein Gar-  
rick ist, wird nicht, an jedem Abend, das Unzulängliche Ereigniß.  
Sie dürfen, lieber Reinhardt, dieser Leistung sich redlich freuen.  
Spieler wachsen auch Ihnen nicht auf der flachenHand. Daß Sie  
den besten Mephisto, Homunkulus, Chiron, die beste Panthalis  
und Mater Gloriosa, eine Helena mit echtem Weibesreiz (und  
einem Donatellohals) haben, ist schließlich nur ein Glückszufall.  
Auch Ihnen muß Organisation die Persönlichkeit ersetzen. Doch  
der Iugendmuth, der Ihnen durch das Gestrüpp der Faustwelt  
half, die Phantasiefülle, aus der Sie dem Gedicht den Körper  
wirkten, verdient jedes Kunstsuchers ernsten Dank. Sie hatten ein  
gutes Jahr; ein köstliches, das Mühe und Arbeit war. Daß Hun-  
derttausende Oedipus einem Schicksal unterliegen und Faust es  
besiegen sahen, ist Ihr Werk; kein kleines Dem, ders aus dem be-  
schränkten Kreis unserer Bühnenbarbareien betrachtet. Ob Vor-  
urtheil Sie noch länger als »Ausstatter" schmäht, Sie, weil Ihr  
Sehnen dem Thebanerkönig die Arena, die Hitzende Berührung  
umringender Massen zurückgab, in die ekle Gemeinschaft von Cir-  
kusmimikern stößt oder der »Sensationsucht" beschuldigt, weil Sie  
(auf meinenRath) den zweitenFausttheil, der eine sechsstündige  
Spieldauer braucht, um fünfUhr beginnenließen und so das Be-  
sondere, Festliche des Anternehmens schon den Kartenkäufern  
einschärften: einerlei. In faustischem Streben haben Sie sich be-  
müht. Ihrer Erdentage Spur wird aus der Geschichte des deut-  
schen Theaters nicht schwinden. Die That ist Alles, nichts der  
Ruhm. Rnd wenn Sie im Herbst, nach neuer Arbeit, die manche  
Lücke zu füllen hat, den Doktor wieder aufs Gerüst schicken, dann,  
hoffe ich, lassen Sie getrost seinen Gesellen die Worte sprechen:  
Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh;  
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube:  
Der größte König schließt die Augen zu  
Und jeder Hund beißt gleich seine Grube.  
Kcrausgeber und verantwortlicher «edakt.ur: Maximilian Borden in Berlin. —  
Verlag der Iukunlt in Berlin. - Druck »on Paß « Sarleb G, m. b, K. in Berlin,



Berlin, den «. Mai 1911.

Glaube und Heimath.

zehn Jahre sind vergangen, seit wir den Namen Karl Schönherr zum ersten Mal hörten. Tiroler, hieß es; »jetzt Arzt in Wien. Und ein Poet von urwüchsiger Kraft." k^elix ^ustris freute sich der Hoffnung, daß ihr, nach feinen Stadtherren, nun auch wieder ein starker Bauerndichter erstehen werde. Eine «Tragoedie braver Leute" hatte Herr Schönherr sein einaktiges Drama «Die Bildschnitzer" genannt. Auch aus das größer gedachte Werk, das diesem Drama folgte, würde die Bezeichnung passen. In den fünf Akten des «Sonnwendtag" lernen wir keinen schlechten Kerl kennen; lauter brave Leute. Wir sind wieder im österreichischen Tirol, in der Heimath des Dichters. Da lebt, in einem Wallfahrtdorf, der Rofnerbauer mit Frau und Mutter. Denen ist schlecht gegangen. Um Lichtmeß hat eine Schneelawine ihr Häuschen nebst Stall und Vieh in den Abgrund gerissen und den Bater, der im Altenheil saß, getötet. Doch das tapfere Paar ließ sich vom Schicksal nicht umwehen. Der Bauer hat sein letztes Stück Wald der Gemeinde verkauft und will von dem Erlös die Baukosten der neuen Hütte zahlen. Er und sein Weib arbeiten von früh bis spät und dürfen hoffen, dem Kind, das sie erwarten, ein schmales Behagen zu schaffen. Härter hats die Mutter getroffen. Ihr Trost ist der zweite Lunge, der Hans. Dem hat der alte Dorfpfarrer ein Gemeindestipendium ausgewirkt. Und jetzt hat der Hans in der



Stadt das Abiturientenexamen löblich bestanden und soll ins Pnesterseminar; so Gott will, wird die Mutter ihn noch als Geistlichen sehen. An diese Hoffnung klammert sich das fromme Weiblein, das sich auf der Kommode ein Hausaltärchen aus Pappe und Goldpapier errichtet hat, und ahnt nicht, daß derHans in der Stadt dem Kinderglauben entfremdet ward. Wilde Reden hat er gehört, schlimme Mären vonPfaffengräueln; und die Lust am geistlichen Wesen habenHunger und Schulschinderei ihm ausgetrieben. Noch wagt er das schwere Bekenntniß nicht, will der Mutter, die so viel Leid erlebt hat, nicht des letzten Wunsches Erfüllung rauben; imInnersten aber ist er entschlossen, nicht Priester zu werden. Nun fügt sich, daß am selben Sonnwendtag, der ihn zu kurzer Ferienrast in die Heimath führt, Pfaffenfeinde ins Dorf kommen, Radikale, die durch das Land ziehen, um die Unzufriedenen aus trägerRuhe zu scheuchen und eine neueZeit vorzubereiten. Den Führer des Iugendfähnleins, den Lungreithmair, kennt Hans aus der Stadt. Ein starker, harter Geselle, der Weib und Kind daheim betteln läßt und sich als Apostel fühlt, als Diener gottloser Wahrhaftigkeit, die den zagen Menschen das Heil bringen soll. Die Feigen und Lauen will er rütteln, bis ihnen der Muth wächst, und das Sonnwendfeuer soll das leuchtende Zeichen sein, das die Schwachen aus krummen Gäßchen und niedrer Gewöhnung auf die Höhe ruft. Doch die fromme Gemeinde wehrt sich gegen den Feind ihres Glaubens; kein Fleckchen giebt der Gemeinderath für das Sonnwendfeuer frei und keinen Mann, so schwört der Dorftyrann, darf der Aufwiegler uns verführen. Zwischen den beiden Fanatismen steht schwankend Hans Rofner. Er hat die Fremden auf seine Bergwiese geführt und schleppt zu ihrem Sonnwendfeuer selbst Reisig herbei. Da fällt ihn der Bruder mit Bitten an. Wenn Hans nicht Priester wird, muß die Familie das Stipendium zurückzahlen und das Kind des Rofnerbauers wird heimlos geboren werden. Daran soll Hans denken; auch an dieMutter,die derSchlag töten kann,und anAlles, was das gequälte Paar schon gelitten hat. Hin und her wird der arme Lunge gezerrt. Mit den Freien möchte er gehen, den rüstigen Befreiern, die zum Kampf gegen Priesterdruck und Hörigkeit rufen, und seinen Leuten doch, die so viel für ihn thaten, das Schwerste ersparen. Als Lungreithmair ihn einenFeigling nennt, der einer



Glaube und Heimath,  
großen Sache nichts opfern wolle, wallt des Knaben Blut auf:  
er ist nicht feig, er wird bleiben; mag sein Entschluß die Seinen  
noch fo hart treffen. In sinnloser Wuth erschlägt ihn der Bruder.  
Die Rofnerin hält sich stramm; sie wird ihr Kind aufziehen und  
warten, bis der Mann die Strafe abgebüßt hat. Die Mutter steht  
thräncnlos an derBahre deslungen.den derAeltere ihr gemor-  
det hat, und merkt kaum, daß die Gendarmen den Mörder fort-  
führen. Nicht mit Menschen hadert sie: nur mit Gott; mit ihrem  
Gott, dem sie ein Leben lang treu gedient und der ihr Vertrauen  
fo arg getäuscht hat. Den Mann zuerst und nun beide Kinder nahm  
er ihr. Langsam räumt sie, auf wankenden Beinen, den ganzen  
Altarschmuck ab: den frischen Rosmarinstrauß, die künstlichen  
Blumenstöcke, die Messingleuchter mit den Wachskerzen, das  
Spitzentuch, das den Pappaltar deckte. Dann löscht sie das Oel-  
lichtlein im rothen Ampelglas, «setzt sich nah dem geplünderten  
Altärchen auf einen Stuhl, stützt die zittrigen Hände auf den Krück-  
stock und starrt mitweitoffenen.grauenAugenstumpfvorfichhin."  
Das ist das Ende ... Lauter braveLeute sahen wir, Leute, die sich  
im Recht wähten und um .ihren Glauben rangen. Das kleine  
Bild eines eng begrenzten Kulturkampfes hat Perspektive; es ist  
das Werk eines starken, männlichen Talentes. Die Tragödie  
eines greisen Menschenkindes, das die absterbenden Wurzeln  
stöhnend vom alten Glauben löst.Man soll(sagte ich damals) den  
Namen Anzengrubers nicht unnützlich im Munde führen, Herrn  
Schönherr nicht dem einzigen großen Dramatiker vergleichen, der  
seitHebbelsTod im deutschen Sprachgebiet lebte. «Nochfehlt dem  
Tiroler die Größe und Freiheit der Weltauffassung, noch sieht man  
seinen Menschen nicht so tief ins Herz wie denen des Meisters  
Ludwig und seinem Pathos hat der Humor sich noch nicht gesellt.  
Aber erkann viel, erfüllt, woinderHeuchelkultur unsererTage die  
schmerzlichsten Konflikte zu finden sind, und gestaltet sie aus dem  
Temperament eines inkeinerSchule verkümmertenDramatikers.  
Er ist eine Hoffnung, der nicht nur Oesterreich sich freuen darf."  
So durfte man vor neun Jahren von dem Tiroler sprechen.  
Seine Dialektgedichte und Marterln waren kaum über den Hei-  
mathbezirk hinausgedrungen; seine Dramen hatten ihm Achtung  
geworben, sich auf der Bühne aber nicht durchgesetzt. Er war eine  
Hoffnung. Blieb eine, als sein Schauspiel »Erde "erschieden war.

15-



172  
Die Zukuuft,  
Ein Stück sauberer Arbeit. Bauern, die an der Scholle kleben,  
von der Scholle schwerer als von Eltern und Kindern scheiden.  
Ein Alter, dessen Tod von Erbenungeduld Tag vor Tag erhofft  
wird und der die Willenssehne doch von dem längst verarmten  
Leben nicht lösen mag; der sich zu verjüngen scheint, da ihm schon  
der Sarg gezimmert ist. Sauber und tüchtig; nur ohne den Reiz  
einer neuen Vision. Reste von Zolas, von Anzengrubers Tafel  
waren mitverbacken und mancher Gang schmeckte nach der Küche  
des Herrgottschnitzers. Alles war für die Fernwirkung vom Schau-  
gerüst bossirt und in der Farbe dem Rampenlicht eingestimmt.  
Das durften nur Leute tadeln, die dem Theater das ihm Unent-  
behrliche nicht gewähren, die Form, aus der es seit der Hochzeit  
des alten Hellas zu Menschen spricht, in kalt erkünsteltem Unge-  
stüm sprengen wollen. «IedeForm, auch die gefühlteste, hat etwas  
Unwahres; allein sie ist ein- für allemal das Glas, wodurch wir  
die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der  
Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wems nicht  
gegeben wird. Der wirds nicht erjagen; es ist, wie dergeheimniß-  
volle Stein der Alchemisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühl-  
bad. So einfach, daß es vor allen Thören liegt, und so ein wunder-  
bar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch  
davon machen können. Wer sür die Bühne arbeiten will, studire  
die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichte, Schminke, Gla-  
nz leinwand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke  
ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen  
Latten, Pappendeckel und Leinwand, durch Puppen vor Kindern  
ausführen läßt." So lautet Goethes Rath; derb und deutlich.  
Muß man Einem, der im Theater wirken will, in Deutschland  
denn immer vorwerfen, daß er sich den Gesetzen des Theaters  
anzupassen strebt? Daß er, der hunderttausend Ohren Verständ-  
liches sagen, hunderttausend Herzen in schnelleren Puls hitzen  
möchte, dem Sonderbedürfniß verwöhnter Seelen nicht nach-  
fragt? Den Feinen und Feinsten winkt anderer Genuß; aus einem  
Buch, einem Bild leuchtet alle Herrlichkeit des Himmels und der  
Erde ihnen ins Antlitz. Sie brauchen nicht ins Theater zu gehen.  
Gehen ja auch nicht in Volksversammlungen. Dürfen sie deshalb  
leugnen, daß auf der Agora oder in einem von Tausenden besetz-  
ten Saal der Redner anders sprechen, andere Mittel zur Wirk-



Glaube und Heimath,  
173

nng wählen muß als im Kämmerlein vor vier, fünf Menschen, die dengenzenUmkreis seinerVorausfetzungen abgeschritten und sich in seines Denkens Gehaus eingefühlt haben?Lasset dem Theater, was des Theaters ist und bleiben muß, und begrabt den Wahn, ein Unternehmen, das in einem Monat mindestens sechzigtausend Mark auffrißt, könne je Aestheten und Snobs das Gelobte Land werden. Den Wahn, an dem ein beträchtlicher Theil unseres Theaterelends hängt. Sind die biblia pauperum unschmackhaft und werthlos, weil des Feinschmeckers Zunge sie nicht wie einenLeckerbissen betastet? Wärs nicht ein dummerFehler,die für einenThronsaal bestimmte Deckenfreske so zu malen wie ein Bildchen, das derBourgeois sich in dieWohnstube hängt?Wer den Zweck will, muß, nach wie vorBusenbaum.auch die Mittel wollen, durch die der Zweckzu erwirken ist. FähigkeitzurUnterscheidung der Zwecke: das Erste Gebot im Lehrbuch der Kritik; danach kommt die Prüf»ung derMittel: waren sie nothwendig,nützlich,für denZweck besser geeignete zufinden?IedeskritischeMühenwirdsinnlos,wird, weil es Wirrniß schafft, schädlich, wenn es denZweck des zu wä»aendenWerkes außerAcht gelassen und den eigenen Wunsch, wie einem Vater ein Bankertkindchen, dem Schöpfer untergescho.ben hat.Das geschieht jedenTag(«ingewissenAntichambbern,wo man nichtzu sondern wußte Mäusedreck von Koriandern").HerrSchönherrhats erlebt.Daß er denkleinenBesitz zusammenhält, das ringsum Erraffbare nicht hochmüthig verschmäht und, da er von der Bühne herab die Masse zwingen möchte, dem Bühnengesetz in Demuth gehorcht, wird ihm als Todsünde wider den Heiligen Geist einer Kunst angemerkt, die sein Streben gar nicht suchte. Daß sein Drama »Glaube und Heimath" der Menge gefällt, ders gefallen sollte, reizt die Feinen (oder sich fein Dunkelnden) in helle Wuth. Das Gekeif ist thöricht. Herr Omnes hat oft schon viel schlechtere Stücke gekrönt (Beispiele: Rabensteinerin; Strandkinder). Weil ihm derDuft des Coriandrum nicht kräftig genug ist, braucht man nicht Alles, was ihm behagt, für Mäusedreck zu halten. «DieTragoedie eines Volkes "nennt derTiroler sein Schauspiel; er konnte es, wie sein erstes, eine Tragoedie braver Leute nennen. Alle, die auf die Bretter treten, sind brav; jeder ists freilich auf seine besondere Weise. Tirol in der Zeit der Gegenreformation. Die Zeitangabe ist etwas unbestimmt; die Gegenrefor-



Die Zukunft.  
mation hatte schon unter Karl dem Fünften begonnen und seit 1563 sorgten die ingolstadter Jesuiten dafür, daß im deutschen Süden die Protestanten aus ihrer Heimath gejagt wurden. Gemeint ist wohl die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Ferdinand der Zweite trägt die Römische Krone der Deutschen Kaiser. Wallensteins Ferdinand, den die Jesuiten in Ingolstadt erzogen haben und der im zweiten Jahr seiner Regierung am Weißen Berg bei Prag die Böhmen schlug. Ein Schicksalsmann nicht nur für Oesterreich und Ungarn, sondern für das ganze Werden deutscher Volkheit. («Ohne die Schlacht am Weißen Berg wäre Alles anders gekommen", seufzte Bismarck in einer schlaflosen Nacht.) Den lutherischen Glauben hat ihn schon seine Mutter, Marie von Bayern, hassen gelehrt. Unerbittlich, sagt Professor Loesche, der Geschichtschreiber des österreichischen Protestantismus, war er gegen alle Ketzerei; mehr Mönch als Staatsmann; Einer, der nur in und von Heiligengeschichten lebte, der Mutter Gottes die Vertilgung aller Abtrünnigen zugeschworen hatte und lieber mit blutendem Leib betteln als in seinem Reich Ketzer dulden wollte. Ein ehrlich Gläubiger, dessen Fanatismus aus einer Gewissenspflicht erwachsen war und der mit den von seinen Bütteln gepeinigten Menschen litt. «Die Unkatholischen irren, wenn sie meinen, daß ich ihnen feind sei; wenn ich sie nicht also liebte, wäre ich nicht um sie besorgt und ließe sie irren. Gott ist mein Zeuge: sie sind mir so lieb, daß ich, um ihrer Seele das Heil zu schaffen, mein Leben ließe. Wenn ich wüßte, daß mein Tod sie dem wahren Glauben wiedergeben könne, böte ich gern noch in dieser Stunde dem Nachrichter meinen Hals." So hat er gesprochen; so fromm (der Kaiser, den Schiller in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges «voll Arglist und Verstellung" nannte) bis ans Ende seines Lebens gefühlt. Mit Schwert und Feuer hat er in den Erblanden das Reich der Heiligen Jungfrau wiederherzustellen gestrebt. Das Edikt vom Jahr 1629 zwingt die Protestanten, alles seit der Reformation erworbene Kirchengut herauszugeben. Kaiserlicher Befehl fordert, daß alle Ketzer, Männer und Weiber, nach kurzer Aufgebotsfrist das Land verlassen, und schärft den aus Hütte und Hof Getriebenen die Strafe durch das Verbot, unmündige Kinder mit auf die schwere Wanderschaft zu nehmen. Die Großen ins Elend, die Kleinen zu Jesu Jüngern in die Lehre. So will es der Kaiser; wills (glaubt



er) SanktaMaria. Wer das Ketzerthum abschwört, darf bleiben. Konnte ein Kaiser, der sich in der Macht halten wollte, anders handeln? Muß man, um dieses Handeln zu bemakeln, heute noch, wie in Schillers Tagen, zwinkernd an die Thatsache erinnern, daß Ferdinand aus Loretto und Rom den Muth zu solchem Entschluß heimbrachte? Durfte er, in der Spur Maximilians des Zweiten, seines Oheims, als den milden Dulder der neuen Lehre sich dem Urtheil später Humanisten empfehlen? Die Gegenreformation, sagt Lamprecht, „bedeutet in Oesterreich Stabilirung der Monarchie, des Absolutismus und bis auf einen gewissen Grad auch des Centralismus. Das Lutherthum hatte sich in den deutsch-österreichischen Ländern nicht minder rasch verbreitet als sonst in Gebieten deutscher Zunge. Seinem Einfluß fielenzuerstdie Bergleute der Alpenländer anHeim; dann folgten die adeligen Stände, die Bürger und schließlich auch die Bauern. Die Stände, an sich schon in gewissem Sinn dieAntipoden der Dynastie, wurden jetzt, unter der allgemeinen Sympathie der Bevölkerungen, die Träger der evangelischen Bewegung. Der Bestand und die Bekämpfung der lutherischen Lehre wurde zum Prüfstein des Machtverhältnisses zwischen Fürsten und Ständen. Schon durch die innere Lage ihrer Länder wurden die österreichischen Herrscher der Ablehnung der Reformation zugedrängt." Sie hätten, wenn sie duldsam gewesen wären, gegen die organisirte Römerkirche zu kämpfen gehabt und in diesem Kampf die wichtigsten Theile des Adels aus der Gefolgschaft verloren. Oesterreich wäre heute vielleicht nicht so slavisch gefärbt; doch gewiß nicht der centralisirte Habsburgerstaat mit fester, von Heiligen und Rittern bewachter Grundmauer. Ferdinand durfte nicht wehleidig zaudern. IndemMajestätbnef, der ihn als König von Böhmen band, prangte zwar die Zusicherung, «daß Niemand, weder von den höheren Ständen noch ans den Städten, Märkten oder vom Bauernvolk, sei es durch seine Obrigkeit oderandere geistlicheund weltliche Standespersonen, von seinerReligionabgewendetundzuderGegentheilsReligionmitGewalt oder einiger anderer erdachtenWeis'gedrungen werden dürfe."DochderKönig,derKaiserFerdinandzerschnitt, nach der prager Schlacht,mit eigenerHand den Majestätbrief und verbrannte das Siegel. Knirschend scheint Schiller das Gerücht ins Buch seiner Geschichte zutragen. Alleprotestantischen Prediger, schreibt



176  
Die Zukunft.  
er, wurden des Landes verwiesen. »Die Gewaltthätigkeiten, welche sich derKaiser gegendiereligiösenPrivilegienderBöhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution; und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu taziren." Ohne Pathos und wüthenden Hohn sagt, hundertJahre danach,Lamprecht: «Während desDreißigjährigenKrieges istFerdinand demZweiten gelungen, das Lutherthum an Donau, Moldau und Elbe und das mit ihm vereinte Selbständigkeitstreben der einzelnen Länder zu unterdrücken." Obs dabei grausamerzuring, alsnöthigwar? Eine Schulfrage für Kinder, die in einem Aufsatz den Segen der Gewissensfreiheit zu preisen haben. Die Tragoedie eines Volkes? Die Tiroler sind lustige Leute geblieben; die Zeitgenossen Hofers und Speckbachers so fröhlich und stämmig wie die Ahnen, die Philippine Welser als Frau eines Erzherzogs leiden und siegen sahen. Auch als der karge Staat mit seinen Söhnen zu geizen begann und.in sanfterenJahrhunderten, dasBekennntniß zu Luther, zur augsburgischen Glaubenssatzung nicht mehr in Martyrien riß, hat Tirol dem Römerbischof die Treue gehalten. Nur ein winziges Häuflein lutherisch oder helvetisch Reformirter lebt im Bergland (3000 unter 850000 Katholiken); und wennFranzJoseph das Drama des Herrn Schönherr sähe, könnte er fragen, ob es sich wirklich auf dem Boden abspiele, dessen Volk, just vor fünfzig Jahren.sich so zähgegen dasFebruarpatentsträubte.weil darin den Protestanten das selbe Recht wie den Katholiken verheißen ward. Ein Glaube, der so völlig, wie einUnkraut mit Stiel und Stumpf, auszujäten war und auch unter hellerer Sonne nicht nachwuchs, konnte aus diesem Erdreich nie ins Breite sprießen. Vor dem Schöppenstuhl der Geschichte hat Ferdinand Recht behalten. Titel, Gattungsname und Zeitangabe zwingen, vor dem gedruckten Buch, in solche Betrachtung. Dem harmlos im Theater Sitzenden bleibt sie fern. Wenn er merkt (was zu merken nicht leicht ist), daß er sich im siebenzehnten Jahrhundert glauben soll, wird er auch zu überzeugen sein, daß er eines Volkes Untergang werden sieht, und nicht fragen, ob das schöne Land, das er, mit Rundreiseheft und Rucksack, im vorigen Hochsommer durchklettert hat, unter Mariens Sohn, Mariens frommem Ritter denn wirklich entvölkert ward. Spannung ersehnt er; und kann sie hier finden.



PeterRott, der ledigeSohn eines angesehenenHofbesitzers, ist lutherisch geworden und hat, auf Kaisers Befehl, die Hei-inath verlassen. Ernstlich scheint dem Exulanten (so nennt das in der Priesterschule erzogene Volk diese Verbannten) kein Sippen-herz nachzutrauern. Der Vater ist steinalt und von Wassersucht geplagt (wie sein Kaiser Ferdinand imsechstenLebensjahrzehnt). Daß Römer und Refvrmirte mit einander raufen, ist ihm nicht neu; schon als kleiner Knabe hat ers gesehen. Als Achtziger hat ernurnochzweiWünsche: das Wasser loszuwerden, damit erwie-derschnaufenkönne, und früh genugzu erfahren, daßdieKnochen-Hand durch den Sumpf nach seinem Herzbeutel tastet. Dann näm-lich soll des Mundes letzter Hauch künden, daß auch er sich dem neuen Glauben verlobt hat; erst dann: weil einem Greis nicht der Entschluß zuzumuthen ist, von der Scholle zu scheiden, die Urahnen Frucht trug. (Ein alter Bauer, der sich das Erdenglück durch lautes Bekenntniß zu Rom, die Himmelsseligkeit durch das Bekenntniß zu Wittenberg undAugsburg erlisten will: so witzige Wendungen sind auf unserem Theater wirksam.) Sein Aeltester, Christoph Rott, schwankt noch. Alles Lutherische muß aus dem Land. Soll er Fremden den Hof lassen, auf dem die Rotts seit fünfhundertJahren sitzen? Der inKirchenfrommheit eingefriede-ten Frau, die ihm in Gluth und Schnee eine willige Gehilfin war, den schlimmsten Schmerz anthun und dem Buben, den sie ihm gebar, das Beispiel arger Ketzerei geben? Er kanns nicht. Birgt lieber die Lutherbibel unter die aus demBoden gelösteDiele und holt sie nur hervor, wenn kein Späherauge zu fürchten ist. Den-noch weiß er: « Glaube istGottessache" .Peter hats gesagt, als er die Ketzerei abschwören sollte; mit den Nageln sich in die Thürpfosten gekrallt, mit den Zähnen sich eingebissen und doch dasWort nicht gesprochen,dasdiekaiserlichenSoldatenvonihmhe1schten.Muthig ist er, nach schwerem Abschiedskampf, in die weite Welt gewandert; vielleicht mit dem tröstenden Exulantenlied auf der Lippe, dessen Schlußvers lautet: «Nun will ich fort in Gottes Nam! Alles ist mir genommen; doch weiß ich schon: die Himmelskron' werd' ich einmal bekommen". Ein halbes Jahr ists her. Da, in derAbend-dämmerung, steht erwieder im Rahmen der Thür; entfleischt, zer-lumpt, ohne Schuhe. Im Dunkel hat er, des ziellosen Manderns müde, sich heimgestohlen und fleht nun um Essen und Unterstand.



178  
Die Zukunft.  
Fleht vergebens. DerVater klammert sich in Todesangst an das Verbot, einen »Rückkehrler" zu Herbergen oder zu speisen. Und auch Christoph läßt den Bruder ungesättigt in finstere Fernen zurückkriechen. (Hat der Wohlhabende nicht beim ersten Abschied dem Verbannten einen Zehrpfennig zugesteckt und den Weg in ein Land gewiesen, wo er sicher in seinem Glauben wohnen und mit demPflugschar einen Ackerzerkrumenkcknn? Kühle Vernunft, die solche Fragen stellt, hat in Schauspielhäusern zu schweigen.) So gehts Einem da draußen. Zwar steht geschrieben, daß die Heuchler, dieMundchristen, Alle, die nach beiden Seiten hinken, wie wurmstichiges Obst vom Baum der Gnade abfallen werden. Aber dem Lebenden droht nähere Gefahr. Schon stampft des Kaisers Reiter in die Stube; ein wilder, von Schweiß und Blut dampfender Kerl, dessen Seele dem ersten Blick so verschrammt und vernarbt scheint wie sein Antlitz. Ferdinands popularisches Abbild. Ein Goldherz, das der Heiligen Jungfrau gehört und leuchtend sich allem ihr Unterthänigen öffnet. Den letzten Brotbrocken und Fleischfetzen den Frommen spendet; dem der Kirche reuig Wiederkehrenden froh die ganze zusammengesparte Habe, Thaler auf Thaler, hinwirft. Wider die Ketzer ohne Erbar-men aber mit Säbel und Lanze, mit Pech und Feuer wüthet.(An solcher Mischung von Rohem und Zartem, von sublime und Urotesque hätte Victor Hugo sich innig gefreut. Auf unseren Brettern gefällt sie noch heute. Ein blutrünstiger Reiter, der die Untergebenen Fanghunde, einenRathsschreiberFederfuchs,trotzige Knaben verdammteWildkatzen und alle LutherischenTeufelsgeschmeiß nennt, Tage lang durch rothen Menschensaft watet, des Schwertes Spitze in dieBrust schwacherWeiberbohrt unddemdasHerzdoch nicht durch die kleinste Schwiele gehärtet ist: ein Prachtkerl, den das Parquet und die Galerie lieben muß. An dessen Möglichkeit Beide zwischenAcht undElf,auch ohne die überkluge Erwähnung der Sage glauben würden, er sei aus reichemAdelshaus undhabeals Jüngling die Mönchskutte getragen.) Christoph Rott sieht ihn an derLeichedes lutherischenWeibes.das unter demStreichdes inbrünstigen Lümmels zusammensank und das im Tod noch die Bibel mit starrenFingern gegen dieHenkersprankevertheidigt. Solcher Anblick giebt auch dem Schwachen Stärke. Auf den breitesten Blutfleck der Bibel, die er der Toten entwand, drückt Christopher



Glaube und Heimath.

179  
die Schwurhand und bekennt sich laut zur unveränderten Augsburger Konfession. Aebermorgen muß er aus dem Land. »Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein, es ist Dir auch so gangen. Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein: machs, Herr, nach Deinem Verlangen!" Ungefähr so ist auch dieses Exulanten Stimmung. Seine Frau geht mit ihm; trotzdem ihr im alten Glauben warm und wohl ist. Sein Vater bleibt; will auf dem Rothhof sterben und läßt den neuen Besitzer, der für das Anwesen mit Vieh und Hausrath zwölfhundert Thaler bezahlt, verpflichten, den Altbauer in seiner Kammer zu dulden, bis der Totenkarren ihn holt. In ein reinliches Grab, wie es dem Sohn eines reichen Geschlechtes ziemt? Nein: vom Leichenbrett weg auf den Schindanger. So wills der Reiter; nur solches Grab gönnt er den Ketzern. Der Alte hat sich verrechnet. Das listig bis ans Ende aufgesparte Bekenntniß brächte ihn neben die verreckten Hunde. Jetzt schreit er heraus: »Bin ein evangelischer Christ!" Und kann den Tag kaum erwarten, dessen erstes Licht ihm, unter des Sohnes Obhut, forthelfen soll; nur in ein gebührieliches Grab noch, das fremde Erde deckt. Eine zweite Ueberraschung harret, die schmerzlichsie, des armen Christoph. Er wußte nicht, daß er seinen Jungen nicht mitnehmen dürfe. (Daß er nicht wußte, ist, da der Ketzerschub bald achtzig Jahre währt, seltsam. Aber vom Theaterrecht gestattet. «So geh' ich heut von meinem Haus; die Kinder muß ich lassen. Mein Gott, Das treibt mir Thränen aus, zu wandern ferne Straßen." Das Halleiner Exulantenlied, in dem diese Strophe steht, mag aus dem Salzburgerland erst später über die Tauern gedrunge sein.) Nun muß auch die Frau bleiben; als Mutter den kleinen Dickschädel betreuen. Der aber will nicht; für keine Paradieseswonne von Weiberkitteln gewärmt sein. Springt, da des Reiters Tatze nach ihm hascht, in den Mühlbach; wird von dem großen Schaufelrad gepackt und als Leiche vom Vater dem Strudel entrissen. Soll Christoph den Reiter töten? Schon kniet er auf seiner Brust, schwingt über seinem Haupte die Holzaxt. Doch Iesus verbot den Totschlag; befahl, dem grimmigsten Feind zu verzeihen. Ins Auge kann Christoph dem Eisenharten, der ihm das Liebste nahm, nicht schauen. Mit abgewandtem Gesicht streckt er ihm die Hand hin; des Menschenbruders. Dann, da er den Druck von Mannesfingern gespürt hat, zieht er, nun doch mit der Frau, mit dem toten Sohn und dem sterbenden



180  
Die Zukunft,  
Vater, aus der Heimath ins Unbekannte. DerReiter zerbricht mit  
hastigem Fußtritt sein Schwert und sinkt, selbst ein gebrochener  
Mann, auf die Erde, die er mit Ketzerblutströmen gedüngt hat.  
Wieder, wie im»Sonnwendtag" ,ein wortlos pantomimischer  
Schluß. Diesmal bedeutet das Symbolon nicht die Abkehr von  
dem Gott, der einer Seele gläubiges Vertrauen getäuscht hat;  
^olls bedeuten, daß reinste Menschlichkeit den Glaubensspalt über-  
wächst und unter Todfeinden noch Frieden stiftet. Der von Rotts  
Christenstnn bezwungene Reiter wird niewieder, seiner Jungfrau  
zur Ehre, Ketzer in die Pfanne hauen. Wirklich: nie wieder? Der  
Bauernköpfe wie Halme gemäht, Mütter geschlachtet, saugende  
Kinder ihnen roh vom zärtlich umpatschten Brustborn gerissen  
hat? Hinter demDörfer qualmen undBlutlachen in Fäulniß zum  
Himmel stinken? Den hat, plötzlich, eines Abtrünnlings fromme  
Grimasse gelähmt und dem Mariendienst, wie er ihn verstand,  
für immer entfremdet? Fromm waren ja auch die Anderen, die  
seines Eifers Sichel aus derWurzel schnitt; in Evangeliensanft-  
muth lebende Christen, die ohneFluch vomdemPeinigerschieden,  
mochte er noch so sehr den in Schwefelfarbe gepanzerten Reitern  
gleichen, die Johannes, derTheologe, aufFeuerrossen mit Löwen-  
häuptern und Schlangenschwänzen durch das Gewölksausen und  
den dritten Theil aller Menschen vernichten sah. Der Rampen-  
reiter, den wir zukennenglaubten, der eben erst eines totenWeibes  
gekrampfte Finger zu brechen suchte, hätte gepfaucht: „Recht ge-  
schieht der Teufelsbrut! In der ekelstenPfütze soll sie, neben räu-  
digen Hunden, verröcheln. Halte, Heilige Jungfrau, Deinem Kind-  
lein die Augenzu, daß der grause Anblick es nicht erschrecke!" Längst  
aber sind wir imReich des Zufalls und haben, imWeihrauchdes  
Wunderglaubens, schon das Wundern verlernt. Der alte Rott  
konnte im Schreck über den Friedhofbann sterben und den von  
Bauernschlauheit allzu lange zurückgehaltenenBekenntnißdrang  
mit in die kalte Grube nehmen. Konnte vom grassen Elend des  
zweitenSohnes, den er noch einmal mitBüchsenkolben aus der Hei-  
math gepeitscht sieht, im Tiefsten erschüttert und der Greisenselbst-  
sucht entwurzelt werden. Die lutherische Frau brauchte nicht ster-  
bend aus dem Nachbargehöft in Rotts Stube zu wanken und in  
Christophs SeeledenBekennenrmuth zuwecken.Die Rottinkonnte  
sich von dem ungläubigen Christophoros scheiden und dem Sohn  
den Erbhof retten. And ist dieses Sohnes Tod, eines bäuerischen



Glaube und Heimath,  
181

Euphorions, etwa die nothwendige Frucht des Baumes, aus dessen Saft den Lutherischen das Verhängniß reifte? Dieses auf alle Höhen strebende, in alle Tiefen lugende Trotzköpfchen, das für die Großmutter wie für den Reiter des Kaisers ein Schimpfwort bereit hat, wäre unter irgendein Mühlrad gerathen, auch wenn kein wiener Edikt die Eltern vom Herd gejagt hätte. Wie der«wildfrischeBub"(den der Vater Zuchtstierl oder Spatz nennt) vor unserenBlick springt, kann Alles aus ihm werden: ein Mönch oder ein Kутtenfeind, Christophs oder des Reiters Nachwuchs, Leid und Labsal den Eltern. Und das selbe Zufallsgesetz gilt für alle Figuren, die, bedächtig oder inHast, um denRotthof kribbeln. Figuren. Das Menschlichste ist ihnen fern: dieBuntheit des Empfindens, die Polyphonie des Wollens. Jeder scheint, wie einer Schallplatte, eine Melodie eingeritzt; eine nur, die nach jeder Kurbeldrehung ertönt. Jede hat,wieWagners Mechanikermenschheit,ihrLeitmotiv,dassievondenSchachtelgefährtenunterscheidet. Der Englbauer ist von derFixenIdee besessen.daß seineSöhne dem Leib der Mutter schon als Hofbesitzer entschlüpfen müssen; drum kauft er, auch für ungeborene, für noch nicht gezeugte, was ringsum zu haben ist.Kennwort: «Als Vagabund darf mir keinKindin die Welt! Bin der Englbauer!" Der Unteregger (dessen verhärmtes Urbild sich von Anzengrubers Kreuzelschreibern wegstahl) denkt bei Tag und bei Nacht nur der Einsamkeit, die ihn erwartet, da sein Weib, das bissiger als ein Kettenhund ist, nicht mit ihm in die Fremde will. Kennwort: „Soll sie alle Tag' drei Schüsseln auf mein Schädel zerhaun; wenn i nurwas beimirhab', dös mich an daheim derinnert!" Dem Sandperger ist die Frau nicht so fest ans Herz gewachsen wie die Scholle; er will lieber auf seinem Hof in die Hölle verdammt als draußen selig gesprochen sein. Kennwort: »Noch bin i Bauer! Noch schlaf' i auf eigen Grund!" Der Rottin ists nur um denMann und den Buben; «unserDreispann darfnit auseinander." Ihre Mutter fühlt sich als Gluckhenne, die sich mit warmer Federdecke über die Küchlein breitet. Der Schreiber hat nur seine Laufpässe, der Schuster nur Sohlen und Nägel im Kopf. Ein Vagantenpaar, das aus dem Zillerthal des josephinischen Liederspieles kommen könnte, sagt uns immer wieder, daß es kein Vaterland hat, aber ein Kinderland sucht, und lenkt, immer wieder, mit unwandelbarwetterfestemTändelruf («Trapperl, streck' Dich! Wolf, buck' Dich!") die Blicke auf sein Gekos.



182  
Die Zukunft.  
Daß all dies Homunkel auch einmal Anderes ertrachten, etwa an Essen und Trinken frei denken könne, ist kaum zu glauben. Noch schwerer, daß über ihm, dem mosenthalische Sentimentalität aus allen Poren schwitzt. sich der Himmel Ferdinands und seines Friedländers wölbe. Gute Rasse, noble Wurzeln, quecksilberner Bub, krepirte Hunde: sprach im siebenzehnten Jahrhundert so der tiroler Bauer? Klagte, daß er, in ewigem Nebel, seines Erlebens Sinn nicht zu deuten wisse? Vergleich sich einem Baum, der blüht, wenn er blühen muß, und mahnte die Frau, sich schmiegsam in des Kindes Eigensinn zu schicken? Doch vielleicht sind wir garnicht in der Zeit Trauttmannsdorffs und der Kirchengutsrestitution; vielleicht schon unter dem Krummstab Firmians, des tiroler Grafen, der, als Erzbischof, dreißigtausend Protestanten aus des Kaisers Salzkammer über Oesterreichs Grenze trieb (und einem deutschen Dichter damit die erste Anregung zu dem Epos von Hermann und Dorothea gab). 1621 oder 1731? Wir haben keine Gewißheit. Brauchen, im Theater, auch keine. Da wickelt sich Alles schnell ab; bleibt Alles dem Auge faßbar deutlich. Die Figur scheint ein Mensch? das Mißgeschick einzelner Querköpfe eines Volkes Tragoedie. Querköpfe nennt sie der Leser, der sie, in eines Zimmers Stille, seiner Hirnschale konfrontirt und nicht ahnen lernt, wie in diesen klug verdumpften Menschengehäusen ein neuer Glaube wachsen konnte, der, wie Epheugeschling, des alten Glaubens ehrwürdigen Stamm entkräftet und Schollenkleber freien Willens aus der Heimath scheucht. Ein Schaugerüstglaube ist's, blinder Leser, und eine Theaterheimath. Hinter diesen bemalten Leinwänden haust kein Gesinde; auf diesem Rothhof hat nie eine Kuh gekalbt noch ein Bauer je Dung in die Krume getragen. Dem Theater ist Herr Schönherr noch eine Hoffnung; nur ihm, trotz manchem kräftigen Wort, mancher balladesken Seelendämmerstimmung, wenn er, statt die verstaubte Form mit edelstem Stoff zu füllen und, abermals nach Goethes Rath, »das Bestmögliche hervorzubringen", in bequemer Gewöhnung die aufgesparten Bleibsel seines Wesenssaftes in die Form tröpfeln läßt. Grillparzerpreis, Baucrnfeldpreis, bald, nach fast gellend lautem Lob aus dem Mund eines Kaisers, dessen Urtheil stets am Stoff eines Kunstgebildes hängt, wohl auch Schillerpreis: wird der ins Alter nüchterner Weisheit gereifte Tiroler merken, daß er vom Ufer groß scheint, weil unter seinem schwächsten Werk eine gewaltige Welle verbrandet?



Rings um die Sphinx.

Am Ural, erzählt der berühmte Romancier Dmitrij Meresch-HM kowskij, sitzen an einem langen Tisch bärtige, wetterharte Männer. Alexander Dobrolubow, der typische russische Intellektualist, der jeglichen Reichthum von sich schleuderte und in Noth und Armuth sein Leben fristet, ein Leben, das der Bekehrung von Nichtgläubigen gewidmet ist, lehrt und predigt das neue Heil. An dem langen Tisch sitzen die „Brüder“ und schweigen. Einst haben sie gejohlt und gesungen, einst haben sie in lauten Worten inbrünstig gebetet. Nun sitzen sie still, schweigsam und lassen die Köpfe hängen. Mereschkowskij malt diese Szene mit meisterhaften Strichen. Da sitzen Leute, die alle Wege zum Heil durchquert hatten, die von den sozialen Höhen in die tiefsten Niederungen der Volksseele herabgestiegen sind, die von Auferstehung träumten, von Verschmelzung des nationalen Bewußtseins mit ekstatischem Innenleben, und sitzen doch endlich traurig und matt und lassen die Köpfe hängen. Sie haben fast schon aufgehört, zu hoffen.

In diesem symbolischen Bilde spiegelt sich der gegenwärtige Zustand der russischen Intelligenz, die nach langer, sehr langer Verträumtheit sich doch endlich vor einigen Jahren zur That aufgerafft hat und nun, nach kurzen Lichtmomenten, wieder dem Schlaf entgegenieht. Als 1903 die Revolution ausbrach, konnte man glauben, die russische Intelligenz rüttelte an den Fesseln und morgen begünne ein neues Leben. Doch kurz war der Wahn. Die Reaktion, verkörpert in Kriegsgerichten und Hunderten am Galgen zappelnden politischen Verbrechern, feierte bald darauf in Rußland wahre Triumphe. Der Schatten des Fortschritts, der sich auf die sarmatische Ebene gelegt hatte, ließ sich aber nicht mehr fortscheuchen. Er spukt sowohl in den Vorstellungen der Bedrücker als auch in den Köpfen der Bedrückten. Er ist unsichtbar und doch überall zu spüren. Daher die Krisis, die in der Elite des russischen Volkes, in den Reihen der intellektuell Reifen ausgebrochen ist.

Dieser Krisis der russischen Intelligenz hat der Abgeordnete Ladislaus Iablonowski ein tief durchdachtes Buch gewidmet. Es führt den vielsagenden Titel: „Rings um die Sphinx.“ Der geistige Organismus des russischen Mittelstandes wird darin zerfasert. Mit feinem psychologischen Spürsinn dringt Iablonowski in die tiefsten, entlegensten Winkel der russischen Volksseele und entblößt die eiternden Wunden ans Tageslicht. Nach der Eruption der That, nach hoffnungschweren Monden folgen Zeiten der Schwer-



Die Zukunft.

fälligkeit und Angewißheit. In allen Sphären des Lebens läßt sich diese Krisis feststellen: in der Politik und in der Wissenschaft, in der Kunst und in der Literatur. Da sieht man überall die typischen Merkmale kritischer Zustände: ein leidenschaftliches Verdammen des Hergebrachten und Fortbestehenden und ein rasches, unbedachtes Hineingleiten in „neue Gleise“. In knappen Worten zeichnet Iablonowski den Zustand der jetzigen Intelligenz: sie verfällt in die Ekstase des Selbstkasteiens und beichtet demüthig ihre Sündenschuld. Man merkt: diese Leute möchten Etwas, lechzen nach Rettung und Auferstehung, aber je mehr sie Dies wollen, desto tiefer ergreift sie das Gefühl der Hoffnungslosigkeit; ihr Bewußtsein ist eigentlich das eines Verzweifelten und sie bahnen sich neue Wege wie Leute, die den Ausgangspunkt, den Ort ihres Abmarsches aus dem Gesichtskreis verloren haben.

Noch nie sammelte sich in den Herzen der russischen Gebildeten so viel Pessimismus wie jetzt. Selbst die schmerzhaftesten Enttäuschungen aus der Zeit der tiefsten Reaktion der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vermochten nicht solche pessimistischen Aeüßerungen zu zeitigen. Einer der tiefsten Denker des modernen Rußlands, der Verkünder des „mystischen Anarchismus“ Wiencezyslaw Iwanow, faßt (in Abhandlungen über die „RussischeIdee“) seine Ansichten über seine Mitbrüder in Worte, die wie Grabgesänge anmuthen: „Ansere Freiheitbewegung war eine kraftlose Anstrengung, Etwas zu erlangen und Etwas endgiltig zu lösen; wir wollten uns selbst finden und selbständig erklären; wir wollten kosmisch werden und uns auf ein leuchtendes Niveau erheben. Es gelüstete uns, frei zu sein und nach eigenem Gutdünkel über die Probleme der Welt und der Nation zu entscheiden, ein neues religiöses Bewußtsein zu begründen. Aber wir haben nichts entschieden und nichts endgiltig begründet, und wie vor Jahren braust ein Chaos in unserem geistigen Ich, das wiederum Invasionen unserer Feinde ausgesetzt ist.“ Nur einen Ausweg sieht der „mystische Anarchist“ Iwanow aus dieser Sackgasse, in die sich die russische Intelligenz verrannte: „Die freie und totale Annahme des Erlösers, als einer einzigen, allumfassenden Basis unseres geistigen und physischen Lebens.“ Wieder die alte Losung: Zurück zu Iesus! Wie viele russische Ideologen haben bereits diesen Weg zurückgelegt! And sind von einer Sackgasse in die andere gelangt. Das weiß Iwanow. Er weiß, daß der Ausweg, den er vorschlägt, höchstens dem Individuum frommt, das in seiner besonderen geistigen Struktur zwei Begriffe vereinigen kann: Mystik und Anarchismus. Das „Fünklein Gottes in der Menschenseele“ (wie das



Rings um die Sphinx.

1«S

Mittelalter die mystischen Triebe nannte) ist Gnade des Individuums und kann nie zum Allgemeinbegriff herabgedrückt werden. Die Masse läßt sich mit einem visionären Bilde und einem abstrakten Begriff nicht abthun. Das soziale Gewissen der Masse wird aufgereizt und beunruhigt durch die „spezifisch russischen Probleme“: das Verhältniß, des Individuums zur Allgemeinheit, der Kultur zum Instinkt, der Intelligenz zum Volke, der Welt zu Gott, des Geschlechts zur Sünde, des Lebens zum Tode, der Freiheit zur Nothwendigkeit. Doch was hilft? Keins dieser „russischen Probleme“ kann sachlich erwogen und verständlich erklärt werden. „Unsere edelsten, anziehendsten Bestrebungen zeigen einen Selbstvernichtungswahn, als ob wir heimlich im Bann irgendeiner dionysischen Macht stünden, der jedes Zerfasern und Zerfetzen eine Wonne bereitet.“

Diesen verzagenden und in einen übermächtigen Pessimismus ausartenden Stimmen gesellt sich eine Publikation, die den Titel „Wegweiser („VieoKi“) trägt. Eine Sammelschrift der heutigen russischen Intelligenz, eine Generalbeichte und Generalabrechnung. Als Verfasser zeichnen die bekanntesten Intellektuellen Rußlands, die bewutzten Pioniere der Auferstehung. Wir finden darunter Namen von bestem Klang wie Struwe, Bulhakow, Izpojew, Berdiajew, Kistiakowski. Auch sie stellen den eigenthümlichen kritischen Zustand der russischen Intelligenz fest und führen ihn auf die materiellen und moralischen Schäden zurück, mit denen die letzten Bewegungen der Revolution quittirt wurden. Die russische Intelligenz ist einfach in panischer Angst vom Kampffeld gewichen, hat sich hinter die Mauern der Reaktion verschanzt und mit einer gewissen Genugthuung den blutigen Verfolgungen der Umstürzler, der Aera blind waltender Kriegsgerichte zugeschaut. An die Stelle des Sozialpolitikers ist, wie es in Rußland immer zu geschehen pflegt, der Individualist getreten. Die Verfasser der „Wegweiser“ stellen die Thatsache fest: die russische Intelligenz zielte durchs ganze neunzehnte Jahrhundert darauf, sich politisch und sozial bethätigen zu können; als aber die günstigste Stunde kam, zog sie sich erschreckt zurück. Der ganze Reiz der sozialen Bethätigung hat sich verflüchtigt; die Intelligenz verfiel wiederum in den höchst gefährlichen, krankhaften Zustand steriler Schwärmerei. Sie räumte das Feld den beiden Extremen: dem selbstherrischen, reaktionären Beamtenthum und dem Bomben schleudernden, einstweilen aber zur Ruhe gezwungenen „unterirdischen Rußland“. Die Intelligenz, die etwa befähigt wäre, diese beiden Gegensätze zu überbrücken, hat sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen.



Die Zukunft.

Mit einer an Wollust grenzenden Autokritik haben die Verfasser der „Wegweiser“ diese traurige Thatsache festgestellt. Sie geben aber in ihrem Werk noch mehr: sie trachten, die Gründe anzugeben, warum diese Flucht vor der Öffentlichkeit sich vollzog. Da werden sie geradezu grausam: „Wir sind Krüppel, alle russischen Intelligenzler insgesamt. Wir sind Krüppel, weil wir an einer steten Verdoppelung unseres Ich laboriren, weil wir die Fähigkeit einer natürlichen Entwicklung verloren haben, weil unser Bewußtsein nicht parallel zu unserem Willen wächst, sondern wie eine Lokomotive, die sich vom Eisenbahnzug losgemacht hat, weit hinausgerannt ist und sich in einer Leere fortbewegt.“ Mit einer wahrhaft asiatischen Freude am Grausamen wird ein faulender, den Geruch der Verwesung ausströmender Leichnam ans Licht gezogen und jeder Theil des modernden Leibes sezirt. Die geistigen Führer Rußlands geben zu, daß sie es waren, die an dem Scheitern der Massenbewegungen, an dem Bankerot der Volksempörmng schuldig sind. Sie haben dem Volk eine falsche Ideologie aufgedrängt, ein Chaos in den Köpfen entstehen lassen, eine Gährung geschaffen, die nicht zu einer Klärung der Situation führte. Immer tiefer dringen wir in die geheimnißvolle Welt des russischen Seelenlebens, und was wir hervorholen, ist das Gift, das von einer irregeleiteten, falsch orientirten Intelligenz in das Massenleben verpflanzt wurde.

Den ungebildeten Schollenmenschen und den Intellektuellen Rußlands verbindet jetzt ein Gefühl: d«s der Hoffnungslosigkeit und Resignation. Selbst die Träume sind fast berträumt und überall spannt sich eine graue, öde Alltagswirklichkeit aus, eine Dämmerung: der Bauer betrinkt sich bis zur Besinnungslosigkeit und der Intellektuelle träumt von Selbstmord. Der Verfasser der „Geschichte der russischen Intelligenz“, Professor Kulikowskij, giebt für diese Stimmung eine Erklärung: „Unser Elend und unser Dünkel äußert sich darin, daß der Russe, selbst wenn er bessere Anlagen hat, im Lauf der Zeit rückfällig wird, sich mit der Wirklichkeit ausöhnt und die in der Jugend erworbenen Ideale der Ehre, des Gewissens und des Denkens verliert.“

In knappen Worten ist hier Alles gesagt. Viele dem Westeuropäer unerklärliche Ereignisse des öffentlichen Lebens Rußlands werden erklärlich, wenn man die Ideologie der russischen Intelligenz kennen gelernt und sich in die unsäglich traurigen Blätter vertieft hat, auf denen die Generalbeichte „hoffnungsloser Geschlechter“, der Enkel großer Träumer, zu lesen ist.

Lemberg, Professor Dr. Berthold Merwin.

5<S



Platen.

187

Plate«. \*)

Vie geistige Haltung platens. Aus der Vorrede zu einer Neu-  
ausgabe der Gedichte des Grafen Platen. Schirmer S Mahlau  
in Frankfurt am Main.

Platens geistige Haltung darlegen, heißt: den Sieg schildern, den  
sein schöpferischer Wille über die Leidenschaften seines Lebens errang.  
Den Sieg seiner Form über den Stoff. Es kann sich also nicht darum  
handeln, seine Stellung zu allerlei ephemeren Problemen und Vor-  
gängen seiner Zeit zu erörtern, sondern nur darum: das Ewige seines  
Lebens und Gedichtes in jene letzten Wechselbeziehungen zu rücken, die  
den wahren menschlichen Untergrund seiner Persönlichkeit enthüllen.  
Es bleibt uns damit von vorn herein erspart, sein gesamntes dichte-  
risches Werk in diese Betrachtungen zu ziehen; hier gewinnen nur die  
Dichtungen eine besondere Bedeutung, die in ihrem seelischen Gehalt  
unverrückbar und zeitlos sind, also vor Allem die Sonette, Oden und  
Hymnen. Schon die Ghaselen können zum Theil ausscheiden, da sie  
mehr einer Möglichkeit des Könnens als einer Notwendigkeit des  
Schaffens entstammen. Sie sind in erster Linie artistische Gebilde, wie  
ja schon aus der Thatsache hervorgeht, daß Platen sie nach persischen  
„Mustern“ gedichtet hat. Dein rhythmisches Gefühl war durch eine  
dauernde Beschäftigung mit dieser orientalischen Dichtungsgattung, die  
er durch Rückert kennen gelernt hatte, so sehr auf ihre klangliche und  
metrische Eigenthümlichkeit eingestellt, daß sich bei seiner großen sprach-  
bildnerischen Begabung ganz unwillkürlich diese Form auf seine eigene  
Dichtung übertrug. Zwar steht außer Zweifel, daß einige dieser Gha«  
seien einen sehr hohen poetischen Werth besitzen und in ihrem fremd«  
ländischen Reiz bestrickend wirken: daß sich aber in einer für die Ver-  
hältnisse unserer Sprache so spielerisch wirkenden Form ein Ursprung-  
lich Dichterisches in ungebrochener Linie offenbare, scheint unmöglich.  
Das parallelistische Element der orientalischen Dichtung (wie wir es  
so häufig auch in den Psalmen finden) bedingt eine viel zu große  
Menge von Umwegen und Windungen, ehe die Seele erst zu ihrem  
äußersten Ausdruck gelangt, als daß es nicht dem germanischen Geist  
) Neben den großen, vornehm ausgestatteten Bänden, die (bei  
Georg Müller) den „Briefwechsel des Grafen Platen“ ans hellste Licht  
bringen, erscheint eine neue Ausgabe der Gedichte Platens, denen Herr  
Rausch eine ans oft überschwingender Liebe quellende Vorrede ge-  
geben hat. Das hier veröffentlichte Fragment zeigt, daß dieser Vorred«  
ner, den die Liebe nicht völlig zu blenden vermochte, noch mancherlei  
Neues und neu Klingendes zu sagen weiß. Und künstlerisch Empfin-  
dende müssen sich der Wahrnehmung freuen, daß die Gestalt des seit-  
sam begabten Grafen, gegen den Heine so häßlich gesündigt hat, auch  
in der Heimath endlich wieder die Beachtung findet, die ihr, als einem  
nicht etwa nur formalistischen Talent, noch heute, just heute gebührt.



gefährlich erscheinen müßte. Wenn man an die gewisse primitive und eherne Haltung der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtung denkt, an die Fülle ihrer einfachen, unnuancierten Sätze und Ausdrücke, so muß man eine Form wie die der Ghasele eben wegen ihrer Dehnbarkeit als fremd empfinden, in ihren Wurzeln fremd, und sei sie mit noch so großer Kunst gemeistert. Heute ist ja auch ganz klar erkenntlich, daß Platen seine unmittelbarsten und heftigsten Bewegungen niemals ursprünglich in die Form eine Ghasele gegossen hat. Ein Blick in seine Tagebücher lehrt es. Da finden wir Verse und Strophen aller Art, in denen ein augenblickliches Erlebniß seine reinste Auslösung fand: kleine Lieder, kreuzweis gereimte jambische Vierzeiler, Blankverse, hymnisch bewegte Strophen in freien Rhythmen, mit oder ohne Reim, Sonette, Stanzas, Terzinen, sogar französische Alexandriner, aber ich entsinne mich nicht, jemals Ghaselen gefunden zu haben. Wollte man allerdings eine Studie über Platens Sprachtechnik schreiben, so würde diese Form in erster Linie eine reiche Ausbeute liefern und ohne Zweifel schon die Ansätze aufweisen, die sich später in den Oden und Hymnen zu so grandiosen Massen ausgewachsen haben. Ganz anders verhält es sich mit der Form des Sonetts. Es ist hier eine Scheidung zu machen zwischen den vor und den nach dem Jahre 1824 gedichteten Sonetten. Die in den Jahren 1821 bis 1823 entstandenen weisen im Durchschnitt nicht die hohe Vollendung auf, welche die späteren, vor Allem die venezianischen, kennzeichnet, sind aber in nicht geringerem Maße lebendigster Ausdruck seelischer Erlebnisse, ja, vielleicht in diesem oder jenem Fall eben beinahe zu ursprünglich, der Realität zu nah, um ganz dem etwas entfernten, perspektivischen Charakter des Sonetts gerecht zu werden. Der tiefste Unterschied zwischen Platens Ghasele und Sonett liegt darin, daß diese letzte künstlerische Form durch die Art ihrer Gesetzmäßigkeit seinem strengen, auf das Einfache gerichteten Wesen s priori verwandt war und damit schon in sich selbst eine natürliche und logische Antwort auf gewisse Tendenzen seines Geistes zu geben vermochte. Vor Allem kam sie seinem außerordentlich ausgeprägten Intellekt entgegen, insofern sie in den ihr eigenthümlichen Schlußterzinen geradezu auf eine bewußte gedankliche Betonung und Zusammenfassung schon angedeuteter Dinge hinlenkt und in einer gewissen klaren Unterstreichung eine definitive Prägung anstrebt. Das Bedürfniß Platens, sich bis in die letzten Abgründe seines Bewußtseins hinein Rechenschaft über sich selbst zu geben, fand eine künstlerische Stütze in dem Charakter des Sonetts, wie er es faßte; und es kann für Alle, die in das Wesen dichterischer Ursprünge einzudringen vermochten, keinen Zufall mehr bedeuten, daß Platen in seinen Sonetten Vollendetes geschaffen hat. Er ist überhaupt der erste deutsche Dichter, der unserer modernen Sprache das Sonett geschenkt und neugeboren hat: denn die wenigen goethischen Sonette können hier kaum als grundlegend angeführt werden (auch die Schlegels nicht, obwohl er sich „Meister“ dieser Form nannte).



Platen.

189

Vielleicht könnte Einer versucht sein, an Shakespeare zu, erinnern und ihn den ersten großen germanischen Umdeuter des romanischen So» nettes nennen; zur Entgegnung genügt ein Hinweis auf die Thatsache, daß Shakespeare nicht die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit beibehielt, sondern jeder der beiden ersten vierzeiligen Strophen gesonderte Reimpaare verlieh. ,

Ehe unsere Betrachtung zu den Oden und Hymnen hinüber»

schweift, mag ein kurzes Wort über die mehr liedartigen Gedichte

Platens gesagt werden. Deren giebt es eine Fülle, und besonders ehe

der Dichter seine festeren Formen fand, lösten sich oft Augenblicksstim-

munzen in den kleinen Liedern aus, die in ihrem Ton manchmal auf-

fallend an Goethes Gelegenheitsgedichte erinnern. Oft entzücken uns

einzelne Zeilen durch ihren wundervollen Glanz oder ihre reine Me-

lodie, manche Versansänge bleiben dem Ohre unvergeßlich, als Ganzes

dagegen geben diese Gedichte nur selten eine durchaus einheitliche Wir-

kung. Es ist, als ob sich in den meisten dieser Gelegenheitsgedichte alles

zu Persönliche einen Ausweg gesucht hätte, um in den odischen und

hymnischen Gesängen den ungeheuren Flug des weltumspannenden

Gedankens und Gefühles nicht mehr in seine Enge und Bedingtheit

zurückzuziehen. Fast sämmtliche Oden und Hymnen sind auf italischem

Boden entstanden, also in dem Lande, das dem Dichter ganz zu einer

letzten Heimath geworden ist. Sie offenbaren schon in ihrer äußeren

Form die tiefe Wandlung, welche sich in Platen seit seiner Nieder-

lassung in Italien vollzog und durch die gänzliche Hingabe seines

Wesens an den Geist und die Seele der Antike bedingt wurde. Nach

Allem, was Platen vor seiner endgiltigen Abreise nach Italien (am

dritten September 1826) in Deutschland erlebt hatte, war nur zu be-

greiflich, daß er das Bedürfniß fühlte, sich in eine Welt zu versenken,

deren ungemessene und ewig heitere Horizonte seinem getrübten Auge

endlich die Weite des Schauens gestatteten, an der er sich einzig er-

holen und zu erhöhtem Lebensgefühl aufschwingen konnte, Ueber das

Romanische hinaus, dessen tiefster Einsluß sich in der Form seiner

Sonette künstlerisch bestätigt, drang er bis hinab auf die Ursprünglich-

keiten der antiken Bildungswelten: und an Pindars großartigen Rhyth-

men fand er das Maß und die Haltung für seine eigenen aufsteigenden

Gesänge. Neben diesen Formen prägten die milderer dichterischen

Gluthen diejenigen der Erlögen und Idyllen, welche ebenfalls ein voll-

ständiges Aufgehen des Dichters in antiken Geist bekunden und den

ganzen Reiz ihrer frühen Vorbilder tragen. Eine Form, in der sich

die ganze Schärfe und Klarheit dieses Geistes ausdrückt, ist die des

Epigramms. Platens Epigramme verlangen ein Studium für sich

und sind von höchstem Werth für Jeden, der die einzelnen Charakter-

züge dieses Dichters studiren will. Für den Zweck dieser zusammen-

fassenden Betrachtung jedoch können sie ausscheiden, ohne daß dadurch

das Ergebniß beeinträchtigt wird.

Platens reiferes Leben weist zwei deutlich unterschiedene Epochen



Die Zukunft.

auf: die erste umfaßt die Jahre 1818 bis 1826, also die eigentlichen Studienjahre auf den Universitäten Würzburg und Erlangen, die zweite den nur selten unterbrochenen Aufenthalt in Italien bis zum Todesjahr 1835.

Der Umstand, daß Platen die militärische Laufbahn verließ (er war seit 1814 Lieutenant gewesen) und in die Freiheit des akademischen Lebens trat, war natürlich für seine menschliche und dichterische Entfaltung von größter Bedeutung. Er brachte die nothwendige Vorbedingung zu fruchtbarem künstlerischem Schaffen schon dadurch, daß er den jungen Dichter zu einer ganzen Reihe von Menschen in Beziehung setzte, die ihm zu tiefen, manche zu erschütternden Erlebnissen wurden. Der militärische Zwang hatte Platen in einen ganz bestimmten Verkehrskreis gebannt, dessen Enge er schon früh schmerzlich empfand. Seine Natur verlangte nicht nur gütiges Verstehen, sondern jenes leidenschaftliche Mittheilnehmen, für welches es keinen schöneren und reineren Namen giebt als „Liebe“. Platen wollte Liebe von seinen Freunden. Das war sein Schicksal. In Platens Leben und Entwicklung ist nichts, das sich nicht aus dieser Forderung, welche ein Walten unerforschlicher Kräfte in sein Blut gelegt hatte, erklären und deuten ließe. Und deshalb ist es Schwäche und Feigheit, wenn man zu verdecken und umgehen sucht, was aus jeder Seite seines Tagebuches in ungelöstem Schmerz an das Ohr des Lesenden heranschlägt, manchmal in sanfterer Melancholie zerfließend, manchmal bis zur Verzweiflung herabgestimmt. Platens Dulden und Siegen kann in seiner Tragik von Keinem gefaßt werden, der sich mit diesem Grundtrieb nicht abfindet als mit etwas Unabwendbarem, das über jeder Beurtheilung und Verdammung steht.

Was Platen verlangte, war das Vornehmste und Rührendste, das die um ihre tiefsten Triebe wissende Seele als Geschenk vom Leben erwarten konnte: die schwesterliche, ebenbürtige Seele, auf deren Grund die reinen Echostimmen einer Erlösung harrten. Er nannte diese Seele „Freund“ und sandte nach ihr alle seine Sehnsuchten aus. Er zitterte hin nach diesem Unbekannten, der doch wohl irgendwo auf sein Kommen wartete, und umkleidete flüchtig geschaute Gestalten mit allem Zauber, mit aller Zartheit und allem Adel seiner eigenen Seele. Er bangte vor einem wirklichen Zusammenschluß mit diesen Idealbildern, denn er ahnte, daß sie in nichts zerfließen und ihn mit einem Gefühl der Beschämung und Leere zurücklassen würden. Was sich hier in seinen Gedanken, in seinem Ahnungsgefühl erfüllte, lehrte ihn in späteren Jahren das Leben. Dieses grenzenlose Heimweh einer nie verstandenen und immer wieder zurückgestoßenen Seele nach Liebe birgt manchmal die Qualen halber Umnachtung, dieses immer wieder erneute Hin- und Hertasten zwischen Hoffnung und Verzweiflung ist oft athembeklemmend in seiner Schwüle und Hilflosigkeit. Und woher kommt ein Trost in diese Oede? Manchmal, auf ein paar Stunden, auf ein paar Tage lehnt das müde Haupt des Sehnsüchtigen an einer



Platen.

191

Schulter, manchmal senkt sich ein Abend nieder, der ihn über einem gemeinsam gelesenen Buch mit dem Freund vereint (die zarte, schwärmerische Gestalt von Justus Liebig taucht flüchtig auf wie in einem sommerlichen Idyll und verschwindet wieder, Heimweh und Melancholie hinter sich lassend), aber schließlich ist es immer nur die tiefe Versenkung in die eigene Seele, welche dem Träumer, dem Kranken, Ruhe und Gleichmaß für Stunden wiederschenkt. Oder eine Reise unterbricht die Monotonie dieser Schmerzentage, welche sich volle acht Jahre hinziehen. Acht Jahre der kräftigsten und entwicklungsfähigsten Jugend in fruchtloser Sehnsucht nach einem gleichfühlenden Herzen, in rastloser Arbeit an der Vollendung geistiger Bildung und in zahllosen Verzichten auf Alles, was die umgebende Welt Glück und Frieden nannte: Dies war die Schule des Lebens, in welche ein Schicksal den jungen Grafen von Platen schob, als er im Jahr 1818 den Rock des Offiziers ablegte und Student wurde.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß sich in diesen Jahren der Qual und Entsagung Platens Hingabe an seinen Schmerz manchmal in Tönen äußert, die der Kenner seiner Gedichte kaum je erwarten konnte. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß es seine Tagebücher sind, seine intimsten Zwiegespräche mit sich selbst, die uns diese innere Gebrochenheit enthüllen: und es bleibt wahrlich das geringste Recht eines Leidenden, vor sich selbst seinem ganzen Gefühl freien Lauf zu lassen. Ja, die Kenntniß all dieser Angstzustände und Niederlagen vermag nur die Bewunderung für die Kraft des Geistes zu steigern, der sich schließlich hoch über sie emporschwang und selbst dem tiefsten Unglück noch einen künstlerischen Ausdruck von seltener Gehaltenheit und Klärung zu geben vermochte. Nichts in den Sonetten nennt die Stürme von Leidenschaft und Sehnsucht, die das Herz des jungen Mannes durchtobt haben: aber alle lassen mit unabweisbarer Sicherheit ahnen, daß Abgründe voll Elend und verzehrenden Kampfes hinter ihren schlichten und kurzen Zeilen verborgen sind. Besonders deutlich wird dem feineren Auge die Dunkelheit dieses Hintergrundes in den „venezianischen Sonetten“. Alle Pracht dieser Strophen, alle Begeisterung an den Schönheiten der unvergleichlichen Stadt vermögen den tiefen, gebrochenen Ton der Seele nicht zu überstimmen, der jede Melodie heraufführt und hinabgeleitet. Es ist nur noch eine körperlose Stimme, die hier zu uns spricht, ein unnennbarer Hauch, der aus der Luft über unsere Stirn sinkt. Wer Venedig erlebt hat, liebt diese Gedichte, Platens Erlebnisse nach seiner Rückkehr aus Venedig (im Spätherbst 1824) tragen nicht mehr den Charakter der früheren. Die Tagebuchblätter werden ruhiger, gemessener, keine fremden, lockenden Bilder mehr stören die monotone Melancholie der Seele. Es ist, als ob Venedigs schwesterliche Schwermuth den Schlag des ungestümen Herzens in ihrer großen Müdigkeit gebannt und gedämpft hätte. Nur einmal noch kreuzt flüchtig ein dunkler, sehnfüchtiger Schatten die leer gewordenen Pfade: Karl-Theodor. Fruchtlos, wie immer, blieben



Die Zukunft.

auch hier die Hoffnungen des Dichters, in diesem jungen Manne den Freund zu finden, um dessen Besitz er sich Jahre lang verblutet hatte. Aber die Resignation ist schon so tief in sein Wesen übergegangen, daß die Schmerztöne um die abermalige Enttäuschung nur noch gedämpft klingen können. Die Sonette, die in den Frühlingsmonaten des Jahres 1826 entstanden und an Karl-Theodor gerichtet sind, gehören zu den schönsten Platens. Alles, was in den unmittelbaren Bewegungen dieser Liebe keinen Ausdruck fand, verdichtete sich zn einem künstlerischen Erlebniß und beweist durch den vollendeten Ausdruck, den ihm ein ergriffenes Herz zu geben vermochte, daß der Sieg der Form über den Stoff bei Platen damals eigentlich schon erkämpft war. Die Fähigkeit, menschlich Unausgeglichenes durch eine Erhöhung ins Dichterische so auszugleichen, daß es wie eine reife Frucht abfällt und nicht mehr mit seiner ungehobenen Schwere die Seele belastet, ist das tiefste Kennzeichen einer ursprünglich künstlerisch veranlagten Natur. Ist dieser Sieg der bildnerischen Triebe über sämmtliche Fluthungen des Lebens einmal endgiltig gewonnen, so ruhen die Füße des Künstlers auf sicherem Boden. Dann hat er erkannt und weiß, daß er sein tiefstes Leben erst im Gestalten lebt und daß das Glück, von dem die Umgebenden träumen, nichts gemein hat mit dem, was er seins und das seiner Brüder nennt.

Auch Platen hat es gewußt, als sich jene acht Jahre seiner Studienzeit ihrem Ende zuneigten, und es ist kein Zufall, daß er damals aufbrach, sich eine andere Heimath zu suchen.

„O wohl mir, daß in ferne Regionen  
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande  
Darf athmen unter gütigeren Zonen!  
Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,  
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen —  
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"

Es gab nur ein Land, das für ihn seit Jahren Ziel einer tiefen und geheimen Sehnsucht war: Italien. Platens Persönlichkeit hatte sich zn einer durchaus künstlerischen ausgeprägt, als er Deutschland verließ, um es für immer mit Italien zu vertauschen. Er hatte verdient und nöthig, daß seine Natur sich nun beruhigte und in einer heiteren Umgebung die Blüthen trieb, die er selbst erhoffen durfte. Nirgends wird seine innere Beruhigung Platens deutlicher fühlbar als in den italienischen Tagebuchblättern. Es ist fast, als ob diese Seiten von einer anderen Hand geschrieben worden wären. Kaum noch eine Spur verräth die früheren Leidenschaften; in kühler und gemessener Sachlichkeit berichten sie von den Eindrücken der italischen Kunst, von den vielen Reisen und Wanderungen durch das Land, vom Zusammentreffen mit diesen oder jenen Menschen, von den dichterischen



Platen.

193

Arbeiten und Plänen. Sehr selten nur dringt noch eine innere Stimme des Herzens unmittelbar an die Oberfläche; der Kundige liest vielleicht zwischen den Zeilen manches Intime heraus: aber auch nur sehr vag. Platens unmittelbarste Sprache ist eben sein Gedicht geworden. Indem er dichtet, lebt er. Die schöpferische Kraft saugt von vorn herein alle Erlebnisse auf, welche sie zu kristallisiren vermag, und giebt erst im dichterischen Gebilde ihre einmalige, strahlende Offenbarung. Die übrigen Erlebnisse dagegen scheiden langsam aus dem tieferen Bewußtsein und vergehen an ihrer eigenen Zufälligkeit. Die rein geistigen Entflammungen und Erhebungen des Dichters nehmen während all dieser italischen Jahre in so großem Uebermaß die Aufmerksamkeit in Anspruch, daß die Frage nach den Dingen seines Herzens von selbst verstummt; und wir fühlen mit untrüglicher Gewißheit, daß nur die äußerste Entfaltung eines gewaltigen künstlerischen Willens und die unbedingte Herrschaft des Gedankens über alle Verworrenheiten des Herzens und der Sinne die Kunstwerke schaffen konnte, vor deren Größe und Reinheit wir stets in neuer Ergriffenheit verharren. Alles Peinliche, was vielleicht hier und da in uns ausgelöst wurde, wenn wir immer wieder dieses Ringen um einen liebenden Menschen und diese Abweisung sahen, verschwindet vor der souverainen Macht der Geste und Haltung, die Platen in seinen letzten sechs bis sieben Lebensjahren zur Schau trägt. Wer je die Oden „In der Neujahrsnacht“, „Lebensstimmung“, „Morgenklage“ an sich erfahren hat, wird verstehen, warum diesem Dichter hier Worte gespendet werden, die ihm ein ganzes Volk schon viel zu lange schuldig geblieben ist. Wenn er schwach war, so war ers, um zu erstarken, wenn er klein war, um groß zu sein, wenn er unfrei war, um frei zu werden. Man darf nicht übersehen, daß ihn erst die Kämpfe um sich selbst, die langen, ununterbrochenen Kämpfe um sein Menschlichstes, zu Dem gemacht haben, als was er in seinen letzten Dichtungen erscheint. Wie sich in ihm aus den allgemeinsten Anfängen unter der rastlosen Arbeit eines eisernen künstlerischen Willens das Reinste und Seltenste entwickelte: Das ists, was für alle Zeiten dieser Gestalt den Abglanz letzter Schönheit und ergreifender Sittlichkeit verleihen wird. Es ist wie ein beständiges, gewaltiges Flügelschlagen über diesen Oden und Hymnen; aus Urzeiten rauscht es herauf und zu fernsten Zukunften hinunter, in Rhythmen, wie sie überhaupt kein deutscher Dichter vorher fand noch bis auf den heutigen Tag wiedergefunden hat, Rhythmen, die hinreißen und entflammen, hinabstürzen und emporschleudern, unheimlich dunkel zuweilen und manchmal so süß und zart, daß man sie in das Adagio der Mondscheinsonate hineinsingen möchte. Wer fragt noch nach dem Namen ihres Schöpfers? Wer mißt, wer vergleicht noch, wo aus jeder Silbe dieses Schwanengesanges die Stimme der Ewigkeit hervor klingt? Wer wägt noch die Gewalt eines schöpferischen Willens, der, ins Unendliche gesteigert, selbst verschwindet im Zusammenrauschen der Töne, die er aus verschütteten Tiefen heraufgelockt hat?

A l b e r t R a u s c h.



IM  
Die Zukunft,  
Sparer und Spieler.  
ankee, Engländer, Franzose, Deutscher: Jeder ist in seiner Beziehung zur Spekulation vom Anderen verschieden. Das liegt nicht nur in der Blutmischung. Der Industriestaat bietet dem Unternehmer andere Möglichkeiten als das Rentner- oder Agrarland. Ein Volk, das seine ökonomische Erkenntniß in einer vollendeten Spartechnik ausnützt, steht zur Spekulation anders als eins, das seine ganze Kraft zur Entwicklung der Landesindustrien aufwendet. Das Sparen ist die primitivste, die Kreditausnützung die modernste Finanzoperation. Der Sparer, dessen Disziplin besonders straff sein sollte, wird oft zum waghalsigsten Spieler; der Mann, der sein Anlagebedürsniß durch den Erwerb von Dividendenpapieren befriedigt, läßt sich nicht leicht zu wilden Ausschreitungen hinreisen. Man darf nicht glauben, daß mit diesem Satz ein interessanter Gegensatz konstruiert werden soll; diesen Kontrast zeigt uns die Wirklichkeit jeden Tag. Der Franzose häuft Geldschicht auf Geldschicht und fühlt sich unter dem Schutz seiner dreiprozentigen Rente geborgen. Er wird den Bürgern anderer Länder als Muster des sorgsam Verwalters hingestellt: und ist trotzdem der tollste Spieler, wenn seine Phantasie sich an irgendeinem Humbug erhitzt hat. In Paris ist für jede grotesk aufgeputzte Idee Geld zu haben. Ein „Patent“ zur Belebung ägyptischer Mumien könnte mühelos eine Aktiengesellschaft von zehn Millionen Francs schaffen. Neu-lich verkündete ein Schwindler, der sich „Bankier“ nannte, bei ihm könne man für 100 Francs täglich einen Franc Zinsen verdienen. Das wären im Jahr 365 Prozent. Wie er diese märchenhafte Fruchtbarkeit des Geldes erziele, darüber schwieg sich der schlaue Franzmann aus. Trotz dieser verdächtigen Wahrung des Geschäftsgeheimnisses glaubten ihm die Herren Rentner aufs Wort und füllten ihm die Kasse mit ihrem ersparten Geld. Das ging so flott, daß der Gauner sich mit einem „reell“ erworbenen Vermögen von einer Million aus dem Staub machen konnte. Die gläubige Kundschaft trauert um ihre 365 Prozent und wartet auf den Nächsten. Daß die Prospekte des Herrn Rivier von den Zeitungen ohne Kommentar veröffentlicht wurden, gehört zum Gesamtbild. Auch der Engländer ist für jeden Börsenschwindel zu haben. Die britischen bubbels sind ja weltberühmt. Gold, Petroleum, Kupfer, Kautschuk: 7«u liks it. Und doch ist der Engländer kein Stümper in der Kunst des Sparens. Den Vankee kennen wir fast nur als das Opfer tüchtiger mone^msksr; und doch gehört er einem Volk an, das sich aufs Sparen besser als die meisten Europäer versteht. Der Erfolg der neuen Postsparkasse stellt dieses Talent des Pankees über jeden Zweifel. Trotzdem: die sichtbarste Lust am Börsenspiel. Noch größeren Erfolg hat die Postsparkasse in Oesterreich erzielt; zum Theil ersetzt sie die Organisation des Depositenwesens, wie sie in Deutschland besteht. Die Bankdepositengelder sind in Oesterreich den Sparkasseneinlagen gar nicht zu vergleichen; sie bleiben tief unter den Summen, die von den beut-



Sparer und Spieler,  
195

schen Finanzinstituten verwaltet werden. Daß Jemand, der 10000 Mark besitzt, dieses Geld in die Sparkasse trägt, kommt in Deutschland selten vor. In Oesterreich ist das Alltägliche.

Die Ursachen solcher Unterschiede sind nicht schwer zu erkennen. Gesättigte oder zurückgebliebene Völker müssen sich mit dem niedrigen Zinsfuß der Rente und der Sparkasse begnügen. Die Staaten aber, deren Schwungkraft noch nicht gelähmt ist und die, durch die Verwerthung ökonomischer Möglichkeiten, den Vermögensüberschuß in gewerbliches Kapital verwandeln können, brauchen nicht so bescheiden zu sein. Im Deutschen Reich wird emsig gespart. Aber die Sparkasse interessirt nur bis zu einer gewissen Vermögensgrenze. Ist sie überschritten, so beginnt die Herrschaft der Bank; und das Geld kommt in den Blutkreislauf des Wirthschaftkörpers. Das Spekuliren ist in Ländern von höherer Wirthschaftskultur selten so wüst wie im Bezirk der Sparkasse. Im April hat uns Oesterreich ein hübsches Beispiel geliefert. Die Sparer hatte plötzlich ein Wahnsinn gepackt und in den Strudel eines gefährlichen Kurswirbels getrieben. Die Aktie der Skoda-Werke war die Verführerin. Wer stolz auf die Industrie seiner Heimath ist, vergleicht die Skoda-Werke in Pilsen gern unserem Krupp. Die verglichenen Werke haben aber kaum mehr mit einander gemein als die Herstellung von Panzerplatten und Kanonen. Die österreichische Firma hat nicht viele fette Jahre erlebt. Vor sechs Jahren wurde sie von der Oesterreichischen Kreditanstalt in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; seitdem hat sie eine Sanirung durchgemacht und die Gründerin gezwungen, den Aktienbesitz in der Bilanz auf 50 Prozent des Nominalwerthes herabzusetzen. Von den 125000 Aktien sind höchstens 40000 im Verkehr. Der andere, größere Theil ist im Besitz der Kreditanstalt und des Ritters Karl von Skoda, der, als Sohn des Firmengründers, Generaldirektor der Gesellschaft ist. Seit Januar wurde der Aktienkurs in die Höhe getrieben und von den Geschäften der pilsener Werke so viel gefabelt, daß die Menge, bis hinunter zum Hausbesorger und Dienstmann, im Wachen und Träumen die Skoda-Aktie himmelan klettern sah. Skoda: dieses Zauberwort verstand der Czeche wie der Magyar, der Bosniake, Slovane, Italiener und Pole. Als bekannt geworden war, daß die Armirung von vier Dreadnoughts bei den Skoda-Werken bestellt worden sei, zweifelte Niemand mehr an einem Kurs von 500 (die Aktie war im Juni 1907 zu 135 Prozent aufgelegt worden). Auch mit dem niedrigen Bezugspreis von 165 Prozent für neue Aktien (bei einem Kurs von 320 für die alten) wurde die Begeisterung geschürt. So kletterte das Papier bis auf den Gipfel von 518 Prozent. Da verlor es plötzlich den Halt und stürzte ab. Eine Börsenpanik entstand, die an die bösesten Tage des Jahres 1878 erinnerte. Woher der erste Stoß kam, weiß Niemand. In solchen Augenblicken setzt die Besinnung aus und der geängstete Spieler stürzt Hals über Kopf ins Verderben. Wahrscheinlich hat der Ausspruch des Generaldirektors von Skoda, daß er den Kurs der Aktie für zu hoch halte,



19«  
Die Zukunft.  
die Vorsichtigen zu Verkäufen gedrängt. Aber kaum war Kurzschluß eingetreten, da drangen die Contremineurs mit ihren gefährlichen Werkzeugen in das Kursgebäude ein. Sie benutzten die Stockung im Haussetaumel zur Verbreitung dunkler Gerüchte. Das leichtsinnige Volk, das den Gabentempel am Schottenring beinahe gestürmt hatte, um sich die Taschen mit Kursgewinnen zu füllen, gerieth nun in Höllenangst. Die kleinen Vermittler mußten für sich selbst sorgen, um den Banken Deckung zu schaffen; und die Garantiesummen, die das Publikum bei ihnen in Beträgen bis zu hundert Kronen hinterlegt hatte, waren mit einem Schlag verloren. Der Kurs der Aktie rutschte in wenigen Tagen, nach einem ersten Sturz von 60 Prozent, auf ein Niveau, das vom Skoda-Kulm um 112 Prozent entfernt war. Da, wie ich schon erwähnte, kaum ein Drittel der Aktien im Verkehr ist, war das Unheil begrenzt und wurde rasch wieder vergessen. Bei uns, wo es Gesellschaften mit neunstelligem Anlagekapital giebt, hätte man die Proportion des „Riesenauftrages“ unter dem Winkel der Dividende gesehen und nicht geglaubt, wenn der Käufer 50 Millionen zahlt, könne der Verkäufer diese Summe voll als Gewinn buchen. Leute, denen der Reiz der einheimischen Papiere nicht genügt, machen sich an exotische Werths. Diese Neigung war besonders in den Tagen des Terminkandelsverbotes fühlbar. Damals war die Kants saiso der Goldaktie. Ganz kam sie nie aus der Mode. Die deutschen Großbanken sind an einzelnen der großen Minensyndikate (General Mining; Goerz) beteiligt: schon deshalb glaubt das Publikum an ewigen Glanz des Kafferncirkus. Doch von Zeit zu Zeit kommt ein Warnungssignal. In Bremen brach eine angesehene Baumwollfirma zusammen, weil ihr Chef in südafrikanischen Goldshares spekulirt hatte. Ein ähnliches Schicksal traf eine Bankfirma in Hildesheim. Der Reiz wirkt noch immer fort, trotzdem ernste Gründe zu Vorsicht mahnen. Die Rentabilität der Randgruben leidet unter den schwierigen Arbeiterverhältnissen und der Kostensteigerung. Die A. Goerz & Co. Ltd., der südafrikanische Vorposten der Deutschen Bank, kann ihren Aktivnären für das Jahr 1910 keine Dividende geben. Das war eine Ueerraschung; trotzdem das Mißgeschick einzelner zur Goerzgruppe gehörenden Gesellschaften (Van Dyck; Roodeport Central Deep, deren Jahresgewinn von 32000 auf 8800 L zurückging) nichts Gutes vermuthen ließ. Da 1909 aber 10 Prozent gebracht hatte, hoffte man immerhin auf eine kleine Quote. Dpoch die Goerz-Company schloß mit einem Verlust von 77452 L (gegen 27900 L Gewinn im Vorjahr). Der Kurs, der im vorigen Jahr bis auf 235 gestiegen war, fiel auf 100. Nicht sehr viel besser erging es anderen Minengesellschaften. Die General Mining (Dresdener Bank) mußte mit ihrer Dividende von 15 auf 7½ Prozent heruntergehen. Werden solche Lehren nützen? Ich zweifle, Südafrika bleibt wohl das Gelobte Land der Hoffnung. Von dem Publikum der Effektsenspielplätze unterscheidet sich der Waarenspekulant durch größere Branchenkenntniß. Die Leute, die in



Fernweh,  
197

Weizen, Kaffee und Zucker spekuliren, haben meist engere Beziehungen zu ihrem Gegenstand als das Heer der „Papiernen“. Wegen dieser Beherrschung des Stoffes werden sie der Volkswirtschaft gefährlicher als der Werthpapierspekulant. Der schadet meist nur sich selbst. Der Andere aber erschwert Produzenten und Konsumenten das Leben. Um den Konsumenten kümmert man sich ja kaum noch; das Bedürfniß des wirthschaftlichen Betriebskapitals entscheidet. Der Waarenspekulant kann seinen Unternehmungen sogar den Schein ökonomischer Nothwendigkeit geben. Den Patten, Ialuzot, Santa Maria, mögen sie in Weizen, Baumwolle oder Zucker gearbeitet haben, wäre allerdings der Nachweis wirthschaftlicher Berechtigung schwer geworden. Aber die Kaffeevalorisatoren geben sich für Retter des Vaterlandes aus. Die letzte Auktion von Valorisation-Kaffee (das Komitee selbst kaufte den größten Theil der angebotenen Menge zurück) hat aber gezeigt, wie schlecht die Sache steht. Trotzdem soll für Gummi eine ähnliche „Sanirung“ des Marktes versucht, der Preis künstlich gehoben werden, damit der brasilianische Gummiproduzent seine Waare nicht billig zu verkaufen braucht. Der Konsument mag sehen, wo er bleibt; ihm wird der Gummi so lange vorenthalten, bis er zu jedem Preis kaufen muß. Ob er sich die neue Diktatur gefallen läßt? Ladon.

Fernweh.

(Ein Nachtrag zu den männlich schönen „Deutschen Sonetten“, die der Dichter neulich bei Ernst Rowohlt erscheinen ließ.)

hartes Dasein auf der deutschen Erde,  
von Musen nicht, von Künsten kaum umschmeichelt  
und, vom Verständnis; bäurisch plump gestreichelt,  
verhaßt als Fremdling bei der grauen Heerde!  
Wie Glocken dumpf aus dichtem Nebel klingen,  
schallt unser Wort und Werk hier ob dem Lande;  
zergrübelt und gewogen vom Verstande,  
will es nur schwer in dürre Herzen dringen.  
Man möchte mit den Wandervögeln steigen  
und dieses spröde, kalte Volk verlassen,  
in fremdem Land in unsrer Sprache schweigen,  
im Reichthum der Vergangenheiten prassen  
und träumend nur den Puls der Zukunft fassen  
und geizig nichts von unserm Innern zeigen.  
Kaiserswerth. Herbert Eulenberg



Die Zukunft.  
Gedichte von Goethe/)  
Aus dem West-Bestlichen Diwan.  
ehandelt die Frauen mit Nachsicht!  
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,  
Gott konnte sie nicht ganz gerade machen.  
willst Du sie biegen, sie bricht;  
Läßt Du sie ruhig, sie wird noch k>ümmer;  
Du guter Adam, was ist denn schlimmer?  
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:  
Es ist nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.  
Das Leben ist ein G'nsespiel:  
Je mehr man vorwärts gehet,  
Je früher kommt man an das Ziel,  
Wo Niemand gerne stehet.  
Man sagt, die Gänse wären dumm;  
B glaubt nur nicht den Leuten:  
Denn eine sieht einmal sich 'rum,  
Mich lückwärts zu bedeuten.  
Ganz anders ists in dieser Welt,  
Ivo Alles vorwärts drücket;  
Wenn Einer stolpert oder fällt,  
Keine Seele rückwärts blicket.  
Als ich auf dem Lumphrat schiffte,  
Streifte sich der goldne Ring  
Fingerab, in wasserklüfte,  
Den ich jüngst von Dir empfang.  
Also träumt' ich. Morgenröthe  
Blitzt' ins Auge durch den Baum.  
Sag', Poete, sag', Prophete:  
was bedeutet dieser Traum?  
Dies zu deuten, bin erbötig!  
Hab' ich Dir nicht oft erzählt,  
Wie der Doge von venedig  
Mit dem Meere sich vermählt?  
So von Deinen Fingergliedern  
Fiel der Ring dem Euphrat zu,  
Ach, zu tausend kzimmelsliedern,  
Süßer Traum, begeisterst Du!  
) Nachtrag zu den Aufsätzen «Faust" und «Theater" (Nr. 3« und 31  
der »Zukunft"); zu dem dort über Goethes Dilettantismus Gesagten,



Gedichte von Goethe. 199  
Mich, der von den Indostanen  
Streifte bis Damaskus hin,  
Um mit neuen Karawanen  
Bis ans Rothe Meer zu ziehn,  
Mich vermählst Du Deinem Flusse,  
Der Terrasse, diesem Hain;  
Hier soll bis zum letzten Kusse  
Dir mein Geist gewidmet sein.  
Denn vor Gott ist Alles herrlich,  
Eben weil er ist der Beste;  
Und so schläft nun aller Vogel  
In dem großen und kleinen Neste.  
Lule will ich Deinetwegen  
Ranzen hier auf der Terrasse,  
Bis ich erst des Nordgestirns  
Zwillingswendung wohl erpasse.  
Und da wird es Mitternacht sei»,  
Ivo Du oft zu früh ermunterst,  
Und dann wird es eine Pracht sein,  
wenn das All mit mir bewunderst.  
Zwar in diesem Duft und Garten  
Tönet Bulbul ganze Nächte;  
Doch Du könntest lange warten,  
Bis die Nacht so viel vermöchte.  
Denn in dieser Zeit der Flora,  
!wie das Griechenvolk sie nennet,\*)  
Die Strohwitwe, die Aurora,  
Ist in Hesperus entbrennet.  
Sich Dich um: sie kommt! Ulie schnelle!  
Ueber Blumenfelds Gelänge  
Hüben hell und drüben helle,  
Ja, die Nacht kommt ins Gedränge.  
Studien.  
Nachahmung der Natur  
— Der schönen —:  
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;  
Gewöhnen  
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,  
Mich zu vergnügen\*)  
\*) Das Griechenvolk? «Hierin irrte Goethe", würde ein Düntzer sagen.  
") Sächsisch auszusprechen?



Die Zukunft.  
Allein sobald ich mündig bin,  
Es sinds die Griechen!  
Genug.  
Immer niedlich, immer heiter,  
Immer lieblich und so weiter,  
Stets natürlich, aber klug:  
Nun, Das, dächt' ich, war' genug.  
Rinaldo.  
Wie sie kommen!  
wie sie schweben!  
Wie sie eilen!  
wie sie streben!  
Und verweilen  
So beweglich,  
So verträglich.  
Das erfrischt  
Und verwischt  
Das Vergangne.  
Dir begegnet  
Das gesegnet  
Anfangne.  
Abendsegen.  
Der Segen wird gesprochen!  
Die Riesin liegt in den Wochen;  
Die Wölfe sind ausgekrochen.  
Sie liegt zwischen Eis und Nebel und Schnee,  
Tränke gern Eicheln- und Rübenkaffec,  
wenn sie ihn nur hätte!  
Da läuft die Maus!  
Rind, geh zu Bette  
Und lösche die Lichter aus!  
An Fanny Easxers.  
In einer Stadt einmal  
Auf dem Stadthaus,  
Ein großer Saal,  
Darin ein lustig Mahl.  
Unter den Gästen  
Eine artige Maus,  
wies bei solchen Festen  
Geht im Ehampagner-Saus;  
Sie hatte nicht so viel getrunken  
Als Schiller, ich und Alle;  
Sie war mir aber um den Hals gesunken.



Gedichte von Goethe

201

In seiner Falle

Fing man so lieblich Mäuschen,

Niedlich war sie, niedlicher im Räuschschen.

Ich hielt sie feste, feste.

wir küßten uns aufs Beste;

Doch wickelt sie sich heraus,

Fort ist die Maus!

Die treibt sich in Bsten und Süden.

Gott schenk' ihr Licb' und Frieden!

An Ottilien,

wo ich wohne,

Zeigt die Melone;

Am Paradiese

Zunächst der wiese

Liegt ein Garten:

Da warten

Hübsche Rinder auf mich.

Ich aber denk' an Dich.

In aller Jugend und Jucht

Schick' ich die Frucht.

Familiengruß.

Und so fang ich oben

Gleich, wie billig, an,

Urmama zu loben,

Die Euch mohlgcthan.

Dann geht meine Runde

Zu der'A-Mcima,

Die zu jeder Stunde

Gern die Enkel sah.

war doch je sie grämlich

Gegen diese Z?rnt?

Sind sie unbequemlich,

Ist sie wohlgemuth,

Mutter sei begrüßet

Und auch der Papa,

wie Ihr auch versüßet

Euer Ehstands-Ia.

Und so wird Ulrike

Sticheln für und für,

Daß es wohl sich schicke

Zu der Putz-Gebühr,

werden so die Knaben

Tag für Tage groß,

wie sies leidlich haben,

Gehts bei ihnen los.

,7



202  
Die Zukunft.  
Zahme Genien.  
wie es in der Welt so geht —  
weiß man, was geschah?  
Und was auf dem Papiere steht,  
Das steht eben dn.  
wie Mancher auf der Geige fiedelt,  
Meint er, er habe sich angesiedelt;  
Auch in natürlicher Wissenschaft,  
Da übt er seine geringe Kraft  
Und glaubt, auf seiner violin  
Ein anderer, dritter Grpheus zu sin.  
Jeder streicht zu, versucht fein Glück:  
Ls ist zuletzt eine Katzenmusik.  
warum ich Royallste bin?  
Das ist sehr simpel:  
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,  
Frei Segel, freie Wimpel;  
Mußt' aber Alles selber ihn»,  
Konnt' Niemand fragen;  
Der Alte Fritz wußt' auch zu thun,  
Durft ihm Niemand was sagen.  
Ihr guten Kinder,  
Ihr armen Sünder,  
Zupft mir am Mantel —  
Laßt nur den Handel!  
Ich werde walle»  
Und lass' ihn fallen;  
wer ihn erwischet,  
Der ist erfrischet.  
Laßt Luch mit dein Volk nur ein,  
popularischcn! Entschied' es,  
Wellington und Aristides  
werden bald bei Seite sein.  
Kennst Du das Spiel, wo man im lustigen Kreis  
Das Pfeifchen sucht und niemals findet,  
weil maus dem Sucher, ohn' daß ers weiß,  
In seines Rockes hintre Falte bindet,  
Das heißt: an seinen Steiß?  
Dutzende ähnlicher Reimereien sind in der Lyrik des Einzigen zu  
finden. Ists nöthig, daß die'Goeihe-Ausgaben sich ins Riesenmaß deh>  
nen? Wirds endlich nicht Zeit, den zum Hügel gehäuften Schutt wegzu-  
räumen, der Unberathenen den Weg zu den Meisterwerken sperrt.  
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Nlazlmilian Farben in Berlin. —  
Verlag ber Zukunft in Berlin. - Druck von Pas; S Garleb G, m, b, tz. in Berlin.



Berlin, den 13. Mai 1911.

Deutsche Politik.

Diplomatie.

tzast Du Ribot gelesen? Ich meine nicht Theodule, den Physio-Psychologen, sondern Alezander, den man, trotzdem er aus der Advokatur kommt und nie in einer Gesandtschaft gearbeitet hat, einen Diplomaten nennen darf. Im Senat sprach er neulich über Internati onales: Bosnien, Tripleentente und Verwandtes. DerMann ähnelt nicht einmal vonWeitem einem Titanen. Achtbarer Mittelwuchs. Das franko-russische Bündniß, das unter seiner Prokura entstand, war ihm, so zu sagen, in die Hand gewachsen. Schon der erste Nikolaus hatte, wie Tocqueville bezeugt, für den Fall erstarkender deutscher Reichsgewalt daran gedacht. Bismarcks ganze Politik war dann von der Furcht vor dieser Möglichkeit determinirt («cauckemar cles coalitions", nachSchuwalows Ausdruck; Ahnung, daß entweder Nikolais oder Kaunitzens Bündnißidee wieder aufleben und die anfällige Jugend des nach langenWehen durch denKaiserschnitt ans Licht geschafftenReiches gefährden könne). Nach Capravis (rectiu8: Holsteins) Verzicht auf die russo-deutsche Assekuranz, nach dem Sansibarvertrag und anderen Folgen der in Narwa-Spala erlebten kaiserlichen Enttäuschung war der Drang von Ost und West nicht mehr aufzuhalten. Ribot, dem Freycinet und Loubet das Auswärtige anvertraut hatten, brauchte nur eine für Moskowiternasen parfümirte Mischung von Energie und Takt. Immerhin hat er ein paar

18



Die Zukunft.

Jahre lang im Maschinenraum gesessen und weiß, wie eine Turbine innen aussieht. Sein common sense reicht nicht bis an die Gipfel der Majestät, die man den großen Dichtern der Staatskunst, Shakespeare und Bismarck, nachgerühmt hat; deckt aber das Alltagsbedürfnis. Und der Neunundsechzigjährige hat die guten Manieren einer entschwindenden Zeit. Er ist kein für die Galerie unter erkünsteltem Lächeln schwitzender Heiterling, kein Feierlichkeitkrämer, dessen Leichenbittermiene die Grazien abschreckt. In seinen Reden, die nicht blinken und der Menschheit Schnitzel kräuseln, bringt er die Pointen, ohne sie dick zu unterstreichen, zu starker Geltung. Ungefähr wie auf der anderen Bühne Coquelin und Hartmann. So hat er auch diesmal gemacht. Wodurch, fragt er, ist die nach der österreichischen Annexion überall fühlbare Krisis in eine Lysis gemildert worden? (Fühlbar, sage ich, wurde sie damals. Latent währte sie schon lange. Auch ohne die Annexion wäre die Wuth gegen den Verbündeten des Deutschen Reiches, das eingekesselt werden sollte, irgendwo explodiert.) Die Antwort des alten Herrn lautet: Durch die Erklärung Rußlands und Frankreichs, einen Krieg unter allen Umständen vermeiden zu wollen; nicht durch Deutschlands von Pourtales in Petersburg verkündeten Entschluß, dem Bündnißfall nicht auszubiegen. (Dieser Entschluß war durch das einfachste Pflichtgefühl eben so wie durch das deutsche Interesse geboten; man sollte deshalb nicht so laut damit prahlen.) Die Gefahr war weggewischt, als Clemenceau in Böhmen dem King Edward gesagt hatte: Wir machen nicht mit. Rußland konnte nicht, Frankreich wollte nicht; mit dem Rest, der dann noch blieb, wäre Oesterreich-Ungarn, nach der (leider etwas verspäteten) Sicherung der strategischen Linie, auch ohne «schimmernde Wehr» fertig geworden. Ribot deutet an, daß er anders als Clemenceau gehandelt hätte. Dummköpfe haben ihn mißverstanden. Er wollte nicht sagen: Ich wäre für den Krieg gewesen. Sondern: Ich hätte nicht vor Aller Ohren bekannt, daß ich keinen Krieg führen werde. Ostin Zuendclum egt. Er erzählt dann, was ihm sein Freund Sardou über den Werth der Inszenirung in der Politik vorgeplaudert hat, kitzelt den Lachmuskel seiner Hörer mit der Erinnerung an die neudeutsche Neigung ins Theatralische, deren einstweilen letztes Symptom in Potsdam sichtbar geworden sei, und fordert die Landsleute auf, sich durch die Blendkünste der mise-en-scene nicht verblüffen zu



lassen. Erst in diesem Zusammenhang wird der Zweck der Rede ganz deutlich. Ihr Sinn ist: eine Diplomatie, die ausposaunt, daß hinter ihr statt der starken Bataillone (bei denen, nach dem Wort unseres Alten Fritzen, der liebe Herrgott ist) Friedensputten mit Pausbäckchen stehen, entwaffnet sich selbst und kann auf die Länge mit den buntesten Theatermitteln und den kecksten Bluffs nichts Beträchtliches erreichen. Der Diplomat muß mindestens die Möglichkeit des letzten Mittels durchschimmern lassen; vielleicht genügt sie schon zur Einschüchterung des Gegners, der empfindliche Nerven hat oder die Blutprobe nicht wagen darf. Daß solche alte, nie veraltende Wahrheit wieder einmal ausgesprochen wird, unter dem drohenden Auge der Pazifisten (deren Unduldsamkeit die sämtlicher Römerorden fast noch übertrifft) ist, in tkig vealc pip. inZ time «f pesce, eine Wonne. And der Grund, daß ich die Rede Eurer Liebden zu gefälliger Beachtung empfahl.

Denn sie streift den archimedischen Punkt, ohnedessen Festigkeit Du auch das winzige Stückchen Welt, das jetzt Deiner Obhut anvertraut ist, nicht in Bewegung bringen wirst. Du bist gesund, reich, aus gutem Haus, ein kluger Mensch mit ordentlich gepacktem Schulsack. Da kann Etwas werden. Aber ich rathe Dir, so ernsthaft pathetisch und aus der Fülle solcher Erfahrung wie Carlo Moor, als er dem böhmischen Edelmann vom Räubermetier abrieth: Dienen niemals einer Regierung, die nicht gestern bewiesen hat und morgen sicher beweisen wird, daß sie tapfer ist und selbst vor dem anrückenden Birnamwald nicht ins Mausloch kriecht. And vereintest Du der visionären Schöpferkraft Bismarcks den Listenreichthum und die gewissenlose Schmiegsamkeit eines Li-Hung-Tschang: Du könntest dennoch nichts erwirken. Siehe Bismarck unter Schleinitz; den Dämon der flachen, muthlosen Routine untergeben. Der Ertrag? Wundervolle Feuilletons in Briefform; sonst nichts. Die Regierung, die Du vertrittst, muß Etwas wollen und zäh bei dem Trachten bleiben. das ihr nöthig oder auch nur nützlich scheint. Will sie nichts, so bist Du überflüssig und thust besser, auf der heimischen Scholle Deinen Kohl zu bauen. Weicht sie vor einer fuchtelnden Faust zurück, so kannst Du nichts erreichen, ärgerst Dir ein Gallenfieber an, verdirbst den künftigen Kindern die Nerven und wirst den lieben Kollegen zur komischen Stichblattfigur. Glaube mir und mache Dich eilig fort! «Selbst in Berlin kenne ich nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, in dem das Geis-



206  
Die Zukunft.  
fühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer auswärtigen Politik die Rede ist. Können Sie mir ein Ziel nennen, das sie sich vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf wenige Monate hinaus, gerade rebus sie stantibus? Weiß man, was man eigentlich will? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker; und doch traut uns eigentlich Niemand. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist." Das schrieb Bismarck aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach. Er blieb im Dienst, weil das Ende des schwachen Regimes abzusehen war und weil ihn später Roons Soldatenhand am Pflichtzipfel hielt. Aber nicht jeder Irrlichtelirer muß lebend noch einer Regentschaft den Platz räumen; und nicht auf jeden Friedrich Wilhelm folgt ein treuer und furchtloser Mann. Bedenke, ehe Du eine Aktion anfängst, wie das Ende sein kann oder sein muß, und thue den ersten Schritt nur, wenn Du gewiß bist, daß Deinem Willen der letzte frei sein wird. Bleibt Dir irgendein Zweifel: sei steif; rege Dich nicht. Gieb Dich auch nicht dazu her, eine Politik zu treiben, die vom Hof oder von der Amtsentrale aus nur widerwillig geduldet oder der gar, bei schlechtem Wetter, von dort aus entgegengearbeitet wird. Du sollst das Bindeglied zwischen zwei Höfen, zwei Staatsämtern sein. Stimmen Deine eigenen Leute nicht mit Dir überein, streben sie in eine andere Himmelsrichtung, so ist all Deine Mühe umsonst. Man läßt Dich Berichte diktiren, Menschen ködern, tuyaux aufstöbern: und verhandelt inzwischen, ohne Dirs anzuzeigen, mit Deinem Gege nspieler, dem Vertreter des Reiches, in dem Du beglaubigt bist. Wenn Dir beim Diplomatenempfang auch nur ein einziges Mal gesagt worden ist, Dein Minister, König, Kaiser, Präsident sehe, wie er selbst ausgesprochen habe, die schwebende Sache anders, als Dein Vortrag oder aicte-memoire sie darstelle, kannst Du die Koffer packen. Mußt sie packen, wenn Selbstachtung und Wirkensmöglichkeit Dir Bedürfniß ist. Der Chef oder Souverain hat natürlich mehr spezifisches Gewicht als Du in Deinem Gesandtenfräckchen. Setzt sich Einer von ihnen auf die andere Schmalkante des Brettes, das Du auf die Erde biegen möchtest, so wippst Du in die Höhe und die Fremden lachen über Deine strampelnden Beine. Wird Dir (wie neulich dem pariser Lancken von Kiderlen) barsch zugerufen, Du sollest nur Thatsachen



berichten, doch nicht Vorschläge machen, weil Folgerung und Vor»schlag der Centrale vorbehalten bleiben müsse, so wirf dem Magister den Kram vor die Füße. Er hat das Recht, hat sogar die Pflicht, dumme Vorschläge zu tadeln; ist aberkurzsichtigodereitel, in jedem Fall also hypothekarisch zu hoch belastet, wenn er grundsätzlich von Einem, der den für den Augenblick wichtigen Personen undDingen näherist alser,RathoderAnregungablehnt.Der Nimbus unseres Berufesist in den letzten Jahrzehntenja arg verblaßt. Die jungen Amusirsekretäre finden es schon witzig, in Gesellschaft zu erwähnen, daß sie als Diplomaten einfältigen Sinnes seien und um die Zubilligung mildernder Umstände bitten. Wie früher in den feudalsten Garderegimentern: »WegenUradels der Schriftsprache unkundig."Niedlich,aber blamabel. WennDiplomatie das ernsthafte Geschäft ernsthafter Menschen bleiben soll, dürfen wir uns nicht zu Meldeapparaten einschrumpfen lassen. Ich bin nicht für überfließende Sentiments, nicht für die mühsam ertüftelten Berichte, die zum Selbstkostenpreis Programme ausbieten und gleich fürAeonen dieWeltnebstumliegendenDörfern vertheilen. Noch weniger für dieUebermittlung von Salongemunkel und Iourschwatz. Als Bülow, im ersten Gesandteneifer, aus Bukarest berichtet hatte, was von rumänischen Globetrotters an Urtheilen über französische Zustände aus Paris mitgebracht worden war, schrieb Münster (der, ehe er alt wurde und seine Schläfchen durch Schoens Zauberkunststücke maskiren ließ, recht scharf beißen konnte), die «Eindrücke eines flüchtigen Beobachters an der Unteren Donau" seien für ihn, der an der Seine wache, ohne beträchtlichen Werth. Er hatte Recht. In der Werkstatt soll selbst einHans Sachs bei seinem Leisten bleiben. Wenn der wienerBotschafter in den Berichten an die Centrale zu beweisen strebt, daß der Petersburger Kollege einEsel ist oder den Gaul amSchwanz aufzäumt, muß der Denunzirte sich seiner Haut wehren. Nur: il ^ a la msniere, sagt, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Lavedans famoser Prinz d'Aurec.Daß dem Minister (bei uns dem Staatssekretär, der kein Gramm Verantwortlichkeit hat und nach obenso wehrlos ist wie nach unten, VortragenderRath und.imNothfall, Sündenböckchen desKanzlers)zugemuthet wird,ein paar Seiten mehr zu lesen, als just nothwendig wäre, ist schließlich kein Unglück. Viel schlimmer, wenn die bescheidenste Anregung, die nützlich werden könnte.von derAngst,zuHaus zu mißfallen, unterdrückt wird.



Die Zukuuft.

Ergiebt derDrusch auf der Tenne nur ein Dutzend vermahlbarer Körner: besser als nichts. Laß Dich nichtunters Hasenpanier scheuchen ! Rede im Bericht, wie Dir der Schnabel gewachsen ist. Nicht nur über den Hof und die Ministerialsphäre; wohl zu merken:nichtnur.DerNachwuchshältalletzof-undPersonaldiplo-matte fürvieuxjeu und erzählt den Andächtigen, daß er, stattPrin-zessinnenbrackenburgisch anzuschmachten undMinisterfrauenden Brillat oder Poiret zu kommentiren, mit Industriellen und Kauf-leuten verkehre,»die das Wetter machen", und so die innere Struk-tur des Landes genau kennen lerne. Wenn mans so hört, möchts leidlichscheinen; steht aberdochimmerschiefdarum. BeiIndustrie und Bank ist dieExzellenz ja im höchstenKurs; derhalbwegs an-sehnlich betitelte Diplomat wird an den Haaren zu Dinern und Routs geschleppt undMadameSnob strahlt, wenn sie auftrumpfen kann: »Wir hatten dreiBotschafter!" (Erbleicht freilich, wenn die Nachbarin eiusäem Krinas ihr eine Königliche Hoheit, einenFeld-marschall oder Kardinal als zu ihrem Dunstkreis gehörig unter die Nase halten kann.) Aber derTypus Kom« sapiens comm., von dem man da zu lernen beflissen ist, will sehr gründlich studirt sein. Gerade die kräftigsten Exemplare sind ganz apolitisch, sehen die Welt nur aus ihrem Geschäftswinkel, umklammern mit ihren Wünschen nur den rauchenden Schornstein und schwören im glor-reichen Sommer dertzochkonjunkturdarauf, daß ein vinter «f äis-content nie mehr anbrechenkönne. Bismarck wurde wild, wenn er las, Gerson Bleichröder habe ihn»berathen". « Selten sogar finan-ziell. Als ich die Ordre zum Verkauf meiner russischen Papiere gab, kam er ganz verstört nach Varzin. Und in der Politik war dieser höchst gescheite Mensch eigentlich immer auf der falschen Seite, bis Paul Hatzfeldt oder ein anderer Getreuer ihn sanft in die Klarheitführte." Ohne ein reichlichesMaß mißtrauischer Skep-sis kann Unseins da höllisch hereinfallen. Das Auge der Ge-schäftsleute ist anders, zu anderem Zweck eingestellt. Ergo: Dieses thun und lenes nicht lassen. Daß man Produktion und Konsum, Leistung- und Absatzfähigkeit, Löhne, Zölle und Frachttarife des Landes, in oder mitdem man Geschäfte machenwill, kennen muß, ist klar; und auch diese Welt ist dem Tüchtigen nicht stumm. Sieh Dir die wichtigsten Großgüter, Fabriken, Bergwerke, Elektrizität-centralen, Werften, Banken nicht nur von außen an, sichere Dir den Einlaß in denBörsensaal (einBesuch bleibt bis ansLebens»



Deutjche Politik.

L09  
ende auf Deinem Kreditkonto) und versäume keine Gelegenheit zur Aussprache mit Finanzhauptlingen und Industriekapitänen. Für Diners und andere unbesteuerte Lustbarkeit ist suprema lex: sich rar machen; wer als Tafelaufsatz hinter allen Millionärs-tellern thront, wird bald nicht höher geschätzt als das goldene Stühlchen, das man vom Möbelverleiher für Stunden miethet, und kommt leicht in den Verdacht, daß auch er für Taxpreise zu haben ist. Das Beste, was Du wissen kannst, wirst Du noch heute aber fast immer aus der Region der herrschenden Mächte holen. Ob Ihre Hoheit einen verdorbenen Magen oder einen neuen Kammerherrn (mitübertragenemWirkungskreis) hat, istjagleich-giltig. Wichtiger schon, welche finanzielle oder politische Groß-macht Seiner Hoheit die Spiel- oderTermingeschäftsschulden be-zahlt hat. Und manchmal entscheidend, ob Serenissimusnoch sous le ckarme einer bestimmten Diplomatenfrau ist, die nach langer Cirkulation in ihres Busens Tiefe (und Breite) die Wissenschaft einer ganzen Handelsabtheilung gespeichert hat. VorAllem: lernt die Weiber führen! Woher ein Minister sein Eheglück bezogen hatundwo er Ergänzung sucht, istniemals belanglos. Demarmen Abb ul Hamid sind trotz seinem starken und ausgekühlten Gehirn Albaniens Damen gefährlicher geworden als weiland Herrn Me-phisto die thessalischen Hexen. DamußmanBescheid wissen. Jedes Fädchen festhalten. Eines Tages ist es zu brauchen. Fehlts, so ist im StickwerkDeinerBerichte eine kahle Stelle, für die kein an-deres Garn Paßt und die des Betrachters Vertrauen mindert. Wie man die Fädchen findet? Im Diplomatenexamen hats Keiner gelernt. Unsere Vorbildung ist ja zum Weinen dürftig; noch schlechter als die der Kriminalisten, die vor der brennenden Wirklichkeit mit ihrem dünnen Jus nichts anzufangen wissen und die Verantwortung deshalb am Liebsten auf Kollegien oderLaien abwälzen. Staatswissenschaft mitVölkerrecht und andcrerAlche-mie; dann das Attachement an eine Gesandtschaft, deren Kopf eineAutorität in Saucen und Westen, im Handwerk aber ein pro-tegirter Stümper ist. Tanz, Liebschaften, Sportund Kunstspielerei; allesAmtlichestetsvondemWunsch bestimmt,in derCentrale den Ruf eines «nettenKerls" zu erwerben. Kennt derBaccalaureus Belgrad ein Bischen, so wird er nach Tanger verfrachtet; hat er da an der Scherifenflasche, die nicht mehr im Mindesten stinkt, geschnüffelt:AbfahrtnachPekingoderRio.Wers ohne sichtbaren



LI«  
Die Zukunft.  
Gehirnschwund aushält und nicht mit beiden Beinen in eine Hofschüssel tritt, wird vor dem Abend aller Tage Erster Sekretär und kann sich, nach neuen, unkombinirbaren Rundreisen, als Vertreter des kranken oder abwesenden Missionchefs irgendwo in die Sonne setzen. Ist er bequem, berichtet also in «mnibus, wie es zu Haus gewünscht wird, giebt dem lebenden Inventar der Centrale den ersehnten Zucker zu essen und bringt in den Ferien einen Anekdotenhort heim.so wird er beidernächstenVakanz«berücksichtigt" und avancirt zum Reichsvertreter. Vertritt nun ein Reich von fünfundsechzig Millionen Menschen, von dem er mit Bewußtsein weniger gesehen hat als von den Zufallsstätten seiner Sekretärsthätigkeit. Das wird immer vergessen. Gründliche Erforschung des fremden Landes ist wünschenswerth, gründliche Kenntniß der Heimath aber ganz unentbehrlich; Kenntniß, die der Student und Assessor sich gar nicht schaffen kann. ttic Kaeret aqua. Gleich hinter der Quelle. Erkunde mal, was die Botschafter von Industrie, Technik, Handel ihres Landes wissen. Kein Wunder, daß Outsiders (Bismarck war eigentlich auch einer) wie D'Israeli, Rhodes, Eduard, der kleine Delcasse und der lange Marschallmehr geleistet haben als ein Dutzend Zünftiger und daß in den Vereinigten Staaten, wo man mit Kaufleuten und Technikern als politischen Agenten guten Erfolg gehabt hat, ernstlich erwogen wurde, ob man nicht Kornelius Vanderbilt auf Hills berliner Platz schicken solle. Als einziges Auslesemittel der Gotha, unzulängliche, alle modernen Mächte als quantites neAliZeables behandelnde Vorbildung: was kann da herauskommen? Das Material ist ja nicht so schlecht, wie Einer, der die ödenArtikel der früh oder spät Pensionirten Herren liest (in unserem Kontingent ist Heyking fast der Einzige, dermit derFederEtwas zu sagen hat),annehmenmüßtc, und unter den lüngereren sind sehr fähige Leute. Zeitgemäße Erziehung würde aber ein viel besseres Maschinenpersonal liefern. Mit dem System, auf dem wir schlafen, käme eine Aktiengesellschaft nie in dieSeligkeit einerDividendc. Was hier und da noch erlangt wird, ist demMenschenverstand und der Menschenkenntniß Einzelner zu danken. Und im Besitz dieser Eigenschaften wird man auch Fädchenfinder. Für dieMimicry, dieBülow empfahl, bin ich nicht; ein Gesandter, der sich in das Sittenkleid des fremden Landes ver mummt, gestern Iapaner war und morgen Vankee wird, täuscht bald kaum noch den Neuling und kommt rasch um



seine Reputation. (Daß er cker öernsrcl von allen guten Geistern geflohen war, als er das Alkibiadesrezept an die Marktmauer klebte, weiß er selbst längst.) Nein: der Diplomat soll auch in der Fremde seine Landesfarbe bewahren. Sich als Fremden fühlen; also, versteht sich, die Zunge im Zaum halten und nicht in einem Witzfeuerwerk glänzen, dessen Kosten am Zahltag die Heimath zu tragen hat. Ob er, wie Hugo Radolin von sich rühmte, in einer Republik Royalisten und Kommunisten an seinem Eßtisch sieht, ist nicht entscheidend; die Hauptsache: was er aus den Menschen und Daten macht, die seinem Auge vorüberziehen. Er kann stockstill im dunkelsten Hintergrund lauern und sich als ungeselliges Thier verschreien lassen: und dennoch alles ihm und seinem Land Nöthige erfahren (Methode Cambon). Er kann die Korkzieher-taktik wählen, sich in den dichtesten Schwarm stürzen und, mit dem treuen Blick eines guten Kindes, Jedem das letzte Geheimniß entlocken, ohne selbst je eine greifbare, dem Gedächtniß hasbare Meinung über die Lippe zu schicken (Methode Nicolson). y«u like it. Jeder nach dem Maß persönlicher Mittel. Wenn nur ein Profit für das Land herauspringt, dem man dienen will. Und mit aller Kraftdienenmuß; mags Einen (siehe abermals Bismarcks Briefe an Schleinitz) noch so schlecht bezahlen. Ich nannte zwei Methoden; und könnte zehn andere nennen. Eine aber ist ganz unwirksam geworden; die von Chlodwig Hohenlohe in den Programmsatz gefaßte: „Immer einen guten schwarzen Rock anhaben und immer den Mund halten!“ Damit käme selbst ein Reichsfürst heutzutage nicht weit. Königswürde und Botschafter-rang sind keine Sinekuren mehr. Das Land fordert gebieterisch das Aufgebot aller Kräfte. Und diesem Land gehört Unsereins mit Haut und Haar. Nicht, notabene, der Kolonie der Landsleute. Deren Interesse deckt sich nicht immer mit dem der Heimath; und der Diplomat, der sich allzu zärtlich der Landsmannschaft anbietet, muß Gründe zu solchem Streben nach guter Censur haben. Bleibe nicht in Dein Museum gebannt und zeige Dich, wenn Du ins Licht trittst, nicht steif. Jedem gewaschenen Menschen muß Du erreichbar sein; spätestens in drei Tagen. Das kannst Du, wenn Du Dir den Kleinkram der Bureaukratie vom Hals hältst. Daß ein Botschafter halbe Tage opfern muß, um für irgendeinen Heerden-hammel einen Kronenorden vierter Güte zu erwirken, die Deko-ration eines rüddigen Schafes durch ellenlange Berichte abzu-



wehren oder dem Herrn Theaterintendanten für sein nächstes spanisches, persisches, assyrisches Stück Bühnenskizzen und Kostümfigurinen zu besorgen, ist eine Affenschande. Weigere Dich! Aeber die Vorarbeit und Fourierreistung für Monarchenreisen (milde Erpressung der Einladung, Preßmassage, Anwerbung der zuverlässigsten Claque) brauchst Du, als unabhängiger Mann, nicht hinauszugehen. Leistest dem Land einen Dienst, wenn Du Quisquillienicht an Dich lässest und für die Verminderung des Schreibwerkes Prämien aussetzest. Dann bleibt Dir Zeit, zu leben, Menschen zu sehen, dem hungrigen Geist Futter in die Krippe nachzuschütten und so nebenbei auch die Gesuche der ehrenwerthen Konationalen entgegenzunehmen. Kolonialdiplomati müßten Wort-sinn, Vertrauensmann jedes Sangesbruders und Geschäftspatrioten darfst Du nicht werden. „Dein Ohr leih' Iedem, Wenigen Deine Stimme; nimm Rath von Allen, aber spar' Dein Urtheil.“ Womit ich denn in die Weisheit des würdigen Herrn Polonius entgleist bin (in dem sich ja, nach Goethes Meinung, Leere und Bedeutsamkeit, die Kennzeichen des Witzblattdiplomaten, zum Entzücken vereinten). Das Feld ist gar zu weit und ich konnte nur die paar Hainichen ausrufen, die am Weg standen. Gertrudens Oberstkämmerer war übrigens wirklich nicht dumm; und Du darfst mich nicht wie eine Wasserschloßratte behandeln, wenn ich aus seiner Hinterlassenschaft noch drei Verse lüfte. „Die Kleidung kostbar, wies Dein Beutel kann, doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt.“ Ein sehr wichtiger Rath. Den Luxus der „persönlichen Geschmacksnote“ darfst Du auf solchem Posten Dir nicht gestatten. Mußt immer in der Mode nobler Gesellschaft bleiben; in der vorletzten wirst Du noch besser als in der letzten aufgehoben sein. Sieh gut aus (aber nicht wie Maran oder Alexander, wenn sie Gesandte spielen) und hüte Dich, dem sehr wackeren Kollegen ähnlich zu werden, dem der Kontrast zwischen der Rolle, die ihm an einem Ultimatumstag aufgebürdet ward, und den Mängeln seiner windschief schwankenden Körperlichkeit den Spott aller bösen Nachbarn zugezogen hat. And der dritte Vers aus dem Evangelium Polonii? „Dies über Alles: Sei Dir selbst getreu!“ Dann wird, da Du ein muthiges Herz und einen klaren Kopf hast, von Deinen Mühen mehr bleiben als die Erinnerung an einen soignirten Herrn, bei dem man aß wie bei Gambettas Gottin Frankreich, der eine Weile auch mit allerlei Hokusfokus die Zuschauer vcr-^



Deutsche Politik.

213

bluffte, in den Schicksalsstunden seiner Nation sich aber, im Schutz des Dunkels, auf Filzsohlen aus der Schußlinie schleichen mußte. Staatsmannschaft.

Pleners Memoirenband hast Du wohl schon durchblättert.

Sonst: er lohnt; sehr gescheiteundmanchmalwunderhübsch plastische Darstellung. Nicht gerade heiter stimmt die Wahrnehmung, mit welcher wissenschaftlichen und weltlichen Vorbildung damals Einer ins Parlament ging; was er zuvor gesehen, erlebt, studirt hatte. Im österreichischenReichsrath haben sienoch jetztkultivirte Leute; im Herrenhaus mindestens ein Dutzend guter Exemplare. Wir? Sieh Dir die Artikel an, die von den Spitzreitern aus Reichstag und Landtag in unsere Welt geschmettert werden. Ueber Gesetze und Detailfragen oft recht verständig; über hohe Politik und alles von fern mit Kulturproblemen Zusammenhängende so armsälig, daß mannur dieRedakteure bewundert, die solchesZeug, immer wieder, aufzutischen wagen. Ticf unter der Durchschnittsleistung der besseren Parteijournalisten (von der die Häuptlinge ja, als Redner und Schreiber, leben). Bülow pflegte zu fragen, welchen Theil ihrer Diäten die Herren denn für die Aufnahme dieser insipiden Machwerke hingeben müssen, und heuchelte, sehr nett, ungläubiges Staunen, wenn er dieAntwort erhielt, daß der Quark noch über denAlltagstarif hinaus honorirtwerde. Gelesen wirds eben so wenig wie derBericht über die Verhandlungen der Hohen Häuser. Das preußische Haus der Herren hatte vor Ostern den Vorck,Köller,Wedel,Gwinner,Kopp ein paar leidlicheTage zu danken (die zeigten, was ein Reichsoberhaus, die Vertretung von Intelligenz und Erfahrung, uns sein könnte). MehralsSpezialkenntniß und Plaudertalent aber eigentlich nur Vorck von Wartenburg, dem auch prompt vorgeworfen wurde, daß er,, akademisch" geredet habe. Jedesmal, wenn ein Erwählter halbwegs wie ein gebildeterMensch sprach. Ernst Plener ist ein Kaliber, das uns fehlt. Allerliebste, wie er die Diplomaten zeichnet, mit denen er in Paris und London zu thun hat. Den trinkhaften Hompesch, der beim Rothspohn Kalnoky in die Katholikenlehre nimmt, und den spanischen Beau, der auf dem Kamin die Photographien seiner zwölf »einzigenGeliebten" stehen hat. Lange ists her. Beust war noch Minister und dieAlbertHall wurde eröffnet. Da konnte man mit Personalzettlung und derAllure des Vielgeliebten Geschäfte



21Ä  
Die Zukunft.  
machen. Unter die Haut geht mir der Eindruck, daß vor der Reichszeit auch unser Außendienst besser war, als er heute ist. Robert Goltz, den Plener als Preußischen Gesandten in Paris fand, war, mit all seinen bösen Fehlern. eine andere Nummer als unsere letzten Botschafter; und hatte Paul Hatzfeldt, Radowitz, Loe (als Militärattache) und die erträglichen Metierkenner Solms und Saurma. Eine so anständige Zusammensetzung wird nicht mehr leicht zu finden sein. Ein wahrer Segen, daß man auch anderswo keine leuchtenden Bilder herausstecken kann. In Paris sitzen die Ramponirten, mit denen es zu Haus nicht länger ging; in London ist, seit Soveral zuerst seinen Eduard und dann das Manuelchen verloren hat, nur Paul Cambon noch wirklich stark, dessen Bruder in Berlin, wo außer dem tüchtigen Szögyenyi auch fast nur Mittelwaare ist und Rußland kaum mitzählt, A lles überragt; in Wien spielt die enge Interessengemeinschaft Carrwright-Crozier un jeu tres 8?rre, noch ohne sichtbaren Erfolg, aber mit Chancen für die Zukunft; und in Petersburg müßte, da Koryphäen fehlen, unser Kurs, namentlich in der Gesellschaft, von Rechtes wegen höher sein. Je weiter Du dann ostwärts kommst (am Goldenen Horn wetteifert der Franzose jetzt mit Marschall an Betriebsamkeit und Abiquität), desto übler duftet der Braten; und auf die Frage nach der Qualität der Beglaubigten käme in mancher Residenz wohl die Antwort, die der Balkangesandte erhielt, als er den italienischen Kollegen nach der Wesensart der p.t. Minister gefragt hatte: „I.a mortaclella 6i Solo^ns!“ (Gemisch aus Esel und Schwein.) Unsere Leute sind sauber; nur nicht immer Valeurs. Staatssekretären, die als Nullen erwiesen sind, dürfte man nicht wichtige Botschaften anvertrauen; und Köpfe wie Monts und Mumm. bei unserer Armuth, nicht feiern lassen. Aber wie soll man die Knechte loben? Kommt doch das Aergerniß von oben! Wenn wir die Frage nach der Staatsmannschaft Aehrenthals (der als Diplomat im engeren Sinn famos war und für den ersten Theil der bosnischen Campagne reichliches Lob verdient) ausschalten: wo ist Einer, der uns an beträchtliches Maß gewöhnt hat? Der brave, fleißige und auf seine Weise kluge Rechtsanwalt Cruppi lernts, wenn ihm Zeit bleibt, vielleicht noch und scheint wenigstens keine Angst zu haben; ist einstweilen aber ohne jede Detailkenntniß und ganz auf fremde Hilfe angewiesen. Sasonow war, schon ehe er zusammenbrach, ein kleiner, kränklicher Mann, der garnicht wußte,



wie er zu dem Potsdamer Erfolg (dafür gilts drüben) gekommen war. San Giuliano: einer der Guirlandenwickler, die Italien in allen Formaten aufLagerhat; daseinLand nureinengefährlichen Feind sieht, auch, so lange Franz Joseph lebt, vor ernsterSchwierigkeit bewahrt. Sir Edward Grey aber ist so unzulänglich wie kaum je ein Herr des Foreign Office. Viel radikaler als selbst Lloyd George (der, wenn er nicht zu dem Mann auf der Straße spricht, höchst vernünftig sein kann und sich im Stillen lange schon um die Einigung mit dem Oberhaus bemüht); ganz wild gegen die Lords und ohne Gedanken, die dem Empire nützen könnten. Ein großer, historischer Name als Firmenschild vor einem leeren Haus. Daher die Minderung des britischen Einflusses in die Türkei (derenHerrlichkeit sacht zu Ende florirt)und die Unfähigkeit, das vonEduard Gebündelte zusammenzuhalten. Der, siehst Du, verstand sich aufs Geschäft. Der hat der Zunft noch einmalgezeigt, was der Einzelne zu leisten vermag. Natürlich hats ein König bequemer als der von einem König Abhängige; steht aberinunbequem Hellem Licht. Und auch der Gekrönte kommt nur an das Ziel, wenn er eins hat. Da liegts, sagt der Dänenprinz, den ich schon in der Tertia liebte. Bevor man erörtert, wie, mit welchen Mitteln und in welcher Frist, eine Aufgabe zu bewältigen ist, muß die Aufgabe klar vor dem Auge stehen; die eine, derAlles unterzuordnen ist. Warum kam Bismarck mit Goltz in Konflikt? Warum saß er in der Weihnacht des Jahres 1863 Stunden lang, um dem Gesandten nach Paris zu schreiben? Nicht, weil Goltz sich nicht auf die Meldung von Thatsachen beschränkte, sondern Vorschläge machte, die dem Minister nicht paßten und beimKönig, dem sie vorgelegtwerden mußten, das Spiel erschwerten. «Berichte, die nur die ministeriellen Anschauungen widerspiegeln, erwartet Niemand. Ich vertrage jeden mir gegenüber geübten Widerspruch, sobald er aus kompetenter Quelle hervorgeht. Ihre Berichte aber nehmen die Natur ministerieller Vorträge an, die dem König die entgegengesetzte Politik von der empfehlen, welche er mit dem gesamten Conseil selbst beschlossen und seit vier Wochen befolgt hat. Eine scharfe, wenn nicht feindsällige Kritik dieses Entschlusses ist ein anderes Ministerprogramm und nicht mehr ein gesandtschaftlicher Bericht. Nützen kann solche kreuzende Auffassung nicht, aber schaden; denn sie kann Zögerungen undUnentschiedenheiten hervorrufen. Und jede Politik halte ich für besser als eine schwankende.

„



Die Zukunft.

Goltz merkt, daß der Streit sich nicht um eine Kompetenzfrage dreht. «Wenn die Gesandten durch eine Art von Terrorismus, der gegen die Einen in zarter, freundschaftlicher Form ausgeübt, gegen Andere bis zur Drohung der Maßregelung gesteigert wird, gehindert werden, ihre Ansicht auszusprechen, wenn man sogar jeden einzelnen Gesandten im Dunkel über die Auffassung der anderen hält und hierdurch eine Konstatierung ihrer Uebereinstimmung unmöglich macht, so ist der König nicht mehr en pleine connaissance de cause. Er opfert dann leicht die Ansicht auf, zu der er ursprünglich neigte und von der er nun annimmt, daß sie nur von Dilettanten, Professoren, Kreisrichtern und anderen Revolutionären getheilt werde, während mehrere seiner eigenen Diplomaten, die er auf die wichtigsten Posten gestellt hat und die ihm daher doch einiges Vertrauen einflößen müssen, ganz der selben Ansicht sind. "Der helle Robert weiß, daß der « verehrte Freund" (der später nur noch als «verehrter Chef" angesprochen wird) mitten in dem dänischen Hader nicht Lust hat, einen Rüffel auf langen Seiten zu begründen; daß Bismarcks Zorn aufgeschäumt hat, weil der pariser Gesandte die Hauptaufgabe Preußens nicht erkennen lernt. Was objektiv richtig ist, was unter anderen Umständen falsch wäre, kümmert ihn nicht; die Stunde will ihr Recht. Soll Preußen wieder Großmacht werden, soll es an die Spitze eines von Oesterreich gelösten Staatenbundes gelangen, dann muß es den Muth zu einer Politik haben, die der Kurzsicht grundfalsch scheint. Eine Aufgabe: und alle erreichbaren Mittel in ihren Dienst gestellt; drinnen und draußen; mag sich um die Heeresorganisation oder um das Wahlrecht, um den Bundestag oder um Dänemark handeln. Weil er von 1862 bis 70 durchsetzen konnte, daß für den einen Zweck alle Mittel aufgewandt wurden, hat Bismarck seinen Sieg gesichert. Heute? Die Aufgaben scheinen mir noch nicht einmal erkannt und gestellt. Wie dürfte man da an die Bewältigung denken? Kanzler oder auch nur Minister des Auswärtigen darf man aber nicht werden, wie man Hotelportier oder Bureauvorsteher wird: in der angenehmen Zuversicht, daß man behaglich leben und das von Anderen Erworbene sich bewahren werde. Auf solche Posten gehört nur, wer Etwas will. Wer sich gesagt hat: Dieses werde ich leisten oder verschwinden. Alle Leute, die hineingehen und abwarten, was der nächste Tag bringen werde, sind im höchsten und im tiefsten Sinn unbrauchbar für diese Aemter.



Alle, die nur verwalten, im Einzelnen bessern wollen, aber nicht das neue Ufer sehen, an das sie der neue Kahn tragen soll. Velle n«n öiscitur. Wers nicht in sich hat, soll imThal bleiben; Geheimrath, allenfalls Unterstaatssekretär. Den höchsten Sitz darf nur Einer erklettern, der oben Etwas zu suchen hat: den Weitblick auf das in Nebeln geahnte Ziel. Der sich selbst eine Aufgabe stellte. dnarit^ beZin8 at kome. Am die deutsche Aufgabe zu erkennen, braucht man eigentlich doch keinHexenmeister oder Genielandkind zu sein. Seit 71 ungeheure Steigerung desWohlstandes (durchIndustrie, Technik, Handelsbetrieb aller Sorten), aber kein nennenswerther Gebietszuwachs (keiner wenigstens, der an Massensiedlung oder indische Einkünfte denken läßt). Menschenzuwachs: in jedem Jahr fast eine Million. Das stärkste Heer (wie lange noch in einer Zeit unaufhaltsamer sozialer Umpflügung, die Frankreich zwingt, auf den Uniformprunk zu verzichten, und an allen Ecken, nicht nur im Kopf des Herrn Jaures, den Wunsch nach Milizformation auftauchen sieht?). Eine Flotte, deren Dreadnoughts und schnelle LinienkreuzerBritanienFurcht einflößen. Die ganze Herrlichkeit aber zum größten Theil auf Exportmöglichkeiten gebaut, die nicht bis indenlängstenTagwährenkönnen. Was uns heute nochAbsatzland ist, kannübermorgendenBedarfimeigenen Haus decken oder von billigeren, vielleicht nurnäherenLieferanten beziehen. Die Auswanderung unserer Großindustrie und die geradezuschmählichenHandelsverträge, dieLändervomRang Portugals und Schwedens uns zumuthen durften, zeigt obendrein, wohin die Zollglorie zuführen droht. Laß Rußland sich aufraffen odervonAmerika, Belgien, Japankaufen, laß nur einen winzigen Theil Chinas sich industrialisiren (das dazu taugliche Menschenmaterial hats): und siehDir die umgestülpte Europa an. Tag vor Tag wird von den Fricdlichen mit der Erinnerung gekrebst, daß England unser bester Kunde ist. ^11 riZKt.And wenn dem Schiedsgerichtsvertrag einZollbündniß folgt, dem Qrester Sntam ein angelsächsisches Imperium, das die Frage rasch vergessen läßt, ob in KanadaundAustralienderUnionlackweht,undsich,nachderBändigung desJapcinerhochmuthes, nicht nur die Versorgung des Erdostens sichert? Um die Möglichkeiten solcher Entwicklung zu begreifen, muß man sich dieZiffern vorsAuge rücken, mit denen wir nur auf der Pankeeseite zn rechnen haben. DieBereinigten Staaten hatten unter Washington 4, haben jetzt 95Millionen Einwohner



218  
Die Zukunft.  
und werden 1940, nach nüchternem Ermessen, 160 Millionen ha-  
den. (New Vork allein hält, mit den Vororten, bei 7 Millionen  
und hat in seinem Hafen einen beträchtlich größeren Tonnenverkehr  
als London.) Der Nationalreichthum übersteigt die addirten Sum-  
men des großbritischen und des französischen Vermögens; das  
Schienennetz umspannt in Länge und Breite vierzigtausend Mei-  
len mehr als das gesammteuropäische. Faßt Dich ein längst ent-  
wohnter Schauer ? Nun bedenke schnell noch, daß Rncle Sam bald,  
nach der Oeffnung des Panamakanals, auf zwei Weltmeeren  
operiren kann unddaßer, wieder mexikanische Stank beweist, Mit-  
telamerika morgen unter sein sanftes Loch beugen will. Dann ist  
der Weg in den Süden frei; und einer nicht stockblinden Regir-  
ung des Britenreiches wird die Ersetzung romanischer durch an-  
gelsächsische Herrschaft nicht nur im Bezirk der quelques srpents 6e  
neige willkommen sein, auf die pariser Thorheit einst Kanada be-  
schränkt glaubte. Die Ziffern der Produktion (Gold, Kohle, Stahl,  
Getreide, Baumwolle) sind heute schon so, daß dem europäischen  
Leser sich eine Eiskruste um die Haut legt. (Sorge dafür, daß der  
Chef den von Bartholomew herausgegebenen ^tlas c>t tke vorlä's  
commerce anschafft. Der dürfte in keiner Botschaft fehlen. Wir  
haben in deutscher Sprache nichts so Vorzügliches.) Wenn Leute,  
die in so breiter Assiette sind, denen das blanke Gold in die Zähne  
wächst und selbst die Aenderung des Zollsystems keine Lebens-  
gefahr bringen kann, Leute, deren Kriegsheer den tortes milices 66-  
mocratiques des Genossen laures mehr ähnelt als unserer Armee,  
jetzt, nicht lange nach dem Antritt der spanischen Erbschaft, wieder  
territoriale Ausdehnung erstreben, muß auf dem alten Kontinent  
eigentlich auch der auf beiden Augen Blinde mit der Nafewittern,  
woher der Wind weht. Und der Deutsche endlich zu ahnen an-  
fangen, vor welche Aufgabe ihn das Schicksal gestellt hat. Hier,  
Michel, mußst Du siegen; oder wirst von Deiner Höhe sinken.  
Was er braucht, darf er nicht am Ende der langen Bank lassen.  
Mit all seiner Kraft und Lammsgeduld kann er weder die Rüst-  
ung noch das Zollgewicht durch ein neues Menschenalter schleppen,  
in dem die Rivalen sich mit leichterem Gepäck auf den Marsch  
machen werden. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Vierzig  
Jahre lang Wehrmachtkosten, deren Jahresbetrag bald andert-  
halb Milliarden übersteigen wird, und die stete Versicherung, daß



man den. Frieden wolle, nur den Frieden, die theure Maschine also nicht in Betrieb setzen werde: Das gab noch nie einen Reim, der dem Volk traulich im Ohr haftet. Eben so wenig ist auf die Dauer mit einerWirthschaftspolitik auszurichten,diedenAbschluß uns günstiger Handelsverträge hindert,von dersich,nichtdeshalb nur.derWesten und Süden sacht schon abwendetunddie.sonothwendig sie in der Spanne eines Jahrhundertsrittels war, nun unmodern zu werden beginnt. Sicherung und Weitung des Absatzes durch Schiffsgeschütze: dieserTraum konnte nicht ewig währen. Was wollen wir? Nur konserviren? Für England, das seit Gladstones Unglückszeit Egypten und denSudan, dasTransvaal und den Oranjstaat, das ganze Sansibar und das halbe Persien geschluckt, Afghanistan, Tibetund andere saftige Landfetzen in seine Einflußsphäre gezogen hat, mag solches Programm genügen. Und daß selbst die vollgestopfte Dame Britannia Neues will (Versöhnung der Iren durch Homerule nach Garwins Vorschlag und, mit irischer Hilfe, Vorbereitung einer vom Freihandelsweg abbiegenden Tarifreform und einer unbeschränkten anglo-amerikanischen Interessengemeinschaft), lehren die Versammlungen, die, unter dem Patronat der höchsten Geistlichkeit und der Parteiführer aus beiden Lagern, seit Wochen täglich den Angelsachsenbund empfehlen. Auch wir müssen weiter; dürfen nicht, wie die Schoßkinder der Mama Natur, still auf unseren Stühlchen hocken. Land für die nachwachsenden Kinder und die Gewißheit, daß wir alles im eigenen Haus Produzirte mitNutzen loswerden: da ist eineAufgabe. Für deren Bewältigung es zu fpät wird, wenn wir noch eine Weile warten. Der alle Politik, innere-und äußere, ohne Zaudern und Schwanken angepaßt werden muß. Wir haben keine Zeit zu Katholikenhetzen und müssendenimGeistdemPapstAnterthanen die Prüfung der für Protestanten,Juden und Gottlose am Ende nicht allzu wichtigen Frage überlassen, ob sie sich durch denAnti-modernisteneid und andere hispano-römische Thorheit zu schwer belastet fühlen. Wir müssen endlich einsehen, daß Michel, auch wenn er eine Ballonmütze aufsetztodereinerothe Nelkeins Knopfloch steckt,nochimmerMichelbleibt; daß der Entschluß der Bayern und Sachsen,die organisirten Arbeiter nichtmehr,wie wildcThiere, von der Straße zu scheuchen und ihren Ordnern das Polizistenrecht einzuräumen, höchst verständig ist; daß der Germane nicht i»



Die Zukunft.

Revolutionen, nach romanischem Muster, macht; und die alberne Sozialistenfurcht aus den Knochen schütteln. Findet der Herr Abgeordnete Schulze-Schweiningen einen Harmlosen, der ihm den stümperhaft stilisirten Nachweis, daß der Kollege Otto Bocher ein Esel ist, abdruckt, honorirt und nach drei Tagen für den Angegriffenen das Selbe thut: meinetwegen. Aus den Parlamenten aber müßte der Kehricht verschwinden. Daß drei Mertel der Tagwerkszeitanden Versuchweggeläppert wird, die Nachbarparreien zu verdächtigen und, nur zum Beispiel, die Erbärmlichkeit einer Finanzreform zu erweisen, die nothwendig war und deren Last Keinem unerträglich ist: Das giebts auf der weiten Welt nur bei uns. Die Nation wirds nicht dulden, wird diese Form parlamentarischen Betriebes als Verrath der Reichsinteressen erkennen, wenn sie ahnen gelernt hat, daß sie an ein lohnendes Ziel geführt werden soll und nur nach dem Aufgebot ihrer ganzen, unverzettelten Kraft dahin gelangen kann. Du weißt, daß ich leidlich faturirt und von Ehrgeiz nicht auf Eisgipfel zu locken bin. Aber schaffe mir das Vertrauen Seiner Majestät, den Ruf ins Kanzleramt mit der Sicherung vor kaiserlicher Ingerenz: und ich verspreche Dir, heute noch, für den Januar Wahlen, an denen Dein loyales Herz seine Freude erleben soll. Dieses Volk ist ja leichter als irgend ein anderes zu regiren (sonst hätte es nicht vier Lustren fruchtloser Politik so geduldig hingenommen) und lechzt nach der Gelegenheit, sich in Einmuth wieder hinter eine Fahne zu schaaren, die in neuem Kampf für nationale Güter voranwehen soll.

Das, meinst Du, sei ja geplant und auf solche Banneridee laufe das Trachten hinaus? Mancher meints. Der Winter zog erst heran, als ich schon hörte, das Auswärtige solle zum Pivot des Wahlaufmarsches werden; denn kein Unbefangener könne doch leugnen, daß es da besser gehe als in Bernhards Aera. Der arme Bülow hat längst wohl von dem weiland kurhessischen Oberhofmarschall Thümmel die Tugend gelernt, des Lebens Anverstand mit Wehmuth zu genießen. Ihm, der seine Aufgabe nur darin sah, das Reich über die Gefahr hinwegzubringen, mit der ein dramatisches Temperament es bedrohte, und der so lange im Glanze stand, wird nun alles von Kiautschau bis Algesiras Versäumte aufs Schuldkonto gesetzt und selbst die Schiemänner, die er aus dem Dunkel zog und an seinem Tifch fo oft mit Rindslende und



Deutsche Politik.

22 I  
Komplimenten bewirthe, reden jetzt laut, wie von Altbekanntem, von seinen «Fehlern». Schade, daß ich ihn nicht hören kann. Zum Timon und Alceste hat er kein Talent. Wird die (nur aus unserer Luft erklärliche) Thatsache, daß die soi-äiganten Politiker, die den Kanzler umwedelten, den Entlassenen meiden, nicht einmal so bitter empfinden wie Bismarck. An manchem Tag aber, wenn er die tzeimathpreise durchschmarutzt hat, nicht wissen, ob er pfauchen oder kreischen solle. Gerade im Internationalen hatte er, bis an den letzten Lebensabend, im Reichstag stets eine große, in der Öffentlichkeitlichen Meinung eine grössere Mehrheit für sich; und nun soll Alles, was er gemacht hat, miserabel, soll er als unzuverlässig durchschaut und von Kiderlen in den tiefsten Schatten gestellt worden sein. Dabei hat er den Schwaben aus der Nacht Allerhöchster Ungnade nach Berlin gelotst; mühsam beim Kaiser durchgesetzt, daß der Schüler Holsteins zur Vertretung des unbeschreiblichen Schoen berufen wurde; ihm schon damals das Staatssekretariat zugedacht und nur, als er noch durchsetzen zu können glaubte, den Zweifel geäußert, ob ohne ihn, nach ihm der tüchtige Mann, mit dem er gern arbeite, sich contrevent et maree halten werde. Die Prophezeiung, man werde ihm Kiderlen als leuchtendes Muster hinstellen, hätte ihn aus der Fürstenwürde gekitzelt. Jetzt erlebt er; liest in den Artikeln des guten Rath, der in allen Wonnenden Inspiranten planscht, sogar, daß der Herr aus Stuttgart die Disziplin zurückgebracht habe (die unter Bülow-Holstein wirklich straff genug war), und könnte, wie der alte Dumas nach der ersten Aufführung der Kameliendame, auf die Frage, ob ihm von all der Gloria denn kein Theilchen zukomme, lachend antworten: Kit l'suteur, parbleu! Lachend; der Hominigestank wird ihm die Heiterkeit ja nicht ganz weggeekelt haben. Wer das Amt hat, hat auch die Claque. Das weiß er am Besten; und möchte vielleicht nur erfahren, welche Großthat seit seinem Abgang denn eigentlich vollbracht, welche ungeheure Errungenschaft eingeheimst worden sei. Das erführe ich auch gern. Potsdam? Damit kann man unter Auguren keinen Staat machen. Erstens wird seit Monaten, mit einer dem Selbstgefühl einer Großmacht schwer erträglichen Langwierigkeit, in Petersburg an dem Vertrag herumgedoktort, der für uns nicht vortheilhafter geworden ist und an dem Stolypin sich mit dem Stolz des redlichen Mannes weidet. Zweitens wars kein Helden-

19-



22 Z Die Zukunft.

stück, mit einem militärisch schwachen, seiner Schwachheit jetzt auch bewußten und von der Pflicht zu starker Grenzwacht bedrückten Rußland, das durch Truppenansammlung den Chinesen imponiren möchte und einen raschen Vorstoß in sein baltisches oder polnisches Gebiet nicht abwehren könnte, um denPreis des Verzichtes auf Persien und einer Bahnverbindung sich über die Bagdadtrace und daran Hängendes zu einigen. Drittens hat die hastige Affichirung dieser »Errungenschaft" mehr Unruhe gestiftet und (in Wien und Konstantinopel) geschadet, als sie irgendwo nützen konnte. Danach kam die Abweisung des britischen Vorschlages, denWehrmachtumfang zu begrenzen. War das (in der Sonne zerrinnende)Gemisch ausBarschheit undIronie, das der Kanzler da, nach einem Konsilium mit dem Staatssekretär, über die Lippe ließ, rühmenswerth, dann verdient es das Lob jedenfalls nur als ein Ueberbleibsel des von Marschall und Kriege einst für den haager Friedensschmaus zubereiteten Pökelgerichtes. Hier war ein Rhodus, auf dem sich die Springkraft erproben konnte. Stelle Dir vor, was Bismarck aus solcher Situation gemacht hätte. Auch ein Kleinerer vermochte ansehnliche Mengen von dem Boden zu ernten, auf den Grey sich so weit vorgewagt hatte. Zustimmen, SpezialVorschläge erbitten, mit artigstem Dank amendiren, an das Spalier glaubwürdiger Begeisterung stachelige Bedenken von dunkelster Föhrenfärbung ranken, sich neigen oder bäumen, vetterlich lächeln oder sorgenvoll dreinstieren, bis, in kompromittirendemHin und Her, der Gegenkontrahent so weich und palpable geworden ist, wie man ihn haben wollte: da war viel zu erlangen. Unter allen Zünftigen eine Stimme, daß wirs täppisch gemacht und aus dem psychologischen Moment nichts herausgeschlagen haben. Von der Möglichkeit, ohne unerschwingliches oder mit nationaler Würde unvereinbares Wehrgeld einen maritim mächtigen Bundesgenossen zu finden, sind wir so weit wie je in den Tagen Bülows. Der hat nie einen Handels.vertrag vorgelegt, der elender, für das Reich schlimmer beschämend war als der von Kiderlen mit Schweden abgeschlossene (den nur ein völlig entmannter Reichstag annehmen kann); und hätte Bukarest, Tokio und das berliner Unterstaatssekretariat gewiß nicht schlechter besetzt als seinminderbeweglicherErbe. Nochseheich nicht, wie aus diesem Winkel ein Wahlerfolg aufblühen soll. Daß der Staats-



sekretär ein Gigant, der Geschäftsgang über alle Maßen erfreulich sei, haben die Leute, seit Marschalls Zeit, in jeder Woche gehört; ein Weilchen sogar unter Tschirschkys und Schoens Maimond. Damit sind sie kaum noch zuködern. «Die Karre läuft etwas flotter, weil Eduard tot ist und die Feindschaft kein von Allen geachtetes Haupt mehr hat." So reden sie; und scheinen mir dem von objektivem Urtheil als wahr Erkannten auf diesem Fleck ziemlich nah. Ich vergesse Marokko und die geradezu höllisch geniale Politik, die da begonnen habe? Könnte ichs nur vergessen! Doch jedes Blatt und Blättchen erinnert an die Riesenleistung, die sich zwischen Tanger und Fez vorbereitet. Ein Gewimmel von Sachverständigen enthüllt sich dem Blick. Einer, den der Titel als «Diplomaten" beglaubigt, redet von Muley Hafid immer als von »dem Scherifen", als ob in dem Westsultanat nur ein edler Prophetenstämmling Hause, der das Recht auf den grünen Turban hat. (Ich werde nie begreifen lernen, warum den selben Redakteuren, die Botschaftererster Klasse täglich mit ihres Spottes Lauge bespritzen, die Leute, die in unserem Beruf nicht vorwärts kamen, abgeschoben wurden und seit dem Artikelschreiben als Autoritäten gelten. Daß Einer fürs gewählte Metier nicht taugte, erweist ihn noch nicht als Genie.) Die meisten Gutachter zeigen ähnliche Sachkunde; nur wenige mindestens das Bemühen, in Büchern und Papier an den Quell der Erkenntniß zu gelangen. Aus Kübeln, aus dicken Regentonnen wird der Niederschlag sittsamer Empörung auf die sündigen Häupter der Franzosen ausgegossen. Das sind Kerle! Die wollen die Algesirasakte zerfetzen, deren vierter Artikel ihnen nur noch bis zum letzten Tag dieses Jahres das Recht giebt, von ihren Offizieren und Unteroffizieren die Polizeitruppen organisiren zu lassen. Die haben den als Generalinspekteur dieser Truppen eingesetzten schweizerischen Taschenmars, der fast schon so berühmt geworden war wie Odenbachs Admiral der Schweizerflotte, mit tückischer List in den Hintergrund geschoben. Die übertreiben nicht nur die Rednerei von der Nothlage des Sultans und der Gefährdung seiner Hauptstadt, sondern haben alles darüber Vorgebrachte mit der Zauberkunst eines Salonmagus aus der Luft gegriffen. Dem Sultan droht keine ernste Gefahr; Fez ist nicht von Horden umzingelt; die Europäer fühlen sich höchst behaglich; und Herr von Kiderlen war in bester Form, als



Die Zukunft.

er Cambons Mittheilung, das Ministerium der Republik habe sich zueinerStrafezpeditionentschlossen,nurmitdemeinenFragewort beantwortete: »?ourczu«i? «Noch am ersten Maitag, heits in offi-zisenDepeschen,waren inFez alleDeutschen gesund und in Siche r-heit; war von Hungersnoth (die nach französischen Berichten ge-droht haben sollte) nichts zu spüren. Dann sind auch wir aber arg getäuscht worden. Schon am dritten Aprilabend las ich eine De-pesche, die von Wolffs Bureau ausgegeben worden war undmel-dete, die Bcrberstmme seien gegen Muley Hafid vereint. »Man erwartet jeden Augenblick einen Angriff auf Fez; sollte es dazu kommen,so muß dieStadt kapituliren,da es anTruppen,anGeld und an Nahrungsmitteln fehlt "Glaubst Du nun wirklich, daß die Pariser Alles glatt erfunden haben? Vor sechs Wochen dachte noch kein Mensch daran, ihnen fürs nächste Jahr das Polizei-recht zu kürzen (wer die Nowoje Wremja und die Times liest, wird auch heute nicht annehmen, daß für solche Absicht eine Mehr-heit zu haben ist). Das Ministerium Monis war in der Kammer noch nicht warm geworden und der radikale Kriegsminister und Börsenmakler Berteaux mußte fürchten, sich mit derVerantwor-tung eines Feldzuges zu bepacken, der große Summen verschlingt und manches Menschenleben kosten kann.Nicht einmal die Jahres-zeit war dem Unternehmen besonders günstig: in vierzehn Tagen ist die Ernte unter Dach, sind die Hauptprodukte des marokkani-schenBodens in dieHfen befrdertunddiekriegerischenStmme können gegen den fremden Eroberer ins Feld rücken. Sicher hat die Kolonialpartei, die mit Pichons betriebsamer Schwachheit nicht mehr zufrieden war, den erfahrunglosen Herrn Cruppi zur That gedrängt. Erwinnere Dich, daß die selbe Partei 1909, viaFer-er, das Ministerium Maura stürzen ließ, weil dessen kräftige Po-litikbisnachTaza griff.dasThor vor der für Frankreich wichtigen Straße, die aus Algerien nach Rabat fhrt, über Nacht verriegeln und die französischem Einfluß offene ZoneMarokkos um einBe-trchtlichesverengenwollte.Derstarkeundkluge, von Unwissenheit oder Parteisucht aber als erzreaktionrund erzklerikal verschriene Maura mußte gehen und die Franzosenfreunde Moret und Perez Caballero traten die Erbschaft an. Jetzt läßt Canalejas sich in allenReichsfragen wieder vonMaura berathen; eindem gefhr-lichen Patrioten Verwandter, auch ein Maura, verficht in einer



gut unterkellerten Kampfschrift Spaniens gegen Frankreichs Anspruch auf Marokko: Grund genug, im Scherifenreich die Fahne der Republik wehen zu lassen. Immerhin scheint erwiesen, daß MuleyHafid selbst um französische Hilfe gebeten hat und daß der Konsul Gaillard in gutem Glauben war, als er aus Fez den Nothschrei nach Paris sandte. Nur Schwindel und Uebermuth? Blech. HastDu irgendwo einen Zunftgenossen aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sacht zu erobern trachten werde und von uns dasRechtdazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vors Auge gekommen. In dem accorä tranco-alle. msnc! vom neuntenFebruar 1909, demVertrag, derdieAlgesirasakte in einem den Franzosen günstigen Sinn ergänzen und interpretiren sollte (und der in aller Eile fertig gemacht werdenmußte, damit der endlich in Berlin einkehrende King Edward sich seiner freue), findest Du den Satz: »Die Kaiserlich Deutsche Reginung hat in Marokko nur wirtschaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daßFrankreichs besondere politischeInteressenaufdiesemBoden die festeSicherung des innerenFriedens und derOrdnung fordern, und ist entschlossen, diese Interessen nicht zu hemmen (entraver).". DiesesAbkommenhatKiderlenmitCambonvereinbart. Solange Worte ihren Sinn behalten und ein Diplomat, MeisteroderLehr-ling, Verträge zu lesen weiß, heißtDas: Wirschalten uns von aller marokkanischen Politik völlig aus und sind zufrieden, wennunsere interets commerciaux et inäustrielZ gewahrt werden; istseinunzweideutiger Verzicht auf jede Einmischung in franko-marokkanische Händel,dieunserebegrenztenInterefsennichtgesährden. Sind sie gefährdet?Nein. Dürfenwir thun, als hielten wir noch bei der Algesirasakte? Nein. Kann Frankreich den inneren Frieden und die Ordnungdes Sultanates sichern, wenn es anTagen entstandenen oder nahenden Aufruhrs nicht feine Fahne zeigen und durch ein stattlichesTruppenaufgebot den fehdelustigen StämmenAngst ein» jagen darf?Ist ihmzuzumuthen.daß esAnsummen ausgiebt und das Leben seiner Söhne einsetzt, ohne von all diesen Opfern irgendeinen Vorthail zu haben? Daßes nur fürEuropa arbeite.nur für die Länder, die aus und nach Marokko Waaren importiren, die Last der Ruhestiftung auf sich nehme? Nein. Können gerade wir auch nur wünschen, daß es sich aus Marokkozurückziehen müsse?Ncin. Das wäre derAnfang vom Ende französischerHerrschaft überAl-



Die Zukunft.

gerien undTunis.DieRepublikwürde genöthigt, ihre ganze Kraft auf Europa zu konzentriren; in Europa den Ersatz des neuen Prestigeverlustes zu suchen.And so furchtsam der französischeKleinrentier sein, so zäh der Herr Abgeordnete an seinen fünfzehntausend Francs Jahreseinkunft kleben mag: für das afrikanische Kolonialreich wird Frankreich fechten, so lange es einen Mann auf den Beinen hat. Weil es muß. Weil es ohne diesen Besitz sich in derReihederGroßmächtenichthaltenkönnte.UnddiesesKolonialreichistin schwersterLebensgefahr,wenn,nach allemseit 1914Geschehenen, Frankreich in Marokko demMachtgebotanderer Staaten, vor dem Auge der Islamiten, willenlos weichen muß. Da Kiderlen nicht Krieg führen will (und, wenn ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er dieBefreiung vonderAlgesirasakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Aus einem anarchischen Marokko ist von Deutschen noch weniger zu holen als aus einem französischen. Die Trikolore von Tunis bis an den Senegal: Das läßt die entente coräisle mit England nicht ins Hitzige ausarten. Bismarck wußte, weshalb er wünschte, daß die Republik sich in Marokko festbeiße und fürJahrzehnte dadurch in Europa gelähmt sei. Wußte auch, warum er stets vor einer Politik warnte.die nurden Zweckhabe, Andere zu ärgern, und nurdas Ergebnis, uns, ohne jeden greifbaren Gewinn, unbeliebt zu machen. Kiderlen möchte sein Schüler heißen (obwohl er im Sachsenwald nur mit den übelsten Prädikaten bedacht wurde). Er hat Energie, Haltung und eine reichliche Mitgift an schwäbischer Verschlagenheit und ich möchte nicht, daß er, wenn derApplaus nachläßt, sich ganz den altenFreundenKroeher, Buch,Brandenstein zuwende, deren hyperkonservativem Einfluß ihn jetzt der Palazzo Friedlaender und ähnliches Milieu entzieht. Daß erabermiteiner (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten, seinen Chef aus der Patsche hauen und der deutschen Lebensaufgabe dienen könne.werde ich erst glauben,wenn ichs erlebthabe. Lies,wieuns selbst die Wiener beschwören, Europa nicht wieder vor eine Entscheidung zu stellen; überlege, wie dieFolgen aussähen, wenn ein zumFrieden ä «utrance Entschlossener zum drittenMal von einer MehrheitzumRückzug gezwungen würde; und vergiß nicht,daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt.



Reichsversicherung.

227

Reichsversicherung.

SKZkie Krönung seines Lebenswerkes sollte, nach dem Ausspruch des Grafen Posadowsky, die Reichsversicherungngordnung sein; im Zolltarif und in den Handelsverträgen habe er das Reich in seinen wirtschaftlichen Fundamenten geschützt; Arbeitskammern und Reichsversicherungordnung sollten dem Arbeiterstand zeigen, daß er wirtschaftlich gleichberechtigt geworden sei und daß der Zolltarif ihm höhere soziale Wohlthaten zuführen lasse; dann gehe der Graf aber in Pension und überlasse die Weiterführung einem anderen Staatssekretär. So hatte Graf Posadowsky im Jahr 1906 noch seine Aufgabe sich gestellt. Er meinte damals, die Reichsversicherungordnung sei als Werk noch bedeutsamer als das Bürgerliche Gesetzbuch und stelle vor eine Aufgabe, die eigentlich nur ein Napoleon bewältigen könne; denn schließlich müsse der Knoten durchhauen werden.

Ob der sozialpolitische Staatssekretär, der seitdem ins schöne Naumburg übergesiedelt ist, die Reichsversicherungordnung, die jetzt dem Reichstag vorliegt, freudigen Herzens vertreten würde, mag sehr fraglich erscheinen. Aber auch viele Andere sahen ihre Blüthenträume nicht reifen. Einst sprach man von der „Vereinheitlichung und Verbilligung der Arbeiterversicherung“; jetzt ist sicher, daß die Verwaltungskosten künftig höher sein werden, und die Vereinheitlichung besteht im Wesentlichen darin, daß man aus sechs Gesetzen ein einziges gemacht hat, das aber in der Praxis so- fort wieder in drei Teile (Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung) zerlegt werden muß. Man konnte diese Gesetze getrennt lassen; denn das Ziel der Verschmelzung ist nicht erreicht worden. Jahre lang wurde heftig darüber gestritten, ob man alle drei Zweige der Arbeiterversicherung zusammenlegen oder sich einstweilen mit der Verschmelzung der Krankenkassen und der Invalidenversicherung begnügen solle. Für diese vorläufige Beschränkung schien auch Graf Posadowsky zu sein. Heute redet kein Mensch mehr von einer Verschmelzung. Mit diesem Ziel hat die Reform den Riesenumfang verloren, der ihr zugeschrieben worden war; „nur“ 1754 Paragraphen sind noch in sinngemäße Ordnung zu bringen. Gewiß eine große Arbeit; aber kein neuer Ausbau aller Grundmauern unserer Sozialpolitik. Nach diesem Gang der Dinge muß man die Hoffnung auf eine Verschmelzung aller Arbeiterversicherungsgesetze für Jahrzehnte, vielleicht für immer zurückstellen. Auch wer diese Entwicklung bedauert, darf aber nicht verkennen, daß die Reichsversicherungordnung bedeutsame Fortschritte



Die Zukunft.

verheißt, die dem Reich gesichert werden müssen. Reichsbehörden, für Arbeiterversicherung sind nicht errichtet worden; das in hohem Ansehen stehende Reichsversicherungamt bleibt die einzige oberste Reichsbehörde (deren Thätigkeit leider durch den zähen Widerstand der Sachsen und Bayern für diese beiden Bundesstaaten eingeengt ist; sie behalten ihre Landesversicherungämter). Die ganze Organisation der Arbeiterversicherung wird an die bestehende Verwaltung angegliedert: das Versicherungamt an das Landrathsamt, das Oberversicherungamt an die Regierung; nur sitzen neben den Bureaukraten jetzt Vertreter der Versicherten und der Arbeitgeber. Im Reichstag hat eine große Mehrheit (nur die Sozialdemokraten schwärmten hierfür) selbständige Versicherungämter abgelehnt, da sie eine Vermehrung des Beamtenapparates nicht wünscht. Tausende neuer Beamtenstellen aller Art mit mindestens fünfzig Millionen Mark Jahreskosten wären nach der Errichtung selbständiger Versicherungämter nöthig geworden; ob das Verfahren dann besser geworden wäre, ist eine offene Frage. Jetzt hat man das Verfahren im Prinzip unverändert gelassen; es bleibt beim Parteistreitverfahren, das ungefähr neunzig Prozent aller Fälle glatt geregelt hat. Nur in der Unfallversicherung sind die Rechte des Arbeiters erweitert worden; während er bisher bei der ersten Rentenfestsetzung gar nicht mitsprach, wird ihm nun, durch die Einführung des Vorbescheides, ein neues Rechtsmittel gegeben. Wenn alle Berufsgenossenschaften so gut arbeiten wie, zum Beispiel, die Seerberufsgenossenschaft, dann verstummen die Klagen der Arbeiter schnell. Wir dürfen uns der Thatsache freuen, daß der Arbeiter künftig schon vor dem ersten Spruch gehört werden muß und daß ihm die Abtheilung Versicherungamt der untersten Verwaltungsbehörde dabei zur Seite steht; da kann er sich aussprechen und alle seine Klagen vorbringen. Das war über die Formalien zu sagen. Der materielle Inhalt der neuen Ordnung bringt eine erhöhte Leistung auf allen drei Gebieten und damit auch erhöhte Lasten für den Arbeitgeber, Arbeitnehmer und das Reich. Die von den Sozialdemokraten beantragten Aenderungen hätten insgesamt mindestens eine halbe Milliarde jährlicher Mehrausgaben erfordert; die Beschlüsse der Kommission begnügen sich mit 160 bis 170 Millionen; davon trägt das Reich 30, tragen die Arbeitgeber ungefähr 65 Millionen, die Arbeitnehmer eben so viel oder etwas mehr und den Rest die Bundesstaaten. Diese Zahlen sind aus zwei Gründen nicht ganz sicher: erstens können die Krankenkassen ihre Leistungen erheblich erweitern und zweitens trägt der Arbeitgeber in Wirklichkeit mehr, als man auf dem Papier ausrechnet, da in.



Reichsversicherung.

L29

der Praxis der Bauer (mindestens der Klein- und Mittelbauer) und die Dienstherrschaft die Beiträge ganz zu bezahlen haben, weil sie sonst keine Dienstboten erhalten. Bon der neuen Last fällt der größere Theil auf die Landwirthschaft und das Mittel« und Klein-gewerbe; die große Industrie kommt leichter weg. Nach zwei« bis dreijähriger Geltung der neuen Gesetze kommen wir zu einer täglichen Renten« und Krankengeldausgabe vondrei Millionen Mark. Diese Ziffern zeigen, daß man über die Vorlage und die Beschlüsse der Kommission in pnnoto Leistungen nicht hinausgehen kann. Der Spott der Genossen über die niedere Hinterbliebenenversicherung ist sehr billig. Wie steht es denn mit der Kloster-Milliarde und der Arbeiterversicherung in Frankreich? Diese Gegenfrage muß gestattet sein. Die Gesamtlasten für die deutsche Industrie und das Gewerbe sind nach der Annahme dieses Gesetzes auf einer Höhe angelangt, daß nur noch die Privatbeamtenversicherung hinzutreten darf; dann aber muß Ruhe fein und die neuen Gesetze müssen sich erst einleben. Das ist auch die Auffassung der meisten ^Unternehmer und der ruhig urtheilenden Arbeiter.

Der Personenkreis der Versicherten wird erweitert. Fast sieben Millionen Menschen mehr werden der sozialen Versicherung unterstellt. Auf dem Gebiete der Krankenversicherung ist die V^r-sicherungspflicht ausgedehnt worden: auf die landwirthschaftli^en Arbeiter, die Dienstboten, auf die unständig beschäftigten Arbeiter, die im Wandergewerbe Beschäftigten, die Hausgewerbe reibenden und Heimarbeiter, Personen der Schiffsbesatzung, Handlungsgehilfen und «lehrlinge, Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, Bühnen- und Orchestermmitglieder ohne Rücksicht auf den Kunstwerth der Leistungen, auf Lehrer und Erzieher an nicht öffentlichen Schulen und Anstalten, wenn der Jahresgehalt zweitausend Mark nicht übersteigt. Kleingewerbetreibende, Landwirthe, Familienangehörige deK Arbeitgebers können der Versicherung freiwillig beitreten. Die Leistungen werden erhöht. Bisher wurden die Barleistungen der Krankenkassen nach dem durchschnittlichen Tagesentgelt der Klassen von Versicherten bemessen, für welche die Kassen errichtet sind, bis zu vier Mark für den Arbeitstag; die Kommission bestimmte einen Satz von fünf Mark, erhöhte also das Krankengeld. Durch das Statut kann dieser Satz auf sechs Mark erhöht und der Tagesentgelt und das Krankengeld nach der verschiedenen Lohnhöhe der Versicherten abgestuft werden. Die Krankenhilfe wird für zwanzig Wochen gewährt, auch wenn die Invalidenrenie bei fortdauernder Krankheit eintritt; die Satzung aber kann die Krankenhilfe für ein volles Jahr geben. Auch die Wochen- und Familienhilfe ist aus-



230 Die Zukunft.

gedehnt wordcn. Wöchnerinnen erhalten für acht Wochen Krankengeld oder Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim; Schwangerengeld und Hebammendienste können gewährt werden. Der Aerztefrage hat man keine Antwort gesucht. Das war das Vernünftigste, was man thun konnte. Kann die Kasse den Arzt nicht stellen, so zahlt sie erhöhtes Krankengeld. Leipziger Verband und Krankenkasse sind auf eine Verständigung angewiesen. Die Besetzung der Kassenstellen mit Parteilieblingen und unfähigen Leuten ist nicht mehr möglich, da Arbeitgeber und Arbeitnehmer für den selben Bewerber ja getrennt eine Mehrheit aufzuweisen haben. Der Zorn der Sozialdemokraten ist verständlich, aber nicht im allgemeinen Interesse der Arbeiterschaft begründet.

Die Anfallversicherung bringt eine Ausdehnung her Versicherungspflicht bis zu fünf Mark Einkommen. DurchBeschluß desBundesraths kann die Unfallversicherung auf bestimmte gewerbliche Berufskrankheiten ausgedehnt werden; eben so auf kleine Unternehmer mit höchstens dreitausend Mark Einkommen oder zwei Gehilfen. Die Rente beträgt, wie bisher, bei völliger Erwerbsunfähigkeit zwei Drittel des Jahresarbeitverdienstes. Die Kommission hat jedoch eine Rentenverbesserung durchgesetzt. Während nach dem geltenden Recht nur der Verdienst bis zu fünfzehnhundert Mark voll angerechnet wird, soll er künftig bis zu achtzehnhundert Mark angerechnet werden.

Im Bereich der Invalidenversicherung tritt eine ähnliche Erweiterung der Versicherungspflicht ein wie bei der Krankenversicherung. Durch die neuen Bestimmungen über die Berechnung des Grundlohnes wird ein großer Theil der Versicherten einer höheren Klasse zugeführt und sie erhalten höhere Renten. Das Wichtigste ist die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung. Wie bei allen Sozialgesetzen, mußte auch hier klein angefangen werden. Da die Gewährung von Renten an alle Witwen 235 Millionen Mark kosten würde, werden nur die invaliden Witwen Renten erhalten. Das Reich zahlt zu jeder Rente einen Zuschuß von fünfzig, zur Waisenrente einen von fünfundzwanzig Mark.

Die Kommission hat eine mühevollen Arbeit geleistet; und (was heute entscheidend ist) sie hat eine große Mehrheit zusammengebracht, der alle bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme der Fortschrittlichen Vollspartei) angehören. Ob die Fortschrittlichen der Sozialdemokratie Vasallendienst leisten wollen, bleibt abzuwarten; einstweilen hofft man, daß der sozialpolitisch aufgeklärte Theil der Fraktion schließlich der Reform zustimmen wird.

Mathias Erzberger,

Mitglied des Deutschen Reichstages.



Die Hotelhypothek.

23k

Die Hotelhypothek.

as Geld liegt auf der Straße: in Berlin glaubt beinahe Jeder an die Wahrheit dieses Satzes. Der „Werthzuwachs“ gehört eben so zum Bilde der Stadt wie die Straße Unter den Linden. Aber um das Zugewachsene ernten zu können, muß man Millionen in den Boden gesteckt haben. Baut Geschäftshäuser, Bureaupaläste, Hotels; dann greift Ihr das Geld von der Straße. Das lehrt man an allen Ecken. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches entzückt die Fremden nicht so wie München, Wien, Paris. Aber die Zahl der Reisenden, die Geschäft und Neugier ins Zweimillionenreich an der Spree führen, ist in jeder Jahreszeit ansehnlich. (Die Reiseausstellung am Zoologischen Garten hat offenbar die Aufgabe, dem Berliner zu zeigen, wo es schöner ist als zu Haus, und dem Fremden die Vortheilhaftesten „Fluchtlinien“ vors Auge zu stellen.) Mit Hotelanlagen war also ein Geschäft zu machen. Nur durfte man nicht über die Grenze des Möglichen hinaus gehen. Erst müssen die Millionen für das Terrain aufgebracht «Verden ; dann kommt der Prunkbau, der „allen Komfort der Neuzeit“ umfassen soll. Die Riesenkosten können nur durch großen Umsatz gedeckt werden. Der hängt aber nicht allein von der Menge der Fremden, sondern auch von der Zahl der Zimmer ab. Luxusstätten können noch so hohe Preise fordern: ihr Abschluß wird unzulänglich bleiben, wenn sie nicht eine Fülle vermietbarer Räume haben. Die äußeren Umstände, mit denen ein Hotel zu rechnen hat, müssen der Höhe des Anlagekapitals angepaßt sein. Sonst naht das Schicksal, das dem Monopolhotel beschieden war. Dessen Verwaltung mußte den Konkurs anmelden, weil sie die Hypothekenzinsen nicht mehr aufbringen konnte. In manchen Hotels thürmen sich die Hypotheken bis übers Dach. Hotelgewerbe, Hypothekenhandel, Terraingeschäft: die dichte Verbündelung dieser drei Geschäftszweige ist ein Kennzeichen der berliner Wirthschaftskultur. Das Monopolhotel war einst der ruhende Pol in der Flucht der Projekte Adolfs Eberbach. Der träumte von einem Hoteltrust. Admiralsgartenbad, Terminushotel, Kaiserhof sollten dazu gehören. Für das Monopolhotel hatte Herr Eberbach eine Summe gezahlt (sieben Millionen), die als Liebhaberpreis, nicht als vernünftige Bewerthung anzusehen war, aber die Grundlage der späteren Finanzierung schuf. Die Aktiengesellschaft Monopolhotel hatte vom ersten Tag an ein schweres Leben; sie sollte die Hypothekenzinsen aufbringen und daneben noch einen Ueberschuß erzielen. Nicht einmal die Zinsen kamen heraus und seit einer Weile wurde nur noch die Erste Hypothek (auch nur unter besonderen Konzessionen) verzinst. Das Hotel ist mit rund SV? Millionen beladen. Davon hat die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank 6, die Nationalbank für Deutschland (als Nachfolgerin Eberbachs) 1,30, der Papier-Hoffmann 1,75 Millionen, die Brauerei Bötzwow 300000 Mark. Die Nationalbank hat mehr als einmal die Zinsen für die Hypothek des bayerischen Institutes gezahlt und die ihr zukommen-



232  
Die Zukunft.  
den Beträge gestundet. Die Nothlage der an dritter und vierter Stelle eingetragenen Posten wurde höchstens durch den Umstand gemildert, daß beide Gläubiger nicht allzu schwer an ihrem Schicksal tragen. Aber mit Zinsenstundung läßt sich auf die Dauer nicht wirthschaften. Die nicht gezahlten Summen vergrößern die Schuldenlast und verbauen den Ausweg ins Freie. Schließlich war als letzter Termin der erste Maitag gesetzt worden. Daß er kein Wunder bringen werde, war vor- auszusehen. Die schlimmen Hausgenossen Zwangsverwaltung und Subhastation haben sich eingestellt. Der dritte und vierte „Dachgast" mag seine Forderung in den Rauchfang schreiben. Die Nationalbank aber, die mit 7,30 Millionen abschneidet, wird ihre Hypothek nicht fallen lassen. Entweder übernimmt sie selbst das Hotel für kurze Zeit oder sie findet sofort einen Käufer, der 7Vs Millionen zahlt nnd den Muth hat, noch ein paar Hunderttausend Mark in das Unternehmen zu stecken, um es bis zur Eröffnung des neuen Bahnhofes Friedrich- straße durchzufüttern. Die Hoffnung auf diesen Bahnhof hat manche Sünde bewirkt; die Chance des Neubaues wurde als „leicht realisir- bare" Größe in die Rechnung eingesetzt. Doch wirds noch lange wäh- ren, bis sich auf dem Grab der alten Pepiniere das Monument eines modernen Bahnhofes erhebt. Da das Monopolhotel Aktiengesellschaft ist, so muß man, als „Nebensache", noch den Verlust eines (allerdings schon eingeschrumpften) Aktienkapitals verzeichnen; es hatte 2Vs Mil- lionen betragen und wurde, zur Deckung einer Unterbilanz, auf die Hälfte verkürzt. Ob die Buchgläubiger, die nach der Bilanz vom De- zember 1909 etwa 450090 Mark zu fordern hatten, auf irgendeine Entschädigung rechnen dürfen, ist zweifelhaft.  
Das Mißverhältniß zwischen Aufwand und Rentabilität ist auch anderswo fühlbar. Das Excelsiorhotel wurde bis zum ersten Februar 1911 von der Firma Hillengaß S Eberbach betrieben, kam aber dann in die eigene Regie der Eigenthümerin, einer G. m. b. H. Es gehört zum Concern der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft, die durch die Uebernahme der Baufirma Boswau S Knauer zu diesen Hotelbeziehungen kam. Boswau S Knauer waren die Erbauer und Geldgeber des Hotels. Für sie ist eine Hypothek von rund 3 Millionen eingetragen, die also heute der Terrain- und Baugesellschaft gehört. Die Anthelle der Excelsior-Hotel-Betriebs G. m. b. H. aber sind im Besitz der Theater- und Saalbau-Aktiengesellschaft (Neues Schau- spielhaus am Nollendorfplatz), deren Aktien zur Knauer-Erbmasse ge- hören. Auf diesem Weg ist eine zweite Verbindung zwischen dem Hotel und der Terraingesellschaft hergestellt worden. Als Eberbach ausschied, begann zwischen den beiden Parteien ein Streit über die finanzielle Struktur des Hotels. Selbst Optimisten konnten nicht be- haupten, daß ihm im Schatten seiner Hypotheken das Dasein leicht sei. Sechs Millionen Mark sind nicht im Handumdrehen »erzinst; und der Umfang des Hotels läßt eine so stattliche Hypothekenschuld nicht ver- muthen. Der Erweiterungsbau, der jetzt ausgeführt wird, soll den Er-  
1



Die Hotelhypothek.

4rag steigern. Der Ertrag eines Hotels hängt aber nicht nur vom Fremdenumsatz ab, sondern auch von der inneren Organisation und der Rauinverwerthung. Prunkbauten, wie Adlon und Esplanade, sind nicht so leicht rentabel zu machen wie eine Hotelkaserne im Mittelpunkt der Stadt. Bei dem Bau und der Ausstattung des Hotels Esplanade wurde der Voranschlag um etwa 3Vs Millionen Mark überschritten. Wie die Deutsche Hotel-Aktiengesellschaft in Hamburg, der ias Hotel Esplanade gehört, im Jahr 1910 gearbeitet hat, ist noch nicht bekannt. Das erste Betriebsjahr (1909) des Hotels Esplanade hatte mit einem Verlust von 10400 Mark geschlossen. Das war, weil sichs um das erste Lebensjahr handelte, nicht allzu schwer zu nehmen. Aber das zweite Jahr muß den Nachweis der Rentabilität bringen. Die Summe des der Gesellschaft investirten Kapitals ist recht groß. Die Hypothekenlast beträgt 11 Millionen und das Hotel ist mit 15Vs Millionen bewerthet. Wenn die Hotelkultur nicht so rasche Fortschritte gemacht hätte, wäre das Risiko der Geldgeber geringer. Aber der wohlhabende Fremde fordert heute vom Hotel den höchsten Luxus; und Berlin möchte die üppigsten Palace-Hotels überbieten.

Da in der Hotelindustrie große Kapitalien arbeiten und das Verhältniß der Unkosten zum Anlagekapital von entscheidender Bedeutung ist, sind die Vorbedingungen für einen Trust oder eine Konvention gegeben. Die könnte Zweierlei leisten: die Festsetzung von Mindestpreisen und die Organisirung des Einkaufes. Die Hotels verbrauchen solche Mengen von Lebensmitteln, daß sie eine Mitwirkung an der Preisgestaltung fordern dürfen. Eine Einkaufengenossenschaft, die alle Hotels umfaßt, könnte die Kostensumme um ein Beträchtliches herabdrücken. An Bemühungen, irgendeinen Zusammenschluß durchzusetzen, hats nicht gefehlt. Aber die Pflicht, für das eigene Kapital zu sorgen, und die Verschiedenheit der Existenzbedingungen ließ bisher noch nicht einmal die Einigung über einen Minimalpreis gelingen. Trotzdem der Drang nach Zusammenschluß auch auf diesem Gebiet sichtbar ist. Die Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft Hotel Bristol-Centralhotel hat ihren Geschäftsbereich durch die Uebernahme des Hotels Bellevue am Potsdamer Platz erweitert. Das Hotel kostet 5 Millionen. Um die erforderliche Barsumme aufzubringen, wurde das Aktienkapital (um 2Vs) auf 12,30 Millionen erhöht. Bar gezahlt wurden 1,35 Millionen; 2,65 wurden als Hypotheken übernommen; 1 Million wurde gestundet. Der aus der Aktienemission (zu 178 Prozent) erlangte Betrag von 4>/s Millionen hat also den Bedarf für die neue Erwerbung überstiegen. Der Haupttheil des Geldes war für bestimmte Bedürfnisse des Eoncerns(Hypothekenrückzahlungen;Betriebsausgaben)nothwendig; denn die Kosten wachsen natürlich mit dem Umfang des Geschäfts. Die Hotelbetriebsaktiengesellschaft umfaßt das Hotel Bristol, Centralhotel, Hotel und Cafs Bauer, die Restauration im Zoologischen Garten und das Hotel Bellevue. Die schüchterne Frage eines Aktionärs (in der Generalversammlung, die den Ankauf des Hotels am Potsdamer Platz



Die Zukunft.  
beschloß) nach dem Schicksal der Aktienrente bei zunehmender Breite  
des Anlagekapitals war durchaus am Platz; wurde aber ungern ge«  
hört. Auch der Kaiserhof (Berliner Hotelgesellschaft) hat sich durch  
den Erwerb und Ausbau eines Hotelgrundstückes am Stettiner Bahn«  
hof, das 1,80 Millionen kostete, erweitert; und die Stimmung, die in  
der Generalversammlung zum Ausdruck kam, glänzte in den Farben  
von Glaube und Hoffnung. „Nun mutz sich Alles, Alles wenden."  
Für jede „Idee", die halbwegs münzbar scheint, ist in Berlin  
Geld zu haben. Im April wurde der Admiralspalast eröffnet, ein  
Riesenunternehmen, das aus der Vereinigung des Admiralsgarten-  
bades und des Terminushotels entstand. Auch ein Stück ebervachischer  
Vergangenheit. Im September 1909 war die Gründung der neuen  
Gesellschaft durchgeführt: 4 Millionen Aktienkapital; eine mit ÄV?  
Prozent verzinsliche Hypothek von 6Vs, eine hypothekarisch eingetra-  
gene fünfprozentige Obligationenanleihe von 1,60, im Ganzen also ein  
Betriebskapital von 12,10 Millionen. Als zur Zeichnung aufgefordert  
wurde, verhieß die Rechnung einen Bruttogewinn von 1,13 Million  
und eine Dividende von 15 Prozent. Wird der Admiralspalast, der ein  
großes Anlagekapital verzinsen muß, mehr Glück haben als seine Vor-  
gänger und Nachbarn? Dem Bereich des Bahnhofes Friedrichstraße  
wäre zu gönnen, daß er den Ruf eines „Mordgrundes" endlich verlöre.  
Die Hotelhypothek ist zu einer Spezialität unserer Reichshaupt«  
stadt geworden. Sie kann aber, wenns so weiter geht, zu einer werden,  
von der man mit Schrecken spricht. Die Hotelmode scheint in Sieben«  
meilenstiefeln einherzustampfen. Noch vor fünfzehn Jahren wars höchst  
„fein", bei den Zigeunern im Monopolhotel zu diniren; wer Glück  
hatte, konnte da die Otero oder die Fuller essen sehen. Dann kam Bristol  
an die Reihe. Ietzt pilgert Alles, was auf der Höhe sein will, in die  
Bellevuestraße. Wo wird die nächste Station sein? Als in Hamburg  
^ ein großes Prunkhotel eröffnet worden war, sagte ein Gast zu dem  
Manager: „Das muß für die älteren Hotels ja eine Katastrophe sein!"  
Der Mann im Gehrock lächelte; und sprach dann: „Man muß das  
Beste hoffen". In Berlin ists schlimmer. Der Neuste kann, auf einer  
bestimmten Stufe, nur bestehen, wenn den um ein paar Jahre älteren  
Konkurrenten die Gäste entlaufen. Deshalb giebt er Unsummen für  
die „Aufmachung" aus. Eine riesige Empfangshalle; prächtige Säle,  
in denen auch der Gast aus dem obersten Stock zwischen Marmor,  
Goldstuck, Sammet, Goldbrokat seinen Kaffee trinken, Briefe schreiben,  
mit Besuchern plaudern kann; leuchtende Livreen und die Treibhaus'  
produkte, die der Berliner „jüdische Blumen" nennt. Adlon an Ueppig-  
keit des Materials, Esplanade an durchlauchtigen und ezcellenten  
Gästen zu überbieten, wird nicht leicht sein. Und am Ende werden die  
Banken sichs überlegen, ehe sie Hotelgründern große Summen geben.  
Sunt «erti gsniquis kinss. Und auch in einem minder erfreulichen Sinn  
kanns eines Tages heißen: Das Geld liegt auf der Straße, Lad 0 n.  
Herausgeber und verantmorllicher Redaktur: Maximilian Harden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb G m, b, g, in Ve-,<i > ,



Berlin, den 2«. Mai 1S11.  
Orient und Occident.  
AHAmdreizehntenMaitag hat das Ministerium Monis demGe-  
GM neral Moinier befohlen, in beschleunigten Märschen mit  
seiner Kolonne nachFez vorzurücken, die vom Sultan zum zweiten  
Mal erbeteneKooperationfranzösischermitmarokkanischenTrup-  
pen zu ermöglichen und die Hauptstadt besetzt zu halten, bis die  
Ordnung wiederhergestellt, die Unterwerfung der rebellischen  
Stämme gesichert sei. An einem dreizehnten Maitag hatte, vor drei  
lahren, Herr Jules Cambon nach Paris berichtet, die berliner  
Regirung habe den Boten des Prätendenten Muley Hafid (der  
in Fez und Tetuan zum Sultan ausgerufen worden war) geant-  
wortet, sie könne für einen von den Mächten noch nicht anerkannten  
Sultan nicht interveniren; von der Französischen Republik also  
auch nicht fordern, daß sie ihre Truppen aus Marokko zurückziehe.  
Seit dem SpätherbstdesJahres1908istMuleyhafid als Sultan  
anerkannt. Wie lange wird er noch in Fez thronen? Wie lange  
der demMaghzen botmäßigeTheil desLandes noch einen Sultan  
sehen? Muley Hassan hat fast einundzwanzig Jahre lang als geist-  
liches Oberhauptüber dasHeilige Land desErdwestens geherrscht.  
Noch im vorletzten Jahr seiner Regirung schrieb, am einund-  
zwanzigsten Juli 1892, Sir Charles Euan Smith, Englands Ge-  
sandter, aus Tanger an Lord Salisbury: «Auf den Sultan hat  
2«



Die Zukunft.

kein europäischerGesandter auch nur den geringsten Einfluß. Keiner wird ihn je haben. Man darf als sicher betrachten, daß der Sultan alle europäischen Gesandten unausstehlich findet und alle, ohne Ausnahme, mit derfelbenGleichgiltigkeit behandelt, wenns ihm nicht gerade in den Kram paßt, einen gegen den anderen auszuspielen. "Smith war, alsGreensNachfolger, nachFez geschickt worden, um einen anglo-marokkanischen Handelsvertrag vorzubereiten (der Führer seiner Escorte war der Schotte Maclean, den Raisuli 1907 in die Falle zu locken verstand); hatte in der Residenz, wo der Sultan ihn zweimal zu langer Audienz empfing, Auge und Ohr aufgethan; war nach zwei Monaten aber ohne Vertrag wieder abgereist. Nichts zu machen. WennAlles zurUnterzeichnung fertig schien, schlug der Maghzen vor, ein Wort zu ändern : und die Schacherkomoedie fing von vorn an. Alte Orientalenmethode. Die Muley Hassan noch zeitgemäß fand. Draußen hielt man ihn, der Würdenträger mit Friedensbotschaft an die europäischen Höfe geschickt und dem Deutschen Reich ein Handelsabkommen bewilligt hatte, für einen verträglichen Herrn; auch in London, bis Smiths Bericht im Foreign Office eintraf. Drinnen wußte man, daß er die Christen verachte und hasse, wie der echte Mohammedaner den Rumi verachten und hassen soll. Wußte aber auch, daß seine Macht nicht weit reiche. Wenn er sie im Norden gesichert glaubte, erwies sie sich im Süden als morsch; wenn er Fez beruhigt hatte, begann in Marakesch der Aufruhr. Wer den Scherifenthron wahren wollte, mußte leben wie ein kriegesischer Kapetinger. Immer bereit sein, aufs Roß zu steigen, um einen rebellischen Stamm zu strafen, und morgen die Mahalla wieder gegen den Feind zu führen, der gestern auf Jahre hinaus besiegt schien. Muley Hassan hats gethan. Ein Soldat. Ein Bronzekerl ohne Nerven, dem auf dem Rücken seines Pferdes so wohl war wie im Arm der heißesten Haremsfrau. Er hatte gehofft, das Kaiserreich Marokko aus einem geographischenBegriffineine politische Realität wandeln und als souverainerLandesherr, nicht nur als geistlichesOberhaupt,thronenunddenMachtbereichdesMaghzen dehnen zu können. Starb aber, ehe dieses ferne Ziel erreichtwar, im Frühling 1894 auf einem Strafzug in der Gegend von Tadla. Starb.ehe derNachfolger bestimmt war. Das Thronerbrecht ist im Reich der Scherifen nicht durch ein festes Gesetz geregelt.



Orient und Occident,  
237

Der Sultan, der eher ein Dalai Lama oder Papst als im Euro-  
päersinn ein Kaiser ist, darf unter seinenSöhnenzumThronfolger  
Den wählen, der ihn der tauglichste dünkt; der Erbe der Baraka,  
des göttlichen Funkens. Auch das Volk kann, wenn es sich stark  
genug fühlt, mitreden und einen Marabut, einen Heiligen Mann,  
niedrigster Abkunft küren. Der Reinste, Weiseste, dem Gott des  
Korans Ergebenste soll des höchsten Priesteramtes walten. Muley  
Hassan hinterließ dreiSöhne, an die für dieNachfolge zu denken  
war: Muley Mohammed, Muley Hafid, Muley AbdulAziz.  
Welcher soll Sultan sein? DerLüngste, sprach BaAchmed, einer  
der am Hof Mächtigen; und dachte dabei: Der bleibt mir am  
Längsten unter derFuchtel. Den Namen des neuen Herrn mußte  
das Volk zugleich mit dem Tode des alten erfahren. Also wurde  
Muley Hassans toter Leib mit Kräutersäften gesalbt, geschminkt,  
aufs Pferd gebunden und, wie ein lebender, in feierlichem Zug  
nach Rabat geleilet, in die zwiefach ummauerte Heilige Stadt der  
Kaisergräber. Inzwischen war Zeit gewesen, Eilboten nachFezzu  
schicken und für die Thronfolge Alles klug zu ordnen. Am sieben-  
tenIunilsM vernahm derMaghreb.daß Muley Hassan gestorben,  
MuleyAbd ulAzizSultan geworden sei. Vernahm auch, daß der  
Vater selbst just diesen Sohn, das Kind einer schönen und zärtlich  
geliebtenTscherkessin, früh als den Erben derBaraka erkanntund  
für den höchstenSitz imBelad elMaghzen ausersehenhabe. War er  
nicht sorgsamer erzogenwordenalsseineBrüder?HattederVater  
ihnnichtschondurchdenNamen als denMannGottes bezeichnet?  
Niemand widersprach. Regirung und Hof, Chorfas und Mara-  
buts huldigten demneuen Sultan und mit dem Iubelruf lenzlicher  
Hoffnung grüßte ihn die Stimme des Volkes. Ba Achmed hatte  
für Alles schlau vorgesorgt; und war als Großwesir nun der ge-  
waltigste Mann im Scherifenreich. Die älteren Brüder des Sul-  
tans wurden eingesperrt. Der kaum Sechzehnjährige mußte vor  
Anschlängeschütztwerden. Fingaber bald an, gefährliche Fehler  
zu machen. War sein Vertrauter von England gekauft? Sir Ar-  
thurNicolson,der 1895 Smith ablöste,setzte seineWünsche inFez  
fast immer durch. Maclean, den die Königin Victoria adelte und  
zumRitter desBathordens ernannte, bekam das Kommando der  
Reiterei. Ein maurischerBritengünstling, der sich aus London tke  
most noble oräer ot tke (Zarter geholt hatte, wurde Generalissimus.  
2U"



23»

Die Zukunft.

Als nach Faschoda die Gefahr eines franko-britischen Krieges nah schien und die Admirale Ihrer Majestät offen von der Möglichkeit sprachen, bald in Algerien zu landen, galt Marokko als sicherer Flottenstützpunkt; von dort aus, hieß es, zünden wir in Algerien ein Feuer an, dessen Qualm die Franzosen rasch ausräuchern wird. So sah es aus. als Abd ul Aziz noch nicht vier Jahre lang auf dem Thron saß. Und bald danach ist's schlimmer geworden. Der Machtbereich des Sultans hat sich verengt, nicht erweitert. «Der Vater war ein Krieger; der Sohn ist ein Schwächling. Der Vater foppte die Fremden; der Sohn läßt sich von ihnen gängeln. Der Vater war bis zum letzten Hauch dem Propheten treu; der Sohn ist ein Nasrani (Europäer) geworden." In Nord und Süd hörte man's. Wo war Abd ul Aziz je an der Spitze einer Mahalla zu sehen? Nach langem Zögern schickte er wohl eine Strafexpedition gegen unbotmäßige Stämme; erwies der Feind sich als stärker, dann gab der Sultan nach. Saß, zwischen seinen dreihundert Weibern, im Harem und war selig, wenn ihm vom Balkan oder aus der Krim neue Tänzerinnen geschickt wurden. Vergnügte sich von früh bis spät an Europäerspielzeug. Fahrrad, Mikroskop, Kinetoskop, Kinderstubeisenbahn : Das war sein Zeitvertreib. Dafür und für Weiber vergeudete er Schätze. Wer dem weichen, wollüstigen Knaben solchen Tand schaffte, konnte Alles erreichen; auch gegen das Gebot des Propheten. Deshalb herrschte nun der Fremdling im Maghreb. Ein Scheich, der gemartert und dann gefragt wurde, warum sein Berberstamm sich gegen die Regierung erhoben habe, gab die trotzigste Antwort: »Wir sind aufgestanden, weil der Sultan Marokko den Engländern verkauft hat." Das war schon ums Jahr 1900 Öffentliche Meinung. Die Zeitstimmung schien für einen Mahdi reif. Allah mußte einen Starken schicken, der die Ungläubigen vernichtete, die Güter nach gerechter Satzung vertheilte und das Reich des Musulmanenglaubens auf festere Grundlage stellte. Noch kam er nicht. Schon aber tauchten Roghis (Prätendenten) auf. Fast sechs Jahre lang zog der Roghi Bu Hamara durchs nordöstliche Grenzland. Ich, sprach er, bin Muley Mohammed, Hassans ältester Sohn; bin dem Kerker entflohen und komme, als rechter Erbe das Reich von einem feigen Tyrannen zu erlösen. Der Maghzen wehrte sich gegen den Verdacht; zeigte, hinter Gitterstäben, Muley Mohammed einer Abgeordnetenschaar. Die sollte



Orient und Occident,  
239

dem Volk dafür bürgen, daß der Roghi nicht Hassans Aeltester sei. Wer aber würde Den noch erkennen? And wer bürgt für die Bürgen? BuHamara hielt sich in der Gegend zwischen Fez und Udjda und keiner Mahalla gelang, ihn aufs Haupt zu schlagen. Die Zahl der Stämme, die ihm anhängen, stieg. Und auch im Süden kam das Land nicht mehr zu Ruhe. Damit das unheilvolle SchauspielsolcherPrätendentschaftsich nicht erneue.wird Hassans zweiter Sohn, Muley Hafid, in Freiheit gesetzt. Seit dem Jahr 1902, wo Fez zur einzigen Residenz der Alidendynastie wurde, haust er als Statthalter des Bruders in Marakesch. Der ist dankbar, dachte der Hof. Der bricht dem Sultan niemals die Treue. So schiens auch, Hafid gab sich als zuverlässigsten Lehnsmann des Sultans und versagte sich standhaft, noch nach der Ermordung Mauchamps, der Versuchung, gegen Abd ul Aziz als Thronwerber aufzutreten. Gewann, schon weil er dem Vater ähnelt, nach und nach aber unter den vom Bruder enttäuschten Mauren und Südberbern Anhang. Auf Ba Achmed war Ben Sliman gefolgt. Der, hieß es, ist nicht, wie sein Vorgänger, mit englischem Geld gekauft; aber mit französischem. Der thut ja Alles, was der algerische Nachbar ihm vorschreibt. Dafür zeugen auch das franko-britische und das franko-spanische Abkommen. Die Deutschen sollen uns helfen? Sind Rumis wie die Anderen. Und wer weiß, obsiezu solchem Werke Kraft genug haben? Die Paschas, Kaiden, Scheichs werden von Mond zu Mond selbständiger. Raisulis Beispiel lockt Manchen in ein üppiges Brigantenleben. Algesiras sichert den Sieg der Franzosen. Was ist nun noch zu hoffen? Nichts, so lange Abd ul Aziz regirt. Der ist ja nicht einmal stark genug, einen Banditen zu zügeln. Muß ihm die Herrschaft über Tanger lassen und froh sein, wenn er da still sitzt. Als Mauchamp getötet ist, hißt Frankreich in Udjda die dreifarbige Fahne. Niemand wehrt ihm. Was war Euer Schwatz von deutscher Hilfe? Eine Fantasia. Gaukelspiel ohne Bedeutung. Der Sultan schwankt und zagt, zaudert und plaudert, regt sich aber nicht kräftig. Sacht glimmt der Funke weiter. «Verrathen sind wir; verkauft. Vom Atlas bis zur Küste wird morgen, an zwei Meeren, der Fremde befehlen, wenn wirs nicht hindern." Da wird Casablanca beschossen und die Ruhe toter Ma« rabuts gestört: und in Wirbeln flackert die Brunst auf. Auch Muley Hafid ist nun zum Abfall bereit. In Marakesch ruft ihn der Muez-



Die Zukunft.

zin nach dem Morgengebet zum Sultan aus; und nach ein paar Tagen hat sich im Südchaos eine Mehrheit für ihn erklärt. Im Norden läuft der Name Muley Mohammed von Mund zuMund; und Niemand vermag zu sagen, ob der angeblich noch eingekerkerte Prinz, ob derRoghi gemeint ist. Einem Zauberer (Ma elAinin), einem fremdenfeindlichen Pascha (Ma es Salam) strömt Gefolgschaft zu; und Raisuli spottet derWidersacher. Ueberall langt das aufgescheuchte, fanatisirte Volk nach einem Haupt, einem Heiligen Mann, der in Lebensgefahr dem Islam des Westens Führer und Retter sein könnte. Hafid scheint einstweilen der Stärkste der drei Hassanssprossen. Ein bärtiger Krieger, kein fahler Weiberknecht. Ein strenggläubiger Musulmann, nicht ein Nasrani, der das geweihte Haus derAhnen mit dem Teufelskram der Europäer verunreinigt. Saht Ihr ihn zu Roß? Des Vaters Haltung. Aus seinem Blick strahlt die Baraka. Doch die Stammeshäupter sind im Lauf der Jahre mißtrauisch geworden. Sie wissen, daß sie von AbdulAziz nichts zu erwarten haben; fordern von seinemNachfolger aber die Leistungsprobe. Ist er der Mahdi, der ersehnte Meister der Schicksalsstunde, dann eint er die Stämme durch den Ruf zum Heiligen Krieg. Der nur kann die Rumis vertilgen. Seit denTagen, daGordon undKitchener gegen denMahdi Mohammed Achmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen.Doch ein klarerBegriff geselltsich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islams hinausshickt. Hinaus in die Welt, die islamischerAnschauung in zwei Teile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessenNachbarbezirk (wo kein Ungläubiger Hausen, kein Thier athmen, kein Pflugschar die Scholle furchen darf), den Hedjaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Rumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden darf), und die tributpflichtigen Länder (wo derFremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka,Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil derErde scheidetsich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge demMusulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, fo lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder,



die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubensstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Djehad, das Werk heiligen Eifers, in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Auserwählten sein. Ein leiser Ruf: und die grausamste Djehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit. Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Jammerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheils zu hoffen, so darf der Iman nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nützt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkauft. Die Summe hat der Iman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung



Die Zukunft.  
verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aberziehen, als Märtyrer feiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai stehen dem Staatsschatze zu. Das letzte Fünftel der Gesamtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Mekkapilgern zufallen. Vor der Theilung werden Alle bedacht, die zwar nicht mitgefochten, sich aber um die gute Sache verdient gemacht haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er den Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes wirksam scheinende Mittel. Muley Hafid ward berufen, weil sein thronender Bruder den Fremden zu viel Raum und Einspruchsrecht ließ; weil er am Weihe»werk des Propheten ein Verräther schien. Hafid, so hoffte man, hat den Willen und die Faust, die unabhängigen, bis heute unzählbaren Stämme in eisernem Reif zusammenzuschmieden und die Europäer übers Meer zu jagen oder in Ghettos zu pferchen. Also wills Allah, wills sein Prophez; wills auch der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen. Was würde aus ihnen, aus dem Maghzen, den Kaiden, Scheichs, Ulema, wenn Marokko Europas Kulturformen annähme? Machtlos würden sie; könnten die alte Kundschaft nicht mehr schätzen; müßten verarmen. Drum wehren sie sich; nicht nur des Glaubens wegen. Drum hat ihre Wuth sich gegen die weißen Eindringlinge gewaffnet, die einen Schienenstrang durchs Scherifenland legen, seine Wirthschaft mit dem ehrfurchtlosen Blick des Rumi kontrolliren, in den Handelsstätten die Polizeigewalt an sich reißen, in Casablanca den Hafen ausbauen wollten. Zuerst sind regional begrenzte Unruhen, Theilaufstände, die eine kleine, vom Feuer der Schiffsgefechütze unterstützte Schaar disziplinirter Truppen niederzuzwingen vermag. Wie lange? Ein Führer, eine Fahne: und der Sturm der Djehad fegt die wirr nach verschiedener Richtung strebenden Stämme zur



Orient und Occident,  
243

Einheit zusammen. «Niemals kommt der Tag, an dem unser Volk sich ins Loch der Fremdherrschaft fügt; eher läßt der letzte Maure sein Leben." Muley Hassan hats 1884 gesagt. Auch in Mauretanien weiß heute aber die Oberschicht, daß der Heilige Krieg nicht nur gegen eine Großmacht zu führen wäre. Könnte Britanien mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern, der Djehad müßig zusehen? Wäre nicht jede Macht gefährdet, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat? So lange die Massen nicht einem Iman gehorchen, ist für den nächsten Tag nichts Ernstes zu fürchten. Noch nicht. Abd ul Aziz lebt noch; und sein jüngerer Bruder (der, als der Vater starb, ein Säugling war, also für die Thronfolge nicht in Betracht kam) ist von Hafids Gegnern zum Sultan ausgerufen worden. Hassans Söhne bestreiten und schwächen einander. Noch sehen die Himmelszeichen freundlich auf Frankreich herab. ... Bei Dscharf el Akdar hatte, am Fluß Isly, Bugeaud am vierzehnten August 18^ mit zehntausend Franzosen das Marokkanerheer zersprengt. Der Vertrag von Tanger kann geschlossen, die algerisch-marokkanische Grenze regulirt werden. Allmählich sickert dann das Gerücht durch. Louis Napoleon hoffe, den Maghreb seinem Kaiserreich einverleiben zu können. Mit Spanien meinten Eugeniens Freunde, würde er fertig werden. Nicht auch mit den Briten, wenn er ihnen leis Egypten anböte? Selbst in den Tagen von Villafranca und Zürich hat er Nordwestafrika nicht vergessen. »So lange neben uns Horden wilder Krieger in anarchischer Willkür hausen, gehört uns Algerien nicht ganz." Der Gedanke war richtig; eben so klug der Plan, England am Nil zu entschädigen. Nur: Palmerston wollte nicht. Dessen harter Schädel ließ den offiziellen Ausdruck solchen Wunsches garnicht erst ansich kommen. Seit seine Briefe und die Aktenauszüge des londoner Auswärtigen Amtes veröffentlicht sind, wissen wir, wie früh und mit welcher eifernden Energie der Premier den Plan abgewehrt hat. Schon am ersten März 1857 schickt er aus Piccadilly an Lord Clarendon ins Foreign Office die Weisung: «Der Zweck der franko-britischen Verständigung, die auf der festen Grundlage sittlichen Willens ruht, ist die Abwehr ungerechter Angriffe, der Schutz des Schwachen vor dem Starken und die Wahrung des Gleichgewichtes. Wie dürften wir, ohne provoziert zu sein, Angreifer werden? Mit welchem Recht in Afrika die Theilung Polens nachahmen, Marokko den Franzosen, Tunis oder einen anderen Staat



254  
Die Zukunft.  
den Italienern, Egypten den Briten zusprechen? England und Frankreich haben die Integrität des Osmanenreiches verbürgt: und sollten dem Großherrn nun Egypten entreißen? SolcherVerstoß gegen das sittliche Empfinden der Menschheit müßte jeder englischen Regirung verhängnißvoll werden. Wir wollen mit Egypten Waaren austauschen, es aber nicht regiren. Uebrigens könnte der Politiker, der Soldat und der Seemann in der Herrschaft über Egypten keinen Ersatz dafür finden, daß Frankreich in Marokko freietzand erhielte. Die Eroberung Marokkos sah schon Louis Philippe als Ziel vor sich; seitdem ruht der Plan in denpariserArchiven und die Regirung wartet nur auf die zurAusführung geeignete Stunde". Am elften Oktober 1859 schreibt er an John Russell: »Der französische Kriegs- oder Marineminister hat neu« lich gesagt, Algerien sei nicht gesichert, so lange Frankreich nicht auf der Atlantisküste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen Algerien sichern? Offenbar nur gegen England. Frankreich wünscht sich also die Möglichkeit, uns den Eingang ins Mittelmeer zu sperren". Bald danach erinnert er an Nelsons Wort: «Tanger kann nur im Besitz einer neutralen Machtbleiben oder muß an England fallen." Alle Nachfolger Palmerstons beharren in seinerUeberzeugung. Niemals dürfen wir dulden, daß eine andere Großmacht in Marokko herrscht. Unter keinen Umständen, schreibt Sir John Drummond Hay, Britaniens Vertreter am Scherifenhof, 1885 nach Haus, darf Frankreich dieMacht erlangen, die Meerenge, dieStraße nachIndien zu besetzen. »Das wärenochgefährlicheralseinefranzösischeUebermachtimAermelkanal. Ich stehe als Schildwache an der Meerenge und gebe mit einem Schuß das Alarmsignal, sobald ich merke, daß die Republik ihr Ziel zu erreichen trachtet. Wenn Marokko in den Besitz oder auch nur unter das ProtektoratFrankreichs kommt, kann Tanger ein befestigter Kriegshafen werden, können im Osten, zwischen Tanger und Ceuta, andere armirte Häfen entstehen; dann wäre Gibraltar werthlos. Den großen Handelskanal, durch den unsere Güter in den Orient und nach Indien gehen, darf Frankreich niemals beherrschen: fonst könnte es uns eines Tages zurufen: I^ec plus ultra! Nelson hat oft gesagt, daß wir Tanger haben und mit Marokko befreundet sein müssen, wenn unsereFlotte des Sieges in den südeuropäischen Gewässern sicher sein soll. Er sah voraus, daß eine Großmacht, die inNordafrika eine festeBasis hätte, das



Orient und Occident.  
Recht zur Fahrt durch die Meerengen nach ihrem Belieben regeln könnte. "Salisbury dachte nicht anders. Der Gesandte, schrieb er, solle dem Sultan vorstellen, daß eine Verwaltungsreform ihm selbst den größten Vortheil bringen werde. «Betonen Sie aber auch, daß die Regierung Ihrer Majestät sich stets bemüht hat, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos zu wahren." Der Zustand verhüllter oder offener Rivalität schien unabänderlich; ein englisches Kabinet, das Frankreich in Marokko die Vorherrschaft ließe, nicht eine Woche mehr lebensfähig. Plötzlich aber wurde der Wunsch erfüllt, den Louis Napoleon fünfzig Jahre vorher gehegt hatte. Am achten April 1904 unterzeichneten Lansdowne und Delcassé die Oeclsrstiori concernsnt l't2Mpte et le ^tsroc, deren zweiter Artikel den Satz enthält: „l^e gouvernement cie Sa Nsjeste öritannique reeonriait qu'il appsrtient à lat^rsnce, notamment eomme puis8ance limitwpke ciu ^laroc sur une vsLte etenciue, cie veiller à la trsnquillite <^r>Z ce pa>8 et cZe lui preter s«n assistance pour tuutes les ref«rme8 admirii8tratives, economiques, tmaneiereL et militaires ci«nt il s besoin. Il äeclsre qull n'entrsvera pss l^ction <Ze w Trance à cet ettet.- Am Gibraltars Meerengenrecht zu schützen, wurde, im siebenten Artikel, bestimmt, daß zwischen Melilla und den Höhen, die das rechte Sebuufer beherrschen, weder Befestigungen noch strategische Anlagen irgendwelcher Art gestattet seien. England am Nil, Frankreich am Atlas: Friede und Freundschaft. Sechs Monate danach erklärte Spanien seinen Beitritt zu dem franko-britischen Vertrag. Und am neunten Februar 1909 wird das franko-deutsche Abkommen unterzeichnet, das den Parisern den Satz bringt: »Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat in Marokko nur wirihfchaftliche Interessen; sie hat anerkannt, daß Frankreichs besonderepolitische Interessen auf diesem Boden die feste Sicherung des Friedens und der Ordnung fordern, und ist entschlossen, diese Interessen nicht zu hemmen ne pas entraver ces interets). - Frankreich triumphirt. Das Wahre, sagt Goethe, «muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird; und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist." Dieses Behagen zu zerstören, schien noch dem gelassenen Greis Pflicht. Ist ernsteste, freilich auch unbequemste, wo sichs um die



Die Zukunft.

Zukunft einer Volkheit handelt. Frankreich triumphirt. Die Republik, die bis ins Jahr 1890 vereinsamt war, hat heute fünf Bundesgenossen, ist den Vereinigten Staaten, der Habsburgermonarchie, dem Reich der Mandschus befreundet und von dem Nachbar im Osten mit drängender Zärtlichkeit umworben. In einem Land, wo der Opponent von heute morgen Minister sein kann, giebt er nicht gern zu, daß dem Gegner Beträchtliches gelungen ist. Tag vorTag schreien darum die Feinde der regirenden Radikalen und Sozialisten, ein Haufe gewissenloser Verräther schleife sie dem Abgrund entgegen. Daß im Staat der Jakobiner Manches faul ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden; ebenso wenig aber, daß die internationale Stellung der Republik stärker ist, als sie jemals war. Marokko ein Engpaß? Die Eroberung des Scherifenreiches wird schwierig sein; vielleicht so lange dauern wie die Algeriens und noch größere Opfer fordern. Möglich auch, daß die Demokratie vor der Aufgabe schaudert, sich von Pazifisten und anderen schwachgemuthen Weltbeglückern bang machen läßt. Ist Frankreich noch Frankreich, dann kann die Gefahr es nicht schrecken. And lahmt dernationaler Willen nicht, dann ist der Erfolg gewiß. Araber, Mauren, Berber mögen noch so tapfer sein, noch so zäh: gegen moderne Geschütze vermögen sie nichts. Schwierigkeit und Fährniß bietet jedes große Unternehmen. Ein Reich zu erobern und ein Weltgeschäft zu beginnen, ist niemals leicht. Darf mans deshalb nicht wagen? Die Franzosen konnten zu Haus bleiben. Dann sparten sie Geld und Menschen, Dann hörte ihr Land aber morgen auf, eine Großmacht zu sein. Und auch Algerien war ernstlich gefährdet. Blickt auf die Landkarte. Wer Marokko, Algerien, Tunis hat, wird eines Tages auch Tripolis haben. Lohnts, für dieses nordafrikanische Reich zu fechten? Nur ein großer Bissen war vor Europas Säulenthor noch zu holen: und Frankreich trägt ihn davon, wann es will. Braucht gar nicht zu eilen. Kann, wenn ein lenksamer Sultan zu finden ist, ruhig im Maghreb Alles lassen, wie es bisher war. Seine Macht hat es ja gezeigt. Das war der Zweck der Brutalität von Casablanca. Was da geschehen war, ist in den Bezirken farbiger Menschen oft schon geschehen und gab keinen Grund zum Werk solcher Zerstörung. Nein: der Islam sollte aufhorchend vernehmen, daß Frankreich nach freiem Entschluß handeln und seinen Willen durchsetzen kann; daß es sich nicht auf deutschen Wink ducken müsse.



Orient und Occident,  
247

Solcher Glaube hätte die algerische Herrschaft gelockert und den Berber den Franzmann verachten gelehrt. Diese Gefahr ist überstanden. Frankreich steht am Ziel alter Wünsche. Nordafrika von Senegambien bis Tripolis und bald wohl bis Bengasi; ein großer Fetzen vom Kongostaat; Madagaskar; Indochina: die Enkel der Republik werden nicht darben, nicht einem verzweigenden Volk angehören. Blut und Gold wirds kosten. Solche Anstrengung stählt die Nation. Mit den selben Argumenten, die den Franzosen seit sieben Jahren Marokko vereckeln möchten, ließ sich auch der Rath stützen, die Briten sollten nicht nach Indien marschiren. Der Wunsch, Frankreich möge für das in Europa Verlorene jenseits von den Weltmeeren Ersatz finden, hat das Handeln des ersten Kanzlers im neuen Reich bestimmt. Madrider Konferenz: Deutschlands Vertreter erhält die Weisung, jeden Antrag des französischen Admirals Jaures zu unterstützen. Expansion nach Tunis: Deutschland tritt für den französischen Anspruch ein. Franko-chinesischer Krieg: Deutschland vermittelt in Peking und sichert der Republik den Kampfpfeis. So konnten wirs auch diesmal machen. Im April 1904 höflich hinüberryufen: »Wir gratuliren zu Marokko"; und ruhig der Entwicklung zusehen. Dann blieb die Deklaration ein würdig Pergamen, blieb zwischen den Völkern Nordwesteuropas der Schatten des Mädchens von Orleans und Frankreich mußte die Revanche weiter vertagen. Jeder britische Erfolg in Egypten, jede französische Schlappe in Marokko hätte dann, trotz Delcasse, Clemenceau, Naquet und den anderen Anglophilen, denkaumentschlummerten Grollwiedergeweckt und den Glauben an Albions Treulosigkeit genährt. Das sollte nicht sein. Wir ruhten nicht, bis die Völker des Westens, nicht die Regierungennur, verbündetwaren, gemeinsamer Haß die alten Feinde verschwägert hatte. Können wir nicht jetzt wenigstens uns der Warnung erinnern, die Bismarck jungen und alten Diplomaten immer wieder ins Ohr rief? Lasset Euch, sprach er, nie in die Versuchung einer Politik führen, deren höchster Ertrag der Aerger anderer Mächte sein kann und die uns, ohne Etwas einzubringen, draußen nur unbeliebt macht. Seit sieben Jahren haben unsere Geschäftsleiter keinen in dem marokkanischen Handel möglichen Fehler vermieden; waren weich, wenn sie hart sein mußten, und schroff, wenn die Stunde würdige Schmiegsamkeit heischte. Der berliner Druck hat Herrn Delcasse vom Ministerplatz gedrängt und



Die Zukunft.

den Schein eines Erfolges geschaffen, der dem vierten Kanzler eine Rangerhöhung eintrug. Doch das Programm überlebte den Vater: die Herren Rouvier, Bourgeois, Clemenceau, Pichon, Cruppi haben gehandelt, wie Edwards kleiner Günstling gehandelt hätte; und nur Unterschiede des Temperamentes, der Menschenkenntniß und Gewandtheit wurden sichtbar. Wir wollten nur mit dem Sultan verhandeln (der Kaiser hatte es, der Kanzler dann feierlich angekündet): und verhandelten stets mit der Regierung der Französischen Republik. Wir wollten die Souverainetät des Sultans und die Anantastbarkeit seines Gebietes wahren: und Hafid ist, wie sein Bruder, ein marmequm, dem die Pariser das just von der Mode empfohlene Kleid anziehen, und auf dem Boden seines Landes lagern vierzigtausend Franzosen, die längst wichtige Plätze besetzt haben und bald die Hauptstadt besetzen werden. Wir haben die von Rouvier (in Karlsruhe durch einen deutschen Botschafter, in Berlin durch Herrn Wilhelm Betzold) angebotenen Kompensationen abgelehnt. Die Algesirasakte gilben lassen, jeden Verstoß gegen ihre Bestimmungen geduldet und uns nicht gerührt, als dem Sultan die Möglichkeit entzogen wurde, nach der Vorschrift der Akte zu handeln. Durch die politique àes coups haben wir die Franzosen geärgert, doch nicht entmuthigt. Und in dem Vertrag vom Februar 1909 (Kiderlen-Cambon) den unzweideutigen Verzicht auf jede Einmischung in franko-marokkanische Händel ausgesprochen, die unsere Handelsinteressen nicht gefährden. Der politische Einsatz ist verspielt; und nur blinde Prestigesucht konnte hoffen, ihn mit Rasselworten zurückzugewinnen. Von allen Seiten kamen Abmahnungen, freundliche und unfreundliche, als wir noch einmal Frankreichs Vormarsch zu hemmen versuchten. «Deutschland hat moralisch außerordentlich viel zu verlieren. Die Anfänge der Besserung in der politischen Situation Europas würden in dem Augenblick wieder zerstört sein, da das Deutsche Reich durch seine Politik die Freunde und Bundesgenossen Frankreichs zwingen würde, in der Marokkofrage eine klare und bestimmte Haltung einzunehmen. Die Vereinbarung vom Jahr 1909 war ein Wegrücken von der Politik, die Deutschland vor der Akte von Algesiras getrieben hatte; ein Friedensschluß in aller Form. Will Deutschland zu der früher getriebenen Politik zurückkehren und damit die Erfolge seiner friedlichen diplomatischen Arbeit ernsthaft gefährden? Will es die Verantwort-



Orient und Occident,  
2W

ung dafür übernehmen, eine Situation herbeizuführen, die Europa wieder in zwei Lager scheidet, wobei sich die Erscheinungen wiederholen können, die wir in Algesiras gesehen und die zu einer Verstimmung zwischen Deutschland und Italien geführt haben?" (Neue Freie Presse.) »Die Franzosen leisten den vom Sultan erbetenen Beistand. Damit erfüllen sie eine Pflicht, die sie sich selbst, dem Sultan und Europa schuldeten. Eine schwierige und undankbare Pflicht, die an einer bestimmten Stelle übel gedeutet werden kann. Kein Unbefangener darf aber an der Aufrichtigkeit ihres Handelns zweifeln." (Times.) «Die Erklärungen unseres französischen Bundesgenossen waren der Gegenstand eines Meinungsaustausches zwischen der russischen und der deutschen Regierung. Die volle Uebereinstimmung, die sich dabei ergab, begrüßten wir Russen um so freudiger, als gerade jetzt zwischen Rußland und dem Deutschen Reich über Fragendes nordpersischen Eisenbahnbaues verhandelt wird. Diese komplizirten, noch im Stadium technischer Vorarbeit schwebenden Verhandlungen werden nicht schnell zu beenden sein, immerhin aber leichter vorwärts kommen, wenn die allgemeine Lage ruhig bleibt." (Rossija.) England sagt also: «Frankreich ist im Recht und vertritt die Interessen Europas; nur Uebelwollen kann sein Handeln mißdeuten." Oesterreich-Ungarn: «Ihr habt, liebe Bundesgenossen, vor zwei Jahren auf Marokko verzichtet. Bleibet dabei; und zwinget Italien, zwinget auch uns, denen der Dreibundvertrag jetzt ja nur noch die Assekuranz gegen römische Ausdehnungswünsche ist, nicht noch einmal zur Wahl zwischen den von Rußland unterstützten Westmächten und dem Deutschen Reich!" In Rußland wagt man sich gar bis zu dreister Nöthigug vor. «Der Vertrag, den Euer Bethmann schon im Dezember 1910 den selig aufhorchenden Reichsboten angekündet hat, ist jetzt, nach fünf Monaten, noch im Stadium technischer Vorarbeit und an einen Abschluß ist nur zu denken, wenn Ihr unseren französischen Bundesgenossen keine Schwierigkeit bereitet." Im Dezember spricht der Kanzler: «Die Regierungen Deutschlands und Rußlands sind entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten." Der Reichstag bucht, brünstiger Bewunderungsvoll, diese «höchstbedeutsame Erklärung". Seitdem wird Tag vor Tag geredet und geschrieben, als seien wir mit Rußland über alles irgendwie Wesentliche einig und nur noch For-



Die Zukunft.  
matten ZU erledigen. Am dreizehnten Maitag aber hören wir aus Petersburg, bis zum Abschluß der «komplizierten Verhandlungen" sei noch eine sehr weite Strecke und die russische Regierung müsse, wenn Deutschland nicht ihrer Meinung über Marokko zustimme, sich in eine dem Deutschen Reich feindliche Kombination einlassen. Mit dem stärksten Entrüstungspathos war, ein paar Tage vorher, officiosissime bestritten worden, daß Rußland auch nur versucht habe, in Berlin für Frankreichs Wünsche zu interveniren. Warum denn? Allesindja über den Scherifenjammer, Alle, ganz einig. Das wird jetzt, mit ernsthafter Miene, behauptet. Mit ehrbarer Miene geredet, als sei niemals der Gedanke aufgetaucht, die Franzosen in ihrem Handeln zu hemmen. Und nur leise noch versucht, Hispanien ins Feuer zu bringen. Vieux jeu. Als Fürst Bülow im Sommer 1905 auf Urlaub ging, bat er, noch auf dem Tritt Brett des Wagens, Herrn von Holstein, mit besonderer Wachsamkeit auf Marokko zu achten Für den Augenblick (lautete die Antwort) bleibt uns da kaumAnderes als derVersuch, die Spanier aufzuputschen. Ob von dem Plan, den Schwachen gegen den Stärkeren zu Hetzen, je Ernstliches zu hoffen war, braucht uns nicht mehr zu kümmern. Im Februar 1909 hat Holstein gesagt: »Jetzt ist unter die traurige Geschichte ein dicker Strich gemacht und aus dieserGegend nichts mehr zu holen."Den Blinden, die heutesein altes Rezept empfehlen, würde er einschärfen, daß keine Ewigkeit das von derMinuteAusgeschlagene zurückbringt und daßArznei, die vor drei Tagen das Leiden zu lindern vermochte, nach verspäteter Spendung den Kranken töten kann. Spanien hat aufMarokko ein »historisches" Recht, hinter dem aber keine zulängliche Macht stehtund das deshalb in der günstigsten Stunde nur zur Erlangung leidlicher Kompensation brauchbar sein wird. Vis Konstantinopel wäre jetzt noch eher Etwas zu erreichen als viaMadrid. Vielleicht stürmen, über die Leiche des Sultans hinweg, auf eines Imans Ruf die Muslim in den Heiligen Krieg. Von Muley Hafid hat die Hoffnung des Volkes sich längst losgekettet. Der hat in Fez einst versprochen, dieAlgesirasaktenichtanzuwenden,Gewerbesteuern, Zollkontrolle, Polizei abzuschaffen, keiner Anleihe und keinerReform zuzustimmen und Christen nur noch im Iudenviertel der Hafenstädte wohnen zu lassen. Weil er diese Verpflichtung auf sich nahm, hielt Graf Saint-Aulaire (wie er im Januar 1908 an Clemenceau schrieb) die Wahl für nichtig. Eine Weile hat Hafid



Orient und Occident,  
231

dann nach deutscher Hilfe gelangt; bis er erfuhr, daß die von ihm deutschenMännern gewährtenBergbaurechte in Deutschland miß- achtet, französischem Einspruch geopfert wurden. Seitdem scheint er mürb. Kein Heer, kein Geld; und Feinde ringsum. In seinem weißen Kleid muß er, um Zagenden Muth einzureden und die noch nicht völlig verglomene Kampflust anzufachen, durch die schmutzigen Gäßchen seiner von den Hayaina, den Cherarda und den Beni M'Tir bedrohten Hauptstadt stampfen. And ist wohl schon froh, wenn in seinen verängsteten Harem die Nachtruhe ein- kehrt und er aus der Schaar der vier (legitimen) Scherifas und der zwölf Schönen, die ihm die alte Negerin, nach feierlicher Waschung und Salbung, ins Nebenzimmer gebettet hat, die der Geschlechtslaune süßduftende Lagergefährtin erkiesen darf. Has- sans Sohn, unter den Brüdern dem Vater der ähnlichste: und hat die Rumis ins Heilige Land des Erdwestens gerufen. Auch derAeberlebende könnte denAusbruch derDjehad nicht hindern. Sieben Jahre lang kauen wir nun an dieser harten Speise; und noch immer giebts Leute, die wännen, daß sie dem Leib des Reiches eines Tages gedeihen werde. (Sinds nicht die Selben, die heute noch, trotzdem sieben starre Luftschiffe von Wind oder Feuer vernichtet worden sind, an das System Zeppelin glauben? Wenn Deutschland diesem System nie einen Pfennig geopfert hätte,stünde es um diedeutscheLuftschiffahrt nichtschlechter;wäre uns Enttäuschung und Hohn erspart und nützlicher Aviatik ein Theil des nun vergeudeten Geldes zugewandt worden.) Wenn nie eine deutsche Note über Marokko geredet hätte: uns wäre nichts verloren; und die kostbare Zeit am Ende doch besser angewandt worden. per vsri«8 ca8vs, per tot äiscrimina rerum sind wir wieder auf den Fleck gelangt, auf dem wir im März 1904, nach Radolins Gespräch mit Delcasse, waren: Anerkennung des französischen Sonderrechtes und Wahrung der deutschen Handelsinteressen. Ein großer Aufwand nutzlos ist verthan. Solche Häufung muth« willig erwirkter Niederlagen und Rückzüge wird man in der Ge- schichte starker Großmächte nicht leicht finden. So darfs nicht weiter gehen. Frankreich hat mit dem Scherifenreich Verträge geschlossen, die auch nach Algesiras (Artikel 123, der letzte der Akte) in Rechtskraft geblieben sind; hat in Rabat und Fez Mili« tärmissionen, für deren Schutz es sorgen und deren Antastung es eben so rächen darf, wie das Deutsche Reich die Ermordung

21



deutscher Missionare an den chinesischen Boxern gerächt hat. Frankreichs Handeln ist durch Verträge (mit Marokko, Italien, England, Spanien, Deutschland) durchaus gedeckt. Seine Freunde werden ihm rathen, auch diesmal sich auf das Unerläßliche zu beschränken und den größten Theil der Truppen heimzuschicken, sobald die Sultansresidenz nicht mehr gefährdet und die Sebustraße von Fez nach Mehdija, der alten Phoinikerkolonie zwischen Rabat und Larache, gesichert ist. Doch diese Zurückhaltung kann nicht ewig währen. Ob die Republik sich entschließt, ihr nordafrikanisches Heer auf Jahrzehnte hinaus um hunderttausend Mann zu verstärken, ob sie von Landkundigen lernt, daß jeder Häuptling, jeder Trägergeistlicher Würde zu kaufen ist, und ein Dutzend Millionen in das Unternehmen steckt, das im Fall langwieriger Guerilla leicht das Hundertfache dieses Betrages verschlingen könnte: eines Tages muß sie sich der Politik des Zauderns und Heuchelns entöhnen. Muß die Lüge von der Souverainetät des Sultans (dem stets nur ein winziger Theil der Stämme gehorchte) und von der Unantastbarkeit seines Landes (das längst an allen Ecken ange tastet und auch in der Algesirasakte wie internationales Gut behandelt worden ist) mit Gestank platzen. Soll nach jedem Schritt etwa, den die Franzosen vorwärts thun, bei uns der Lärm und die fruchtlose Diplomatenarbeit sich erneuen? Sie möchten dieses Land in ihre Herrschaftzone zwingen; nicht, weil Marokko Menschen und Erze hat, die wichtiger sind als die algerischen Araber und die tunesischen Phosphate. Weil sie müssen. Weil neben einem nicht gebändigten Marokko, dessen wilde Reiterstämme mit wachsender Wuth die Provinz Oran bedrohen, Algerien nicht zu halten und mit dem nordwestafrikanischen Reich auch in Europa die Großmachtstellung verloren wäre. Frankreich darf nicht dulden, daß ihm auf Marokkos Boden irgendein anderer Staat den Vorrang bestreite. Wers zum Verzicht auf Marokko zwingen will, muß es an der Loire und an der Seine mit der Waffe besiegen. Das wäre möglich; wird im Reich Wilhelms des Friedlichen aber nicht einmal ernsthaft erwogen. Also müßte Staatsmannskunst mit der zweiten Möglichkeit rechnen. Da wir Marokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, immerhin nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europäern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger wider-



strebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen? «Vor dreißig Jahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt, nach 1910 werde Britannien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien, sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommts zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Japanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgen Marokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abessinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr auf Europas Festland Euch wider keinen Feind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaarensich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Willens. Können wir alten Hader nicht schlichten oder ausbrennen, so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europa schrumpft in die Bedeutung eines aus Asiens Riefenleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich. Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir, ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapital besseren Zins bringen als die Staatsrenten des warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel." So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu, Frankreich sprechen. Die Zeit ist reif; und die Gelegenheit, da Moinier vor Fez rückt, günstig. Die Kunde von einem franko-deutschen Bündniß dränge rasch ins dunkelste Kabylen-

21-



Die Zukunft.

dorf und risse den tollkühnsten Kaid aus stolzem Rebellenwahn. Die internationale Politik, sprach Bismarck, »ist ein flüssiges Element, das unter Ilmständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzu« stand zurückfällt." Was gestern falsch war, kann heute schon richtig geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaudert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die den Feind nicht schreckt und die der Freund selbst onkir nennt. Rechtsbruch, Wortbruch wird erst nach einer gewonnenen Schlacht gnädig verziehen. Zwischen Deutschland und Frankreich kanns nicht so bleiben, wie es ist; und ehe die Feder oder das Schwert die unvermeid« liche Auseinandersetzung beendet hat, müßte jeder Wache das Wagniß scheuen, die Lebensbedingungen des Reichslandes zu ändern. DieFrage nach der Zukunft dieses mit deutschem Blutge« düngten Grenzlandes gehört in den Bezirk internationaler Po« litik (und dürfte nicht ohne die Mitwirkung des Großen General« stabes beantwortet werden). Die Leiter desReichsgeschäftessind anderer Meinung. Welcher? Das mag vom Thermometerstand abhängen. Am achwndzwanzigstenJanuartag ist «nach ihrerAn« sicht die Grenze Dessen erreicht, was den Reichslanden zur Zeit konzedirt werden kann." Ein Bundesstaat mit eigenem Stimm« recht im Bundesrath kann Elsaß-Lothringen nicht werden: «weil es unmöglich ist, daß man einem Stellvertreter, einem amovib« len, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, das Recht gebe, die elsässischen Stim« men selbständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Wider« spruch wäre nicht lösbar." Wenns kalt ist; bei erwärmter Tem« peratur wird der Widerspruch gelöst und das Unmögliche mög« lich. Am neuntenMärz wird demReichsland die Stellung eines Bundesstaates und dasRecht auf dreivon demStatthalter(dem amoviblenBeamten des Kaisers, der zugleich König von Preußen ist) zu instruierende Stimmen zuerkannt;und diese Stimmensollen im Bundesrath nur giltig sein, wenn sie den preußischen, vom König instruirten widersprechen. Das war nicht die einzige, doch die traurigste Konzession, die «denWünschen derMehrheit" hin« geworfen wurde. In einer Angelegenheit von solcher nationalen



Orient und Occident,  
255  
und internationalen Bedeutung den Grundritz gleichmüthig zu ändern: dazu war nur einKanzlölFähig, der schon denMuthgefun-  
den hatte, als PreuHe, als beeideter preußischer Ministerpräsident  
vordemReichzu erklären^nürPreützen habe der Einung Deutsch«  
la^ös^in Opfer geörach t. Den plagen nur d Zweifel,  
wo sie ihm fern bleiben mutzten. Um dem Erdkreis ja nicht  
zu hehlen, wie weit im Reichsland die deutsche Regirung noch  
immer von ihres Trachtens Ziel, der Versöhnung,, sei, läßt er,  
vierzig Jahre nach dem Geburtstag des Frankfurter Friedens,  
der uns den Elsatz und Lothringen gab, in Stratzburg den Landes-  
ausschutz schließen. Von dem Staatssekretär Baron Zorn von Bu-  
lach, dessen Vater, ein französirter deutscher Freiherr, Günstling  
und Kammerherr des dritten Napoleon, noch im Juli 1870 gegen  
Preußen im ^orps I^isistik tobte und»im Namen seines Vaterlan-  
des" den Abgeordneten Ferry und diemitihmzunüchternerRuhe  
Mahnendenanpfauchte.ImLandesausschutzwar derWunsch nach  
republikanischer Verfassung hörbar geworden (der bei den Nach-  
barn der Eidgenossenschaft begreiflich ist und von dessen Erfüllung  
das Reich nicht Aergeres ZU fürchten hätte als von dentzanse-  
re^ü?Uen); hatte auch hätzliche Schimpfrede die Regirenden ge-  
krankt (denen das Talent und der Humor zum Umgang mit strup-  
pigen Gemüthern fehlt und die deshalb nicht auf so hohe Plätze  
taugen). Also: plötzlicher Schluß; zur Feier des Tages vor Eu«  
ropens lachendem Auge. Und da es mit dem Ausschuß nicht geht,  
soll das allgemeine Wahlrecht eine bequemere Volksvertretung  
schaffen? Das Reichsland sträubt sich heftig gegen den Plan der  
Verfassungsreform. Die Staatsminister von Köller und Graf Posa-  
dowsky, zwei Erfahrene von grundverschiedener Geistesart, haben  
laut vor dem allzu flüchtig bedachten Experiment gewarnt. Soll  
ihrRuf verhallenund im unzufriedenen Reichsland einlärmsüch-  
tiges Parlament Schwierigkeit heraufbeschwören, deren Folgen  
unabsehbar wären? Der Reichstag kann helfen; durch die Abwei-  
sung einer nationalen und internationalen Gefahr sich von man-  
cherSündeentbürdenunddemverantwortlichenKanzlerdieFlüche  
deutscherEnkel ersparen. Frankreich mit Nadelstichen ärgern,de-  
müthigen, ohne es zu schwächen, und in der selbenStunde den listig-  
sten Feinden Deutschlands jn Landtag und Bundesrath Sitz und  
StimmegebemnurblindeThorheitkonntesolcheSyntheseersinnen.  
so



2S6  
Die Zukunft.  
Aehrenthal.  
an kann aus den Zeitungen nicht klug werden, ob Aehrenthal wirklich krank war oder gefallen ist. Iedenfalls aber hat er jetzt die allgemeine Stimmung gegen sich. Er wird jetzt mit der selben Leidenschaft verhöhnt und gehätzt, wie er einst bewundert und gepriesen worden ist; und von den selben Leuten. Dies scheint ein Austriacum zu sein: die Männer des höchsten Vertrauens enttäuschen am Tiefsten. Wie Benedek, der auch als Sieger gekrönt wurde, bevor er es noch fein konnte, und dem man auch niemals verzieh, datz er dann den Sieg zu seinem Kranze schuldig blieb.  
Man ist gegen Aehrenthal erbittert, weil er seine Versprechungen nicht gehalten hat. Um aber gerecht zu sein: die Versprechungen, die er nicht gehalten hat, sind nicht Versprechungen, die er gemacht hat, sondern Versprechungen, die man sich von ihm gemacht hat. Es wurde gar nicht erst gefragt, als er bei seinem Antritt zum österreichischen Bismarck ausgerufen wurde. Wenn sich nun gezeigt hat, datz er kein Bismarck ist, auch kein österreichischer, so sollten sich die guten Leute lieber selbst bei der Nase nehmen als ihn. Sie finden Das aber jetzt unbegreiflich taktlos von ihm. Er hätte den Takt haben müssen, sie damals gleich darauf aufmerksam zu machen, er sei auch nur ein regelmäßiger österreichischer Minister. Ich finde, wir verlangen zuweilen doch etwas viel. Aehrenthal verdankte den Ruhm, der ihn empfang, der ewigen österreichischen Sehnsucht, sich wieder einmal für Etwas begeistern zu können, für eine That, für einen Mann. Die liegt in jedem von uns immer auf der Lauer. Und sie kann sich nicht entschließen, ruhig liegen zu bleiben. Sie hängt sich an jedes Zeichen. Das Zeichen, das Aehrenthal gab, war eine Geberde. Er sprach nicht viel, er versprach gar nichts, er hatte nur die Geberde: Wir sind auch noch da! Das genügte. Nichts hört der Oesterreicher lieber, nichts will er so sehr hören; vielleicht, weil er es doch nicht glaubt, wenn er es nicht immer wieder hört. Und nun erwarteten Alle das Ereigniß. Jetzt aber sehen sie sich das Ereigniß an und finden, es sei keins. Viel Lärm um nichts.  
Was lätzt denn Aehrenthal zurück? Eine neue Provinz haben wir. Aber wir hatten sie schon. Wir dachten nicht daran, Bosnien wegzugeben. Niemand dachte daran, es uns wegzunehmen; nichts ist geschehen, als datz eine Thatsache rechtlich anerkannt wurde. Dafür haben wir viel bezahlt. Nicht blos viel Geld. Wir haben es nicht nur mit den Aufregungen einer Kriegsgefahr bezahlt, mit dem Verlust der russischen und englischen Freundschaft, mit einer



Aehrenthal.

257

Verpflichtung gegen das Deutsche Reich, unter der unsere Slaven knirschen, sondern auch mit dem feierlichen Verzicht auf den Balkan. Aehrenthals Geberde wirkte damals so, weil Enthusiasten meinten, sie weise nach Saloniki. Inzwischen ist davon wieder ganz still geworden. Aehrenthal wäre heute schon stolz, nur ein ehrbares Verhältniß zu Serbien finden zu können. Er findet es aber nicht.

Und dann ist noch ein Posten in der Rechnung, der uns wenig Freude macht. Auf dem moralischen Blatt nämlich. Die Engländer sagen seitdem, unsere Politik sei nicht aufrichtig. Die Russen sagen, daß wir gelogen haben. Darüber würden wir uns vielleicht zu trösten wissen. Aber im Namen Aehrenthals sind gegen Oesterreicher, die seiner Politik unbequem waren, Fälschungen verübt worden und ohne Masaryks Redlichkeit, Unerschrockenheit und Beharrlichkeit wären durch diese Fälschungen vielleicht die Führer einer österreichischen Nation vernichtet worden. Niemand weiß, wann Aehrenthal erkannt hat, daß es Fälschungen waren. Aber man glaubt, daß österreichische Diplomaten um diese Fälschungen gewußt haben. Und Aehrenthal hat unterlassen, diese Diplomaten abzuschütteln. Dies hat im Stillen stärker gegen ihn gewirkt, als er wohl selbst bemerkt hat. Wir spielen nicht gern die Moralischen. Aber man war doch beklommen. Man sagte sich allerdings, Politik werde nicht mit Rosenöl gemacht und auch Cavour, auch der erste Napoleon habe sich manchmal die Hände beschmutzt; ja, bis zum Cesare Borgia ging das Citat in den Kaffeehäusern. Doch wurde zugegeben, daß diese Herren damit mehr erreicht haben. Zum genialen Verbrecher gehört doch, datz „es dafür steht“. Ferner gehört dazu, daß es gelingt. Endlich gehört auch dazu, daß er nicht erwischt wird. Da man fand, es sei nicht dafür gestanden und es sei nicht gelungen, ärgerte man sich, daß wir auch noch erwischt worden waren; und so behielt schließlich wieder der moralische Sinn die Oberhand.

Diese böse Stimmung gegen Aehrenthal ist ausgebrochen, da nun auch noch Peter den angekündeten Besuch abgesagt hat. Unseren Leuten gilt er für mitschuldig an dem belgrader Königsmord; und so widersprach es ihrem Gefühl, datz unserem alten Kaiser dieser Gast zugemuthet wurde. Daß sich der Gast aber dann auch noch besann und es sich wieder anders überlegte, daß der Mitschuldige der Königsmörder die Hand noch ausschlug, die Aehrenthal ihm gar nicht hätte bieten dürfen: Das war ihnen zu viel. Und so meinten sie jetzt, Dies müsse Aehrenthals Ende sein.

Wien. Hermann Bahr.



Schweigegehd.

Meit den Tagen der ersten Börsenenquetekommission haben Finanz«  
presse und Handelsredakteure nicht mehr vor dem Forum der Zei«  
tungsleser gestanden. Der wunderschöne Monat hat uns eine Wieder-  
holung dieses Schauspiels beschert. Auf allen Zinnen wehen weiße  
Unschuldflaggen (oder Parlamentärflaggen) und das Gefühl der Zu-  
sammengehörigkeit ist ausgeschaltet. Weiß man denn, ob der Kollege  
im Sonnenlicht des nächsten Tages noch fleckenlos dasteht? Auf dem  
Schinkelplatz, dicht beim Hohenzollernschloß, ruht breit und behäbig  
das „Denkmal für die gefallenen Portugiesen“. So taufte der Börsen-  
witz einst den Sandsteinpalast der Darmstädter Bank. Wer hätte ge-  
glaubt, daß diese historische Heldenthat noch einmal zum Tagesgespräch  
werden würde? Schuld daran hatte ein Notizblatt. Ein beschriebener  
Zettel. Man kann mit Geschriebenem nicht vorsichtig genug sein.  
Wallenstein gab nie etwas Schriftliches aus der Hand; und Fouche  
machte sich anheischig, jedem Menschen aus drei von ihm geschriebenen  
Worten einen Galgen zu bauen. Der Präsident des Aeltestenkollegi-  
ums der Berliner Kaufmannschaft und Stadtälteste Iohannes Kaempff  
hat die Gefährlichkeit des geschriebenen Wortes unterschätzt. Auf ein  
Blatt Papier schrieb er die Namen der Redakteure, die für ihre Mit-  
wirkung am Siegeszug der Portugiesen honorirt worden waren. Das  
geschah vor einem Vierteljahrhundert. Aber die Lebensdauer eines  
gut satinirten Papiers reicht tseit über eine solche Zeitspanne hinaus.  
Die Liste der Theilnehmer an der Tafelrunde des Königs von Portu-  
gal war in den Besitz eines Mannes gelangt, der damit eine einträg-  
liche Emission zu veranstalten gedachte. Da das portugiesische Geschäft  
nicht ganz dem verthanen Aufwand entsprochen hatte, konnte man  
vielleicht spät noch Etwas von den zerflatterten Millionen zurückholen.  
Der Epigone legte sich also auf die Chautage (die deutsche Sprache hat  
dafür nur das unhöfliche Wort „Erpressung“) und ließ die Wächter  
des Portugiesendenkmals wissen, daß der indiskrete Zettel für eine be-  
stimmte, der „literarischen Leistung“ angemessene Summe zu haben sei.  
Die Bank weigerte sich, das ihr angebotene Bezugsrecht auszuüben,  
und fand so wenig Vergnügen an den Finanztalenten des Notizen-  
sammlers, daß sie sein Handeln dem Staatsanwalt anzeigte. Der Er-  
presser wurde angeklagt, zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt und  
verlor die bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von drei Jahren,  
Eine arge Enttäuschung für einen Mann, der auf einen „Kredit“ von  
einer Million Mark gerechnet hatte, um, wie er sagte, ein „Unter-  
nehmen der Volksernährungbranche“ zu finanziren.  
In der Hauptverhandlung erschien Herr Kaempff als Zeuge. Er  
war, als die Portugiesen ins deutsche Land einfielen, Direktor der  
Darmstädter Bank, mußte also wissen, was Namen und Zahlen auf  
dem Notizblatt zu bedeuten hatten. So sagte er denn aus, daß die ge-  
nannten Herren Redakteure gewesen seien (vielleicht sinds einzelne



Schweigegeld.

259

noch), die „für bestimmte literarische Arbeiten Honorare erhalten und ganz regulär verdient haben“. Vor fünfundzwanzig Jahren, als das Börsengesetz mit seinen Strafbestimmungen noch nicht in Kraft war, seien Dienste, die bei solchen Emissionen geleistet wurden, honoriert worden. Man athmete erleichtert auf: „Das war also vor einem Vierteljahrhundert. Heute giebt es solche Sitten nicht mehr“. So dachte man und wollte mit frommem Augenaufschlag zur Tagesordnung übergehen. Aber da kam ein böser Nachsatz. Nämlich: vor dem Börsengesetz standen die Leistungen „in einem auffälligen Mißverhältniß“ zur Bezahlung; heute wird das Honorar der „Leistung“ besser angepaßt. Also: honoriert (donos — die Ehre) wird nach wie vor; nur der Tarif hat sich geändert. Daß Herr Kaempff ohne Zorn über eine Erfahrung sprach, an die er sich gewöhnen mußte, ist ihm nicht zu verdenken. Aber die verletzte Sittlichkeit fordert Sühnung. Mit einer „Würde, einer Höhe“, die allein schon überzeugend wirkte, wurden die käuflichen Journalisten der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Natürlich nur in sdssntis; denn „die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn“. Man sollte die Sache ohne Pathos behandeln und an Vischers Satz festhalten, daß sich das Moralische von selbst versteht. Noch heute also werden von den Banken einzelnen Journalisten Betheiligungen gewährt, die als Prämien für „besondere Leistungen“ gedacht sind. Welcher Art diese Leistungen sind, ob positiv oder negativ, ob sie durch Worte oder durch Schweigen wirken: nur Helios vermags zu sagen. Die Preise sind niedriger geworden; vielleicht, weil Angebot und Nachfrage geringer sind als in der guten alten Zeit. Möglich übrigens, daß man nicht auf bestimmte Gegenleistungen rechnet nnd sichs nur um eine Tradition handelt, die von der einen Seite gewahrt, von der anderen Seite wohlwollend geduldet wird. Vor der Frage, ob der Journalist, der einer Versuchung erliegt, oder die Bank, die ihn in Versuchung führt, schlimmerer Sünde schuldig ist, steht die andere: Sind Finanzinstitute zu moralischem Lebenswandel verpflichtet? Der Bankleiter kann sagen: „Der Absatz von Werthpapieren ist mein Geschäft. Um den Handel in Schwung zu bringen, leiste ich einen bestimmten Aufwand an Kosten. Auf dem Ausgabenkonto stehen, als eiserne Posten, auch gewisse Betheiligungen einzelner Journalisten“. Dabei wäre nur ein wichtiger Punkt vergessen: die Banken beschenken nur vor ungesunden Emissionen die erreichbaren Redakteure; spricht das zu emittirende Werthpapier für sich selbst, so braucht man für Reklame oder Schweigen nichts wegzuwerfen. Wer daran denkt, wird den lieben alten Brauch nicht mehr harmlos finden. Die Emission der portugiesischen Rente hat dem deutschen Volk sehr große Verluste gebracht. Die Leiter der Darmstädter Bank mögen geglaubt haben, dem deutschen Vermögen eine vortheilhafte Chance zu schaffen. Aber die Thatsache, daß sie die Emission durch „besondere literarische Leistungen“ fördern ließen, zeigt, mit welchen Zweifeln sie selbst auf oas Geschäft blickten. Das Publikum verlor viele Millionen. Aber die Redakteure hatten ihr Honorar, das zur Leistung wirklich in einem „auf-



2«0  
Die Zukunft,  
fälligen Mißverhältnis stand. Daß sich um eine der schlimmsten  
Emissionen aus den Annalen des deutschen Effektenhandels drehte,  
gab der Enthüllung noch einen besonderen Reiz.  
Die Großfinanz ist so mächtig geworden, daß sie auf bezahltes Lob  
eigentlich verzichten könnte. Aber sie will Ruhe haben und erkaufte sie  
sich von Denen, die käuflich sind und zu Ruhestörung bereit scheinen.  
Das Emissionengeschäft hat sich ins Ungeheure gedehnt. Da giebt es na-  
türlich Qualitätunterschiede, die man mit schlauer Kunst ausgleichen  
möchte. So werden die Honorare für „literarische Leistungen" gerecht«  
fertigt, die man im Sprachgebrauch Schweigegelder nennt. Das Bör-  
sengesetz ist der Prüfung der „Extrahonorare" nicht ausgewichen und  
hat sogar eine Strafbestimmung dafür gefunden. Paragraph 89 sagt:  
„Wer für Mittheilungen in der Presse, durch die auf den Börsenpreis  
eingewirkt werden soll, Vortheile gewährt oder verspricht oder sich ge-  
währen oder versprechen läßt, welche in auffälligem Mißverhältniß zu  
der Leistung stehen, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zu«  
gleich mit Geldstrafe bis zu fünftausend Mark bestraft. Die gleiche  
Strafe trifft Denjenigen, der sich für die Unterlassung von Mitthei«  
lungen der bezeichneten Art Vortheile gewähren oder versprechen läßt".  
Das wesentliche Moment ist die beabsichtigte Einwirkung auf den  
Börsenpreis, die als Zweck der Mittheilung oder des Schweigens er-  
kennbar sein muß. Damit sind der Auslegung Grenzen gezogen. Wird  
ein neues Papier unter „literarischer" Mitwirkung herausgebracht,  
so will man zunächst nicht auf den Börsenpreis (den es am Tag der  
Subskription ja noch nicht giebt), einwirken, sondern das Publikum  
für die Emission erwärmen. Das Kriterium des strafbaren Vorgehens  
fehlt also. Ein neues Papier, das schon bei der Subskription sehr begehrt  
war, wird natürlich auch an der Börse gesucht sein. Aber eine Ein-  
wirkung auf den Börsenpreis könnte nur festgestellt werden, wenn die  
Einführung in den Bereich offizieller Notiz ohne Subskription er-  
folgt ist. Auch das „auffällige Mißverhältniß zur Leistung" gehört zu  
den Merkmalen des Thatbestandes; und da, wie Herr Kaempfe aussagte,  
die heute gezahlten Honorare nicht mehr in solchem Mißverhältniß zur  
Leistung stehen, so haben die Banken sich der Gefahr einer Bestrafung  
entzogen. Was gegen das Gebot des Anstandes und der persönlichen  
Shre verstößt, braucht nicht auch die Majestät des Gesetzes zu verletzen.  
Aber man soll auch in diesem Fall nicht von einzelner Sünde  
auf allgemeine Verderbniß schließen. Die Bankleiter wissen meist sehr  
genau, wo ihr Schlüssel nicht mehr hineinpaßt, und hüten sich, vor  
falsche Thören zu gehen. Und die grundlose Verdächtigung anständiger  
Blätter und Menschen ist nicht minder häßlich als das unanständige  
Handeln eines Einzelnen. Als Portugal in Deutschland finazirt  
wurde, war die Handelspresse erst in ihren Anfängen. Sie wuchs neben  
den Banken zu einer Macht empor. Daß sie es konnte, ohne durch die  
Kapitalriesen völlig ihrer Freiheit beraubt zu werde», ist ein unwider-  
leglichcr Beweis für die Gesundheit ihres Organismus. Ladon.  
«LS



Silberne Hochzeit.

Silberne Hochzeit. \*)

eiertagsvorbereitungen im Haus. In die heimliche Stille ruhig dahingleitender Tage pochte die Unruhe, tönte das lärmend Geschäftige, das großen Tagen vorangeht. Morgen sollten sie ihre Silberne Hochzeit feiern, mit dem selben Pomp wie am Tag des Eheschlusses. Sollten sich nochmals vermählen, im Gotteshaus den Schwur erneuen, nochmals geloben, in Liebe und Treue und Geduld neben einander auszuharren, trotz allen Lockungen, allen Fährlichkeiten des Lebens, trotz allen Sorgen und Gebrechen, die das Alter bringen könne. Bei einander ausharren, bei bevorstehendem Siechthum, bei schmerzender langwieriger Krankheit; und wenn einst sich der Tod heranschleiche und Eins oder das Andere mitfortnehme, sollen sie auch darüber hinaus einander die Treue wahren. Und die Kinder sollen dabei stehen, die sie großgezogen, die sie versorgt, die schon aus dem warmen Nest geflogen, die schon selbst den Ernst des Lebens kennen gelernt, den sie aber noch lächelnd trugen mit der goldenen Leichtfertigkeit der Jugend. Die Kinder sollen Zeugen sein des erneuten heiligen Schwures, der nicht auf leichtbeschwingtem Glauben ruhte, sondern auf Erfahrung, den nicht glitzernde Hoffnung trug, sondern eine heilige, durchgeistigte Treue, feuerfest geschmiedet aus Leid und Freude des Lebens. Das Alles hatte er den Kindern geschrieben. So wollte er seine Silberne Hochzeit feiern. Sie hatte ansangs den Kopf geschüttelt. Ceremonien waren ihr noch heute ein lästiger Zwang. Zeremonien sind das Pathos eines Gedankens, einer Idee und heilige Stunden im Leben sind uns immer wieder eine Offenbarung und der Ausdruck, den wir dafür finden, ist eine Befreiung; aber die vorgeschriebene Geberde ist so selten der Spiegel des inneren Erlebnisses, ist eine. Maske, hinter der das echte Gefühl erstarrt. Und Feierstunden des Herzens kommen selten ohne Zwang; die Suggestion hat keine Macht darüber; sie löst höchstens Stimmungen aus, wehe, weiche, trauliche, ernste, aber niemals Festtagsläuten der Seele. Und trotzdem hängen die Menschen daran. So hatte sie endlich seinen Bitten nachgegeben. Er war immer der Gemüthvollere gewesen; ihm waren die Familienseste die großen Ereignisse des Lebens. Sie wollte ihn nicht um eins ärmer machen. Das graue Seidenkleid mit der langen Schleppe und der reichen Silberstickerei hing, in weißes, weiches Linnen gehüllt, um den großen Kleiderständer. In den Ecken des weiten Speisezimmers standen duftende, feierliche Blumenarrangements, auf den Tischen Stöße von Tellern, Silber- und Tischzeug und in langen Reihen Kelche und Pokale. Die Kinder sollten mit den Nachtzügen kommen. Erst morgen wollte man einander wiedersehen, wiederfinden. Sie saß müde und abgesspannt in ihrem Zimmer und las. Aber

\*)EineProbe aus dem Skizzenbuch,,Im Schattenreich der Seele", das im Frühling bei Bruno Volger in Leipzig erscheint.



Die Zukuuft.

ihre Gedanken hafteten nicht an dem Buch, sondern flogen darüber hinaus und die angeschlagene Melodie klang in ihrem Herzen wider, wie so oft, wie immer, wenn sie Schönes las. Sie dachte nicht an Morgen. Was war das Morgen mehr als wieder ein Kilometerstein am Wegesrand, den man aus Uebermuth oder aus»einem anderen Grund bekränzt? Nichts als einer mehr in der langen Reihe. Noch länger dehnen sich nun die Tage; noch ereignißloser schleichen sie hin. Denn das Leben, das sie gelebt, lag eigentlich abseits vom Leben. Ohne rechte Arbeit. Fast nie in Gesellschaft; nie Freunde oder Freundinnen, nie Hasser oder Neider, nie einen Kameraden; nichts als „Bekannte". Ueberall fremd, immer allein mit Büchern und Gedanken. Nie ein Messen der Kräfte, nie eine schmerzliche Niederlage, von der man sich mühsam wieder aufrichtet, nie ein Triumph, der emporträgt, nie ein Zusammenprall der Meinungen, daß Gedanken aufleuchten wie helle Blitze, wie sprühende Feuergarben. Abseits; darauf angewiesen, in sich hinein zu horchen, dem Melodienreigen eigener Gefühle zu lauschen, dem Klingen weltfremder Gedanken nachzusinnen. Und das Alleinsein hatte alles Mitfühlen getötet: mit der Welt des Einzelnen, dem Treiben des Nachbars. Sie sah in jedem Einzelschicksal einen Theil des großen Menschheitleides, des großen Menschheitglückes. Acht Uhr. Sie schob das Buch weg und richtete heute selbst auf dem kleinen Tischchen in ihrem Zimmer das Abendbrot. Der Diener legte zwei Gedecke auf und stellte eine nicht mehr ganz volle Flasche Wein auf den Tisch. Da verkündete auch schon das laute Glockenzeichen, wie ein Alarmsignal, die Ankunft des Hausherrn. Man besprach während des Essens noch einmal Alles für den kommenden Tag, zählte noch einmal die Gäste, erwähnte ein paar Absagen, bestimmte die Sitzordnung, die Reihensolge der Wagen bei der Fahrt nach und von der Kirche. Oberst von Wehlen war aufgeregt. Er sprach mehr als sonst und schänkte sich mehrmals sein Glas voll, „Helene/ sagte er endlich, „ein schöner Tag morgen; daß wir den erleben, noch dazu jung und zukunfstreudig! Aber laß uns jetzt für eine Stunde all den bunten Kram vergessen und Einkehr halten. Was ich in all den Jahren Dir vielleicht an Leid zufügte, sei vergessen. Du weißt, mein Temperament geht mir noch manchmal heute durch wie ein störrisches Füllen; nie wars zu zügeln und ich habe Dich mehr als einmal verletzt, gekränkt, verwundet. Du bist so anders als ich, nicht so grobkörnig, nicht so rasch und jäh, viel feiner, viel zarter, viel vernünftiger bist Du, wie eine Figur aus Meißener Porzellan fast, so kühl und scheu, so still und verschwiegen."

Sie lächelte müde. Lange, lange wars her, daß sie nichts mehr sagte, nur lächelte. Wie oft hatte er ähnlich gesprochen! Große Worte, die an des Lebens Klippen immer wieder zerschellen, wie alle guten Absichten. Nichts als das Wollen bleibt, immer und überall; es löst sich in Phantasien auf, in Wünsche, in Verzweiflung vielleicht, aber es reift nicht zur großen That, ist nicht ihr stolzes, starkes, ewiges Fun-



Silberne Hochzeit.

263

dament. Wir sind so anders im Denken und Handeln; und zwischen uns fluthet der Strom des Lebens.

Er ging aus und ab; dann blieb er vor ihr stehen. „Hast Du mir verziehen, Helene? All die kleinen Nadelstiche, meine ich.“

„Längst, Karl, und immer wieder. Das weißt Du ja. Wozu darüber sprechen? Das sind doch nur Regenschauer, die vorübergehen.

Wir haben ja auch schöne Erinnerungen; die Ankunft unseres ersten kleinen Mädchens, weißt Du, in meinem Elternhaus, in meiner lichten Mädchenstube wieder; und wie dann Klein-Harriet in dem schönen Korbwagen lag und ich noch glaubte, es sei ein Traum, ein schöner Traum, der zerrinnen müsse. So unfäßbar war mir dieses Wunder, daß ich Tage lang nicht schlafen konnte und nur nach der Wiege sah, ob es Wirklichkeit sei, daß nun ein neuer Mensch daliege, der all dem Leid und all dem Glück der Welt entgegengehe. Und dann lag sie im Bett und neben ihr auch so ein kleines Mädchen; und ich war eine alte Frau geworden und merkte es kaum Erinnerungen machen alt.“

„Nein, Helene, spurlos sind all die Jahre an Dir vorübergegangen. Fast kommt mirs vor, als ob Du schöner als damals seiest. Deine Gestalt ist weicher und schmiegsamer geworden, Deine Augen blicken so warm und tief; und Deine Hårde, diese wundersam durchgeistigten Hände, die alles Leid bannen können!“ Er streichelte sie leise und scheu und ging dann wieder auf und ab. „Aber ich muß Dir Etwas sagen. Ich trags nicht länger, Helene. Wirst Du mir verzeihen können?“

Sie sah ihn angstvoll an.

„Höre mich ruhig an. Jahre ists her, lange Jahre. Ich war jünger und heißer und Du warst immer gut ja, aber so unnahbar manchmal, so klug, so verträumt, so marmorkalt wie eine Statue. Und da habe ich Dich hintergangen, Helene. Ich habe schwer darunter gelitten und mich längst nach diesem Geständniß gesehnt. Glaube mir heute: nur Dich habe ich geliebt; alles Andere war ein Rausch meiner umnebelten Sinne.“

Frau Helene hatte sich stumm in die Sofaecke gelehnt und sah vor sich hin. Betrogen? Sie verstand den Sinn des Wortes nicht. Betrogen? Der Mann hatte sie betrogen! Der einzig feste Punkt im Leben schien ihr dieses Mannes Herz, das einzig Stete in diesem Leben der Lüge, der Hast, des Vorübergleitens, des Entschwindens So lebt man mit einander Jahr um Jahr, Tag um Tag in einer Gemeinschaft, die auf Treue und Glauben aufgebaut ist, auf Wahrheit und Vertrauen, auf Liebe und Nachsicht: und trotzdem weiß Eins nicht, was des Anderen Herz bewegt, erzittern läßt, was es erdulden und erleiden muß. Leise schlichen ihr die Thränen über die Wangen. Er lag vor ihr und lehnte seinen Kopf an ihr Knie. „Helene!“

Sie fuhr zusammen. Wer weiß, ob es nicht um die selbe Zeit gewesen, wo der Fremde in ihr Leben getreten war und ein süßes Gefühl zärtlicher Wärme sie durchströmt, sie verwandelt hatte? Da entstand der furchtbare Glückshunger, der Alles in ihr aufwühlte, aufpeitschte.



Die Zukunft.

Sehnsucht und Mitleid hatten mit einander gerungen, hatten den schweren, schweren Kampf ausgefochten in tausend Stunden des Jammers und der Qual: zu Gunsten des Mannes, dessen Kindern sie Mutter war. Die Pflicht hatte vor ihrem Leben getreulich Schildwache gestanden. Aber sie hatte gehungert bei seinen Liebkosungen, ihre Sinne hatten geschrien und ihre Seele war langsam verblutet. Sie hatte nicht um sich gesehen damals, Alles war ihr gleichgiltig gewesen, ohne Leben, ohne Farbe, ohne Bedeutung; nur die Nächte hatte sie durchweint in Weh und Schmerz und Verzweiflung, hatte die Worte, die sich ihr immer wieder auf die Lippen drängten, mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft zurückgepreßt, trotzdem ihr die Pflicht eiskalter Hohn schien und die Treue tausendfacher Betrug.

Und wer weiß, ob er nicht damals auch der Freiheit zustrebte, gerade wie sie, nicht auch nach Freiheit, nach Selbstbestimmungsrecht lechzte, nach der Wonne, sich ganz und restlos zu verschenken, und wer weiß, ob nicht auch ihn das Mitleid verzichten hieß, das Mitleid mit ihr? Sie stand auf. Ging, willenlos, ans Fenster, lehnte die Stirn an das kühle Glas und sah hinaus. Ein stiller Abend, schön und hoheitvoll. Die Kirche liegt im Mondesglanz. Dunkel, feierlich streben die großen Bäume in die Höhe; nur die Kreuze leuchten und die Kieswege schimmern. Vom schwarzen Himmel senkt düster glänzendes Licht sich in die stumme Tiefe.

Sie sucht in ihrer Erinnerung. Wann war es nur? Als der kleine, blasse Junge mit den großen Augen kam und wieder ging und mit seinem traurigen Blick sie so lange, lange verfolgte, im Wachen und im Träumen?

„Helene, Du sollst Alles wissen; kein Geheimniß soll von jetzt an zwischen uns stehen; aber Deine Verzeihung brauche ich/ „Verzeihung!“ sagt sie laut. „Verzeihung! Ein leeres Wort.“ „Laß mich Dir Alles erzählen. Vielleicht verstehst Du mich. Du begreifst ja so Vielerlei.“

Sie schüttelt den Kopf. Sie kann nicht mehr. Sie hat ihn nicht geliebt, nie. Doch daß eine Andere auf diesem Platz lag, den sie als ihr unbestrittenes Eigenthum ansah... Eine Andere. Die ihr vielleicht nah stand, befreundet, verwandt war? Auch dieser Anderen hatte er tausend kleine Aufmerksamkeiten erwiesen. Hatte sie gestreichelt, geküßt. Eine Andere. Nicht in einer flüchtigen Stunde, sondern viele Monate hindurch, Jahre vielleicht. In innigem Kontakt waren sie gewesen, hatten Leid und Glück mit einander getheilt, während sie litt, während sie sich sehnte, während sie sich einem Phantom opferte. „Sprich ein Wort, Helene!“

Aber sie schwieg. Zum ersten Mal fühlte sie die Last der Jahre; die schwere Bürde all des unausgesprochenen Leids, all der geweinten und ungeweinten Thränen.

„Ich wußte nicht, daß ich Dir so wehthun würde; ich wollte nur meine Sühne.“



Fremdwörter.

26S

Sühne nennt ers. Sie sieht ihn an. Auch heute, trotz seiner Zerknirschung, das große Kind, das an Worten hängt, dem Worte heilig sind, dem des Lebens dunkeläugige Geister Worte verkörpern. Sühne nennt ers, wenn er seine Schuld auf andere Schultern abladet, damit die Bürde ihm leichter sei. Wenn er dem Schatten, der unsichtbar zwischen ihnen schwebte, Leben gab. Sühne! Als ob der Versuch, Worte, deren Klang längst verstummt, deren Sinn längst verweht ist, ins Leben zurückzurufen, nicht die größte Sünde wäre. Sünde Langsam weicht ihre Starrheit; sie zittert wie im Fieber und schluchzt, schluchzt so wild und leidenschaftlich wie damals, in den nun längst verklungen«« Tagen, da sie von ihrem Glück Abschied nahm. Er steht ergriffen, bewegt; dann nimmt er sie in seine Arme, streicht ihr leise und sanft über die weichen Haare mit den vereinzelt lichten Silberfäden; bis sie still wurde, ganz still.

„Aber Du warst mir immer gut und treu, auch in Gedanken, auch in Wünschen? Die haben sich niemals weggestohlen, weggeschlichen, nicht wahr, Helene? Du warst stets mein?“ Seine Hände halten ihre umklammert und er sieht ihr suchend ins Auge. Sie lächelt mit zuckenden Lippen; und nickt.

Prag. Marie Holzer,

ch muß Ihnen, verehrter Herr Harden, ein deutsches Leid klagen. Kaum haben wir in allen Kreisen des Volkes Liebe und Sinn für unsere Muttersprache gewonnen, halten es nicht mehr für vornehm und gelehrt, in fremde Sprache zu kleiden, was wir auf Deutsch sagen können, da ergreift weite Kreise das kalte Fieber der Angst vor jedem Fremdwort. Da ist der Schwerverbrecher, für den ich eintreten möchte. Man fragt dieses Individuum nicht nach Herkunft und Beruf, Alter und Verdienst, sondern verweist es mit Kind und Kegel des Landes, das ihm und den Seinen oft Jahrhunderte lang für treue Dienste Gastfreundschaft geboten hat und worin es heimisch geworden ist, wie im Lauf der Zeit Einwanderer zu werden pflegen, die man nur noch am dunklen Auge und am fremd klingenden Namen als nicht im Land Geborene erkennt. Die Großmacht der Erde, die Entwicklung der Dinge, hat es mit sich gebracht, daß nur noch Wenige (im Vergleich mit früheren Zeiten) Latein und Griechisch lernen, daß eine noch viel kleinere Zahl Versteht und zu würdigen weiß, was diese Sprachen durch ihre Lite-Fremdwörter.

Ein Brief an den Herausgeber.



Die Zukunft.

ratur etwa Denen um Goethe und Schiller noch bedeutet haben. Diese Entwicklung der Dinge hat auch bewirkt, daß alle „Fremdwörter“ verbannt werden sollen. Jeder will der undefinirbaren, vornehmen Gilde der Gebildeten angehören; drum will er aber auch nirgendwo dem Bauer gleichen, der von vollgeschriebener Speisekarte nichts zu bestellen weiß, weil er nur essen will, was er kennt. Alles Fremde und Fremdartige soll heute in die deutsche Sprache hineingenöthigt werden. Resignirt möchte man fast dazu sagen: „War' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, man war' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Iedes Wort hat seine Geschichte, seinen Lebenslauf, sein Werden und Wachsen. Man spricht ja geradezu von der Biographie eines Wortes (H. Diels: „LIsmsQtnin“). Manches Wort, das dem Laien nichts weiter sagt, deutet dem Wissenden ganze Welten an; es birgt in seiner Prägnanz und in seiner tausendjährigen Gelung geradezu ein Stück Kulturgeschichte. Das Alles sollen wir für das kraft« und saftlose Linsenmus der Teutonomanie hergeben? Ich greife nach nahen, nach ganz profanen Beispielen. Die Cigarrenindustrie liebt die spanischen Bezeichnungen. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Christoph Columbus in spanischem Dienst. In der Musik brauchen wir mit gutem Grunde die tsrinini teounioi der Italiener, eben so vielfach im kaufmännischen Leben (säS,Aio, s,11eSr«; oonto, vort«, tirms,). In militärischen Dingen sind wir von der französischen Terminologie abhängig. In diesem Sinn hätte sogar das Zählen „auf Englisch“ beim Tennisspiel einen Schein von Berechtigung. Und wiederum hat das gute deutsche Wort Bier, in Frankreich als oisre, in Italien als birrs. ein neues Heim gefunden. (Manchem wäre es vielleicht lieb, wenn die Franzosen und Italiener dies „Fremdwort“ verstießen.) Auf das schier endlose Gebiet der Wissenschaften fei nur hingewiesen. Tausend Begriffe lieferten uns Griechen und Römer; und gaben die Formulirung hinzu. Der stolze Bau der Wissenschaft, um den sich alle Völker und alle Zeiten mühen und plagen und der wahrlich nicht dem Thurmbau zu Babel gleicht, verlangt ein Handwerkszeug, das Allen mehr oder weniger in die Hand paßt, verlangt eine Bezeichnung und Behandlung des Materials, mit der Alle zu arbeiten verstehen. Und trotzdem wagen Unbefugte, auch in diesen wohlumfriedeten Bezirk störend und zerstörend einzudringen. Da« für nur ein Beispiel: Nicht Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie soll es künftig heißen, sondern: Zahlenlehre, Raumlehre, Gleichunglehre, Dreieckrechnung; nicht Cylinder und Pyramibe, sondern: Rundsäule oder Walze und Spitzsäule. Ich mache also meine Besuche in Gehrock und Walze oder Rundsäule.



Fremdwörter.

267

„O, wie viel neue Feinde der Wahrheit Z Mir blutet die Seele, seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt." Mich muthet diese kleinliche, sinnlose Kärnerarbeit der Epigonen an wie Undankbarkeit, wie Mangel an Verständniß und Pietät für die Bauten der Könige. Nehmen wir noch einige Beispiele aus der-wandter Sphäre. Der Ordinarius der Klasse eines Gymnasiums, das (nebenbei bemerkt) auch noch der Verdeutschung harrt, soll Klassenleiter heißen. Der Herr Ordinarius sollte aber doch wissen, daß olassis, ols,ssis kern, ein Fremdwort ist. Das verhängnißvolle Wort oonsilium s.lzsunäi, das schon durch seinen feierlich-ernsten Klang und sein fremdes Gepräge Grauen erweckte, sehe ich auch in stiller Wehmuth scheiden. „Be-ungte" Machwörter suchen seine Stelle auszufüllen: Androhung der Verweisung.

Kluge Leute haben den Unterschied zwischen Fremdwort und Lehnwort erfunden, als ob nicht jedes Lehnwort einst ein echtes Fremdwort gewesen wäre und als ob nicht fast jedes Fremdwort ein Lehnwort werden könnte. Was dem Lehnwort Recht ist, sollte dem Fremdworte billig sein. Durch die Aufnahme von Wörtern aus anderen Sprachen ist die deutsche wesentlich bereichert worden. Kaiser, Papst, Staat, Kirche, Dom, Schule, Fenster, Keller, Zelle, Kerker, Kiste, Ianuar, Februar, März, April, Post, Maschine, Köln sind einstmals echte Fremdwörter gewesen. Wer möchte sie missen oder gar durch zwecklose Spielereien ersetzen? Warum sollen andere uns lieb gewordene, altgebräuchliche oder neue treffende Bezeichnungen dem Fanatismus engherziger und kurzsichtiger Teutonomanie zum Opfer gebracht werden? Von welchem Tag und Jahr an soll denn dieser Prozeß der Afsimiltrung des Fremden ans Heimische für immer verboten sein? Wird nicht oft fremd Klingendes für fremd, deutsch Klingendes für deutsch ausgegeben? Die Lächerlichkeit des Wortes Fahrkarte, dessen zweiter BestandtheU Is, oarte heißt, hat man mit Recht oft verspottet. Besondere Freude macht mir der fünf Worte vereinende Ausdruck: Schnellzugzuschlagkarte. Wer mag dies Wortungethüm gezeugt, wer es geboren haben?

Ueber diese Dinge stritt ich einmal mit einem Dr. iuris utrius-Hus. Leider versäumte ich dabei, seinen Titel anzutasten, der wohl noch lange ein noli ms tanZere bleiben wird. Statt Direktor, meinte er, solle man Leiter sagen. Ob er eine Frau Direktor Frau Leiter tituliren würde? In Lesebüchern heißt es schon statt Poesie und Prosa gebundene und ungebundene Rede; als ob wir damit die Sache und den Begriff des Poetischen und Prosaischen auch selbst gemacht hätten, gleichsam als Fabrikat einer G. m. b. H. O, L. ?. Nr (^rauä ?rix, Brüssel 1910. Was eine Sprache

22



Die Zukunft.

intuitiv und mit glücklichem Griff geschaffen hat, kann man nicht im Fabrikbetrieb zu Engrospreisen auch'anderswo herstellen. Das schmeckt nach unlauterem Wettbewerb. Manche Wörter und Ausdrücke sind durch ihre scharfe und feine Prägung gesichert, etwa: sc «ei, Majestät, Maecen, mutstis inutauäis, Protektion, klassisch, oaptaii» bensvolentias, entant tsrrible.

Man sollte übrigens meinen, in Goethe und Schiller sei auch Gefühl für deutsches Wesen und deutsche Sprache gewesen. Bei ihnen aber merkt man nichts von der hochgradigen Nervosität, die vor jedem Fremdwort, wie vor einem Automobil auf offener Landstraße, die Flucht in den Chausseegraben der Trivialität ergreift. Seit langen Jahren wird fast jedes an sich nicht allzu werthvolle Thongefäß und Aehnliches aus der Römerzeit sorgsam gesammelt, numerirt, registirt, exponirt, manchmal auch imitirt und immer angestaunt. Die lebendigen und Leben schaffenden Reste früherer und anderer Kulturen, die Fremdwörter, werden ohne Gnade und Barmherzigkeit, ohne Gruß und Dank auf Nimmerwiedersehen ausgewiesen, ^ .ve, pis, anims,!

Wenn wir unsere Sprache so gereinigt haben, daß glaubhaft wäre, die Deutschen seien etwa im Jahr 1920 oder schon etwas früher vom Mond herab gekommen, ohne je mit anderen Völkern und älteren Kulturbewegungen Verkehr und Verbindung gehabt zu haben: was hätten wir dann erreicht? Wir hätten die zahllosen Fäden, mit denen wir als lebendige Wesen nach allen Seiten hin verknüpft sind, hinter passende und ordinäre Namen und Redensarten versteckt. Statt anzuerkennen, was wir Anderen schuldig bleiben, hätten wir uns, im Stil neuster Mode, mit schnell gekaufter, billiger Waare keck herausgeputzt. Die tatsächliche und bleibende Abhängigkeit in der Sache wird durch die zwar deutsche, aber den Dingen von Hause aus fremde Form nur verdeckt. Mir sind Fremdwörter, die uns andere Völker gleichsam als Wiechengeschenk gebracht haben oder auch heute als neue, passende Gabe bieten, geradezu eine Mahnung, daß alle Völker, zunächst die eines weiteren Kulturkreises, im Grunde eine große Familie bilden, die das Hinstreben nach ähnlichen Zielen vereint und zusammenhält. Dem Volk, das im Kampf um unvergängliche Güter Tüchtiges geleistet hat, soll auch künftig bezeugt bleiben, daß dieses Geleistete sein geistiges Eigenthum war. Seien wir doch froh, wenn ein für die Menschheit werthvolles Gut in der sprachlichen Formulirung andeutet, woher es uns ward!

„Eine würdige Sache verfehlet Ihr; nur mit Verstände, Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.“

Serausgeber und verantwortlicher «edakt.ur: Mazimilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunlt in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m. b, ß. in Berlin.



Berlin, den 27. Mai 1911.  
Totengericht.  
Kwilecki wider Kwilecki.  
koseph StanislausAdolfGraf Kwilecki kommt nicht zu Ruhe.  
Am dreißigsten Januar 1897 ist er, als Sohn des Grafen  
ZbigniewWesierski-Kwilecki und, der Gräfin Isabella, geborenen  
Bninska, auf dem berliner Standesamt angemeldet und später  
von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von,  
Iazdzewski getauft worden. Im November 1903 sieht er seine  
Eltern im moabiter Käfig der Angeklagten; sie sind beschuldigt,  
gegen den Paragraphen 169 des Reichsstrafgesetzbuches gesün-  
digt zu haben. »Wer ein Kind unterschleibt oder vorsätzlich ver-  
wechselt oder wer auf andereWeise den Personenstand einesAnde-  
ren vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis,  
zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Ab«  
ficht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft."  
Das Merkmal gewinnsüchtigerAbsicht wäre nicht weit zu suchen,,  
Zbigniew von Wesierski ist von dem Vater seiner Mutter, dem,  
GrafenIoseph Kwilecki, zum Erben des als Familienfideikommiß  
unveräußerlich festgelegten RittergutesWroblewoeingesetztwor-  
den, das nach den Grundsätzen derMajoratsordnungzu vererben^  
ist; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direktermännlicher Erbe,  
fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausge-  
schlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Dem Schoß IsabeUens  
23



Die Zukunft.

sind vier Kinder entbunden worden: ein Knabe, der früh starb, und drei Mädchen. Die Gräfin ist fünfzig Jahre alt und hat seit 1879 nicht mehr geboren. Die Agnaten, deren Führer die Grafen Miecislaw und Hektor Kwilecki sind, dürfen also getrost auf die Herrschaft Wroblewo hoffen, die, trotzdem das Gut verwahrlost ist, noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark bringt. Haben Zbigniew und Isa ein Kind untergeschoben, dann thaten sie, um der Gräfin und deren Erben den Vermögensvorteil des Majoratsrechtes zu sichern; gewinnsüchtige Absicht und Zucht-haus bis zu zehn Jahren. Das behauptet die Anklage. Der als Graf Joseph Kwilecki angemeldete Knabe sei von dem Fräulein Caecilie Parcza in außerehelichem Geschlechtsverkehrihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, zwei Tage vor derWeihnacht des Jahres 1896 geboren und vier Wochen danach an eine von Isa auf die Kindsuche Gesandte verkauft worden. Fast elf Monate lang sitzt dieGräfin imUntersuchungsgefängniß; als, nach einer Hauptverhandlung, die sich durch den ganzenNovember hingeschleppt hat, der Freispruch der Geschworenen verkündet wird, jauchzt im Saal, jubelt vor dem Gerichtshaus die Menge. Graf Hektor Kwilecki erklärt öffentlich, die Verhandlung habe auch ihn von der Unschuld des Grafenpaares und von der Echtbürtigkeit des Knaben überzeugt, und bittet den Verwandten die objektiv falsche Anschuldigung ab. Doch diese Stimmung währt nicht lange. ImBund mit den vonHektor, dem Gutsherrn aufKwilcz, geführtenAgnaten,die für das Majorat kämpfen, leitet Caecilie, die den Weichensteller Meyer geheirathet hat, einen Civilprozeß gegen den Grafen Zbigniew ein. Von dem posener Landgericht, vor dem dieGräfin beschwört, daß sie den Knaben geboren habe, wird die Klägerin abgewiesen; setzt, nachdem Isabella gestorben ist, beim Oberlandesgericht aber die Anerkennung ihres Mutterrechtes durch. Dieses Urtheil (vom Dezember 1909) ist von einem leipziger Civilsenat, dem derReichsgegenchspräsident vorsah, jetzt aufgehoben, die von der Ersten Instanz beschlossene Abweisung der Klage mit unbrechbarer Rechtskraft bestätigt worden. Der Wortlaut der Entscheidung, die dem Reichsgericht neues Vertrauen warb, ist noch nicht bekannt und die Angabe, sie weise denAgnaten einen anderen Mg, auf dem die Anfechtung des Majorats rechtes möglich sein werde, nicht allzu gläubig hinzunehmen. In hun-



dert Blättern aber wird angekündet, der kwilczer Stratege wolle den Kampf fortsetzen; wolle Frau Meyer nun stacheln, gegen den jungen Grafen die Klage einzubringen. Noch immer ist also, nach Vierzehnjährigem Hader, ungewiß, ob Ioseph Stanislaus Adolf als IünglingKwilecki oder Meyer heißen, als Herr aufWroblewo hausen oder in der Bahnwärterhütte zumMann erwachsen wird. Auch für den schlimmsten Fall, liest in den von der kwilczer Partei freundlich informirten Zeitungen der mitleidige Bürger, ist für den Kleinen gesorgt; und denkt, rasch getröstet: «Gar so hart kanns dem Kerlchen dann ja nicht werden." Weil er nicht weiß, daß die Güte der Agnaten für den Fall ihres Sieges dem jungen Ioseph eine Jahresrente von zwölfhundert Mark ausgesetzt hat, die eines Weichenstellers Frau, nicht einen als Majoratserbe im Grafenschloß Erzogenen in die Sicherheit des Behagens locken kann. Ich habe die Hauptverhandlung vor dem Schwurgericht miterlebt, die nicht den winzigsten haltbaren Beweis für die Schuld der Angeklagten erbracht hat, und immer für möglich gehalten, daß Isabella im Januar 1897, um das Fideikommißrecht zu retten, einen Knaben gekauft hatte, der untergeschoben werden sollte, wenns zu einer Fehlgeburt kam oder ein Mädchen an der Nabelschnur zappelte. Für möglich: nicht für erwiesen. Nicht eine Minute lang aber habe ich, seit ich den Knaben sah, bezweifelt, daß er in Isabellens Leib gezeugt worden war. Naturlist müßte lächelnd ein Wunder gewirkt haben, wenn dieses Kind, das der prüfende Blick in jedem sichtbaren Wesenszug der Mutter, der Schwester soähnlich findet, dem Schoß einer Proletarierin entbunden worden wäre (deren älterer, auch von dem österreichischen Hauptmann gezeugter Sohn viel kleiner und rachitisch ist). Die Gerichtsärzte und ein zum Gutachten berufener Portraitmaler haben, nach gründlicher Untersuchung, bekundet: Im Ganzen und in vielen Einzelheiten der Schädel- und Gesichtsbildung die auffälligste Ähnlichkeit mit Isa und deren Tochter; nicht die allergeringste mit Caecilie. Was der Hausarzt der Gräfin, Herr Dr. Rosinski aus Wronke, als Zeuge und Sachverständiger aussagte, war als psychiatrisches Gutachten nicht zu brauchen, als Leumundszeugniß vom Richter unwägbare; der Knabe, den er in der Wochenstube gefunden hatte, sah aus wie ein neugeborenes Kind (und mußte, wenn der Ankläger im Recht war, doch schon am vierzigsten Lebensstag angelangt sein),



Die Zukunft.

die Mutter wie jede Wöchnerin; kein Grund zum Verdacht. Der dem Ruf nach beträchtlichste Sachverständige, der greise Professor Freund, sagte aus: »hier fehlt die Grundlage für ein Gutachten; denn wir haben nur gehört, nicht gesehen, was vor sieben Jahren geschah. Das Gehörte aber liefert nicht den kleinsten positiven Beweis gegen die Möglichkeit der Schwangerschaft und der Geburt." Diesen Beweis sollte nach dem Willen des Anklägers zunächst schon das allzu hohe Alter der Gräfin liefern. An die Zeugungsfähigkeit des Grafen wagte sich kein Zweifel. Tage lang aber wurde verhört und verhandelt, um »festzustellen", ob eine Fünfzigjährige noch gebären könne und ob im vierten, fünften Monat der angeblichen Schwangerschaft in den Hemden der Gräfin Menstrualblutflecke gefunden worden seien. Jedes Handbuch der Gynäkologie konnte schon im Vorverfahren die nöthige Auskunft geben. Und wer als Jurist das Staatsexamen bestanden hat, sollte, ehe er sich an den Richtertisch setzt, eigentlich auch so viel Medizin gelernt haben, daß er weiß: bis zum Eintritt der Menopause kann, während der ganzen Zeitdauer der Menstrualfunktion, im befruchteten Schoß einer als gebärtüchtig erwiesenen Frau ein Kind wachsen. Die Katamenialblutungen sprachen nicht gegen, sondern für die Möglichkeit der Schwangerschaft; laut fogar noch, wenn sie wirklich bis in den fünften Monat gedauert hätten. Spiegelberg rechnet in seinem Lehrbuch der Geburtshilfe das Aufhören der Menses nicht zu den sicheren Zeichen der Schwangerschaft und erwähnt «die Berichte von Weibern, die nur während der Schwangerschaft menstruiert gewesen sein sollen." Daß eine Frau über Fünfzig Mutter wird, ist nicht alltäglich; doch auch nicht unerhört. »Frauen von fünfzig, ja, von sechzig Jahren haben noch Kinder geboren", sagt, in Veits Handbuch, der Gynäkologe Professor Gebhard. Barker hat von einer Achtundfünfzigjährigen berichtet, der ein Kind entbunden wurde; Depasse die Schwangerschaft einer Neun- und fünfzigjährigen beschrieben. Der prager Professor Kisch hat fünfhundert Frauen verschiedener Nationalität untersucht; davon kamen hundertundsechs erst nach dem fünfzigsten Lebensjahr ins klimakterische Alter und in neunundachtzig Fällen trat die Menopause zwischen dem fünfzigsten und dem fünfundfünfzigsten Lebensjahrein; «indennördlichen Ländern im Allgemeinen später als in den südlichen." Als wichtig gilt: Rasse, Vererbung, Klima,



Totengericht,  
273

Beginn der Pubertät, äußere Lebensverhältnisse; mit schwerer Arbeit bepackte Frauen pflegen früher ins Klimakterium zu kommen als müßige Damen. In der Voruntersuchung hatte die Amme, gegen deren Zeugniß kein Bedenken sprach, ausgesagt, das ihrer Brust anvertraute Kind sei sicher ein neugeborenes gewesen; sie selbst habe das Würmchen von dem meconium, dem Kindspech der frühesten Lebensstunden, gesäubert und es habe erst ordentlich getrunken, als ihm von Rosinski das Zungenband gelöst worden war. Der Abgeordnete Propst von Jazdzewski, der Hunderte von Kindern getauft hatte, erklärte mit nachdrücklichster Bestimmtheit, der Knabe, dessen Leib er als Täufer betastete, könne nur ein paar Tage zuvorgeboren worden sein. Doch untersucht, richtig, nach der Kunst, hatte Keiner den Kleinen; und im Schwurgerichtssaal wurde (von Juristen, nicht von Müttern) der Behauptung geglaubt, an Kopf und Händen könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor sechs Wochen geboren sei. Einerlei. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Eine Freundin Isas, Frau von Moszczewska, beschwor, daß sie dem Akt der Entbindung zugeschaut habe. (Ein Fräulein, das, als Vertreterin eines bekannten Damenschneidergeschäftes, beim Maßnehmen an der Gräfin die Schwellung des Leibesumfanges bemerkt und notirt hatte, wurde nicht vernommen.) Der Agent der Kwilczer hatte für einzelne Zeugenaussagen Summen bis zu zehntausend Rubeln angeboten. Die Wucht dieser Thatfachen überwog das Bündel wirrer Gerüchte. Die Gräfin hat Tücher um den Leib gewickelt, Schrotbeutel und Gummibäuche umgebunden und mit erheuchelter Schwangerschaft Monate lang die Erfahrensten, Mütter und Großmütter, getäuscht; sie hat aus Wroblewo in Bordeauxflaschen Schweineblut, aus Krakau eine Nabelschnur nebst Nachgeburt nach Berlin geschafft, mit schrillum Gekreisch fünfstündige Wehen markirt, vor zwei verheiratheten Frauen, vor Amme und Hausarzt die müde Wöchnerin gemimt. Das wurde behauptet. Wer glaubts? Eine Frau, die solche Pantomimik so lange, ohne sich je zu vergessen, vor mißtrauischen Blicken durchführen könnte, müßte als Brettergestirn Heller als die Bernhardt und die Sorma strahlen. Und Isa saß so ruhig und stolz auf dem schmalen Stühlchen. Ließ Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebte,



Die Zukunft.

und verzog keine Miene. Einmal nur, als eine Stunde lang schon von ihren blutigen Hemden geredet worden war, rückte sie, ders nun doch zu bunt wurde, den Stuhl linkwärts und hielt die Hand vor die Augen. bis auf das Gewäsch endlich dernächste Hebammen« klatsch folgte. War fünf Minuten danach aber wieder fröhlich wie ein Mädchen beim ersten Walzer. Sie hatte den Charme, die un« verwelkliche Grazie der Herzoginnen aus Rokokobüchern und bei- nahe jedes Wort, das sie sprach, war menschenverständlich und kam aus klug gewählter, von sicherem Takt gewahrter Distanz.

Nun ist sie tot; kann ihr Junges nicht mehr schützen. Auch Iaz- dzewski, ihr bester Vertheidiger, liegt längst im Grab. Ist die «that- sächliche Feststellung" des 1896 in Wroblewo, im Januar 1897 in der berliner Kaiserin-Augusta-Straße Geschehenen heute noch möglich? Würde nicht auch ein gegen den Knaben zugelassener Prozeß gegen die Mutter geführt, der, so lange sie lebte, keine Schuld nachzuweisen war (und für die der Ehemann, weil er die Zeit der Wehen und der Entbindung nicht in Berlin verlebt hat, nicht wirksam eintreten könnte)? Müßte nicht jedes Urtheil, das den jungen Joseph aus dem Majoratsrecht stieße, Unrecht schaf« fen? Langsamer noch als, nach dem plutarchischen Wort, die Müh- len der Götter mahlt das Räderwerk unserer Gerichte. Ein Mord verjährt in zwanzig, eine Kindesunterschiebung aus gewinnsüch- tiger Absicht schon in fünfzehn Jahren; nach dem Bürgerlichen, Gesetzbuch währt die «regelmäßige Verjährungsfrist" dreißig Jahre; und «der Anspruch aus einem familienrechtlichen Verhältniß unter- liegt der Verjährung nicht, so weit er auf die Herstellung des dem Verhältniß entsprechenden Zustandes für die Zukunft gerichtet ist."

In England hat der berühmte Streit um das Erbe Archibalds Douglas nur sieben Jahre gedauert; dann hat die Kammer der Lords entschieden, die fünfzigjährige Jane Stewart habe den Kna- ben Archibald geboren, nicht, wie die Agnaten behauptet und einer Instanz glaubhaft gemacht hatten, in gewinnsüchtiger Absicht unter« geschoben. Die Aehnlichkeit von Mutter und Kind hat auch damals mitbestimmend auf die Urtheilsbildung gewirkt. Bei uns kann, anderthalb Jahrhunderte später, der Rechtsstreit viel länger wäh« ren. So will es Iustitia. Da sind die Kwilczer, die mit allen er- reichbaren Mitteln die viertausend Hektar Zbigniews an sich reißen möchten. Die Wochen lang der Hauptverhandlung zuhörten, zu«



Totengericht,  
2?S

sahen, die ihnen nah Verwandte ins Zuchthaus bringen sollte. Die trotz der Abbitte und dem Bekenntniß des Irrthums nicht ruhenundrasten.DaistCaecilieMeyer-Parcza; dem Psychologen die wichtigste Gestalt dieser Tragikomoedie. Im Schwurgerichts«saal hat sie, im Advent 1903, nicht gewagt, zu sagen: «Der als Joseph Kwilecki ins Personenstandsregister geschmuggelte Knabe ist mein Sohn." Nur Etwas von Glauben gestammelt. Ist seitdem aber unermüdlich. Die Barbara in Hebbels «Demetrius" prangt in edlerem Wesensstoff als diese unheilige Caecilie. Die hat das Kind, das sie ihrem Buhlen gebär, verkauft, sich nie mehr drum gekümmert und das Muttergefühl erst entdeckt, als wieder Geld zu verdienen war. Spricht und handelt sie wider besseres Wissen? Dann ist sie nicht unholder als manche Heldin des Pitaval. Glaubt sie selbst an ihre Mutterschaft und will wirklich ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz eines Grafenschlosses in die dumpfe Bahnwärterhütte holen? Dann dürfte der Volksmund sie einUngeheuer nennen. Damit ers guthabe, hatsiedenKleinen verkauft. Nun hat ers gut; ist Grafenfproß, anerkannt und kann, durch Fleiß und sparsame Wirthschaft, zum steinreichen Mann werden. Aber die Mutter gönnts ihm nicht. Unterschreibt Vollmachten und läßt in ihremNamenProzesse führen, um den Jungen aus dem Wohlstands der Adelsherrlichkeit zu drängen. Wo der Quell des natürlichen Gefühles vergiftet ist, sickert kein reiner Tropfen ans Licht; und in keinemLandverbürgterRechtsnormen dürfte aus solchem Born ein Richter das Urtheil schöpfen. Kein durch PflichtundRechtzuöffentlicherWägungdesThatbestandes Berufener darf dulden, daß der Toten, wie erwiesene Schuld, nachgesagt werde, was gegen die Lebende in zwei Lüstren nicht zu erweisen war. Keiner übersehen, mit welchenMittelndieser Kampf geführt worden ist; noch die Frage vergessen, ob dieGier, die ihn weiterführt, nicht, auch wenn sie ungesättigt bleibt, das Leben eines Menschen, eines schuldlosen, zerrütten könne. Ifabella ist tot; und ohne Beweis der Wahrheit Tote zu beschuldigen, ist schmähhlich> Richthofen wider Gaffron.

Das sollten auch die Leute bedenken, die mit häßlicher Rede jetzt den im Zweikampf erschossenen MalerWilhelm von Gaffron und Oberstradam noch im Grab schänden; mit einer Nachrede,



Die Zukunft.

deren Wahrheit nicht erwiesen, nicht erweislich ist. Gaffron ist von dem Freiherrn Oswald von Richthofen, einem Sohn des im Auswärtigen Amt einst zur Nachfolge Bülows erkürten Staatssekretärs, in der Lungfernhaide erschossen worden. Den soll er bewuchert, beleidigt, von hinten feig überfallen haben. Die Gerichtsakten bieten ein anderes Bild. Gaffron, ein wohlhabender Maler und Svortsnmn, war dem um zwei Jahrzehnte jüngeren Lieutenant Freiherrn von Richthofen bis ins Jahr 1908 befreundet. Der Lieutenant hat drückende Schulden und bittet den Maler, ihm fünfundzwanzigtausend Mark zu leihen, die er zurückzahlen werde, sobald er seinen Plan, eine reiche Amerikanerin als Ehegefährtin zu kapern, ausgeführt habe. Gaffron will nicht; denkt vielleicht, wie Polonius, daß man mit dem Darlehen oft auch den Freund verliere. Er weist den Baron an allbekannte Pumpquellen. Die versagen sich aber dem Dürstenden. Wieder kommt Richthofen stöhnend zu Gaffron: bietet stärkere Sicherheit und höheren Zins. Er will dem Darleiher einen in Egypten angelegten Erbtheil verschreiben, den er auf ungefähr vierzigtausend Mark beziffert und der in fünf Jahren fällig wird. Unsinn, sagt Gaffron; ich bin doch kein Geldjude. Kann sich den Tag vor Tag wiederholten Bitten des bedrängten Freundes, der auch unter den angebotenen Bedingungen anderswo keine Hilfe aus der Noth findet, schließlich aber nicht entziehen und erklärt sich bereit, das Geld zu geben, wenn der Gläubiger es mit fünf Prozent verzinse und die Kosten der Sicherung übernehme. Diese Sicherung soll der egyptische Erbtheil schaffen, den Richthofen durch notariell beglaubigten Vertrag an Gaffron abtritt. Der Testamentsvollstrecker bestreitet dem Lieutenant das Recht zu solchem Vertrag. Dem widersprechen auch Oswalds Brüder, die ein Vorkaufsrecht auf den cedirten Erbtheil haben und deren Einwilligung Gaffrons Anwalt deshalb erbitten mußte. Der Lieutenant, der in immer engere Klemme geräth, überredet den Maler zu einem neuen Vertrag. Im vorigen betrug die Kaufsumme fünfundzwanzigtausend Mark; jetzt beträgt sie »annähernd vierzigtausend". Mit dieser Aenderung soll der Testamentsvollstrecker beschwichtigt werden. Die Brüder dürfen von dem Vertrag nichts erfahren. Mündlich wird vereinbart, daß Gaffron, wenn ihm der Erbtheil ausgezahlt worden ist, alles die Darlehenssumme nebst Zinsen und Kosten Uebersteigende dem Ba-



Totengericht. ,  
L77

ronzurückgeben werde. Dazu hat er selbstsich erboten. Auf andere Art schien ihm das Geschäft schwer zumachen. Er wußte nicht, was aus den egyptischen Papieren herauskommen.wie hoch dieSumme der Kosten sein werde, ob er amAuszahlungtag nicht eine Musulmanenhand schmieren müsse; und mochte sich, bei aller Freundschaft, sagen, daß es allzu unvorsichtig wäre, einem leichtsinnigen jungenHerrn denErbtheil auszuliefern. DerhätteinfünfJahren, statt die gesuchte Dollarprinzessin zu finden, am Ende neue Pflichten gehäuft und käme dann mit der Bitte um weitere Fristung der alten Schuld. Zuverlässige Sicherung bot nur die Cession der Erbschaft. Nach seinemWortlaut mußte aber der Vertrag von Jedem, der die ergänzende Vereinbarung nicht kannte, in einem Herrn von Gaffron höchst ungünstigen Sinn gedeutet werden; jetzt stand ja, des Testamentsvollstreckers wegen, drin, der Erbtheil sei für vierzigtausend Mark gekauft worden, während Gaffron doch nur fünfundzwanzigtausend gegeben hatte, also in den Verdacht kam, Wucherzins gefordert zu haben. Am dem Freund, dem Retter diesen Verdacht zu ersparen, verpflichtete sich Baron Richthofcn, keinem Menschen von dem Vertrag, dem Geldgeschäft Etwas zu sagen; auch seinen Brüdern nicht. Diese wichtige Gewissenspflicht hat er, nach eigenem Geständniß, bald wieder abgeschüttelt. Noch im Jahr 1908 merkt Gaffron, daß Einladungen, an die er gewöhnt worden ist, ausbleiben, daß Freunde und Turfgossen ihn meiden oder schneiden. Er fühlt sich geächtet, von den Standesgenossen boykottirt; und erfährt, daß man ihm nachsage, er habe den kleinen Richthofen bewuchert und sich auch sonst in unsaubere Geldgeschäfte erniedert. In Hellem Zorn stellt er den Baron zur Rede. Der giebt zu, «sich schmutzig benommen zu haben", und verspricht, «das falsche Gerücht sofort zu stoppen". Da Gaffron eine Wirkung solchen Mühens nicht spürt, schreibt er, am elften November 1908, dem Freiherrn einen Brief, in dem er ihm neuen Versprechensbruch vorwirft. Richthofen (der aus dem aktiven Dienst inzwischen in die Reserve übergetreten ist) macht diesen Brief zum Gegenstand einer Privatklage gegen Gaffron. Vom Amtsgericht Berlin-Mitte wird die Eröffnung des Verfahrens abgelehnt, von der Neunten Strafkammer des Landgerichtes I Berlin die Beschwerde Richthofens verworfen. In dem Strafkammerbeschluß vom dreizehnten Februar 1909 heißt es:



Die Zukunft.

«Der inkriminierte Passus des Briefes vom elften November 1908 (,und machten dabei, wie Ihnen wohl erinnerlich, die eigene Aeüßerung, daß Sie persönlich sich sehr schmutzig in der Sache benommen hätten') wäre nur dann beleidigend für den Privatkläger, wenn er die Aeüßerung thatsächlich nicht gethan hätte. Hierfür ist indessen weder in der Klage noch in den weiteren Schriftsätzen des Klägers ein Beweis angetreten." Nicht einmal angetreten; trotzdem mitder selbenMotivirung schon das Amtsgericht die Klage abgewiesen hatte. Lieutenant Oswald Freiherr von Richthofen hat also nicht versucht, die Behauptung zu entkräften, er habe sein eigenesHandeln» sehr schmutzig "genannt. Die Herausforderungen, die er Herrn von Gaffron sandte, kommen als unbestellbar zurück, da der Maler ins Ausland gegangen war und (vielleicht, um einem Zweikampf auszuweichen) keine Adresse hinterlasfen hatte.In seinem letztenBrief schrieb ihm Richt-hofen, er sehe in ihm einen Feigling, der zu ritterlicher Satisfaktion unfähig sei, und scheide ihn drum aus demKreis der Menschen, auf deren beleidigende Reden er zu reagiren habe; übrigens sei er in Tanger zu erreichen. DieserBrief ist in Gaffrons Hand gelangt. Im November 1909 sind beide Herren wieder inBerlin.Am Elf-ten, als er vom Reiten kommt, hört Gaffron von einem Kundschafter, daß der Freiherr in das Restaurant «Traube" gegangen sei. Ohne den Reitanzug abzulegen, fährt er von Alt-Moabit in die Leipzigerstraße; steigt aus, stellt seinen Kutscher an die Thür des Lokals und sagt zu ihm: »BleibenSie hier, bis ich wiederkomme, und achten Sie genau auf Das, was ich thun werde. "Dann tritt er (der den kleinen Reitstock in der Hand behalten hat) an Richt-hofens Tisch und spricht: «Sie werden sich desBriefes erinnern, den Sie mir vor Ihrer Abreise nach Afrika geschrieben haben. Darauf giebt es nur eineAntwort." Und schlägt ihm mitderHand vor den Mund. Richthofen springt auf und schreit: «Schweinehund!" Gaffron schreitet raschen Schrittes hinaus. (Daß er «geflohen" sei und sein Kutscher den Verfolger aufgehalten habe, ist niemals festgestellt, vor dem Ohr des Lebenden niemals behauptet worden. Klingt auch nicht recht glaublich; Gaffron war einHüne und BaronRichthofen wird als ein schwächtiger, schwächlicherHerr geschildert, zu dessen Bändigung ein Robuster keinen Kutscher brauchte. Daß Leute, die durch einen Schlag schänden wollen, sich



Totengericht.

279

bemakelnder Vergeltung schnell, wenn sie können, entziehen, ist begreiflich: eine Prügelei müßte ja ihre Absicht vereiteln.) Der angerufene Ehrenrath des Bezirkskommandos sagt dem Baron: Trotzdem Du den Mann schriftlich für unfähig zur Satisfaktion erklärt hast, mußt Du ihn jetzt fordern. Gaffron lehnt die Forderung ab; weil er einem Wortbrüchigen nicht die Waffenehre zu-erkenne. Nun läßt Richthofen einen Strafantrag an die Staats-anwaltschaft bringen. Wegen thätlicher Beleidigung? Nein: wegen Hausfriedensbruches und „Körperverletzung mittels eines hinterlistigen Aeberfalles und eines gefährlichen Werkzeuges" (W 123,223s StGB; Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten). Das Verfahren wird vor dem Königlichen SchöffengerichtBerlin-Mitte eröffnet. In der Hauptverhandlung, am zehnten Februar 1910, erklärtRichthofen, nur durch einMißverständniß seines An-waltes sei die Körperverletzung und das gefährlicheWerkzeug (das Reitstöckchen, das Gaffron nicht benutzt hatte) in den Strafantrag gekommen; ermuß also die Schriftsätze, die Anklage und den Eröff-nungsbeschluß, in denen davon die Rede war, nicht gelesen ha-ben. Der Beschuldigte wird von der Anklage des Hausfriedens-bruches freigesprochen und nur wegen öffentlicher thätlicher Be-leidigung verurtheilt. (Die Behauptung hinterlistigen Ueber-falles war nicht zu halten; nach der Reichsgerichtsentscheidung vom vierzehnten Oktober 1904 muß«derThäter darauf ausgehen, demAngegriffenendieMöglichkeit zu entziehen,denAngriff wahr-zunehmen und sich darauf vorzubereiten. " Gaffron hatte sich breit vor denTisch gepflanzt und zwei vorbereitende Sätze gesprochen, ehe er schlug.) Fünfhundert Mark Geldstrafe. «Erschwerend ist ins Gewicht gefallen, daß derAngeklagte wegen Beleidigung mit einer hohen Geldstrafe vorbestraft ist und daß es sich um eine äu-ßerst schwere Ehrenkränkung handelt. Strafmildernd ist in Betracht gezogen worden, daß derAngeklagte durch die Annahme, sein ge-sellschaftlicher Ruin sei auf einen groben Vertrauensbruch und auf unrichtige Ausstreuungen des Freiherrn von Richthofen zu-rückzuführen, aufs Tiefste gegen d en Freiherrn erbittert war; fer-ner, daß der Freiherr sich durch den Zuruf.Schweinehund' zum Theil bereits selbstGenugthuungverschafft hat." NichtMißhand-lung, sondern thätliche Beleidigung; denn „demAngeklagten war nicht darum zu thun, dem Nebenkläger körperlichen Schmerz, son-



280 Die Zukunft.

dern lediglich darum, ihm eine Ehrenkränkung zu bereiten". So „erschien die Geldstrafe als eine angemessene Sühne", In der Interview mit einem Redakteur des Berliner Tageblattes hat ein Bruder Oswalds, einLegation-Sekretär, nach allerlei objektiv falschen Angaben gesagt: «Wenn die Geldaffaire in Betracht gekommen wäre, so wäre sie dem Staatsanwalt übergeben worden". Wers liest, muß glauben,Gaffron habe es ärger als irgendein Pariser getrieben. Und (mindestens) staunen, wenn er jetzt hört, daß die Geldaffaire in Betracht gekommen ist; daßsie vor dem Ohr des Beamten der Staatsanwaltschaft, der die Anklage vertrat, ausführlich erörtert wurde. Gaffron hatte den Inhaltder mündlichen Vereinbarung angegeben und versichert, daß er nie mehr gefordert habe und behalten hätte als das ausgeliehene Geld nebst Zinsen (fünf Prozent) und Kosten. Was darauf folgte, mag der Wortlaut des amtsgerichtlichen Artheils lehren. «Der Nebenkläger (OswaldRichthofen) hat zwar als Zeuge bekundet, daß eine dahin gehende Besprechung seines Wissens nicht stattgefunden habe und er der Meinung gewesen sei, der Angeklagte habe für den Preis von fünfundzwanzigtausend Mark die Erbschaft definitiv gekauft. DasGericht hat jedoch aufGrund derBe-weisanfnahme dieUeberzeugung gewonnen, daß derNebenkläger sich über diesen Punkt im Irrthum befunden hat. Er war zu damaliger Zeit in demjugendlichenAlter vonzweiundzwanziglahren und nach feiner eigenen Darlegung in kaufmännischen und juristischen Dingen ohne jede Erfahrung. Er war überdies, nach den Bekundungen seines Bruders, des Oberlandesgerichtsrathes von Richthofen, in Folge des finanziellen Druckes, unter dem er stand, in einer so zerrütteten geistigen Verfassung, daß er nicht im Stande war, sichere Wahrnehmungen zu machen." (Dennoch scheinen ihm jetzt die Brüder alles damals Wahrgenommene blind zu glauben.) «Die Annahme liegt daher nah, daß er die ihm von dem Angeklagten gemachten Propositionen mißverstanden habe." (Sehrnah: da erseinen eigenenAnwalt so gröblich mißverstand, daß er ihn im Strafantrag eine falsche Anschuldigung machen ließ.) «Gegen eine andere Auslegung der fraglichen Vorgänge spricht insbesondere der Umstand, daß dem Angeklagten von mehreren Zeugen bestätigt worden ist, er habe sich bisher völlig einwandfrei geführt und in den (übrigens vereinzelt)Fällen, in



Totengericht,  
281

denen er seinen Bekannten mit Geldbeträgen ausgeholfen hat, durchaus korrekt gehandelt. Auch ist die Vermögenslage des Angeklagten eine derartige, daß der Gedanke, er könne es in diesem Fall auf eine wucherische Ausbeutung des Nebenklägers abgesehen haben, einigermaßen fern liegt. Die Verhandlung hat keinen Anhalt dafür gegeben, daß der Angeklagte sich in Beziehung auf das in Rede stehende Geldgeschäft in sträflicher oder auch nur unfairer Weise benommen hat." Im Namen des Königs. Von Rechtes wegen. Dieses Urtheil konnte Oswald Freiherr von Richthofen mit dem Rechtsmittel der Berufung anfechten. Er hats nicht gethan. Hat das (für ihn doch recht unangenehme) Urtheil hingenommen und ist zu dem von Gaffron beantragten Berufungstermin nicht erschienen. Gaffrons Anwalt, Herr Dr. Siegfried Löwenstein (der noch jetzt mit löblichstem Muth für die Ehre seines Mandanten ficht), hatte erstens beantragt, den Freiherrn von Richthofen als beeideten Zeugen über das Geldgeschäft aussagen zu lassen, und zweitens, die Strafe herabzufetzen. Der erste Antrag wurde, weil die Berufung nur von dem Angeklagten eingelegt worden war, als für das Strafmaß unerheblich, abgelehnt. Das Strafkammerurtheil sagt: »Ob das Geldgeschäft auf der Seite des Angeklagten ein wucherisches oder unfaires gewesen ist, bedurften nicht einer bestimmten Feststellung. In dem Rahmen, in dem sich die Hauptverhandlung vor dem Berusungsgericht abgespielt hat, ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß das Geschäft diesen Charakter gehabt hat, nicht erbracht worden." Den zweiten Antrag brachte der Vertheidiger zur Annahme: die Geldstrafe wurde auf zweihundert Mark herabgesetzt; und im Urtheil von der Strafkammer ausgesprochen, daß Gaffron durch den Vorwurf (zu dem er, nach seiner glaubhaften Versicherung, keinen Anlaß gegeben hatte), er sei zu ritterlicher Satisfaktion unfähig, schwer beleidigt worden war. Zweihundert Mark, einem reichen, mit hoher Geldstrafe wegen Beleidigung vorbestraften Mann, der in einem überfüllten Restaurant einen Lieutenant, den Sohn eines Staatssekretärs, geschlagen hat: vor manchen Erfahrenen Auge wirds einer Freisprechung ähneln. Die Urtheile beweisen, wie zwei Gerichte über das Geldgeschäft dachten. Das würde, selbst wenn Richthofens Angabe richtig wäre, keinem Geschäftsmann verdacht. Wer leiht denn auf eine Erbschaft, die «annähernd" vierzigtausend Mark betragen soll, aus Egypten



282  
Die Zukunft.  
zu holen ist und in fünf Jahren fällig wird? 25 000>5X 130«  
—31500; nach Abzug der Kosten blieben, im günstigstenFall, sie-  
bentausend Mark als Risikoprämie. Der Vermögensvorteil  
hätte nicht «in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung gestan-  
den und das Wuchergesetz wäre kaum anwendbar gewesen. Im-  
merhin hätte Gaffron, wenn in ihm das leiseste Bewußtsein einer  
Schuld gewesen wäre, sich wohl gehütet, die Sache ruchbar wer-  
den zu lassen. One, les pgycKowAues! Wird ein Kavalier, der ein  
seinem Standesanspruch unziemliches Geschäft gemacht hat, zu  
Traube eilen und denMann,dessenZeugniß ihn in seinerGesell-  
schaftsphäre vernichten kann, durch einenSchlagzurAusbreitung  
der schmutzigen Wäsche zwingen? Jedes sachliche, jedes Psycho-  
logische Merkmal zeugt für Gaffron gegen den Wucherverdacht.  
Oswald Freiherr von Richthofen hat ihn in dem Zweikampf,  
der schließlich Beiden die ultima ratio schien, erschossen; nachdem  
er die Cigarette weggeworfen, das Monocle aus dem Auge ge-  
nommen hatte. DenMann, der ihn aus dem bis an die Kehle stei-  
genden Wasser zog und dessen Ruf dann durch die Unbedachtsam-  
keit des Geretteten vernichtet wurde. Mir scheint: Das ist genug.  
Die Freiherren vonRichthofen mußten 1909 empfinden: Gaffron  
hat Oswald vor demSchlimmsten bewahrt; wir finden sein Handeln  
nicht ganz fair, müssen ihn, der sich an Vereinbartes hält, ohne Zau-  
dern aber schützen. Und sie mußten 1911 mindestens, mit Berufung  
auf die einem Ehrenhandel schuldige Diskretion, jede Auskunft  
verweigern. Das wäre kluggewesen; und würdig. Gaffron ist tot.  
Jedes auf dieAussage seines von Ehrengefahr vielleicht geblen-  
deten Feindes gestützte Urtheil muß Anrecht schaffen. And jeder  
Versuch, denToten, der sich nicht wehren kann, in der Gruftzu ent-  
ehren, von solidarischem Menschengefühl zurückgewiesen werden-  
Nicht etwa Gutes nur soll man Toten nachsagen; doch aus  
gütigemHerzen stets von ihnen sprechen (bene, nicht: bonum). Den  
Lebenden, schrieb Voltaire in einen Brief über seinen Oedipus,  
schulden wir Schonung; denToten nurWahrheit.IhrhabtEltern  
undKinder;morgenmähtsie,mähtEuchselbstderdüstereSchnitter.  
Darf an der Gruft der Feind, der des Lebenden Acker oder Gold  
begehrte, mit schrillum Wuthgekeuch das Urtheil über den Toten  
bestimmen? DerUnterweltherrOsiris hat, in der Halle der Wahr-  
heit und der Lüge, vor dem Spruch immer den Toten gehört.



Enea Silvio.

283

Enea Silvio.

AKHarf man von einem seltsamen Lebenslauf reden, wenns ein abenteuernder Schriftsteller bis zum Papst bringt? Vielleicht; doch in allen Zeiten ist manchmal ein unscheinbarer Anfang zu überragender Würde gediehen. Seltsam wird uns der Lebenslauf nur erscheinen, wenn das Innere seltsam orientirt ist, aus dem sich das Geschick ablöst. Das Innenleben des sienesischen Adligen Enea Silvio Piccolomini war so seltsam, daß es eindringender Betrachtung lohnt. Nicht, weil es komplizirt, sondern, weil es von fast armer Einfachheit war. Da war eigentlich nur ein sehr kräftiger Wille zur literarischen Form. Zu der literarischen Form, die sich in feiner Zeit durchzusetzen begann. Damals hatte sich eine kleine Schaar von Männern mit dem berauschten Eifer der Bienen an das Studium, das Uebersetzen, das Aufstöbern der Werke gemacht, die das klassische Alterthum hinterlassen hatte. Das waren Dichtungen in der Art der Antike, erotische Epen, Satiren, Komödien, Lobgedichte, historische Werke aller Art, Traktate und Gespräche; dazu viele geistvoll-giftige Schriften, die man in den politischen Kämpfen der Zeit eben brauchte. Und Briefe; Briefe, die anders waren als in jeder früheren Epoche, Vor allem durch ihre Öffentlichkeit. Autor und Empfänger gaben Jedem, der darum bat, eine Abschrift; mochte auch Allerpersönlichstes darin stehen: die Hauptsache war doch die Eleganz der lateinischen Form. Enea Silvio giebt uns die ältesten Stadtbilder von Basel, von Wien, von Passau, die Novelle von Euryalus und Lukretia und den humorvollen Traktat über das Hofleben.\*)

In keinem dieser Humanisten aber sprach sich der Wille zu solcher literarischen, der Antike entlehnten Form so rein aus wie in Enea Silvio. Er'war eigentlich sonst leer, nie ergriffen oder hingerissen; Alles schätzte er sofort nach dem Werth ab, den es für \*) Einige dieser Briefe des Enea Silvio Piccolomini veröffentlichte ich in deutscher Uebertragung in einem Bande der Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance“ bei Eugen Diederichs in Iena. (In diesen Briefen stehen kluge und feine Worte. Wien, Genua, Basel und andere Städte werden mit ungewöhnlicher literarischer Kunst geschildert und tauchen, wie sie einst waren, vor unserem Auge auf. Aber auch die Gestalt des Briefschreibers wird uns lebendig. Dieses seltsam adeligen Genußsüchtlings, dem nur das fast schon Sublime Genuß gab; dieses Humanisten, der Papst sein wollte, sein konnte und wirklich wurde. Er war im Innersten zu verfeinert, um ein Mann brutalen Handelns werden zu können, wie ers manchmal wohl ersehnte. In Siena, seiner Heimath, wird ein goldenes Rosenstöckchen gezeigt, an dem,



Die Zukunft.  
seine besondere Betrachtungsweise haben konnte, die sich in Allem nach altrömischem Vorbild orientirte. Seine klare Erkenntniß Dessen, was an welthistorischem Gehalt in den römischen Dichtern und Schriftstellern steckte, begnügte sich nicht damit, etwa die erotischen Abenteuer eines Kreises gleichgestimmter Freunde in einem Epos festzuhalten oder Landschaft- und Sittenbilder zu entwerfen: ihn trieb es in das Centrum des politischen Geschehens. Dort erst konnte er die Dinge sehen, die zu betrachten der Mühe Werth war. Darum blieb Enea Silvio in Basel, als das Konzil dort sich gegen den Papst auflehnte und einen Gegenpapst wählte. Aber auch als er Gespräche und Traktate für das Konzil schrieb, war seine Ueberzeugung darin lediglich die der Form. Er verließ das Konzil und trat in die Dienste Kaiser Friedrichs des Dritten, als Sekretär, der nicht sonderlich gut gehalten war; aber er saß nun da, wo die Fäden entstanden, die dann zum Gewebe versponnen wurden. Und was er an Welterfahrung, an Geistesgegenwart und literarischer Flinkheit mitbrachte, blieb „ihm zwar nur für die humanistische Kunstübung Herzenssache, konnte aber auch im diplomatischen Dienst Verwendung finden. Er reiste nach Rom mit einem diplomatischen Auftrag des Kaisers; aber er war als Mitglied der basler Kurie gebannt und verhaßt und fand schon in Siena den Abweisungsbrief des Papstes. Seine Verwandten beschworen ihn, sich dem unversöhnlichen und grausamen Papst Eugen nicht auszuliefern. Was bewog ihn, standhaft zu bleiben? Gewiß nicht seine Mission: er hatte den Auftrag, vom Papst ein neues Konzil zu fordern; dieses Verlangen konnte ihn nicht empfehlen. Das antik Schöne solcher Begegnung, die reuige Heimkehr, die Aussöhnung zweier Gegner, der Faltenwurf dieser Zusammenkunft, ihre Form: Das lockte ihn. Vielleicht wagte er nicht zu viel; seine römischen Freunde hatten ja den Papst schon bearbeitet. Immerhin drängte es ihn, seine Ueberzeugung zu beweisen, aktive Treue zu halten einer inneren Erkenntniß von Schönheit. Und er erlebte denn auch wie eine Frucht, ein kostbarer Stein hängt. Dieses Röslein hat Aeneas Sylvius der Stadt geschenkt, deren Bereich ihn ans Licht der Welt kommen sah. Ein Hildebrand oder Bonaparte hätte zu solchem Geschenk wohl nie Lust gespürt. Dieser Aeneas, der die Novelle von Euryalus und Lukretia schuf, liebte sein Leben lang die Rarität und mochte nicht das Winzigste, Aufsätze oder andere Nippes, aus seiner Hand geben, wenns nicht vor dem prüfenden Blick jedes Kenners bestehen konnte. Ein Aesthet. Einer, der Papst geworden ist. Und als Papst nicht aufgehört hat, sich als Menschen zu fühlen. Das war im Cinquecento möglich. Daß Herr Dr. Meli uns daran erinnert, ist allein schon lobenswerth, Doch auch seine Uebersetzerleistung verdient reichliches Lob.)



Enea Silvio.

L»5

wirklich den hohen Augenblick, da er dem Papst nicht nur den Fuß, sondern Hand und Mund küssen durfte, nachdem er in einer Rede seine Irrthümer als begreiflich und entschuldbar geschildert hatte. Diese Heimkehr nach Rom wurde reichlich belohnt. Ensa Silvio hatte bisher gewiß nicht als Asket gelebt; sein Verhältniß zu den Frauen war, wie mans oft an Menschen findet, die mit Fanatismus nach einem hohen inneren oder äußeren Ziel streben: er suchte nur flüchtigen Genuß bei ihnen, erklärte sie für seelenlose, falsche, unzähmbare Thierchen, blieb aber aus Scheu vor der Enthaltsamkeit im Laienstand und war mit vierzig Jahren ziemlich verlobt und leer. Ein Sohn, den er in Schottland hatte, starb früh, einen anderen, von einer Engländerin, der er in Straßburg begegnet war, empfahl er nachher in einem berühmten leichtfertigen Brief seinem Vater nach Siena. Nun verebbten in ihm Jugend und Lebenslust; brennende Gier nach sichtbarer, humanistisch auszukostender Ehre erfüllte ihn. Sein Wirken in Deutschland konnte dem Papstthum nützen und ihn selbst dann vorwärts bringen; des» halb machte er unter das Kapitel der lockeren Lebensweise einen dicken Strich. Die Stunde war schlaue gewählt. Eben hatte der Kaiser vom Papst das Recht erhalten, hundert geistliche Pfründen und Stellen nach seinem Belieben zu vergeben und ein paar Bischöfe zu ernennen. Flink nahm Enea die kirchlichen Weihen: und war im nächsten Jahr Bischof von Triest. Und nun gings immer näher an Rom heran; er wurde Bischof von Siena, wurde Kardinal. Seine literarische Thätigkeit breitete sich aus, er kannte den größten Theil Europas und war reich an Erfahrung. Als er schließlich Papst wurde, wars der Sieg eines Prinzips: diese neue Gesinnung, dieser Wille zur Form lebte damals in Allen, die geistig arbeiteten; die vatikanische Bibliothek war gegründet und schon begann man, die griechischen Dichter zu übersetzen, die Schonung der römischen Ruinen zu fordern, auf den Besitz alter Bildwerke und Handschriften stolz zu sein. Das humanistische Ideal der Lebensauffassung verkörperte sich in Enea, der als Papst Pius der Zweite hieß. Er war dadurch zur Macht gelangt, daß er für die Formung nach altrömischem Vorbild sich eben des geeignetsten, wichtigsten Materials bemächtigt hatte, des weltpolitischen. Er mußte der Papst des Humanismus werden und konnte den Platz ausfüllen. Er herrschte. Er war aus dem Lager der Gegner des Papstthums gekommen und wußte, welche Waffen Rom gefährlich waren: er verdammt die Konzilsidee, die sich über das Papstthum erheben wollte, verdammt alle seine früheren Schriften, in denen er dafür gestritten hatte; suchte die päpstliche Macht über alle an-

24



Die Zukunft.

deren Mächte hinauszuhoben. Wie er aber das Grab seiner Eltern, seine Lehrer, seine Verwandten, seinen Heimathort (dessen Namen er aus Corsignano in Pienza umwandelte) ehrte, zeigte ihn wieder als Schüler der alten Römer. Sein Naturgefühl und die Art, wie er genoß, verdankte er dem Horaz und den Idyllikern; im schattigen Hain, an der Quelle, unter Laub und Blumen empfing er Gesandtschaften und erledigte er seine Geschäfte. Er war freilich den Humanisten kein Maecenas: zunächst mußte er ja das welthistorische Substrat für die Behandlung in antiker Form schaffen. Da empfand er die Ohnmacht des rein literarischen Wesens: vor der Gewalt der Wirklichkeit, wo sie nicht mehr zum Spiel überredet werden konnte, sondern Gefahr war und Thaten forderte, mußte es niederbrechen.

Pius betrieb in seinem sechsjährigen Pontifikat mit Eifer den Krieg gegen die Türken, die vor wenigen Jahren erst Konstantinopel erobert hatten; den zweiten Tod Homers und Platons nannte er dieses Ereigniß. So laut er zum Kreuzzug aufrief, so eifrig er Zehnten von Christen und Juden eintrieb: die europäischen Fürsten blieben theilnahmelos. Er schrieb einen Brief an den Sultan, forderte ihn in elegantem Humanistenlatein auf, Christ zu werden und sein Reich vom Papst als Geschenk anzunehmen. Sem Beispiel sollte die Welt begeistern. Er wollte vollkommen sein, was er bisher gespielt hatte; die zwingende Größe antiker Heldensollte in ihm auferstehen und die ganze Christenheit zur Bewunderung hinreißen. Er selbst wollte in den Türkenkrieg ziehen. Und hier fand die Komoedie ihr Ende. Sie wirkte nicht; man applaudirte nicht. Diese Enttäuschung brach die Kraft des Papstes. Fiebernd langte er in Ankona an, schon mit dem schlechten Gefühl des abgelehnten Schauspielers. Nicht mehr als zwei Galeeren lagen im Hafen. Die Venezianer kamen mit zwölf Kriegsschiffen. Zu spät: der Papst lag im Sterben.

Um diese Zeit zogen in Rom drei junge Deutsche ein, die mit einer neuen Erfindung ihren Lebensunterhalt gewinnen wollten: mit der Buchdruckerkunst, die sie aus der mainzer Offizin der Faust und Schoeffer mitbrachten. Die klassische Bildung, die das Leben des Papstes Pius auf die Höhe geführt hatte, sollte nun Gemeingut werden. Und hierin lag in dem Augenblick, da des Papstes beweglicher, findiger Geist zur Ruhe kam, eine Beglaubigung alles Dessen, was lebendige Ueberzeugung, was Adel an ihm war. And immer erwächst Adel aus einer Idee.

Wien. Max Meli.



Quiproquo.  
L87  
Quiproquo.  
er regirende Herr lächelte; er beugte den Kopf herablassend ein  
Wenig vor und sein rothes Gesicht unter den weißgepuderten  
Haaren sah jünger aus. „Unsere kleine Thedehoff hat eine Eroberung  
gemacht!"  
„Ja, die Thedehoff hat eine Eroberung gemacht", sagte die Prin-  
zessin langsam.  
„Es ist zwar nur Roture," fuhr der Herzog fort, „aber der Zauber  
der Musik Nehmen Sie sich in Acht, liebe Thedehoff!"  
„Der Musikus Lauthe ist ein hübscher Mann", sagte die Hof-  
dame; ihre Stimme schlug über.  
Die Prinzessin lachte: „Ja, ja, AmÄie!" sagte sie.  
Fräulein von Thedehoff sprach kein Wort. Nur ein leichtes Roth  
war auf ihren Wangen und ein unbestimmbares Gefühl spannte ihre  
Mundwinkel.  
Der Herzog hatte die eine Hand in die Brust seines grünen Fracks  
gesteckt und war ans Fenster getreten.- „Heute Abend eine Toccata  
von Meister Lauthe", sagte er; „wer aber wird die Toccata sein?" Er  
lachte fröhlich über seinen Witz, winkte den Damen, die aufstanden  
und tief einknickten, freundlich mit der Hand und verließ das Zimmer.  
Ein Schweigen, so daß man eine Fliege über dem Blumentisch-  
chen summen hörte. Die Hofdame schien in ihrem geblühten Lehnstuhl  
eingeschlafen; die Sonne beleuchtete grell die eine Seite ihres welken  
Gesichtes; deutlich sah man eine Pustel schimmern, von der das Pflaster-  
chen herabgeglitten war,  
„Ich gratulire, Amslie", sagte die Prinzessin und ihre Mund-  
winkel zuckten ironisch.  
„Woraus schließen Hoheit, daß der,. . Herr Musikus Lauthe ge-  
rade an meiner Person solches Gefallen findet?"  
„Es braucht nicht viel Esprit, Das zu entdecken. Er wird roth, er  
kommt aus der Contenance, wenn Sie eintreten, Amslie."  
„Wer weiß, ob ich es bin, die ihn aus der Contenance bringt?"  
Die Prinzessin wechselte die Haltung, ihr Corsage knackte, die  
Hofdame wachte auf,  
„Liebe Thieben," sagte die Prinzessin, „wie viel Uhr ist es?"  
„Ron visu!" sagte die Hofdame und suchte nach ihrer Taschenuhr.  
Fräulein von Thedehoff hatte das Kinn auf die Hand gestützt,  
ihr Ellbogen ruhte auf der Stuhllehne und sie sah verstimmt vor sich  
hin. Sie fuhr auf und nahm eine höflichere Haltung ein, als die Prin-  
zessin sich wieder zu ihr wendete.  
„Was meinten Sie soeben, Thedehoff?" fragte sie herb.  
„Ich . . . nichts, Hoheit!"  
„Sie machen Eroberungen, Thedehoff," wiederholte die Prin-  
zessin bestimmt, „und Sie sollten es nicht leugnen. Es ist ja auch nichts



Die Zukunft.

daran gelegen. Oels, ns tirs pss ^ ooussizusii«s; sn rit äs tsllss «Kosss. Erlauben Sie demnach gütigst, daß auch wir darüber scherzen."

Fräulein von Thedehoff neigte den Kopf, Die Prinzessin war aufgestanden, die Hofdame öffnete ihr die Thür; ihre Schleppe glitt noch wie etwas Lebendiges über das Parquet, als sie selbst schon im anderen Zimmer war. Frau von Thieben folgte ihr. Fräulein von Thedehoff stand knicksend, wie in ihren Reifröcken versunken. Als die Thür sich geschlossen hatte, richtete sie sich auf und seufzte; aber sogleich sah sie sich erschreckt um und trat vor den Spiegel, und da sie Thränen in ihren Augen wahrte, befeuchtete sie ihr Tüchlein mit Eau de Cologne und wusch sich Augen und Schläfen.

... Im kleinen Musikzimmer brannten die Kerzen in den Kandelabern; die Decke über dem Flügel war zurückgeschlagen, ein Bedienter legte die Noten auf einem Tischchen zurecht und verschwand. Der Musiker ging im Zimmer auf und ab. Robert Sigismund Lauthe war wirklich ein hübscher Mann. Er war schlank und gerade; der graue Frack, die weißen Strümpfe, die nicht kleinen, aber wohlgeformten Schuhe, Alles kleidete ihn; auch seine Hände waren groß und lebendig; sie griffen nicht ohne Nervosität nach dem Labot und den Spitzenmanchetten und um seine Lippen spielte ein erregtes Lächeln. Jetzt öffneten sich die Thüren; mit einem gnädigen: „Lon sgir, Uonsisur" trat die Prinzessin ein, Frau von Thieben folgte. Lauthe verbeugte sich tief. Ein prüfender Blick der Prinzessin glitt über seine Person und ihr Mund schien Etwas zu sagen, obgleich sie nichts sprach. Lauthe blätterte in den Noten, bis die Prinzessin mit einem „Lxonss?, m«n «Ksr, er findet sich heute nicht zurecht!" ihm das Heft aus der Hand nahm.

Ein paar Takte. „Nein, troppo prssto, Hoheit!" sagte der Lehrer, „Rs««iuiis»y«iig!"

Einige Minuten lang spielte die Prinzessin; der Lehrer korrigirte devot und leise. Frau von Thieben schlief bereits. Ein monotones Spiel. Auf einmal Stille. Die Prinzessin hatte das Spiel eingestellt. Die Hofdame wachte auf.

Die Prinzessin lächelte und spielte weiter. Frau von Thieben schlief sofort wieder ein. Mit einer Kopfbewegung wies die Prinzessin auf die Schlafende.

Ein monotones schlechtes Spiel, aber ein beständiges Flüstern zwischen Lehrer und Schülerin. „Nein, Sie machen Das nicht gut!" Nicht der Lehrer war es, der diese Worte sprach, „Sie müssen anders sein gegen die kleine Thedehoff! Nicht so! Sie sind zu schüchtern und zu deutlich zugleich Wie?,.. Aber nein!"

„Wie Hoheit befehlen!"

„Wie ich befehle? Was? Befehle ich? Ja, ich befehle, Lauthe, ich befehle Wo ist er, Lauthe? Träumt er?"

Wirklich: der kleine grauseidene Schuh stieß an seinen Fuß, nicht ohne Heftigkeit, dann nochmals zärtlicher; und nun schmiegte er sich innig an. „Träumt er, Lauthe? Träumt er?"

X



Ouiproquo. 289

So hoch oben brannten die Kerzen, so heiß ivar der Luniabend;  
so schwül kam es aus dem Garten gehaucht wie ein Seufzen.  
Wenn Andere dies schlechte Spiel hörten: was mußten sie den-  
ken? Eine hörte es nicht, denn sie schlief. Sie schlief immer, wenn sie  
nicht am Spieltisch saß, und sie träumte von L'Hombre. Ihre Lippen  
formten das Wort „H,wut“. Wieder wies die Prinzessin auf sie; und  
Lauthe mußte lachen.

Die Hofdame schlief mit offenem Mund; ihre breite Unterlippe  
hing herab, sie athmete hörbar; auf ihrer Stirn standen Schweiß-  
tropfen und die Schminke schmolz auf ihren Wangen; oben aber  
schmolz im leisen Zugwind das Wachs der Kerzen und Tropfen fielen  
auf den kunstreichen Haarbau, verklebten und erstarrten in dem gepuder-  
ten Haar; immer mehr. Einmal mußte das heiße Wachs unten an-  
kommen und auf den welken Hals tropfen; dann würde sie mit einem  
Schrei erwachen.

Wie die Kinder warteten Beide auf diesen Augenblick. Da be-  
wegte sich die Thür und Frau von Thieben wachte auf. Fräulein von  
Thedehoff trat ein; ihr Blick streifte das Paar am Klavier, dann sagte  
sie einige leise Worte der alten Dame ins Ohr: im Spielzimmer ver-  
mißt man eine Partnerin. Die Hofdame ging unter tausend Betheue-  
rungen und Fräulein von Thedehoff nahm ihren Platz ein.

Jetzt begann ein seltsames Trio; kein musikalisches, sondern ein  
seltsames Spiel fluthender und kämpfender Nervenströme. Sie kreisten  
um das Klavier und von ihm zurück und jeder wechselnde Ton der  
Musik sagte den Hörern andere Dinge. Was Fräulein von Thedehoff  
hörte! Sie erschien absichtlich fortzusehen; dennoch, so oft die Prin-  
zessin ihre grauen Augen hob, mußte sie in die braunen ihres Fräu-  
leins schauen; und jedesmal trafen sich zwei Frauenblicke, die mühsam  
die Hofsitte wahrten.

„Wohin blickt sie, «stte pstits psrsonns?“

Eine Bewegung; es ist als ob eine Saite spränge. Robert Sigis-  
mund Lauthe greift an seine Stirn.

„Monsieur, was ist Ihnen?“

So gespannt quält sich Jeder von den Dreien, zu wissen, was die  
beiden Anderen wissen und denken. Und wissen doch Alle zu viel. Jetzt  
wird wirklich gespielt. Die Prinzessin spielt schön. Und jetzt begleitet  
Lauthe sie mit seinem sauftten Baryton. Eine Weile: und Fräulein  
von Thedehoff fällt sott« voes ein. Aber in der Prinzessin wird ein  
Unbehagen, ihre Brust fliegt. Auf einmal springt sie auf.

„Wils lois psrcion, ^lwsss“, sagt Lauthe, „es war mein Fehler.“

Die Prinzessin sieht ihn an; dann lächelt sie. Und da alle Drei  
gequält schweigen und keinen Ausweg finden, sagt sie: „Ach, ich ver-  
gaß, Papa wollte mir noch Etwas sagen Einen Augenblick, Mon-  
sieur ..und sie verläßt das Zimmer.

Erst dauert das Schweigen fort. Dann treten zwei Menschen auf



Die Zukunft.  
einander zu, die Blicke des Einen sind strahlend, die der Anderen ver-  
zweifelt, verloren. Die weißen Wachstropfen fallen auf die Stuhllehne,  
zu der Lauthe getreten ist. Er führt eine Hand an seine Lippe und  
küßt sie heiß, dann die andere. Die beiden Arme schlingen sich um.  
seinen Hals, ziehen ihn herab und seine Lippen küssen ihren Mund,  
küssen, küssen immer wieder. Da fällt ein heißer Tropfen auf die weiße  
Brust in dem tiefen Ausschnitt: und mit einem Schrei fährt Amslie  
empor. Dann lacht sie über sein Erschrecken und reibt das Wachs-  
tröpflein fort; auf ihrer Brust bleibt ein linsengroßer rother Fleck.  
Lauthe küßt die Stelle. „Amslie! Was soll werden?"  
Sie steht vorgebeugt und lauscht. „Fort!" flüstert sie, „Fort!"  
Lauthe ist am Klavier; die Prinzessin ist wieder eingetreten.  
Er sitzt neben der Prinzessin, ganz Respekt, und hört zu. Dann  
verbessert er mit der Sicherheit des Meisters: „Nein, Das muß ganz  
anders klingen, Hoheit! Ks«oiiniisii?«iis!"  
Er spielt vor; eine ganze Weile, dann läßt er die Tasten; er er-  
wartet, daß die Prinzessin spiele, aber sie spielt nicht: ihre Blicke ruhen  
auf seinen Schultern, wo ein weißer Wachstropfen neben dem anderen  
auf dem grauen Tuche sitzt. Ihre Blicke fliegen nach dem Stuhl, in  
dem Fräulein von Thedehoff lehnt, den Kopf vorgebeugt, die Hände  
im Schoß verschlungen, traumverloren, ganz in sich versunken und  
verschlossen. Der weiche Lufthauch zieht einen Augenblick stärker her-  
ein, krümmt die gelben Flammen und das Wachs perlt nieder auf die  
Stuhllehne. Das Gesicht der Prinzessin wird weißer als das Wachs.  
Sie steht auf. Sie will sich beherrschen, aber ihre Blicke irren  
von ihm zu ihrem Fräulein und wieder zurück zu ihm,  
Lauthe begreift nichts; Fräulein vonThedehoff sieht sie fragend an.  
Die grauen Augen der Prinzessin sind sehr groß; dann ziehen  
sie sich zusammen; sie blickt aus ihren Fuß, ihren Schuh. Unwillkür-  
lich folgt Lauthe der Richtung und auch sein Blick haftet an dem klei-  
nen grauen Ding. Er kann nicht sehen, was für ein Lächeln um ihre  
Mundwinkel spielt, sonst müßte er erschrecken.  
„Das Band ist aufgegangen," sagt die Prinzessin langsam, „Thede-  
hoff, binden Sie es mir zu." Sie hebt den Fuß auf die Kante der  
niedereren Truhe, in der die Noten verwahrt sind, Fräulein von Thede-  
hoff bindet mit unsicheren Fingern.  
„So werden Sie es nicht zu Stande bringen; und heben Sie  
doch erst die Schnalle auf!"  
Ihre Fußspitze zeigt, und wie Fräulein von Thedehofss Hand  
auf der Erde sucht, stützt sich der Fuß in dem kleinen Schuh mit dein  
ganzen Gewicht der schlanken Frau auf diese Hand. Amslie stößt einen  
Schmerzensschrei aus, viel lauter und heftiger als vorher.  
„Habe ich Ihnen wehgethan?" fragt die Prinzessin unschuldig.  
rsvoir, ülonisur!" Mit einem Kopfnicken verläßt sie das Zimmer.  
Fräulein von Thedehofss Augen sind zum zweiten Mal voll von  
Thränen. Robert Sigismund begreift nicht, was vorgegangen ist.  
Was können Männer begreifen?



Quiproquo. 291

Er will Amslie fragen, ihr zusprechen; da öffnen sich die Flügelthüren, die hellsten Kerzen scheinen ins Zimmer, Stimmengewirr fluthet herein: er steht verlegen vor dem ganzen Hof, der durch die Säle in die Spielzimmer strömt, und Amslie lehnt weinend an dem Klavier. Lachend zeigt die Prinzessin dem Herzog die Szene. Lauthe fängt an, Etwas zu begreifen: er verbeugt sich sehr ungeschickt und tief vor den Herrschaften, verbeugt sich tief vor Fräulein von Thedehoff, die erschrocken aufgesprungen ist; er fühlt, daß die Stunde beendet ist, daß er im Schlosse nicht bleiben kann, und geht. Im Vorsaal könnte er sich prügeln, daß er mit Fräulein von Thedehoff nichts besprochen hat. Wie er aus dem Schloß kam, weiß er nicht. Er geht durch die dunkeln Anlagen zum „Schwan“, aber er kann keinen Bissen essen, mit keinem Menschen reden. Er trinkt eine Flasche Wein, aber seine Erregung betäubt er nicht. Er weiß, daß etwas Verhängnißvolles geschehen ist, er weiß, daß er ein allzu erfolgreicher Musiker ist, der einer Prinzessin nicht mißfiel, er weiß, daß er eine junge Hofdame lieb hat und sie ihn. Das weiß er; begreift aber nicht, wie nun dies Alles plötzlich solchen Aspekt bekommen hat. Er schläft wenig in dieser Nacht. Am nächsten Morgen giebt ein hofbedienter eine Rolle mit Goldstücken für ihn ab und die Mittheilung, daß man seiner Dienste im Schloß nicht mehr bedarf. Am selben Tag erhält der Freiherr von Thedehoff ein Schreiben des Oberhofmeisteramtes, in dem er angewiesen wird, für seine Tochter um Urlaub einzukommen, und einen vertraulichen Brief eines am Hof lebenden alten Freundes, der ihm traurig mittheilt, „qus «stte psuvr« Amslie s ksit äss bstiss ...“

Der Musiker Robert Sigismund Lauthe war in berechtigter Verzweiflung. Wird er überhaupt noch Stunden behalten in einer Residenz, in der jedes Hofereigniß zwei Tage später in der ganzen Gesellschaft bekannt und besprochen ist? Er will bei einem Gönner im Oberhofmeisteramt vorsprechen, wird aber gar nicht vorgelassen. Da bittet er die Prinzessin um eine Audienz, beruft sich auf ihre Huld, macht Andeutungen, ja, er droht beinahe. Am anderen Morgen, noch im Bett, wird er durch eine fremde Männerstimme geweckt. Seine Wirthin öffnet die Thür zu seinem Zimmer, ein Herr tritt ein; er trägt Sporen an den Stiefeln und eine Reitpeitsche unter dem Arm, Er ist hochgewachsen, sein Gesicht ist kalt und finster. Lauthe kennt ihn nicht, ab/r er empfindet, wie peinlich es ist, im Bett zu sein und zu fühlen, daß man nur mit einem Hemd bekleidet ist, wenn ein Fremder in Sporenstiefeln und mit der Reitpeitsche unterm Arm mit unsreundlichen Gesinnungen vor Einem steht. Der Herr achtet nicht auf seine Verlegenheit; er zieht ein kleines Portefeuille aus der Brusttasche und entnimmt ihm einige Papiere. „Hat er Das geschrieben?“ fragt er und hält Lauthe seinen Brief vor die Augen. „Ja“, stottert Lanthc, halb vcrschlasen, halb erschreckend wach.



Die Zukunft.

„Nun, wenn er schreiben kann, kann er wohl auch lesen“, sagt der Andere trocken. „Sieht er diesen Befehl? Er ist unterschrieben, und wenn er nicht in füns Stunden über die Grenze ist, so wird der Befehl auch ausgefertigt werden. Nur der besonderen Gnade Seiner Hoheit hat er es zu danken, daß er nicht..Eine Bewegung mit der Reit-peitsche. „Und wenn er sich anderswo mit seiner Zunge unnütz machen sollte, so wird man ihn zu finden wissen. Seine Antwort?“

„Zn ... Ihrer Hoheit ... Befehl“ stotterte Lauthe wieder.

„Seiner Hoheit!“ verbesserte der Andere scharf und schritt pfeifend aus der Stube,

Lauthe machte später noch einen Versuch, auf dem Schloß des Freiherrn von Thedehoff vorgelassen zu werden. Er hat nie erzählt, wie er empfangen worden und wie er das Schloß wieder verlassen hat. Er ist später ein erfolgreicher Musiklehrer in einer der Hansestädte geworden. Im Herzen war er Jakobiner.

Halensee. Karl Federn.

Landschafterlebnisse der Massen sind nur gelegentlich, sind im Ganzen sehr eintönig, beziehen sich immer wieder auf gewisse elementare Effekte, auf Farbiges, Buntes, Glitzerndes, belustigende Formen, und namentlich die ländliche Masse, die sich täglich und stündlich mit der Natur um den Lebensunterhalt abrackert, ist sehr wenig disponirt, diese Natur als Landschaft in sich aufzunehmen. Vom Landschaftsbild kann eine einheitliche Wirkung, wie sie doch für die Gestaltung von Zügen im Volkscharakter vorausgesetzt werden müßte, nur in sehr begrenztem Maße erwartet werden, wenigstens in den gemäßigten Breiten, wo es je nach Jahreszeit und Wetter immerfort wechselt; der Landschaftscharakter aber ist eine Abstraktion, die wohl in einer begrifflich hochorganisirten Psyche Bedeutung gewinnen kann, für die vom Unmittelbaren und Momentanen erfüllte eines einfachen Menschen aber als Erlebniß kaum existirt. Das mahnt zur Vorsicht bei dem Versuch, Volkscharakterzüge aus der Landschaft herzuleiten. Die Gemüthsverfassung und die Art, wie sie sich äußert, das Temperament, und die mit ihr so eng verknüpfte Veranlagung zum praktischen Verhalten im Umgang mit dem Mitmenschen, der Charakter,

\*) Ein Stück aus dem dritten Theil eines Buches, das Herr

Vr. Willy Hellpach, der karlsruher Privatdozent der Psychologie, unter dem Titel „Die geo-psychischen Erscheinungen, Wetter, Klima und Landschaft, in ihrem Einfluß aufs Seelenleben“ bei Wilhelm Engelmann in Leipzig herausgiebt.

Landschaft und Volkscharakter.\*)



werden außer von der Rassendisposition von so viel stärkeren Erlebnissen des Alltages bedrängt und durch sie mitgestaltet, daß die Einflüsse der landschaftlichen Faktoren daneben nur als ganz unbedeutend eingeschätzt werden können. Diese theoretische Ergänzung wird durch die praktischen Belege völlig gestützt.

Die Angelsachsen in ihrer einsörmigen, oft von Nebel umhüllten, von einem grauen Himmel überdachten, so selten sonnigen Landschaft sind doch eins der frohmüthigsten unter den Kulturvölkern. Wie groß sind die Temperaments- und Charakterunterschiede zwischen alemannischen und bajuvarischen (schweizerischen und bayerisch-österreichischen) Alpenbewohnern! Man sieht daran, wie auch der Versuch, aller-einsachste und allgemeinste Bestimmungstücke des Landschaftscharakters zu verwerthen, fehlschlägt, „Berglandschaft“ mit ihrer bei aller sonstigen Verschiedenheit doch stets großen Mannichfaltigkeit der Formen und der Lichte die Menschen heiterer, leichtlebiger, beweglicher machen. Bei dieser Annahme wirken (außer klimatischen Faktoren) namentlich die motorischen Zümpfungen mit, die das Bergleben an seine Bewohner stellt und die von je her für deren Charakter gern mitverantwortlich gemacht worden sind; aus ihrer Bewegungsgewohnheit wurde ein Bewegungsbedürfnis abgeleitet. Das leuchtet nun leicht ein; und vielleicht wäre hier in der That am Ehesten ein Einfluß übender Faktor anzuerkennen, obwohl man doch fragen muß, ob das Steigen und Absteigen für den Bergeingeborenen als landschaftliches Erlebnis gelten kann und nicht vielmehr als eine der mittelbaren Landschaftswirkungen im praktischen Lebensstil; die unbestreitbare That-sache, daß der Bergler im Tiefland gerade auch diese Art der Bewegungsmöglichkeit vermisst, ist in dieser Richtung kein Beweisstück, da Visses Vermis-sen bei einsachen Menschen alle alten Lebensgewohnheiten zu be-treffen pflegt und nicht als „Landschaftlichkeit“ des Empfindens ausgelegt werden kann. Aber die Bergbewohner bilden ja den Ebenenmenschen gegenüber nach ihrem Temperament gar keine einheitliche Gruppe. Die Alemannen haben weder im alpinen noch im mittleren Gebirge ihre Schwerfälligkeit und Schwerblütigkeit verloren und die Franken, die Obersachsen haben ihren leichten Sinn auch in die Ebene hinübergerettet. In Württemberg ist der Unterschied zwischen Ober-land und Unterland die genaue Umkehrung der beliebten Theorie; und wenn hier die Oberländer die besonderen Träger der den „Schwa-ben“ überhaupt und nach neueren psychiatrischen Erfahrungen mit einigem Recht zugeschriebenen melancholischen, elegischen Veranlagung sind, die in der Sentimentalität, dem ewigen Heimweh des schwäbi-schen Volksliedes sich stets gespiegelt hat, so zeigt sich hier besonders schön, daß nicht der Volkscharakter durch die umgebende Landschaft ge-staltet wird (dann könnte man bei der schwäbischen Natur nur heitere, leicht bewegliche Menschen erwarten), sondern daß ein Volk die ihm als Erbtheil der Rasse angehörige Gemüthsgrundstimmung trotz seiner Landschaft festhält und sie sogar, in den Erzeugnissen der Volkskunst,



2S4

Die Zukunft,

auf die Landschaft überträgt. Aehnlicher Beispiele könnte man gewiß viel mehr sammeln, auch außerhalb des Beispielkreises der Bergbewohner. Hier sei nur daran erinnert, daß auch die „Tropenlandschaft“, in der Bild und Charakter viel mehr sich decken, weil die jahreszeitlichen und wetterhaften Schwankungen gering sind, keinen einheitlichen Gemüths- und Charakterzustand erzeugt hat. Nicht nur die großen Rassenkreise, die in ihr leben (der äthiopische, indianische, malayische), sondern auch dicht bei einander hausende Stämme sind als Träger ganz abweichender Charaktereigenschaften bekannt.

Doch als ein sinnlich Wahrgenommenes, in der Hauptsache Gesehenes erstreckt die Landschaft ihren Einfluß nicht nur auf die affektive Seite des seelischen Lebens und auf die psychophysische Leistungsfähigkeit, wie Wetter und Klima, sondern sie spricht unmittelbar zu unserem Vorstellungsleben und damit zu dem bedeutsamen seelischen Lebenskreise, den wir gewöhnlich mit dem Wort Phantasie nmspannen. Und da ist nun allerdings der Punkt, wo die Frage der Beziehung zwischen Landschaft und Volkscharakter ihr eigenes Gesicht gewinnt. Schon die Theorie läßt ahnen, daß eine farbig und formig vielfältige Landschaft der Phantasie ihrer Bewohner eine größere Fülle von Anknüpfungen und Bethätigungsobjekten bietet als eine eintönige. Und wenn wir auch sehen, daß die Ausnutzung dieser Gelegenheit hier in mehr heitere, dort in mehr düstere Färbung getaucht ist, so werden wir bei einem Rundblick kaum bestreiten können, daß in Volkssitte, Volksglauben und Volkskunst die Bewohner der gegliederten Landschaften, die Hochlandsvölker, fast immer ein reicheres Phantasieleben führen als die nüchternen Bewohner der Ebenen. Hier scheint in der That eine wesentliche, ja, die eigentliche Bedeutung der Landschaft für die Ausbildung der Volkscharaktere zu liegen („Volks-Charakter“ bedeutet ja die seelische Artung eines Volkes überhaupt, sammt ihren sinnlichen, phantastischen und zum Bereich des Verstandes gehörigen Eigenschaften), Wenn Livingstone bei den afrikanischen eine, je mehr er nach Norden kam, zunehmende Abstraktheit der religiösen Vorstellungen beobachtet haben wollte, so wird man diese Angabe, von der man nicht recht weiß, ob sie mit dem Klima oder mit der Landschaft zusammenhängen soll, nicht ohne Skepsis aufnehmen dürfen. Wenn aber auch Kutzen die verbreitete Meinung weitergiebt, die Bewohner der Porphyr- und Basaltterritorien zeichneten sich durch besonders auffallende Frömmigkeit aus, so handelt es sich da wohl um die Verwechselung des Gemüthszustandes Frömmigkeit mit der äußerlichen, phantastischen Bethätigung der religiösen Vorstellungen, der die Formenwelt jener geologischen Bildungen eine besondere Fülle von Reizen bietet; die Religiosität eines so wohnenden Volkes braucht nicht tiefer und echter zu sein, um in der Namengebung für die Gebilde der Landschaft ihren vielfältigen Ausdruck zu finden. Natürlich werden die Beiträge, die das einzelne Volk liefert, auch dabei nach der Stammesart verschieden groß ausfallen; daß aber im Durchschnitt der Antheil der Bergbewoh-



Landschaft und Volkscharakter.

ner an den volksthümlichen Erzeugnissen der Phantasie größer ist als der von Tieflandsvölkern, darf als eine Regel gelten. Der Vergleich ist besonders lehrreich, wo der selbe Volksstamm Gebirge und Flachland, sei es auch eine Hochfläche, bewohnt: die Schweizer, die Bayern, die Franken, die Schlesier, auch die Niedersachsen (Harz) bieten Belege dafür. Die Gemüthsbeanlagung ist ganz wechselnd; bald in der Ebene, bald in den Bergen heiterer oder ernster. In dem Reichthum der Phantastik aber zeigen die Berge überall einen Vorrang, Natürlich darf man das Phantasieleben eines Volkes nicht an dem Stande der „hohen Kunst“ Anessen. Der Versuch muß immer zu schiefen Urtheilen führen, weil die Blüthe der Hochkunst von ganz anderen Momenten noch (Stadtkultur, Besitz, geschichtlicher Situation und so weiter) abhängig ist. Die Landschaft wird auch den genialen Phantasiemenschen viel geben, oft Entscheidendes, aber sie an sich macht keine Hochkunst, wie sie Volkskunst macht; sonst wäre unfaßbar, warum die griechische Landschaft, der man >so oft die hellenische Schönheit-kultur hat zuschreiben wollen, diese Wirkung nur während einer so kurzen Zeitspanne geübt hat und warum heute in ihr ein Volk geriebener Geschäftsleute lebt. Auch wird man gut thun, über die feststehende Thatsache des Phantasieunterschiedes zwischen Berg- und Flachlandsmenschen hinaus mit weiteren Kategorisirungen und entsprechenden Herleitungen recht zurückhaltend zu sein. Wenn ein Monograph von Labrador bei den dortigen Eskimos einen empfindlichen Farbensinn findet und ihn, dem er ausdrücklich eine angeblich geringere Farbentüchtigkeit der Tropenvölker gegenüberstellt, aus den starken Kontrasten des subpolaren Lichtwechsels ableiten will, so zeigt dieser Versuch, wie man genau das psychophysisch Gleiche aus entgegengesetzten landschaftlichen Verhältnissen erklären kann: hier soll die Farbentüchtigkeit durch den Kontrast des zwar hellen, aber doch so spärlich-farbigem Polarsommers mit der dunkeln Polarnacht erzeugt sein; und bei den Mittelmeervölkern ist der malerische Sinn immer gern durch die bunt prangende Fülle ihrer ewig sonnigen Natur, die Abwesenheit eines wirklichen Winters erklärt worden. Alle solche Hypothesen sind wohlfeil; aber ihr Werth ist eben auch gering.

Von großem Interesse würde es sein, unsere Scheidung aus eine Volkscharakterentwicklung anzuwenden, die wir miterleben: die nord-amerikanische. Hier müßte sich ja zeigen, ob die phantastische Gebirgswelt des PZestens der Union ein phantasiereicheres Volk heranbildet als die Ebenen des Ostens und Südens,

Dürfen wir demnach den Einfluß der Landschaft auf Temperament und Charakter eines Volkes gering, auf Sinnesleben und Phantasiethätigkeit aber hoch schätzen, so grenzt sich damit auch die Beziehung der landschaftlichen Effekte zu den Völkerschicksalen ganz von selbst ab. 'Natürlich giebt es keine seelische Eigenschaft, die nicht mittelbar in irgendeinem Augenblick einmal von Belang für das Geschick einer Gemeinschaft werden könnte. Das gilt auch für den größeren



Die Zukunft,  
oder geringeren Reichthum an Phantasieleben, das sich in einem Volk  
abspielt. Diesen Verzweigungen nachzugehen, ist schon dem Historiker  
äußerst schwierig; hier ist es nicht meines Amtes. Unmittelbare Schick-  
salswendungen im Leben eines Volkes aber dürfen wir von der Land-  
schaft her nicht erwarten; denn solche Wendungen kommen nie aus  
Sitte, Glauben, Kunst in ihren phantastischen Niederschlägen, sondern  
aus den harten, nüchternen Wirklichkeiten des Daseins her. Auch sie  
können Folgen der Naturnmwelt sein, aber sie sind es nicht, sofer»  
diese Umwelt im engeren Sinn „Landschaft“, sondern, sofern sie Vege-  
tation (Ernährungsträger), Terrain (Unmöglichkeit oder Leichtigkeit,  
sich anzusiedeln) und Aehnliches ist. Wahrscheinlich giebt es keine  
noch so kleine Wanderung oder Siedelung von geschichtlicher Bedeu-  
tung, bei der die Wahl des Schauplatzes von dem Erlebniß seiner  
landschaftlichen Eigenschaften, vom Wohlgefallen an seinen Farben,  
von der Belustigung an seinen Formen, bestimmt worden wäre. Das  
Wort: „Hier ists gut sein, hier lagt uns Hütten bauen“, entspringt  
immer der instinktiven oder überlegenden Erkenntniß der praktischen  
Zweckmäßigkeit einer Ansiedlung auf einer so charakterisirten Stelle,  
Auch die großen Führer solcher Völkerbewegungen, von denen gewiß  
mancher der stärksten Landschaftserlebnisse fähig war, werden dadurch  
nicht in ihrer geschichtlichen Leistung bestimmt worden sein; der Ent-  
schluß eines Feldherrn etwa, eine ihn entzückende Szenerie zu schonen,  
obwohl das strategische Interesse ihre Verwüstung fordert, wäre eine  
Schwäche, die sich mit seiner geschichtlichen Größe kaum vertrüge,  
Möglich, daß Solches einmal vorkommt; zu allgemeiner Bedeutung  
gelangt es nicht. Und in allen Beispielen, die Ratzel für die Wirkung  
der Bodenformen ans historische Bewegungen zusammengetragen hat,  
wird man keins finden, das als eigentliche Landschaftswirkung zu klassi-  
fiziren wäre. Immer handelt es sich, wo nicht nur mit Metaphern  
gespielt wird, um praktische Bedürfnisse, um das Verlangen nach  
diesen oder jenen Eigenschaften der Wohnsitze, nie um das Mißfallen  
oder Gefallen an dem sinnlichen Wahrnehmungsbild noch um dessen  
seelische Folgen.

Fassen wir freilich den Begriff des Völkerschicksals innerlicher,  
ziehen wir in ihn auch die geistigen Erzeugnisse ein, mit denen eine  
Gemeinschaft ihren Beitrag zu dem Kulturschatz der Menschheit spen-  
det, dann gewinnt der Einfluß der Landschaft wesentlich an Bedeu-  
tung. Dann darf man sagen, daß in Dem, was die Bestimmtheit eines  
Volkslebens durch die „Natur“, durch „Klima“ oder „Wohnsitz“ ge-  
nannt wird, in zahlreichen Fällen die Eigenthümlichkeit der Land-  
schaft von wesentlich stärkerer Bedeutung ist als die des Klimas im  
eigentlichen Sinn. Für Volksbrauch, Volksglauben, Volksgeschmack  
dürfte der Landschaftseinfluß das wichtigste geopsychologische und ein  
neben Stammsbegabung und sozialpsychologischen Faktoren zu beach-  
tendes, oft vielleicht gleichwerthiges Bestimmungstück sein.

Karlsruhe, Dr. Willy Hellpach,



## Der Standardtrust

er Höchste Gerichtshof in Washington hat das Urtheil über die Standard Oil Co. gesprochen und damit an der newyorker Börse nicht eine Panik, sondern eine Hausse bewirkt. Trotzdem er das vom Kreisgericht in Saint Paul gefällte Urtheil gegen den Oeltrust bestätigt hat. Ungefähr so, wie ichs neulich hier voraussagte, ists gekommen. Eine Entscheidung, die den Trusts das Lebenslicht «usblasen würde, sei undenkbar; im schlimmsten Fall werde man die Form antasten, niemals aber die Sache treffen. Institutionen von der Art der amerikanischen Trusts stehen über der Macht von Richtersprüchen. Und die Finder des Rechtes sind in Amerika nicht tollwüthige Idealisten, die zur Rettung eines Prinzips die Welt in Trümmer gehen lassen. Mit der Verkündung des Urtheils wurde gewartet, bis die Börse in New Vork geschlossen war. Die Geschäftsleute sollten Zeit haben, das Urtheil zu überschlafen und die Auffassung besonnener Kritiker kennen zu lernen. Diese kluge Taktik hat sich sehr gut bewährt. Das Bundeskreisgericht des Staates Missouri hatte, wie ich schon erzählte, die Standard Oil Company der Verletzung des Sherman-Gesetzes schuldig erkannt und zu sofortiger Auflösung verurtheilt. Der Richter hatte, nach einer ungemein langwierigen Beweisaufnahme, festgestellt, daß der Petroleumtrust eine unerlaubte Geschäftsmethode angewandt habe, um ein ungesetzliches Monopol zu erlangen. Deshalb sei er zu verurtheilen, sich jeder Einwirkung auf die hundertzehn Untergesellschaften zu enthalten. Das Höchste Gericht in Washington hat das Gebot der Auflösung bestätigt; aber dem Verurtheilten eine Frist von sechs Monaten gewährt, damit er sich der neuen Situation anpassen könne. Das ist der wesentliche Unterschied der beiden Urtheile. Der Anterrichter stand empört vor dem Trustungeheuer und ordnete die sofortige Abschachtung an. Der Revisor bedachte vorsichtig die Folgen solches Urtheilsspruches und läßt den Trustleuten drum Zeit, in irgendeine Ersatzuniform hineinzuwachsen. Wahrscheinlich, sagen die Vertreter Rockefellers, die ihre Zufriedenheit mühsam verbergen, werden nun die einzelnen Gesellschaften selbständig weiterbestehen, Shermans Antitrustbill schafft nicht einmal Klarheit darüber, ob ein Monopol an sich zulässig ist. Das neue Urtheil nennt den Oeltrust eine „ungesetzliche Verschwörung zur Unterbindung des öffentlichen Handels“. Das Gesetz verbiete Kontrakte zum Zweck der Beschränkung des Handels; und da die Standard Oil ihre Konkurrenten „zermalmt“ und den gesammten Oelhandel monopolisirt habe, sei sie gesetzwidrig. Diese Argumentation wird jedoch durch den Hinweis gemildert, daß der Begriff „rsstrsint ok trsgs“ (Beeinträchtigung der Konkurrenz) nicht als ein absolutes Prinzip anzusehen sei, sondern nach der Vernunft ausgelegt werden müsse. Nur wenn der Nachweis nnlauterer (unressonMs) Mittel erbracht sei, könne das Gesetz zur Anwendung kommen. Die Entscheidung zieht also eine Grenze zwischen erlaubten



Die Zukunft.

und ungesetzlichen Monopolen und schafft damit neues Recht; denn die Sherman-Bill kennt diese Unterscheidung nicht, Sie verbietet alle geheimen Verabredungen (conspiracies) zum Zweck eines Monopols, An die Stelle dieses starren Systems haben die Washingtoner Richter das Halbstarre gesetzt. Sie erkennen die Existenzberechtigung der Trusts an, die nachweisen können, sich niemals unerlaubter Mittel bedienen zu haben. Das Urtheil ist demnach ein Dokument zu Gunsten der „anständigen“ Trusts; und keinem wird ein Handeln, das nvrsssonsdle ist, künftig leicht nachzuweisen sein. Fraglich ist nur, ob die Richter in Washington das letzte Wort sprachen. Ihr Spruch mag sehr verständig sein und von richtiger Erkenntniß wirthschaftlicher Lebensbedingungen zeugen: er schafft neues Recht und ist als ein Uebergriß in den Bereich der Gesetzgebung zu betrachten. Das hat ein Mitglied des Gerichtshofes, Oberrichter Harlan, gesagt. Nachdem der Vorsitzende, White, die Begründung des Urtheils verlesen hatte, tadelte Harlan, das) der Geist des Gesetzes (Skeptiker sprechen der nach dem Senator John Sherman benannten Kongreßakte jeglichen Geist ab) mißachtet worden sei. Die wildesten Gegner der Trusts sind nämlich der Meinung, daß jede Verabredung, deren Zweck die Monopolisirung des Handels sei, die „Interessen des Publikums ungebührlich schädigt“, also ungesetzlich ist. Sie glauben nicht an Charakterunterschiede beim Trust und fordern die rücksichtslose Anwendung des Gesetzes. Dem Generalanwalt Wickersham wurde zugemuthet, die Häupter der Standard Oil nach Sing-Sing, ins newyorker Zuchthaus, abführen zu lassen. Eine Senatorengruppe wird zum Trustgesetz ein Amendement vorschlagen, das jede Beschränkung des Handels, ohne Rücksicht auf die Mittel, verbietet. Dann sollen die anderen „Mergers“, der Stahltrust, die American Woolen Company, die Engar Refining Company, der Fleischtrust, die Kombination zwischen der Union und Southern Pacific, zertrümmert werden. Denn Organisationen zum Zweck der „Effekthaltung“ (Holding Companies) sind eigentlich alle Trusts. Werden es auch bleiben; eine „Rückwärtskonzentrirung“ ist undenkbar. Und weil die Geschäftsleute wissen, daß mit ihren Millionen nicht zu spaßen ist, sehen sie in dem Urtheil gegen die Standard Oil einen Sieg des Trustgedankens. Der Rockefellertrust ist der größte und zugleich der älteste Repräsentant der Gattung (er besteht seit dreißig Jahren); ihn hat eine unbequeme Strafe getroffen. Alle Anderen thun, als seien sie frei von Schuld und Fehle. Die Verwalter der United States Steel Corporation verkünden, daß sie der Entwicklung des gegen ihre Gesellschaft eröffneten Prozeßverfahrens mit der Ruhe eines im Recht wurzelnden Gemüthes entgegensehen. Dies Kind, kein Engel ist so rein Die Trust werden einander jetzt sicher an Sittsamkeit zu überbieten suchen. Daß Präsident Taft ein viel zu guter Jurist ist, um an der Sherman-Bill Gefallen zu finden, habe ich hier schon gezeigt. Wenn er noch dazu kommt, die Revision der Gesetzgebung gegen die Trusts durch die Umgestaltung der Bill zu krönen, wird das Urtheil gegen die Standard Oil ihn die Möglichkeiten erkennen lehren. Die Männer



Der Standardtrust,  
299

des Supreme Court haben noch über die American Tobacco Company ein Urtheil zu fallen. Auch der Tabaktrust wurde zur Liquidation verurtheilt. Aber sein Ende sollte nicht die Folge unmoralischen Lebenswandels, sondern nur die Konsequenz eines Verstoßes gegen den Wortlaut des Gesetzes sein. Diesem Trust wurde bescheinigt, daß er den Handel nicht auf illegale Weise beschränkt, sondern ihn sogar gefördert habe. Trotzdem wurde er zum Tode verurtheilt; weil der Vorderrichter sich an den Wortlaut des Gesetzes hielt. Man erwartete, daß die Entscheidung der höchsten Instanz zugleich mit dem Spruch gegen die Standard-Oil fallen werde. Das geschah nicht; das Los des Tabaktrusts blieb in der Urne. Die Richter wollten wohl, von der Auffassung des Vormannes abweichend, einen Trennungstrich zwischen Petroleum und Tabak ziehen. Da sie nicht meinen, daß jede „Verabredung“ im Handelsverkehr unerlaubt ist, sondern von der Art der Mittel die Entscheidung abhängig machen, so müssen sie, auf Grund der für das geschäftliche Gebühren der TobaccoCompany festgestellten Thatsachen, das Todesurtheil in diesem Fall aufheben und den Deliquenten ex artioulo mortis in integrum restituiren. Das heischen Logik und richterliches Ansehen. So ist das Zögern der Richter erklärlich, Sie wollen die Erörterung des ersten Urtheils vorübergehen lassen, ehe sie mit der zweiten Nummer des neuen Programmes herauskommen.

Was aber wird aus dem verurtheilten Sünder? Welche Aenderungen kann die Standard Oil beschließen, um ihren Geschäftsbetrieb zu legalisiren? Sie darf den Handel nicht mehr unterbinden; sie muß ihr Monopol rsssonsbis machen. Sie darf die Interessen des Publikums nicht mehr ungebührlich schädigen. Sie muß ihr Wesen also von Grund aus umwandeln. Geht Das? Und wenn es nicht geht: welchen Zweck hat dann das Urtheil? Die Herrschaft des amerikanischen Vetrups, die von Alaska bis Kapstadt und von San Franzisco bis Stockholm reicht, ist durch ein Urtheil nicht aus der Welt zu schaffen. Das Monopol auf dem Weltmarkt kann nur durch Konkurrenten, nicht aber durch weise Richter gebrochen werden. Der Petroleumtrust darf in Wesentlichem seine Geschäftsmethode nicht ändern; sie gehört zum Wesen seiner Macht. Und diese Macht beruht auf einem ungeheuren Vermögen. Das ist ein Fels, den der Anprall der stärksten Wogen nicht zu erschüttern vermag. Der Name Standard Oil Company kann geopfert werden; was auf der Hülle der Kooperativgenossenschaft steht, ist am Ende gleichgiltig. Dann bleiben die hundertzehn Gesellschaften, von deren Aktien der größte Theil im Besitz der Standard Oil ist. Amerikanische, deutsche, österreichische, englische Gesellschaften gehören zu diesem Concern, in dessen Gebiet Produktion und Absatz in muster-giltiger Weise geregelt sind. Der Oeltrust ist Produzent, Raffineur, Spediteur und Verkäufer. Alle Zwischenglieder sind ausgeschaltet. Wie groß das Kapital ist, das Rockefeller beherrscht, weiß man nicht. Von der Standard Oil durfte er mit Recht sagen, es sei kein Wasser in sie gepumpt worden (weil Petroleum und Wasser sich nicht miteinander vermischen); denn das Aktienkapital des Trusts beträgt nur 100



Die Zukunft.

Millionen Dollars. Die Aktien sind in festen Händen und werden an der newyorker Börse nicht offiziell notirt. Ihr Kurs im freien Verkehr wird auf 680 Prozent geschätzt. Seit Jahren werden W Prozent Dividende gegeben; im Ganzen sind bisher ungefähr 700 Millionen Dollars vertheilt worden. Und die „Surplusreserve“ beträgt 400 Millionen Dollars. Eine so ungeheure Kapitalsmasse läßt sich nicht weg-wischen. Man wird vielleicht drei oder vier neue Korporationen bilden, die nicht als KolZinA oompsniss erkennbar sind. Oder man läßt die 65 amerikanischen Glieder des Trusts selbständig weiterarbeiten; toiskoï», versteht sich: die Möglichkeit eines Wettbewerbes ist ja durch die Bertheilung des Aktienbesitzes ausgeschlossen. Die Majorität der Aktien bleibt das Machtmittel des Petroleumringes; und diesen Aktien könnte man das Stimmrecht nur durch eine Expropriation nehmen. Die Kontrolle, die von dem Haus Broadway 27 aus dem Weltmarkt aufgezwungen ist, bleibt bestehen, auch wenn der Kontrolleur sich sittsam mit dem Gesetz abfindet. Man möchte die Milliarde aus der Tyrannei eines Einzelwillens erlösen; bedenkt aber nicht, wie imposant, im Grunde, die Unterjochung eines Riesenreiches wirtschaftlicher Kräfte unter den Geist eines Mannes ist. Weil der Absolutismus sich mit den guten Sitten eben so wenig vereint wie Oel mit Wasser, sollte das kunstvoll ausgebaute Staatswesen vernichtet werden. zustitis.

L a d o n.

Die Besprechung des washingtoner Urtheils bot wieder einmal die Möglichkeit, den alten Rockefeller in des HSllenpfuhles schwärzeste Tiefe zu verdammen. Merkwürdig. Der Mann lebt wie ein Asket aus der Essenersekte, hat sich nie protzig vorgedrängt und oft, für klug bedachte Zwecke, der rss publios ungeheure Summen hingegeben. Drüben sagen Leute, die ihn ein Meuscheualter lang in der Nähe sahen, von ihm: „Er hat ein Oelgehirn; was er denkt und trachtet, ist Oel und man möchte ihm ein Sonderorgan zutrauen, das auf Meilen das Oel im Erdbereich wittert. Für Anderes fehlt ihm der Sinn; auf seinem Gebiet aber ist er ein Kerl ersten Ranges. Seit Harrimans Tode der einzige Geschäftsmann größten Stils. Einer, der immer nur an die Sache denkt, nie an den Privatprofit; und sauber bis in die Seele, Dabei muß der Aermste, Reichste jeden Tag zehnmal Entschuldigung von der unbestreitbaren, unverschuldeten Thatsache erflehen, daß er auf der Welt ist“. Bei uns gehts ihm noch schlimmer. Kommt er aus der Gräuelgalerie, der Schreckenskammer gar nicht heraus. An veralteter Psychologie werden Menschen einer neuen Welt gemessen. Rockefeller war nöthig; und wer eine Nothwendigkeit wirtschaftlicher Evolution in solcher Vollkommenheit verkörpert, ist kein verächtlicher Wicht. Muß man diesen Giganten der Busineßmenschheit stets wie einen Halunken behandeln, der sich nur die Tasche füllen will? Ein Kluger aus der Milliardärschicht hat einmal gesagt: „Nennt uns, Wenns Euch geschmackvoll scheint, meinetwegen Räuber; Gauner sind wir nicht“. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G m, v, tz in Berlin,



Berlin, den 3. Juni 1911.

Phrrhus von Hohenfinow.

^Bin reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die denHelden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. DasAnmögliche wird von ihm gefordert; nicht das Anmögliche an sich, sondern Das, was ihm unmöglich ist.Wie ersichwindet,dreht,ängstigt,immererinnertwird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinn verliert,ohne dochjemals wiederfrohzuwerden!" DiesesUrtheil, das, in Serlos Kreis, Wilhelm Meister über Hamlet spricht, schien nochvoreinpaarWochendemWohlwollendenaufHerrnTheobald von Bethmann-Hollweg zu passen, der in Preußen Ministerpräsident, imDeutschenReich Kanzler heißt. EinMann, der (darüber sind Alle längst einig) auf so hohe Posten nicht taugt und sich irrend vermaß, als er sich zu solchen Gipfeln heben ließ. Doch eine, in ihrer edlenReinheit,fast tragisch stimmende Gestalt. Er soll Kanzler sein; und kanns nicht einmal scheinen. Windet, dreht, ängstet sich; meint, Politik aus den Akten lernen zu können; bietet, wo von ihm dieBlutfarbe der Entschliebung gefordert wird, die Bedenken bleichsüchtiger Ethik; blickt aus vergräntenAugen auf eineWelt, gegen die er sich am Liebsten absperren möchte, weil sie „ihn nicht versteht". Einer, der im ersten Herbst des Amtslebens schon seinenZweck aus dem Sinn verlor, derUnzulänglichkeit seines Vermögens bewußtward und niewiederfrohwcrcdn kann.Den aber,

21



in seiner rathlos, doch redlich eifernden Schwachheit, jeder nicht vom Vorurtheil Geblendete mitleidig achten muß. Zwar zeugten einzelne Symptome gegen diese Auffassung. Mit feierlicher Umständlichkeit ließ der fünfte Kanzler nachweisen, daß er nicht von Juden abstamme; daß seine beiden ererbten Namen nicht, wie alle anderen im Bereich deutscher Sprache, durch Bindestriche zu verknüpfen seien, die zwei Familienfronten doch erst in eine sichtbare Einheit zwingen; und zankte, weil er sich von Zeitungzcichnern unähnlich, ungünstig dargestellt fand. Kleine Schwächen, dachte man; begreiflich an Einem, der für so steile Höhen nicht geboren ward und im grcllenLichtnun.so nah der Sonne, unruhig blinzelt. Die Schulgenossen nannten ihn, der mit Musterleistungen in Latein und Griechisch den Großvater freute, die Gouvernante, die Abgeordneten denOberlehreroderAustauschprofessor. Leis leckte, wie eine verbrandende Welle, der Menschenwunsch, im Wesen des Nächsten das Lächerliche zu entblößen, an derGestalt, die so steif immer, unbeholfenundunbehilflich.vordemAugestand.Der, hieß es, schickt sich gewiß nur in einhandeln von unanzweifelbarer Sauberkeit; hat sogar.weils ihn nicht anständig dünkt,abgelehnt, eine Partei odcrFraktion zu prellen, je einer zu versprechen, daß er, wenn sie ihm morgen gefällig sei, übermorgen ihre Wünsche erfüllen werde. Einen fleißigen, ernsthaften, gcschcitenPatrioten von bestem Wollen und ohne Applausgier habe ich ihn genannt, als Steine und Schmutzklümpchen um sein graues Haupt prasselten; Einen, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. «Ob Schöpferkraft, Augenmaß.Entschlußfähigkeit denWillcn prompt genug bedienen, kann heute noch Keiner sagen. Soll Spolt und alberner Lungerwitz denMann lähmen? Lasset ihm mindestens doch dieZcit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann. "Das war amneunzehntenFebruar 1910.Schon am viertenJuni des selbenJahrCs war derBeweis geliefert, daß dieser brave, fleißigeMann in den Aemtern des Ministerpräsidenten und Kanzlers unmöglich ist. Zwang schmerzendeUeberzeugung.zu sprechen: «Herr vcmBcthmann hat die kläglichste Niederlage erlebt, die im neuenPrcußcn je einer Rcgirung beschieden ward. Eine Niederlage kann so ehrenvoll sein wie ein Sieg; die vom siebcnundzwanzigsten Mai, derein dcmüthigenderVerzichtauffeierlich verkündete Grundsätze vorausgcgangenwar, konnte denBetrachternur,jenachdcmTein-



Pyrrhus von Hoheufinow.

303  
perament, zu Trauer oder zu Hohn stimmen. Der Ministerpräsident schlägt eine Wahlreform vor und erklärt vor dem Lande: Die öffentliche Wahl ist unentbehrlich, die indirekte nicht länger haltbar. Die Mehrheit antwortet ihm: Wir sind anderer Meinung; die indirekte Wahl opfern wir nicht, wollen aber die geheime Wahl gewähren. Er fügt sich; ist also, wie jeder politisch Mündige annehmen muß, mit seiner Mehrheit einig. Die glaubt es selbst. Konservative und Centrum sind vom alten Weg abgebogen, um der Regierung an ein Ziel zu helfen, und haben sich dabei gefährlicher Verkennung ausgesetzt. Der Ministerpräsident hat ihren Beschlüssen zugestimmt und nur die Hoffnung ausgesprochen, das Herrenhaus werde noch ein paar (nicht wesentliche) Bestimmungen ändern. Nach langer Fahrt bei unsichtigem, bei stürmischem Wetter scheint das Schiff dem Hafen nah: da wird, wider die Abrede, plötzlich das Steuer gedreht. Bethmanns Wunsch drängt Herrn von Schorlemer zu einem Antrag, dessen Hauptzweck ist, das Wahlgesetz dem Centrum unannehmbar zu machen. Die Folge ist, daß der sechste Paragraph dieses Gesetzes (Drittelnung), den die Pörs von Preußen dem bittenden Bethmann bewilligt haben, in der Zweiten Kammer barsch abgelehnt wird. Dann steht der Ministerpräsident auf und sagt, die Königliche Staatsregierung lege auf die Weiterberathung der Vorlage keinen Werth mehr. Anter dem Nachhall des Hohngelächters, das dem Geschlagenen folgte, versichert er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, daß der Ausgang der Sache just so sei, wie ihn der Weise in seines Gemüthes Ruhe erwartet hatte. Das ist der Ministerpräsident, von dem noch zugesagt bleibt, daß er das ‚Recht auf die Straße‘ zuerst geweigert, dann gewährt, durch die Weigerung Preußens, als einen dem Abgrund nahen Staat, draußen in Verruf gebracht, durch die späte Gewährung drinnen das Vertrauen in die Festigkeit staatlicher Grundsätze geschmälert hat." And des Reichskanzlers Leistung? Er hat die nunöthige und in allen Kanzleien bespöttelte Reise nach Rom gemacht; in Florenz bescheiden gewartet, bis das Ministerium Luzzatti endlich gebildet war, und dem Marchese di San Giuliano, der sich in die Stadt der Medici bemüht hatte, die Ehre des ersten Besuches erwiesen. Ließ in Berlin den selben Herrn San Giuliano und den biedereren Roosevelt mit Pauken und Trompeten begrüßen; zwei Männer, die offen unsere Feinde begünstigt und alles Mögliche gethan haben, um unser Recht zu kürzen.



Die Zukuuft.

Ließ in einem Weißbuch französischen gegen deutschen Anspruch vcrtheidigen. Durch den Peterplan der Schifffahrtabgaben in den größtenBundesstaaten Verstimmung schaffen, die sich erst linder-te, als GrafAehrenthalg/esagt hatte, Oesterreich-Ungarn sei für den Schifffahrtzoll nicht zu Haben. Diese Erklärung nnd die drängende Bitte,das gegen diePolcngefährbcwilligteRechtzurEnteignung nicht anzuwenden, war Alles, was Aehrenthal nach Berlin mit-, brachte. Wohin auch der Blick sich wende: das selbe Bild. «Da-bei in derRegirung eine Zerfahrenheit, wie sie in Bülow's schlimm-ster Drangzeit undenkbar gewesen wäre. Nicht eine einzige Lei-stung, die der Unbefangene loben könnte; nicht die dünnste Ver-trauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Ueberall hört derLauscher das selbe Urtheil: Unmöglich; auch vonDenen,die den Anfang aus frohertzoffnung sahen. Herr von Bethmann glaubt sich auf dem richtigen Weg; er hat sich sein System bereitet und würde den Schwarmgeist Eines, der ihm vom Kampf ums preußische, deutsche Dasein spräche, wohl noch härterverurtheilen als derAhn einst,MoritzAugustvonBeth-mann-tzollweg,Bismarck'sAbenteuerlust. Eine Möglichkeit bleibt ihm, feinenredlichen Beamten-sinn für den Reichsdienst zu nützen: erkannausdemPflichtenkreisscheiden.in demnurdervon muthi-gem Schöpfergeist bediente HerrnwilleStarkes zu wirken vermag." Er bleibt; natürlich. (Die Fähigkeit zur Selbsterkenntniß hätte ihm ja die Annahme so hoch seine Kraft übersteigender Aemter verboten; und 1909 war die Ablehnung immerhin leichter als 1910 der Rücktritt). Bleibt, trotzdem er außer der Erhöhung der Kron-dotation für den König von Preußen nichts, nicht das Allerge-ringste, erwirkt hat. Blickt noch unfroher als im ersten Herbst auf die deutsche Welt; beschuldigt alle mit seiner Amtsführung Un-zufriedenen thörichtcr Kurzsicht; klagt, wie Goethes humorlose Grete von Parma, über Unweisheit und Undankbarkeit; droht aber nicht, wie sie, die Würde hinzuwerfen. (Das dürfen in Für-stenwindeln Geborene wagen; von Einem aus jungem Briefadel würde es am Ende ernst genommen.) DaßAugenmaß, Entschluß-fähigkeit, Schöpferkraft nichtgenügen,istschon erwiesen;nach aber der Kontur der Gestalt unverändert. Der echte Enkel Moritz Au-gusts, der alles Geschehen und Wollen durch die Dozentenbrille sah und glaubte, mit Biedersinn und Rechtsgefühl das Staats-geschäfttreibenzu können. Ein unpolitischer Geist, der nie begreift,.



Pyrrhus von Hohenfinow.

303

um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernt; und nicht einmal im engsten Bezirk die Wirkung seines Handelns zu ermessen vermag. Ein Frommer, der gar zu gern die Allure des modernen, völlig aufgeklärten, von Standesstolz freien Mannes zeigen möchte. Noch immer von so pedantischer Ehrbarkeit wie in den Maitagen der oberbarnimer Landrathszeit, da ein Ministerialerlaß ihm den Ausruf entriß: »Ich bin doch keinWahlagent!" Die sittsam, in rührenderUnbeholfenheit, alternde Gouvernante, der Gallensäure ins Blut gedrungen ist und die Haut und die Laune gelbbraunlich gefärbt hat. Jahre lang hat virtuose Rednerei undTechnik die Schwachheit deutscher Staatsmannschaft so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzüge merkte. Jetzt werden die Fehler mit fo biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfstesie spürt; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Lebensleistung eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeitschneller und bedeutender Entscheidung stellenkönnte.Doch er meints so gut; hat den besten Willen zu bescheidener Hingabe an die Amtspflicht; gehtstill seinenWeg undhält sich.ohneje nach Applaus zu gieren, die Presse drei Schritte vom Leib. Unbegreiflich, daß gerade Diesen Bülow mit solchem Eifer empfahl, mit seinem Wesen sonst fremder Beharrlichkeit gegen andere Kandidaten vertrat. Wollte er einen Nachfolger, dessen Unfähigkeit einen dem Vorgänger günstigen Vergleich erzwang? Einen, der am Blockhaus mitgebaut hat und über die Schwachheit des Bauleiters, über die Spur läßlicher Sünde, wenns nöthig wird,den Mantel verzeihender Liebe spreitet? Oder hat er bei der Qualifikation («Ein ruhiger Mann, nicht ungeschickt und dem Kaiser in tiefster, kritikloser Bewunderung ergeben") nur eben ganz menschlich geirrt und den Rath, den er gab, vielleicht längst bereuen gelernt? Wahrscheinlicher ist, daß er sich, gerade jetzt, sagt: «Mein Rath war gut; der beste, den Einer gebenkonnte. Ichempfahlden in denRahmen unabänderlich gewordenerVerhältnissepassenden Mann. Glanzlos: so sollteersein. Gehorsam: so wird ervonTag zu Tag sich mehr bewähren. Er hat die hohe Civilliste erlangt,, die königsberger Rede (vom Instrument des Herrn), ohne den winzigstenVorbehalt,vertheidigt,die für dasReichsland und für die Ostmark ausgesprochenenWünsche erfüllt, das Centrum versöhnt,



Die Zukunft.  
die Kontingentirung der Seemacht den Engländern geweigert,  
früh und spät die Friedensflagge gehißt und, auf allen Gebieten,  
den Zustand wiederhergestellt, der vom April 1890 bis in den  
November 1908 die Formen und das Schicksal deutschen Nationallebens bestimmte. Einer von anderem Schlag wärenichtmöglich gewesen. Im Parlament? Das kenne ich gut genug, um zu wissen, daß es mit Jedem zufrieden ist, der ihm nicht überlegen scheint, und nur schwierig wird, wenn es sich durch Willenskraft und Schöpfervermögen genirt fühlt. Da ist nichts Ernstes zu fürchten. Die Zeit wird lehren, wie richtig mein Rath war." Sie hatschon gelehrt. Unter demWonnemond dieses Jahres müssen wir endlich erkennen, daß wirAlle uns, Angreifer und Vertheidiger, vom Wesen des fünften Kanzlers ein völlig falschesBildgemacht haben. Wie von des zweiten einstBismarck und seineLeute. General von Caprivi galt als ein steifer, schwerfälliger Herr, der, ohne Behendheit, auf erstarrten Grundsätzen stehe; nicht flink reden, doch, nach raschem Entschluß, soldatisch kräftig handeln könne; und niemals, um keinen Preis, keines Beifalls Gedröhn, auch nur umFußbreite vomFels seinerUeberzeugung weichen werde. Auch er kündete dem erstaunt aufhorchenden Volk, daß er die Presse nicht brauche, auf Offiziösenhilfe gern verzichte (Rottenburg fiel, da ers im Reichstag hörte, vor Schreck fast in die vom Entsetzen gespreizten Arme des Grafen Mirbach) und sich alle Bereiter OeffentlicherMeinung fern halten wolle. Während des Kampfes ums Schulgesetz wurde er als hyperkonservativ und reaktionär verschrien, gehöhnt, als der Schwärzeste aller Schwarzen von modernem Dünkel geächtet. Und war dann derGonfaloniere der Freisinnigen Vereinigung. Arbeitete mit dem stärksten Konsortium der Presse und ließ die Zunge so oft und so hurtig laufen wie je in parlamentarisch regirten Ländern ein Minister; war folgsamundgeschmeidig,wie, inderFurcht desHerrn, derfromme Fridolin; und fand trotzdem sogar bei den Sozialdemokraten mit seinem Gerede freundlichen Anklang. Ist er nicht edler, hehrer, von Vorurtheil freier und im Schrittmaß würdiger als seinBorgänger? Sind die Mittel nicht reiner, die er in denDienst keuscher Ueberzeugung stellt? Immer hörtenwirs.Undhörensseiteinpaar Wochen nun wieder. Daß Herr von Bethmann den Nationalliberalen vielnäherstehealsdenKonservativen, habe ich hiermehr als einmal betont. Daß dieser fromme Altliberale ungeschickt sei



Pyrhus von tzoheufinow.

307

und als Märtyrer weltfremder Ueberzcugung enden müsse, kann heute keinScharfsichtiger noch glauben. Der ernste, für ruhige häusliche Freuden geschaffene Mann, dessen Gaben und Gesinnungen das Glück eines redlichen Bürgers sichern würden, der mit all seinen Orden und Bändern, Titeln undGeneralsabzcichen aber, auf ellenhohen Socken noch, klein bleibt, hat sich zu einer Pfiffigkeit erzogen, die der Caprivis aufs Haar ähnelt. Er ist nach der Annahme der reichsländischenBcrfassung gcnausowcit, wieCaprivi war, als, nach derAnnahme dcr ersten Handelsverträge, im neuen teltower Kreishaus der Kaiser sprach: «Wir verdanken dieses Ergebniß der Arbeit des Reichskanzlers. Dieser schlichte Mann hat verstanden, in zwei Jahren sich in Themata einzuarbeiten, diezubeherrschenselbstfür den Eingewcihtenaußcrordentlich schwer ist. Mit weitem politischen Blick hat er verstanden, im richtigen Augenblick unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten. Ich glaube, daß diese That, die als eins der bedeutendstengeschichtlichenEreignissedastehenwird, geradezu einerettende zu nennen ist, und bin überzeugt, daß nicht nur unser Vaterland dereinst diesen Tag segnen wird." Das könnte heute gesprochen werden; würde, wie damals, mit demlubel allernichtKonservativen harmonisch zusammenklingen. Und die Standeschrhöhung, die in derVictoriastraße angekündetwurde, kannja auch diesmal nicht lange mehrfehlen. Hohenfinow alsGrafcnsitz mit krönender Gloriette. Der, nach Einjährigendienst, als Generalmajor paradirt, schlägt wohl auch die neun Perlenzacken nicht aus. Nach einerRede deszweitenKanzlers fragte michBismarck schmunzelnd: »Meinen Sic nicht, daß ich von Caprivi Autorenhonorar fordern könnte?" Nicht in jeder Stimmung hat er den Versuch, plötzlich befohlene Entschlüsse auf scinesNamcnsAnsehenzustützen, so leicht hingenommen; oft auch gestöhnt: »DieLeute machenmeinePolitik; aber dumm." (Daß,rebus sie stantibus, dem sinnlosen Lärm über die Potsdamer Errungenschaft dieser Seufzer gefolgt wäre, ist so sicher wie das Amen in der Kirche.) Wer ihn kannte, wird nicht eine Minute lang über die Wirkung im Zweifel fein, die aufdenkleincrEitelkeitFernen dcrVersuchgcmachthätte, seinen Namen in der reichsländischcn Sache als Trumpf auszuspielen. Auch darin ähnelt ja der fünfte Kanzler dem zweiten, daß er, derZwcck undAbsicht bismärckischerPolitikniemalsbegreifen lernte, sich, wo es irgend geht, auf Bismarck beruft. Im Reichs-



Die Zukunft.

tag wagte Herr von Bethmann die Behauptung, die von ihm fürs Reichsland vorgeschlagene Verfassung sei « die nothwendige Konsequenz der von Bismarck inaugurirten Politik"; und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ließ er gar sagen: «Der größte Werkmeister dieser Politik, Fürst Bismarck, hat schon 1879 die Gewährung von Bundesrathsstimmen als einkünftiges wichtiges Mittel der (gemeint ist: zur) innerlichen Angliederung Elsaß-Lothringens ans Reich bezeichnet." Das wird in jedes Kreisblättchen nachgedruckt, von sämtlichen Parteischreibern wie unantastbare Wahrheit behandelt; und in dem ruhig seinem Geschäft nachgehenden Bürger der Glaube geweckt: Alles in Ordnung; Alles so, wie schon Bismarck es wollte und wie es nur den übermüthigen Junkern nicht in ihren Kram paßt. Ists wahr? Im Februar 1879 haben die Abgeordneten Schneegans, North, Rack und Lorette für Elsaß-Lothringen die Vertretung im Bundesrath und einen Landtag gefordert («mit den selben Rechten, die den vertretenden Körperschaften aller anderen Bundesstaaten zustehen"). Aus Bismarcks Antwort: «Wir werden immer Alles, was wir dem Reichsland an Autonomie gewähren, unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, ob es mit der Sicherheit des Reiches auch in weniger friedlichen Zeiten, als sie im Augenblick vorhanden sind, verträglich sein wird. Es ist möglich, daß Elsaß, ansich und gesondert, schneller und fester sich konsolidiren könnte. als wenn es mit dem heterogenen Element Lothringen gekuppelt bleibt; und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, für jede dieser beiden Landestheile eine besondere Regierung einzurichten. Sehr lebhaft beschäftigt mich die Frage, ob und unter welchen Formen es möglich sein wird, dem Reichsland, also der Landesvertretung, das Recht zu geben, daß sie hier eine konsultative Vertretung im Bundesrath hat. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß dieser Anspruch bei den Verbündeten Regierungen Anklang finden wird; obwohl Das eine große Neuerung ist: denn im Grunde liegt darin eine Theilung der Macht, die bisher der Kaiser allein, landesherrlich, mit dem Bundesrath ausübte Ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag die Charakterisirung als eines republikanischen (wie Windthorst andeutete) verdient. Ein konsultatives Votum wird sich, ohne wirkliches Abstimmungsrecht, durch das Gewicht seiner Gründe, durch die Bedeutung und das Ansehen Dessen, der es ausspricht, im Bundesrath Geltung zu verschaffen im Stande sein.



Pyrrhus von Hohenfinoiv.

309

Nicht nützlich wäre es, dem Reichsland Wohlthaten octroyiren zu wollen, die vielleicht von Niemandem im Land als solche betrachtet würden." So sprach Bismarck im März 1879. Nahm nicht eine Silbe von Dem zurück, was er unter anderen Menden gesagt hatte. »Alle unsere Schritte werden von der Rümcht auf die Interessen und, vor allen Dingen, auf die Sicherheit des Reiches, seines Gebietes und seiner Grenzen geleitet werden. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des Reiches bedenklichen Boden mit einer gewissen stürmischen Eile vorausdrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anwesenden Abgeordneten von Elsaß-Lothringen kennen lernten, habe ich sanguinische Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in Elsaß-Lothringen bald ein konstitutionelles und parlamentarisches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsinteressen auffassen, habe ich (ich bin sonst nicht schüchtern in der Politik) doch ein gewisses Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schüfen, deren Majorität oder Gesammtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen würde." Herr von Bthmann, „bedauert“, daß auf die Bedeutung des Reichslandes als eines Festungsglaci hingewiesen wird, und deutet den Glauben an, die in diesem westlichsten Reichstheil wichtigste Aufgabe sei, Elsässern und Lothringern das Glück zu bescheren. And Bismarck hat gesagt: «Wir haben die Lcinder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glaci haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irrruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft



Die Zukunft.

unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat."

EinesWeltmeeres Breite trennt,auch hier,den fünften vom ersten Kanzler. Bismarck weigerte dem Reichsland Vertretung und Stimmrecht im Bundesrath und sagte, die Gewährung des Stimmrechtes würde «in letzterInstanz nichts weiter sein als eine Vermehrung der preußischen Stimmen"; er will nicht, daß Elsaß-Lothringen zu einem neuen Bundesglied werde, das, nach dem sechsten Artikel der Reichsvcrfassung, zum Bundesrath Bevollmächtigte ernenne. Nicht die reichsländische Regierung, sondern der Landesausschuß soll, konsultativ nur, ohne Stimmrecht, imBundesrath vertreten sein.der dadurchzu einer,,Beschwerdeinstanz gegen die Landesregierung würde". Bethmann giebt dein Reichsland dieRechte des Bundesstaates und dreiSlimmenimBundesrath, die «nicht gezählt werden, wenn die Präsidialstimmen nur durch dentzinzutritt dieserStimmen die Mehrheit für sich erlangen oder bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben würden". Bismarck hält für undenkbar, daß im Bundesrath «preußische und elsässische Vertreter gegen einander stimmen." Bethmann läßt die elsässischen Stimmen nur gelten, wenn sie sich gegen Preußen wenden. Bismarck sieht in dem Reichsland zuerst und zuletzt das Glacis, von dem aus das Reich französischen Angriff abwehren kann. Bethmann bedauert, daß an diese Bestimmung des Reichslandes erinnert wird. Bismarck will nichtWohlthaten aufdrängen, die das Reichsland «nicht als solche betrachtet". Bethmann thuts; drückt eine Vcrfassungsreform durch, gegen die eine selbst der Centrums-macht gefährliche Mehrheit im Reichsland sich bäumt. Bismarck lehnt die Zumuthung ab, auf dem reichslcindischen Boden eilig vorwärts zu schreiten und für die Folgen verantwortlich zu bleiben. Bethmann scheut die Verantwortung des Stillstandes, will vorwärts schreiten und schafft das Parlament, in dem Bismarck «eine große Gefahr für den europäischen Frieden" fürchtete. Wer,trotz Alledem, als für das neuste «Reformwerk" Verantwortlicher sich aufBismarck zu berufen wagt.verdient für seineKühnheit schon den Kranz. Der lebende Bismarck hätte sichs grimmig verboten; hätte zürnend gefragt.wie man sich erdreisten könne, ihn für ein Handeln inAnspruch zu nehmen.das zwardieKaisermachtmehre,dochdcn Reichsbesitz mindere.demunzufriedenenReichslandeinausallgemeinemundgleichemStimmrechthervorgehendesParlamentgcbe



Pyrrhus von Hoh. ufinow.

311  
und Straßburg in ein deutsches Prag oder Dublin wandle. And hätte denDeutsch-Konscrvativcn für ihren unbeugsamen Widerstand gegen die Verfassungsänderung gedankt, für die, nach dem Wort des GrafenPosadowsky, «vor dem deutschcnVolk, vor unserer geschichtlichen Vergangenheit nnd politischen Zukunft" die Regirung.trotz demBeschluß ihrerMehrheit,verantwortlich bleibt. Der tote Bismarck kann sichnicht wehren; und die imHohenHause Sitzenden finden, wenn so helle Maisonne ihnen ins Fenster scheint, nicht mehrdie zurNachprüfung ministeriellerAngabe nöthige Muße.Wars nicht Pfiffig, darauf zu rechnen und, während die langen Fortschrittsbeine die von bismärckischer Staatskunst gethürmten Wälle überkletterten, in den Teichen und Tümpeln Oeffentlicher Meinung mitBismarcks Namen krebse zu lassen? So pfisfig, wird Mancher meinen, wie der Einfall, vor der dritten Lesung der Verfassungvorlage jedem Mitglied des Reichstages für dieHerbstarbeit dasgesetzlich verbürgteRecht auf siebenhundert Mark zu sichern; auf einen Sondersold, nach dessen Zusage nicht mehr, wie seit der Weihnacht so oft, zu lesen war, daß der Reichstag schnell sterben wolle und die Herbsttagung ein Verbrechen wäre. Bismarck war ein fehlbarerMensch, der, ohne Geckerei, von seiner unzulänglichen Kraft, seinen schwächeren Leistungen sprach und alsMotto für dieGesammtausgabe seinerReden dasWort derMenanderundTerenzwählte: I ^iKiKumam a me alieriumpuw. Ein Gesetz, dem sein Tadel gewiß wäre, könnte dennoch nützlich wirken. Seit er über Elsaß-Lothringen sprach, hat der Rhein viel Wasser ins Meer getragen. Ist die Regirung mit den reichsländischen Vertretern zufriedener, als ers mit den Herren Simonis und Winterer war? Nein; die Blumenthal und Wetterle (in dessen Zeitung die Deutschen den Schnaken verglichen wurden, trotzdem ihm die Frau des Statthalters, mit einemTrostbrief, Ballandenken insGefängniß geschickt hatte, in das er wegenBeleidigung deutscher Landesgenossen verurtheilt worden war) sind der Regirung nicht bequemer. Sie hat gegen die Häupter eines lothringischen Sportvereins ein Strafverfahren eingeleitet und durchgeführt.InMetz erlebt,daß am hellenTag dichteHorden,dienicht etwa nur ausBummlern undStrolchen bestanden, vordietzauptwache zogenundbrüllendFrankrcichfeierten.bisdas dritteWachaufgebot den Platz räumte. IndergrößtenGarnisonstadt des Rciches;nach vierzigjähriger deutscher Herrschaft undzwanzigjährigemWerben



312  
Die Zukunft.  
umLiebe. Und sie hat den Landesausschuß heimgeschickt, weil mit ihm nicht zu regiren, sein Schimpfkonzert nicht länger anzuhören sei. Unhaltbar ist also die Behauptung, der Stimmungswandel zwinge zur Anerkennung reichsländischer Demokratie. Bleibt zu prüfen, ob die Verfassung, als Ding an sich, gut und den Bewohnern des Reichslandes willkommen ist. Das giebt's nun nicht mehr. Fortan nurnoch ein Kaiserland; ein neuer Bundesstaat, dessen Monarch der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist. Der ernennt den Statthalter. Der Statthalter ernennt und instruiert die drei zum Bundesrath Bevollmächtigten. («Ihre Ernennung durch den Kaiserlichen Statthalter würde dazu führen, den Einfluß Preußens im Bundesrath über die Absichten der Reichsverfassung hinaus zu mehren und damit das Verhältniß^ Preußens zu den anderen Bundesstaaten in einer für diese Staaten ungünstigen Weise zu verschieben": sprach Fürst Bülow am fünfzehnten März 1905. »Einem amoviblen, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, können wir nicht das Recht geben, die elsässischen Stimmen selbständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Widerspruch wäre nicht lösbar": sprach Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Die Stimmen der Bevollmächtigten werden ungiltig, wenn sieben preußischen die Mehrheit helfen; können also nicht zu entscheidender Geltung kommen, da der vom Kaiser und König von Preußen abhängige Statthalter sie nicht in einem von den preußischen Wünschen abweichenden Sinn instruiren darf. («Da sie nicht anders instruirt werden können als die preußischen, wäre es eben nur eine Formsache": Bismarck am einundzwanzigsten März 1879. «So lange der Statthalter vom König von Preußen abhängig ist, hat das Recht, im Bundesrath zu stimmen, keinen Werth": Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Braucht Preußen, um seinen Willen im Bundesrath durchzusetzen, die Stimmen der Kaiserlandsvertreter nicht, so sind sie überflüssig; braucht es sie, so werden sie nicht mitgezählt. (»Die ganze Bestimmung ist eine Attrape ohne Inhalt, eine politische Ausflucht, die in weiten Kreisen das preußische Selbstgefühl empfindlich berührt hat": Graf Posadowsky am elften Mai 1911.) Das ist aus dem von Bismarck gewollten Recht zur Mitberathung in der Beschwer-



Pyrrhus von Hohenfinow,  
313

deinstanzgeworden. Das mußte daraus werden. weil «die Wünsche der Mehrheit" Erfüllung heischten und nur ein Opfer preußischer Würde von den Bundesfürsten die Mehrung kaiserlicher Hausmacht erkaufen konnte. « Soll der Kaiserin Elsaß-Lothringen Monarch sein. dann müssen wir einen Riegel vor das Thor schieben, durch das er gegen uns Verstärkungsmannschaft in den Bundesrath zu schicken vermöchte." Natürlich wurde das Ding so gedreht, daß der Antrag, die Kaiserlandsstimmen des Königs von Preußen zu entweichen, aus Preußenmund kam; sonst wäre die Demüthigung allzu fühlbar geworden. Der Landtag wird, ohne Rücksicht auf „gottgewollte Abhängigkeiten", nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrecht gewählt (»weil das Land an dieses Wahlrecht gewöhnt ist"), aber durch eine Erste Kammer ergänzt (weil das Land in seiner Geschichte nie ein Oberhaus gehabt hat). Im Landtag werden die Herren, die im Landesausschuß lästig waren, im breiten Kreis noch wilderer Genossen, deren Brust vielleicht aber mancher kaiserliche Orden zierte, wieder zu sehen sein; Nationalisten, Centrumsmänner, Sozialdemokraten lothringischer Farbe. Leistet die Erste Kammer, was von ihr erhofft wird, dann endet zwischen den beiden Häusern der Krieg niemals. Und die Zweite Kammer wird dem Statthalter das Leben sauer machen. Thut er, was Preußen will, dann umheult ihn aus dem Froschpfuhl der Chor und zieht ihn knechtseeligen Landesverrathes. Lockert er sacht das Band, das ihn an den berliner Willen knüpft, dann gehts ihm beim Kaiser, beim Kanzler schlecht. Die Mindestforderung der Landtagsmehrheit wird sein: Statthalterschaft eines bis an sein Lebensende Unabsetzbaren; Beschränkung der Beamtenauswahl auf die Schicht der in Elsaß-Lothringen Geborenen; Beseitigung der Ersten Kammer; Gleichberechtigung beider Landessprachen; ungeschmälertes Stimmrecht im Bundesrath und Instruktion der Stimmen durch ein dem Landtag verantwortliches, dem Zorn des Landtages erreichbares Ministerium, das zu dem Statthalter in dem selben Verhältniß steht wie ein britisches Kabinet zu dem King. Konflikte, Lärm, Obstruktion, wüster Zank und Schimpf, Landtagsauflösung und gehäufte Wahlkämpfe: darauf müßte Jeder gefaßt sein, der dem unzufriedenen Reichsland solche Attrapenverfassung aufdrängt. Bundesstaat ohne vom Kaiser, von Preußen unabhängiges Oberhaupt und ohne das Recht, seine Stimme im Bundesrath zur Geltung zu bringen. Demokratisches Wahlrecht, dessen



3>4 Die Zukunft.

Willensausdrucksich aber, unwirksam,an den Quadern der Peers«  
kammerbricht. KeineAussicht,mit diesem ohne Liebe bedachtenRc-  
tortengebildeZufriedenheitruhigerBürgerzusichern.Amsechs-  
undzwanzigsten Mai hat die Reichtagsmehrheit dafür gestimmt.  
Dieser Maitag wird in der Lebensgeschichte des Herrn von  
Bethmann-Hollweg ein schlimmeres Datum sein als der sieben-  
undzwanzigste des vorigen Jahres, der die preußischeWahlreform  
in den Abgrund riß. (Auch sür Capravis Schicksal war die An-  
nahme derZollkürzungwichtiger als derSturzdes Schulgesetzes.)  
Er hatte sich schwach gezeigt und mit demüthigendem Verzicht auf  
feierlich vorgetragene Grundsätze nicht einmal einen Erfolg einge-  
handelt; doch erstand, unsicher, zwischen einem königlichen Ver-  
sprechenund seiner eigenen Rede, die, als Ueberzeugung des Mi-  
nisters des Innern, ausgesprochen hatte, daßPreußensWahlrecht  
für die nächsten Jahre unverändert bleiben müsse. Jetzt band ihn  
keinMonarchenversprechen(was inFcststimmung irgendwo ver«  
heßen ward, brauchte ihn nicht zu kümmern); saß er nicht in der  
Schlinge eines seinemMund entschlüpften Wortes. Er war vor  
dem Entschluß ganz freifund hatte einerFrage, die in den gefähr-  
lichsten Bezirk internationalerPolitik hineinreicht,dieAntwort zu  
finden. Schritt vor Schritt ist er zurückgewichen; noch als, nach  
seiner Meinung, « die Grenze Dessen erreichtwar, was denReichs-  
landen zur Zeit konzedit werden kann." Bundesstaat, Vollmacht  
zum Bundesrath, allgemeines Wahlrecht ohne Pluralstimmen:  
Das (und manches Andere) hat er zuerst geweigert und zuletzt ge-  
währt. Von blasser Lippe tröpfelte ihm, in der letzten Stunde,  
mühsam erkünstelter Spott über die Leute, die jeden ihrem Trach-  
ten unnützlischen Kompromiß mit gerunzelter Stirn rügen. Für  
einen Humorlosen wars alles Mögliche. Hier aber hat es sich um  
eine Lebensfrage desDeutschenReiches, um den Sitz seiner reiz-  
barsten Schwäche gehandelt. Wer hier nicht vor dem ersten Schritt  
genau weiß, wie weit er gehen will,wer sich über die allenBlicken  
entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das  
gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devo-  
tem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Recht-  
schaffcnhcit,dieAchtungverscherzt,ohnedieeinKanzlernichtwirkcn  
kann. Der Abgeordnete Hauß hat gefragt, ob die Erklärung, daß  
dcnRegirenden Etwas unannehmbarsei, nach so vielcnRückzügen  
noch irgendwelchen Werth habe. Herr von Oldenburg hat gesagt,



Pyrrhus von Hoheufinow.

313

er habe für das allgemeine Wahlrecht gestimmt, weil die Regierung versichert hatte, daß sie nach der Annahme dieses Paragraphen das ganze Gesetz ablehnen werde. Und Herr Schultz, der zur Reichspartei gehörige Vicepräsident des Reichstages, rief, in weiten Kreisen des Volkes glaube man der Regierung nicht mehr, wenn sie einen Vorschlag unannehmbar nenne. Wie bei einem Ausverkauf ging es zu; wie unter Caprivi, wenn für einen Zufallswunsch Stimmen zusammengetrommelt und aus dem Reichsbesitz Handgelder vertheilt wurden. Nur an einer Stelle ist der Kanzler standhaft geblieben: die Kaisergewalt, die Hausmacht des Königs von Preußen hat er gestärkt, nicht, wie Blinde ihm vorwarfen, geschwächt; Alles heimgebracht, was Wilhelmsichwünschte. Er darf sich seiner Geschicklichkeit rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt. Wer vor zwölf Monaten prophezeit hätte, der fünfte Kanzler würde dem Reichsland das allgemeine, gleiche, direkte, öffentliche Stimmrecht und den Rang eines Bundesstaates geben, wäre ins Narrenhaus gewiesen worden. Noch klang die Enttäuschung von Bülow's Hoffen nach, der Verzicht auf den Diktaturparagraphen werde rasch sogar die Lothringer versöhnen. Im Haus der von Preußen Abgeordneten hatte Herr von Bethmann gesagt, «der tiefste Zug deutschen Wesens" fordere die Ungleichheit des politischen Rechtes, dessen Gleichheit « dem Reichthum und der Innerlichkeit deutscher Kultur" unvereinbar sei. Und selbst in den Gegnern wohnte noch das Gefühl, daß dieser Mann glaube, was er sage, und nur sage, was er glaube. Heute muß selbst der Freund fragen, was dieser Ministerpräsident und Kanzler in seines Herzens Grund eigentlich glaube. Geheime Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Indirekte Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Gleiches Wahlrecht: deutscher Kultur, dem tiefsten Zug deutschen Wesens unvereinbar; er giebt es den Elsässern und Lothringern. Ohne Pluralstimmen und Proportionalvertretung, ohne Listenwahl und Verrückung der Altersgrenze: das blanke, blöde Mehrheitrecht, das zwanzigtausend Wähler ohne Vertretung läßt, wenn ihre Gegner einundzwanzigtausend Stimmzettel aufgebracht haben; das an Wahlkreisinteressen klebt, den Intelligentesten den Weg zur Mitarbeit am Staatsgeschäft sperrt und sich im Deutschen Reich nur durch die alte Lüge der Kreisgleichheit hält. Das giebt er den Männern von Mülhausen, Metz und Colmar; in dem sei-



316  
Die Zukunft.  
den Maimonat, der in der Französischen Republik demokratische Sozialisten unter Millerand für die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fechten sieht. Ahnt er wieder nicht, was er thut? Welchen neuen Groll er in Polen, Welfen, Dänen an-  
facht^ deren Versöhnung nicht mit so sanften Mitteln erstrebt wird,  
, obwohl sie nicht an gefährdeten Grenzen hausen? Den Gedanken, sprach Treitschke, «die Provinzen Elsaß und Lothringen in  
> einen Staat umzuwandeln, halte ich für ganz und gar verwerflich.  
Jetzt, da wir hart am Werk sind, die deutsche Zersplitterung zu ver-  
ringern, jetzt zu der noch allzu großen Staatenzahl einen neuen Staat schaffen, aus drei Departements, die niemals ein Staat waren, einen neuen bilden, an der gefährdeten Grenze einen neuen halbdeutschen Partikularismus großziehen: Das wäre ein Schlag in unser eigenes Angesicht." Herr von Bethmann durfte Elsässern und Lothringern jeden Wunsch erfüllen, wenn sie dann so laut, daß man in Paris hörte, riefen: Wir sind zufrieden; fühlen uns im Reichsverband behaglich. "Unter dieser heißen Lenzsonne sind sie so unzufrieden, daß sie dem Centrum gar, dem klügsten Tyrannen, schroff den Gehorsam kündigen. Der Kanzler hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Besonders stolz ist er auf die That-  
sache, daß die Sozialdemokratie ihm geholfen, für seine Verfassungsreform gestimmt hat. Durfte sie denn zaudern? Im Reich und im Bundesrath wird die Demokratie gestärkt. Aus allen Industriestädten winken den Genossen Mandate. Sie erobern sich einen neuen Landtag, dem der Konfliktsstoff nie fehlen kann und in dem sie, unter einem ihrem Wesen wahlverwandten Präsidenten, über den Kaiser, den König von Preußen, ihr Herz ausschütten dürfen. Der Kanzler, der sich ihrer Mitarbeit am Ausbau der wichtigsten^ Reichsfestung gefreut, das nach ihrem Willen Gefügte als ein »nationales Werk" gepriesen hat, kann nicht mehr sagen, wer ihnen eine Wahlstimme gebe, verrathe das Reichsinteresse. Der Mann, der den Festungsbewohnern, auch den dem Reich feindlichsten, das unbeschränkte Wahlrecht schenkte, würde ausgelacht, wenn er  
> mit der alten, zerfetzten Begründung, den Preußen noch weigerte. Caprivi's rettende That ist, nach dreizehnjährigem, bis in unsere Tage fortwirkenden Kampf, aus dem Buch deutscher Geschichte gestrichen worden. Was Herr von Bethmann zerstört hat, erhebt nicht so leicht aus den Trümmern. Aber er hat den Nachweis seiner Geschicklichkeit erbracht. Und ist fürs Erste gerettet. Ist gerichtet?



Blumentage.

317

Blumentage.'

m Jahr des Heils 1911. Blumentage und kein Ende: Margueritenfeste, Kornblumen-, Maiblumen-, Nelkenfeste. Was bedeutets? Was ist der Sinn dieses neuen Brauches?

Ich kann mir vorstellen, daß man die Ostern und Pfingsten zu Blumenfeiern und Tagen der Spende macht. Kann mir Lenz-Willkommfeiern im Vorfrühling denken, mit Schneeglöckchen, Krokus, Anemonen, Weidenkätzchen und der zart-süßen Mandelblüthe; Blumenfeste im Mai: aller Duft der Veilchen, der Maiglöckchen und des Flieders; darüber Kastanienkerzen aufgesteckt und leuchtende Guirlanden aus Obstblüthenzweigen. Auch üppige Sommerfeste: Rothdorn und alle Hände voll weißer, gelber, rosa und rother Rosen. Duftwellen entströmen ihnen, entströmen den Lindenranken und, die heißesten, den hier und dort verstreuten Jasminsternen. Schließlich die große Begräbnißfeier der schönen Jahreszeit: mit Asten- und Georginengepränge, mit goldenem Weinlaub und dem ernsten Einschlag der Reseden. Vorfrühling-, Maien«, Sommer- und Herbstblumentage, an denen man alle sprossenden, alle üppig erblühten und alle noch im Welken goldgetönten Sonnengaben zu Duft- und Farbenorgien häuft, bewußt umfaßt und genießt. Sei es in heidnischem Jubel, sei es in frommer Dankbarkeit; im Tanz spiel oder im Gebet. Das könnten Feste (private, nicht öffentliche) von fein sinnvoller Prägung sein; Feste voll jauchzender Kraft und Lebensfülle: neuzeitliche Kulte uralter Herkunft und urewiger Zukunft, da Herz und Hände sich öffnen; sich heimlich, ganz heimlich zu reichem Geben aufthun.

Doch nicht solchen Festen galt der Aufruf, der so lärmend durch die Lande klang. Die Losung war: Verkauf künstlicher Kornblumen zum Schutz der Kinder vor Mißhandlung und zur Einrichtung von Fürsorgeheimen. Verkauf von Stoff- und Papiermargueriten für Entbindungsanstalten und Wöchnerinnenpflege. Verkauf von Maiblumen, Nelken, Sternblumen zur Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit. Der Margueritentag in Plauen brachte einen Reingewinn von fünfundsechzigtausend Mark, (Ueber Bruttoeinnahme und Unkosten schweigt man.) „Nun kann das Fürsorgeheim gebaut werden, das zur Aufnahme sittlich gefährdeter Kinder bestimmt ist." Weil man achtzehnhundert Jungfräulein auf die Straße ließ, auf daß sie Papierblumen an den Mann brächten. Ist da keine sittliche Gefährdung? Keine Gefährdung des Geschmacks, des Taktes, der Pietät vor der Armuth und Volksnoth? „Eine Riesenarbeit brachte einen entsprechenden Erfolg, dank der Opfer-

2«



Die Zukunft.

willigkeit der plauener Bevölkerung." Konnte diese Bevölkerung ihre Riesenkräfte nicht würdiger verwerthen, ihre Opferwilligkeit nicht vornehmer bekunden als im Margueriten-Straßenhandel? Schon stellte ein bautzener Fabrikant hunderttausend Margueriten für ähnliche Zwecke zur Verfügung. Hunderttausende Margueriten und Kornblumen in sächsischen, preußischen, württembergischen und badischen Städten. Kunstblumen, zum größten Theil von Heimarbeiterinnen in unzähligen Tag« und Nachtstunden für Sündenlöhne angefertigt. Während ihre hungernden Kleinen sich aufsichtlos umhertreiben. Nun bringen die Blumen die Mittel zur Jugendfürsorge. Ein oiroulhs vitiosus. Und (wir erfahren es aus dem „Konfektionär"): „Die Industrie künstlicher Blumen wird durch den ganz enormen Verkauf und Verbrauch ohne Frage gehoben und zahlreichen Arbeitern ausreichende Beschäftigung gegeben." Also auch der Lösung des Arbeitslosenproblems dienen diese Feste. Mindestens beschäftigen sie die Arbeitslosen der höheren Gesellschaftsklassen; vergnüglich und manchmal einträglich. Und bei diesen Festen der Nächstenliebe ist ja auch der Schwindel nicht selten zu Gast.

Die Krankheit ist ansteckend. Sie kam vom Ausland und greift seuchenartig um sich.

Wo bleibt Berlin? Sein Fall kommt spät, ist aber schlimm.

Ein großer, ganz großer Blumentag „für Mutter und Kind" ist in Sicht. Im Juni wird die Metropole ihre Vormachtstellung auch auf dem Gebiet einer üblen, einer falschen, einer kulturlosen Wohlthätigkeit erweisen. Wieder stößt der „Konfektionär" in die Posaune: Platzmusik der Regimentskapillen; Ausstattung der Schau-fenster unter gebührender Verwendung der Margueriten; Fünf-Uhr-Thees mit Vorführung neuer Moden; Festvorstellungen; fliegende Künstlertruppen. Alle Mann (bei Gefahr öffentlicher Aech-tung) eine papierene Margarete im Knopfloch. Offiziere, Solda-ten; hat doch der oberste Kriegsherr „am Kornblumentag in Kiel ein paar Kornblumen vorn auf der Patte getragen". > Beamte, Schutzleute, Schaffner werden sich „mit der schlichten Blume schmücken"; weder „dein Cylinder des Omnibusrutschers" noch „dem wackeren Pferdchen vor dem Wagen" darf sie fehlen. „Wie reizend wäre es ferner (die Sache wird wieder feudaler), wenn sich die hie-sigen ausländischen Kolonien in den Dienst der guten Sache stellen würden! Welch edler Wettstreit könnte hier prächtige Werths schaffen! Man denke sich die japanische Kolonie mit ihren ent-zückenden Damen als Geishas in einem Theehaus, das in irgend-ein Hotel eingebaut werden kann."



Blumentage. /

Man sieht: eine „Saison“ mit allen Reizen, mitten in der sommerlichen Langeweile. Fünzigtausend Damen mit fünf Millionen künstlicher Margueriten sollen auf die Berliner losgelassen werden; keine Rettung vor ihnen. Man flüchte sich nicht in die nächste Elektrische Bahn oder in den Omnibus, mit „dem wackeren Pferdchen“. Die Fünzigtausend haben freie Fahrt. Sammeln außen, sammeln innen. Ein Hauptspaß; der Karneval am Rhein, dies ehrliche Volksfest, ohne jegliche Sittlichkeitmaske, ist harmlos dagegen. „Der Tag, der unter dem Leitwort Mutter und Kind stehen soll, zeigt schon in seiner Devise das Bestreben, das Los der Kleinen zu erleichtern, die Säuglingsfürsorge zu fördern und die Last von den Schultern mancher Armen und Bedrückten zu nehmen. Fünf Millionen künstliche Margueriten: man muß sich diese gewaltige Summe vorstellen, um sich die ganze Größe des geplanten Wohlthätigkeitsfestes vor Augen zu halten.“ Gellt uns solcher Lobgesang nicht die ganze Disharmonie zwischen Zweck und Mittel, Inhalt und Form in die Ohren?

Der Einbläser des Unternehmens ist die preußische Landeszentrale für Säuglingschutz. Ist es glaubhaft? Eine Organisation mit den vornehmsten Zielen, an deren Spitze ausgezeichnete Männer stehen. Und da werden kinematographische Darstellungen verheißen: zur Hebung des sozialen Empfindens; Vorträge: über die ethische Bedeutung der Kinderhilftage. Hat es wirklich ethische Bedeutung, daß solche „Tage“ nöthig sein sollen, damit armen kleinen Kindern geholfen werde?

Wäre es für die Dauer unmöglich, die Mittel für die wichtigsten nationalen Aufgaben auf anderen Wegen zu beschaffen, dann ist nicht einzusehen, mit welchem Recht man die schleunige Flucht der Säuglinge aus dieser bestmöglichen aller Welten verhindert. Haben Staat und Gemeinde kein Geld zur Erhaltung gefährdeter Säuglinge, dann werden sie durch die Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit der Sünde schuldig, die schon Malthus den armen Leuten so sehr verübelte: sie vergrößern ihre Familie, ohne für ihre Kinder sorgen zu können; sie bevölkern das Land mit Paupers, mit Bettlern, mit Lumpen.

Mag man Bazole, Alpenfeste und das Gelärm kleiner Vereine für ihre Privatzwecke hinnehmen, mögen solche Veranstaltungen, trotz unerfreulichen Begleiterscheinungen, bei plötzlich auftretenden Nothständen berechtigt sein; mögen gewisse Formen auch der mittelbaren Spenden (zum Beispiel: Künstlerkonzerte, wo der Künstler von dem Kapital seines Könnens für die Armen hergiebt) das reichlichste Lob einheimsen. Blumentage für Mutter und Kind



320  
Die Zukunft.  
stehen etwa auf der Höhe eines Blumentages zur Deckung des Militärhanshaltes. Denn um die Wehrkraft unseres Volkes handelt es sich in beiden Fällen.  
Der Prozentsatz der Geburten fällt, wie in Frankreich und England, so auch in Deutschland. Die Furcht vor Uebervölkerung, wich der Furcht vor dem Bevölkerungstillstand. Die Statistik mahnt seit mehreren Jahrzehnten, mahnt mit unwiderleglicher Beweiskraft. Daher die Hochfluth internationaler Kinderschutzbestrebungen. Die vielen verstreuten Vorschriften und Betätigungen, die nach Vereinheitlichung rufen. Daher der neue Altar für Mutter und Kind. In Frankreich und England tragen ihn die Bronze-pfeiler klug bedachter Kinderschutzgesetze. In Deutschland unter-schiebt man ihm Stützen aus buntem Papier.  
Sehen wir einmal ab von Staat- und Gemeindepflichten.  
Halten wir uns an die Wohlthätigkeit. Sagen alle berliner Wohlthätigkeitsvereine Ja und Amen zu der neuen Influenza? Nein.  
Nicht alle. Kein Zufall ists, daß ihr die „Centrale für private Fürsorge“ mit aller Kraft vorzubeugen sucht. Giebt doch ihr Leiter seine ganze Lebensarbeit unentgeltlich hin; die Kosten der ausgedehnten Organisation werden durch Spenden gedeckt. Diese zuständige Stelle sieht in der Wohlthätigkeit eine Frage der Erziehung: der Empfänger und besonders auch der Geber. Die müssen lernen, daß Wohlthun kein Spiel und kein Sport ist, sondern eine Pflicht.  
Der Centrale für private Wohlthätigkeit schloß sich die „Wohlthätigkeitscentrale der berliner Kaufmannschaft“ an. Sie will gegen die Seuche der Bazare und Verlosungen immun machen, die unsere Kaufleute in jedem Winter bedroht: bei Gefahr des Kundenverlustes wird ihnen Waare abverlangt, die dann im Bazar unter dem Ladenpreis verkauft oder bei der Verlosung gewonnen wird. Die Kanfleute ziehen eine unmittelbare Wohlthätigkeitsteuer vor. Auch der „Kinderrettungsverein“ ist gegen die Blumentage: „Wir feiern keine Feste, und wer ein Herz für die Armen hat, hilft uns doch,“ Große Deutsche haben von einer „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes“ gesprochen. Jetzt schickt man junge Mädchen auf die Straße, damit sie im Rosenmonat Kunstblumen (schlecht bezahlte Erzeugnisse der Frauen- und Kinderarbeit), zur Förderung des Mutter- und Jugendschutzes, den Vorübergehenden zum Kauf aufdrängen. Die Centrale für private Fürsorge ist der Friedensstörer, der Volksfeind. Dennoch: ihr Protest wird bleiben und, wenn die Epidemie ebbt, bezeugen, daß es im Jahr 1911 Fürsorgevereine gab, denen die soziale Verantwortung höher stand als der Beifall des Tages. HeleneSimon.



Die Memoiren des Chevalier Gramont,  
321

Die Memoiren des Chevalier Gramont.\*)

Men Italien wurzeln die Ansänge unserer geselligen Kultur; Frank-  
st reich hat sie entwickelt. In den Palästen der Herzogin Elisabeth  
Don Urbino, der Isabella von Este, des großen Medici begegnen wir  
öen ersten Blüthen jener Erscheinung, die einen unentbehrlichen Reiz  
unseres Lebens bildet. In dieser Zeit der starren Seiden, der groß-  
mustringen, schweren Stickereien auf den Kleiderstoffen herrschte auch  
in Verkehr und Sitte noch eine gewisse Steifheit, die die Menschen der  
Zeit nicht gefühlt haben mögen, die uns aber selbst in ihren zierlichsten  
Werken fremd und hemmend auffällt; aber der bewußte Genuß an  
einem feineren geselligen Verkehr hat damals begonnen. Die Liebe  
Zum Ausdruck, die Freude am „bsl psrlsr“, an den „motti“ und „mot>  
teAgi“, an der Pointe, die Kunst der Sprache, die dem Romanen so  
eigen ist, hat in diesen Tagen einen Reichthum und eine Verfeinerung  
der Rede angebahnt, die seit dem Fall der Antike nicht mehr gekannt  
worden waren. Und der Antike hatte das wesentliche Zeichen unserer  
Geselligkeit, der freie und gleiche Verkehr der Geschlechter, gefehlt, das  
Mitsprechen des Weibes, das die Geselligkeit belebt und reizvoll macht,  
eben weil die Frau Menschen und Dinge immer anders auffaßt und  
ansieht als der Mann.

Vieles ändert sich in der Zeit; und nichts so schnell wie die For-  
men des Menschenlebens; aber wie bunt der Maskenzug der geschicht-  
lichen Kostüme auch sein mag: unter den verschiedenen Kleidern stecken  
die selben Geschöpfe; und ob sie den Körper so verändern, daß zwei  
\*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Der Chevalier von Gramont;  
Hamiltons Memoiren und die Geschichte“, das Herr Or. Federn bei  
Georg Müller erscheinen läßt. Einem im feinsten Salonsinn reizvollen  
Buch, das nicht nur durch die Pracht seines Gewandes (die Ausstattung,  
die Fülle guter Bilder, das Satzgefüge ist jedes Lobes würdig) den Be-  
trachter entzückt. Diesen zwei Bänden ist in solchem Kleid eine statt-  
liche Schaar kultivirter Freunde gewiß; die, in frohem Staunen, hier  
die Auferstehung einer Welt sehen werden. Als Uebersetzer, Chronist,  
Glossator und Sammler zeitgenössischer Urtheile hat Herr vr. Federn  
ungemein viel für das Werk gethan. Daß ers auch als Essayist ver-  
mochte, brauchte man kaum zu betonen, wenn dieser ernste und doch  
oft graziöse Schriftsteller, der nobel bleibt, ohne langweilig zu werden,  
schon überall nach seinem Werth anerkannt wäre. Da ers nicht ist, sei  
hier auf sein Werk hingewiesen; auf die Essays über amerikanische  
Literatur und vergleichende Literaturgeschichte, auf das feierlich schöne  
Dantebuch und die Romane „Jahre der Jugend“, „Rosa Maria“, „Die  
Flamme des Lebens“, Ich hoffe, daß der Gramont ihm rasch neuen  
Anhang wirbt. Denn dieses Buch ist innen und außen so gelungen  
wie die besten französischen Muster; und zeigt, wie in dem Herausgeber  
Talent und Kenntniß, Kultur und Darstellergabe sich gatten.



fremde Monstra einander anzustarren scheinen, wenn ein Ritter im Visir und ein eleganter Kavalieroffizier, ein Herr in der Allongeperücke, mit den Schleifen an den Schuhen und dem breiten Wamms über der mit Spitzen besetzten Hose, und ein Herr in Gehrock und Cylinder einander gegenüberstehen: Carlyle sagte, man möge sie entkleiden und der Unterschied wäre dahin. Das Kosmische in unserem Schicksal, das Werden und Vergehen unserer Persönlichkeit und der Dinge um uns, Vernichtung und Zeugung, Geburt und Tod, der Wechsel der Jahreszeiten, die -Umwälzung der Erde und der Völker: noch immer ist das Selbe und noch immer Das, was die tiefste Wirkung auf unser Leben hat; und die stärksten Triebe unserer Menschlichkeit, Hunger, Liebe, Ehrgeiz, Rachsucht, Neid und Freundschaft, bleiben ewig die selben. Nur der Ausdruck ändert sich. Alle Erscheinungen zeigen zwei Gesichter: denken wir an die Verschiedenheit, die unendliche Veränderung, so überrascht uns die starre Gleichheit, die darunter zum Vorschein kommt; treten wir aber an das scheinbar so gleiche Geschöpf heran und wollen wir den Menschen fremder Zeiten als ein Wesen von unserer Art betrachten: sogleich fällt uns auf, wie unendlich weit von uns entfernt er wandelt. Die Differenzirung der Empfindungen und des Ausdruckes ist unser größter Fortschritt und unsere Gefahr: vom Wilden zum Kulturmenschen führt keine Brücke und heute kaum ist noch dem Mann des Volkes mit dem der Gesellschaft eine tiefer reichende Verständigung möglich. Aber in den selben Kreisen kultivirter Zeiten finden wir im Alterthum und noch mehr in den Jahrhunderten, die dicht hinter uns liegen, die selben Menschen, die selben Zeichen. Horaz und Goethe würden sich viel leichter verständigen, als Horaz es mit einem römischen Kärner, Goethe mit einem Bauern seiner eigenen Zeit vermochte.

Die Geschichte verändert die Moral, die Qualitäten, die treibenden Kräfte; andere Menschen treten, Einfluß übend, an die Spitze ihrer Zeitgenossen und andere Gedanken und Ideale werden mit ihnen herrschend. Die Menge läuft Denen nach, die stark genug waren, ihr neue Ideale und neue Moden, die nur verflachte und verkümmerte Ideale sind, vorzuschreiben. Andere Dinge werden erlaubt und beliebt. Andere sind modern geworden. Und trotzdem, wenn man die Themen des Gespräches und die Gegenstände des Verlangens, die mit der Zeit wechseln, ausnimmt, finden wir um Alles einen ähnlichen Rahmen gespannt, eine ähnliche Form. Und selbst die Themen des Gespräches und die Gegenstände des Verlangens: wie unzählige mögen in Folge der ewig gleichen Bedürfnisse der Menschennatur sich seit zweihundert Jahren beständig wiederholen! Wann hat man nicht über Küche, Haus und Geschäft, über Liebe und Hochzeit, über Erfolg und Ruin, über Politik und Verbrechen gesprochen, geschmäht und geschertzt? Wenn wir die „Bücher der Erinnerung“, die Memoiren öffnen, so finden wir, daß selbst die Scherze unverändert geblieben sind. Im siebenzehnten Jahrhundert gab es schlechte Straßen, schlechte



Beleuchtung, eine elende Hygiene, eine unsähige Polizei; aber wo Reichthum und Macht diese Mängel einigermaßen zu ersetzen gestatten, da waren die Lebensbedingungen Derer, die man „Gesellschaft“ nennen mag, nicht so sehr verschieden von unseren. Diese Bedingungen und die gesellschaftliche Kultur waren auf einen viel kleineren Kreis beschränkt; auf einen noch engeren wars die Freiheit, die das Lebens-  
element der Gesellschaft ist. Aber in diesem Kreis war die höchste gesellige Kultur zu finden; denn das Genie war da und der Geist, Witz und Wissen, freieste und tiefste Empfindung. Und rings um das Echte lagerte sich, wie heute, die Menge der Nachahmer, die nur die Form besaßen und nicht den Geist; und die kleine Zahl der Eingeweihten lachte über sie, wie heute. Dennoch blieb die Form immer die Hauptsache; in der Gesellschaft galt stets: besser Form ohne Geist als Geist ohne Form.

Vieles konnte damals im Großen und öffentlich gethan werden, was heute nur versteckt und unter dem deckenden Schein gesetzlicher Formen möglich ist. Aber unter der glatteren Oberfläche unserer Gesellschaft wüthen die selben Leidenschaften, kämpfen die selben Triebe ihren unersättlichen Kampf um Erfüllung. Die Roheit, die sich damals noch fast überall hervorwagte, ist auch heute nur wenig überschliffen. Wo eine liebenswürdige Geselligkeit besteht, hat sie ähnliche Formen; der Salon war der selbe, auch wenn Möbel und Trachten und Lichter verschieden waren. Manche Ideen und manche Narrheiten sind durch andere ersetzt, aber die Briefe der Frau von Ssvigns und ihrer Korrespondenten könnten mit sehr geringen Unterschieden heute geschrieben sein und auch wir kennen das feine Lächeln und die kleine Freude über eine gelungene Pointe in dem faltigen Gesicht und den heiteren Augen des alten Saint-Evremond. Frankreich war und ist uns auf diesem Gebiet immer weit voraus gewesen; wir finden ja noch heute in Deutschland sehr selten die wirkliche Kunst des Gespräches, den leichten und fröhlichen Geist der Geselligkeit, den Triumph der Form, Die flüchtigsten und reizvollsten Kunstwerke, die einer Konservalion, in der kein verletzendes, kein inhaltloses und kein schwerfälliges Wort gesprochen wird, sind uns fast unbekannt.

Die gebildeten Höfe Italiens fanden in Frankreich ihre Fortsetzung; um beide Königinnen von Navarra versammelten sich ähnliche Kreise, wie Urbino und Mantua sie gesehen hatten; die Valois hatten mehr Bildung und geistige Interessen, als man gewöhnlich weiß; aber die blutigen inneren Kriege, die Härten der Zeit, die Rauheit der Männer machen auch ihren Ton für uns fremd und steif, fast mittelalterlich fern. Nach dem Beginn des siebenzehnten Jahrhundert ändert sich dies Alles schnell. Die Kriege der Fronde sind die letzten, bei denen die Edelleute mit ihren blauen, weißen und isabellensarbigen Schärpen über den breiten Röcken und Harnischen, mit den strohern oder papierenen Kokarden an den Federhüten ihre Zugehörigkeit zu den Parteien zeigen. Die Fronde ist beinahe eine pomphafte Karikatur, ein



Die Zukunft.

schwächliches Nachspiel zu den Bürgerkriegen, eine halb komische Probe der Großen Revolution, die hundertundfünfzig Jahre später so furchtbar ausbricht; es ist ein spaßhafter Parteikampf, in dem man jeden Tag Frieden schließen möchte und das Schwert zieht wie Bardolph und Piftol, die es sofort wieder in die Scheide stecken; ein Intriguenspiel ahnungsloser, ehrgeiziger und eitler Herren, fast lächerlich neben dem titanischen Klassenkampf, der das politische Schicksal Englands für immer entschied. Da besteigt kein König das Blutgerüst, kein Cromwell ist zu finden mit seinen Eisenreitern, kein finsterer Ernst; ein beinahe fröhlicher Theaterkrieg wird geführt. Man muß nur die heiteren, reizenden Briefe lesen, die Bussy und seine Cousine während der Belagerung von Paris wechseln; in der Stadt fahren maskierte Damen, von ihren Lakaien begleitet, zur „Verschwörung“; der Adel beruft eine Versammlung ein, weil man vier Gräfinnen erlaubt hat, in Gegenwart der Königin auf dem Tabouret zu sitzen, Damen, denen diese Ehre nicht zukommt; über diese Frage entsteht fast schon eine neue Partei. Mademoiselle erobert Orleans mit ihren Garden und ihren Hofdamen, sie hält Reden ans Volk und der Prinz von Conds, der sie nicht leiden kann, rasirt sich ihr zur Ehre und zieht mitten in der Woche ein Weißes Hemd an, um mit ihr zu speisen. Mademoiselle ist es, die die Kanonen der Bastille zu des Prinzen Gunsten spielen läßt; der Kommandant wagt nicht, sich der energischen Prinzessin zu widersetzen, und sie entscheidet den Kampf in den Straßen von Paris.

Und da der Krieg der Fronde zu Ende ist, wird es in Frankreich still. Eine lange Stille. Das Werk Richelieus ist vollendet und gereift. Der Roi-Soleil sieht einen gehorsamen, unterwürfigen Adel um sich; man kämpft nur noch an den Grenzen gegen das Reich, gegen Holland, gegen Spanien; im Innern ist Friede und Glanz und Ruhm ohnegleichen: und in Versailles, in Saint-Germain, in Paris blüht eine höfische und höfliche Gesellschaft, geschmückt mit höfischer Kunst, empor. Wie ein Hauch, wie eine Ahnung von dem feierlich heroischen Stil dieses Theaters steigt es auf, wenn man im großen Hof von Versailles steht, das von den Seitenflügeln zurückweichende, gewaltige weiße Schloß wie einen Bühnenhintergrund vor sich sieht, das Reiterstandbild des Königs in der Mitte des Hofes, seine Feldherren wie Paladine in der mit Federn geschmückten, mit Tressen besetzten Kriegstracht, ihre Marschallstäbe in den Händen, in überlebensgroßen Statuen weit um ihn gereiht, und oben auf dem Schloß die innig stolze, jauchzende Inschrift liest: *toutos Iss Moires gs Is k^nos!* Was kümmert uns die Erbärmlichkeit, die Lakaienhaftigkeit und Verderbtheit der „Edelsten der Nation“, das bitterböse Ränkespiel, all die Grausamkeit und Schande, die sich hinter den Coullissen bargen? Wir haben es hier nur mit der herrlichen, üppigen gebieterischen Form zu thun. Oft sehen wir ja, dag Blüthen über Schlamm und Unrath gedeihen.

Der Götze hatte gewechselt. Wie die alten germanischen Kaiser und Herzöge sich willig oder knirschend vor Päpsten und Bischöfen de-



Die Memoiren des Chevalier Gramont. 3^! >  
müthigten, so knieten hier Männer, denen es an Männlichkeit wahrhaftig nicht fehlte, vor ihrem gekrönten Gott. Das Wort „Halbgötter“ haben Mitglieder der königlichen Familie selbst von sich gebraucht und mit einem Gott wird der König von seinen schmeichelnden Hofleuten oft genug verglichen. Die tötenden Folgen dieses Götzendienstes, die Erlahmung der inneren Kräfte, die Verödung der Herzen, lagen damals noch in weiter Ferne.  
Es fehlte ihnen nicht an Gaben, beinahe nie an Witz; und der Geist, wenn er ihnen nicht gefährlich wurde, stand in hohem Ansehen. Kleinere Kreise schlossen sich um den Hof oder sonderten sich von ihm und fremde Höfe ahmten seinen Glanz nach. Im Hotel der Marquise von Rambouillet war schon vorher eine stillere, zierlichere und zartere Geselligkeit entstanden; hier wurde die Sprache gereinigt, jede Zote streng verbannt. Man ging darin zu weit. Moliere, Boileau, La Fontaine und Somaize verspotteten die Präziosen; und doch hat Niemand so viel für die Verfeinerung unserer täglichen Rede gethan, Niemand einen solchen Einfluß auf die Sprache der Gesellschaft gehabt wie Catherine de Vivonne, die Gattin des Marquis von Rambouillet, die, halb Italienerin, halb Französin, schon der Rasse nach die Kulturen der Zeit in sich vereinte. „Vor beinahe dreihundert Jahren“, sagt Arvsde Barine, „hat Madame de Rambouillet den Salon erfunden.“ Nicht nur den Salon: auch das Speisezimmer, das Interieur für die Geselligkeit überhaupt.  
Es war einer der glücklichen Zeitabschnitte, die an der Grenze zweier Epochen liegen. Die Raufdegen staken noch nicht in den Scheiden fest, die Schärpen waren noch kaum abgelegt; und für jeden wilden, tapferen, abenteuerlustigen Kerl gab es genug zu erleben und zu thun. Kriege rasten an allen Grenzen; große Erfindungen und Entdeckungen wurden gemacht und große Persönlichkeiten gab es in Fülle. Aber die neue Gesellschaft verlangte ein neues Heldenthum, Ihr Held mußte ein Mann sein, der vom Ritter noch die Alluren hatte, der den Kanonenrauch kannte und den Degen trug; er mußte im Feld gewesen sein; aber wichtiger für ihn waren die Grazie der Erscheinung, die Kunst eleganter Kleidung, die Liebenswürdigkeit im Verkehr, die gewandte Zunge, das interessante Wort, die Geste und nicht zum Mindesten die eherne Stirn: er durfte, wie in der Schlacht, sich auch im Salon nie verblüffen lassen. Viele kamen diesem Ideal nah. Da ist der Marquis von Vardes, in der Jugend hinreißend und entzückend im Alter; der stets galante, heldenhaft tapfere, im Gespräch und in seinen Briefen unendlich affektirte Graf von Guiche, der zu Pferd, an der Spitze seiner Schwadronen, über den Rhein setzte und den ein früher Tod aus den Wirrnissen eines haltlosen Lebens riß; der eiskalte, kühne, eitle Bussy-Rabutin mit der unbändigen Zunge; aber charakteristisch wie Wenige ist für die Zeit der leichtfertige Liebling seiner Chronisten Hamilton und Saint-Evremond: der Chevalier von Gramont.  
Die glückliche Verbindung des Abenteurers (wir könnten fast



sagen: des Hochstaplers) mit dem wirklichen Grandseigneur, der er immer und überall bleibt, macht ihn zu einer schillernden Figur, wie es auf anderem Plan und auf andere Weise im nächsten Jahrhundert Casanova war. Vornehme Geburt, Eleganz, schlagfertiger Witz, bezau-bernde Plauderkunst, Leichtsinn, Schwindeltalent, Liebenswürdigkeit und eine nie zu verblüffende Unverschämtheit vereinten sich, diesen oslZet äs (ZssooZne zu einem immer siegreichen Helden zu machen. Auch seine Unverwüstlichkeit dürfen wir nicht vergessen, des Mannes, der im Alter ewig jung blieb und in der Jugend nicht zu ermüden war. Er reitet nach Arras, schläft zwei Nächte nicht, kommt an und wird von befreundeten Offizieren gefragt, ob er ruhen möchte. „Wann hat man je gehört, daß der Chevalier von Gramont Schlaf braucht?“ erwidert er und reitet zu den Vorposten. Ein feindlicher Offizier erkennt ihn, andere kommen hinzu, man begrüßt ihn, umarmt sich, fragt, plaudert, immer neue Herren vergrößern die Gruppe und mit Staunen sehen die beiden Feldherren durch ihre Gläser ihre Armeen friedlich in der Ebene beisammen. Sie schicken Adjutanten aus und fragen, was das seltsame Schauspiel bedeute. „Der Chevalier de Gramont ist angekommen!“ wird gemeldet. Ia, dann ist Alles verständlich, jeder der beiden Heerführer, Conds wie Turenne, lädt ihn zum Frühstück ein. Ob seine Waffenthaten wirklich so großartig waren, wie sein Biograph uns erzählt? Wir wissen es nicht. Er hatte viele Feinde und nicht weniger Neider, die schlecht über ihn sprachen. Sicherer sind wir seiner Schwindeleien, beim Spiel wie in der Liebe; er brauchte immer Geld und lebte vom Spiel <und das Falschspielen galt damals für ein adeliges Vergehen, das man nicht allzu schwer nahm>; er log gern und er log zum Entzücken, er erfand und betrog so witzig; er war unwiderstehlich; wenn er bei Hof ist, will jeder König ihn abends sehen. Er ist kein Genie, wenigstens kein fruchtbares, kein La Rochefoucauld mit seinem tiefgründigen melancholischen Geist; auch kein Graf von Trsville. „Reden wie Herr von Treville“: damit war das höchste Lob gespendet, das die Gesellschaft zu ertheilen hatte. Aber dieser elegante und vornehme Offizier konnte auch eine Arbeit über die Kirchenväter oder über den Urtext des Neueu Testaments schreiben, so klar und geisvoll, daß sie die wenigen Zuhörer entzückte, denen er sie vorlas, ehe er sie für immer in seine Lade verschloß; und eine tiefe Frömmigkeit, schwere innere Kämpfe, eine nicht leicht ergründete Seele lagen unter der eleganten Erscheinung, der hochmüthigen Stirn verborgen. So ist Philibert von Gramont nicht. Da, ist Alles leicht und bleibt an der Oberfläche. Tiefe darf man nicht bei ihm suchen. Aber wie entzückend ist seine Oberfläche! Der feinste Glanz und Stil des Lebens; Flitterchen, wenn man will, aber Flitterchen, die den schmetterlinghaften Menschen, auf dessen Flügeln sie schimmern, vielleicht glücklicher und wohlthätiger machen, als große Eigenschaften und Leistungen es vermöchten. Die raschen Erfolge der Körperlichkeit, im Spiel, im Gefecht, im Tanz, vor Allem aber im unnachahmlichen Wort, sind ihm eigen und er streift den Rand aller irdischen und geistigen Größe;



Die Memoiren des Chevalier Gramont.

327

alle Weltgeschichte, alle Personen und Ereignisse der Zeit spielen in sein Leben oder, richtiger ausgedrückt, er spielt und flattert an ihnen vorbei. Er ist aus ganz großer Familie: uralter spanisch-französischer Adel der Gascogne, der von Königen stammt; die Aeltesten des Hauses sind Herzöge und Pairs von Frankreich und zugleich souveraine Fürsten, wie die Bouillons und die Lothringer. Die Familie hat weniger Helden als höfische, witzige, elegante Streber hervorgebracht, die aber schon durch ihren Rang mit den Königen und großen Männern der Zeit in Berührung kommen mußten. Sein älterer Bruder, der Marschall von Gramont, hat unter Tilly gedient, war Wallensteins Gast, lag in italienischen Burgen gefangen, hat Richelieus Nichte geheirathet, unter Conds Paris belagert, hat die spanische Infantin zu seinem König nach Frankreich gebracht. Philibert selbst war erst Abbs, dann Chevalier (später, nach seiner Heirath nannte er sich nur Graf von Gramont), hat unter Conds und Turenne gedient, war nach England gereist, um Oliver Cromwell zu sehen, das düstere Phänomen der Zeit, den Königsmörder, der selbst ein größerer König war; Ludwig der Vierzehnte war sein Gönner; dann wurde er wegen einer eifersüchtigen Indiskretion verbannt und kam wieder nach England, an den Hof bandenlofer, eben so brutaler wie geistvoller, skeptischer und lasterhafter Gesellen, die mit schönen, üppigen, ungebildeten Frauen den wüsten Karneval durchtoben, der die ersten Regirungsjahre des jüngeren Karl Stuart ausfüllt. Schon Taine sagte, daß man nicht nach Hamiltons anmuthigem Buch die englische Gesellschaft jener Zeit beurtheilen dürfe, der Stil und Grazie der französischen fehlen. Freilich: in England lebt und harrt noch Anderes, was der Chevalier von Gramont nicht sieht und nicht ahnt; Viele stehen mit verbissenen Lippen, die Hand dem Schwertgriff nicht fern; da giebt es ernste, wohlgesinnte, gebildete Edelleute wie Iohn Evelyn, die mit kritisch bedauernden Blicken dem verderblichen Reigen zusehen; da giebt es als Unterschicht ein seiner Freiheit und seiner Rechte bewußtes strenges Volk, das sehr skeptisch von seinen Königen und ihrem Glanze denkt, das nicht für Freiheit schwärmt, wie andere Völker, sondern sogleich zur Muskete greift, wenn diese Freiheit bedroht wird; da giebt es einen wirklich stolzen Adel, dem sein Land, sein Glaube, sein Volk theurer sind als die eigenen Vorrechte und der Glanz des Königthums. Aber diese Schichten kennt und sieht der Herr von Gramont nicht; ihn interessirt nur das Spiel mit Karten und Liebe. Und das Spiel mit der Liebe führt ihn in die Unsterblichkeit; denn es führt ihm seinen Biographen zu. Seine Memoiren hat nicht er geschrieben, sondern sein Schwager Anthony Hamilton; daß er sich ernstlich in die schöne Elisabeth Hamilton verliebte und sie zur Frau gewann, trotz dem großen Altersunterschied und obwohl Beide kein Vermögen hatten: dadurch wurde sein weltgeschichtliches Schicksal entschieden.

Dann kehrt er mit seiner schönen Frau nach Paris zurück, wird in Gnaden aufgenommen und spielt die alte Rolle weiter. Und da er



Die Zukunft,  
endlich durch Erbschaft zu Vermögen kommt, ergreift seinen alten  
Freund und Bewunderer Saint-Evremond die große Furcht, er könnte  
gesetzt Verden, den „Stil“ verlieren, und er will ihm nur unter Vor-  
behalt Glück wünschen; denn: „welche traurige Veränderung, Herr  
Graf, wenn Sie das Spiel aufgäben, Geld für die Mitgift Ihrer Toch-  
ter zurücklegten, von Renten und vom Ertrag Ihrer Güter sprächen,  
den Adel der Bigorre bei Ihrem Lever sehen wollten und Ihre Nach-  
barn mit der wundervollen Fistelstimme unterhielten, mit der man in  
der Gascogne die Herzen gewinnt!“ Und Philibert änderte sich wirklich  
nicht. Obwohl er klug genug und auf seinen Vortheil bedacht war.  
„Der Graf von Gramont ist am Hof der einzige alte Herr, der sich nie  
lächerlich macht“, sagte Ninon de L'Enclos. Und im Alter that er sein  
Bestes: vertraute dem verständnißvollen Schwager seine Erinnerungen  
an; und Hamilton schrieb die Memoiren des Chevalier de Gramont,  
Wirklich: dieses reizende französische Buch, das Sainte--Beuve  
den „französischen Geist an sich“ nennt und von dem er sagt, daß es die  
Grazie der Elfen besitze und in seiner Zierlichkeit den Anfang des Ro-  
koko bezeichne, hat ein Engländer geschrieben; allerdings ein Englän-  
der schottisch-irischen Stammes, in dessen Adern keltisches Blut floß.  
Ein englischer Edelmann, von dem wir sonst nicht allzu viel wissen,  
den die Stürme der Revolution als Katholiken und Monarchisten  
immer wieder nach Frankreich trieben, bis er dort völlig heimisch  
wurde. Seine Brüder nahmen in Frankreich Kriegsdienst, wurden  
Marschälle und Grafen; er, der auch Offizier gewesen war, zog später  
die Feder vor, ward ein einsamer alter Herr, der in wenigen Familien  
verkehrte, den junge Leute wunderlich und mürrisch fanden. Aber älte-  
ren Herren und Damen, die aus seiner Zeit waren und den Hof der  
Stuarts gesehen hatten, und auch seinen schönen Nichten, den Töchtern  
Vhiliberts, schrieb er zierliche Briefe und Gedichte, reizende Feen-  
märchen voll ironischer Anspielungen, darunter (der Merkwürdigkeit  
wegen sei es erwähnt) eine Geschichte vom „Zauberer Faustus“, den  
er am Hof der Königin Elisabeth die schöne Helena heraufbeschwören  
läßt, und zuletzt das Buch, das nicht vergessen ward.  
Man darf dieses Buch, dem alle Schwere fehlt, nicht schwer neh-  
men. Nicht als historisches Werk; es giebt Klatsch und Theater: die  
Erinnerungen zweier alter Herren, die ihrer lachenden Jugendzeit ge-  
denken und sie leise lächelnd niederschreiben. Eine Fülle kleiner Ko-  
moedien, künstlerisch gestaltet und pointirt, wo und wie es dem Er-  
zähler beliebte, die barocke Welt der Allongeperücken, ein üppiges  
Leben voll Frechheit und Lüsten, mit der ganzen Grazie des Rokoko  
dargestellt. So ragt es in unsere Zeit, ein zierliches Denkmal, das von  
verklungenen Festen erzählt, von Degen und Harnischen und Schär-  
pen, von Tressenröcken und Schnallenschuhen, von Damen in schweren  
Seidenkleidern, die Van Dyck, die Lely gemalt hat, von einem Wirbel  
von Kämpfen, Liebe und Scherzen, die vorüber sind,  
Halensce, Dr. Karl Federn.



Anzeigen.

Anzeigen.

Masken, Hamburgische Schauspielerbildnisse von Arthur Sakheim. Hamburg, bei Alfred Ianssen.

Praeludirt wird über Probleme moderner Schauspielkunst. Hier spricht ein Enthusiast, der sorgsam wägt, und ein Eingeweihter, der noch nicht verärgert ist. Der von der modernen Bühne zwar keine Erlösung der Kunst, wohl aber eine Bereicherung des Lebens erwartet. Nicht gerade ungestüm, denn er kennt die retardirenden Momente der Entwicklung bei dieser „Moralischen Anstalt“ und belächelt sie oft als gewiegter Augur. Als hochkultiv irrer Mitteleuropäer hat er für die Macher nur ein höfliches Achselzucken, das nicht verletzt, wohl aber vernichtet. Das Büchlein enthält viel mehr, als der Titel verspricht. Schließlich wird dem Problem des Schauspielers auf den psychophysischen Proteusleib gerückt. Und da nun einmal die neue Dramatik der Strindberg, Maeterlinck, Wedekind s tutti qusnti mit den Stilen der alten Konvention, des Idealismus, des Naturalismus und der Neuromantik nicht mehr auskommen kann, bleibt nichts übrig als der Versuch, einen neuen Stil zu finden, den Stil der Stile. Nicht Maskenschminker, sondern Persönlichkeiten. Denn nur, was der Schauspieler in sich selbst wahrnimmt, kann er verkünden. Auch in Hamburg giebt es noch Schauspieler und Theater, obwohl Freiherr von Berger nicht mehr das Deutsche Schauspielhaus leitet. Noch steht er hier gewichtig „im Vordergrund des Interesses“ und über seines Nachfolgers Hagemann Thaten sind erst vor Kurzem die kritischen Akten eröffnet worden. Außerdem kommt nur noch das Thalia-Theater in Betracht, das sich durch langjährige Tradition und klügliche Leitung auf respektabler Höhe hält. Denn ein Stadttheater hat Hamburg nur dem Namen nach. Und Altona ist Provinz Schleswig-Holstein. Was sonst noch an der Elbe gemimt wird, langt kaum für den Lokalreporter. Der Stil des Bildnißmalers zeigt sich in seiner ganzen Schmiegsamkeit. Ihm genügt nicht, die Summe aller Masken zu ziehen: er erforscht das Inkommensurable, das dahinter steht. Er versteht, Sätze zu prägen, die von Ausdruck strotzen und doch voll Musik sind. Am Schluß des Büchleins, für dessen Ausstattung der Verlag gut gesorgt hat, steht ein Sonett über „Strindbergs Totentanz“, das hier als Probe von Sakheims Verskunst zeugen mag:

Dein Mund schaut dunkel drein, wie rother Wein.  
Du stampftest heiß die Welt mit Satyrhufen  
Und stiegst und knietest auf den höchsten Stufen  
Und littest laut der Hölle Feuerpein.  
Die süßen Tücken tanzten Ringelreihn,  
Es schäumten Folter in der Lüste Kufen;  
Zu Fratzen wurden sie, die Schmerz Dir schufen,  
Und Spinnenbrut kroch aus dem Altarschrein.



330  
Die Zukunft.  
So ward Frau Erde Dir zum Teufelsliebchen,  
Du schabtest ob des Menschen Sehnsucht Rübchen;  
Doch schlugst Du niemals Dich zur satten Gilde.  
So gleichest Du Taifunen und Orkanen  
Und scheinst von einer Totenleuchte Milde  
Uns, Deiner schwarzen Banner Partisanen.  
Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.  
Der Kampf um den Stil. Verlag von Erich Reiß.  
In unserer kritischen Zeit, in der die Künstler Urtheile und Ermahnungen unzähliger Kunstweisen über sich ergehen lassen müssen, oft in einem Ton, als wären sie Schulbuben und wüßten in ihrer Einfalt selbst nicht, was sie thun, ist es wohl Manchem unter uns Bedürfniß, da die Sprache des Pinsels gar so leicht mißverstanden wird, es einmal mit der Feder zu versuchen und von Dem zu berichten, was uns eigentlich erfüllt und drängt, was uns bei unserer scheinbaren Planlosigkeit als in der Ferne winkendes Ideal vorschwebt. Mir ist es wenigstens so ergangen; und das Resultat ist mein kleines Buch „Der Kampf um den Stil“. Wer meine Ansichten nicht theilen kann oder mag, Der wird wenigstens zugeben, daß sie durchdacht sind und werthvoll werden können, wenn sie zum Nachdenken anregen.  
Kurt Herrmann.  
»  
Prinzessin Jungfrau. Nach den Aufzeichnungen der Fürstin.  
Georg Müller in München.  
Die erste Auflage wurde von dem „Frauenbund zur Ehrung rheinischer Dichter“ für dessen Mitglieder herausgegeben. Man wird vielleicht finden, daß dieser Roman in strengerem Sinn historisch ist als die meisten so genannten. Er ist reich an dokumentirten kulturgeschichtlichen Einzelheiten und wird aus diesem Grund vielleicht sogar wissenschaftliche, also deutsche Leser interessiren. Für mich, der ihn gemacht hat, ist er vor Allem symbolisch. Er ist der Roman (richtiger: die Tragoedie) des Fürstenhochmuths. Dieser aber ist zugleich das Symbol des überspannten Idealismus. Das Los des Mädchens, so nah am prunkenden Thron Ludwigs des Vierzehnten, ist menschlich ergreifend. Grausam rächt sich die verachtete Natur an der stolzen Prinzessin; und die künstliche Majestät aus hierarchischen Konventionen und idealistischen Dogmen steht zuletzt tief gebeugt und gedemüthigt vor der ewigen Majestät des unbeugsamen Naturgesetzes.  
München. Benno Rüttenauer.  
Das pathologische in der modernen Kunst. Vom Dr. ptii. et ms6. Willy Hellpach. Heidelberg, Carl Winter, 1910.  
Der bekannte Neurologe grenzt in dieser schönen Studie sein Thema sehr genau ab. Er schließt nicht nur das Unkünstlerische und



Kunstwidrige aus, das nicht selten für pathologisch gehalten wird, sondern auch das Krankhafte, das im Künstler selbst liegt und sich in seinen Werken offenbart, und das Kranke im gewöhnlichen medizinischen Sinn des Wortes. Er handelt nur von den Fällen, wo Geisteskranke Gegenstand der Darstellung sind, untersucht, wo und wie oft solche Fälle vorkommen und wie weit solche Darstellungen berechtigt sind; und zwar beschränkt er diese Untersuchung auf die künstlerische Produktion der letzten vierzig Jahre. Zunächst zeigt er, daß nur die Plastik, die Figurenmalerei, die Poesie und die mimischen Künste Geisteskrankheiten darstellen können. „Pathologisches in der Musik giebt es nicht.“ Die eigentliche Untersuchung, die Erörterung der Beziehungen des Pathologischen zum Tragischen, der Stellung der neurologischen Wissenschaft zu diesen Problemen und die Analyse einer Anzahl von Dichterwerken führt zu folgenden Hauptergebnissen. Die Darstellung des geistig Krankhaften ist heute relativ nicht häufiger als in früheren Zeiten. Da auch dieses Krankhafte ein Bestandtheil der Wirklichkeit ist, kann man dem Künstler das Recht, es darzustellen, an sich nicht bestreiten. Um so weniger, da sich die Entwicklunng (ich würde sagen: die Vor-sehung) in Natur und Geschichte der leiblichen wie der Geisteskrankheit oft bedient, um ihre Ziele zu erreichen. (Man denke an den Hysteriker Mohammed und an die Innngfrau von Orleans.) Um so mehr, da die heutige Wissenschaft noch gar nicht im Stande ist, das Kranke vom bloß Problematischen, das zu den wichtigsten Objekten der Dichtkunst gehört, genau zu scheiden. Probleme, die anfangs nur feinere Seelen in innerliche Kämpfe verwickeln, können mit der Zeit Probleme eines ganzen Volkes werden. Ist es so, dann ist der erste davon Ergriffene, der sie in Dichtungen dargestellt hat, ein Prophet gewesen; bleiben sie auf ihn beschränkt, dann war er nur ein verschrobener Grübler oder Halbnarr. Wird diese Schrift von Vielen studirt, dann wird das thörichte Gerede übers Pathologische aufhören. Zwei Bemerkungen haben mir einige Genugthuung bereitet. Dr. Hellpach hat einmal gerügt, daß ich die EnH^huM von Wahnsinn aus geistigen Verirrungen für möglich halte. Er gesteht nun in dieser Schrift, daß sich die Ansichten her N^ervenärzte in dieser Hinsicht einigermaßen geändert haben. Man bleibe zVar dāVel, Vaf; ein s?ZiWi Anglück Geisteskr^nHeitLn^ivM erzeuge, a?er es^könne"eine solche'auslösen, 'wo die Anlage im Gehirn vor-h^n^en war/Und^von der Lyrik schreibt erT'dä'sie"ein stark subjektiver Äüsdrirck'von Stimmungen ist, so sei sie zu einem großen Theil die Kunst der Jugentlichen. „In den Jahren der Geschlechtsreifung, zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig, sind abnorme Stimmungen und Gelüste physiologisch normal, ist der Drang, sie aller Welt zu bekennen, sehr stürmisch und die Neigung zur Klangassoziation, zum Reimen, sehr groß.“ Ich stehe also mit meiner Ansicht^ daß die Lyrik der Hauptsache nach eine lünglingsangelegenheit sei, nicht ganz alsein. 'weisse" KarlIentsch.

IS —



Die Zukunft.  
Oelmoral.  
er amerikanische Petroleumtrust ist in ekkigis vernichtet worden.  
Aber sein Geist ist nicht umzubringen. Er disponirt, als sei das  
Urtheil nicht gesprochen worden. Einem Konkurrenten, der Pure Sil  
Company, hat er den europäischen Markt abgekauft. Die Pure Oil  
hat ihr Exportgeschäft und den Absatz im Ausland nach den Grund-  
sätzen Rockefellers eingerichtet. Ausschaltung des Zwischenhandels;  
direkter Verkauf an den Konsumenten. Dieses „Kannengeschäft" war  
der Standard Oil sehr lästig. Nun hat sie sich die Alleinherrschaft ge-  
sichert. Amerika importirt in Deutschland viermal mehr Petroleum  
als Oesterreich, Rumänien und Rußland zusammen. Bei uns besteht  
jetzt ein System der Finanzierung, Amalgamirung und Kontrolirung  
von Petroleumgesellschaften, das dem amerikanischen Muster nachge-  
bildet ist. Auch wir haben KoUinA eomvsniss (Deutsche Petroleum-Ak-  
tiengesellschaft; Allgemeine Petroleumindustrie-A.-G.). Dagegen ist  
nicht viel zu sagen, denn im Deutschen Reich sind Monopole nicht ver-  
boten. Wer vom Kalimonopol absieht, findet Deutschland mit seineu  
Produktion- und Absatzorganisationen in der Defensive; nnd die Ver-  
theidigung ist immer „moralischer" als der Angriff.  
Wir sind auf dem Weg ins Land der Monopole schon recht weit  
gekommen. Nicht nur in der Petroleumindustrie. Die besonders in  
der Elektrotechnik beliebte finanzielle Trustgesellschaft ist in ihrer Art  
auch eine KoldinA «ompsnv. Sind wir bessere Menschen als die Pan-  
kees oder fühlen wir uns über sie nur deshalb sittlich erhaben, weil  
wir unter ihrer Stärke leiden? Am Ende ist die geschäftliche Moral  
überall gleich und nur der Kraftumfang verschieden. Kein Kapitel der  
Wirthschaftsgeschichte birgt lehrreicherer Material als der Abschnitt,  
der von der Standard Oil und deren Widersachern im Ausland han-  
delt. Da ist, zum Beispiel, der Kampf der österreichischen Regirung  
gegen die Vacuum Oil Co., den galizischen Vorposten des Petroleum-  
trusts. Der Staat hat dieser Gesellschaft die Straßen gesperrt, die Eisen-  
bahn ihre Tankwagen und Fässer boykottirt. Die Gesellschaft konnte  
die bestellte Waare nicht abliefern und mußte den Betrieb einstellen.  
Die österreichische Regirung hat Mittel angewandt, bis zu denen der  
gewaltthätigste Trust sich nicht vorwagen würde. IjnoS liost ^«vi? Wer  
im Strafrecht die Vergeltung sieht, mag wünschen, daß man der Un-  
moral des wirthschaftlichen Monopols mit dem Monopol der Staats-  
gewalt begegne. Aber der Staat hat an sich schon ein solches Ueber-  
gewicht, daß die rücksichtlose Ausnutzung seiner Stellung stets als ein  
brutaler Gewaltakt wirkt. Und trotz Alledem will die Vacuum Oil Co.  
nicht nachgeben; sich nicht zu künftigem Wohlverhalten verpflichten.  
Die österreichische Petroleumindustrie ist ihr, als Gegnerin, nicht im-  
posant genug. Die galizischen Rohölschächte sind nicht mehr so ergiebig  
wie einst und der Glaube an das Petroleumparadies von Tustanowice  
undBoryslaw schwindet mehr und mehr. Möglich, daß in den unterirdi-



Oelinoral.  
333  
schen Schatzkammern Galiziens neue Petroleumlager zu finden sind;  
«och aber fehlt der Spekulation der Muth zu großem Wagniß. Das  
galizische Petroleum wird dem deutschenMtarkt durch die Olex-Gesell-  
schaft zugeführt, die einen Concern von Verkaufsgesellschaften umfaßt.  
Diese Organisation gehört zu den wenigen selbständigen Konkurrenten  
der Standard Oil und ihrer deutschen Tochtergesellschaften. Das öster-  
reichische Rohöl steht auf dem deutschen Markt an zweiter Stelle (sein  
eingeführtes Kontingent betrug im vergangenen Jahr 125000 Tonnen  
gegen 787000 Tonnen der Amerikaner), hat also eine Position, deren  
Schwächung beiden Theilen fühlbar werden müßte. Dem deutscheu  
Konsumenten würde die Einengung der galizischen Petroleumproduk-  
tion und der Rückgang des Exports verstärkte Abhängigkeit von der  
Standard Oil bringen, dem österreichischen Produzenten das Absatz-  
gebiet schmälern; und das im galizischen Oelbezirk arbeitende deutsche  
Kapital würde geschwächt. Eine der größten Petroleumgesellschaften  
Oesterreichs, die „Schodnica“, die zur Petroleumzone der Deutschen  
Bank gehört, schloß ihr Geschäftsjahr 1910 mit einem Verlust von IV«  
Millionen Kronen, dem achten Theil des Aktienkapitals. Nun hofft  
man Gutes von der Heilwirkung eines Kartells, an dessen Errichtung  
gearbeitet wird. Kann ein Syndikat die Natur korrigiren? Sicher  
ist also noch nicht, ob Galiziens Petroleum durch einen Bund der  
Raffineure saniert werden wird. Eine Kontingentirung der Produk-  
tion hat nur dann Sinn, wenn das Gefäß überzuquellen droht.  
Die Finanz hat einst jede Minderung der europäischen Oelmacht  
als Niederlage empfunden. Sie wollte das Vordringen der Standard  
Oil hindern; mußte aber schließlich auf der ganzen Linie mit ihr pak-  
tiren. Die Banken Europas sind zu Hütern des Rockefeller-Monopols  
geworden. Die Grundsätze des großen Petroleumtrusts, die von ameri-  
kanischen Richtern als wucherisch gebrandmarkt wurden, werden von  
der europäischen Bankwelt gebilligt. „Götter Griechenlands, sendet  
uns Euer befreiendes Lachen!“ Die Standard Oil ist in Amerika ver-  
urtheilt; in Europa lebt, blüht und gedeiht sie. Die Deutsche Bank hat  
sich mit starker Initiative bemüht, dem amerikanischen Petroleumtrust  
den Aufenthalt in den Gefilden der Alten Welt zu verleiden. Ihre  
Petroleumpolitik stützt sich auf die Beziehungen zu der großen rumä-  
nischen Gesellschaft Steaua Romana, die, in Gemeinschaft mit dem  
Wiener Bankverein, ausgebaut wurde. Um den Absatz der Produkte  
des rumänischen Unternehmens zu fördern, wurden Verkaufsgesell-  
schaften errichtet. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich eine Organi-  
sation, die den Oelbereich der Deutschen Bank und die großen Oel-  
möchte Rußlands, Nobel und Rothschild, umfaßte. Der Concern trug  
die Firma Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft m. b. H. und vereinte  
sich mit der British Petroleum Company zur Europäischen Petroleum-  
Nnion. Diesem europäischen Petroleumtrust fehlte freilich die Sicher-  
heit des Monopolbesitzes; deshalb mußte er sich mit Rockefeller eini-  
gen. Die Amerikaner haben auf dem deutschen Markt Vorposten, die  
27



Die Zukunft.  
als Verkaufstellen für ihre Produkte dienen. Die größte ist die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft, deren grüne Cisternenwagen der Berliner kennt. Der Versuch, der europäischen Petroleumindustrie ein Monopol zu schaffen, wurde zu einer Tragikomoedie. Tröstlich ist nur, daß die deutschen Unternehmer für die amerikanische Gründungstechnik so viel Talent zeigten. Bei der Ausbeutung der rumänischen Petroleumgruben blieb übrigens die Deutsche Bank nicht allein. Sie fand Nachahmer in der Diskontogesellschaft und im Haus S. Bleichröder. Die Provinz Hannover und der Elsaß sind der Hauptbereich der deutschen Rohölquellen, deren Ergiebigkeit sich aber mit der fremder Länder nicht messen kann. Was im Deutschen Reich gefördert wird, fließt den Amerikanern zu. Die deutsche Produktion wird von Gruppen beherrscht, die sich jetzt zu einem Trust verbündet haben. In Betracht kommen: die Deutsche Tiefbohrgesellschaft; die Deutsche Mineralöl-Industrie-Aktiengesellschaft, die zur Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz gehört; und die Vereinigten Norddeutschen Mineralölwerke. Deutsche Bank, Dresdener Bank, Schaaffhausenscher Bankverein stehen hinter dem Trust. Als in Amerika der Standard Oil das Urtheil gesprochen wurde, feierte man in Deutschland die Geburt einer „German Oil Co.“. Ein harmloser Sprößling, der keinem Hexenmeister zu schaffen machen wird. Der Deutschen Mineralöl-Industrie-Aktiengesellschaft werden die hannoverschen Nohölbetriebe der Deutschen Tiefbohrgesellschaft und der Vereinigten Norddeutschen Mineralölwerke eingefügt. Das ist die Grundlage der neuen Organisation, die fast den gesammten Reichthum der norddeutschen Petroleumquellen umfaßt. Interessant ist, daß die Deutsche Tiefbohrgesellschaft, die, als Besitzerin der Aktienmajorität, die Führung im neuen Trust behält, in der selben Zeit einen wichtigen Handel in Oesterreich abgeschlossen hat. Sie vereinigt dort zwei große Etablissements mit vier Raffinerien (die im Jahr 160000 Tonnen Rohöl verarbeiten), um den österreichischen Rivalen im eigenen Lager angreifen zu können. Das ist echte Vankeetaktik. Und die Tiesbohrgesellschaft ist schlau genug, sich für ihren Feldzug eine Zeit des Niederganges zu wählen. In Oesterreich sind die fetten Petroleumjahre vorüber; ob sie je wiederkehren? Jedes Geschäft dieser Art verlöre sein reizvollstes „Gift“, wenn es auf die Zuthat der Effektentchnik verzichten müßte. Es wäre wie eine nikotinfreie Cigarre; und die schmeckt verwöhnten Rauchern nicht. Während man bei uns die Abwehr organisirte, lernte man die amerikanischen Methoden schätzen und beruhigte das Gewissen mit der Lehre, daß der Schwächere jedes Mittel anwenden darf, um sich seiner Haut zu wehren. Der Aufbau der europäischen Petroleumindustrie ist von Gelehrten untersucht worden. Keiner hat aber auf die „doppelte Moral“ hingewiesen, die zu Haus thut, was sie draußen verdammt. Wie sagt Oelmann im „Götz von Berlichingen“ von den zehn Geboten? „Implicite wohl, nicht explicite“ sind sie im Gesetzeskodex enthalten. Das sollte auch von den Geboten im Geschäftskodex gelten; und verhindern, daß man sie auf der SstlichenHalbkugel anders als auf der westlichenwerthet.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarlei G, m. b, g. in Berlin.



Berlin, den 1«. Juni 1911.  
Sonnenwende.  
Brief an den Römer.  
enken Eure Durchlaucht manchmal noch an die Silvester-  
stimmung des Jahres 1906? Sicher aus dem schönen Gleich-  
mut!) Eines, der, statt des Kaiserhofes, eines Prinzenpalais und  
des HusarenZieten, jetzt dieEwigeRoma vor dem Auge hat und  
die einst von denLoebell.Schoen, Hammann geheischten Stunden  
nun den Tains, Gregorovius, Pascal (den ich Ihnen besonders  
empfehle) widmen kann. Ohne Bitterniß also und ohne den hef-  
tigenDrang, heute noch zu behaupten, daß Sie damals im Recht  
waren. An den Generallieutenant, derdemReichsverband gegen  
die Sozialdemokratie vorsah, schrieben Sie, während von der  
Dreifaltigkeitkirche die Glocke herüberklang, die das neue Jahr  
einläutete: »Entgegen der leider in einigen liberalen Köpfen noch  
herrschenden Idee, daß die Reaktion im Reich von rechts drohe  
und Seite an Seite mit der Sozialdemokratie zu bekämpfen sei,  
liegt nach meiner festenUeberzeugung die wahre Gefahr derRe-  
aktion bei der Sozialdemokratie. Nicht nur sind ihre kommunisti-  
schen Zukunftsträume kulturfeindlich, die Mittelzu ihrer Verwirk-  
lichung brutaler Zwang: Alles, wassichetwairendwoinDeutsch-  
land an reaktionärer Gesinnung findet, gewinnt Kraft und Recht  
durch die Unterwühlung der Begriffe von Obrigkeit, Eigenthum,  
Religion und Vaterland. Von solchem Druck muß das deutsche



Die Zukunft.  
Volk sich frei machen... Die Parteien, die am dreizehnten Dezember an der Seite der Regierung standen, werden von vorn herein im Auge zu behalten haben, was sie damals einigte: der Kampf für Ehre und Gut der Nation gegen Sozialdemokraten, Polen, Weifen und Centrum. Ich stelle die Sozialdemokraten voran, weil ihre Niederlage eine Warnung für ihren blinden Uebermuth, eine Stärkung des Vertrauens in den ruhigen Fortschritt unserer inneren Entwicklung und eine Befestigung unserer Stellung nach außen wäre und weil dadurch zugleich die Möglichkeit erschwert würde, daß eine bürgerliche Partei mit Hilfe der Sozialdemokratischen eine dominirende Stellung gegen die anderen bürgerlichen Parteien einnimmt." Noch war Fortuna Ihnen treu, von dem Iettatore der Darmstädter Bank noch nicht aus Ihrer Nähe gescheucht; die Niederlage der Rothen wurde Ereigniß und das Centrum aus der Mehrheit geschaltet. Zwar kehrte die Katholikenfraktion, deren Schwächung Sie erhofft hatten, gestärkt in den Reichstag zurück und belegte für sich so viele Sitze wie alle ihr nicht affiliirten bürgerlichen Gruppen zusammen; aber die Sozialdemokratie kam zerzaust aus der Schlacht und allen nationalen Aufgaben schien die Protestantenmehrheit gesichert. In der sechs- und zwanzigsten Januarnacht zeigten Sie sich einer Schaar, die der amtliche Bericht des berliner Polizeipräsidenten »eine singende, pfeifende und johlende Menge« nannte, als Straßenredner; und S. M. citirte ein Siegerwonne Kleists Homburgerdrama und blickte vom Schloßbalkon stolzen Sinnes auf die „Niedergerittenen". Ob auch Sie, im Innersten, sich als Sieger fühlten? Wie Friedrich zu Wilhelm Meister, so konnte zu Ihnen ein Freund sprechen: «Ich muß lachen, wenn ich Dich ansehe; Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand." Zwiefachen Gewinn hatten Sie von dem Wahlkampf gehofft: wesentliche Schwächung des Centrums, wesentliche Stärkung des Liberalismus. Beide Wünsche waren unerfüllt geblieben; aber den Sozialdemokraten ein paar Dutzend Mandate abgenommen worden. Heute werden Sie, als ein zu fröhlicher Weisheit gereifter Schüler Montaignes, mit mir lachen. Das Hauptstück der Zwölften Legislaturperiode liegt hinter uns. Blicken Sie auf die Leistung des „Block-Reichstages", dessen Geschäfte, „gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Cen-



Sonnenwende,  
337

trum", die konservativ-liberale Bundesgenossenschaft besorgen sollte. Wer hat die Reichsfinanzreform ermöglicht? Das Centrum. Die Reichsversicherungsordnung? Das Centrum. Die Verfassungsänderung, die das Reichsland in ein Kaiserland wandelte? Das Centrum. Kein irgendwie wichtiges Gesetz ist gegen diese Partei durchgebracht worden. Sie hat sich als die festeste Stütze der Reichspolitik bewährt. Und dem bundesstaatlichen Leben von Elsaß-Lothringen ist eine Form gegeben worden, die der Sozialdemokratie paßte. Die Verbündeten Regierungen haben die Verfassung des Deutschen Reiches, die Sie „ein unantastbares Heiligthum" genannt hatten, so geändert, daß Herr Bebel und seine Leute zustimmen konnten. Der Hilfe dieser Herren war auch, im Preußischen Landtag, die Annahme des Feuerbestattung-Gesetzes zu danken. Und sie wurden öffentlich, vom Kanzler des Reiches, als Männer gerühmt, die im hitzigsten Kampf sich auf die Anwendung ritterlicher Waffen beschränkt hatten. Hier, scheint mir, steht ein Merkstein. Weiter. Einer der Gründe, die Sie zur Auflösung des Reichstages trieben, war das Bedürfnis, die Autorität der Regierung zu festigen und einen Zustand zu enden, der fraktionellen Wünschen bestimmende Macht über den Willen der Regierung gegeben hatte. Noch in der Dämmerung des dreizehnten Dezembertages riefen Sie, den dieser Zustand unerträglich dünkte: »Die Regierung darf sich nicht vor Wünschen und Interessen einzelner Parteien beugen, wenn ihre höchste Aufgabe, die nationale, in Frage steht". Nun, bitte, lesen Sie, was am Sonnabend vor den Pfingsten des Jahres 1911 in deutschen Zeitungen stand. »Es geht wirklich nicht so weiter mit der Verminderung der Regierungsaufmerksamkeit in Deutschland. Die Regierung kann kaum noch ein ‚Annehmbar' aussprechen, ohne auf die Heiterkeit des ganzen Hauses zu stoßen. In der Reichsversicherungsordnung ist das eben so gewesen wie bei der elsässischen Frage. Die feierlichsten Erklärungen wurden abgegeben, daß ohne die Pluralstimmen für das Wahlrecht (in Elsaß-Lothringen) die ganze Vorlage der Regierung unannehmbar wäre; und als dann die Pluralstimmen fielen, erhob sich überhaupt nicht ein einziger Regierungvertreter, um die frühere Haltung der Regierung zu verteidigen oder zu erklären." Das hat nicht etwa ein gnädiger Lunkrer oder anderer Gegner der bethmännischen Reichsschädigung geschrieben; nein: Einer aus der Mehrheit, die uns das kaum er-

28-



Die Zukunft.  
meßliche Unglück dieser »Verfassungsreform" auf den Nacken ge-  
laden hat. Herr Dr.Gustav Stresemann, Syndikus des Verban-  
des SächsischerIndustrieller und nationalliberaler Vertreter des  
Wahlkreises Annaberg.Der spricht, alsPrmengenosse des mann-  
heimerRcchtsanwaltesBassermann (de" Sie,trotzdem ersich aus  
einem scheltenden Verächter in einen Adorantcn Eurer Durch-  
laucht gewandelt hat, wohl noch heute nichtfalsch einschätzen), na-  
türlich so mild, wie Stunde und Gegenstand irgcnd gestatten. Der  
Anbcthcilige fände für den Skandal der unter der Verantwort-  
lichkeit IhresNachfolgers getriebenenSchach^ cmacheileichtWor-  
te von anderer Wucht. Früge, ob in diesem Mann etwas einer  
politischen Ueberzeugung Aehnliches lebe. Weiß doch Niemand  
mehr, woran Der glaubt. Die Ordnung der Reichsversicherung  
(auch Sie schmunzeln gewiß, wenn Sie solche Umstülpung des Bu»  
reaukratenkrames als ein ungeheures Werk preisen hören) ist in  
wesentlichen Punkten völlig anders geworden, als er sie wollte.  
Und auf dem Gebiet der Verfassungsfrage ist er kläglich, Schritt  
vor Schritt, zurückgewichen. Wenn Sie, in extremis, die Nachlaß-  
steuer geopfert hätten, wärs, im Vergleich mit dem jetzt Erlebten,  
Kinderspiel gewesen. Aus welcher Steuerquelle sie eine bestimmte  
Geldmenge schöpfenwill, mag eine Parlamentsmehrheit entschei-  
den und verantworten; der Regierung, die, weil sie das Geld für  
den Staat braucht, ihr diese Entscheidung überläßt, gebührt kein  
Tadel. Unerhört aber und unverzeihlich ist, daß ein Kanzler eine  
Lebensfrage des Reiches mit Gesetzesparagraphen beantworten  
läßt, die er gestern dem Reich schädlich und deshalb unannehmbar  
genannt hat. Anderthalb Jahre lang lähmt, im Reich und in  
Preußen, dieser Mann nun das Staatsgeschäft durch das Be-  
kenntniß, er halte das allgemeine, gleiche, öffentlich zu übende  
Wahlrecht für eine unmoderne, überlebte Form politischer Be-  
thätigung. Jetzt giebt er, den Professoren als den Pfadfinder zu  
neuer Aristokratie gefeiert haben, das so lange verworfene Wahl-  
recht einemLande, dessen Territorium von der wüstesten Schmäh-  
ung deutscherArt widerhallt. Und scheint sich, mit den ihm von je  
einer Mehrheit untergeschobenen Wechselbälgen im Arm, gar  
noch für einenHeldenundSieger zuhalten. (MeinenSie, neben-  
bei seits bemerkt,nicht auch, daß die Sitte, jedemKanzler, derirgend-  
was Aufgebauschtes durchgedrückt hat, in feierlichem Majestät-



Sonnenwende.

339  
erlaß Allerhöchsten Dank auszusprechen, im Interesse der Reichs-  
würde und ihres höchsten Schirmers wieder abgeschafft werden  
müßte? Vestizim Leonis Lsprivi könnten von solchem Versuch ab-  
schrecken. Was bleibt, nach all dem Bumbum und Trara, denn für  
Einen, der wirklich mal Dauerbares erreicht hätte?) Gesiegt hat  
das Centrum, hat die Sozialdemokratie; hat, meinerwegen, der  
Reichstag. Wie gefällt er, den Ihr Auge mit so frohem Leuchten  
sich dem Schoß deutscher Nation entbinden sah, in seinen alten  
Tagen, seines Lebens Herbst nun dem Blick Eurer Durchlaucht?  
Sie werden nicht nur dem Gegner, sondern auch dem Freunde  
die Antwort weigern. Klugheit empfiehlt. Sie kennen ihre Lands-  
leute. Die glauben zwar nicht, daß Jeder mit dem Amt den dazu  
nöthigen Verstand empfangen; sind aber sicher, daß mit dem Amt  
Jeder den Verstand verliere. Ihr alter Feind Posadowsky hat  
in Schmerzen erlebt. Mit anständiger Tapferkeit hat er angedeu-  
tet, daß er in der neuen Verfassung Elsaß-Lothringens ein dem  
Reich drohendes Anglück sehe; ein Mann, der sich als Staatsse-  
kretär im Reichsamt des Inneren Achtung und Ansehen erworben  
hat. Doch er ist ja nicht mehr im Amt: also braucht Keiner noch auf  
ihn zu hören. Selbst Leute, die einst auf ihn schworen, thun, als  
habe dem »großen nationalen Werk" nur engherziger Lunkertrotz  
sich entgegengestemmt. Vorgestern höchste Autorität, heute gleich-  
giltiger Privatmann. So ist auch dem ersten Kanzler gegangen  
(der den »Reformator" des Reichslandes von der Liste politisch  
Mündiger gestrichen) und nach ihm dem fast weisen Miquel (der  
einem an der Annahme dieser Vorlage beteiligten Nationallib-  
eralen nie wieder die Hand gereicht hätte). Sehr klug, daß Sie  
schweigen; und den Tag Ihres Philippi abwarten. Vielleicht siegt,  
mit den Truppen der Antonius und Octavianus, Caesars Geist  
über Brutus und Cassius. Vielleicht; ganz gewiß ist nicht mehr.  
Das Centrum kann sich, mit bestem Recht, als die Partei der zu-  
verlässigsten Patrioten vor des Wählers Blick stellen (und, wenn  
es schlaue geblieben ist, zuvor noch die Forderung des Reichswahl-  
rechtes für Preußen wieder aufnehmen). Monate lang, im Bund  
mit den Konservativen, täglich in seine Zeitungen setzen, was Sie,  
Rheinbaben, Paaschs, Richter, Plener gegen die Besteuerung der  
Deszendenten gesagt, und darunter, was Bethmann und Mer-  
muth an Lob ihrer Reichsfinanzreform geleistet haben. Dann sticht



Die Zukunft.  
diese Karte kein Trümpfchen mehr.And daß es ein anWahnsinn  
grenzender Fehler war, dem Reich in Straßburg ein böhmisches  
oder irisches Parlament zu schaffen, merkt Michel wohl erst spät.  
Bethmanns Losung «Fortschritt gegen Stillstand" (mit der schon  
die Waldeck und Mrchow gegen Bismarck ins Feld zogen) wirkt  
ja auf die Massen, die, weil sie im altenQuartierkaumvielzu ver-  
lieren haben, nicht erst lange fragen, wohin der Marsch führen  
folle. Und die neue Nationalistenpartei, die des Kanzlers weit"  
sichtiges Handeln dem Kaiserland beschert hat, ist vielleicht klug  
genug, ein Weilchen manierlich zu bleiben und den Tag abzu-  
warten, an dem sie den blind gläubigen berliner Protektoren das  
dicke Ende zeigen kann. Die Nationalliberalen gehören fürs Erste  
in enge Gemeinschaft mit den Freisinnigen und anderen Demokra-  
ten; sie haben, zum ersten Mal, in einer nationalen Frage von  
schwerüberbietbarerWichtigkeitversagtund dürften, alsFörderer  
deutscher Demokratie, aus demHort derIndustrie nicht ein Mark-  
stück erhalten, so lange Emil Kirdorf darüber mitreden will. Lahm  
sind sie schon, ehe der Kampf begonnen hat. Träumen sie etwa noch  
immervon derAechtungdes Centrums, dem sie sich in Schicksals-  
stundenderReichspolitik verbanden? »Diese Parteigefährdetdas  
Vaterland.denn sie hatdieGesetze ermöglicht,denen wir zugestimmt  
haben": solcheParole wird nicht ziehen. Eben so wenig einFront-  
angriff auf die Sozialdemokratie Sieg verheißen.Eine Partei, nach  
derenWunschdieVerfassungdesReichesgeändert, dieZukunftdes  
Grenzglacis, derReichsfestunggestaltetworden ist, darfkeinVer-  
ständiger fortan zu den Totfeinden des Reiches rechnen. Wer  
sich dieser Partei vor oder während der Wahlschlacht verbündet,  
darf nicht, wie im Winter 1906, an den Reichspranger gekettet  
werden. Jederdarf für diese Parteistimmen; und derSchutzmann  
braucht sich des für sie abgegebenenWahlzettels nichtmehrheim-  
lich zu schämen. Denn sie hat, nach der Meinung des Kanzlers  
und des von ihm informirten Kaisers, das Reichsbedürfniß ja  
klarer erkannt und aus tieferem Patriotismus befriedigt als die  
Partei der preußischen Offiziere und Verwaltungsbeamten. Soweit  
hats IhrNachfolger gebracht. (Und Kiderlen, Ihrer Laune letztes  
Geschöpf? Hier hat sichs ja um internationale Politik gehandelt,  
über die er mindestens konsultativ gehört werden mußte. Ist sein  
Herz bei den FreundenBuch, Brandenstein, Kroecher? Oder hat



Sonnenwende,  
3',1  
erwieder,wievordemEntschluß,dendeutsch«russischenAssekuranz-  
vertrag zu kündigen, sich ins falsche Bootgesetzt? DieFolgen bei-  
der Entschlüsse können einander recht ähnlich werden.) ?lauóite! In  
Preußen kannBethmann die Entscheidung verzögern, bis er abge-  
löst wird. Doch niemals hoffen, nie wieder, ernst genommen zu wer-  
den,wennerdemdeutschenIndustriearbeiterabschlägt,waserdem  
lothringischen Französling, dem Erzfeind «deutscher Wanzen",  
« deutscher Hundebewilligt hat. AllesGerede von der Kontinuität  
geschichtlicherEntwicklung würde wie ehrwürdigerOuatsch wirken.  
Ein andererMinisterpräsident mag das Klassenwahlrecht wahren;  
Bethmann kanns nicht.,Vielleicht bleibt er pfiffig und bereitet in  
der Gloria sacht denRücktritt vor. Nachfolge ? Auch diese « Schwie-  
rigkeit" haben wir (nichtwahr?) allgemach belächeln gelernt. Die  
Unmöglichkeit, im ganzen Geschäftskreis die dem Kanzler aufge-  
bürdete Verantwortlichkeitzu tragen, habenSie eingesehen. Aber  
das jetzt Geleistete wäre von Mermuth, von Clemens Delbrück  
und manchem Anderen sogar mit voller Zuversicht zu erwarten.  
Kanzler kann, post l'Keobalällm, jeder brave Beamte sein.  
Lassen Sie sich von Ihrer liebenswürdigen Frau, deren  
Eharme selbst unseren Freund Holstein umspinnen hatte, Clai-  
rettes Lied aus der Angot vorspielen. Der Reginungwechsel war  
wirklich nicht nöthig; weder dieAuflösung noch der Silvesterbrief.  
Hätte der damals von dem schon amortisirtenVerleiterderDarm-  
städter Bank (dessen Dankbarkeit Ihnen sosäuerlichindieNüstern  
dampfte) erlistete Applaus Ihnen nicht den nüchternen Rechner-  
sinn betäubt, dann wärenSienichteinsam,durcheinevonMinen«  
gängen unterwühlte Schlucht, in den Novemberkampf des Jahres  
1908geschrittcn.Wärediealte,indenTagenschlimmsterSchwach-  
heit erprobte Mehrheit Ihnen geblieben und kein vom Hof her-  
wehender Zugwind stark genug gewesen, Sie vom Thrönchen zu  
fegen. Jetzt hatBethmann diese Mehrheit (die neuste ist, im « Block-  
^Reichstag", die alte, gegen die er gewählt worden ist); dazuLibe«  
rale, die für Alle zu haben sind, und für Nothfälle noch die So-  
zialdemokratie, n'etait pas la peine, assurement, cie cKanZer . . .  
Totengericht.  
Der Maler Wilhelm von Gaffron, von dessen Konflikt mit  
dem Freiherrn Oswald von Richthofen ich vor vierzehn Tagen



Die Zukunft.  
hier sprach, hat im Mai 1908 in einem Brief an den Freiherr«  
Hartmann von Richthofen behauptet, er habe dessen jüngerem  
Bruder Oswald 39750 Mark in barem Geld geliehen; diese Be-  
hauptung aber weder vordemNotarnoch vordem Richterwieder-  
holt. Der Brief hat keiner Instanz vorgelegen; mir erst am dritten  
Iunitag.Wir müssen hoffen, daß dieVerhandlung vor demKriegs-  
gericht (das auch die Anwälte der Parteien vernehmen müßte) den  
Ueberlebenden in günstigeres Licht bringt, als die Bürgergerichte  
thaten. Zweitens: Frau Caecilie Meyer hat einem berliner Zei-  
tungsmann erzählt, sie werde den Prozeß um den vierzehnjährigen  
Joseph Kwilecki (den siefürihren Sohn ausgiebt)nurweiterführen,  
wenn Graf Hektor Kwilecki das ihr für den Erfolgsfal I gemachte  
Angebot auf zwanzigtausend Mark erhöhe und, statt des mündli-  
chen, ein schriftliches Versprechen gebe. Ein Mutterherz. In bei-  
den Fällen bleibt zu beklagen, daß gegen Tote verhandelt wird.  
Luftschiffbau Zeppelin.  
Ueber der Löwenbucht verglüht der fünfte Augusttag. Auf  
demCornicheweg ists leerer als sonst beim Dämmern einesSom--  
merabends; das immer hastige Leben derPhokäerstadt scheint in  
die Herzkammer zurückgedrängt. Zwischen der Rue Honorat und  
der Cannebiere regt sichs. Schänken und Kaffeehäuser sind dicht  
besetzt; die Stimmen schriller, die Gesten heftiger als am Alltag.  
DerFremde merkt bald, daß im SinusQallicus das Blut heute be-  
sonders schnell kreist. Merkt auch, daß da, wo er als Deutscher  
erkannt wird, das Feuer derRede sich rasch dämpft. Was erregt  
die Massilier? Der Kaiser hat seit der Heimkehr noch nicht ge-  
sprochen; aus Marokko kam keine aufrüttelndeBotschaft;und aus  
dem pariser Generalstrike ist nichts geworden. Irgendwas liegt  
aber in der Luft. Was? Der Horcher erlauschts. „I^e Zeppelin«,  
«I^^eppeline": so schwirrtsum alle Tische. Das also. Seit gestern  
fährt der schwäbische Graf durch die Luft; hatStraßburgsMün-  
sterspitze schon hinter sich und schwebt jetzt vielleicht über der Ven-  
domesäule. Nein: er ist umgekehrt, nachdem ein kleinerDefekt ihn  
zu kurzer Landung gezwungen hatte; daß er bis nach Paris wolle,  
war einBoulevardmärchen. DocheineRecordfahrt.Und nur eine  
Probe. »Paßt auf: wenn Clemenceaus gekrönter Freund in den  
Taunus kommt, wird ihm das Luftschiff in voller Fahrt gezeigt.



Sonnenwende,  
die Leichtigkeit der Landung vors Auge gerückt und von der Höhe  
her ohne Worte die Frage gestellt, ob England jetzt noch eine Insel  
sei. Das Schauspiel kann ihm die marienbader Kur verderben.  
Wozu hilft die Entente, wogegen schützt das Netzwerk der Verträge,  
wenn Deutschlands Luftflotte eine Armee über den Kanal werfen  
und London mit Dynamit in Brand stecken kann? Daß die Deut-  
schen uns auch da überholt haben sollen, klingt wie die schmachlichste  
Chamade. Den Ruhm unserer Aeronautik dürften sie nicht antasten.  
Die Patres Lana und Guzman, deren Ballonerfindungen am  
Ende des sebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahr-  
hunderts gepriesen wurden, waren zwar nicht Franzosen, doch  
Lateiner. Die erste praktische Leistung hatte die Welt den Brüdern  
Montgolfier, Etienne und Michel, zu danken, die aus unserer  
Ardeche kamen. Lest ihre <sup>^</sup>emoire <sup>g</sup>Lur <sup>l</sup>Msckineserostslique. Paris  
und Versailles haben das Schiff in der Luft bewundert, Louis  
und Marie Antoinette den Erfindern huldvoll zugelächelt. Wer  
weiß, was aus der Montgolfiere geworden wäre, wenn der Sturm  
der Revolution die Brüder nicht aus den Lüften auf die Erde ge-  
scheucht und die Oberschicht weggefeigt hätte, die zur Förderung  
so schwieriger Experimente geeignet war! Am die selbe Zeit (fast  
auf den Tag ists fünf Vierteljahrhunderte her) ließ der Physiker  
Charles auf dem Marsfelde einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon  
steigen. Damals waren wir Allen voran. PWtre de Rozier fuhr  
auf der Montgolfiere noch weiter als ihre Erfinder und wäre über  
Boulogne hinausgekommen, wenn sein Ballon, dessen Mechanis-  
mus inzwischen nach den Erfahrungen der Charliere ergänzt wor-  
den war, nicht verbrannt wäre. Blanchard kam 1785 mit seinem  
Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsund-  
sechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm)  
vom Aeronautenschicksal ereilt. Alle Franzosen. Charles aus  
Beaugency, PWtre aus Metz, Blanchard aus dem Departement  
Eure. So ists geblieben. Biot, Gay-Lussac, Sivel, Tissandier,  
Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy.  
Bei uns ist der Fallschirm erfunden worden. Wir hatten (schon  
1794) die erste Luftschiffercompagnie; die Bonapartes Ungeduld  
zu früh auflöste. Renards Ballon hatte zuerst das Cigarrenformat,  
init dem die Deutschen sich jetzt brüsten. Trotz Alledem: überflügelt;  
und wieder von einem Patrouillereiter des Kaisers. Unsere Leistung



Die Zukuuft.  
ist vergessen und nur von Zeppelin noch die Rede. Hält er sich vier- undzwanzig Stunden ohne Pause in der Luft, dann wird sein Aluminiumschiff (Schwarz hatte schon vor elf Jahren eins) Reichseigenthum und der Winter bringt eine Luftflottenvorlage." Zeitungenjungen heulen heran. «I^a catastrophe Zeppelin! Oemanäe? le Soleil äu ^iiäi!" Ein Blatt, dessen Glaubwürdigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Dennoch reißt mans denLümmeln jetzt aus der schweißigen Hand. Und liest, das Luftschiff sei von einer Gewitterbö gepackt und entankert worden und gleich danach verbrannt. Das hätten die Nachbarn nun von ihrem Geprahl; nach solcherBlamage würden sie sich auf diesem Gebiet wenigstens vor Wettkämpfen künftig wohl hüten. Jeder möchte es gern glauben; Keiner wagts. Ein schlau ersonnener Kniff; die Provinzzeitung will ihren Absatz steigern und hascht nach der stärksten Sensation. Wenns wahr wäre! Dann hätten wir von Havas längst einen Bericht. Vielleicht kommt er noch; abwarten. Nach Zehn häuft sich vor den Kiosken die Menge. Wenns doch wahr wäre! In Aller Auszea lauert die Hoffnung. Gegen Elf bringt ein Radler ein Bündel neuer Blätter. Entschnürt, sortirt: und schon vergriffen. Eine Minute lang ists, als halte Alles den Athem an. Dann schwillt das Stimmenkonzert zum Fortissimo. Wahr also; wirklich wahr! Von dem Schiff, das den Deutschen ein zweites Sedan bereiten soll, ist nichts übrig als ein verkohlter Rumpf. Werdenkt da an Schlaf? In dickem Strom wälzt sichs durch die Rue Noailles und aus dem Gischt gellt Weiberlachen, jauchzen Freudenrufe und Spottliedchen ins Ohr des dem Süden Fremden. Dort, an der Ecke, tauschen zwei halbwüchsige Kaufmannsgehilfen denBruderkuß. Da, vor der Raison Ooree, singt ein geschminktes Mägdlein, über dessen schlecht gesärbtemHaar einRiesenhut wippt, den BänkelchoralvonderLaiiNeMiance entre lakussieet lat^rsnce.Und drinnen erklärt der Kellner, während er den bock abwischt, daß es gar nicht anders kommen konnte und er (ein Pariser aus Paris, Fräulein!)an diesemAusgangniegezweifelthabe. Niemals. Am Mitternacht glaubens Alle von sich. Der Alb drückt nicht mehr. In die Ballonschuppen, die sie heimlich in allen Grenzstädten gebaut haben(mindestens dreißig, stand in derZeitung), mögen die Deutschennun Sauerkraut lagern. Oder, wennsihnenSpaß macht, ihre nnbrauchbarenZeppelinins. Wir sind wiedervornan und wer-



Soilncnwende.

345  
den die Zeit, die uns bleibt, so nützen, daß Niemand uns vom ersten Platz wegdrängen kann. Marseille geht heute fröhlich zu Bett. Solche Nachtstimmung (Paris und London haben sich weiser beherrscht als die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten) er» lebten nur Wenige; ahnten aber Viele. Das erklärt, warum die Begeisterung plötzlich in so üppigen Garben ausflackerte, wie der nüchterne Deutsche sie kaum je noch sah; warum GrafFerdinand von Zeppelin ein paar Tage lang so populär war wie Keiner seit Bismarcks Zeit. Nicht als Erfinder. Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere derMenschheitNützlicheres geleistet. Für die moderne Kriegführungwaren die Erfindungen und Kombinationen derNordenfelt, Zede, Romazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung derAeronautik;dasUnterseeboothatsichbewährt und das Luftschiff unterliegt noch immer dem Wüthen der Elemente. Die revolutionirende Wirkung der Turbine kann weiter reichen als irgendeines Luftfahrzeuges. And als Finder unbetretener Pfade hat Graf Zeppelin die Welt nicht verblüfft. Ein anderer Graf, derFranzoseDe laVaulx, ist von Paris, Berson undElias sind vonBerlindurchdieLuftnachSüdrußlandgefahren. Giffard ersann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lome das Ballonet;WölfertdenDaimler-Motor;Schwarzdie Aluminiumhülle. Zeppelin hat dasBewährtebenutzt,Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Doch das Problem der Lenkbarkeit galt schon einmal alsgelöst: nach den erstenAufstiegen des von Renard und Krebs in Cigarrenform gebauten Ballons. Daß auch derkonstanzer Graf es nicht gelöst, eine Sicherung gegen atmosphärische Gefahren nicht gefunden habe, konnte man bis in den Sommer 1909 hinein von den Sachverständigsten hören. Noch im Juli, nach der zwölsstündigen Fahrt, war von Enthusiasmus nichts zu spüren. Am achtenJuli wurde der Graf siebenziglahre alt. Die zur Förderung seiner Versuche gegründete Aktiengesellschaft war in Liquidation. Für dieDauerdieses Lebens nichtmehr viel zu hoffen. Und als nach dem Geburtstag eine Woche vergangen war, hing der Zeppelin Nr. 4 mit zerbrochenem Höhensteuer an dem Floßschuppen im Bodensee. Dann kam die Probe für die vierundzwanzigstündige Fahrt, die das Reich vor der Ab-



N6

Die Zukunft.

nahme des Luftschiffes gefordert hatte. Aufstieg und Lenkbarkeit übertreffen die Erwartung. Wie ein Märchengebild schwebt das schöne Schiff über Erwins Kirche. Zweimal zwingen Schäden zur Landung; die, zum ersten Mal auf festem Boden, gelingt. Da verbrennt das Schiff: und wie auf einen Zauberschlag öffnen sich dem Grafen die Herzen; in Deutschlands Gauen sogardie Taschen. Hat die Persönlichkeit gesiegt? Die vermag Bewunderung, zu erzwingen. Ein Mann aus altem Haus, dessen Söhne, weils ihnen zu eng wurde, aus Mecklenburg nach Dänemark und Rußland, Preußen UND Oesterreich, Hannover und Württemberg zogen. Zeppelins haben unter Fritz, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgefochten. Graf Ferdinand (vom württembergischen Zweig) hat 1863 in Amerika, 1866 in Böhmen Pulver gerochen und sich 1870 auf einem Patrouilleritt Lorber geholt. Edelmann und Soldat, Einer, der was gelernt, in Stuttgart das Polytechnikum, in Tübingen die Universität besucht und sich in der Welt nicht nur zum Vergnügen umgesehen hat. Das Muster des in alle Sättel gerechten deutschen Kavalleristen. Sein König (der nicht viel Personalauswahl hat) braucht ihn für die Diplomatie: und der Graf vertritt Württemberg anständig im Bundesrath. Als er der Amtsbürde ledig ist, widmet er sich mit Lünglingseifer dem Luftschiffbau. Nimmt als Generallieutenant seinen Abschied und steigt i960, ein Zweiundsechzigjähriger, von Manzell aus kühn zum ersten Mal himmelan. Seitdem ruht er nicht. Zwei Kanzler und zwei Staatssekretäre weigern ihm die erhoffte Reichssubvention. Der Kaiser dankt ihm nach den ersten Versuchen mit einem hohen Orden und einem huldvollen Handschreiben; kommt nachher aber zu der Ueberzeugung, daß aus dem »starren System" Zeppelins nichts Rechtes werden könne, und wehrt jeden Versuch ab, vor seinem Ohr den Grafen zu rühmen. An Schwarzens Aluminiumschiff, das der Anprall bei der Landung zerstörte, hat man ja gesehen, wie gefährlich die Starrheit ist. Halbstarr oder unstarr: so lautet die Losung; solche in der Form veränderliche, rasch zu füllende und zu leerende Ballons sind leichter zu lenken und zu transportiren, billiger und zu militärischer Aufklärung geeigneter als die Riesenkasten mit Aluminiumgitter und Stoffüberzug. Auch wünscht man «oben" nicht, daß von der Motorluftschiffahrt allzu viel Lärm gemacht werde.



Sonnenwende.

347

Der könnte die Agitation für die Flotte stören; und daß dieser Agitation, deren Wirkung zwar die Ziffern, aber nicht die Relation des britischen und des deutschen Seemachtstatus zu ändern vermöchte, ein großer Theil der Schuld an unserer Vereinsamung zuzuschreiben ist, wird noch nicht eingesehen. Graf Ferdinand wankt nicht. Läßt sich durch keine Enttäuschung den Muth des Gläubigen rauben. Aktiengesellschaft, Lotterie: was vorwärts helfen kann, muß versucht werden. pro patria. Amerika bietet für das Luftschiff eine stattliche Summe; der Graf lehnt ab: denn er will für sein Vaterland arbeiten, nicht für Fremde. Mit zäher Emsigkeit ist er im Werk. Vier Luftschiffe baut er. Eines Tages, denkt er, müssen die in Berlin einsehen, was ich ihnen leiste. Wird er den Tag erleben? Fast vierhundert Kilometer durchfährt er; ist, zwischen Bönensee und Vierwaldstättersee, zwölf Stunden ohne Pause unterwegs. Der Kronprinz telegraphirt ihm: »Halte! Ihnen nach wie vor die Stange!" Weil unter dem Glückwunsch der Name Wilhelm steht, glaubt der Graf, die Depesche komme vom Kaiser (der ihm doch nie die Stange gehalten, sondern den Sinn für die Nothwendigkeiten der Praxis abgesprochen hat), und dankt der Majestät in den Kurialien tiefster Unterthänigkeit. Aber die Reichsbehörden heischen das Doppelte des am ersten Julitag Geleisteten. Die schwerere Aufgabe schreckt den alten Reitersmann nicht. Beim ersten Versuch wird der Kühlapparat schadhaft; das Luftschiff kann während der Reparatur nur einen seiner Motore benutzen und kehrt nach Friedrichshafen zurück, um den ausgeworfenen Ballast zu ersetzen. Am nächsten Tag bricht das Höhensteuer. Die seit der Schweizerfahrt gestiegene Hoffnungsinkt wieder. Nicht des Bauherrn. Dem war 1906 ein Schiff vernichtet, 1907 der Werftschuppen zerstört und das dort gedockte Schiff arg beschädigt worden: und er blieb getrost. Auch jetzt. Am vierten Augustmorgen versucht er wieder; und diesmal schint Fortunadem Kühnen zu lächeln. Trotz zweimaligem Zwang zur Landung wird die Fahrt zum Triumphzug. Gleitet ein Wirklichkeit gewordener Kindertraum dem Auge vorüber? In Verzückung folgt der Blick dem schwebenden Wunder, dem selbst die hemmunglose Traumkunst nicht solche Vereinigung von Größe und Grazie erdichtet hat. Dehnen die Grenzen der Menschheit sich bis in den Himmelsbereich? Glocken läuten, Fahnen wehen, Böller krachen; aus tau-



### 348 Die Zukunft

send Kehlen jubelts zu dem Luftbehcrrscher empor. Er hats noch erlebt. Borgestern einhöhengsüchtigerNarr; gestern ein des Lobes würdiger Anreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kann; heute der Messias. Der Bringer des Heils. Daß es vor ihm Luftschiffer gab, neben ihm Parseval und Groß, Lebaudy und Santos-Dumont wirken, ist vergessen. Zeppelin allein ist des Sieges, der ZukunftBürge. Vermag EduardsInselreich uns jetzt noch zu widerstehen? Darf es wagen, uns ringsum neue Feindschaft zu werben? Vom Himmel her würde der Germanenzorn sein Recht, seine Rache holen. Schon liest man, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Lektion erteilt. Liest, daß Deutschland im Verlauf von zwei Jahren zwölftausend Aluminiumluftschiffe bauen und auf dieser Flotte sechshunderttausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Ein Taumel rast durchs Land. Jeder möchte den Erlöser sehen. Am ihm näher zu sein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, keuchen müde Frauen auf Kirchthürme. Bon der Maas bis an die Memel dröhnt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg. «Noch ists nicht Inbrunst. Eine Gluth, die aus Papierballen aufprasselt und rasch wieder verglimmt. Freude an der Neuheit, die das Alte überleuchtet. Wenn gedruckt würde, Graf Zeppelin habe zwar gezeigt, daß er auf harter Erde landen könne, den Abnahmebedingungen aber, da er zweimal zu Reparaturen herunter mußte, wieder nicht genügt, sähen wir die Begeisterung wohl ebbn. Die Sachverständigsten haben gewarnt. »Auch Nr. 4 hält sich nicht vierundzwanzig Stunden oben; und durch die Mißachtung atmosphärischer Launen kann schlimmes Unheil entstehen." Sprach Prophetengeist so? Nach der Landung in Echterdingen wird das Schiff auf dem Feld verankert und zum Anseilen und Halten Militär herangeholt. Drin arbeiten Daimlers Leute. Der Graf ist nach Stuttgart gefahren, um sich mit einem guten Mahl für die Weiterreise zu stärken. Daß es auf dem Ankerplatz an Seilen fehlt, wird bedauert; schadet schließlich aber nicht. Da naht die Gewitterbö, wirft das Schiff auf die Breitseite, hebt es vom Boden und zerrt es so wild hin und her, daß die Pfähle brechen, die Seile reißen, die Mannschaft den hundertzwanzig Meter langen Körper nicht zu halten vermag. Tausende sehens entsetzt; recken die Arme und möchten das Schiff umfassen. Unmöglich. Wird



Sonnenwende,  
es entfliegen, wie AndreCs Ballon, die «patrie» und der „d>Willi  
secunäus« ? Nein. Ein Knall, als sei die Erdkruste geborsten; eine  
Feuersäule, als wolle der Höllenfürst einem Liebling ein Denkmal  
setzen; nach drei, vierMinuten rauchenTrümmer,wo vorher das  
Gebild aus Menschenhand seine Metallglieder in stolzer Lebens-  
freude zu regen schien. Wer sagts dem Grafen? Schon jagt Einer  
der Stadt zu. Schon steht der Greis am Grab seinerArbeit. Nicht  
seiner Hoffnung. Als sei er ins Hirn gehauen: so hat er nach der  
MeldungmitdenHändendiewundeSchädeldecke betastet.Selten  
ward einem Menschen so ungeheures Erlebniß; war einer dem  
Weltgeist so nah. HöchsterTriumph und zerschmetternder Sturz ins  
knappe Maß einer Stunde gezwängt. Ikaros, den eines Gottes  
Eifersucht empfinden lehrt,daß nurWachs,in der Sonnennähe zer-  
tropfendes, ihmdieFlügelandenRumpfgeklebthat.«DerFreude  
folgt sogleich grimmige Pein": seufzen Faust und Helena, als das  
ikarische Schicksal den Knaben Euphorien hinrafft. Faust! Eben-  
bild der Gottheit und nun furchtsam weggekrümmterWurm? In  
solcheTiefe darf der deutsche Graf, der Krieger und Wolkenthron-  
werber nicht sinken. Schneebleich steht er; wehrt die Trostversuche  
ab,die heiseren Rufe,die wie einRöcheln aus rauhemSchlund stei-  
gen und so gern doch einemJauchzen glichen.Mit siebenzigJah-  
ren ein neuer Anfang. Jammer vertrödelt nur Zeit. Die Sehnen  
desAltenstraffensich.Und aus seinem Blick leuchtet einGelöbniß..  
Wem gelingt es? Trübe Frage,  
Der das Schicksal sich vermummt,  
Wenn am unglücklichsten Tage  
Blutend alles Volk verstummt.  
Doch erfrischt neue Lieder,  
Steht nicht länger tief gebeugt!  
Denn der Boden zeugt sie wieder,  
Wie von je er sie gezeugt.  
Der selbe Tag gebiert dem Grafen Zeppelin das dritte He-  
roenerlebniß. Sturz? Nein: Vergottung. Kam er in seinem Wun-  
derkahnvomBodenseenichtbisnachMainz,vomGoldenenMainz  
nicht nach Stuttgart? Eine Leistung, der keine ähnelt. Daß auf dem  
echterdinger Feld das Fahrzeug verbrannte, war ein Zufall, den  
kein Menschenauge vorhersehen, kein Menschenhirn abwenden  
konnte. Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder  
Rachsucht den Meister zu strafen.Für die ganze Menschheit steht.



Die Zukunft,  
 derMächtige,um dieFrucht genialischenFleißes Gebrachte nun;  
 leidet für sie; und muß ihres Mitleidens belebenden Hauch drum  
 auch spüren. Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller  
 Herzen, schmilzt die Eisrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem  
 KaltenWall.DerKaiser.der sieben Jahre langspröd blieb, spricht  
 große Worte. «Ich und ganz Deutschland glaubten, allen Anlaß  
 zu haben, Sie jetzt zum Abschluß Ihrer Epoche machenden groß-  
 artigen Leistung beglückwünschen zu können. Immerhin bleibt der  
 erzielte Erfolg im höchsten Grade anzuerkennen und muß Sie über  
 das erfahrene Unglück trösten." Der Graf denkt anders; er ant-  
 wortet: »Euer Majestät allergnädigster Trostspruch verwandelt  
 Trauer in Freude. Allerunterthänigsten bewegten Dank dafür!  
 Mit Begeisterung werde ich mich Eurer Majestät und des deut-  
 schen Volkes Auftrag zum Weiterbauen unterziehen. " Solcher  
 AuftragwarinderDepeschenicht angedeutet,dieTrauerinFreude  
 zu wandeln vermochte. Bundesfürsten und Würdenträger spen-  
 den Trost und Lob in sprudelnder Fülle. Ernst von Wildenbruch  
 stößt ins Horn. »Das Werk, das ungeheure, das Menschengestalt  
 ersann, mit dem er sich zum Gebieter des Stoffes, zum Bezwin-  
 ger alles Dessen machte, was Menschenkräfte lähmt, zum Ueber-  
 winder der Trägheit, zumBeschämer desNeides,zumAeberzeu-  
 gendes Zweifels, es ist dahin. Alles scheint verloren; und in Wahr-  
 heit ist nichts verloren; denn das Werk ist hin, die äußere Erschei-  
 nung der That: dieThat selbst gehört zu denen, die, einmal ins Le-  
 ben gerufen, nie wieder untergehen." Schon ist, während eine  
 Sonne auf und nieder stieg, eine Million gezeichnet worden. Ha-  
 benArme ihre Spargroschen aus derBüchse geholt. Hat das Reich  
 den für das Schiff vereinbarten Preis bezahlt. Wer denkt noch  
 an die Abnahmebedingungen?Fürsten und Städte, Körperschaf-  
 tenund Schulkinder, Banken undHandwerkstättenbietenBeiträge  
 an. Der Paktolos strömt in den Bodensee. Aus neugieriger Ve-  
 rwunderung ist nun erst, durch Feuers Macht, Inbrunst geworden.  
 Sc w n im Spätsommer 1908 die deutsche Stimmung. Der  
 Rückblick wurde nöthig, weil nur er erklären hilft, warnmjetzt nicht,  
 endlich, Einer aufsteht und offen, ohne zimperlicheBeschönigung,  
 sagt, daß der Traum, nach drei Jahren, ausgeträumt ist, der in  
 Wonnen lallende Rausch nüchternem Ernst weichen muß. Wa-  
 rum? Wölferts Luftschiff explodirte beim Aufstieg und tötete den



Sonnenwende.

351

Erbauer. Schwarz war schon tot, als sein starrer Kahn bei der Landung zerstört wurde. Von Andree, dem Nordpolsucher, kam uns nie eine Kunde. Die „?stne« wurde von Wirbelwinden entführt und ließ inIrland, als letztesErinnerungszeichen, eineRiesenschraube mit Zubehör fallen. Der britische «I^ulli secunäug« zerbröckelte über der Paulskathedrale. Die «Kepublique" stürzte aus ihrerHöhe, weil derPropeller eine Zelle zerrissen hatte.Nach und trotz aller Enttäuschung wurde an Zeppelin, wie an einen durch allmächtiges Walten bewiesenen Gott, geglaubt; und jeder Zweifel mit lautem Schimpf gepönt. Daß Jesus nie gelebt, das Papstthum der Menschheitkultur, Schiller der deutschen Dichtung, Bismarck seiner Nation nichts Haltbares geleistet habe, durfte Jeder behaupten; Keiner, daß Zeppelin nicht ans Ziel uraltenMenschen-sehnens gelangt sei. «Eins der im Betrieb sichersten Fahrzeuge" hatte der Graf sein Luftschiff genannt; und mit hallender Stimme gerufen: «Der eine Wille beherrscht Alle, Jung und Alt, Hoch und Nieder: Alle verlangen, daß ich.ungebeugt durch den hartenSchick-salsschlag, dem Vaterland neue Luftschiffe bauen soll, und Alle spenden an Mitteln, was in ihren Kräften steht. Mit gerührtem Dankund freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der NationgewordenenAuftragzum Weiterbauen." AlsderBringer froher Botschaft wird er von den Landsleuten gefeiert. An den Strang der Glocke, die, früh und fpät, seinenRuhm durch das Reich läutet, hängt sich der Wunsch, in der Luft den Primat zu erlangen und zu wahren, den auf demMeernoch Britanien uns sperrt.Schon im Heer des Generals Bonaparte gab es aerostiers; nun gilt unsere Luftschifferabtheilung als die beste aller Großmachtheere. In ZeppelinsKahnsind mindestens fünfzigSoldaten unterzubringen. Bald auch Kanonen. Wird aus der Gondel Dynamit in Städte und offene Lagergeworfen, dann lerntderFeind schnell das Beten. Seht Ihr, nach einem Briteneinbruch in unseren Nordseetheil, einen mit Sprengstoff befrachteten Zeppelin über der Bank von England schweben?.. Geschwind schmeichelt solche Hoffnung sich ein. Spät kamen wir: und sind nun dennoch vornan. Der Kronprinz hats gesagt. Ein von ihm unterzeichneter Aufruf schloß mit dem Satz: «Wir müssen den einmal gewonnenen Vorsprung im Kampf um die Beherrschung desLuftmeeres unter allenUmständen behaupten." Ein Vorsprung, von dem man nicht sprach, galt

2g



Die Zukunft,  
im Deutschland des alten Wilhelms ums Doppelte mehr als ein  
ausgeschriener. Und noch immer müßte, werherrschen will, schwei-  
gen können; dürfte nicht, vor dem Auge neidischer Nachbarn, je-  
den halbflüggen Gedanken in prunkhaften Worthülsen zur Schau  
stellen. Doch die Hochstimmung verbot solche Bedenken. Der Kai-  
ser hat Jahre lang ungemein schroff über die Arbeit des Grafen  
geurtheilt, ihm, der gerade damals der Hilfe bedurfte, die Reichs-  
quellen nicht geöffnet und seinen Aerger nicht verborgen, wenn der  
Name des Luftschiffbauers genannt wurde. Im November 1908  
ist ihm »die Vorzüglichkeit des starren Systems über alle Zweifel  
erhaben"; ist der Graf »der größte Deutsche des zwanzigsten Jahr-  
hunderts, der Bezwingen der Lüfte, der uns an einen neuen Ent-  
wicklungspunkt des Menschengeschlechtes geführt hat und einen  
der größten Momente in der Entwicklung vermenschlichen Kultur  
erleben ließ". Das klingt. Ueberdröhnt alle Zweifelsfragen. Und  
was haben wir seitdem erlebt? « Ikarus! Ikarus! Jammer genug! °  
Ein rascher Blick auf die Geschicke der Zeppelin-Kähne lehrt  
ihn erkennen. Während der ersten Fahrt stürzt, am zweiten Juli  
1900, das vom Grafen geführte Luftschiff in den Bodensee; bleibt,  
weil es aufs Wasser niederkam, unzerstört und wird, arg beschä-  
digt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zweite  
Fahrt: am siebenzehnten Oktober 1900. Der Graf ist Führer. Aeber  
dem Bodensee platzen im Schiffsgehäus Gasballons und der Kahn  
wird nur dadurch gerettet, daß er auf den See niederkommt. Er  
wird (die vorderen Gondeln sind mit Wasser gefüllten dieschwin-  
nende Halle zurückgeschleppt. Vier Tage danach ist wieder Zeppe-  
lin der Führer. Defekte in der Luft. Nach dem Niedergang treibt  
das Luftschiff, das mit seinen Propellern nach Friedrichshafen  
gelangen will, nach Meersburg (wo, im Glaserhäusle der Droste,  
jetzt Mauthner wohnt) und wird erst bei Konstanz, ehe es am Afer  
oder an der Rheinbrücke zerschellen konnte, von Dampfern einge-  
holt und an starken Stahltrossen in die Halle bugsirt. Am dreißig-  
sten November 1905 bricht schon bei der Ausfahrt ein Windstoß  
das vordere Steuer; das Schiff muß nach schwachem Aufstiegs-  
versuch niedergehen und treibt in Windeseile dem Schweizerufer  
des Bodensees zu, wo es, trotz Zeppelins Führung, zum Wrack ge-  
worden wäre, wenn die Dampfer es nicht noch früh genug eingeholt  
und zurückgeschleppt hätten. Am achtzehnten Januar 1906 drängt



Sonnenwende.

3S3  
derWind das Luftschiff schon über Friedrichshafen vom Bodensee ab; beiWangen, im württembergischenAllgäu,landetes(dem der Motor versagt hat) auf eine gereutete Waldstelle; wird vom Wind völlig zerstört und nur das Aluminiumkanngeborgen werden.AuchdieseFahrthatteGrafZeppelingeleitet.ZIwardemontirt, Z II vernichtet worden.Z III wurde, nach glücklichen Fahrten, umgebaut, auf Befehl des Kaisers vom Kriegsministerium gekauftund in Metz stationirt; seit es dort ist, hat es zwei Luftmanöver mitgemacht, aber keine größere Fahrt mehr unternommen. ZI V wurde, nach sechswöchiger Lebensdauer, bei EchterdingenvomFeuerverzehrt. Auch Z V wurde, nachdem es auf der Rückfahrt von Bitterfeld beschädigtwordenwar,vonderMilitärverwaltung angekauft; auf dem Rückweg von der homburger Kaiserparade wurde es, nach fünfmonatigerLebensdauer,beiWeilburg zerstört. Z VIkam, nach verspätenden Havarien, bis ins Gelände der Reichshauptstadt und, nach beträchtlicherenDefekten, in dieBodenseehallezurück; noch mehrereFahrten waren vomGlück begünstigt; bei Oos imSchwarzwaldverbrannte dasSchiff,das ein Jahr erlebthatte. Z VII wurde nur zehn Tage alt; unter dem Namen »Deutschland" solltees,vonDüsseldorfaus,alsPassagierschiffLuftfahrten unternehmen; am achtundzwanzigstenJuni1910 zerstörte es im Teutoburger Walde der Sturm. Seinen Namen und seine Funktion Vererbte es dem Z VIII, der am siebenten April 1911 zum ersten Mal aufstieg und am sechzehnten Mai, neben seiner düsseldorfer Bergehalle, vom Wind vernichtet wurde. Seit dem Jahr 1900 sind also acht Zeppelin-Schiffe gebaut und sechs davon durch Sturm oderFeuerzerstörtworden;eins wurde,als unzulänglich,demon-tirt und das letzte (1906 erbaute) ruht in der metzer Schutzhalle. Vor der Summe solcher Erlebnisse noch von Zufall zu reden und über Mängel der Bedienungmannschaft zu stöhnen, ist unmännliche Thorheit. Am fünfzehnten August 1908 war hier zu lesen: «DenSachverständigsten war die echterdingerKatastrophe kein Zufall, kein accicZent, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems: so wenig Zufall wie die Versäumniß eines Industrieherrn, der seine Fabriken und Zechen nicht gegenWetterschläge geschützt, eines Bankleiters, der mit niemals schwindender Geldfülle gerechnet hat. Das Luftschiff mußte landen, mußte auf freiem Feld lagern: daß es da, ohne

29-



354 Die Zukunft.

die nothwendigste meteorologische Aufklärung, ohne zureichende Ankervorrichtungen, verbrannte, ist nicht mit dem Hinweis auf .unerwartet aufgetretene elementare Gewalten' entschuldigt. Gewitterböen sind nicht gar so selten; und dem Meister der Technik darf kein bekannter Vorgang unerwartet nahen. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dannmagleder bedenken, daß Zeppelins nunDeutschlands Schlappe wäre. .Auftrag von derNation', .nationaler Luftschiffbaufonds': folcheWorte sind Ketten und binden das Reich. Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen; mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft." Wer mochte vor drei Jahren solches Warnerwort hören? Leise hat MancheninzwischenEnttäuschungbeschlichen. Einer der Gründe^ die den General von Einem aus dem Amt des Kriegsministers trieben, war die Gewissenspflicht, die Verantwortlichkeit für den Ankauf neuer Zeppelin-Schiffe abzulehnen. Den Glauben an ihre Brauchbarkeit für Heereszwecke hatte der Zweifel schon benagt. Sie haben Gas, Benzin, Ezplosionmotore an Bord; bei atmo-sphärischen Störungen wird solche Fracht leicht zumVerhängniß. Ein Sprengstoff könnte dem Leib des Luftschiffes, in das er ge-> lagertward, gefährlicher als dem Angriffsgegenstand werden. Die Kähne bieten dem Feind ein ungemein breites Ziel. Sie herunter-zuschießen, kann eher gelingen als der Versuch, aus einem durch die Luft eilenden Motorboot ein schwimmendes Ziel zu treffen; aus einer Höhe von mindestens fünfzehnhundert Metern. So hoch hinauf müssen die Ballons, um vorArtilleriefeuer halbwegs geschützt zu sein. Ist durch die schärfsten Gläser von da aus noch die genaue Beobachtung des Feindes möglich? Die Bomben, die 1812 die Russen, 1849 die Oesterreicher aus Ballons warfen, sind unwirksam verknattert. AnZeppelms lenkbares Riesenschiff war damals freilich noch nichtzu denken. Das aber ist, nach derlleber-zeugung der militärischen Gutachter, nur da brauchbar, wo ihm Häfen oder Landestellen bereitet sind; und nur für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes. Für taktische Aufgaben im Engeren ist der starre, schwer zu befördernde Körper nicht geeignet; die fordern leicht zu füllende und mühelos zu transportirende



Sonnenwende,  
3S5  
Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends schwer  
-wird. Wenn ein Parseval oder ein anderes nicht aus starrem Stoff  
gefügtes Luftschiff schadhaf wird (was ja viel seltener geschehen  
ist als imBereich des Systems Zeppelin), dann wird es entweder  
schnell geflickt oder, im Fall größeren Schadens, entleert und auf  
derEisenbahn in denOrt derWerkstatt zurückgebracht. Wasaber  
würde aus dem metzer Militärluftschiff, wenn es auf freies Feld  
Herunter müßte, wo keine Bergehalle es aufnimmt, keine Soldaten-  
^chaar es vorBöengefahr schützt, vielleicht nurFeinde ihm nah sind?  
Als ein Ingenieur hier höflich gefragt hatte, ob die Zeppelin«  
<Aesellschaftvon ihrerunsichtbarenArbeitdemdeutschenVolk nicht  
^Rechenschaft geben wolle, antwortete Herr Direktor Colsman:  
^ Zwölf Monate sind seit der Gründung der Gesellschaft vergan-  
gen. Wenn nach weiteren zwölfMonaten kein genügender Fort«  
schritt.keine höhere Stufe erreichtsein wird, dann vielleicht hat das  
öutscheVolk ein Recht aufRechenschaft und Anlaß, in den Wein  
Der Begeisterung Wasser zu gießen." Den Brief, der in die stolze  
"Verheißung dieses Satzes ausklang, hat der Direktor des «Luft-  
schiffbaues Zeppelin "am sechzehntenOktober 1909 hier veröffent-  
licht.Zwanzig Monate sind seitdem, nichtzwölfnur, verstrichen; ein  
genügender Fortschritt scheint aber nicht erreicht, eine höhere Stufe  
inichterklettertwordenzusein. Weilburg, Oos,TeutoburgerWald,  
Düsseldorf: alle vier seit demJahr1909gebautenLuftschiffe wurden  
Vernichtet. Nie ist für ein unerprobtes System so viel Geld hinge-  
geben, mit so unermüdlichem EiferPropaganda gemacht worden.  
Doch nie auch war die Zahl der Fehlschläge größer. Jetzt fordern  
-viele (einander fremde) Sachverständige mich auf, laut über die  
Iraurige Sache zu reden. Die Enthusiasten selbst, Hauptmann von  
Krogh, Eugen Wolf und Andere, die, hitzig undjedes Opfers froh,  
lür den gevehmten Grafen eingetreten waren, seien längst vom  
Zeppelinismus bekehrt. FastIeder scheue aber den Kampf gegen  
«in von den mächtigsten Preßgruppen erwirktes Vorurtheil. »Sie  
haben im August 1908 gewagt, Zweifel zu äußern, und dem Di-  
rektorColsman im Herbst1909 geantwortet: ‚Wasser indenWein  
der Begeisterung gießen? Die Zeit derRäusche muß einmal enden;  
und wir müssen hoffen, daß sich das deutsche Volk auch ohne Alko-  
holeinwirkung noch für national nützlicheDinge begeistern kann.'  
Sie müssen jetzt sagen, daß eine gelungene Fahrt, daß sogar ein



356 Die Zukunft.

ganzes Dutzend gar nichts mehr bewiese: weil die Unbrauchb'Arkeit des Systems Allen, die nicht mit Bewußtsein blind sein wollen, offenbar gewordenist. Undwenn einZIX vonFriedrichshafenbis nach London und, unbeschädigt, zurück käme: das System bliebe verurtheilt." Ich bin nicht sachverständig. Weiß nicht, ob Graf Zeppelin, wie von ernsten Männern behauptet wird, den wichtigstenTheil seines Systems von dem Oesterreicher Schwarz übernommen und die Möglichkeitzur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden hat. Er ist nicht der Erfinder der Luftschiffahrt (die von den Tagen Leonardos da Vinci bis in die Zeit des Hauptmanns Renard manchen starken Kopf beschäftigte); war nicht der Erste, der sich in einem lenkbaren Fahrzeug lange in derLuft hielt(Daswarmöglich, seit ein leichter Motor hergestellt wurde); und nirgends wird noch an die Nachahmung seines Systems gedacht. Dennoch darf die persönliche Leistung, die mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hindernisse überwand, nicht bemäkelt werden. Das System? Der Geheime Bauratl) Dr. Emil Rathenau, dessen hellstem Kaufmannsgeist verbündetes Technikergenie für die Stärkung deutscher Weltstellung zehnmal mehr geleistet hat, als zehn Zeppelins vermöchten, ist in heute unbestreitbarem Recht geblieben. Er wurde, wie ein unwissender, frecherWicht geschimpft, da er dem Grafen empfahl, sich einen zu Rath undKontrolle berufenenAusschuß zu gesellen(eine Depesche des Kaisers, die diesen Vorschlag wiederholte, trieb der greisen. Ezcellenz das Blut in die Schläfe); er hob die Achseln und sprach, selbst imDeutschenReich werde man selten schnell genug die Soldatenzahlauf-treiben, diegenüge, umZeppelinsKähneaufdemErd-boden im Sturm festzuhalten. Diese Schiffe haben eine Länge von. mindestens hundertzwanzig, eine Breite von zwölf bis fünfzehn Metern, bergen eine Wasserstoffgasmenge von (ungefähr)zwölf-- tausend Kubikmetern in ihrer Aluminiumhülle. Sind also theuer. Inder Luft sind sie von Windund Gewitter, vonanhaltendemRe-gen- und Schneefall gefährdet. Zu gefahrloser Landung brauchen sie eine große, ganz flache Ebene ohne Felsgestein,Moor, lockeren Sand: sonst fassen die Anker nicht und die zum Haltedienst auf- gebotenen Leute haben keinen festen Stand. Dabei ist zu beden- ken, daß die Schiffe nicht immer landen, wann und wo der Führer will, sondern'sehr oft durch Defekte zu Landungen genöthigt wer-



Sonnenwende,  
357

den, für die das Nöthige nicht vorbereitet werden konnte. (Die Verwendungim Krieg scheint deshalb fast so utopisch wie derPlan einer Nordpolfahrt.) Starre Luftschiffe von solchen Dimensionen wirft, auch nach starkerVerankerung.jeder nicht ganz gelinde Windstoß so heftig hin und her, daß entweder die Taue reißen oder die Menschen, die den Kahn halten, aus ihrem Standort geschleudert werden. Ballonhäfen werden gefordert, drehbare Bergehallen; und Regimenter müssen für den Nothfall in Bereitschaft sein. Wozu, nach dem Millionenverlust, noch dieser Aufwand, der abermals nutzlos verthan wäre und ohne den unstarre und halbstarre Luftschiffe überall auskommen? Um sich noch länger über die Wesensmängel eines Systems hinwegzutäuschen, dem auch eine Milliarde nicht aufhelfen könnte? Solchen Riesenkahn in die Luft zu bringen, war eine interessante, ernsten Lobes würdige Leistung; doch eine unnöthige, da der Deutsche Parseval (und vor ihm der Franko-BrasilianerSantos-Dumont) mit viel geringerem Kraftaufwand das Selbe vermocht hat. Kostspielige Kähne, Hallen, Hafenanlagen, Truppenkonsignation: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach dem anderen befördert werden? Der Privatmann mag dem friedrichshafener Luftschiffbau so viel Geld hingeben, wie ihm beliebt. Der Staat darfs nicht; darf auch nicht warten, bis eins der schönen Ungeheime aus Menschenheime, Menschenmassen herabgestürzt ist. Marseille kann ruhig schlafen. Bleriot hat den Aermelkanal überflogen,Vedrines ist ausderHeimathalsErsternachMadrid, Beaumont nach Rom gekommen. Schon wird, mit neuerBedeutung, Mussets Verspaar citirt: «vne immense esperance s traverse la terre; vers le ciel et la Trance il Kut lever les ^eux." In Amerika triumphiren die BrüderWright.Wenn Deutschland je einen«Vorsprung" hatte, hats ihn heute nicht mehr. Noch ist die Aviatik von tödtlicher Kinderkrankheit umdroht (gegen die nur ein zuverlässiger Fallschirm schützen kann); selbst die Kurzsichtmuß bald aber merken, daß den Fliegern, nicht den großenLustkähnen, die Zukunft gehört. Zeppelin ward vergottet,Lilienthal vergessen; dessen frühe Fliegthat selbst Frankreich jetzt preist. Findet Deutschland in die Klarheit zurück? Ein Solstitiumnaht ihm. Der Wahn, derFlügel erträumte, kann nur im hellen Licht eines Arbeitstages Wirklichkeit werden.



3ö«  
Die Zukunft.  
Kathedersozialismus und Wissenschaft.  
n nicht zu ferner Zeit wird der Kathedersozialismus sich rühmen dürfen, ein halbes Säkulum die führende deutsche nationalökonomische Schule zu sein. Ohne Ansechtung ist er in dieser Zeit nicht geblieben; doch hat er als Sieger bis jetzt das Feld behauptet. Wird er es auch weiterhin? Wer mit den Dingen nicht vertraut ist, könnte geneigt sein, schon darum, weil er eine wissenschaftliche Generation zurück datirt, ihm kein langes Leben mehr vorauszusagen. Gewiß ist auch für eine wissenschaftliche Schule die Annäherung an das halbe Säkulum das „gefährliche Alter".  
Trotzdem spricht der Augenschein nicht für ein Verblassen der kathedersozialistischen Herrlichkeit. Zum Kathedersozialismus bekennt sich auch heute fast die gesamte deutsche nationalökonomische Wissenschaft. Auch darf er sich noch immer berühen, die Ueberzeugung der großen Zahl der aufkommenden Generation für sich zu haben. Und wer die Jugend hat, kann, so meinte, nach Bismarck, Adolf Wagner, seiner Sache sicher sein.  
Adolf Wagner hat sich auch immer dagegen verwahrt, den Kathedersozialismus als einheitliches System von seinen Gegnern „denunziert" zu sehen. And er ist im Recht, wenn er auf die zahlreichen Gegensätze hinweist, die der Kathedersozialismus vereint. Jeder hat seine besondere Hausapotheke für die sozialen Aebel. Von Brentano bis zu Wagner ist ein weiter Weg. Sollte etwa mit dieser Vielseitigkeit des Kathedersozialismus seine scheinbar oder tatsächlich bewährte Anangreifbarkeit zusammenhängen?  
Die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, waren von zweierlei Art. Aus der Praxis wurde ihm einseitige Parteinahme für das Arbeiterinteresse vorgeworfen. Er hat sich in der That als Vorkämpfer des Arbeiters, dem nach seiner Auffassung in der bürgerlichen Wirthschaftordnung ohne besonderes Zuthun sein Recht nicht wird, oft genug bekannt. Er hat in dieser Parteinahme seine Vokation gesehen. Mit von ihr ist er geschichtlich ausgegangen. Seine entscheidenden Anregungen hat er aus der Agitation Lassalles empfangen. Die Praxis, die politische und wirthschaftliche, machte aber noch ein Anderes und Stärkeres gegen den Kathedersozialismus geltend: trotz seiner zweifellosen und oft eingestandenen Parteinahme für den Arbeiter wolle er Schiedsrichter in den sozialen Kämpfen sein. Er nehme diese Rolle mit Entschiedenheit für sich in Anspruch. Das sei ein Anding. Da er Partei sei, habe der Kathedersozialismus nicht das Recht, sich als Anparteiischen aufzuspielen. Es ist im Wesentlichen der selbe Vorwurf, wenn die



vereinzelt wissenschaftlichen Gegner des Kathedersozialismus, die im Lauf der Zeit aufkamen, die Allgemeingiltigkeit der kathedersozialistischen „Ideale“ bestritten und bestreiten. Es geschieht freilich unter etwas anderem Titel: mit dem Hinweis darauf, daß der Kathedersozialismus „Ideale“ und wissenschaftliche „Erkenntnisse“ vermengt, Postulats als wissenschaftliche Wahrheiten anmelde, was sie ihrer Natur nach niemals sein könnten. Wieder war Das aber nicht der einzige Anstoß, den die Vertreter einer gegnerischen Theorie am Kathedersozialismus nahmen; sie warfen den Kathedersozialisten weiter vor, daß deren Forderungen einer ganz unzulänglichen wissenschaftlichen Einsicht in die ökonomischen Zusammenhänge entsprangen, daß sie die bürgerliche Wirtschaftsordnung und ihre entscheidenden Funktionen mißverstanden, sie zumal in ihrem sozialen Können unterschätzten.

Hatten und haben diese Vorwürfe gegen den Kathedersozialismus als unberechtigt zu gelten und ist daraus zu erklären, daß der Kathedersozialismus sie verhältnißmäßig gut „überstanden“ hat? Daß viele Kathedersozialisten Forderungen auf Forderungen häufen, daß sie nicht müde werden, die Nothwendigkeit immer erneuten Vordringens auf dem Wege der Sozialreform zu betonen, ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann. Ohne Koalition und Organisation der Arbeiterschaft aller Kategorien giebt es nach ihnen keine Gerechtigkeit für den Arbeiter. Der sich selbst überlassen« Arbeiter findet niemals sein Recht. Mögen Nachfrage und Angebot auf dem Arbeitmarkte sich ihm selbst günstig stellen, sie sind verhältnißmäßig subalterne Faktoren: daher die „Forderung“ des Zusammenschlusses überall, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander begegnen. „Forderungen“ sind es natürlich auch, wenn Kathedersozialisten möglichst die allgemeine Verwendung des Tarifvertrags verlangen, wenn sie sich für Arbeiterkammern, für Arbeitslosenfürsorge, womöglich Arbeitslosigkeitversicherung begeistern, für den Normalarbeitstag Stimmung machen und den konstitutionellen Fabrikbetrieb als die Unternehmungform der Zukunft proklamiren. Sich in dieser Weise „einzusetzen“, ist an sich gutes Recht jedes Staatsbürgers. Der Kathedersozialismus freilich proklamirt diese Forderungen im Namen der „Wissenschaft“, Forderungen entspringen aber aus „Idealen“; und Ideale sind immer etwas höchst Persönliches. Nur der selben sozialen Gruppe Zugehörige haben einigermaßen ähnliche Ideale; die verschiedenen sozialen Gruppen haben sehr von einander abweichende. Daher auch die Angriffe auf den Kathedersozialismus zumal aus der Praxis heraus. Diese Verschiedenheit der „Ideale“ wird auch



ö6«  
Die Zukunft.  
vom Kathedersozialismus anerkannt. Er ist trotzdem nicht geneigt, in den sozialen Fragen ihrer innersten Natur nach Macht» und In» teressensragen und nicht wissenschaftlich lösbare Probleme zu sehen. Er schiebt die fremden Ideale weg, weil sie einseitig seien. Das sind sie in der That. Der Kathedersozialismus irrt aber, wenn er sein Ideal von solcher Einseitigkeit frei glaubt. Er stützt sich darauf, daß sein Ideal ein vermittelndes sei. Vermittelnde Ideale haben aber vor extremen letzten Endes nichts voraus. Es giebt nicht nur eine Art der Vermittelung, sondern sehr viele, ja, unzählig viele. Jede Vermittelung kommt auf der Grundlage einer bestimmten Weltanschauung zu Stande, die, wie alle, persönlich ist. Den Idealen des Kathedersozialismus kann darum also, weil sie zwischen extremen Idealen liegen, ein wissenschaftlicher Charakter noch lange nicht zugesprochen werden; und von wissenschaftlichen Erkenntnissen sind sie genau so weit wie die extremsten Ideale entfernt, einsach darum, weil Ideale niemals Wahrheiten sind. Das Mißverständniß der inneren Natur seiner Forderungen hat den Kathedersozialismus geeint. Es ist nach innen seine Schwäche, nach außen, wie wir sehen werden, seine Stärke. Ist auch der Kathedersozialismus, schon weil er so verschiedene Rathschläge ertheilt, durchaus kein geschlossenes System, so ist er doch einheitlich erstens in seiner Stellungnahme (näher zum Arbeiter als zum Anternehmer) und zweitens in der Vertretung seiner Forderungen, seiner in Wahrheit politischen Postulats als wissenschaftlicherWahr» heiten. Die Kathedersozialisten sehen, daß die Wirklichkeit weit von ihrem Ideal abweicht, und halten, nach solcher Wahrnehmung, nicht nur für ihr gutes Recht, sondern für ihre Pflicht, ja, für ihre Mission, immer wieder zu betonen, daß ihr Ideal verwirklicht werden müsse. Auch ein anderer Schluß ließ sich daraus ziehen: das^ das Ideal einigermaßen weltfremd sei. Weltfremd schon in der mangelhaften Würdigung des Anternehmers neben dem Arbeiter. Zu diesem Schluß konnte und mochte sich der Kathedersozialismus nicht bequemen. Den meisten Kathedersozialisten ist es durchaus nicht leicht geworden, die wirthschaftliche Welt sich auch nur vom Standpunkt des Anternehmers aus einmal vorzustellen. Und sie begegnen auch heute noch bei diesem Versuch mit vielfach untauglichen Mitteln dem Widerstreben ihres vermeintlich „besseren Ich". Von den Gegnern wird aber nicht nur die Vermischung von Erkenntnissen und Idealen zurückgewiesen, sondern auch behauptet, die rein ökonomische Weisheit der Kathedersozialisten sei unzulänglich. Nun wäre es im höchsten Grade ungerecht, die Verdienste des Kathedersozialismus auch um den wissenschaftlichen Be-



Kathedersozialismus und Wissenschaft.

36!

trieb der Nationalökonomie in Frage zu stellen. Aber der Kathedersozialismus ist in der an sich berechtigten Reaktion gegen die isolirte Betrachtung der Wirtschaft, wie sie dem Klassizismus beliebte, zweifellos viel zu weit gegangen. Die Klassiker und ihre Nachbeter sind der irrigen Meinung, daß das Wirtschaften eine von allen anderen Thätigkeiten der Menschen lösbare, für sich bestehende Thätigkeit sei. Zu dieser Auffassung konnten sie nur kommen, weil sie Utilitaristen waren und entscheidende Motivationen anderer Art als utilitaristische überhaupt nicht kannten. Da gehört es zu den Errungenschaften des Kathedersozialismus, erkannt und überzeugend gezeigt zu haben, daß die wirthschaftlichen Vorgänge zugleich soziale sind. Keinem Kathedersozialisten sind die Kämpfe zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber bloße Lohnkämpfe; jedem bedeuten sie einen Kampf zweier sozialen Gruppen. Freilich gehört die Erkenntniß dieses sozialen Gegensatzes nicht so sehr auf das Konto des Kathedersozialismus als des Sozialismus selbst.

Die Propagirung des von Marx zuerst gründlich erforschten sozialen Antagonismus haben aber nächst Lassalle die Kathedersozialisten sich angelegen sein lassen.

Man kann diese großen und geschichtlichen Verdienste rückhaltlos anerkennen und dennoch dem Kathedersozialismus nachsagen, er habe die bürgerliche Wirthschaftsordnung in ihren entscheidenden Funktionen mißverstanden und für die Aufdeckung ihrer Zusammenhänge nicht allzu viel gethan; weniger als, zum Beispiel, die von ihm über die Schultern angesehenen Klassiker. Er habe seine Studien immer auch auf das Oekonomisch-Politische hin gerichtet und die Arbeit an den eigentlichen ökonomischen Problemen, wenigstens in den meisten und vielfach tüchtigsten seiner Vertreter, unterlassen.

Auch einsichtige Freunde und Parteigänger des Kathedersozialismus werdenBorwürfe dieserArt nicht ganz abzuwehren vermögen. Woher trotzdem sein großer und dauernder Erfolg? Nach der praktischen Seite sind die Gründe leicht auffindbar. Kein Kenner der Verhältnisse wird darüber erstaunen. Trug der Kathedersozialismus „Sentiments“ als wissenschaftliche „Erkenntnisse“ vor, so waren es eben die Sentiments des großen Heeres der Intellektuellen und der Beamten. Diese entstammen der selben sozialen Schicht und entschieden sich deshalb, ohne inneren Kampf, für die nicht ohne Kunst und mit viel Geschmack vorgetragenen Ideale der Kathedersozialisten, die eigentlich ihre eigenen Ideale waren. Und nicht weniger wirkte das Verkündete auf die Jugend, die für hochgespannte Freiheit- und Persönlichkeitideale immer zu haben sein wird. So



war dem Kathedersozialismus also nach außen Wirkung und Einfluß gesichert; er fand den günstigsten Resonanzboden, den eine geistige Bewegung finden kann.

Daß der Nachweis seiner Unzulänglichkeit auf dem Gebiet der reinen Oekonomie dem Kathedersozialismus nicht gefährlich wurde, ergab sich aber gerade aus dem Fehlen eines die nothwendigen Zusammenhänge in der Volkswirthschaft freilegenden, in seinen Grund-Wahrheiten bewährten Systems. Diese innere Schwäche wurde bereits als die äußere Stärke des Kathedersozialismus bezeichnet, Ihr verdankte er, daß er jeden Augenblick „umlernen“ konnte; er hat es oft genug gethan. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen wohl Wagner in erster Linie zu nennen wäre. In feines Daseins Maienblüthe hatte der Kathedersozialismus ja Vielerlei demMarzismus entnommen. Der Eine mehr, der Andere weniger. Ich erinnere an die Verelendungstheorie, die Krisentheorie, das Gesetz der industriellen Reservearmee. Nichts von Alledem ließ sich aufrecht halten. Alle diese „Wahrheiten“ wurden denn auch, nachdem sie (nicht von Kathedersozialisten) widerlegt worden waren, preisgegeben; nach hartem Kampf, in dem es an lästigen Verunglimpfungen und Verdächtigungen des Gegners natürlich nicht fehlte. Kaum ein Kathedersozialist bekennt sich heute noch zu den damals von Vielen mit Ueberzeugung und heiligem Eifer vertretenen „Lehren“. Mögen Einzelne die Einkommensvertheilung von dem „Ideal“ immer noch weiter abweichen sehen: die Mehrzahl der Kathedersozialisten ist längst darüber einig, daß der Entwicklung-Pessimismus der siebenziger und achtziger Jahre nicht nur auf einen toten Strang auslief, sondern auch keine getreue Wiedergabe der Wirklichkeit, ja, ihre Umkehrung ins Gegentheil war. Man betont heute mehr die Unsicherheit des Einkommens der Arbeitnehmer als seine Niedrigkeit und seine Unfähigkeit zur Erhöhung. Man kann sich der Thatsache der Neubildung eines Mittelstandes, wenn auch eines solchen abhängiger Existenzen, nicht verschließen. Man sieht in den Krisen auch nicht mehr die Guillotine der bürgerlichen Wirtschaftsordnung, findet nicht mehr mit Marx, daß sie immer länger, immer ruinöser werden, sondern fällt ins andere Extrem und erblickt in ihnen vielfach nur noch die nothwendige Reaktion der Hausseperioden. Charakteristisch für die Bereitwilligkeit des Kathedersozialismus, unhaltbar Gewordenes abzustoßen, ist auch das Entgegenkommen seiner historischen „Richtung“ in Deutschland an die österreichische Schule der Nationalökonomie, Gegen Keinen hat Schmoller einen erbitterteren Kampf gekämpft als gegen Karl Menger, den Führer der österreichischen Schule; heute beten Schmollers Schüler und Verehrer zu gleicher Zeit an Schmollers und Mengers Altären.



Kathedersozialismus und Wissenschaft. -

Diese Anpassungsfähigkeit bei zweifelloser Gesinnungstüchtigkeit, eine Anpassungsfähigkeit nicht nach der politischen, aber nach der wissenschaftlichen Seite hin, ist also die „Stärke“ des Kathedersozialismus in vielen seiner Vertreter. Sie ist wissenschaftlich eine Schwäche, weil sie auf den Unzulänglichkeiten des Systems oder dem Fehlen eines solchen beruht. Sie ist eine Stärke, weil gerade diese Unzulänglichkeiten vielen seiner Anhänger die Hereinnahme zunächst verworfener, scharf zurückgewiesener, scheinbar im Wesen fremder Wahrheiten ohne allzu große Schwierigkeiten gestatten. Zur Erklärung des Kathedersozialismus, seiner Besonderheiten und besonders seiner Erfolge dürfte nun genug gesagt sein. Was ergibt sich daraus für seine Zukunft?

Zunächst die Gewißheit weiteren Gedeihens. Das Ende des Kathedersozialismus als eines sozialen Parteidogmas, als der Schule einer Gesellschaft- und Weltanschauung, als einer „Ideallehre“ ist heute nicht gekommen und wird morgen nicht gekommen sein. Mag das Heroenzeitalter der Sozialreform hinter uns liegen: die Ideale der verschiedenen sozialen Gruppen haben sich wenig verändert; hier giebt es nichts, was dem Kathedersozialismus gefährlich werden könnte. Wohl wird die Forderung erhoben, dem kathedersozialistischen ein komplementäres Ideal zur Seite zu stellen, das den Antheil des Unternehmers und des Erfinders, der Organisation und der Technik an den Leistungen der bürgerlichen Wirthschaftordnung und an dem gesellschaftlichen Fortschritt stärker betont, als der Kathedersozialismus gethan hat und thut, und diese Faktoren gegenüber den Leistungen der Arbeiterklasse als das ungleich mächtigere Agens einschätzt, vielleicht auch die ursprüngliche Leistungsfähigkeit der bürgerlichen Wirthschaftordnung anders versteht. Daß die Forderung, das komplementäre Ideal gleich zum Wort kommen zu lassen, begründet ist, kann von keinem wohlmeinenden Mann, zumal keinem, der es mit der Wissenschaft und ihren Wahrheitspflichten ernst nimmt, bezweifelt werden; die ausschließliche Herrschaft eines Ideals muß der Wissenschaft auf die Dauer verhängnißvoll werden. Von der Gewährung der Gleichberechtigung an das „komplementäre“ Ideal ist trotzdem nur eine eng begrenzte Wirkung zu gewärtigen. Auch bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind wird dem komplementären Ideal ein dem kathedersozialistischen ebenbürtiger Erfolg sicher nicht beschieden sein; denn das kathedersozialistische Ideal hat, wie schon gezeigt wurde, den Zug der Zeit und darum die Masse für sich. Aus den selben sozialen Gruppen wie bisher werden sich die Akademiker auch weiter rekrutiren. Ganz von selbst wird also auch ferner den Gelehrten



Die Zukunft, der kathedersozialistischen Prägung das Uebergewicht zufallen. Sie schwimmen (um es banal auszudrücken) mit dem Strom, werden von ihm getragen. Bessere Aussichten hat die Forderung eines „reinen“ Betriebes der Wissenschaft, der endlichen Trennung von Idealen und Erkenntnissen. Politik und Wissenschaft, so wird von den Männern der Wissenschaft geltend gemacht, seien zu scheiden und jeder Versuch der Vermischung, mag er anmaßlich oder bescheiden auftreten, sei als Tempelschändung abzuweisen. Diese Scheidung von „Ideal“ und „Erkenntniß“, diese Reform der nationalökonomischen Wissenschaft wird seit einiger Zeit von im Allgemeinen dem Kathedersozialismus widerstrebenden Autoren besonders nachdrücklich betrieben. Auch zwei hervorragende Anhänger der „jüngeren“ Gruppe des Kathedersozialismus haben, von erkenntnistheoretischen Bedenken geplagt, auf diesem Grund Stellung gegen die alte Lehre genommen. Werden sie aber auch „Schule“ machen? Daß die Nationalökonomien, die ihr Leben lang im politischen Kampf gestanden haben, nicht mehr umlernen werden, ist von vorn herein gewiß. Schmoller hat sich denn auch gegen die erwähnten Dioskuren und andere ihnen im gleichen Bestreben vereinte Nationalökonomien, nicht frei von Ironie, gewandt. Eitel wäre auch die Hoffnung, die anderen Ethiker zu gewinnen. Die Aufsätze von Gustav Cohn reden eine sehr deutliche Sprache. Die Zahl Derer, die „umlernen“ könnten, darf trotzdem nicht unterschätzt werden. Großthaten auf dem Gebiete der sozialen Reform sind kaum noch zu erwarten und politische Kleinarbeit ist nicht nach Iedermanns Geschmack. Schon deshalb dürfte die Bereitwilligkeit, Politik und Wissenschaft endlich auseinanderzuhalten, in den Reihen des Kathedersozialismus um sich greifen. In diesen Reihen entstehen auch immer mehr Spezialisten, denen es „nicht liegt“ und die nicht nöthig haben, sich mit den großen politischen Problemen zu beschäftigen. Aus diesen Lagern wird eine nationalökonomische Wissenschaft, die sich auf ihre eigentlichen Aufgaben wieder besonnen hat, Zuzug finden. Heute verfügt das auf eine Scheidung von Politik und Wissenschaft gerichtete Programm freilich nur über eine kleine Truppe. Kaum ein halbes Dutzend Nationalökonomien sieht darin „die Forderung des Tages“. Diese kleine Schaar ist jedoch von der Größe und Dringlichkeit der Aufgabe erfüllt. Die ihr Zugehörigen sind in sehr verschiedenem Grade Gegner des politischen Programms, des „Ideals“ der Kathedersozialisten; ganz einig aber in der Gewißheit, daß es im alten Geist „nicht weiter geht“ und daß der vom



Instrumente der Spekulation.

Kathedersozialismus beliebte Wissenschaftsbetrieb das größte Hemmniß des Fortschritts in der deutschen Nationalökonomie ist. Von besonderem Werth für die Wenigen, die eine Reform der Wissenschaft auf ihre Fahne schreiben, ist freilich die Revolte der erwähnten Kathedersozialisten. Dieser Borgang sichert halbwegs vor der Verdächtigung, ihre Forderungen seien nichts als Finten, Bemäntelungen des Versuches, neben die herrschenden Ideale andere einzuschleppen.

Ganz wird der Versuch solcher Verdächtigung nicht ausbleiben. Und wahrscheinlich werden solche Insinuationen Gläubige genug finden. Mindestens in der ersten Zeit. Auf die Dauer freilich werden doch die Arbeiten Derer, die eine Trennung von Politik und Wissenschaft fordern, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Auf wissenschaftliche Erkenntniß, nicht auf politische Forderungen gerichtetes Arbeiten konkurrierender Schulen: Das ist, nach meiner Ueberzeugung, die wichtigste Vorbedingung des Fortschrittes in der nationalökonomischen Wissenschaft. Es gestattet die Arbeitgemeinschaft aller an den volkswirtschaftlichen Dingen irgendwie Interessirten, der Träger der verschiedensten Ideale. Dieses Programm schlägt auch eine Brücke von der Theorie zur Praxis, also zwischen den beiden Lagern, die einander heute kaum verstehen. Breslau. Professor Dr. Julius Wolf.

Instrumente der Spekulation.

ektionchef Dr. von Poeschl, einst Staatskommissar an der wiener Börse, sagte neulich in einem Vortrag, die Börse sei für Emissionen, auch innerhalb des vollkommensten Bankenorganismus, nicht zu entbehren; die Kursnotiz solle durch ausreichenden Verkehr, nicht durch Äendenzgeschäfte bestimmt werden. Ob man in Berlin diese Meinung theilt? Theoretisch vielleicht; in der Praxis siehts anders aus. Geschäfte »S Ko« sind alltäglich; ohne sie wäre, zum Beispiel, die neuste Börsenhausse nicht möglich gewesen. Der Zufall ist kein zuverlässiger Vermittler; Absicht und Tendenz allein schaffen sichere Resultate. Erst die Börse verleiht dem Zwischenhandel im Effektenverkehr den rechten Reiz. Die Banken wissen, was sie davon zu halten haben. Wie in den Generalversammlungen, so könnte man auch unter Eid aussagen, daß im neuen Jahr das Effektengeschäft „sehr lukrativ und lebhaft" ist. Der Umsatzstempel im Werthpapierhandel brachte in den ersten beiden Monaten einen Nutzen von ÄVs Millionen (300 000 Mark mehr als im Vorjahr); und noch ist das Ende der Begeisterung nicht abzusehen. Auf dem Kurszettel der Dividendenpapiere gehören die



Die Zukunft.

Aktien, die keine Gewichtzunahme zeigen, zu den Raritäten. Man kann einen Durchschnitt von 25 bis 30 Prozent als Agio des ersten Vierteljahres annehmen. Die Veranstalter dieser Kunststücke sind bekannt. Die Ultimopapiere bleiben in vornehmer Zurückhaltung; nur der Kassamarkt ist in Ekstase. Das heißt: der Kenner sieht gelassen dem Treiben zu, das vom Publikum veranstaltet wird. Die Erkenntniß, daß man mehr verdienen müsse, um auf die Kosten des üppigen Lebens zu kommen, bietet den stärksten Motor. Die Flucht vor den festverzinslichen Papieren ist durch so drängendes Bedürfniß bewirkt, daß kein Prophet, er mag schreien, so laut er will, die Massen ins Lager der Renten zurücktreiben kann. Selbst der Aktienkäufer, der Kredit in Anspruch nimmt, läßt sich nicht leicht ins Bockshorn jagen. Der Quartalsultimo hat, trotz hohen Sätzen für Geld zur Prolongation, keine Engagementlösungen gebracht. Und die Worte, die in den Wochenberichten, der Banken stehen, bringen erst recht keinen Sünder zu reuiger Buße. Die Technik der „Kursschiebung“ ist nicht mehr Alleinbesitz der Akademiker. Viele wissen, wie dem Kurs aufzuhelfen ist. Die Zahl offizieller Meldungen über das Befinden einzelner Aktiengesellschaften ist von der Intensität des Börsengeschäftes nicht unabhängig. Geht das Geschäft gut, so sind solche „Kundmachungen“ häufig; läßt die Hitze nach, so werden auch die Xenien aus „Verwaltungskreisen“ seltener. Wer die Dominante hat, findet auch die Melodie. Die wechselt, je nach dem Bedarf. Bald heißt es: „Die Aussichten sind glänzend“ (dann klettert der Kurs in die Höhe); bald: „Die Lage ist zwar gut; aber bis zur Dividende ists noch weit“ (dann trauert der Kurs und die Eingeweihten, die den Text richtig verstehen, kaufen vorsorglich ein); schließlich platzt die Bombe: eine über Erwarten kräftige Dividendenerhöhung wird bekannt (die Eingeweihten ernten den Lohn ihrer Thaten. Sie setzen mit anständigem Nutzen die im Zwischenakt billig erworbenen Aktien ab). Der Aktionär klagt, daß er getäuscht worden ist. Die Verwaltung habe ihm falsche Auskunft gegeben und ihn dadurch zum Verkauf seiner Papiere getrieben. Natürlich behält er stets Unrecht; denn kaum je ist nachzuweisen, daß die private Mittheilung dem Aktionär Falsches melden sollte. Auch in den Fällen nicht, wo allzu lange behauptet worden war, die Dividendenhöhe sei noch ungewiß. Wer Etwas weiß, sucht seine Kenntniß profitlich zu verwerthen. Die „Eingeweihten“, die den Kurs lenken, brauchen nicht der Verwaltung anzugehören. Aufsichtrath und „Bankverbindung“ wissen auch, wie der Hase läuft. Die betheiligten Banken werden früh informirt; und daß sie diesen Vorthail nicht ungenutzt lassen, wird durch die Herstellung von „Aktienmajoritäten“ für die Beschlüsse der entscheidenden Generalversammlung oft genug erkennbar. Sie wissen natürlich auch, wann ein werthvolles Bezugsrecht zu erwarten ist, und können sich für diesen Tag des Heils Aktien einhandeln, die ihnen dann Gewinn bringen. Bis heute hat das Gerede über solche „Mißstände“ nicht geholfen. Alles blieb, wie es war. Neulich gliederte sich die Bergisch-Mär-



Instrumente der Spekulation.

367

kische Bank, die zum Concern der Deutschen Bank gehört, die Mülheimer Handelsbank an, ein gut arbeitendes, solides Institut (mit 3 Willionen Mark Aktienkapital). Der Preis, der den Mülheimern beim Umtausch ihrer Aktien gegen die der Bergisch-Märkischen Bank geboten wurde, befriedigte nicht und sollte nach dem Willen einer Minorität erhöht werden. Aber der komplizirte Abstimmungmodus für Kapitalserhöhungen war in einer Vorversammlung geändert worden und der Hauptbeschluß hatte keine technischen Schwierigkeiten mehr zu überwinden. Wenn die Unternehmer einmal die Grundlinien eines Geschäftes gezogen haben, lassen sie sich den feinen Plan nicht verderben. Der Aktionär hat zwar keine persönlichen Beziehungen zu seiner Gesellschaft (er kann nicht gezwungen werden, in den General-Versammlungen zu erscheinen und seine Stimme abzugeben; und er kann eben so wenig für Beschlüsse, die gegen den Strich der Perwaltung gehen, regreßpflichtig gemacht werden); aber er darf sich gegen den Versuch wahren, ihm seine Aktien zu einem Preis abzunehmen, der in sichtbarem Mißverhältniß zu ihrem wirklichen Werth steht. Wer eine Aktie erwirbt, muß damit rechnen, daß er unter Umständen nur so lange Besitzer dieses Papiers bleibt, wie der Majorität beliebt. Eines Tages heißt es: „Du hast Deine Aktie zu einem bestimmten Preis herzugeben". Das ist Expropriation; und der Aktionär macht die Erfahrung, daß die bürgerlichen Begriffe des Familien- und Sachenrechtes im Bereich der Aktie wesenlose Schemen find. Die unbedingte Unterordnung unter einen höheren Willen ist das Grundprinzip des Aktienwesens. Daß die Manneswürde sich manchmal gegen solche tzaremstyrannei auflehnt, mag dem Aktionär ein Trost sein. Meist aber wünscht er, von lästigen Beziehungen befreit zu bleiben. Das Unpersönliche seines Verhältnisses bringt ihm ja auch Vorthail. Ein Aktionär focht einen Beschluß zur Erhöhung des Grundkapitals an, der seiner Meinung nach wider das Recht war und gegen den er deshalb auch in der Generalversammlung gestimmt hatte. Die Verwaltung erklärte, der Kläger sei der Strohmann eines Aktionärs, der als Konkurrent die Kapitalserhöhung bekämpfe; die Klage sei also lediglich als Konkurrenzmanöver zu betrachten und müsse abgewiesen werden, weil das Verhalten des Klägers gegen die guten Sitten verstoße. Diese Auffassung ist nicht durchgedrungen; die rechtskräftige Entscheidung stützte sich auf das Fehlen jeder direkten Beziehung des Aktivnärs zur Gesellschaft und gab dem Kläger Recht. Die Struktur des Aktienwesens müßte umgestaltet werden, wenn man den Aktionär in ein persönliches Verhältniß zur Gesellschaft bringen wollte. Die Freiheit der Aktie von allen Regreßmöglichkeiten wird durch das Gesetz (indirekt) zum Ausdruck gebracht. Aus den Paragraphen 317 und 318 des Handelsgesetzbuches, die vom Stimmenkauf handeln, geht hervor, daß die Aktie in ihren Lebensäußerungen als stimmberechtigtes Organ frei sein soll. Wer gegen dieses Privilegium sündigt, wird bestraft. Man darf der Aktie die Freiheit nicht abkaufen. Kein Aktionär darf



sich aber auch Vortheile dafür versprechen lassen, daß er das freie Stimmrecht seiner Aktie verkauft. , Man könnte einwenden, daß bei großem Aktienbesitz das unpersönliche Verhältniß aufhöre. Hat hier die Individualität gesiegt? Insofern gewiß, als der Aktienbesitz mit einer Person verbunden ist, die man als Spiritus rsotor anzusehen hat. So lange sie aber nicht eine Stellung einnimmt, die ihr eine bestimmte Verantwortung gegenüber der Gesellschaft auferlegt, kann auch sie für ihre Stimmabgabe niemals zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Aktie hat ein doppeltes Gesicht: sie ist „Spielmarke“, so lange sie im Fluidum der Börse bleibt, und wird ein wichtiges Instrument der Privatwirthschaft, wenn sie den Börsenflitter abgestreift hat. Da nun beide Eigenschaften nicht immer von einander getrennt werden, so erscheint der Aktionär bald als Hanswurst, über den man lacht, wenn er eine ernste Miene aufsetzt, bald als verantwortlicher Minister, dem man an den Kragen möchte. Im Aktionär vereinen sich Vorzüge und Nachtheile der Objektivation des Miteigenthums an einem Vermögensstücki Will man die Beziehungen zu einem wirthschaftlichen Unternehmen weniger unpersönlich gestalten, so muß man die Aktie durch ein anderes Bindeglied ersetzen. Zum Beispiel: durch die Obligation. Die schafft ein neues, engeres Verhältniß ihres Besitzers zur Aktiengesellschaft. Sie macht ihn zum Gläubiger und gewährt ihm damit ein Vorrecht. Das sichtbarste Zeichen dieses besonderen Verhältnisses ist der Anspruch auf eine feste Verzinsung. Und im Fall des Konkurses hat der Obligationär, als Gläubiger, eine Forderung; der Aktionär kommt erst an die Reihe, wenn alle Gläubiger befriedigt sind. Die Aktie, die als Massenprodukt erscheint, ist von vorn herein verdächtig. Im Kalibergbau ist, nach dem Erlaß des Reichskaligesetzes, eine beängstigende Sucht nach Neugründungen entstanden. Vielleicht ist das Gesetz mitschuldig an dieser bedenklichen Epidemie; aber alle Schuld darf man ihm nicht zuwälzen. Das Kaliefieber ist schon mehrmals ausgebrochen. Der neue Ausbruch wird erklärlich, wenn man die Rückwirkung einer gesetzlichen Sicherung bedenkt. Die Zahl der vom Gesetz bestimmten Quotenträger ist 69, die der neu gegründeten Kaliwerke aber 130: die Mitglieder der „Vertriebsgemeinschaft“ müssen also vermehrt werden, wenn den neuen Unternehmungen eine Bethheiligung zugebilligt wird. Ihr Organ soll die Kaliobligation sein. Sie wird als hypothekarisch sichergestellte Schuldverschreibung bezeichnet, obwohl sie auf einem Besitz ruht, dem sie erst die Mittel zur Rentabilität verschaffen soll. Das Wesen der Obligation, das in der unbedingt sicheren Fundirung besteht, wird hier durch Eigenschaften korrumpirt, die sonst nur dem der Spekulation dienbaren Papier anhaften. Ein technisches Kunststück, das offenbar Erfolg hat; im Lauf eines Jahres sollen ungefähr 200 Millionen Mark iü Kalibergwerke gesteckt worden sein. Eine runde Summe. Ladon. Herausgeber und verantwortlicher «edakt ur: Mazimilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunll in Berlin. — Druck von Pah « iSarleb S, m, b, H. in Berlin.



Berlin, den 17. Juni 1911.  
Ludwig der Zweite.  
m siebenzehnten Juni 1886 wurde der Abgeordneten-  
kammer WW des Königreiches Bayern, die am drittletzten  
Maitag ge«schlossen worden war, das Patent vorgelegt,  
worin Prinz Luitpold erklärte, daß er die Regentschaft  
übernommen habe. Die Einsetzung eines Reichsverwesers  
war nöthig geworden, seit die zum Gutachten berufenen  
Psychiater festgestellt hatten, daß König Ludwig der  
Zweite an unheilbarer Geisteskrankheit leide und auch  
sein jüngerer Bruder Otto, der nächste Agnat, nie von der  
Psychose genesen könne, die seine Isolirung im Schloß  
Fürstenried erzwang. Seit zwei Jahren war, durch die  
Darstellung in dem züricher Organ der deutschen Sozial-  
demokratie, die Kunde von Ludwigs Geisteskrankheit über  
den Bereich der Hofgerüchte hinausgedrungen. Lutz,  
der Ministerpräsident, den die Gnade des Königs acht  
Wochen vorher in den erblichen Freiherrnstand erhoben  
hat, zögert noch; kann nicht den Muth zu einem Entschluß  
finden, der dem trotz seiner Einsamkeit populären König  
die Macht nähme. Doch schon das erste Quartal des  
Jahres 1886 schafft eine Lage aus der eine Zaudertaktik  
nicht mehr zu erlösen vermag. Die Kabinetskasse ist mit  
einer Schuldenlast von beinahe vierzehn Millionen Mark  
bebürdet und von ungeduldgigen Gläubigern mit Klagen  
bedroht. Die Agnaten und andere verwandte Fürsten wollen  
nicht weiterhelfen, weil sie wissen, daß jede nach  
München verliehene Summe in einen Abgrund rollt. Dem  
Landtag andenkend Ludwigs Befehl die Minister



370 Die Zukunft.

weist, darfnicht ermöglichtwerden.in dieses wüste Dunkel hineinzu-  
leuchten. Auch wird, da von dem König kaum noch eine Unterschrift  
zu bekommen ist, dieFiktion geordneter VerwaltungundRegirung  
vonTag zuTag unhaltbarer. Längeres Zögern, Lutz fühlt es,wäre  
ein Verbrechen im Amt. Im Juni werden vier Irrenärzte zum  
Gutachten berufen; ihr Spruch lautet: Unheilbare Paranoia. Am  
siebenten Juni fährt eine Kommission nach Hohenschwangau, um  
den König zu entmündigen und allen Hoheitsrechten zu entkleiden.  
DieWache des Schlosses Schwansteinist (einnoch heute demRück-  
KlickunfaßbaresVersehen) ohneWeisung aus München geblieben  
und versagt der Kommission den Gehorsam. Ludwig befiehlt, die  
Kömmlinge ins Burgverließ zu sperren, ihnen die Augen auszu-  
stechen, dieHaut abzuziehen undsieindiesemZustandverhungern  
zu lassen. DerBefehl klingt allzu schrill nach Wahnsinn und wird  
deshalbnichtansgeführt.Nurdesha!b;Offiziere derWache haben  
derKommissiongesagt,daßsiedemBefehl, diemünchenerMänner  
zu erschießen, ohne Säumen gehorcht hätten. Nach einem unter  
Todesschauern verstöhnten Fasttag wird die Kommission durch  
eine Regirungdespesche befreit und reist ab. Am elften Juni wird  
Ludwig überrumpelt; am zwölften als Gefangener ins Schloß  
Berg gebracht; am dreizehnten will er sich im Starnberger See  
ertränken, erwürgt im Wasser den Obermedizinalrath Bernhard  
von Gudden, der den Selbstmord zu hindern trachtet, und vcr-  
röcheltunter dem Seespiegel. Beide Häuser des Landtages billigen  
einstimmig die Reichsverweserschaft; und am achtundzwanzigsten  
Juni leistet Prinz«Regent Luitpold den Eid auf die Verfassung.  
ZweiZeugen. Fürst Chlodwig zuHohenlohe-Schillingsfürst:  
«Als ich anfangs Juni auf einigeTage in München war, erhielt  
ichKenntniß von den Schritten, die manthunwollte,umdenKönig  
derRegirung zu entsetzen und eineRegentschaft an Dessen Stelle  
treten zu tasten. Mit GustavCastell (demGrafen und altenFreund)  
sprach ich über den Plan, eine Kommission nach Hohenschwangau  
zu schicken, um dem König den Beschluß mitzuthemen. In Schil-  
lingsfürst erfuhr ich das negative Resultat. Montag früh, als ich  
im Begriff war, von Straßburg zum Rennen nach Weißenburg  
zufahren, kam die Nachricht von dem entsetzlichenEnde des Königs  
und von dem Tode des Dr. Gudden. Ich konnte die Fahrt nicht  
aufschieben, fuhr also zu demFest und erhielt inWeißenburg die  
offizielle Bestätigung der Katastrophe. Abends um Neun bestieg



Ludwig der Zweite.

371

ich den Zug nach München. Dort ging ich in die auf zwölf Uhr anberaumte Sitzung der Reichsräthe (Ersten Kammer) und wurde nun in die Kommission gewählt, die beauftragt war, die That-sachen zu prüfen und sich über die Regentschaft auszusprechen. In der ersten Sitzung berichtete Minister Lutz über den Hergang, sagte, daß das Ministerium erst in diesem Frühjahr die Ueberzeugung von der Geisteskrankheit des Königs gewonnen habe, erklärte, warum man in der bekannten Weise vorgegangen sei, und las dann die Aktenstücke vor, die über den Zustand des Königs Auskunft gaben. Der Kabinettsrath Müller brachte einiges Neue: fo den Wunsch des Königs, ein anderes Land zu finden, wo er ohne Kammer regieren könne, die düstere Gemüthsstimmung, den Lebensüberdruß des Königs und eine Reihe von Briefen, darunter solche, in denen er dem Kabinettsrath schwärmerische Freundschaftversicherungen macht. Der Bericht von Hornig gab Auskunft über die Manie des Königs, Leute zur Bastille zu verurtheilen, dann über die Aufträge, die ergab, durch Einbruch aus den Banken Geld zu nehmen, über Wuthausbrüche, Mißhandlungen der Diener, über die Aufträge, den Kronprinzen in Italien" (ein Schreib- oder Druckfehler ließ hier den Glauben entstehen, es handle sich um den Kronprinzen von Italien) „zu fangen, einzusperren, zu peinigen, dann über die Schlaflosigkeit und steten Kopfschmerz des Königs. In ähnlicher Weise deponirte auch der Kammerdiener Wilker, der das Ceremoniell beschrieb, das die Diener beobachten mußten, die Einrichtung eines Burgverließes, die Abneigung des Königs gegen München, den Kultus Ludwigs des Vierzehnten und des Fünfzehnten. Er und der Kammerdiener Mayer sprachen von der Unreinlichkeit des Königs und Aehnlichem. Mayer erzählte, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maskeservirend durfte. weilder König, wie er sagte, sein Verbrecher anttzt nicht sehen wollte. Dann kamen die Gutachten der Irrenärzte, die Alle die Geisteskrankheit als unzweifelhaft feststehend bezeichneten. Die Aufregung in München war groß und allerlei abenteuerliche Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach davon, daß der König umgebracht worden sei. Das wird sich legen, wenn die Dinge, die uns mitgetheilt worden sind, bekannt werden. Im Allgemeinen machte sich das Gefühl geltend, es sei gut, daß diese Regierung ihr Ende erreicht habe." Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, damals Sekretär an der Preußischen Gesandtschaft in München, schrieb an seinen Freund

31-



Fritz von Farenheid-Beynuhnen: »Ich habe die unerhörten Aufregungen, die das Königsdrama mit sich brachte, gut ertragen. Es war von wunderbarem Interesse, diese unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit, gleichsam mithandelnd, zu erleben. Eingeweicht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte, habe ich auch nachher die Ereignisse in Hohenschwangau miterlebt, wo der wahnsinnige König die Kommission, die ihm seine Absetzung verkünden sollte, zum Tod verurtheilte. Ich bin auch in der Nacht in Starnberg geweckt worden, als der König mit Or. Gudden drüben in Berg tot im Wasser gefunden worden war. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, als ich im Nebel des Morgengrauens mit meinem Fischer Jakob Ernst einsam über den See ruderte. Die Stille des Todes lag über Schloß Berg und leichenblaß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener im Hof, auf den Gängen, als ich mit klopfendem Herzen zudem Zimmereilte, woder, mythusumspinnene König, einwahn-sinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken kühn um die weiße Stirn wallend, soeben tot auf sein Bett niedergelegt worden war. Auf meine entsetzten Fragen erhielt ich kaum eine Antwort. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschehen war. Da lag im Nebenzimmer Or. Gudden tot; den Ausdruck düsterer Energie auf seinem Antlitz. Ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationsmarken an feinem breiten Hals. Er war von seinem König erwürgt worden, weil er ihn hindern wollte, sich selbst den Tod zu geben. Ich war der Erste, der im Tageslicht die Spuren des Kampfes am Seeufer untersuchte. Da sah ich jenen Abdruck der Schritte des Königs, so tief unter der Wasserfläche, daß nur ein Mensch, der sich gewaltsam hinunterdrückt, solche Spuren hinterlassen konnte. Niemals vermochte ein Fliehender, hier, an dieser der Mitte des Sees zugewandten Stelle, Spuren zu hinterlassen. Der Fliehende hätte rechts oder links das Ufer erreicht und ein sicherer Schwimmer, wie der König, keinen Eindruck tief unter der Oberfläche hinterlassen, wenn nicht die Absicht des Todes ihn beherrschte. Von der Stelle, wo deutlich die Spuren des Kampfes mit Or. Gudden sichtbar waren, gingen die weiten, eilenden Schritte des Königs, senkrecht zur Aferlinie, in den Tod! Es trug diese Zeit in ihren gewaltsamen Eindrücken das Gepräge längst vergangener Epochen; man währte, der Neuzeit nicht mehr anzugehören, angesichts der Gewaltsamkeit der phantastischen Ereignisse.'



Ludwig der Zweite,  
373

Der Arzt war zu beklagen; nicht der König. Dem ersparte der Tod den Schmerz und die Schmach der Entthronung. Daß man ihn so lange regiren ließ, beweist, was an Höfen heute noch möglich ist. Maximilian hatte die Söhne streng erzogen; allzu streng. Er mag sich der maecenatischen Verschwendung seines Vaters, den die Brandung des Lola-Skandals und der Gischt der pariser Februarrevolution vom Thron geschwemmt hatten, erinnert, in den Knaben den Keim neuen Unheils geahnt und gehofft haben, ihn mit harter Hand aus dem Kindersinn jäten zu können. Die Prinzen durften sich nicht regen; sollten lernen, immer nur lernen und aus der Nüchternheit des Alltages nieden Blick in beglänzt Gewölke schweifen lassen. Das Taschengeld, das sie für den Wochengebrauch erhielten, betrug nach unserer Münzrechnung eine Mark. (Otto wollte sich einen gesunden Vorderzahn ausziehen lassen, weil ihm gesagt worden war, er werde dafür zehn Gulden bekommen.) Die Knauserpädagogik mußte unwirksam bleiben. Den Erwachsenen bot sich von allen Seiten Hilfe an und die durch Strenge früh Verbitterten schlürften jedes Schmeichelwort wie wonnig berauschenden Würz« trank. Arbeiten, spricht der Vater, müßt Ihr, von früh bis spät in der Pflichtschule schwitzen; und dürft nie wännen, der Befehlende könne sich frohem Genuß hingeben. Magisterweisheit, wisperts ringsum; Ihr seid Königssöhne, Königliche Hoheiten, von einem treuen Volk vergöttert und Alles wird, wie durch Zauberschlag, plötzlich anders, wenn Ludwig die Krone trägt und Otto als nächster Agnat neben dem Thron steht. Der Schüler Wilhelms von Döniges war ein gewissenhafter, tüchtiger Regent (dem Pfordtens Sturz und das Wort «Ich will mit meinem Volk Frieden haben» freilich erst spät Liebe warb), doch ein kurzsichtiger Vater; und auch seiner preußischen Frau Marie scheint die Erziehergabe versagt gewesen zu sein. Ludwig war siebenzehn Jahre alt, als ihn Bismarck zum ersten (und letzten) Mal sah; er war bei den Mahlzeiten in Nymphenburg sein Nachbar und hat dreißig Jahre später darüber geschrieben: «Ich hatte den Eindruck, daß er mit feinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Anterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich, in Dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die



Die Zukunft.

Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annahm, auf mütterlichen Befehl, verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über seine Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten; ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obschon ich mir, mit einiger Verdrießlichkeit, sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb." Ein von niemals ebbender Phantasiefluth in Geisteswirbel gerissener Jüngling, der die seltene Gelegenheit, in edlem Wein die Rauschsucht zu stillen, gierig nützt und vom Alkohol den Dingen der Wirklichkeitwelt noch weiter entrückt wird als im Zustand erzwungener Nüchternheit. Ein Prinz, dem das Königsblut, das Blut Ludwigs des Ersten und des wittelsbachischen Phantasus, heiß in den Adern pocht: und der doch nichts zu erwirken vermag und in kargerem Leben gepfercht ist als irgendein Hochadelssproß. Ein ins gefährliche Alter der Pubertät Erwachsener, dem fromme Geschichtenträger die uralte Kirchenväterscheu vor dem Weib eingeträufelt und dessen Geschlechtswillen sie mit Zweifeln an seiner Mannbarkeit verängstet haben. Auch diesem Schwärmer wäre das Entgleiten indieArme einerLolaMontez zuzutrauen. Drum muß er den natürlichen Geschlechtsdrang als ein unreines, befleckendes Gefühl hassen und seiner Mannheit mißtrauen lernen. DerAchtzehnjährige foll auf eineHochschule geschicktwerden Und Staatswissenschaften studiren. Da stirbt, am zehnten März 1864, sein Vater. Ludwig wird nicht Student: wird König. Das Staatsgeschäft langweilt ihn und wird lässig erledigt. Weiblicher Verführung trotzts der junge, schön blühende Monarch standhafter als der heiligste Asket. Die Vereinigung zweier im Wesen verschiedenenLeiber dünkt ihn ein schmutziges, hehrer Menschheitunwürdiges Unterfangen, zu dem ein gnädiges, vonHimmelshuld dem Genius gewährtes Schicksal ihm die Virilkraft versagt habe. Nur Mannesreiz lockt ihn; nur Männern fühlt sein ewig trunkener Sinn sich, in fast bräutlicher Willenlosigkeit, die seltsam von dem unbändigen Gottesgnadendünkel absticht, fürs Leben verbunden. Zunächst von Hirn zu Hirn nur. Was dem Ahnen die spanische



Ludwig der Zweite.

375

Tänzerin gewesen war, wird dem Enkel der deutsche Musiker: der Brennpunkt des Willens zum Leben. Nie hat Ludwig denMünchenern verziehen, daß sie seinen Richard Wagner nicht nachGe-Kühr anerkannten und ihn, als den gehaßten Günstling, zwangen, die Hauptstadt zu verlassen. Zweimal wollte, nur deshalb, der Kö«nig der Krone entsagen. NurWagners Beschwörung hielt ihn auf dem Thron. Nur Wagners drängender Wunsch vermochte den Menschenscheuen zu bestimmen, ausderBergeinsamkeit zu scheiden und sich denFranken zu zeigen (die seitdem seine treuesten Anhänger blieben). Nur Wagner konnte die Berufung Hohenlohes ins Ministerium des Auswärtigen durchsetzen. Am dritten November 1866 schreibt Chlodwig in seinTagebuch: «Ich kann mir nicht verhehlen, daß.nach allen Mittheilungen Holnsteins (des Grafen und Oberstallmeisters), derWunsch des Königs, mich zum Mi«nister zu haben, aus seiner Passion für Wagner hervorgeht. Er erinnert sich, daß ich einmal die Entfernung Wagners als et«wasUnnöthiges bezeichnet habe,und hofft, daß ich ihm dieRückkehr Wagners ermöglichen werde. Ein Wagner-Ministerium zu bilden, dazu habe ich aber keine Lust, wenn ich auch die Rückkehr Wagners später für kein besonderes Unglück halten würde." An«gefähr also die selbe Stimmung wie im November 1847, als das Lola-Ministerium (Beisler, Berks, Heres,Wallerstein) auf Ludwigs Befehl die Geschäfte übernahm. Nach dem Friedensschluß, der denLeib desalten Deutschlands zerrissen, Oesterreich aus dem Bund gedrängt, dem Preußenkönig zehn Ouadratmeilen bayerischen Landes und dreißig Millionen Gulden bayerischen Geldes gebracht hatte, denktLudwig nur an Wagner; an den Mann und dessen Werk. Prinz Napoleon kommt nach München: der König will ihn nicht sehen; bleibt auf Schloß Berg. Der Ministerpräsident Hohenlohe kehrt aus Berlin zurück, will über das Erlebte, cmchüber ein wichtiges Gespräch mitdemPrinzenNapoleonVortrag halten und erreicht endlich, daß ihm der König, «alsZeichen des allerhöchsten Vertrauens", eine Audienz bewilligt. Ludwigs erste Frage ist, ob dieBouquets,die er aus Hohenschwangau dem Fürsten geschickt habe.gut angelangt seien; spricht dann, nachdem das Politische so schnell wie irgend möglich abgethan ist, von den Meistersingern und fragt, ob Wagner wirklich Frau Cosima von Bülow liebe. So gehts weiter. Die Verlobung mit Sophie von Bayern wird, nach einem kurzen Lenz künstlich genährten Glücks«



wahnes, aufgehoben. Auch Wagner (der doch von Minna und Mathilde kam und zu Cosima ging) hat ja gesagt, daß, im tiefsten Seelengrund, alle Weiber langweilig seien; alle, wie Elsa von Brabant, verbotene oder unzeitgemäße Fragen stellen und, wie Sophie von Bayern, schläfrig blinzeln, wenn der Mann sich an ihrem wachen Geist zu laben wünscht. Was soll diesem Mondkönig, der die Tage durchschläft und in den Nächten sich seines Lebens Tag schafft, eine Frau sein, die immereine hübsche Prinzessin bleibt, im verdunkelten, nur dem Brautpaar geöffneten Schauspielhaus nach dem vierten Akt der ungekürzten Dramen leise zu gähnen anfängt und den Schlaf noch nicht aus den Gliedern geschüttelt hat, wenn des Bräutigams Boten ihr duftende Blumen und Briefe bringen? Verachte das Weib: wird die Losung. Die Günstlinge wechseln; und der Geschmack verwildert nun schnell. Am sechzehnten Juli 1870 (seit vier Monaten sitzt Graf Bray dem Ministerium vor) befiehlt Ludwig die Mobilmachung des Bayernheeres gegen Frankreich; er hat dem Antrag Jörg, der das Königreich auf bewaffnete Neutralität beschränken will, die Zustimmung versagt und der pariser Regierung mitgeteilt, daß er sich nicht von den gemeinsam für deutsches Recht in den Kampf ziehenden deutschen Stämmen trennen werde. Am siebenundzwanzigsten Juli ist Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in München. Ihm ist, als dem Führer der Dritten Armee, die Befehlsgewalt über die bayerischen Truppen anvertraut. Zwei Jahre zuvor, als er zu Umbertos Hochzeit über München nach Turin reiste, konnte ihm der König ausbiegen; der Residenz, trotz Hohenlohes »treugehorsamstem" Rath, trotzig fern bleiben. Jetzt, vor dem Krieg, der Deutschlands Völker gegen Fremdlingsanmaßung eint, kann ers nicht; darf er dem Preußen nicht die Ehren des Tages lassen. Hinter der Kürassierescorte fährt er mit Friedrich Wilhelm vom Bahnhof ins Schloß; und freut sich, daß die Hurrarufervereinzelten bleiben. Im Hoftheater, wo die Beamtenschaft und die reiche Bourgeoisie zur Aufführung von »Wallensteins Lager" versammelt sind, regt das Nationalgefühl sich lauter; und als Kindermanns mächtige Stimme eine für diesen Festabend dem Reiterlied zugeordnete Strophe gesungen hat, durchbraust stürmende Begeisterung das Haus. Der Kronprinz (der im Taktgefühl nie ganz sicher war) steht auf, tritt dicht an die Logenbrüstung und neigt dreimal vor der klatschenden, jubelnden Menge das blonde Haupt. Der Enkel Nürnber-



Ludwig der Zweite.

377  
gerBurggrafen, die stolzenWittelsbachern stets Emporkömmlinge schienen;der Gast eines Königs, dessenHeererinsFeldführenfoll Ludwig, der unbeachtet auf seinem Polsterstuhl blieb, hats ihm nie vergessen. Im ersten Lustrum seiner Regirung war die Wehrverfassung geändert und das Heer geschaffen worden, das sich neben dem Preußens auf die Walstatt wagen durfte. An seiner Spitze ins Reich Bonapartes zu reiten, hindern den König hundert hemmende Vorstellungen. Er müßte von früh bis spät unter Menschen sein, wäre im Hauptquartier nicht der Erste, könnte denMärchenprunk seiner Lebensgewohnheit nicht mit sich schleppen, wäre gezwungen, sich in fremdes Wesen zu schicken und die Gräuelbilder der Schlachtgefilde zu schauen; der Feldzug würde ihm, der die Kaiserin Eugenie (die einzige Frau, die niemals langweilig sein kann) fast so bewundert wie den Koi.Soleil und den Freund der Pompadour,zur Folterqual. Aus seinerHand nimmt der blonde Hüne das Kriegswerkzeug; und läßtsich huldigen, als habe erselbst sich die Waffe geschmiedet. Eines schönes Helden Fassade; gesund, nüchtern, fröhlich, beliebt: einMann.derinseineWeltpaßt. Während Ludwig im Kriegerkleid und Kopfschmuck eines Indianerhäuptlings den rauschsüchtigen Schwelgergeist an Coopers Mohikanerbuch ergötzte, hat Friedrich bei Königgraetz den Preußensieg beschleunigt; während Ludwig in Lohengrins Silberrüstung sich in den Gralsbereich träumt, wird Friedrich wie der erlösende Schwanenritter umjauchzt. Muß der Dunkle den Hellen nicht hassen, der zu sein scheint,wasderKönigzuscheinenstrebt? Friedrich schreibt in sein Tagebuch: »König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab,fragtnach den entlegensten Dingen." Ahnt aber nicht, welcher wahnwitzige Haß ihm in dieses Königs Herzen erwächst. Den hätte ein Taumelrausch der Freude gepackt, wenn ihm durch Orakels Macht enthüllt worden wäre,daß dieser Kronprinz als ein Sterbender nur, grau, fahl.stumm.mitkraftlosemFußaufdenThronsteigen werde. Tausendmal hat er ihn in denSchwefelpfuhlderHölleverwünschtund das Hirn an der Vorstellung all der Martern geweidet, die seinBefehl über Wilhelms Sohn verhängt habe. Er ist inItalien? (Ist, als Truppeninspecteur, im Bayernland; doch Ludwig liest keine Zeitung, läßt sein Traumleben durch keinenWiderhall derWirklichkeit stören.) Die Gelegenheit ist günstig; kehrt uns so gut vielleicht niemals wieder. Dingt Banditen. Laßt ihn in eine Höhle



378  
Die Zukunft.  
sperren; ihm die Zähne, einen nach dem anderen, ausbrechen; ihn peitschen, enthäuten, entmannen, verhungern. Das Alles wird ernsthaft befohlen; und,Nacht vorNacht,von allzu willigen Dienern berichtet, wie die Befehle ausgeführt und welche Verfallszeichen am Leib des Kronprinzen von den Höhlenwächtern bemerkt worden seien. Und derMann.der diese Grausensposse erzwingt, ist von Gottes Gnaden König und höchster Gebieter in Bayern. In seinem Namen wird, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, dasRecht gesprochen; aufseinenBefehl müßtejeder Soldat gegen jeden Landsmann die Gewalt der Waffe anwenden. Ludwig kommt fast nur noch in die Residenz, um ins Theater zu gehen, sich an Schauspielen aus der Zeit Ludwigs des Bierzehnten oder an blutrünstigen Melodramen zu freuen. Der Zuschauerraum muß leer, die Königsloge verhängt bleiben; die Spieler selbst dürfen nicht sicher sein, daß hinter den Sammetvorhängen der König sitzt und durch den schmalen Spalt ihre Geberde erblickt, den Schall ihrerRede insOhr läßt. Stunden langmüssen sie, ohne je das leiseste Echo zu wecken, mit dem letzten Aufgebot ihrerKraft spielen; was just befohlen wird. Ein Räuspern würde, einesAthemzuges Geräusch dem König die Freude verleiden; gar der Schweiß dunst eines speckigen Menschengesichtes risse ihn aus dem herrlichstenRomantikertraum.SchwarzeStille ringsum, die Wohlgeruch süß durchduftet; Hallund Bildschlüpfen, wieaus unermessenenWeltwciten, durch denSammetschlitz. Ist die Majestät für diesmal gesättigt,dann bringt,imMorgengrau,einGalawagen oder weißer, prächtig geschirrter Schlitten den Erschöpften in die Einsamkeit des Bergfriedens zurück, nach Berg oder auf die benachbarte Roseninsel, in den Linderhof oder nach Neuschwanstein. Da diese pomphaften Heimstätten fardanapalischer Laune nicht mehr genügen, läßt er auf Herrenchiemsee, mit ungeheurem Kostenaufwand, ein bayerisches Versailles nachpfuschen. Dort haust er; und gönntnur den vonZufallsgunst oder sympatkie äe peau Empfohlenen das Glück seines Anblickes. Sängern und Schauspielern, Friseuren undLakaaien; schließlich beinahe nur noch den Bauernburschen aus dem Regiment der (unseren Dragonern ähnlichen) Chevauxlegers. Die sind seineFreunde.seinerTräumeheldische Gefährten; werden mit feinsten Essenz besprengt, mit Geschmeide behängtund, wie vom zärtlichstenManne die holdeBraut, im Herzen des Herzens gehegt. Aus seinem Handeln und Trachten



Ludwig der Zweite,  
379

grinst Wahnsinn das ruhige Auge an. (Daß Wagner ihn in dem hymnisch rasenden oder läppisch verfratzten Stil der Königsbriefe nicht gewittert habe. klingt uns unglaublich.) Weil der Starnbergersee nicht ganz abzusperren ist, läßt Ludwig auf einem Schloßdach, zwischen Glaswänden, einen See schaffen. In Lohengrins Rüstung steigt er, mit Schwert und Hifthorn, in einen Silbernachen, den ein Schwan durch die Kunstpfütze ziehen muß. Das Wasser ist ihm zu still: ein Mühlrad bringt's ins Bewegung; zu häßlich in seinem Aschgrau: Kupfervitriol ersetzt schnell die Himmelsbläue, deren Abglanz in der Nacht nicht zu erzaubern ist. Daß sich das Rädchen einmal zu rasch dreht, unter dem Wellenschlag der Kahn kentert, der König tiefend ans Ufer klettert, daß der Zinkboden des Sees von dem Vitriol durchfressen wird und das Wasser in den Prachtsaal des Schlosses sickert, beweist nur, welche Mängel noch unserer Technik anhaften. Oder wie schlecht selbst ein König bedient wird. Ludwigs Diener habens nicht gut. Sie müssen, um sich bemerkbar zu machen, nach hündischem Muster an der Thür kratzen und wenn sie ihnen geöffnet ward, auf den Knien bis in den Handbereich des Gebieters rutschen. Derschlägt oder tritt sie, speitsie an oder schleudert schweres Geräth in ihr verlarvtes Menschenantlitz. (Am Tag der Gefangennahme wurden auf Schwanstein zweiunddreißig Diener gefunden, die vom König durch Mißhandlung verletzt worden waren.) Auch Kabinetsekretäre und noch höhere Beamte müssen am Thürpfosten scharren und dürfen dem Herrn niemals aufrecht nahen. Weh Jedem, der ihn auch nur unbewußt ärgert! Schnell ist ein Todesurtheil geschrieben, unterzeichnet, gesiegelt; und nie wird der König müde, bis ins Kleinste die besondere Art der Marterung zu bestimmen, die dem Vollzug der Todesstrafe vorangehen foll. Gil de Rais und der Marquis de Sade vermochten nicht gräßlichere Qual zu ersinnen. Deshalb wars fast ein Glück, daß Ludwigs Menschenscheu mit der Zahl seiner Jahre wuchs und er schließlich nur noch die Lieblinge in seinem Gesichtskreis duldete. Versenkbare Tische hoben dem Hungrigen aus der Tiefe des Anrichterraumes die Speisen herauf und kein Diener durfte der Mahlzeit zuschauen. Zu unentbehrlichem Dienst trugen die Leute Masken. Unvermeidliche Meldungen und Vorträge nahm der König hinter einem Vorhang entgegen; ließ sich nur sehen, wenn kein Ausweg sich aufthat. Schon mußte Hohenlohe die Herren der Deutschen Botschaft einzeln, Mann vor



Die Zukunft.

Mann, indasengetürlischeKabinetführen.wo.neben dem Bade-  
zimmer, der König gefrühstückt und das er als Empfangsgemach  
bestimmt hatte; und da ihm im Trianon vom Grafen Holnstein  
zugemuthet wurde, am nächsten Tag mit dem Botschaftpersonal  
zu speisen, erklärte er: «Dann bleibe ich lieber hier in Versailles  
und kehre nicht nach Paris zurück." Später, als dieBauwuth und  
der Hofpomp des Einsamen die Krondotation aufgezehrt und die  
Kabinetsskasse mit einerMillionenschuld belastet haben, gesellt sich  
Tobsucht der Menschenscheu. Kein Geld, um eines Königs könig-  
lichen Traum zu möbliren? Nur ungetreue Diener, Wichte nur  
können fosprechen.StadtundLandstrotztjavon Schätzen; vermag  
des Königs Wille nicht, sie in seine Kammer zu winken? Große  
Banken sind entstanden, in deren Kellergewölben das Gold und  
Werthpapier sich zum Gebirg thürmt. Sie geben nichts heraus?  
Wagen die freche Ausrede, sie seien Verwalter nur, nicht Be-  
sitzer des reichen Hortes? So frevlen Spaß sollen sie büßen.  
Miethet Diebe, Einbrecher, Räuber, klaubt sie aus der Hefe der  
Großstädte, reiht sie zu Banden und zeigt ihnen den Weg zu den  
Geldschränken der widerspänstigen Kapitalsverwalter. Die Po-  
lizei wird sie aufhalten und, im Nothfall, die Garnison aus den  
Kasernen pochen? Unsinn!Heer und Schutzmannschaft gehorchen  
mir; und ich befehle, daß sie das nützlicheThun der imAllerhöch-  
flenDienst wirkenden Bande nicht hemmen. DieMinister werden  
Bedenken äußern?EinFußtritt scheucht sie weg;eineRegungder  
Königswimper ruft gehorsamere MännerinsAmt. Unterthänigste  
Vorstellungen werden,wieeines Hündchens lästiges Gebell.über-  
hört oder mit rauhem Schimpfwort abgewehrt, submisseste Eingä-  
ben zerfetzto der zu Knäueln geballtund in denTrichter desAbor-  
tes geworfen. Die Kammern wollenDies und wollen Das nicht?  
Mein Wille ist ihres Lebens Gesetz; sie sterben, wenn sie sich ihm  
nicht beugen. Was unter des Königs weiser Regirung erworben  
ward, nur unter ihrem Schirm erworben werden konnte, gehört  
von Rechtes wegen dem König. Schafft es, betreßtes Gesinde,  
herbei! Zwingt die Reichsräthe und Abgeordneten, die Schuld  
des Monarchen zu tilgen, die Krondotation zu verdoppeln, die  
Schatulle desedelstenWohlthäters im Bayernlandzu füllen! Ihr  
könnt nicht? Wollt nur nicht, Ihr räudigen Hunde! Gut. Dieses  
Land kann diesenKönig nicht nach seinem wahrenWerth schätzen;  
war nie seiner würdig. MageinminderSanftmüthigereinstesmit



Ludwig der Zweite,  
Skorpionen züchtigen, das dem mildesten Regenten des Lebens  
Nothdurft geweigert hat. In der Geldklemme erlischt das letzte  
Flämmchen reiner Vernunft. Ludwig will das ererbte Land ver-  
kaufen; an den Meistbietenden losschlagen. Was ist ihm Bayern,  
was Wittelsbachs Fürstenehre? Genießen will er, ohne Schranke  
herrschen und jedes Wunsches Fieber austoben, wie ihm beliebt.  
EinKäufer? UeberNacht melden sich hundert, ist erst dieAbsicht,  
die Möglichkeit nur bekannt. So sicher ists, daß der König schon  
jetzt über den Kaufpreis verfügen mag. Nach der Schuldentilgung  
bleiben ihmnochAbermillionen.ProfessorFranz vonLöher,Mit-  
glied derAkademie undDirektor des Reichsarchivs, wird aufdie  
Suche nach einem neuen Königreich geschickt, das Ludwig kaufen  
könne. Nach Kreta und Kypros, auf die Ionischen und die Ka-  
narischen Inseln. Da giebt es kein unbotmäßiges Parlament,  
keinen Minister, der seinem Herrn Gewissensbedenkenvorwinselt;  
da gleißt in ewigem Sonnengefunkel die Krone und der im Purpur  
oder Goldpanzer auf Gipfeln Träumende braucht seine Nacht  
nicht durch erkünsteltes Mondlicht zum bleichen Tag zu hellen. In  
geschäftiger Hast wird da, ohne zages Säumen, jeder Befehl aus-  
geführt, jedes Todesurtheil noch in der Stunde der Unterschrift  
vollzogen: trügt nicht schnödes Gaukelspiel den Träger göttlicher  
Gnade. Die Schatzkammern blinken von Gold, jede Königs-laune  
lebt sich nach Willkür aus und statt des Würzweines dringt das  
Iammergeheul zerquälter Menschheit ins lechzende Blut.  
Löher hat die Reise gemacht; und hat sie beschrieben. Den  
Krankentraum eines im Kern edlen deutschen Königs, den fromme  
Einfalt zu den Bereitem des Reiches zählt. Einen Traum, der,  
nach dieses Königs herrischem Willen, dicht vor derSchwelle des  
zwanzigsten Jahrhunderts Wirklichkeit werden sollte.  
Nieaberwerdenkonnte;demBayernvolkundseinenWittels-  
bachern zumHeil.EinundvierzigLenze hatte Ludwig gesehen, als  
er die Macht verlor und das ihm dadurch entwerthete Leben, wie  
ein abgetragenesGewand.von sich warf.Der selten gesäuberte, dem  
Lichtund der Luft des Tages entzogene, zu reichlich gespeiste und  
getränkte Leib war gedunsen, die Umgangsform im stetenVerkehr  
mitRüpel'n verplumpt, die einstso empfindliche Nase anUnraths  
Brodem gewöhnt; nur dasAntlitz hatte, unter der gelblichenFett-  
schicht, die Spur alter, junger Schönheit bewahrt und das dunkel  
glänzende Auge blitzte und wetterte drüber hin wie von Blutnebel



Die Zukunft.

eingeschleierte Sonnengarben über eine verwüstete Landschaft. Das war der Mann nicht mehr, den, schlank und hoch, auf vollblütigem Roß, im Prunkwagen zwischen dem Troß glitzernder Hofdiener, zwischen Fackelträgern im üppig geschmückten Schlitten, die Bayern für eines Augenblickes Dauer erschaut hatten. Nur das Zerrbild noch ihres Märchenhelden. Doch dergeliebteKönig; noch immer. Weil er sich nicht unter die Fuchtel der Priester duckte, für Kunst und Wissenschaft ein Herz zu haben, die Firnen und Thäler der Heimath zu lieben schien, Döllinger und Pfretzschner gegen die Wuth der Klerikalen geschützt und sein Ohr nicht dem Ruf Deutschlands getäuscht hatte. Nur deshalb? Nein: weiler beinahe unsichtbar gewesen war und die Menge sein Sinnen und Wollen nicht ahnen konnte. Wäre er dem Rath Bismarcks, den noch aus Neuschwanstein das Flehen des schon vom Schwersten Bedrohten suchte, gefolgt, nach dem Rückzug der Kommission in die münchener Reichsrathskammer geeilt, hätte er vor dem Volk seine Verschwendersünde gebeichtet: er wäre unüberwindlich gewesen, unantastbar; hätte mit seines Ansehens Leuchtkraft den Oheim Luitpold besiegt. Zu solcher Leistung aber waren die zerrütteten Nerven nicht mehr zu straffen. Wenn fuchs nur um die Schulden gehandelt hätte, um das vergeudete Geld! Doch auch alles Andere wäre ans Licht gekommen: Mißhandlungen, Raub- und Mordpläne, widrige Sexualien und derWille zum Landesverrath. Alles, was die krankhaft ausschweifende Phantasie dem Tagebuch anvertraut hat. Ein noch glimmendes Fünklein mag den Irren vor diesemWege gewarnt, ihm die Gewißheit ins Hirn gesandthaben, daßdiemächtigeSchaarseinerFeinde, wennsumihr Leben ging, keinWehrmittel scheuen würde. Lieber denTod. Mit der Urkraft des Starken, ums letzte Heil Ringenden würgt er den Arzt, drosselt ihn, bis des Lebens Athem entwichen ist; und veröchelt unter demWasser. Das vermag er noch; weil er nicht ohne den Königsnimbils wandeln, nicht im Käfig verthieren will und weil unversiechte Leibesstärke in dieser Schicksalsstunde den Wunsch bedient. Die Sektion hat ergeben, daß Ludwigs Gehirn degenerirt, doch sein Körper in allen Hauptorganen gesund war. Bismarck, der mit sich selbst und mit seiner wechselnden Vision zu leidenschaftlich beschäftigt war, um die Menschen nüchter«nen Auges wägen zu können, hat auch Diesen verkannt. Ludwig vonBayern schienihm »ein geschäftlich klarer Regent von national



Ludwig der Zweite,  
383

deutscher Gesinnung, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung." Schien ihm manchmal wohl gar zuverlässiger als Friedrich von Baden. Wir wissen heute, daß er geirrt hat. Im Kriegsjahr hatte sich ihm die Möglichkeit geboten, in Preußens, inAlldeutschlands Interesse dem Bayernkönig einenDienst von kaum überschätzbarer Tragweite zu leisten. Seitdem nannte Ludwig, der die eigenen Minister oft wie Lakaien oder Hunde behandelte, sich in Briefen seinen «aufrichtigenFreund",überhäufte ihn, wenn der Kanzler zur Kur nach Kissingen kam,mitHuldbeweisenundwarjedem Wunsch des Großen willfährig. (Das, dachte er, ärgert den Kronprinzen, der Bismarcks Feind ist und der nach dem Einzug der Truppen im Gespräch mit bayerischen Offizieren dieAbsicht angedeutet hat, dieReichseinheit,allemGezeterblinderPartikularistenzumTrotz, noch im ersten Jahrzehnt fester zu kitten.) Der Kanzler war von Fürstengunst nicht verwöhnt, nicht unempfänglich für immer erneute Zeichen königlicherAnerkennung; ersah inLudwigspersönlicherAnhänglichkeit einGut von höchstem politischen Werth und hatte die Schwierigkeit, die Bayerns Schwanken und Irrlichteliren ihm in den Tagen der versailer Entscheidung schuf, schncll, wie alles ohneGemüthsverbitterungAbgelhane, vergessen. Ludwigs Forderung, das deutsche Kaiserthum solle zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern erblich alterniren, fand er «außerhalb des GebietespolitischerMöglichkeitliegend". Konnte aber nicht wissen, daß der König schon eine goldene Staatskarrosse bestellt hatte, die ihn zum Fest der Kaiserkrönung tragen sollte; nicht errathen, daß dieses Königs Hirn längst entartet war. Jetzt noch den Armen als Romantiker, Idealisten, Schirmherrn deutscher Freiheit und Reichseinheit zu rühmen, ist unklug; unklüger, der motorischen Kraft nachzuforschen, die ihn trieb, dem Zollern den Kaisertitel anzubieten. Politik? Fast noch langweiliger als die Weiber. Er wollte sich, seinKönigsrecht auf jedenBezirk der Genuisse; und durfte sich, in dem vom Dünkelgesträhn dem Blick verhüllten Bewußtsein reizbarer Schwachheit, keinen Starken verfeinden: den Kanzler nicht noch die in der Münzstätte des Liberalismus hergestellte Oeffentliche Meinung. Vertragsbruch und Kampf um den Kaiserrang? Ein Lächeln entrunzelt die Stirn. Und der Kranke kriecht ins warme Glasgehäus seines Traumes.



Die Zukunft.

Die ewige Wiederkunft.

Wirbeltanz der Atome.

M<sup>^</sup>or einem Menschenalter war es, in Sils«Maria. Zwischen  
. ^W Weinen und lauchzen fühlte sich Friedrich Nietzsche von  
einer neuen Offenbarung entbunden, der bedeutsamsten seines  
Denkerlebens: „Wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann  
auch der, der ihn gebar, und dessen Vorzustand und so weiter zu-  
rück; daraus ergiebt sich, daß er auch ein zweites, drittes Mal schon  
da war, eben so, daß er ein zweites, drittes Mal da sein wird, un-  
zählige Male vorwärts und rückwärts. Das heißt: es bewegt sich  
alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl voll«  
kommen gleicher Zustände." Das Unendliche hatte sich vor ihm auf-  
gethan, Ewiges und Erfülltes floß für ihn zusammen. Gelöst  
lag das Problem vor dem Weitblick des lauchzenden. Das selbe  
Problem soll hier von einem anderen Standpunkt aus gesehen und  
erörtert werden. Wir werden dabei schnell genug in Komplikatio-  
nen gerathen, die dem einsam Wandernden in Graubünden ferner  
lagen als jede Rückkehr des Gleichen.

Denn schon im ersten Anlauf stoßen wir hier an einen der  
Grenzfälle, wo der berühmte „Satz vom Widerspruch" (einer der  
schlimmsten Geißeln in der Folterkammer der Logik) sich mit sich  
selbst in Widerspruch stellt. An einen der Punkte, wo Das ein-  
setzt, was ich das „polare Denken" nenne: nämlich die Spaltung  
des Denkens in zwei einander schnurstracks entgegenlaufende Vor-  
stellungen; so, daß wir jede dieser beiden Vorstellungen gegenwär-  
tig haben, mit dem Bewußtsein ihres unüberbrückbaren Abstan-  
des; daß wir von beiden besessen sind, hilflos von der einen in die  
andere taumeln und, so zu sagen, beide zugleich für die allein rich-  
tigen und für die allein falschen halten. Ein schauriger Prozeß,  
der, wie ich schon hier sagen möchte, sich überall ohne Ausnahme  
einstellt, wo wir den Versuch machen, über die platte Alltäglichkeit  
hinaus irgendetwas zu Ende zu denken, wo wir also Philosophiren.  
Wir können uns eine Endlichkeit des Raumes eben so wenig  
vorstellen wie eine Unendlichkeit. Stellst Du Dir den Raum als  
endlich vor, so spürst Du sofort, daß Du damit eine unsinnige  
Grenze setzest, von der die Vorstellung nichts wissen will, die un-  
bedingt durchbrochen werden muß. Versuchst Du, Dir die Unend-  
lichkeit vorzustellen, so spürst Du augenblicklich, daß Du dabei nur  
mit einer Abstraktion, mit einem Widerspruch, mit einem unbe-  
greiflichen Wort spielst, daß die Vorstellung als solche Dich im Stich  
läßt; daß sie nicht weiter reicht als bis ins Ungeheure. Die An-



Die ewige Wiederkunft.

3S5

strengung ist darauf gerichtet (und kann auf nichts Anderes gerichtet sein), dieses Ungeheure zu multiplizieren; mit Tausend, mit Million, mit Trillion. In uns entsteht ein kalkulatorischer Vorgang, der sehr viel Anstrengung, sehr viel Willen, aber gar kein Begreifen einschließt. Es ist nur noch der Widerspruch gegen die erste Denkform, die uns zwingt, aber nichts, was in den Intellekt eingeht. Wir verschieben die Grenze mit den endlichen Funktionen unseres Verstandes, sie wird für uns fließend, hinausrückend, vor uns fliehend, sie verliert sich irgendwo in einen Nebel, der außerhalb der Denkmöglichkeit liegt. Am Ende stellen wir uns auch in der Verzweiflung, der Unendlichkeit beizukommen, einen endlichen Raum vor. Es ist die Denkpolarität in «vtiins, lorins.. Man kann aus beiden Anschauungsformen nicht hinaus, in beide nicht hinein und sitzt zwischen ihnen wie in der Alternative des Prokrustesbettes. Noch grausamer wird diese Qual, wenn wir vom unerfüllten zum erfüllten Raum übergehen, wenn wir etwa versuchen, uns die Anzahl der Weltkörper, der Körper überhaupt vorzustellen. Hier hat die Verzweiflung der Denklage einen unserer schärfsten Denker, Eugen Dühring, direkt zu einer Gewaltmaßregel gegen den eigenen Intellekt getrieben. Er fordert „das Gesetz der bestimmten Anzahl“, was im letzten Grunde nichts Anderes bedeuten kann als die Endlichkeit der Substanz. Das ist ein Ukas wie etwa der folgende: Es ist verboten, über eine Trillion hinauszuzählen. Ein Ukas, der das Denken wie mit dem Fallbeil abschneidet und vielleicht ein dogmatisches oder pädagogisches Gesetz giebt, aber keinen erkenntnistheoretischen Werth. Wir Anderen wollen an die Trillion immer noch und immer wieder eine Null hängen und kommen von der Vorstellung nicht los (die keine Vorstellung ist, sondern nur ein Denkwang), daß der unendliche Raum von einer unendlichen Körperzahl erfüllt ist. Wiederum nur e oontrario: weil jede noch so große Körperzahl uns als eine Null erscheint gegenüber der Möglichkeit, weil wir den Gedanken nicht zu fassen vermögen, daß die körperliche Natur irgendwo begrenzt sei, und weil uns, sobald wir unsere Vorstellung körperlich betonen, die Annahme der unendlichen Substanzen immer noch erträglicher scheint als das unendliche Vakuum.

Im Banne dieses Denkwanges operiren wir also im dreidimensionalen Raum mit der unvorstellbaren Menge der Körperunendlichkeit, die einfach unendlich wäre, wenn sie uns in einer Linie angeordnet erschiene, zweifach, wenn wir sie in einer Ebene annehmen würden, und dreifach unendlich in der momentanen Wirklichkeit unseres Denkens, in die nns wiederum die Unvorstellbarkeit eines begrenzten Raumes hinausjagt.

!!2



Die Zukunft.

Der polar entgegengesetzte Denkwang nöthigt uns, jeden einzelnen Körper unaufhörlich zu zerkleinern, zu zerschneiden, in der Hoffnung, irgendwo eine begriffliche oder materielle Grenze zu erreichen. Will der Verstand beim ersten Verfahren unaufhaltsam über sich hinaus, so kriecht er jetzt eben so hartnäckig in sich hinein : und alsbald zeigt sich eine weitere Polarität, da uns bei dieser Zerkleinerungsarbeit die blanke Null so unannehmbar erscheint wie jede noch so kleine Größe, die noch nicht Null ist. Besitzt das von der Gedankenschneide abgesplitterte Theilchen noch irgendwelche Ausdehnung, so liegt kein Grund vor, das Schneiden aufzugeben. Man kann weiter halbiren, dritteln, ohne je aufzuhören. haben wir es aber tatsächlich'bis auf Null heruntergebracht, so prallen wir vor einem Fehler zurück, der uns am Schluß der Operation angrinst: denn wir begreifen nicht, können niemals begreifen, datz. sich aus lauter Nullen, sei es auch aus unendlich vielen Nullen, etwas Substantielles aufbauen soll.

Die theoretische Physik hat sich, um dieser unheilvollen Polarität zu entfliehen, zur Annahme eines Kompromisses entschlossen, das in den Grundsätzen der Molekulartheorie und der Atomistik festgelegt ist. Der reine Verstand will auch das „Atom“, das nach der Wortdefinition „stomos“, Antheilbare, weiterzerschneiden; der physikalische Verstand beruhigt sich beim sehr Kleinen, sobald die Hypothese, die dieses Winzige umschließt, ausreicht, um physikalisch und chemisch brauchbare Resultate zu liefern. Die Natur, so wird angenommen, setzt diesem Verfahren irgendwo einen unbesieghchen Widerstand entgegen; in Substanzpunkten; die zwar keine mathematischen Punkte sind, aber sich, vermöge ihrer vollkommenen Homogenität und absoluten Härte, allen weiteren Angriffen entziehen. Wir behalten also im Atom eine Rechnungsgröße übrig, die sich mit Zahlen aufs Papier bringen läßt, eine Realität, die zwar unterhalb aller Vorstellung liegt, aber doch vor dem Verschwinden geschützt ist. Wir haben nur nöthig, einen Bruch aufzuschreiben, in dessen Zähler sich ein Milligramm befindet und dessen Nenner aus zweiundzwanzig Ziffern besteht, so gelangen wir an ein Gewichtchen, das dem Atom des Wasserstoffgases entspricht. Vor der anschaulichen Vorstellung verkriecht sich solches Atom bis zur Anauffindbarkeit; es mag sich der Größe nach zu einem Tropfen verhalten wie ein Apfel zum Erdplaneten; immerhin bleibt eine endliche Größe, die im Zug solcher Betrachtung einen unleugbaren Vortheil gewährt. Denn wenn wir nun sagen: „Die unendliche Welt der Körper besteht aus Atomen“, so erhalten wir zwar eine neue enorme Multiplikation, aber nicht eine

Die ewige Wiederkuuft.

387

neue Anendlichkeit zu den bereits erkannten; es bleibt vielmehr bei der dreifachen Unendlichkeit, in die sich die Wirklichkeit der Atome einzuordnen hat.

Die Atomistik bietet uns die weitere Erleichterung, daß sie uns aus der anschaulichen Erfahrung nicht ganz so unerbittlich herausreißt wie die Zwangsvorstellung des unendlichen Raumes sammt den sie erfüllenden Körpern. Wenn wir einen Tropfen Säure in tausend Wassertropfen verdünnen, einen Tropfen des verdünnten Stoffes wiederum in tausend Wassertropfen lösen, so gelangen wir schon bei der siebenten oder achten Operation an die Grenze, die durch die atomistische Hypothese festgehalten wird. And wenn wir uns auch das erzielte Ergebniß, das mit dem Bruchtheil eines Trillionstel Milligrammes rechnet, nicht vorzustellen vermögen, so bleiben wir doch im Rahmen einer gewissen Begreiflichkeit, wir brauchen unserem Zählsinn nicht so Gewalt anzuthun wie bei der völlig jenseitigen und doch völlig unvermeidlichen Anschauung des Unendlich-Großen.

Die augenblickliche Lagerung der an Zahl dreifach unendlichen Atome bedingt den Zustand der Dinge, die momentane Weltlage in allen Einzelheiten. Sie bedingt ihn, aber sie erschöpft ihn noch nicht. Denn die Atome sind in Bewegung; und erst die Summe aller dieser Bewegungen, dynamisch ergriffen in diesem einen untheilbaren Moment, ergiebt die thatsächliche Weltbedeutung dieses Augenblickes mit allen seinen mechanischen und psychischen Noth-

wendigkeiten. Kein Gott rettet uns hier vor der Schwierigkeit, zwei neue Anendlichkeiten hinzuzudenken: die eine umschließt die Bewegungsrichtung jedes Atoms, die andere die Geschwindigkeit oder das Maß der Beschleunigung für jeden einzelnen Massenpunkt. Wir gelangen also zu füns 'Unendlichkeiten, die wir „in Rechnung“ stellen müssen, wenn wir den Zustand der Dinge festhalten und aus ihm einen Zukünftigen erahnen wollen. Das hat sich nun allerdings Nietzsche mit seiner Träumerei von der Ewigen Wiederkehr beträchtlich erleichtert; richtiger: ihm ist gar nicht eingefallen, solche Komplikation zur Grundlage der Betrachtung zu machen. Auf seinen Spaziergängen bei S Is-Maria erschien ihm einfach das Weltgebäude als ein Wirbeltanz von Partikelchen und er schloß mit der schönen Zuversicht des prophetischen Dichters, daß die Anfangsfigur dieses Tanzes wohl irgendeinmal wieder auftauchen müsse. Nicht mit einer Silbe geht er auf die Grundfrage ein: ob die Möglichkeiten der Zeit, selbst einer unendlichen Zeit ausreichen, um die gehäuften Anendlichkeiten der Atombewegungen restlosabzuwickeln. Eine Promenade im Oberengadin mag angenehmer und stiin-



388  
Die Zukunft.  
mungvoller sein als ein Quergang durch arithmetische Gebiete;  
aber mit Stimmung löst man keine erkenntnistheoretischen Probleme. Um Nietzsches Problem von der Wiederkunft des Gleichen wenigstens als Aufgabe zu erfassen, muß man sich schon entschließen, die ganze Angelegenheit in das Licht der Permutation-Rechnung zu stellen. Es handelt sich um ein Rechenexempel von universaler Ausdehnung: eine fünffach unendliche Anordnung von beweglichen Atompunkten und Kräften ist in Variation begriffen; ist es denkbar, möglich oder wahrscheinlich, daß die Anordnung von heute in irgendeiner noch so fernen Zeit wiederkehrt? Populär ausgedrückt: Ist die Zeit mächtig genug, um die Permutationen zu bezwingen, oder wächst die Menge der Permutationen der Zeit über den Kopf? Versuchen wir, uns die Sache dadurch klarer zu machen, daß wir von ganz einfachen Beispielen zu komplizierteren aufsteigen. Statt der Atome wählen wir handliche Körper und aus den ungezählten Myriaden greifen wir eine bescheidene Anzahl heraus: die drei Elfenbeinkugeln auf der eng begrenzten Billardfläche. Mitten im Spiel fragen wir, ob diese bestimmte Stellung der drei Kugeln ein beispielloser Einzelfall sei oder wiederkehren könne. Hier brauchen wir uns in keine Unendlichkeit zu verirren, denn das Handlungsterrain ist begrenzt, die Kugeln berühren die Unterlage nicht in einem Punkt, sondern in einem kleinen Kreis, jede Beziehung ist in endlichem Sinn erfaßbar; und so gelangen wir (einstweilen noch ohne Rechnung) zu dem Ergebnis: Ja, diese Stellung kann wiederkommen, wenn der Zufall gut mitspielt, noch in der selben Partie, sonst vielleicht erst nach Wochen und Monaten; wir werden aber auch den Gedanken nicht abweisen, daß trotz der Enge des Problems die beiden Spieler die Wiederkehr dieser einen bestimmten Stellung vielleicht nicht erleben werden. Dieses Billard soll sich zu einem Kosmos auswachsen. An der Kugelgröße ändern wir nichts; aber wir verbreitern die grüne Fläche ins Unabsehbare und verlegen die Banden beliebig über die Siriusfernen hinaus. Und nun legen wir den zwei Dämonen, die diesem interessanten Spiel auf geräumiger Unterlage obliegen, wiederum mitten in der Partie die Frage vor: Kann diese Stellung wiederkehren?  
Ich erwarte von den Nietzsche-Anhängern ein herzhaftes Ja. Denn noch sind wir nicht über das Drei-Körper-Problem hinaus, noch haften wir an den zwei Dimensionen der Ebene; wir erschöpfen noch nicht einen Tropfen der Möglichkeiten, von denen die „Ewige Wiederkunft“ einen Ozean darstellt. Aber ich glaube, annehmen zu müssen, daß dieses erwartete „Ja“ schon etwas schüch-

Die ewige Wiederkunft.

389

terner klingen wird. Denn hier könnte sich, zum Beispiel, die Erwägung einschleichen, daß das Dreieck der Ausgangsstellung, das wir mit kurzen Seiten in Erdnähe annehmen wollen, sich im Fortgang des Spiels beständig erweitert; so daß der Größe der Zeit gar keine andere Aufgabe zufiele als die, die Abstände der Kugeln in ihrer Ruhelage beständig zu vergrößern. Wir hätten dann in der Unendlichkeit der Zeit nicht, wie Nietzsche hoffte, das sichere Mittel zu einer Herbeiführung der Wiederkehr, sondern, im Gegentheil, die zuverlässige Garantie, daß die drei Kugeln niemals wieder in die ursprüngliche Lagerung zurückkehren werden. Gerade die Zeit ist es, die sie daran verhindert, und zwar um so sicherer, als die drei Dimensionen, Länge, Breite, Zeit, in denen sich die Mechanik des Spiels abrollt, nicht das geringste Interesse haben, irgendwann und irgendwo auf ihre Unendlichkeit zu verzichten. Nietzsches Lösung versagt also schon bei drei Körpern in der Ebene.

Aber einen Einwand könnte der Nietzsche-Bekenner noch machen: er könnte behaupten, daß neben den selbstverständlich auseinanderreibenden Wirkungen jenes Spieles noch centripetale Kräfte thätig seien; denen müsse man nur genug Zeit lassen, dann würden sie schon einmal die bis in alle Fernen auseinandergesprengten Körperchen wieder hübsch in die erste Ordnung zusammenbringen. In diesem Einwand lauert die Allerwelthypothese der Attraktion. Sie ist im Duktus dieser mechanischen Betrachtung sinnlos, da wir über die Beziehung der Kräfte von Atom zu Atom nur das Eine mit Sicherheit wissen: daß die Gesetze der Attraktion im Lehrgebäude der Atomistik ihre Giltigkeit verlieren. Trotzdem wollen wir den Einwand gelten lassen und uns mit diesem Zugeständniß rein auf die permutatorische Aufgabe zurückziehen. Sie lautet nun: Ist es möglich, zwischen den in der Weltmechanik denkbaren Permutationen und der zu ihrer Erfüllung nothwendigen Zeit einen Vergleichsmaßstab zu finden?

Die fünffache Unendlichkeit.

Der Wechsel des Geschehens, in eine Reihe von Lagerungen kleinster Theilchen aufgelöst, führte zu der Frage: Ist es möglich, zwischen den in der Weltmechanik denkbaren Permutationen und der zu ihrer Erfüllung nothwendigen Zeit einen Vergleichsmaßstab zu finden?

Hier soll nun endlich einmal die wachsende Zahl ihre Rechte üben. Abermals wählen wir unsere Atome aus der anschaulichen



390  
Die Zukunft.  
Welt: zehn Personen eines Stammtisches, die sich vorgenommen haben, jeden nächsten Abend in veränderter Reihenfolge zu sitzen. Wann erleben sie die Wiederkunft des Gleichen? Der alten Tafelordnung? Das kann ja wohl nicht so lange dauern; bei Zehnen ist die Reihe doch schnell herum. Dennoch: sie werden sich gedulden müssen. Das Experiment erfordert rund 9900 Jahre. Wenn sie im Schwarzen Walfisch zu Askalon ihre erste Wirtshausrechnung mit Keilschrift auf Ziegelstein beglichen hätten, blieben immer noch ein paar Jahrtausende übrig; und wenn sie heute ihre Permutation beginnen, so dämmert eine neue Eiszeit über die Erde herauf, bevor sie die Wiederkunft des Gleichen erleben. Da haben wir in ganz schwachem, ganz elementarem Anfang die Beziehung zwischen Vertauschung weniger Elemente und der Zeit. Wir merken schon hier, daß die Elle erheblich länger wird als der Kram; will sagen: die Zeit streckt sich ins Ungeheuerliche, während die Elemente noch in Verhältnissen stecken, die man an den Fingern abzählt. Steigern wir ein Wenig: bis zu den 32 Schachfiguren, bis zu den 52 Kartenblättern, gier gerathen wir hart an die Grenze, wo uns die Arithmetik im Stich läßt. Die Frage nach den verschiedenen Stellungen auf dem engen Schachbrett wäre wohl rechnerisch noch zu beantworten. Fragen wir aber, wie viele verschiedene Spiele denkbar seien (was, dem Sinne nach, unserer Atomfrage genauer entsprechen würde), so erhebt sich bereits das Gespenst des „Ignorabimus“. Vielleicht giebt es Schachspieler, die da allenfalls noch eine Endlichkeit voraussehen; die von mir befragten sind aber der Meinung, daß keine Zeit ausreichen würde, alle Möglichkeiten des Spiels zu erschöpfen. Was ich als die vierte und fünfte Unendlichkeit bezeichnete, wird hier durch einen neuen Faktor ersetzt, durch die aus dem Spielgesetz abgeleitete Sinnbeziehung der Figuren, die eine neue Klasse von Möglichkeiten außerhalb der Arithmetik schafft. Eine Wiederkunft des Gleichen ist also bei 32 bewegten Atomen in ebener Anordnung auf Feldern kaum noch zu erwarten, Die Anzahl der möglichen Kartenvertheilungen unter vier Whistspieler ist ungefähr fünfzigtausend Quatrillionen. Größten Spielleiß vorausgesetzt, würden hierzu dreißigtausend Billionen Jahrtausende erforderlich sein. Und diese Jahrtausende schrumpfen zu Minuten zusammen, wenn man die Aufgabe erweitert, wenn man den ausdauernden Herren zumuthet, sich nicht mit den Varietäten der ersten Vertheilung zu begnügen, sondern wirklich alle möglichen Whistspiele zu erledigen. Abermals wächst die Zeit ins Ienseitige; und die 32 Atome liefern nie wieder das gleiche Erlebniß.

Die ewige Wiederkunst,  
 Eine der beliebtesten Querfragen altgriechischer Philosophie hing eng mit unserem Problem der Permutatton zusammen. Um die Existenz einer planmäßig schaffenden Göttlichkeit zu beweisen, stellte man die Falle: Ist es denkbar, daß ein Gedicht wie dieIlias au« Ken^ „,?u,fall einer Buchstabenbegegnung hervorgegangen sein könnte? Die Lächerlichkeit der Annahme lag auf der Hand. Und doch steckt in dieser ersichtlichen Absurdität noch der Schimmer einer arithmetischen Möglichkeit. Ia, wenn Nietzsche als Mathematiker so gewaltig gewesen wäre wie als Phantast, so hätte er den Ansatz zu dieser Berechnung aufschreiben können. Denn die Ilias ist im letzten Grunde wirklich nur das Beispiel einer Permutation und aus allen möglichen Buchstabenkomplexen muß sich auch der in Verse gegliederte Zorn des Achilleus mit allen hexametrischen Fortsetzungen als ein Spezialfall herausrechnen lassen. Wann dieser Spezialfall eintreten könnte, wenn die Buchstaben den Wirbeltanz der Atome mitmachten? Nun, die Ansänge solcher Geduldspiele haben die Arithmetiker bereits beschäftigt. Am von der Buchstabenfolge „Rsvolntion ^i'izngsise" auf das Anagramm „Hn (^«i-8s 1u 5inirs," zu stoßen, muß man nur die genügende Zahl von Variationen zur fünszehnten Klasse bilden; der schöne Hexameter „tot tidi sunt dotes, virA«, c^noct siÄsrs, sosl«" hat sogar die Gefälligkeit, in seinen massenhaften Wortpermutationen 3312Rersetzungen zu gestatten, die wiederum einen Hexameter liefern. And die gar nicht seltenen Wortrhythmen, die, vorwärts und rückwärts gelesen, identisch klingen (Beispiel: 8i^ns, te si^ns, teinere ins tan Ais st anZis), führen wirklich im Bann unübersehbarer Permutationen zu einer Wiederkunst des Gleichen. So gesehen, erscheint also die Ilias thatsächlich als ein Anagramm aus einem Buchstabenchaos. Wenn man aber dieses Anagramm auf die Zeit projizirt, muß man sich mit Ewigkeitgeduld waffnen; jedenfalls hat sich der Philosoph von Sils-Maria die von ihm erträumte Wiederkunst als in rascherem Tempo möglich vorgestellt.

Aber die Zufalls-Ilias ist ein Kinderspiel auch nur gegen einen Zufallstropfen im Weltmeer. And hundert Ozeane erreichen noch nicht eine der Anendlichkeiten, deren Permutation in Frage kommt, wenn an die wirkliche Wiederkunst des Gleichen, im Sinn des Weltgeschehens, gedacht werden soll. Wir haben uns vergegenwärtigt, daß schon aus Winzigkeiten an Ziffern, sobald sie in den Wirbel der Permutation gerathen, Angeheuer entstehen, die mit keiner ausdenkbaren Zeit zu bewältigen sind. And nun wollen wir Uns der Thatsache erinnern, daß wir es hier schon in der Grundlage der Berechnung, ehe noch die erste Veränderung vorgenommen



Die Zukunft.  
wird, mit einer fünffachen Anendlichkeit an Atomen, Richtungen  
und Beschleunigungen zu thun haben.  
Immerhin droht mir noch der Einwand der „ewigen Zeit“.  
Damit glaubt der Wiederkünstler einen unbesiegbaren Trumpf in  
der Hand zu haben. Die Zeit, denkt er, ist schließlich so lang, daß  
sie mit allen Anendlichkeiten fertig werden muß. Das ist aber ge-  
nau so, als ob sich die punktirte Anendlichkeit der Linie mit der  
punktirten Anendlichkeit des Raumes messen wollte. Innerhalb  
der Anendlichkeiten herrscht eine Rangordnung, die sie noch viel  
unerbittlicher scheidet als irgendwelches Reglement des Großen  
und Kleinen in begrenztem Bereich. So gewiß schon die Ebene an  
Einheiten unendlichfach mächtiger ist als die Linie, so gewiß er-  
drücken die fünffachen Anendlichkeiten, die hier erst die Grundlage  
der Operation bilden, jede Zeit, jede Ewigkeit, die doch nur eine  
eindimensionale Anendlichkeit darstellt. Die Parallele vom Fuß-  
gänger und Siebenmeilenstiefler bietet uns nur ein ganz unzu-  
längliches Bild des Tempounterschiedes; denn eher vermöchte eine  
Schnecke den Lichtstrahl zu überholen als der Zeitlauf die Permu-  
tation. Stellen wir uns die Zeit als mit einem Willen begabt vor,  
so will sie mit dem Danaidsieb die bewegte Flüssigkeit des Ani-  
versums ausschöpfen; mit ihrer armsäligen, einsach und geradlinig  
gestreckten Ewigkeit bleibt sie um Welten hinter ihrer Aufgabe zu-  
rück, und je weiter sie vorschreitet, um so hoffnungsloser entfernt sie  
sich von der Lösung des Problems: einen früheren Zustand des  
Weltbildes herbeizuführen. Wie diesesWeltbild sich darstellt, heute,  
jetzt, ist es ein Anikum, ohne Vorläufer, ohne Nachfolger. Nie zu-  
vor war die Konstellation der gegenwärtigen gleich oder auch nur  
ähnlich, in keiner Zukunft kann sie sich wiederholen, und wenn eine  
Ansterblichkeitlehre sich auf die „Wiederkunst“ stützen will, so wirft  
sie ihren Anker ins Bodenlose.\*)  
Die Idee einer Weltformel, die den Augenblickszustand alles  
Geschehens als eine Lagerung bewegter Theilchen auffaßt und in  
einem System von Differentialgleichungen erfassen möchte, ist von  
Laplace. Die differentialen Verschiebungen in der Zeit entsprechen  
unseren Permutationen. Wäre es möglich, diese nur in mathema-  
\*) Wer in solchen Problemen über die Denkschablone hinaus will,  
wird sich früher oder später auf Wegen entdecken, die unser Fritz  
Mauthner geöffnet oder gezeigt hat. Für einen Theil dieser Sätze  
fühle ich mich einem Passus in Mauthners gewaltigem Wörterbuch  
der Philosophie verpflichtet. Beim Artikel „^pokstsstsis“ fand ich  
Richtlinien, denen ich nachzuspüren hatte, um zu den hier vorliegen-  
den Tempovergleichungen zu gelangen.

Die ewige Wiederkunft, tischer Phantasie bestehenden Gleichungen zu integrieren, so würde sich auch im Integralergebnis die Nicht-Wiederkunft als eine beweisbare Sicherheit ergeben. Und Das ist ein Glück für den Kosmos, für die Menschheit. Denn Nietzsches Traum, der ihm selbst als der Höhepunkt seines Denkens, als ein Trost, eine Hoffnung, ein sublimier Rausch erschien, wäre in seiner Verwirklichung der Gipfel aller Schrecken, aller Trostlosigkeit.

Nehmen wir ihn einmal für erfüllbar. Stellen wir uns blind gegen die Thatsachen, taub gegen den Verstand, reißen wir uns mit einem Ruck von unseren atomistischen Untersuchungen los, treten wir mit Nietzsche auf die Plattform der Wiederkunft. Was glauben wir dann? Um jede Verschleierung auszuschließen, gelte uns sein eigenes Orakel: „Hüten wir uns, zu glauben, daß das All eine Tendenz habe, gewisse Formen zu erreichen, daß es schöner, vollkommener, komplizierter werden wollte! Das ist Alles Vermischung & Anarchie, häßlich, Form sind ungehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes. Alles ist wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und Deine Gedanken in dieser Stunde und dieser Dein Gedanke, daß Alles wiederkommt.“ Also das Leben eine Repetiruhr, die Weltseele ein Wiederkäuer, das Universum ein Kinotheater, das seine Vorstellung abschnurrt und, wenn es die letzte Nummer abgerufen hat, wieder den ersten Film auf die Walze steckt. Ich bekenne mich zu der Ueberzeugung, das Weltbild müsse, in Folge der Distanzüberwindung, einer fortschreitenden Verlangweiligung anheimfallen. Wenn Nietzsche Recht behielte, müßte ich hinzufügen: Für so langweilig hätte ich es doch nicht gehalten! Im Rausch seiner Eingebung stellt er sich vor: diese Promenade mit ihren theoretischen Wonnen werde sich erneuen, seine Erfindergefreude, sein Entdeckerruhm, die gehobene Stimmung dieses Tages inmitten einer gewaltigen Natur, die ihm zuruft: Du bist ewig! Nur diese Stimmung und diese Freude? Nein: auch alles Mißbehagen, alle Gleichgiltigkeit, aller Kummer der abgelaufenen Bahn; jeder Aerger der Professur, jede Verstimmung durch den Verleger, jeder lästige Brief, jeder Fehler im Korrekturbogen, jedes Leibschneiden und Zahnweh, jeder Flohstich im Nachtlager und jedes Hühnerauge. Und so im Kleinsten wie im Größten: unzählige Renaissancen und Rückfälle in die Barbarei, unzählige Reformationen und Dreißigjährige Kriege, alle Noth der Massen und alles Elend des Einzelnen in unaufhörlicher Abhaspelung. Mit ungeheuren Räumen dazwischen, in denen das Unbekannte vorgeht, versteht sich, in denen sich alles Das ereignet, zu dem uns die spärlichen Daten der bekannten Weltgeschichte keine



Analogie bieten. Denn bevor eine bestimmte Atomgruppierung wieder eintritt, müssen erst alle möglichen vorher durchprobirt sein. Was stellen die möglichen vor? Nichts Anderes als fämmliche Geschehnisse, von denen wir nichts wissen, die aber einer möglichen und also im Kreis dieser Betrachtung unvermeidlichen Anordnung der kleinsten Theilchen entsprechen; zum Beispiel: die Perser siegreich bei Marathon und Varus im Teutoburger Walde, Caesar als Eroberer von Japan, die Entdeckung des Südpols durch Kolumbus, Pilatus als Papst in Avignon, Krösus in Monte Carlo sein Geld verspielend, Semiramis als Suffragette in London, Lucullus in der berliner Volksküche, Alles Unermeßliche, nie Gewesene und Widersinnige, alles Denkbare und Undenkbare, über jede Phantasiegrenze Hinausschweifende, was trotzdem im Wirbeltanz der Atome einmal Wirklichkeit werden müßte, bevor Das wirklich werden könnte, was dieser Tanz uns als das Bekannte vorgestellt hat. Und er selbst, der große Hellseher vom Engadin, würde sich für diese Möglichkeit der Kombinationen bedankt haben, die in seinem Gedankengange irgendwann zur Form der Wirklichkeit gedeihen müssen: Nietzsche imDuell mitZarathustra, Nietzsche alsKopist beim heiligen Augustinus, am Galgen, Nietzsche zwölfmal verheirathet. Man müßte einen Streifen von der Länge der Milchstraße zur Verfügung haben, um auch nur in Stichworten einen Theil der blöden Abenteuer zu notiren, die sich erfüllen müßten, ehe eine korrekt logische Wiederkehr zu Stande käme. Unter diesen Abenteuern würde ich mich selbst finden, wie ich auf seinem Lieblingstern, dem Sirius, sitze und mir den Kopf zerbreche, um für das Nietzsche-Archiv einen Beitrag zu stiften. Denn die Atome sind sehr ungefällig und lassen sich viel eher dazu bewegen, aus Buchstabenversetzung eine identische Ilms zu bilden, als dazu, einen identischen Menschenkörper aufzubauen, der genau so lebt und dichtet wie einer, der vor Aeonen auf der Erde wandelte. Die Dogmatik unterscheidet zwischen Wundern ooutra nstu-i'niu und exiis nsiursin. Die soeben leise angedeuteten sind oon-n-!i. Aber auch die c>xti!> nülüiani stehenden sind nur bestimmte Gruppierungen auf irgendeiner Station der Anordnung. Jede Ausgeburt des hellen Wahnsinns und des verwegensten Aberglaubens, Fegefeuer, Hölle und Teufelsspuk sind mögliche Kombinationen und als Phänomene in Atombegegnungen denkbar; denn es sind anschauliche Vorstellungen, der Beschreibung und Malerei zugänglich wie jede andere Unwahrscheinlichkeit, also nichts als ein z«ar nie erlebtes, aber bestimmt zu erwartendes Stelldichein der kleinsten Zhcilchen; bestimmt zu erwarten, weil in diesem heillosen Wirbel

Die ewige Wiederkunst,  
39Z

erst jede andere Figur durchgetobt werden muß, ehe der  
czuu ante eintreten kann. Wahrhaftig: wenn ich der Berechnung  
Nietzsches Alles zugeben wollte, was ich ihr verweigern muß, zu  
dieser Lehre möchte ich mich nicht bekennen; der Preis der Wieder-  
kunft wäre mit solchen ungemüthlichen Zwischenstadien doch zu  
theuer erkaufte.

Sie würde uns auch zu lange dauern, selbst dann, wenn ich  
durch einen sehr radikalen Denkakt die ganze Anendlichkeit ab-  
schaffte und sie einsach durch eine unermeßliche Endlichkeit ersetzte.

Beide sind nämlich nur schlimme Abstraktionen und Nothbehelfe  
des Denkens, aus polarem Denkwang geboren, und ich scheue vor  
der waghalsigen Annahme nicht zurück, daß beide Vorstellungen  
im Grunde zusammensallen, als zahlenspielerische Umschreibungen  
des sehr Großen. Das Anendliche beginnt nämlich erkenntnißtheo-  
retisch gar nicht im lenseits, sondern diesseits, an der Grenze der  
nicht mehr aussprechbaren Zahl, mag diese Zahl auch noch in ma-  
thematischen Zeichen, etwa in hohen Potenzausdrücken, einer Nie-  
derschrift fähig sein. Das aber steht auf einem anderen Blatt. Ich  
behalte mir die Durchführung dieses Themas für eine neue Ge-  
legenheit vor und will hier nur sagen, daß man am Ende dieser  
Lehre die zwar schrecklichen, aber gut begründeten Sätze finden  
wird: Das Ziel aller Erkenntniß, die Wahrheit, ist eine anthropo-  
morphe Vorstellung; es ist nur halbrichtig ausgedrückt, wenn man  
den Intellekt als unzureichendes Werkzeug erklärt; denn die Wahr-  
heit selbst existirt nur im beschränkten Gebiete der mathematischen  
Identitäten und jede andere Frage nach der Wahrheit ist in sich  
selbst sinnlos.

Zu dieser erst in der Skizze vorhandenen Betrachtung „Denk-  
zwang und Denkfehler“ möge diese Studie über die Wiederkunst das  
Präludium bilden. Sie zeigt auf halbwegs anschaulicher Grund-  
lage das Walten des polaren Denkens, also zweier Denkvorgänge,  
die aus gemeinsamer Wurzel entquellen, aber mit zwei einander  
schnurstracks entgegengesetztenAnmöglichkeiten aufeinanderprallen.  
Deshalb ergibt sich auch das Resultat zwiespältig: als ein nega-  
tives, denn die Ewige Wiederkunst ist eine Angelegenheit der An-  
endlichkeit und deshalb nicht bis zu Ende zu denken; und als ein  
positives, denn auch in der Form eines Dichtertraumes enthält sie  
nicht eine Hoffnung, sondern eine Verzweiflung, diese Lehre von  
der ewigen Wiederkunst, an der nur das Eine etwas taugt, näm-  
lich: daß sie falsch ist.

Alexander Moszkowski,



3U6 Die Zukunft.

Wahlbeeinflussung. \*)

HWV ie fortschrittlichen Mächte der Nation setzen ihre ganze Kraft an. die Entwurzelung der gefährlichen Herrschaft des Feudalismus.

Auf der anderen Seite sind die Träger der Reaktion mit der selben Energie, mit dem selben Eifer (nur vielleicht mit anderer Empfindung) bemüht, diese Wurzeln zu speisen und zu tränken, zu kräftigen und in noch tieferen Grund zu senken; durch Tarife und ein Etwas, das sie die Reform des Oberhauses nennen. Und dem Fortschritt wird durch die feudalen Mächte nach allen Richtungen der Weg versperrt.

In den Dörfern lösen sie die Bevölkerung von der gesunden Tätigkeit, die an den Boden geknüpft ist, und treiben sie, auf der Suche nach einem Lebensunterhalt, in die ungesunde Atmosphäre der Städte und oft über das Meer. In den Städten finden wir die Bedingungen, die der Feudalismus der Bodenpacht auferlegt, in anderer Gestalt wieder: sie treibt die Bevölkerung in ungesunde Wohnstätten. Und kommen Sie zu der Landesregierung, so sehen Sie die selbe Macht sich jeder Maßnahme widersetzen, die das Volk zur Verbesserung seiner Lage fordert. Der Feudalismus ist der Feind. Wir müssen den Kampf gegen ihn aufnehmen. Der Sieg in diesem Widerstreit bedeutet Britanniens Befreiung und Wiedergeburt. Ich bin deshalb erfreut, wahrzunehmen, daß die fortschrittlichen Mächte des Landes sich der Größe der vor uns liegenden Aufgabe bewußt sind und ihre Streitkräfte organisiren.

Die Regierung ist in letzter Zeit vielfach, manchmal auch von ihren Freunden, kritisirt worden. Heute bietet sich mir die erste Gelegenheit, mich mit unseren Kritikern ein Wenig zu unterhalten. Sie haben uns in unserem Interesse kritisirt: ich erwidere ihr Entgegenkommen und kritisire sie in ihrem Interesse. Das Erste, was ich auf dem Herzen habe, ist: daß außer der Geduld des Volkes im Ertragen von Unrecht dem Reformen nichts so viel Schwierigkeit bereitet wie die Ungeduld des Volkes, das zum Bewußtsein erlittenen Unrechtes erwacht. Sie sehen das Volk Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Betrug von Generation

\*) Herr Eugen Diederichs, dem so viele schöne Ausgaben alter und neuer Werke zu danken siird, will eine „Politische Bibliothek" schaffen, die als „Versuch zur Organisation eines persönlich freien Denkens in politischen Dingen" gedacht ist und „das Verhältniß des Einzelnen zum Staat fruchtbar machen" soll. Einer der ersten Bände dieses löblichen Unternehmens (der noch im Juni erscheinen wird) trägt den Titel „Bessere Zeiten" und den Autornamen des englischen Schatzkanzlers Lloyd George. Aus diesem Band wird hier das Fragment einer Rede veröffentlicht, die der Minister in der Zeit der Wahlkämpfe hielt. Die ersten Bände sollen in die Kultur und Politik Englands und Amerikas einführen und bringen, außer den Studien von Lloyd George, Werke von Wells, Graham Wallas und dem schwedischen Abgeordneten Professor Steffen, der die Zukunft Amerikas behandelt.

Wahlbeeinflussung,  
397

Ln Generation, durch die Jahrhunderte hinnehmen: ohne Murren? kaum mit einem Seufzer. Die Volksgeduld ist das Wunder aller Zeiten. Dann, plötzlich, wird das Voll zum Bewußtsein des ihm zugefügten Uurechtes aufgestört; und wenn es sich in seiner Macht erhebt, will es Has Jahrhunderte lang erlittene Unrecht sofort getilgt sehen. Das ist das Erste, was ich zu sagen habe, jetzt, da wir die alte, schlimme Rechnung mit dem Haus der Lords begleichen müssen. Sie rufen mir zu: „Nieder mit ihnen!“ Ich bin einverstanden; aber lassen Sie uns systematisch dabei zu Werke gehen. Ich möchte meine Warnung Ihnen im Bild veranschaulichen. Ein Chauffeur, der einen neuen, ungewohnten und schwierigen Weg durchfährt, braucht all seine Nervenkraft, all fein Zweckbewußtsein und alle Stetigkeit des Denkens. Keine dieser Eigenschaften kann er bewähren, wenn die Vorübergehenden bei jedem kleinsten Ruck, bei dem geringsten Stoß ihm in den Rücken fallen, ihn mit Püffen traktiren, ihm den Weg sperren und ihm zuschreien: er verstoße gröblich gegen alles Recht und gegen alle Ordnung. Gebt dem Chauffeur Bewegungsfreiheit. Die alte Vorschrift, die man auf den Schiffen anzuschlagen pflegte, lautete: „Sprecht nicht ZU dem Mann am Steuerrad!“ Seine Pflicht ist, zu führen. Meine Bemerkungen gelten nicht Diesem oder Jenem, sondern Allen, die sich davon getroffen fühlen. In jedem Krieg ergiebt sich ein Mangel an Kricgsleuten und ein Ueberfluß an Strategen. An allen Oefen sitzen sie. Wahr ist, daß nicht zwei darunter einer Meinung sind (höchstens in der Verurtheilung eines Dritten). Was wir brauchen, sind Soldaten. Seien Sie überzeugt: der General weist den rechten Weg. Nun zum Geschäft. Ich möchte über die Absichten der Gladstone-Liga sprechen. Die erste, wichtigste Aufgabe dieser Organisation ist, den Wähler in Ausübung seiner bürgerlichen Rechte völlig sicher zu stellen. Schließlich ist das Wahlrecht der werthvollste Besitz des Arbeiters. Soll es der einzige Besitz sein, dem die Landesgesetze keinen Schutz gewähren? Wird einem Menschen unter Anwendung von Gewalt ein Fünfpfennigstück entwendet, so ist der ganze Gesetzesapparat zu seiner Verfügung, um es wieder zu erlangen und den Sünder dem Arm der Gerechtigkeit auszuliefern. Warum gilt nicht das Selbe für das Stimmrecht? Dieser Tage wurde ein Wilddieb auf sechs Monate eingesteckt. Genießt des Besitzers Recht an Hasen und Kaninchen in solchem Umfang Gesetzesschutz: wie sollte er dem Stimmrecht des Arbeiters versagt bleiben? Und warum sollte nicht Den, der versucht, es ihm abzu-jagen, es ihm durch Drohungen zu entreißen, die selbe Strafe treffen, wie den Wilddieb? Dessen That ist ein schweres Vergehen. Ich weiß es und sehe darin nicht nur eine Gefahr für die staatlichen Einrichtungen, sondern auch eine Beeinträchtigung der elementarsten Bürgerrechte. Ihre Sicherstellung ist unsere erste Ausgabe. Ist das Gesetz zum Schutz der Bürgerrechte unzureichend, so verschärft es! Aber kein Gesetz, streng oder nachsichtig, kann nützen, so lange es nicht durchgeführt wird. Das Ziel der Gladstone-Liga ist: die Durchführung des Gesetzes. Nun haben die Umstände, unter denen die letzten Wahlen er-



folgten, Einschüchterungen und Beeinträchtigungen der Wähler in einem Umfang enthüllt, der in unserer Zeit fast nicht seinesgleichen hat. Wenigstens ist die Wahlbeeinflussung, besonders in einigen Theilen Englands, nie so offen betrieben worden. Die Gladstone-Liga hat schon eine Anzahl von Fällen untersucht. Ich habe eine Abschrift davon. Leider habe ich sie nicht mitgebracht; aber ich kann Ihnen zwei oder drei der untersuchten Fälle mittheilen, deren Richtigkeit urkundlich festgestellt ist. Ein Schäfer stellte ein Bild des liberalen Kandidaten an das Fenster seiner Hütte. Welches Verbrechen! Das Bild ward vom Arbeitgeber sofort vom Fenster weggenommen und dem Schäfer mit Entlassung für den Fall gedroht, daß er es wieder hinstellen werde. Einem Gärtner ward die wöchentliche Kündigung eingehändigt, nicht wegen eines Verschuldens, sondern, weil Frau und Tochter zu thätigen Antheil an der Politik nahmen. Was erst geschehen wird, wenn diese Damen das Stimmrecht erhalten, wissen die Götter. Ein Schreiner wurde aus seiner Stellung entlassen, weil er bei einem Tory-Meeting eine Frage gestellt hatte. Sie sagten, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Dazu reichte ihr Witz. Eine vernünftige Antwort ging über ihr Vermögen. Jeder vermag einen Entlassungschein zu unterzeichnen. So thaten sie, was sie konnten. Keiner kann mehr geben, als er hat. Noch ein dritter Fall. Ein Landarbeiter ward im Wagen eines hervorragenden Liberalen auf dem Weg zur Stimmabgabe gesehen und im Augenblick der Rückkehr entlassen. In anderen Fällen wurde Kaufleuten die Kundschaft abgetrieben. Sollte das Alles erlaubt sein? In einem südenglischen Provinzblatt ward ein Brief abgedruckt, in dem ein Tory die brutale Erklärung abgab: wer einen Arbeiter beschäftige, könne ein „quiä pro quo“ erwarten. Man sollte glauben, das „quid pro quo“ sei die Arbeitsleistung. Nein. Der Arbeitgeber erwartet als Gegendienst, daß der Arbeiter, den er beschäftigt, ihm Gewissen und Ueberzeugung opfere. Welch unerhörtes Verlangen! Nur weil man einem Menschen Gelegenheit giebt, sein Brot zu verdienen, ehrliche Arbeit zu thun, auf die Jeder ein Anrecht hat, wird vorausgesetzt, der Beschäftigte verkaufe dem Unternehmer seine Seele. Der arme Landarbeiter mit seinen fünfzehn Shilling mag sagen: „Ich denke, es wäre eine Härte, wenn Brot und Fleisch meiner Kinder mit zwei Shilling besteuert würden“. Grundbesitzer oder Unternehmer erwidern ihm: „Du denkst? Mit welcher Befugniß denkst Du? Du hast Dich des Rechtes zum Denken begeben, als Du bei mir Arbeit nahmst“. Das ist eine Voraussetzung, die im Widerspruch zu den elementaren Menschenrechten steht. Wird diesem Anspruch, nachgegeben, so sind freiheitliche Einrichtungen nur eine Posse, Sie werden vielleicht sagen: Warum nicht in solchen Fällen, Strafantrag stellen? Zunächst ist darauf zu antworten, daß es bei den allgemeinen Wahlen noch keine Gladstone-Liga gab. Eine solche Strafverfolgung müßte dem Verstoß auf dem Fuße folgen. Wir brauchen eine Liga dieser Art, die jeden einzelnen Fall sofort prüft; wir brauchen eine solche Liga als Zufluchtstätte, die jeder verfolgte Wähler aufsuchen

Wahlbeeinflussung.

kann und deren Beamte den Schuldigen der Strafe überliefern. Wir fordern aber nicht nur Schutz, sondern auch Schadensersatz, Wir wollen dafür sorgen, daß kein Mensch in England Mangel leidet, weil er für seine Grundsätze einsteht.

Wie Einzelnen von Ihnen bekannt sein wird, stamme ich aus Wales. Ich werde Ihnen erzählen, was wir dort gegen die Wahlbeeinflussung unternahmen. Die Geschichte ist nicht nur zuverlässig, sondern sie gab auch den eigentlichen Anlaß zur Gründung der Liga. Bei uns sind Landpachten üblich; und die Wahlstimme des Pächters war im Pachtkontrakt einbegriffen. Ich habe mir schon bei einer anderen Gelegenheit die Bemerkung erlaubt, daß es sich um Etwas handelt, das die Anwälte ein „an den Boden geknüpftcs Uebereinkommen" nennen. Wie sind die Pachtbedingungen? Ist der Grundbesitzer ein Tory, so natürlich auch der Wähler. Ist er zufällig ein Liberaler, so stimmen alle seine Pächter liberal. Da schlug die Stunde, da unsere Pächter und Landarbeiter dieses Verhältniß als unvereinbar mit echter Männlichkeit empfanden; und im Jahr 1868 kam es zu einem ernstlichen Aufstand dagegen. Was geschah? Meine eigenen Erinnerungen reichen kaum so weit zurück, aber man hat mir gesagt, daß vor 1868 unsere Abgeordneten von den Landjunkern für uns gewählt wurden; sie kamen in einem Hotel in Carnarvon zusammen und sagten: „Wer von uns soll ins Parlament?" Irgendeiner fragte irgendeinen Mann: „Willst Du nicht gehen?" Der sagte: „Nein." Ganz zuletzt schoß Einem eine glänzende Idee durch den Kopf und er sagte: „Ich schlage vor, daß Lord Penrhyns Sohn hingehe." Der Antrag ward unterstützt. Die Sache war bestens geordnet. Ein Kampf wurde nicht erwartet; man betrachtete den Mann als gewählt, nachdem der Vorsitzende den Beschluß für angenommen erklärt hatte. Doch im Jahr 1868 entstand ein Zwischenfall. Die Liberalen sagten: „Wäre es nicht richtig, einen Kandidaten aufzustellen?" Der Tag der Ernennung kam. Ein Großgrundbesitzer schlug Herrn Douglas Pennant vor, den Verwalter des zweitgrößten Landsitzes der Grafschaft. Da erhob sich Iemand und schlug einen liberalen Kandidaten vor. Und zum Erstaunen und Entsetzen der versammelten Grundeigenthümer springt plötzlich ein Pächter auf, der Hauptpächter auf den Gütern jenes großen Landverwalters, und erklärt: „Ich unterstütze den Liberalen." Er blieb nicht mehr lange Pächter, Er war ein Mann von bester Erziehung, ungewöhnlich gebildet, ein glänzender Schriftsteller, ein bedeutender Denker und von seltener Höhe der Gesinnung. Außerdem war er auch einer der Pioniere des wissenschaftlichen Landwirthschaftbetriebes in unserer Provinz. Keine dieser Eigenschaften vermochte ihn zu retten. Warum nicht? Er, ein Pächter, wagte, eine den Großgrundbesitzern entgegengesetzte Meinung über die Vertretung der Grafschaft zu haben! Kündigung! Gerichtlicher Ausweisungsbefehl! Es gab kein anderes Mittel, um das Andenken an solche Unverschämtheit zu ersäufen. Das war aber nicht das Ende. Ich möchte Ihnen noch die eine oder andere Erinnerung aus dieser Zeit (es sind meine ersten Wahl-



400  
Die Zukunft.  
erinnerungen) mittheilen, weil sie in direkter Beziehung zu unserem Problem stehen. Ich war damals ein Schuljunge im schwärzesten Tory-Kirchspiel des Landes. Ich glaube, mein alter Onkel, der mich erzog, war der einzige Liberale im Dorf. Sie können sich also vorstellen, was ich auszustehen hatte. Lassen Sie mich berichten, was sich zutrug. Mein Onkel war (fällt mir ein) doch nicht der einzige Liberale; es waren noch drei oder vier andere am Platz. Und wie erging es ihnen? Zwei von ihnen weigerten sich, für den Tory-Kandidaten zu stimmen; zwei oder drei gingen noch weiter und wagten, ihre Stimmen für den Liberalen abzugeben. Allen ward gekündigt. Ich erinnere mich, daß einige meiner Mitschüler den Ort verlassen mußten. Ich war sehr jung; aber junge Burschen vergessen solche Erlebnisse nicht leicht. Ich weiß den Grund, der sie forttrieb: der gewaltige Squire des Kirchspiels wies ihren Vater aus dem Haus, nur, weil er gewagt hatte, für den liberalen Kandidaten zu stimmen. So ging es in ganz Wales. Ich werde Ihnen einen Brief des Verwalters des Willoughby de Eresby-Landsitzes (nicht des jetzigen) vorlesen. Ich halte, heißts darin, „für nöthig, zu erklären, daß Lord Willoughby de Eresby ein Konservativer ist" (ich würde diese Erklärung für ganz unnöthig gehalten haben), „der Mr. Pennant mit allen Mitteln unterstützt und es deshalb" (Dies, meine Herren, ist der springende Punkt) „und es deshalb nicht für richtig erachtet, daß Sie sich erlauben, sich von Anderen verleiten zu lassen, gegen die Interessen des Landsitzes zu stimmen, auf dem Sie leben, und gegen die Wünsche Seiner Lordschaft." Solche Briefe wurden oft geschrieben. Und so ist die Haltung des walliser Zunkerthums bis auf den heutigen Tag.  
Nach den Wahlen gingen ganze Hagelschauer von Kündigungen auf die Pächter nieder. Sie wurden zu Dutzenden auf die Straße gesetzt, weil sie gewagt hatten, nach ihrer Ueberzeugung zu wählen. Doch nun erwachte der Geist der Berge, der Genius der Freiheit, der zwei Jahrhunderte lang der Normannenmacht getrotzt hatte. So groß war die Empörung im Volk, daß, ehe man sich Dessen versah, die politische Macht des Lunkerthums in Wales eben so vernichtet war wie die Macht der Druiden. Es ist meine erste politische Erinnerung und deshalb bin ich stolz darauf, der Präsident der Gladstone-Liga zu sein. Was folgte? Da gab es arme Pächter, die die Gebote ihrer Gutsherren hinzunehmen pflegten, als stammten sie vom Himmel. Kam es daher, daß sie Tories waren? Keineswegs. In dem kleinen Dorf, in dem ich aufwuchs, waren alle walliser Zeitungen, die gelesen wurden, liberal. Ich kannte die Männer, an deren Lippen die Pächter hingen, deren Rath sie in den bedeutsamsten Angelegenheiten ihres Lebens einholten: die großen Pioniere des walliser Liberalismus. Bis 1868 stimmten Alle mit dem Gutsherrn. Jetzt wurden die Ketten gebrochen; und seitdem sind sie freie Männer geblieben. Die Gutsherren versammeln sich immer noch in dem Hinterzimmer des Grasschaft-Hotels. Die selben alten Grafschaft-Meetings werden abgehalten, um die Kandidaten auszuwählen. Und wenn Sie die Ergebnisse der letzten allge-

Wahlbeeinflussung.  
ineinen Wahlen prüfen, so werden Sie sehen, daß die Torykandidaten, wie wir in der Schule zu sagen pflegten, „zu unterst gesetzt wurden" und nur etwa zwischen drei» und elftausend Stimmen erhielten. Sie wandeln sich nicht. Sie geben sich den alten Täuschungen hin. Sie glauben noch immer, die Grafschaft zu beherrschen. In dem kleinen Dorf, wo in meiner Knabenzeit kein halbes Dutzend Liberaler war, die sich als solche bekannten, war vor vierzehn Tagen eine Grafschaftwahl. Der Gutsherr stellte seinen Kandidaten, einen Tory, auf. Mein Bruder, der, wie Sie sich denken können, nicht gerade ein Liebling der Gutsbesitzer ist, kandidirte für die Liberalen. Er kam durch, ungefähr mit einer Stimmenmehrheit wie Zwei zu Eins. In Wales! Und ich kann dem ländlichen England nur rathen: „Gehet hin und thut desgleichen!" Lassen Sie mich Ihnen noch eine andere kleine Lehre aus Wales mittheilen. Sie ist bedeutsam und führt mich geraden Weges an meinen nächsten Punkt, Die Landarbeiter in Wales ließen sich nie beeinflussen. Weshalb? Weil Wales Bergwerke und Steinbrüche hat; machte ein Gutsherr oder ein großer Pächter den Versuch, den Arbeiter einzuschüchtern, dann sagte Der „Adieu", fuhr mit dem nächsten Par» lamentszug ins nächstgelegene Bergwerksdorf und erhielt dort den doppelten Lohn. Was lehrt die Thatsache? Daß die Quintessenz politischer Unabhängigkeit die ökonomische Unabhängigkeit ist. Deshalb müssen wir die ökonomische Unabhängigkeit der Arbeiter sichern. Wir haben 2500 Grundbesitzer (ich meine damit nicht Herzoge und Barone), denen zwei Drittel des Bodens gehören. Also einer kleineren Anzahl Menschen, als dieser Saal heute Abend versammelt, gehören zwei Drittel des Bodens von Großbritannien. Und was noch schlimmer ist: durch ihr Eigenthumsrecht besitzen und üben sie die unbedingte Herrschaft und Gewalt über den Unterhalt von Millionen Männern, Frauen und Kindern. Das ist eine sehr ernste Sache. Nicht nur haben diese Bodenbesitzer die Gewalt: sie sind auch bereit, Gebrauch davon zu machen. Betrachten wir die schottischen Wildparks. Dort gab es früher Tausende betriebsamer, hart arbeitender, sparsamer, glücklicher Familien, denen einige der ritterlichsten Vertheidiger des Königreiches entstammen. Alle hinweggefeigt von dem harten Besen des Lunkerthums; so gründlich hinweggefeigt, als wären sie Staub, Staub der Diele. Aus welchem Grund? Nur, um einigen Plutokraten in jedem Jahr einige Vergnügungswochen zu bereiten. Das lehrt: die Macht des Feudalismus über das Land, die Grundlage unseres Daseins, ist nicht nur absolut, unwiderruflich absolut, sondern manche Grundbesitzer scheuen sich auch nicht, diese Macht zum Schaden der öffentlichen Wohlfahrt zu mißbrauchen. Ich habe Ihnen Fälle politischer Einschüchterung angeführt. Wie werden sie möglich? Sie wissen es. Weil ein Wesensunterschied zwischen den Bedingungen der Landwirthschaft und denen besteht, unter denen jedes andere Geschäft betrieben wird. Und der Unterschied besteht nicht nur in den Bedingungen, sondern auch (und Das ist noch wichtiger) in Zweck und Ziel. Was ist der Zweck und das Ziel aller

ss



Die Zukunft.

Geschäftstätigkeit? Den höchstmöglichen Ertrag, den größten Entgelt für allen in ein besonderes Geschäft gesteckten Arbeit« und Kapitalaufwand zu sichern. Was aber ist das Ziel, das Hauptziel der Landverpachtung? Die Sicherung des größten Umfanges sozialer, ökonomischer und politischer Macht für die Bodenbesitzer. Welches Geschäft könnte je unter den Bedingungen geführt werden, denen die Landwirtschaft untersteht? Würde je ein Geschäftsmann sein Kapital an die Verbesserung eines auf einjährige Kündigung übernommenen Pachthofes wenden? Natürlich haben sich einige Methoden des Feudalismus sogar in die Geschäfte der Städte gedrängt und dort Mietfristen von skandalöser Kürze bewirkt. Doch steckt Niemand hier sein Kapital in ein Geschäft, ohne eine gewisse Sicherheit, daß ihm der Entgelt reifen wird. Wer auf dem Lande giebt es keine andere Sicherheit als die Ehrenhaftigkeit des Grundbesitzers. Die Jahreskündigung beendet die Pacht, und wenn ein gewisser Schadensersatz erhältlich sein mag, entspricht er gewiß nicht dem Verlust, den ein Pächter erleidet, sobald er ein Gut verlassen muß, an dessen Hebung er all seine Gedanken, seine Kenntnisse, seine Mittel und Arbeit gewendet hat. Die erste Notwendigkeit ist deshalb die Organisation der Landwirtschaft auf einer neuen Grundlage. Ich will die Ehre unserer Großgrundbesitzer nicht angreifen. Ich glaube, daß sie in der Hauptsache durchaus ehrenhafte Männer sind und den Wunsch haben, ihrer Pächtern gerecht zu werden. Doch damit ist es nicht gethan. Sie können keine Garantie für Das übernehmen, was nach ihrem Tode geschieht. Sehr oft wird der Landbesitz verkauft. Dem Käufer verbleibt die Bestimmung über das Land, in das der Pächter, unter dem früheren Besitzer, sein Geld gesteckt hat. Dadurch entsteht eine Unsicherheit, die den Bedauern des Bodens nicht erlaubt, ihn zur höchsten Ertragsmöglichkeit zu entwickeln. Wir müssen Jedem verbürgen, daß er den Ertrag seiner Saat ganz erntet. Dann würden wir zur Hebung der Landwirtschaft gelangen. Mehr Personen wären bereit, ihr Geld und ihre Kraft der Landwirtschaft zuzuwenden, weil sie wüßten, daß die Früchte, die sie nicht selbst mehr ernten, ihren Kindern zuwachsen. Quantität und Qualität der Landarbeit würden steigen, die Quellen des Bodens sich verdoppeln, seine Schätze sich mehren. Die Unabhängigkeit der Landwirthe wäre gesichert. Aber auch die des Landarbeiters muß gesichert werden. Das ist eine wichtige Aufgabe des Liberalismus. Ungewißheit der Arbeit führt zur Unterdrückung des Arbeiters. Gewißheit der Arbeit bedeutet Freiheit. Solche Gewißheit, solche Unabhängigkeit ist das Ziel, das wir anstreben. Ein berühmter Richter hat einmal gesagt: Jeder ist ein freier Mann von der Sekunde an, da er britischen Boden betritt. Wir wollen dies große Wort in der Wirklichkeit wahr machen. Unsere Idee, unser Zweck, die Mission des Liberalismus läßt sich in den Satz zusammenfassen: Nie darf Knechtschaft der Lohn der Arbeit werden; immer muß Arbeit der Weg zur Freiheit sein. London. Lloyd George.

Herausgeber und derantwortlichir Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb G m, b, tz, in Berlin.

Berlin, den 24. Juni 1911.  
Legendarium.  
Amboland.  
Herbst, als der junge Herr Manuel aus Lissabon wegge-  
s?M laufen und den Europäern erzählt worden war, das Helden-  
volk der Fidalgos habe für die Freiheit gekämpft und gesiegt,  
wurde hier vor blindem Glauben an die Haltbarkeit des im Wir-  
bel hastiger Straßenputsche Erreichten gewarnt und die Möglich-  
keit angedeutet, daß die von derRepublikgelangweilten, von dem  
Vertrauen in flecklose Republikanertugend gefoppten Portugiesen  
bald wieder einen König küren. Solcher Stimmung sind sie, wenn  
nicht alle Gerüchte uns lügen, jetzt schon recht nah. Die braucht  
uns nicht zu bekümmern. Geduldig können wir abwarten, ob einem  
Manuel, Miguel, Carlos oder Ferdinand erlaubt wird, auf den  
nicht allzu bequemenThronesHausessachsen-Koburg-Gotha-  
Braganza zu klettern. Wichtiger ist für uns eine andere Frage  
(die schon im Oktober 1910 hier gestellt wurde). Was wird aus  
Mozambique, aus Angola und dem anglo-portugiesischen Kolo-  
nialvertrag, der mehr als einen Sack Pfefferlinge gekostet hat?  
Britanien will amTejo einenVasallenstaat, inAfrika einenSchuld-  
ner, der, wenns ihm befohlen wird, von der Scholle weicht. Seit  
lahren gehtim deutschen Land die Legende um, das Schicksal des  
portugiesischen Kolonialbesitzes sei meinem deutsch-britischenAb-  
kommen für jeden Fall vorausbestimmt. Ists wahr? Dann wäre  
unsere südwestafrikanische Politik erklärlich; nur dann. Nach frucht-  
S4



Die Zukunft.

Iosem Gereide über Marokko wirds Zeit, endlich wieder an die Kolonien zu denken, die wir, mit beträchtlichen Opfern, erworben haben. Höchste Zeit zu der Frage, die deutschen Soldaten und Bürgern draußen längst auf der Seele brennt und die nun Antwort heischt. Besteht ein Geheimvertrag zwischen Deutschland und England über die Auftheilung der portugiesischen Kolonien in Afrika? Die Bejahung der Frage böte die Erklärung für sonst unverständliche Thatsachen, die einzige Rechtfertigung deutscher Amboland-Politik. Denn die Nächststehenden begreifen nicht, weshalb der Nordtheil Deutsch-Südwestafrikas seit fünfundzwanzig Jahren völlig vernachlässigt wird. Kein Soldat, kein Beamter, kein Agent hat im Lande der Ovambo Fuß gefaßt. Deutschlands ganzes Handeln trägt noch die Kinderschuhe der Christenmission, die, in Barmen und Helsingfors, diesem Heidenland Sendlinge warb. Sechs rheinische, elf finische Missionare predigen in Amboland das Wort Gottes, in der Hoffnung, daß der Himmel sie besser schütze als deutsche Gewehre, die kein Auge dort zu erspähen vermag. Werben mit Worten für Deutschlands Ansehen und können doch auf keinen Reiter zeigen, der selbstherrlichen Bantuhäuptlingen den Spott aus Auge und Mundwinkel triebe. Kein reales Machtmittel ist vorhanden, die skrupellose Erwerbsgier zu hemmen, die aus Portugiesisch-Angola Zutritt in Deutsch-Amboland findet. Schnaps-, Gewehr- und Munitionverkauf schädigt die Arbeit der Missionare und die deutsche Sache. Lückenhaft und voll der schroffsten Widersprüche war Deutschlands ganzes Handeln in fünfundzwanzig schweren Jahren. Das mögen ein paar Daten aus der bunten Geschichte dieser Zeit beweisen. 1886. Errichtung der deutschen Schutzherrschaft auf Grund des deutsch-portugiesischen Abkommens über die Festlegung der Grenze. Folge? Im deutschen Schutzgebiet ist nichts zu spüren. 1900. Oberlieutenant Franke besucht, auf eigene Faust, ein paar Ovambo-Häuptlinge; meldet, daß er freundlich empfangen worden sei und der thatsächlichen Aufrichtung deutscher Macht kein ernstes Hemmniß erblicke. Folge? Nichts zu spüren. 1901. Hauptmann Kliefoth will für zwei in Amboland ermordete Händler Buße fordern. Unzulänglicher Streitkraft (fünf- und zwanzig Reiter, kein Geschütz) mißlingt die Ausführung. Drohende Haltung der Ovambo zwingt zum Abzug bei Nacht und Nebel. Folge? Einbuße an deutschem Ansehen; sonst nichts.

Legendarium,  
1904. Durch einen Brief Samuels Maharero, des Groß-  
Häuptlings der Herero, aufgestachelt, läßt der Ovambokapitän  
Nechale die deutsche Grenzstation Naumtoni stürmen. Der Sturm  
wurde von fünf Reitern abgeschlagen. Sechzig Tote blieben auf  
dem Platz. Aber Munitionmangel zwingt die Besatzung zum  
Rückzug. Die Neger kehren um und machen die Station der Erde  
gleich. Folge? Erhöhter Uebermuth, dann aber Angst und Ban-  
gen der Ovambo vor deutscher Rache, die wachsen, als, nach drei  
lahren blutigen Kampfes, der Herero- und Hottentoten-Auf-  
stand niedergeworfen ist und jetzt ausreichende Kriegsmittel zum  
Rachezug frei geworden sind. Der schuldige Kapitän Nechale  
schreibt nach Windhuk, er wolle vollen Ersatz für den angerich-  
teten Schaden leisten; reiche sein Besitzstand nicht aus, so sei er  
der Unterstützung durch andere Häuptlinge sicher. Schreibts:  
und weckt doch nicht den Entschluß der Regirung, die Ueberfalls-  
schmach auf friedlichem Weg nun zu tilgen. Harrt der Antwort,  
die nie kam, und, in jedem kommenden Trockenjahr, der Rache,  
die ausblieb. Schließlich stirbt er im Delirium, dessen Mittler  
portugiesische Schnapshändler sind. Inzwischen wird die Schutz-  
truppe verringert. Die Gelegenheit, das große Reinmachen auch  
auf Amboland auszudehnen, ist verpaßt. Friedlicher denn je  
^tönt's aus Windhuk: Wir haben kein politisches noch wirtschaft-  
liches Interesse an Amboland. Verordnungen sperren die Grenze,  
weben einen Schleier, der das Gute will: schlechte Elemente  
dem Lande fern halten, doch das Böse schafft: den freien Einblick  
^n die Geschehnisse des Landes wehrt und die Befestigung deut-  
scher Macht hinausschiebt. So geht's, sorgenlos gemächlich, bis  
1908. Da erringt Hauptmann Franke die Erlaubniß, das  
Amboland zu bereisen. Seine zähe Energie erreicht, daß die fünf  
ersten Häuptlinge die deutsche Herrschaft bedingungslos anerken-  
nen. Franke weiß die Nothwendigkeit eines militärischen Demon-  
strationzuges durch Amboland, zu starker Sicherung des von ihm  
Errungenen, klarzumachen. Der Befehl, den Zug vorzubereiten,  
wird ertheilt, dann, in zwölfter Stunde, widerrufen. Warum?  
Nutzlos sind Frankes Mühen und Erfolge verthan. Drei  
der Vertragshäuptlinge sind über die Schwelle der Nimmer-  
wiederkehr geglitten. Die anderen haben vergessen, was sie einst  
versprochen. Und noch im fünfundzwanzigsten Jahr ist Deutsch-  
lands Herrschaft eine Phrase. Ans nicht zur Freude. Ein ge-



Die Zukunft.  
fährlicher Gegner reift dort heran, für die Stunde gerüstet, die unvermeidliche Abrechnung bringen wird. Portugiesische Maulwurfsarbeit ist am Werk. Assagay und Kirri, Pfeil und Bogen, sind längst durch moderne Gewehre ersetzt. Feindliche Stirn» mnngmacherei entfremdet uns die Gemüther. Ovambo-Arbeiter,, unserem von brauchbaren Eingeborenen entvölkerten Land dringend nothwendig, wandern derBenguella-Bahn zu. Dünn sickert der Zufluß, dessen Gefäll südwärts geht. Schon muß Südafrika aushelfen. Das will aber nicht mehr. Aeberall fehlts an Arbeitern. Die Eingeborenen-Löhne steigen ins Unerschwingliche. Deshalb die Frage: Besteht ein Geheimvertrag zwischen Deutschland und England über die Auftheilung der portugiesischen Kolonien in Afrika? Nur die Bejahung der Frage könnte die Haltung der Regirung erklären. Dann kann Südwest ruhig warten. Dann fällt eines Tages Portugals Leistung sicher in unseren Schoß. Giebts keinen Vertrag, dann muß die Erschließung, Ambolands gefordert werden. Dann wäre längeres Zaudern Sünde.Und einFehler, nach allzu hastigerAusrodung derHerero-leutenunzu warten, bisinPortugaldieStaatsgewaltwiedergefestigt ist und den Briten nicht mehr so viel wie jetzt daran liegt,

,  
dem Deutschen Reich den Willen zum Kir zu beweisen.  
Luftschiffbau Zeppelin.  
Am zehnten Juni habe ich hier auszusprechen versucht, was Tausende empfinden: daß zwar die persönlicheLeistung des Grafen Zeppelin, seine zähe Beharrlichkeit Bewunderung verdient, sein System aber, nach der in einem Jahrzehnt gesammelten Erfahrung, nicht geeignet scheint, die Hoffnungwünsche, die seine ersten Aufstiege umflatterten, jemals zu erfüllen. Am vierzehnten Juni empfang ich von dem Direktordes Luftschiffbaues Zeppelin, Herrn Colsmann, einen Brief, der mich bat, seine Entgegnung aufzunehmen; «wenn möglich, in die nächste Nummer". Die war, als der Brief ankam, abgeschlossen und gedruckt. Erst heute kann ich also zeigen, was derDirektorderZeppelin-Gesellschaftmirzu erwidern hat. Der hochfahrende, ungemein selbstbewußte Ton bestimmtmich nicht, die erbetene Freundlichkeit zu weigern; den Direktor einer vom Unglück so hartnäckig verfolgten Gesellschaft muß das Mitgefühl auch von der Grobheit entschuldigen. Vielleicht glaubt er, dessen gewiß imposante, zu solcher Tonhöhe berechtigende Lebens-

Leistung mir leider unbekannt ist, dadurch, daß er den ersten vernehmbaren Kritiker barsch in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückscheucht, ähnlich Denkende von der Nachfolge abzuschrecken. Obsolchetzosfnungnichtträge.wirdsichzeigen.Erschreibt: Sie hatten die Güte, im Jahr 1909 einem Briefe von mir Raum zu geben, auf den Sie in Heft Nummer 37 der Zukunft zurückkommen. Mein Brief war die Zurückweisung eines Angriffs gegen das Ansehen des Grafen Zeppelin. Ich erwarte von Ihrem Gerechtigkeitsinn, sehr verehrter Herr Harden, daß Sie mit diesen Zeilen in gleicher Weise verfahren, die eine Erwiderung sind auf den Theil Ihres Aufsatzes „Sonnenwende“, der „Luftschiffbau Zeppelin“ überschrieben war. Es würde keinen Zweck haben, zu versuchen, alle Irrthümer richtigzustellen, die Ihnen in diesem Aufsatz unterlaufen, und der Versuch, Sie zu belehren, hat keinen Zweck, denn Sie sind voreingenommen, durch den Verkehr mit Denen, für die Sie eintreten und deren Rath Sie als höchste Weisheit preisen. Nur einigen Irrthümern, die sich wie eine ewige Krankheit weiterschleppen und denen Sie in Ihrem Aufsatz neue Nahrung geben, will ich entgegentreten.

Die Behauptung, im Jahr 1909 habe sichs um »die Zurückweisung eines Angriffs gegen das Ansehen des Grafen Zeppelin“ gehandelt, ist unrichtig. Der Ingenieur, dem Herr Colman hier crwiderndurfte, hatte den Grafen nicht angegriffen. Hatte nur der Zeppelin- Gesellschaft ein paar heikle Fragen gestellt. »Läßt sie sich von dem billigen Ruhm blenden, von Zeit zu Zeit eine (nie programmgemäß verlaufende) Renommirfahrt zu machen, und arbeitet in der Zwischenzeit nur daran, das durch die Renommirfahrtramponirte Luftschiffdurch Morphinuminjektionen wieder gesellschaftsfähig zu machen oder, wenn es hoch kommt, an einem Ersatzrenommirschiff zu bauen? Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, es ist so. Wenn diese Bahn beschritten ist und bleibt, dann kommt, früh oder spät, eine nationale Blamage, ein Panama der neuen Technik, bei dem man den ehrlichen Grafen Zeppelin nur bedauern kann. Dann ist wieder eine Idee, nicht, weil sie schlecht war, diskreditirt, sondern eine vielleicht gute hat sich prostituirt; sie hat dem Laien Wissenschaft und Fortschritt vorgetäuscht, wo in der Wirklichkeit nur räumliche Größe, Absonderlichkeit, Ungewohntes in Verbindung mit irgendwoher injizirtem Hurragegefühl eine Leistung gezeitigt haben, die sich von einem technischen Cirkuskunststück im Grunde nur durch die aufgewandten Kosten unterscheiden.“ Herr Colman behauptet ferner, mir seien sehr viele ^, Irrthümer untergelaufen“. Das wäre, trotz gewissenhaftem Fleiß,



403 Die Zukunft.

auf fremdem, schwierigem Gebiet wohl möglich: doch höre ich von Technikern ersten Ranges, daß auch diese Behauptung unrichtig, ist. (Wäre sie erweislich, dann hätte der Magistrale Herr die Irr» thümer gewiß mit Behagen aufgezählt.) Wenn ich Belehrung brauche, erbitte und erhalte ich sie von Sachverständigen; Herr Colsman könnte nur weitergeben, was er von den Technikern der Zeppelin-Gesellschaft empfangen hat. Daß mich verdächtigt, voreingenommen zu sein, ärgert mich nicht. Ohne Verdächtigung komme ich nicht aus. Als Geheimrath Emil Rathenau empfohlen hatte,, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen, schrieb Herr Colsman: «Die Beiräthe würden doch nur rathen, den Motor von der Firma X, der sie nah stehen, zu beziehen, den elektrischen Antrieb dieser oder jener Gesellschaft zu versuchen und den Bau der Halle an die Firma 1<sup>^</sup>.<sup>^</sup> zu vergeben, in deren Aufsichtsrath sie einen Sitz haben." Zieh diese Männer also der Absicht, die nationale Sache zur Stillung schnöder Profitgier zu benutzen. Ich habe keinen «Rath als höchste Weisheit gepriesen". sondern nur gesagt, Rathenau sei mit seiner Warnung « in heute unbestreitbarem Recht geblieben". Wer ist voreingenommen: der Mann, der für die Zeppelin-Gesellschaft arbeitet und von ihr befoldet wird, oder der andere, der diesen Dingen, diesen Interessenkreisen ganz fern steht und nur spricht, weil eigene Wahrnehmung und die Bitte ernster Patrioten ihn in den Versuch drängt<sup>^</sup> nachdem Maß seiner Kräfte noch schlimmerer Schädigung deutscher Wehrkraft vorzubeugen? Daß mit solchem Versuch Massenbeifall nicht zu gewinnen ist, weiß ich; aber auch, daß Applaudissucht den Muth zur Wahrhaftigkeit mordet. Trotzdem Herr Colsman mich, von feinem Luftthrönchen herab, für «voreingenommen" erklärt, baut er, mit einer dem Laien unfaßbaren Logik, auf meinen «Gerechtigkeitsinn", von dem er schon eine Probe erhalten hat. Ich gebe ihm heute die zweite, würde mich freuen, wenn er meine Sorge als grundlos erweisen könnte, und bedaure, daß der erste Absatz seines Briefes nur unhaltbare Behauptungen bringt. Wir haben unterlassen, aus leicht begreiflichen Gründen, durch Vorträge und Aufsätze auf Fortschritte hinzuweisen, die im Bau der Luftschiffe inzwischen gemacht wurden; wir werden Das auch fernerhin unterlassen. Aber was ich im Jahr 1909 schrieb, daß man mit einer Kritik warten möge, daß man erst ein Recht habe, zu verurtheilen, wenn nach zwölf Monaten kein Fortschritt, kein Erfolg erzielt sei, Das macht mich heute noch nicht erröthen, denn das uns anvertraute Pfund ist nicht

vergraben. Ist es vielleicht kein Erfolg, wenn bei den letzten sechzig Fahrten nie ein größerer Defekt eine Fahrt unterbrechen ließ und das gewünschte Ziel stets erreicht wurde, wenn Motore, Getriebe und Propeller zuverlässig arbeiteten, fast ununterbrochen? Ist es kein Erfolg, daß die Geschwindigkeit gesteigert wurde, so daß 2-Schiffe im Verhältnis zur Motorstärke die größte Geschwindigkeit besitzen und daß das Luftschiff, welches jetzt die Fahrten beginnt, die größte Geschwindigkeit der bisher gebauten Luftschiffe aller Systeme besitzt? Haben Sie nicht gelesen von der Höhenfahrt auf 1810 Meter, die in wenigen Minuten erstiegen wurden ohne jede Ballastausgabe? In diese Höhe können die Schiffe zurückkehren, beliebig oft. Das ist von großem Werth für die Kriegsbrauchbarkeit, ein Erfolg sondergleichen. Oder ist es kein Fortschritt, wenn das Gewicht um 1000 Kg herabgesetzt und dennoch die Festigkeit erhöht wurde? Das wurde erreicht ohne Kuratorium; und mit einem solchen würde sicherlich nicht mehr erreicht worden sein, Hats irgendeinenZweck, heute noch darüber zu streiten? Ich glaube, den Luftschiffen wäre manches Mißgeschick erspart worden,wenn dem Grafen die sachkundigstenBerather geholfen hätten; Techniker,die jedes Rädchen und jedeNietmöglichkeitzuschätzen, zu nützen wissen und in langer Erfahrung gelernt haben, wie man modern, haltbar und billig baut. Dieses Glaubens ist Mancher. Die Zeppelin«Gesellschaft ist mit ihrer Leistung, ihren «Fortschritten" und »Erfolgen", höchst zufrieden. Zwar sind von den acht (seit dem Jahr 1900 gebauten) Zeppelin-Schiffen sechs durch Sturm oderFeuer zerstört worden; eins wurde, als unzulänglich, demontirtund das letzte ruhtindermetzerSchutzhalle. DieseThat-sachen sind, möchte man meinen, bedeutsamer als die erfreulichen Verbesserungen, die im internen Betrieb erreichtworden sein sollen (und,bei leidlicherArbeit,in zehn Jahren doch wohl erreichtwerden mußten). Die Luftschiffe, hören wir, sind leichter geworden, steigen höher und fahren schneller als in der Anfangszeit. Schön; nur werden sie, heute wie damals, vonunholden Elementarkräften vernichtet. Aber die Gesellschaft ist zufrieden und derDirektor bescheinigt ihr einen »Erfolg sondergleichen". Am sechzehnten Oktober 1909 hat er hier gesagt: »In wenigen Wochen wird die Gesellschaft konstituiert, die bei der G.m.b.H. am Bodensee Luftschiffe bestellt, um mitihnenRundfahrtenzu unternehmen. Keinanderes Luftschiff ist solchen Gewitterböen gewachsen. Wenn nach weiteren zwölf Monaten kein genügender Fortschritt, keine höhere Stufe erreicht sein wird, dann vielleicht hat das deutsche Volk einRecht aufRechenschaftundAnlaß.indenWeinderBegeisterungWasser



Die Zukunft.

zu gießen." Die Rundfahrten habenschlimmgeendet; allevierseit dem Jahre 1909 gebauten Luftschiffe find zerstört worden. And der Wortführer der Gesellschaft ist empört, weil aus diesen Vorgängen derSchluß gezogen wird, das vonihm empfohlene System habe sich bisher nicht als brauchbar erwiesen.

Da Sie von Fortschritten nichts lesen, leugnen Sie solche; weil Sie über Unfälle der 2-Schiffe lange Spalten in den Zeitungen lasen und über Unfälle anderer Luftschiffe nur kurze Notizen, so bemessen Sie die Größe der Unfälle und ihre Zahl nach der Größe und Zahl der Zeitungsnachrichten, Fortschritt und Leistung aber lassen Sie unerwähnt. Das darf die große Masse sich leisten, sollte aber ein Mann nicht thun, der Werth darauf legt, als Einer zu gelten, der nach der Wesen und Dinge Tiefe trachtet. Sie schreiben zwar, Sie seien nicht sachverständig, doch Das entschuldigt nicht. Sie haben auch als Laie sich bei Weitem nicht die Mühe gegeben, die notwendigsten Kenntnisse sich anzueignen, die allein berechtigen würden, über solche Materie in solcher Weise zu schreiben. Nicht mal die Chronik der Unglücksfälle bemühten Sie sich zu studiren; nur so ist zu erklären, daß Sie Unfälle anführten, die niemals stattfanden.

Die Aufzählung dieser Mängel meiner Angaben wäre nützlicher gewesen als alle Polemik. Ich habe mich an die oft (zuletzt von einem General im«Tag")veröffentlichteListederUnfälleund an Notizen vonFahrttheilnehmerngehaltenundnichteinmal alle Anfälle angeführt, die bekannt geworden sind. Wozu? Die putzigen Rügereden, mit denen Herr Colsman meine Ignoranz und Lässigkeit festzustellen trachtet, helfen nicht über jedem Blick wahrnehmbare Thatsachen hinweg.Acht Schiffe gebaut, sechs vernichtet, eins demontirt, eins in der Schutzhalle: ist diese Angabe richtig oder falsch? Da ihre Richtigkeit nicht bestritten werden kann, ist alles andere Gerede unnützlich und nur geeignet, des Betrachters Auge von der Hauptsache abzulenken. Merkwürdig scheint mir die Behauptung, über Unfälle der Zeppelin-Schiffe seien in den Zeitungen »langeSpalten", über Unfälle anderer Luftschiffe nur «kurze Notizen" zu lesen. Diesen Satz müßten alle Redakteure deutscherBlätter in ihrBewußtsein aufnehmen; er beschuldigt sie, durch Parteilichkeit das Artheil über die Erfolge der Zeppelin-Schiffe gefärbt und andere Systeme ungebührlich begünstigt zu haben. Hätten sie das Mißgeschick der friedrichshafener Gesellschaft nicht aufgebauscht, die Unfälle anderer Luftschiffe nicht so kurz abgethan,dann würde das Artheil anders lauten. Staunend liest mans. Die deutschePresse hat für denGrafen so viel gethan,

Legendarium.

baß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Sie hat anderen Systemen (Parseval, Siemens) nicht den zehntenTheil der zärtlichen Beachtung gewidmet, die sie seit Jahren nun dem Grafen spendet. Hat ihn von jedem Fehlschlag zu entschuldigen versucht, oft an der Verbreitung des Aberglaubens mitgewirkt, er sei der Erfinder derLuftschiffahrt,derBesieger feindlicher Elemente, und fo laut seiner Leistung zugejubelt, daß ihr derAbstiegins Gelände nüchternenUrtheils jetzt so schwer wird wie einem Zeppelin-Schiff die Landung auf Felsgestein; schwer, offen, vor allem Volk, zu bekennen: Unser schöner deutscher Enthusiasmus hat geirrt. Der Tag, der sie zu diesem Bekenntniß zwingt, wird leider nicht ausbleiben. Nie aber ist für ein unerprobtes System mit so unermüdlichem Eifer Propaganda gemacht worden. Nie hat ein Erfinder eine zu Dienst und Lob willigere Presse gehabt als Graf Zeppelin. Dankbarkeit scheint nicht in den beschränkten Pflichtenkreis der Gesellschaft zu gehören. Der Geheime Baurath Emil Rathenau, der oft,auch vor des Kaisers Ohr, für den damals noch verachteten Grafengesprochen undihm, gegen sehrstarkeWiderstände.dieletzte Hilfe,ungefährhunderttausendMark,erwirkthat,wirdDenenzugezählt,die sich an die Friedrichshafener heranbirschen, um einträgliche Geschäftchen zu machen. Und die Presse, ohne deren Hymnen «nd Hilferufe die zur Gründung der Gesellschaft nöthigen Millionen nie zusammengebracht worden wären, wird beschuldigt, durch parteiliche Darstellung derUnfälle die Zeppelin-Sache geschädigt zu haben. DasAbbild ist häßlich: nur der Spiegel kann schuld sein. Sie schreiben: „Ein rascher Blick auf die Geschicke der Zeppelin-Kähne lehrt uns ihn erkennen" (nämlich den Jammer). Vielleicht war der Blick zu rasch und darum die Irrthümer; aber warum „Kähne"? Das Wort, hier angewandt, ist weder richtig noch geschmackvoll und bedeutet an dieser Stelle, aus Ihrer Feder, gewollte Herabsetzung, gewollte Schmähung.

Stete Wiederholung des Behaupteten kann, Herr Direktor, den Beweis nicht ersetzen; und Sie haben auch nicht einen Irrthum erwicscn. WasindcmvonIhnen getadeltenAbschnitt steht, ist wahr und erweislich. Und warum nicht «Kähne"? Warum immer wieder «Schiffe"? Sind Sie auch in Stilfragen Sachverständiger? Meinem Sprachgefühl ist ein Kahn nichts Häßlicheres, nichts Unedleres als ein Schiff. Wars auch dem Goethes nicht. <Lynkeus zeugt dafür mit seinem Vers: «Ein großer Kahn ist im 'Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein".) «Geschicke der Schiffe":



Die Zukunft.

meinem Ohr wäre es arge Kakophonie gewesen; drum: Kähne.

Die Bezeichnung ist richtig, ist oft angewandt worden; und ich versteige mich nicht zu dem Ehrgeiz, den selben Geschmack zu haben wie Herr Colman, dessen Stilkraft hier heute zum zweiten Mal geprüft werden kann. Wer meinen Aufsatz gelesen hat, wird beurtheilen, ob ich den Grafen Zeppelin herabgesetzt und geschmäht habe. («Die Persönlichkeit vermag Bewunderung zu erzwingen.

Edelmann und Soldat. Einer, der was gelernt und sich in der Welt nicht nurzum Vergnügenumgesehen hat. Mit zäher Emsigkeit ist er am Werk. Selten ward einem Menschen so ungeheures Erlebniß;war einer dem Weltgeist so nah. HöchsterTriumph und zerschmetternder Sturz ins knappe Maß einer Stunde gezwängt.

Mit siebenzig Jahren ein neuer Anfang. Jammer vertrödelt nur Zeit. Die Sehnen des Alten straffen sich. And aus seinem Blick leuchtet ein Gelöbniß. Für die ganze Menschheit steht derMächtige, um die Frucht genialischenFleißesGebrachtenun."Das sind einpaarSätzeaus diesemArtikel.Herabsetzungund Schmähung?)

Und ich möchte dem Herrn Magister lobesam nicht die Absicht zutrauen, Denen, die meine Darstellung nicht kennen, den Glauben einzureden, da habe sichs um eine Schmähschrift gegen den ihm vorgesetzten Grafen gehandelt. Ich muß ihn für ehrlich halten.

Es ist Unrecht und heißt der Oeffentlichkeit Sand in die Augen streuen, zur Beurtheilung der 2-Schiffe die ganze Chronik der Unfälle und Verluste vom ersten Versuchsschiff an aufzuführen. Man führt doch auch nicht die Fehlbauten, Unfälle und Fehler der Gebrüder Wright an, wenn man das Resultat ihrer großen Arbeit bewerthet. Es würde doch auch ein unvergleichliches Wunder gewesen sein, wenn das erste Luftschiff und die nächstfolgenden vollkommen gewesen wären. Auch die heutigen machen darauf keinen Anspruch; noch, Gott sei Dank, erscheint uns das System sehr entwicklungsfähig. Ich will durchaus nicht die Unfälle der letzten Zeit beschönigen, Pech war dabei, auch Fehler wurden gemacht, sie werden immer gemacht werden, mit und ohne Kuratorium, dochzuberechtigter,vernichtenderKritikderErfindungdes GrafenZeppelin, wie sie Ihnen beliebt, haben diese Unfälle keinen Anlaß gegeben.

Was lebensfähig ist, kann durch Kritik nicht»vernichtet" werden. Ob meine Kritik berechtigt war: Das ist die Frage. Der Unbefangene vielleicht eine andere Antwort finden werden als der Direktorder Zeppelin-Gesellschaft. Ihm scheinen die Unfälle durch «Pech und Fehler" bewirkt. Anderen, nicht minder Sachverständigen, deren Logik mich überzeugt hat, find diese Unfälle die vorausgesehenen.die stets unvermeidbaren Folgen eines gefährlichen

Systems. Wer im Recht wohnt? Die Zeit wird Herr; wird die Entscheidung reifen. Bis heute hat jeder Vorgang für die Richtigkeit des von mir vertretenen Glaubens gezeugt. Mindestens feltsam muß selbst der Höflichste die Behauptung nennen, wer die Geschichte der Zeppelin-Schiffe erzähle, »streue der Oeffentlichkeit Sand in die Augen". Ich habe, insachlicherRuhe, berichtet, was aus den acht seit 19öl) gebauten Schiffen geworden ist (die »ganze Chronik der Anfälle und Verluste" wäre nicht auf anderthalb Seitenunterzubringengewesen). Das war mein Recht; warmeine Pflicht. Die Brüder Wright würden in einem Rückblick auf die lange Reihe ihrer Versuche und Erfolge gewiß weder Unrecht noch Kränkung wittern. Ihre Flugmaschine hat sich ja als brauchbar bewährt. Das starre Schiff Zeppelins noch nicht. Weil «Pech und Fehler" es hemmten oder weil sein System untilgbare Mängel hat? IKat is tke question. Umsie zu beantworten, war die Rückschau auf das Geschehene nöthig. WerThatsachenverschweigt oder cntstellt,nicht,wer als wahr Erkanntes und ernstlich Nachgeprüftes ausspricht, »streut der Oeffentlichkeit Sand in die Augen". Gestatten Sie mir, daß ich die Ursache des letzten Unfalles ins Gedächtniß zurückrufe. Die Halle in Düsseldorf hatte zwei Eingänge, die mit Vorhängen geschlossen waren. Ein Vorhang zerriß im Nordweststurm. Die Halle, die der Stadt Düsseldorf gehört, war in Gefahr. Die Stadt theilte uns mit, daß sie die Oeffnung durch eine Wand schließen müsse; zur Herstellung eines Thores reiche die Zeit nicht. Wohl oder übel mußte sich die Gesellschaft fügen; sie that es, jedoch nicht, ohne auf die Nachtheile hinzuweisen, die entstehen würden. Wäre der zweite Ausgang vorhanden gewesen, so würde er an dem Tag, als das Luftschiff zerbrach, benutzt worden sein. Sin Unfall war dann nicht möglich, denn das Schiff brauchte nicht mit den Steuerflächen zuerst gegen den Wind aus der engen Halle geführt zu werden und hätte ausschwenken können, als der Wind plötzlich umsprang. Liegt der Fehler nun am Luftschiff oder an der Halle? Ich bitte um Gerechtigkeit, Herr Hardenl Auch die Fahrleitung hat nicht Schuld, in diesem Fall, denn die Wind-Messung ergab nur geringe Stärke bis in größere Höhen. Der Wind wehte gleichmäßig, in der Hallenrichtung. Beim Herausbringen des Schiffes aber sprang er plötzlich in vermehrter Stärke um, in einer plötzlichen, kurzen und nur lokalen Bewegung. Daß der selbe Unfall bei anderen Luftschiffen im In- und Ausland mehrfach vorkam, beachten Sie nicht, wollen Sie nicht wissen, und ob der Materialschaden imVergleich zum Werth und zur Leistungsfähigkeit geringer ist, wenn die ganze Hülle zerplatzt, geringer als bei 2-Schiffen, wenn deren Gerippe zerstört wird, Das wissen Sie nicht, können Sie nicht wissen; Sie urtheilen nur nach der Größe des Trümmerhaufens. Ein 2-Schiff mit einem.



Die Zukunft.

neuen Gerippe bekommt eine neue Nummer, auch wenn sonst das selbe Material verwendet wird. Wenn die Schiffe, deren Hauptbestandtheil eine Hülle ist, mit neuen Hüllen auch neue Nummern oder Namen erhielten, ob dann die Listen der Verluste der verschiedenen Systeme große Unterschiede aufwiesen? Wissen Sie Das?

Nein; ich habe auch nie behauptet, es zu wissen. Sondern geschrieben: »Wenn ein Parseval oder ein anderes nicht aus starrem Stoff gefügtes Luftschiff schadhaft wird (was ja viel seltener geschehen ist als im Bereich des Systems Zeppelin), dann wird es entweder schnell geflickt oder, im Fall größeren Schadens, entleert und auf der Eisenbahn in den Ort der Werkstatt zurückgebracht. Die Zeppelin-Schiffe brauchen zugefahrloser Landung eine große, ganz flache Ebene ohne Felsgestein, Moor, lockeren Sand: sonst fassen die Anker nicht und die zum Haltedienst aufgebotenen Leute haben keinen festen Stand. Dabei ist zu bedenken, daß die Schiffe nicht immer landen, wann und wo der Führer will, sondern sehr oft durch Defekte zu Landungen gezwungen werden, für die das Nöthige nicht vorbereitet werden konnte." Ist diese Darstellung falsch oder richtig? Wie oft ein Militärluftschiff, ein Parseval oder Siemens eine neue Hülle erhält, weiß ich nicht; aber, daß sie, alle, mit vielmehr viel geringeren Verlustkosten gearbeitet haben als die Zeppelin-Gesellschaft. Acht Schiffe gebaut, sechs zerstört, eins demontirt: Das ist eine beispiellose Häufung von Fehlschlägen. Und ein neuer Zeppelin kostet, wie mir Techniker sagen, ungefähr drei Viertelmillionen Mark. Ob die Gesellschaft sich dem Beschluß der Stadt Düsseldorf »wohl oder übel fügen mußte", kann ich nicht beurtheilen; wenn sie die Unfallsmöglichkeit voraussah, wärs klüger gewesen, sich nicht zu fügen. Der Fehler, sagt Herr Colman, »lag an der Halle." Mir scheint: im System. Luftschiffe eines Systems, das solche Bergehallen und Hafenanlagen braucht, find in ihrer Aktion auf einen engen Kreis beschränkt. Major von Parseval, den der Athem der Volksgunst nie so freundlich umwehte wie denschwäbischen Grafen, hat mit kleinerem Aufwand von Kraft und Kosten mehr vermocht; seine Schiffe sind billiger, nicht auf Hallen und Häfen angewiesen, nach Anfällen rascher zu befördern und zu repariren. Ein System aber, das, noch im günstigsten Fall, nur das Selbe leistet wie ein bequemerer, von äußeren Umständen, von Wetter und Erdbeschaffenheit nicht so abhängiges, viel billigeres, scheint mir als unzulänglich erwiesen.

Legendarium.

Ob den Luftschiffen im Kriege eine Bedeutung zukommt, welche die hohen Kosten rechtfertigt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß man nicht mehr aufhören wird, Luftschiffe zu bauen. Ob Aeroplan oder Luftschiff die höhere Bedeutung zukommt? Sie sind darüber fertig mit Ihrem, Urtheil; vorsichtige Fachleute hörte ich sagen, daß es kein Mensch wissen könne, daß jedenfalls Beide mit einander bestehen würden. Wahrscheinlich. Ein Urtheil über »die höhere Bedeutung" habe ich mir nicht angemaßt; nur den Glauben bekannt, daß die Zukunft derAviatik, nicht den großen Luftschiffen, gehören werde. Nicht den großen, die eine Wasserstoffgasmenge von zehn- bis zwölftausend Kubikmetern in ihrerHülle bergen. DiefenGlauben hat, mit deutlichem Hinweis auf die Verwendbarkeit im Krieg, vor zwanzig Jahren schon Renard ausgesprochen, der selbst ein lenkbares Luftschiff (in Cigarrenform) gebaut hatte. Luftschiffe wird man gewiß auch fortan noch bauen. Starre Schiffe von Ange« thümsdimensionen? Diese Frage sollte Herr Colzman den »vorsichttgenFachleuten" stellen. And mir nicht Behauptungen unterschieben, vor denen dasPflichtbewußtseinmich sorglich behütet hat. Auf Ihre Vergleiche mit anderen Schiffen, auf Ihr Urtheil über Brauchbarkeit im Krieg und Verankerungsmöglichkeit im Felde möchte ich nicht eingehen. Es ist darüber genug geschrieben worden. Nur noch eine Richtigstellung bitte ich mir zu gestatten, die einer Ansicht, die Sie zum zweiten Wale in Ihrem Blatte wiederholen. Sie schreiben, daß Sie nicht wissen, ob Graf Zeppelin, wie von ernsten Männern behauptet wird, den wichtigsten Theil seines Systems von dem Oesterreicher Schwarz übernommen und die Möglichkeit zur Verbindung der beiden Gondeln in einem amerikanischen Patent gefunden habe. Wenn man so Etwas nicht weiß, sollte man es nicht wiederholen. Wer sind die ernsten Männer, die Das behaupten? Sie irren, diese Männer. Ich weiß Das, denn ich habe die Ehre, dem Grafen Zeppelin nah zu stehen, und habe dem verstorbenen Industriellen Karl Berg, der das Luftschiff des David Schwarz baute und aus seiner Tasche bezahlte, sehr nah gestanden. Lediglich einige Konstruktiontheile am Gerippe waren bei dem ersten ^-Schiff die selben wie bei dem des David Schwarz, da die Einzeltheile beider Schiffe in der Fabrik von Karl Berg in Lüdenscheid hergestellt wurden. Schon beim zweiten Schiff war nichts, was irgendwie mit dem Luftschiff Schwarzs gemein gewesen wäre. Ich wiederhole, daß die Aussage Ihrer ernsten Männer nicht richtig ist. And von einem amerikanischen Patent weiß hier in Friedrichshafen kein Mensch Etwas. Die Geschichte ist eben so unwahr wie die, daß Kriegsminister von Einem inFolge eines Konfliktes mitdemGrafenZeppelin seinenAbschied genommen habe. Daß nach einemUebermaßvonBegeisterungdieReaktion folgt, ist natürlich, so natürlich wie die Sonnenwende. Auch ohne Unfälle und Kritik muß sie folgen. Es giebt aber eine Wiederkehr der Sonnenwende,



Die Zukunft.  
nicht der Begeisterung, deren es nicht bedarf, wenn die Sache gut ist.  
Die Wiederkehr aber des Erkennens der Tüchtigen, der Fachleute und  
Derer, die es angeht, sie bleibt dem Tüchtigen nicht versagt. UnsereVor-  
Väter entzündeten ein Feuer an den Tagen der Sonnenwende, das den  
Glauben entfachte an die Wiederkehr des Lichtes nach langer Nacht.  
Auch uns wärmt ein Feuer. Das ist die Zuversicht auf den Erfolg und  
die Gewißheit der Entwicklungsfähigkeit der Erfindung des Grafen  
Zeppelin. Diese Gewißheit kann keine Kritik, kein Unglück, kann keine  
Sommersonnenwende der Öffentlichen Meinung uns rauben.  
Friedrichshafen. A. Colsman,  
Direktor der Luftschiffbau Zeppelin.  
Die Angabe, Graf Zeppelin habe Wesentliches von Schwarz  
übernommen,kann Herr Colsman in vielen Aufsätzen und Büchern  
finden. Als ich die Einwände der Techniker erwähnte, sprach ich  
auch davon und von dem amerikanischen Patent. Sagte: Ich weiß  
nicht, ob es wahr ist; und glaube, damit angedeutet zu haben, daß  
die Antwort auf diese Frage (wahr oder unwahr?) für mein Ar-  
theil nicht bestimmend sein könne. Ists Sünde, auch nur Anrecht,  
zusagen, daß man Etwas nicht wisse? „Zeppelin hat das Bewährte  
benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein  
Anderer." Das schrieb ich. Das ist wahr geblieben. Von Dupuy  
de Lome kam das Ballonet,von Wölfert der Daimler-Motor, von  
Renard und Krebs das Cigarrenformat, von Schwarz die Alu-  
miniumhülle (auch wurden für Z.I „einige Konstruktiontheile am  
Gerippe" dem Oesterreicher entlehnt). Und auch Schwarzens star-  
res Luftschiff ward beim Versuch der Landung zerstört; „inFolge  
seiner Starrheit": warIahre lang in jeder Chronik zu lesen.Wie  
Böcklin Leonardos, Wright Lilienthals Arbeit, so hat jeder Theo-  
retiker und Praktiker der Flugtechnik das von den Vorgängern  
Erreichte zu nützen versucht. Kann solches Streben den Ruhm  
eines Mannes schmälern? „Daß Kriegsminister von Einem in  
Folge eines Konfliktes mit dem Grafen Zeppelin seinenAbschied  
genommen habe", ist hier niemals behauptet worden. Hierstand:  
„Einer der Gründe, die den General von Einem aus dem Amt  
des Kriegsministers trieben, war die Gewissenspflicht, die Ver-  
antwortlichkeit für den Ankauf neuer Zeppelin-Schiffe abzuleh-  
nen." Diese Angabe ist als wahr erweislich. Wozu entstellt sie  
Herr Colsman? Glaubt er, der Sache, deren sieghafter Güte er  
mit der zuversichtlichen Inbrunst eines Frommen vertraut, in einer  
Zeit des Nothstandes auch so unschönen Dienst schuldig zu sein?

GrafZeppelin hat nicht, wie ein bethörter Haufe noch immer wähnt, das lenkbare Luftschiff erfunden, ist auch nicht als Erster aufgestiegen; hat sich oben aber länger gehalten als vor ihm ein Anderer. Seine persönliche Leistung ist gefeiert worden wie noch niemals eine im deutschen Land; er hat Ehren und Huldigungen eingeheimst wie Bismarck nicht im Lauf eines für Deutschland immerhin ertragreichen Lebens. Eine politisch verkümmerte, sehn-süchtig nach Schöpferkraft langende Zeit fah in ihm den Helden, den Bringer des Heils, den Mehrer deutscherMacht. Ist ers geworden? Dürfte Deutschland sich stärker fühlen, wenn essechsoder zehn Zeppelin-Schiffe hätte, die auf Bergehallen, Hafenanlagen, Konsignation dienstwilligerTruppen angewiesen sind?Können wir heute noch, wie im Herbst 1908, behaupten, „im Kampf um hie Beherrschung des Luftmeeres einen Vorsprung gewonnen zu haben“, der den Sieg zu verbürgen scheint? Der Vergleich deutscher mit französischer und amerikanischer Fliegerleistung lehrt die Frage beantworten. Wir wären weiter, wenn die Millionen, die eine fchöne Aufwallung nationalen Mitleidens dem greisen Grafen zugewandt hat, das Flugfeld der Aviatik gedüngt hätten. Doch Anwiederbringlichem foll man nicht nachklagen. Und die Person des Systemfinders endlich nun aus dem Streitstoff scheiden. Daß der Graf zu der Verbreitung des Glaubens mitwirkte, seinen Schiffen sei eine Nordpolfahrt möglich, hat Manchem mißfallen, der ihn zuvor in reinster Glorie erblickt hatte. Einerlei. Er hat sein altesLeben an eine Sache gesetzt und mit unbeirrbarer Zähigkeit alle Hemmnisse überwunden. Nicht um ihn, der seinen Lohn dahin hat, handelt sichs jetzt noch; nur um das System starrer Riesenschiffe. Das hat er erfunden; nichts Anderes. Das ist lange verhöhnt,dannvonüberschwingenderBegeisterunggepriesenwor» den. Ergebniß: von acht Schiffen sechs zerstört, eins demontirt, eins in derSchutzhalle.Kinderkrankheiten?Nein.Wenn ein Omnibusverkehr möglich und rentabel würde, wenn Z IX von Friedrichshafen bis nachLondon und,unbeschädigt, zurück käme: das System bliebe verurtheilt. Weil es, nach des Erfinders eigener Angabe, eines Aufwandes bedarf, den andere Systeme für die selbeLeistungnicht brauchen. Häfen,drehbare Hallen mit zweiAusgängen, Bereitschaft von Bataillonen, von Regimentern: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie injedem anderen Luftfahrzeug von einemOrt nach



Die Zukunft.  
dem anderen befördert werden. In Feindesland wäre solche Vor-^  
sorge nicht zu erlangen: die Verwendung im Krieg also eintollküh-  
nes Wagniße. Werthvolles Frachtgut diesen Schiffen anzuvertrau-  
en, wird der Haftbare sich hüten. Alle mir bekannten Techniker sagen  
einstimmig: Auch die Schiffe von Parseval, Groß, Siemens haben,  
trotzdem ihre Konstruktion mit geräuschloser Emsigkeit verbessert  
worden ist, noch beträchtliche Mängel; die sind aber nicht so un-  
heilbar wie die des Systems Zeppelin, von dem der Unbefangene  
heute schon behaupten darf, daß es nur als ein großartiges und  
lehrreiches Experiment im Gedächtniß bleiben wird. Entwicklung-  
fähigkeit? Wichtig ist, ob Edison morgen den leichten, kleinen Ak-  
kumulator erfindet, der uns vom Stank der Benzinwagen erlöst;  
nicht wichtig, ob ein Flugbetrieb so entwickelt, verbessert werden  
kann, daß seine Leistung der billigeren und auf minder eng einge-  
schränktem Gebiet brauchbarer Systeme gleicht. Außerdem ist heute^  
für jedes gute Unternehmen (und gar für ein noch so populäres)  
Geld zu haben. Keine Bank, kein Privatmann soll und kann je ge-  
hindert werden, dem friedrichshafener Luftschiffbau mit neuem  
Kapital aufzuhelfen. Das Kriegsministerium aber hat, nach der  
bisher gesammelten Erfahrung, nicht das Recht, das Geld des  
Volkes für Zeppelin-Schiffe hinzugeben, die gerade für militäri-  
sche Zwecke untauglich scheinen. Jeder neue Unfall solches Schiffes  
würde von unseren Feinden (denen nicht einfällt, diesem System  
nachzustreben) als eine Niederlage Deutschlands verzeichnet. Und  
höher als der edelste Mann muß uns des Reiches Wohl gelten.  
Die Zeit wird Herr. Keine Kritik kann, auch die ungerechteste nicht,  
die Zeppelin-Gesellschaft hindern, in der Stille weiterzuarbeiten  
und den Zweifel durch ihre Leistung zu widerlegen. Nicht von den  
Zweiflern droht ihr Schädigung. Setzt sie das starre Riesenschiff  
durch, so mag sie laut triumphieren. Wer aber glaubt noch daran?  
Ludwig und Luitpold.  
Dem im vorigen Heft über Ludwig den Zweiten Gesagten ist  
noch Einzelnes nachzutragen. Wann ist der Geist des Bayern-  
königs erkrankt? Ward ihm die Paranoia vererbt? Pelman  
schreibt: «Schon früh zeigte er sich ezentrisch und leichtverletzlich;  
und die Erziehung war nicht dazu angethan, die krankhafte Ver-  
anlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten. Wann seine  
eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestim-

men." Kowalcwskij: «Ludwig hatte Vorfahren mit zweifelloser Belastung des centralen Nervensystems. Er wurde durch die Erziehung nicht von seiner krankhaften Anlage abgelenkt. Auf die Gehirnnerven des Königs hat auch das Narkotikum der wagnerischen Musik gewirkt. Er hatte schon von derNatur das krankhaft träumerische und phantastischeWesen erhalten: Gaben, die seine glänzenden geistigcnFähigkeitendurchPhantasiegebilde erstickten. Der Verstand unterlag und die Geisteskrankheit entwickelte sich." Wann?DasGutachtenderPsychiatikerGudden,Grashey,Hagen, Hubrich spricht nur von einer schon lange währenden, seit vielen Jahren vernachlässigten Krankheit, die unheilbar geworden sei und in Blödsinn enden müsse. Ein von dem Zwanzigjährigen an Richard Wagner geschriebener Brief läßt ahnen, wie früh diesem Hirn die Hemmung geschwunden ist. «Erhabener, göttlicher Freund! Kaum kann ich den morgenden Tag erwarten; so sehne ich mich nach der zweiten Vorstellung (des .Tristan') schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hofften, daß meine Liebe zu IhremWerkdurch die in derThat etwas mangelhafte Auffassung derRolledesKurwenaldurchMitterwurzernichtnachlassenmöge. Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken in sich aufkommen lassen? Ich bin ergriffen, begeistert, entbrenne in Sehnsucht nach wiederholterAufführung. Dies wunderbare Werk, das uns Dein Geist erschuf! Wer dürfte' es sehen, wer erkennen, ohne sich selig zu preisen? Das so herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben! Heil seinem Schöpfer! Anbetung ihm! Nicht wahr, mein theurerFreund, derMuth zu neuem Schaffen wird Sie nie verlassen? Im Namen Jener bitte ich Sie, nicht zu versagen, Jener, die Sie mitWonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht. Sie und Gott! Bis in denTod, bis hinüber nach jenemReich derWelten-nacht verbleibe ich Ihr treuer Ludwig." Ein Hirnarzt, dem dieser Brief, als eines regirenden Königs, vorgelegtwordenwäre, würde nicht zweifeln: Pfychose. Von Wagner ist Ludwig nie ganz losgekommen(wieNietzsche, dernochein derZeitvölligerUmnachtung manchmal den Namen des einst Vergotteten, dann zudenKomoe-dianten Gewiesenen flüsterte). Seltsam und für den Psychiater wichtig war auch Ludwigs, des Sadisten, Verhältniß zu Sacher-Masoch,dem er anonymeBriefe schriebunddenernachTirol lud. Ernste Hofleute behaupteten, Wagner habe Ludwigs Weiberhaß genährt, weil er fürchtete, eine Königin oder Geliebte werde ihm ss



Die Zukunft.

die Herrschaft über den König streitig machen. Hohenlohe schreibt am fünfzehnten April 1865 an die Königin Victoria von England: «Wir haben den liebenswürdigsten Monarchen, der mir noch je vor Augen gekommen ist. Er ist eine durchaus edle, poetische Natur. Dabei fehlt es ihm nicht an Verstand und Charakter. Ich hoffe, daß die Aufgaben, die ihm während seiner Regierung bevorstehen, nicht seine Kräfte übersteigen möchten." Drei Jahre danach sagt er zu Stosch: «Der junge König zeigt die merkwürdigste Mischung von voller Unkenntniß des wirklichen Lebens mit einer sehr großen geistigen Befähigung." Im Februar 1875 schreibt er an Bismarck: »Ich kann nach meiner Kenntniß der Individualität des Königs Ludwig nicht unbedingt bejahen, daß der König bewußter Weise das selbe Ziel mit uns verfolgt. Ich kann nur sagen, daß Seine Majestät klug genug ist, um die Gefahr zu ermessen, die ihm die klerikale Politik in Bayern bereiten könnte." Dann, schon im Jahr 1875: „Die Führer der ultramontanen Partei sind übrigens, wie ich zu wissen glaube, mehrfach der Frage nähergetreten, ob nicht im gegebenen Augenblick der König durch den Prinzen Luitpold oder Ludwig am Steuer des Staates zu ersetzen sein würde. Vielleicht hat man dabei an das Recht des Papstes gedacht, das ihm die Befugniß einräumt, Fürsten zu entsetzen. Die Zurückhaltung, die der König, trotzdem manche Theile des ultramontanen Programmes ihm zusagen mögen, bisher dieser Partei gegenüber beobachtet hat, könnte den Gedanken nahelegen, daß jene Pläne dem König bekannt geworden sind. Immerhin lassen sich die Entschlüsse des Königs nicht voraussehen." Chlodwig, der sich, als mediatisirter Reichsfürst, nie dem Königthum fühlte, hat ihn noch damals also für regierungsfähig gehalten. V^n Ludwigs deutschem Nationalgefühl aber niemals Rechtes gehofft. Im Reichstag warnten die Parteigenossen, «die nationalen Sympathien des Königs für so kräftig zu halten, daß man sich darauf verlassen dürfe." And notirt vergnügt Roggenbachs Wort, einen König von Bayern, „der wegen Zahnschmerzen die Kaiserkrone anbiete," werde man nie wiederfinden. Was ist Wahrheit? Wittelsbach, Wettin und Hohenzollern: aus diesen Häusern kamen Ludwigs nächste Ahnen. Der Großvater einschlauer. im Innersten von allen Pflichtfesseln gelöster Phantast, der Vater ein nüchtern gewissenhafter Regent; die Großmutter eine ernestinische Wettin, die Mutter eine hübsche Base Friedrich Wilhelms des

Legendarium.

42 I

Vierten, deren Phantasie gernüber die enge Schranke des Geistes hinwegschweifte. Das Produkt dieser Blutmischung? Wer den Hünen in der Uniform des MertenRegimentes der Chevauxlegers sah (und nicht auf den schwankenden Gang, den Hahnenschritt achtete), konnte ihn für den männlichsten Helden halten. Doch dieser an Körperkraft stärkste Mann Bayerns war im Königswillen lahm, unfähig zu ernstem Entschluß und im Nervenleben und Geschlechtsempfinden ganz weiblich. Eine hohe Seele und ein edles Genie? Vielleicht; sicher, wenn ers sein wollte, ein Char-meur. Daß sein Geist schon, als er den Thron bestieg, zerrüttet war, kann heute kaum noch bezweifelt werden. Danach wäre auch seine Verachtung der Volksgunst, seine Parteinahme für Döllinger und die kalte Gleichgiltigkeit zu beurtheilen, die er zeigte, als ihn, im Februar 1875, der Erzbischof von München in einem Hirten-brief angegriffen hatte. Seine Mutter war, dem alten Kaiser zu Leid, katholisch geworden. Mag sie; der König, der Wagners Protestantismus als den liberaleren Glauben gefeiert hatte, dünkte sich hoch über so dumpfigen Thalstreit erhaben. Zu poli-tischer Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in denAdern. Als der nächsteMorgen denAusbruch des deutschen Krieges bringen konnte, fuhr Ludwig zu Wagner in die Schweiz; während der Deutsche Bund zerriß, bebrütete der König Sempers Baupläne. Und in seinen Briefen steht kein staatsmännisches Wort. Prinz Luitpold hats schwer gehabt. Ihm wurde zugetraut, daß er die Entthronung des Neffen gewünscht und erlistet habe, der dem Volk der schöne, einsame, von Priestern und Schranzen bedrängte Idealist, der hehre Verächter des Hofgetriebes, derFör-derer schaubarer Künste geblieben war.DerRegent wurdegehaßt (wie Georg von Sachsen, weil er der Kronprinzessin Luise, die auch als Pfaffenopfer galt, die Thür gesperrt hatte) und durfte sich nicht in alle Provinzen Bayerns wagen. Schon in der Kriegszeit war er als Erzklerikaler verschrien, undeutscher Gesinnung bezichtigt worden und wurde in Versailles, als Preußenfeind, scheel ange-sehen. Gebietszuwachs, eigene Armee und Post, völkerrechtliche Sondervertretung und Kontrolle der berliner internationalen Po-litik: Bismarck war in Heller Wuth. (Allen Fürsten so gram, daß er an seine Johanna schrieb: «Wenn man zu lange Minister ist und dabei, nach Gottes Fügung, Erfolge hat, fo fühlt man deut-lich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß Einem allmäh-



422  
Sie Zukunft.  
lich höher und höher, bis an Hcrz, steigt; man gewinnt keine neuen  
Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheiden-  
heit zurück und die Kälte von oben wächst, wie Das die Natur-  
geschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zu-  
neigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern  
sollen.") Er hielt Luitpold für den Vater der Forderung, das deut-  
sche Kaiserthum zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohen-  
zollern erblich alterniren zu lassen. Die Mehrheit der Norddeut-  
schen sah in dem Prinzen den schwärzesten Feind und selbst Hohen-  
lohe rieth dem Grafen Berchem, „sich ganz auf dem blauweißen  
Standpunkt zu halten, schon wegen der Stellung zum Prinzen  
Luitpold." Der Oheim Rheinbündler und Partikularist, der Neffe  
deutscher Patriot ohne Eigennutz: so war die Meinung. Und doch  
hatte Ludwig schon nach Königgrätz an Wagner geschrieben:  
«Wenn wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, dann  
fort! Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein!" Gegen  
Preußen hatten ihn der Großvater Karl und die Bayerin Elisa-  
beth, Franz Josephs Frau, gestimmt. Vom Franzosenkrieg, zu dem  
Pfordtens Wort ihn schon in Nikolsburg verpflichtet hatte, er-  
hoffte er eine beträchtliche Gebietserweiterung und das Recht auf  
die Kaiserwürde, die, wenn das Alternat angenommen war, den  
Wittelsbachern, als der «vornehmsten Dynastie", vordem Hohen-  
zollern zufallen mußte. Luitpold hat alle Vorurtheile entkräftet.  
Lange zwar hatte er geglaubt, Oesterreich werde, nur Oesterreich  
könne die deutschen Stimmen einen. Doch der alternde Herr hat sich  
schnell in den neuen Zustand geschickt. Der Sohn Ludwigs des  
Ersten, der Preußens Luise besang, ist kein Preußenfeind gewor-  
den; auch der Herrschaft des Klerus nicht hörig. Grandseigneur  
und doch einfach; im äußeren Habitus lange so ärmlich. Daß mün-  
chener Witz ihn als den Wurzelsepp bespöttelte. Gebildet und  
klug (die Legende, die ihn beschränkt nannte, hat gelogen) und doch  
von schlichter, freundlicher Herzensart. Ein bescheidener Mann,  
der sich niemals in den Blickpunkt vordrängt, der Hofprunk und  
Ceremoniale als Last empfindet und zu schweigen versteht. Ein  
deutscher Fürst und treuer Regent. Daß er in der Schicksalsstunde  
des Jahres 1886 den Muth zum gefährlichsten Entschluß fand,  
muß Bayern ihm danken. Und hats, nach einem Vierteljahrhun-  
dert der Reichsverweserschaft, dem leisen Greis lautgedankt. Luit-  
pold wird wie ein uralter Vater geliebt; und Ludwig ist nur noch  
eines irren Märchenkönigs durch Klüfte spukender Schatten.

Als in den ersten Lunitagen gemeldet wurde, ein französischer General habe den Vertreter der Gebrüder Mannesmann aus Marokko ausgewiesen, mußte man für eine thörichte Erfindung halten. Inzwischen ist aber die ungeheuerliche Nachricht in vollem Umfang bestätigt worden. In deutschen Blättern zwar, bei denen die Verstandnißlosigkeit für auswärtige Politik und zumal für Marokko herkömmlich ist, wurde auch diese Kunde mit ziemlichem Gleichmuth hingenommen; aber englische Blätter hängen (einerlei, in welcher Absicht) die dem Deutschen Reich angethane Schmach höher. Mit Recht, Wird auch dieser Schimpf ungefühnt bleiben?

In der Algesirasakte ist die Selbständigkeit Marokkos verbürgt und in dem besonderen, im Februar 1919 zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Vertrag die in der Akte gewährte Freiheit des deutschen Handels noch einmal ausdrücklich anerkannt worden. Und nun wagt trotzdem ein französischer General, der ja natürlich genau weiß, wie weit er zu gehen hat, einen Vertreter des größten deutschen Unternehmens in Marokko, wagt der Vertreter einer fremden Macht, die in Marokko gar nichts zu befehlen hat, einen Theil des deutschen Handels aus dem Land zu weisen! Was soll danach geschehen? Nehmen wir den günstigsten Fall an, daß unser Auswärtiges Amt energisch eingreift und daß Frankreich seinem General einen Verweis ertheilt (weder das Eine noch das Andere ist bisher bekannt geworden), so muß doch Jeder, der sehen will, sehen, daß damit gar nichts erreicht ist. Wir können der französischen Regierung dankbar dafür sein, daß sie uns in so unverhüllter Weise ihre Absichten und ihre Meinung über unsere Geduld offenbart, Ihr ist Deutschland, das schon so weit zurückgewichen ist, wieder, wie vor Algesiras, eine *ysntits* „isAl!?e^“)I>>, der man Alles bieten kann; und bald werden wir wohl in französischen Blättern wieder lesen: „I^s ?russs osus.“ Kneift Deutschland wirklich? Dann wird es weiter gehen. Unser Auswärtiges Amt wird sich, wie schon so oft, mit einer kühlen Entschuldigung begnügen und noch dafür danken. Frankreich aber wird bald den ganzen deutschen Handel, der in Marokko mit Millionen betheiligt ist und dem die Brüder Mannesman!! noch viel beträchtlichere Summen gesichert hätten, wegtreiben. Doch kommt auf den materiellen Verlust, und betrüge er Milliarden, noch wenig an. Er bedeutet nichts gegen den ungeheuren Schimpf, den wir hinnehmen würden. Wie der Kaiser bei seinem Besuch in Tanger der Exponent unserer Marokkopolitik war, so trifft jeder Schimpf, der uns dort angethan wird, vor Allen den Deutschen Kaiser; besonders vor dem Ausland, das in ihm den Vertreter Deutschlands sieht. Nur aus einem Weg ist nicht allein Deutschlands Handel, sondern auch Deutschlands Ehre zu retten. Ein deutsches Ultimatum muß Frankreich auffordern, den letzten Soldaten aus Marokko zurückzuziehen. So wenig wie wir braucht Frankreich dort zum Schutze seines Handels



524  
Die Zukunft.  
Soldaten. Schon einmal, als es Delcasse stürzte, hat das französische Volk gezeigt, daß es eine abenteuerliche Politik der Regierung nicht billigt. Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, daß die Männer, die Frankreichs Marokkopolitik leiten, dieses Volk in einen Krieg gegen Deutschland treiben könnten? Wir brauchen nur, klar und bündig, zu erklären, daß unsere Geduld erschöpft ist und wir die ZurückzieKuna. der ^MjLö^ch^u^L^pmfordern, um für alle Zukunft vor neuen Uebergriffen gesichert zu sein. Für diese Erklärung wird uns Frankreichs Volk, das des Marokkohaders längst überdrüssig ist, selbst danken: weil nur sie den Weg zu der Möglichkeit weist, einen Krieq.Mischen Frankreich und Deutschland zu vernieten.  
Erlangen. Professor Ör. Adolf Schulten.  
Das Buch der Liebe.\*)  
Poesie und Korrespondenzlehre.  
as Wesen der Poesie soll darin bestehen, Gegenstücke auf verschiedenen Ebenen zu finden: Swedenborgs Korrespondenzen. Darum ist das Bild, die Metapher, das Gleichniß von größter Bedeutung; darum ist in Schweden Tegnsr am Größten, besonders größer als Runeberg. Wie es aber im Rhythmus eine Arsis und Thesis gieor, Hebung und Senkung, so auch im Bilde. Wenn ich einen blauen See dem Himmel vergleiche, so habe ich den See aus der physikalischen Ebene erhoben, ohne den Himmel herabzuziehen. Nenne ich aber den Himmel eine blau gestrichene Thür, so ziehe ich den Himmel herab, ohne die Thür zu heben. Finde ich in dem Mikrokosmos, der Weib heißt, alle Linien wieder, mit denen der Kosmos aufgebaut ist: die Kegelschnitte öes Lichtes, die Ellipse der Planetenbahn, die Parabel des Kometen in den Hüften; die logarithmische Spirale in der Wade; das sphärische Dreieck im Schoß; die Halbkugel in den Brüsten; weise ich auf die Herleitung der verschiedenen Partien aus dem Stein-, Pflanzen- und Thierreich hin; vergleiche ich das Auge einem Edelstein, der in die Schale eines Taubeneis gefaßt ist; sehe ich die Muschel \*)So heißt der letzte Band der schönen Gesamtausgabe („Strindbergs Werke; deutsche Gesamtausgabe, unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer vom Dichter selbst veranstaltet“), die bei Georg Müller erscheint. Was Strindberg uns ist, sein müßte, sein wird, ist hier oft genug angedeutet worden. Der neue Band, aus dem heute ein paar Fragmente veröffentlicht werden, die Gabe dieses Sommers, zeigt wieder Strindbergs große Palette und ist besonders geeignet, die leider noch immer Vielzuvielen, die diesen Dichter nicht kennen, nicht so kennen, wie er gekannt zu werden verdient, in sein weites Reich einzuführen.

Das Buch der Liebe.

423

im Ohr, die Weinranke in den Nasenflügeln, die Fischeschuppe im Nagel; erinnert mich das Haar ans Pampasgras oder den Byssus der Purpurschnecke: so habe ich mehr als Gleichnisse gemacht; ich habe die Natur in ihrem schönsten Abriß geschaut; ich habe die Gleichung des Weibes gegeben, die ich aus dem unendlichen All herleite; das Chaos des Weibes erklärt und zur Würde erhoben. Doch ohne das Weib zu vergöttern, diesen Erdgeist mit Erinnerungen ans Weltall.

U n d i n e.

Fouquiss Ildine ist eine besonders lebenswürdige Erscheinung aus den Tagen der Romantik. Wenn man sie aber jetzt liest, fragt man sich, ob sie erfunden ist; sie ist nämlich mit solchen Einzelheiten geschildert, als sei sie erlebt. Dieses spielerische und etwas boshafte Kind, beweglich wie das Wasser des Baches, Tochter eines Königs des Meeres, trifft ihren Ritter Huldbrand und erklärt ihm ihre Liebe. Mitten in der Liebeserklärung ruft sie aus: „Es muß etwas Liebes, aber auch höchst Furchtbares um eine Seele sein. Wäre es nicht besser, man erhielte nie eine?“ Und da Niemand antwortet, weil Niemand verstanden hat, fährt sie fort: „Schwer muß die Seele lasten, sehr schwer. Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und, ach, ich war so leicht, so lustig sonst!“

Das Paar wird getraut; Undine wird die Gattin des Ritters.

In einem vertraulichen Augenblick sagt sie ihm ihr Räthsel: „Du sollst Wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen (Wasser, Feuer, Luft, Erde) Wesen giebt, die fast aussehen wie Ihr (Menschenkinder) und sich doch nur selten vor Euch blicken lassen. Wir wären besser daran als Ihr anderen Menschen; denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn auch der Bildung und dem Leibe nach sind; aber es ist ein gar Uebles dabei. Wir und Unsersgleichen in den anderen Elementen, wir zerstieben und vergehen mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns zurückbleibt; und wenn Ihr Anderen einst zu einem reineren Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seele; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben; zerstäubt uns immer, sobald wir sterben; und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie die Nachtigalen und Goldfischlein und andere hübsche Kinder der Natur lustig sind. Aber Alles will höher hinauf, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst ist, seine einzige Tochter solle eine Seele erhalten, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Menschen bestehen. Nun bin ich beseelt; Dir danke ich die Seele, Du unaussprechlich Geliebter; und Dir werde ich danken, wenn Du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn Du mich scheuest und mich verstößest? Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist; und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau!“



Die Zukunft.

Undinchen bleibt und wird unglücklich; dann geht sie ins Wasser:

„Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. Stieg sie hinüber in die Fluth, verströmte sie darin? Man wußte es nicht; es war wie Beides und Keines. Bald ober war sie in die Donau ganz verronnen."

Wer hat nicht einmal die kleine Undine getroffen? Das junge

Mädchen, das passiv, ohne Ansicht, ohne Gedanken, Dir gegenüber sitzt, wie eine schöne Blume mit eben so viel Leben; oder, den Mund halb-offen wie ein Vogeljunges, Deine Seele entgegennimmt, Dir die Illu-sion gebend, sie begreife, was Du sagst. Mit offenen Augen trinkt sie Deine Blicke, scheint sie, von Kraft gesättigt, zurückzusenden. Wenn Du, wie Pygmalion, diesem schönen leblosen Körper einen lebendigen Odem eingeblasen hast und sie kleine, schöne, viele Worte zu sprechen beginnt, klingt es wie Vogelgezwitscher. Und wenn sie sich im Zimmer bewegt, hörst Du die Bewegungen der spielenden Linien wie Musik.

Aber sie kann auch die Gestalt wechseln, eben so viele Gesichter

Dir zeigen, wie der Tag Stunden hat; sich zu einer Sirene aufblasen,

zu einer Elfin zusammenfallen, Flügel und Krallen bekommen; des

Spiels müde, eine alte Hexe werden; des Gesanges müde, im Schlaf

schnarchen. Sie kann Dich anlachen wie ein Steinschmätzer und im

nächsten Augenblick wie eine Furie über einen verlorenen Handschuh-

knopf rasen; nun kichert sie wieder. . . .

Dann kommt der grüne Kranz und der weiße Schleier. Die

Maske wird abgeworfen, der Apfel der Erkenntniß ist angebissen; und

nun entdeckst Du: Deine Seele hat sie bekommen, aber Deinen Geist

nicht. Sie hat kein Wort verstanden von Dem, was Du in den ersten

langen Stunden der Liebe gesagt hast. Sie hat nur Laute gehört, die

ihre Ohrmuschel liebkosten, aber nie in die Schnecke kamen, hinter der

die kleine Fensterscheibe des Verstandes sitzt. Sie hat sich nur in Dei-

nen Augen gespiegelt, aber Deine Blicke nicht gelesen.

Schließlich „verströmt" sie wie Undine,

Stimmt Das nicht? Und hat nicht Fouque gemeint, was ich

meine und was Frau G, sagte in ihrem Buch: „Das Weib, vom Mann

geschaffen?"

Schönes und häßliches Alter,

Da das Leben Einem so wenig Glück schenkt und das größte doch

das erste Glück der Liebe ist, müßten die Menschen diese allerempfind-

lichste Blume pflegen lernen. Diese stille, feierliche Wehmuth, die dem

Erwachen der Liebe folgt, ist ein Engel, der an dem Thor der Ewigkeit

Wache hält, das sich jetzt öffnet; daß nämlich die Seligkeit ewig dauern

wird, ist ein Axiom des Gefühls, Aber ein zweifelndes Wort, ein un-

zeitiger Scherz, ein voreiliger Gedanke kann in einem Augenblick Alles

zerstören; der Engel fliegt davon und das Thor der Ewigkeit schlägt zu,

Shakespeare, der sonst die Liebe nicht so fein auffaßt (die Amme

in „Romeo"), giebt doch in seinem letzten Stück, dem „Sturm", der

besten Frucht des alten Apfelbaumes, eine kleine Aufklärung, die sicher-

Das Buch der Liebe,  
427

lich auf theuer erkaufte Erfahrung beruht. Der Dichter war wohl zu alt, um selbst die kostbare, spät erworbene Erfahrung zu nützen; aber er schenkte sie, sicher mit herzlichem Wohlwollen, den Jungen, die sie brauchen können (es aber vielleicht nicht thun). Der alte Prosper« sagt nämlich, als Ferdinand Miranda als Braut empfängt:

Als Gabe denn und selbsterworbenes Gut,  
würdig erkauft, nimm meine Tochter. Doch  
zerreißt Du ihr den jungfräulichen Gürtel,  
bevor der heiligen Feierlichkeiten jede  
nach hehrem Brauch verwaltet werden kann,  
so wird der Himmel keinen Segenthau  
auf dieses Bündniß sprengen: dürrer Haß,  
scheeläugiger Verdruß und Zwist bestreut  
das Bett, das Euch vereint, mit eklem Unkraut,  
daß Ihr es Beide haßt. Drum hütet Euch,  
so Hymens Kerze Euch leuchten soll.

Ferdinand: So wahr  
ich stille Tag', ein blühendes Geschlecht  
und langes Leben hoff' in solcher Liebe  
als jetzo: nicht die dämmerigste Höhle,  
nicht der bequemste Platz, die stärkste Lockung,  
so unser böser Genius vermag,  
soll meine Ehre je in Wollust schmelzen,  
um abzustumpfen jenes Tages Feier,  
wann Phöbus' Zug gelähmt mich dünken wird,  
die Nacht gefesselt drunten.

Das ist ja schön von dem alten Shakespeare, daß er mit Grämen,  
weil ihm selber nicht mehr zu helfen ist, seine Kinder das Glück lehren  
will, das er verscherzt hat. Kann man darin etwas Häßliches, Selbst-  
süchtiges, Boshaftes, Lächerliches sehen, so ist man nicht normal.  
Ferdinand hält sein Gelübde; und der alte Shakespeare zeigt Das  
in einer kleinen feinen Szene: das junge Paar sitzt in Prosperos Zelle  
und — spielt Schach,

Zu diesem Ergebnis kam der freie Renaissancemann Shake-  
speare, als das Alter ihm die Weisheit gab, die er selbst nicht zu be-  
nutzen vermochte. Alles Schöne aus den Träumen der Jugend stieg  
auf, als er seine eigenen Kinder sich dem Brautstand nähern sah. Alles  
erschien ihm in neuem Licht, sogar die „hehren Ceremonien“,  
Ist Das nicht schöner: ein Alter mit wiedergewonnener Vernunft  
und unschuldigem Kinderglauben zu sehen, als zu hören, wie der cy-  
nische Greis am Rande des Grabes in einem Rinnstein von seines  
Vaters Bett und seiner Mutter Thorheit singt? Sag' die Wahrheit!  
Teslasche Ströme,  
Wenn man verurtheilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lie-  
ben, kann man sie zur selben Zeit hassen. Die Gefühle schwingen, das



Die Zukunft.

cinc löst das andere ab; Etwas entsteht, das Dem gleicht, was man in der Drahtlosen Telegraphie einen Oscillator nennt. Der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Teslasche Ströme hervor, die so stark sind, daß sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichniß; aber es mündet in die selbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Haß und Liebe sind polarisirt und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes in dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Uebersetzt: er kann dadurch, daß er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor ersaßt werden, daß er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verheert. Du bist so böse, daß es schade um Dich ist! Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden. Aber das Urböse, das seinen Stromerreger in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mäßig guten Menschen sehr gut machen.

Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber, wie die Teslaschen Ströme, allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht: sie gehen mitten durch.

Hippolytos,

Hippolytos, der Sohn des Theseus, hatte sein Iugendleben der keuschen Artemis geweiht, aus einer angeborenen Furcht vor Aphrodite. Aber Artemis selbst hatte, als sie die Kindesnöthe ihrer Mutter sah, einen solchen Abscheu vor der Ehe bekommen, daß Vater Zeus ihr die Gnade bewilligte, unvermählt bleiben zu dürfen.

Als die Göttin der Liebe hört, daß Hippolytos sich gegen die Majestät der Liebe empört habe, beschließt sie, sich zu rächen, und führt ihre Rache auf eine recht grausame Art aus. Sie erregt in der Stiefmutter Brunst für Hippolytos; und als der Iüngling das Verbrechen nicht will, rächt sich Phaedra wieder, indem sie sich das Leben nimmt und in der Todesstunde einen Brief hinterläßt, in dem die falsche Anklage gegen den Stiefsohn steht. Das ist Phaedras bekannte Tragödie, die Euripides am Besten von Allen ausgeführt hat. Theseus, der Vater, kommt heim, findet den Brief und übergiebt den Sohn der Rache Poseidons. Der bringt die Rosse des Iünglings so zum Scheuen, daß Hippolytos totgeschleift wird.

Das ist Heidenthum und Rache auf Rache, wendet man ein. Sieht man aber, daß die selben Schicksalsgesetze noch heute herrschen, so ist man geneigt, zu glauben, daß der Mann nicht das Recht hat, allein zu bleiben. Und weil es zwei Geschlechter giebt, muß der Mann wohl ein Weib suchen, da so viele ledig sind, und auf irgendeine Weise, nach Mitteln und Vermögen, der Mutter Erde opfern.

Man sieht auch, daß Männer, die sich der lieblichen, aber schweren Pflicht entziehen wollten, entweder für fremde Kinder arbeiten, wie

Das Buch der Liebe.

männliche Ammen dienen müssen oder bei Verwandten den Familienonkel zu spielen haben.

Beethoven wollte sich, wohl aus Furcht vor Störung und vielleicht aus Eifersucht für seine eigene Kunst, nicht verheirathen, obwohl er gute Gelegenheit hatte. Im Alter nutzte er den Sohn eines Bruders adoptiren. Er liebte das Kind, wurde darum von ihm mißhandelt, ausgeplündert und bekam einen häßlichen Prozeß mit der Mutter auf den Hals. Der Neffe verbitterte das Dasein des Alten gründlich: durch ein wildes Leben mit Selbstmordversuchen und durch schwarzen Undank. Als Beethoven schließlich todkrank daniederlag, schickte er den Neffen nach der Apotheke; mit Geld natürlich. Der Jüngling ging nicht nach der Apotheke, sondern ans Billard und blieb dort. Während dieser Zeit starb Beethoven.

Man kommt nicht los, wie es scheint.

Die aus Leichtsinne oder aus Furcht vor den Kosten den ersten, aber nicht den besten Ersatz nehmen, statt zu warten und eine Gattin zu wählen, müssen Das oft bereuen. Wenn sie einsam gelebt haben, abgesondert von Familie und Freunden, müssen sie sich schließlich trauen lassen; aber nicht mit der Braut, sondern mit der Haushälterin. Nach Allem, was ich gesehen, kann die Ehe nur glücklich, relativ glücklich, werden, wenn auf der Hochzeit eine jungfräuliche Braut heimgeführt wird.

Furcht vor Kindern ist schlechte Wirthschaft, denn die Kinder bringen gleichsam Unterhalt mit; ja, ich habe gesehen, eine zahlreiche Nachkommenschaft kann leichter zu ernähren sein als eine kleine Kinderschaar. Immer unter der Voraussetzung, daß die Ehe sauber und rein gehalten wird.

Eine traurige Erfahrung hat gezeigt, daß gute Männer, die sich der Frau mit kindlicher Zuversicht und einem Theil der Ehrfurcht, die man der Mutter zollt, näherten, oft in ihren Gefühlen gefoppt wurden. Jedes Weib ist ja dem Mann gegenüber eine Mutter in imos. Und darum wird der treuherzige Mann etwas knabenhaft, stellt sich unter sie, sieht zu ihr auf. Das beantworten aber die meisten Frauen mit einer stillen Geringschätzung; der Mann mit dem unbeschränkten Vertrauen wird leicht für einfältig gehalten.

Manon Lescaut ist ein solcher Prototyp; Iza in der „Affaire Clemenceau“ ist ein anderer. Beide, aus der Unterwelt, scheinen geboren zu sein, gute Männer zu verderben, und sie erfüllen ihre Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit, die für die wichtigste Mission ausreichen würde. Ueber böse Männer herrscht ihre Kraft nicht. Die aber lieben sie; von Denen lassen sie sich schlagen; Denen dienen sie. Während sie den guten und getreuen Mann peinigen. Weil sie selbst urböse sind, verabscheuen und hassen sie jede Aeüßerung eines selbstlosen, rechtschaffenen Wesens und ihre Lebenslust ist, zu sehen, wie der schöne Charakter niedergezogen wird und herunterkommt. Weh dem Mann, der einer Solchen begegnet und nicht die Kraft besitzt, sich von ihr zu



43«  
Die Zukunft,  
trennen! Mit der suggestiven Kraft der Here versteht sie, ihre Körper-  
seele zu exteriorisieren und so in sein Wesen, sein Blut, seine Nerven,  
seine Gedanken einzudringen, daß er sich schließlich selber nmbringcn  
muß, um sie unter seiner eigenen Haut zu töten.  
König Lears Frau.  
Man sieht im ersten Akt Eidame und Töchter auftreten, auch  
einen Schwiegervater, der viel verlangt; aber man sieht keine Mutter  
und Niemand nennt einer Mutter Namen. Sie ist also tot. Aber man  
pflegt ja bei Familienfestlichkeiten in einem unbewachten Augenblick  
an die Abgeschiedene zu erinnern. Hier herrscht Schweigen. Die älteren  
Töchter sind nicht angenehm; und der Narr charakterisirt sie aus seine  
einfache Art, als erGoneril kommen sieht: „Da kommt so einAuswurf“.  
König Lear ist mir nie sympathisch gewesen. Er verlangt Liebe,  
während Liebe gerade zu geben ist: zu geben, ohne Lohn, ohne Dank.  
Geben für Gegengaben: Das ist kaufen; geben, um zu geben: Das ist  
Liebe. Lear schenkt allerdings sein Reich mit einer Hand fort; aber mit  
der anderen nimmt er ein fettes Stück zurück, da er sich als Altsitzer  
mit einer Bedeckung von hundert Mann bei Neuvermählten nieder-  
läßt. Das ist unverständlich von einem so alten Mann und Goneril hat  
Recht, wenn sie sich über das Räuberleben beklagt, das hundert Ritter  
in ihrem jungen Heim führen:  
So wildes Volk, so schwelgerisch und frech,  
daß unser Hof, befleckt durch ihre Sitten,  
gemeiner Schänke gleicht. Unzucht und Lust  
stempelt ihn mehr zum Weinhaus und Bordell  
als fürstlichen Palast.  
Lear antwortet: „Hölle und Teufel!“ Dann sagt er, es sei Lüge.  
Sein Gefolge bestehe aus erlesenen Ehrenmännern. Hat Goneril ge-  
logen oder übertrieben? Oder lügt der Alte? Ich weiß es nicht, Go-  
neril verlangt aber, daß fünfzig Mann eingezogen werden. Da ver-  
flucht der Vater sie. Ist Das Vernunft? Dann will Regan das Ge-  
folge auf fünfundzwanzig herabsetzen. Da wird der Alte verrückt und  
geht auf die Haide hinaus. Und dort hält er seinen großen Monolog;  
diesmal aber nicht gegen die Undankbarkeit der Kinder, die hier Töch-  
ter sind, sondern gegen das Weib im Allgemeinen. Da kommt Frau  
Lear, dachte ich; denn mit dem erotischen Leben der Töchter sich zu be-  
schäftigen, hatte er keine Veranlassung,  
Vom Gürtel nieder sinds Centauren,  
wenn auch von oben Weib; nur bis zum Gürtel  
sind sie den Göttern eigen: jcnseit Alles  
gehört den Teufeln, dort ist Hölle, Nacht . . .  
Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß eine dunkle Erinnerung im  
Hirn des Alten aufsteigt, daß er in der Töchter cynischem Werben um  
Edmund ihre Mutter widersieht, deren Erbe sie tragen müssen. Im  
zweiten Akt gibts nämlich eine Stelle, die nicht klar ist, ab5 ein Ge-

Wetterzeichen.

431  
heimniß von der Art enthalten kann, wie es der Mann nicht gern alle  
Tage verräth. Regan kommt und begrüßt Lear:

Regan  
Ich bin erfreut, Eure Majestät zu sehen.

Lear  
Regan, ich denk', Du bists, und weiß die Ursach,  
warum ichs denke: wärst Du nicht erfreut,  
ich schiede mich von Deiner Mutter Grab,  
weils eine Ehebrecherin verschlösse.  
Regan ist ja falsch, da sie sagt, sie sei erfreut, den Vater zu sehen. Denn  
sie hat eben Anderen erklärt: sie wolle verreisen, wenn der Alte auf  
Besuch komme. Lear glaubt ihr nicht und wird ironisch. Aber die In-  
version in der Phrase ist so kühn, daß ich glaube« sie hat zurückgeschla-  
gen; oder hat versagt. Das sei dahingestellt.  
Shakespeares behaupteter Frauenhaß wird so schön im fünften  
Akt widerlegt, als Lear seine Kordelia wieder bekommen hat:

Lear  
Bittst Du um meinen Segen, will ich knien  
und Dein Verzeihn erflehen; so wollen wir leben,  
beten und singen, Märchen uns erzählen  
und über golone Schmetterlinge lachen.  
Gut und böse, die Wurzel im Dung und die Blütthe im Licht, das  
Schönste aufs Häßlichste gepfropft, das Meisterwerk der Schöpfung  
aber verpfuscht, hassend, wenn sie liebt, und liebend, wenn sie haßt:  
so schildert Shakespeare das Weib, die Sphinr, deren Räthsel man  
nicht lösen kann, weil es unlösbar ist oder nicht eristirt.  
Aber es ist mir ein Bedürfniß, zu denken oder zu ersinnen, Kor-  
delia sei die schöne Face ihrer Mutter, die sie überlebte; eine Paillette  
aus reinem Gold in schwarzem Schiefer, die der Achtziger in seiner  
Jugend mit den scharfen Augen der Liebe gesehen, ausgebrochen, ein-  
gefaßt und an seinem Herzen verborgen hat. Wie hätte er sonst Gone-  
rils und Regans Mutter lieben können?

Stockholm. August Strindberg,  
Wetterzeichen.  
D^ein Verständiger zweifelt an der Wirthschaftskraft der Panke^s;  
mancher Verständige aber findet, der seit 1907 verheißene Rie-  
senaufschwung lasse ein Bischen lange auf sich warten. Alles könne  
also auch drüben nicht in hellstem Glanze sein. Weil der Absatz nicht  
ausreicht, ist seit zwei Jahren der amerikanische Roheisenpreis aus der  
schiefen Ebene geblieben. Die Leistungsfähigkeit der Industrie übersteigt  
eben die Möglichkeiten des Marktes. Und da das angelegte Kapital  
sehr beträchtlich ist, wird es schwer, einen Theil der Maschinenkräfte  
auszuschalten. In dem gentlsme» s^resinsnt, der Vereinigung amerika-  
nischer Stahlindustriellen, entstand ein Kampf um die Preise. Monate



Die Zukunft.

lang hatte man der Politik des Richters Gary, des Stahltrustmannes, nachgegeben und Preisreduktionen vermieden. Schließlich kam es zum Bruch. Die Republic Iron and Steel Corporation, der stärkste Außen-seiter neben dem Stahltrust, setzte die Preise herab, Andere folgten und schließlich mußte Gary (der seinen Trust vor dem Untersuchung-ausschuß des Repräsentantenhauses klug vertheidigt) auch herunter-klettern. Ob niedrige Preise stets den Konsum anregen, ist eine andere Frage, Jedeufalls hat man sich entschlossen, „der Situation Rechnung zu tragen“. Und man scheint noch zu weiteren Kompromissen geneigt. Im Juli soll in Brüssel eine internationale Konserenz von Stahlpro-duzenten tagen. Die Amerikaner haben die Errichtung eines „Welt-stahlbundes“ angeregt. Sie selbst besitzen das American Iron and Steel Institute (seit 1907), das 95 Prozent der amerikanischen Stahl-produktion kontrolirt. Nach diesem Muster soll ein „Weltinstitut“ ge-schaffen, der Absatz im Ausland von den ärgsten Ausschreitungen des Konkurrenzkampfes befreit, vielleicht auch eine Einigung über die Preise versucht werden. Im Geschäft aber entscheiden die Bedingungen, unter denen der einzelne Produzent wirthschaftet. Schon die Verschie-denheit des Umfanges amerikanischer und deutscher Ausfuhr wider-strebt einer internationalen Vereinbarung, Das weiß der Hankee. Die Zahl der Auswanderer sinkt, die der Rückwanderer steigt: diese Thatsache zeugt auch nicht für die Gunst amerikanischer Konjunk-tur. In den ersten füns Monaten dieses Jahres sind 138000 Zwischen-deckpassagiere nach der Alten Welt zurückgekehrt; in den beiden Vor-jahren waren es nur 93000 und 85000, Amerika kann also nicht alle vorhandenen Kräfte verwerthen. Daß es (wie England und Deutsch-land) wachsende Summen im Welthandel aufweist, braucht kein Zeichen günstiger Konjunktur zu sein. Die Ausfuhr wird mit allen Mitteln gesteigert. Und den fremden Einwanderern wird die Aufnahme er-schwert. Der Zug wendet sich deshalb gastlicheren Stätten zu (Kanada, Argentinien, Brasilien); ob Amerika mit den eingeborenen Arbeitern unter allen Umständen auskommen kann, wird sich zeigen. Ballin, der am ersten Lunitag ein Vierteljahrhundert seiner Regirung abschloß (und der auch ohne Iubiläumsanlaß uneingeschränktes Lob für seine Schifffahrtpolitik verdient), hält, wie er zu einem amerikanischen Jour-nalisten sagte, das System der Absperrung für gefährlich, weil die ver-minderte Arbeitereinfuhr die Kosten der Produktion steigern und die Konkurrenzfähigkeit schwächen müsse. Er (der, wie jeder genialische Unternehmer, von unbedingtem Vertrauen auf das Schicksal erfüllt ist) warnt auch vor der steten Unruhe, die durch den allzu schroffen Kampf gegen die Trusts entsteht und die Zuversicht erschüttert. Doch all diese Sorgen verdüstern den Spekulant nicht den Him-mel, Die Baumwollhaussiers pfeifen auf die „wirtschaftlichen Ver-hältnisse“ ; sie wollen den Preis halten und den Profit gegen die Mög-lichkeit einer Schmälerung durch die Ernte sichern. Schon haben sie erreicht, daß in einzelnen Spinnereien der Betrieb eingestellt wurde, weil bei der Theuerung des Rohmaterials nur mit Verlust zu arbeiten

Wetterzeichen.  
wäre. Solche Kunststücke sind stets Symptome ungesunder Verhältnisse; wenn Handel und Industrie gedeihen, sind sie nicht nöthig. Die hastige Steigerung des londoner Zinnkurses ist nicht etwa die Folge stürmischer Nachfrage, sondern das Ergebniß einer Schwänze. Jedes Produkt, das nur in bestimmten Mengen vorhanden ist, kann von Leuten, die über große Mittel verfügen, „eingesperrt“ werden. Der Spekulant belegt alle ihm erreichbaren Quantitäten mit Beschlag und läßt nur so viel Waaren auf den Markt kommen, wie seiner Taktik entspricht. Die Gegenpartei, die spekulirt hat, kann sich nicht mehr decken und wird „aufgeschwänzt“. Zinn kostete eines Tages um das Vierfache mehr als Kupfer. Das verbürgt noch keine Konjunktur. Neulich war die Jahressitzung des Verbandes britischer Eisen- und Stahlindustrieller (British Iron Trade Association). Da hieß es, man müsse die Vorzüge der industriellen Organisation in Amerika und Deutschland nachahmen, um den beiden Rivalen gewachsen zu sein. Als nothwendig wurde eine stärkere Unterstützung der Montanindustrie durch die Banken und die Errichtung von Syndikaten bezeichnet. Die englische Depositenbank, der Emissionen verboten sind, wurde uns lange als großes Muster gezeigt. Nun wird im Lande selbst das starre System getadelt. Unterstützung der Industrie heißt eben: nach deutscher Art erweitertes Programm, Aber die Häufung der Spargelder in Depositenbanken ist die Folge einer gewissen Vereisung der Industrie, Da müßte erst Thauwetter eintreten, ehe an einen neuen Frühling zu denken wäre, wie England ihn sich wünscht. Das Verhältniß von Industrie und Bank ist ein Produkt natürlicher Entwicklung; und man darf bezweifeln, ob sich der Typus einer deutschen Industriebank ohne Weiteres in England einführen und mit Nutzen erhalten läßt. Werden unsere Syndikate erneuert? Sicher, sagen die Klugen; wenn auch erst in der letzten Stunde, Doch das Montangewerbe leidet unter der Ungewißheit und Manche wünschen, der Staat möge in die Verhandlungen über das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat eingreifen. In den Reinen Zechen, die im Nachtheil sind, ist das Verlangen nach fiskalischer Mitarbeit stärker als in den Hüttenzechen. Die Besprechungen der beiden Gruppen wurden, als vorläufig aussichtslos, abgebrochen. Der Vertrag des Kohlensyndikates läuft erst Ende 1912 ab. Daß man heute schon an der Verlängerung arbeitet, ist ein Akt der Vorsicht, Wer stark ist, rüstet für die Selbständigkeit; die Schwachen aber, die das Syndikat brauchen, verlieren an Boden, überstürzen ihre Dispositionen und schaden sich selbst. Von der Harpener Bergbaugesellschaft, der größten Reinen Zeche, wurde behauptet, sie werde an den bayerischen Staat verkauft oder ihr ein Hüttenwerk angegliedert werden. Die erste Behauptung wurde schnell dementirt. Bayern möchte feine Lokomotiven mit eigener Kohle füttern und zu diesem Zweck eine fremde Zeche erwerben. Vor Jahren nannte man das Steinkohlenbergwerk Nordstern, das heute dem Phoenix gehört; später auch einmal die Bergbaugesellschaft Konkordia. Bisher wurde nur ein Felderbesitz in Stockheim (Oberfranken) erworben. Das war ein Fehlschlag. Man hat



Millionen verpulvert und mußte froh sein, vom Vertrag mit dem Verkäufer zurücktreten zu können. Ob ernstlich an Harpen gedacht wird, hören wir vielleicht vom Landtag. Die Absicht, eine Hütte anzugliedern, wurde vielfach für wahrscheinlich gehalten. Die Harpener waren die Bannerträger der Reinen Zechen; sie haben die Kontingentirung des Selbstverbrauches der Hüttenzechen durchgesetzt. Flüchten sie nun unter den Schutz des Hüttenzechenprivilegs, so ist bewiesen, daß die „gute Sache“ der Reinen Zechen nicht mehr stark genug zieht. Vielleicht ist wieder nur ein leeres Gerücht. Aber die Zugkraft der Syndikate läßt nach. Sonst hätte das düsseldorfer Roheisensyndikat keinen so schwachen Nachfolger bekommen wie den essener Roheisenverband, der im vorigen Jahr zusammengestoppelt wurde. Er sollte ein allgemeines deutsches Roheisensyndikat vorbereiten. Schon aber sind ihm neue Gegner erstanden. Die Geisweider Eisenwerke blieben Outsiders und die lothringisch-luxemburgischen Hütten wollen von Verständigung noch nichts hören. Die Preise finden keine Stütze mehr und gleiten bergab. Die Konvention für Draht, Drahtwaaren und Drahtstifte wird aufgelöst. Die Folge des Beschlusses war ein Preisfall, der aber die Konsumenten nicht zu neuen Abschlüssen reizte; sie glauben, nach dem Ende der Uebereinkunft werde der Preis noch billiger werden. Warum solls nicht auch ohne Syndikate gehen? Immerhin ist die Uebergangszeit gefährlich; denn haltbare Verbindungen sind nur unter Werken möglich, die einander territorial oder in ihrer Produktion ergänzen. Werke, die sich auf ein einzelnes Material festgelegt haben, können nicht darauf rechnen, im Konkurrenzkampf zu siegen. Den, Riesenbetrieben muß und will man Arbeit ichaffen und giebt ihnen deshalb Abnehmer, die sie selbst kontrolliren können. Daß die Löhnung der Bergarbeiter unter dem Streit um die Syndikate nicht leidet, zeugt für die Lebenskraft der deutschen Montanindustrie. Und die Börse? Die lebt ihr eigenes Leben; und fühlt sich dabei leidlich wohl. Am Besten sieht es auf dem Markt der Elektrizität aus: AEG 275; Siemens 6 Halske 250; die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft hat mit dem vermehrten Aktienkapital von M Millionen einen um fast 3<sup>^</sup>> Millionen Mark höheren Reingewinn erzielt. Käme nur von diesem Gebiet und aus dem Bankenparadies die Entscheidung, so wäre jeder Zweifel am Glück deutscher Wirthschaft ein Frevel. Aber es giebt Flecke, gegen die auch Benzin machtlos ist; und von der Hochkonjunktur, die uns die Herren Staatssekretär Delbrück und Direktor von Gwinner prophezeit haben, ist noch immer nichts zu spüren. Der Reichsbankpräsident und die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft waren vorsichtiger und mieden das verführerische Wort. Vielleicht haf-tete ihr Blick an den Stellen, wo der Wirthschast die Sonne nicht scheint. Zu bitterer Klage ist kein Grund; doch noch immer auch nicht zu überschwänglicher Hoffnung. Ein Trost ist, daß wir diesmal nicht neidvoll zu seufzen brauchen: Amerika, Du hast es besser! Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Patz S Garleb G. m. b, h, in Berlin.